Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Neunzehnter Jahrgang.

1892.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Lipperheide.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Y 2 203
LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane, Novellen und Skizzen.

Graf Ede. Humoristische Erzählung von Joachim von Dürow. 1, 9, 18.
Der Ehe-Engel. Von Marie von Olfers. 6.
Die Blinde. Novellette von Ant. Remin. 12.
Die Kaffee-Extractions-Maschine. Von Klaus von Rheden. 14.
Der Paria. Von H. von Kahlenberg 23.
Der Prüfstein. Novelle von Fedor von Zobeltitz. 25, 33.
Ein Pessimist. Novellette von Carl Müller-Rastatt. 30.
Maartje. Ein Strandbild von Wanda Bartels. 38.
Ein Sonntagskind. Novelle von M. von Eschen. 42.
Eine Bergpredigt. Novellette von Hermine Villinger. 46.
Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert. Von Wilhelm Jensen. 49, 57, 65, 73, 81, 89, 97, 105, 113, 121.
Das sehende Herz. Ein Märchen von L. Bürkner. 54.
Vier Spiele. Eine Erzählung von Oscar Justinus. 61.
Am Quell. Novellette von Gabriele von Lieres und Wilkau. 68.
Eine Streberin. Studie aus dem Bühnenleben. Von Olga Wohlbrück. 76.
Der Pfingststurm von 1860. Von Wanda Bartels. 84.
Das Ende der Frühlings-Nymphen. Von Fr. Wilh. Groß. 86.
Vom Grabe zur Wiege. Erinnerungen aus dem Kaukasus. Von A. G. von Suttner. 94.
Miezchen. Novellette von F. von Kapff-Essenther. 102.
Ein dummer Streich. Briefe aus zwei Sommerfrischen, mitgetheilt von Manuel Schnitzer 110.
Ein Kinderherz. Skizze von Helene Engel. 118.
Vétywert. Von E. S. 126.
Merkwürdige Rettung. Zur Erinnerung an die Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792. Von A. von Winterfeld. 126, 134.
Prügelstrafe. Novelle von Frida Schanz. 130, 137.
Das Spatzenlied. Von Hellmuth Mielke. 133.
Kauft Edelweiß! Hochlandsgeschichte von August Silberstein. 140.
Fatuma. Novelle von Heinrich Brugsch. 146, 153, 161.
Ein gebrochenes Herz. Novellette von E. von Wald-Zedtwitz. 150.
Sein Rittmeister. Novellette von Doris Freiin von Spättgen. 156.
Erni's Wiege. Von G. von Sarasin. 164.
Das ehrbußliche Weiblein. Novelle von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey). 169, 177.
Die Andreas-Nacht. Novellette von Hellmuth Mielke. 174.
Hetzjagd. Novellete von Claus Zehren. 180.
In der weiten Welt. Märchen von E. Wilcke. 182.
Herr Längner und seine Tochter. Eine Berliner Weihnachts-Geschichte von Hanns von Spielberg. 186.

Gedichte.

Zum neuen Jahr. Von Johannes Trojan. 1.
Liebe. Von Amélie Godin. 11.
Gedankensplitter. Von Alb. Roderich. 19.
Glückliche Stunden. Von Adalbert von Hanstein. 55.
Ostermorgen. Von Amélie Godin. 57.
Elegie. Von Ernst Eckstein. 107.
Winter-Sonnenschein. Von Johannes Trojan. 186.

Biographisches.

Der Herzog von Clarence. 31.
Aus dem Jugendleben der Königin Luise in Darmstadt. Von Gebhard Zernin. 38.
Hedwig von Olfers. Von Erich Schmidt. 43.
Adalbert von Hanstein. Beiblatt I zu Heft 7.
Joh. Amos Comenius. Beiblatt II zu Heft 7.
Fritz von Uhde. Beiblatt zu Heft 9.
Kaiser Wilhelms I. Lieblingsschwester. Von Georg Malkowsky. 75.
Mirza Schaffy. Von Georg Malkowsky. 86.
Philippine Welser. Eine Charakter-Studie. Von Wendelin Boeheim. I. 109, II, 115. III, 124.
Sophie, Großherzogin von Sachsen. Von R. Bürkner. 147.
Bertha von Suttner. Beiblatt zu Heft 19.
Eleonora Duse. Von J. Werner. 167.
Der Dichter des Enoch Arden. Von Georg Malkowsky. 172.
Maria Stuart. Ein historisches Erinnerungsblatt von A. Steinfeld. 179.
M. von Egidy. Von G. von Beaulieu. 182.
Charlotte von Stein. Von Philipp Stein. 191.

Natur und Kunst, Altes und Neues.

Afrikanische Mode. Von Theo Seelmann. 3.
Ein Kinder-Kostümfest. Von Balduin Groller. 20.
Bilder aus dem Leben unserer Sprache. Von Ottomar Beta. I. 22, II. 30.
Zur Geschichte der Kochkunst. Von Detlev von Geyern. 23.
Ein Ballfest im Jahre 2000. Von Georg Malkowsky. 29.
Unser krankes Kind. Von Margarethe Henke. 31.
Dorf und Park Paretz. Von F. Reiher. 37.
Die Persönlichkeit und die Frau. Von K. von Doering. 39.
Der Kampf um's Dasein auf der Leipziger Ausstellung des rothen Kreuzes. Von Georg Malkowsky. 44.
Zu Hause. Von P. G. Heims. 47.
Duft. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. 52.
Die Freuden des Lebens. Von Georg Malkowsky. 55.
Die Ausstellung von kirchlichen Stoffen und Parament-Stickereien im Königl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Von Professor Julius Lessing. 61.
Neue Bahnen. Von A. von Hartmann. 62.
Frauenarbeit und Dilettantismus. Von J. Stockbauer. 68.
Zur Lebensgeschichte des General-Feldmarschalls Grafen Hellmuth von Moltke. Von Georg Malkowsky. 70.
Trüffel und Champignon. Von O. Altmann. 78.
Grüne Moden. Von Zoë von Reuß. 87.
Die Wiener Theater- und Musik-Ausstellung. Von Balduin Groller. I. 93, II. 101.
Die neuen Lehrpläne unserer Gymnasien. 95.
Die goldene Hochzeit am dänischen Hofe. 103.
Sinnsprüche. Von Anna Gräfin Pongrácz. 115.
Zur Aesthetik des Frauen-Bildnisses. Von Georg Malkowsky. 118.
Die Volksbühne in Kraiburg am Inn. Von Georg Malkowsky. 131.
Einige Betrachtungen über das Reiten der Damen. Von Graf C. G. Wrangel. 139.
Die modernen Stickereien und Spitzen in der Exposition des Arts de la femme in Paris. Von Tina Frauberger. 145.
Prophetische Träume. Von C. Falkenhorst. 151.
Ein Buch für die Winter-Sonnenwende. Von Georg Malkowsky. 155.
Der historische Festzug zur Jubelfeier in Weimar. Von Georg Malkowsky. 163.
Freundschaft. Von P. G. Heims. 166.
Eröffnungsrede im Berliner Victoria-Lyceum. Am 12. October 1892 gehalten von Erich Schmidt. 173.
Der Schneeschuh-Sport. Von J. Manstein. 184.
Gedichte von Hedwig von Olfers. Von Erich Schmidt. 190.
Weihnachtliches. Von Toni Grosse. 191.

Kunstgewerbliches.

Porzellan-Malerei. Von Olga Altmann. I. 7, II. 15.
Deutsche Bauern-Möbel. Beiblatt zu Heft 1.
Deutsche Bauern-Möbel. Beiblatt zu Heft 3.
Lederarbeiten. Beiblatt zu Heft 5.
Gepreßte Leder-Tapete. Beiblatt zu Heft 6.
Herren-Schreibstuhl. Beiblatt zu Heft 8.
Malerei „Vernis Martin." Von Clara Lobedan. 72.
Wismuth-Malerei. Von Hildegard Lehnert. 80.
Sparkasse. Beiblatt zu Heft 12.
Kaminschirm und geätzte, farbig decorirte Platte. Von Hildegard Lehnert. Beiblatt zu Heft 15.
Spanische Tapete. Beiblatt zu Heft 16.
Kamin im maurischen Stil. Beiblatt zu Heft 17.
Glas-Aetzung. Imitation. Von Franz Menter. Beiblatt zu Heft 20.
Kamin-Vorsetzer. Beiblatt zu Heft 21.
Uhr und Vase. Beiblatt zu Heft 22.

Verschiedenes.

Die heiligen drei Könige. 7.
Voltaire bei Herzog von Sully. 7.
Nicht engagirt. 14.
Windstille. 15.
Gebirgsstraße in Dalmatien. 24.
Auf dem Heimwege. 24.
Am alten Rhein. 32.
Königin Luise. 39.
In der Sacristei. 39.
Volksleben auf der Piazza Navona in Rom. 47.
Der Willkommen-Gruß. 55.
Der hartnäckige Client. 55.
Das erste Schiff. 63.
Pietà. 63.
Maiblumen. 71.
In der Kinderstube. 71.
Getrennt. 79.
Am Waldteich. 79.
Die alte Reichspost in Nürnberg. 87.
Blumenmarkt in Triest. 88.
Am Scheidewege. 96.
Der alte Soldat. 96.
Guten Morgen! 103.
Markt in Jaffa. 103.
Eine drollige Geschichte. Beiblatt zu Heft 13.
Wasserrosen. 111.
Die Procession. 111.
Oeffentlicher Schreiber in Rom. 119.
Das Netz. 127.
Calabrisches Mädchen. 136.
Ein Kleeblatt. 136.
Laguna viva — Laguna morta. 143.
Ein Striker. 143.
Zweierlei Tuch. 152.
Die Wetterharten. 159.
Ein sonniger Octobertag. 159.
Nach der Jagd. 167.
Leidversunken. 175.
Gewissensfrage. 175.
Der Tanz. 183.
Schlittenfahrt zum Weihnachts-Abend. 191.

Literarisches. Beiblatt zu Heft 1, 3, 4, 5.

Aus der Frauenwelt.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 (I), 8, 9, 10, 11, 12 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22. 23 (I), 24 (I).
Ein Kostümball ohne Herren. Von Emile Erhard. Beiblatt zu Heft 6.
Emma Laddey geb. Radtke. Von Jenny Hirsch. Beiblatt zu Heft 10.

09. 1658.
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 (I), 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22 (II), 23 (I), 24 (I).
Neue Herren-Moden. Beiblatt zu Heft 2, 4, 10, 14, 18.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23.
Smock-Stickerei. Beiblatt zu Heft 11.
Federkiel-Stickereien aus Sibirien und Alaska. Von J. Adrian Jacobsen. 160.
Weihnachts-Arbeiten. Von Marie Kirschner. Beiblatt II zu Heft 23.
Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt I und II zu Heft 24.

Für's Haus.

Ein kleiner Neujahrsscherz. 7.
Unsere Gesellschaftssessen. Reiches Mittagsmahl für den Monat Januar. Von Luise Holle. 15.
Neue Wirthschafts-Gegenstände. 15.
Milch als Löschmittel bei Petroleumbrand. Von Dr. Max Vogel. 24.
Der Verbrauch und die Verwendung des Aluminiums. 32.
Labskaus. Von Helene Pichler. 32.
Branntweinkäse. 32.
Praktisch. Von Luise Holle. 39.
Kanarienvögel. 39.
Risotto auf echt italienische Art. 40.
„Bomben" genannte Eisspeisen. 40.
Neue Küchengeräthe. 40.
Kleine Rathschläge. 47.
Kochtopf und Bereitung einer guten Fleischbrühe. 48.
Wie bewirthet man Gäste? Von E. von Wrangel. 56.
Vom Schlafen kleiner Kinder. Von Dr. Fr. Dornblüth. 56.
Zum Osterfest. 63.
Vom Küssen der Kinder. 64.
Eine warme Zwischenspeise von Kibitz-Eiern. 64.
Farcirte Morcheln. 64.
Sauerampfer. 64.
Blätterteig-Schnitte mit Crêmefüllung. 64.
Fester Wille. Von Elisabeth Kaselowsky. 71.
Die Fußbekleidung kleiner Kinder. 71.
Fußboden-Wichse. 71.
Etwas über Käsebereitung. 71.
Eigener Heerd. 79.
Hübscher Brauch. 79.
Waldmeister für den Winter zu bewahren. 79.
Motten. 79.
Junge Tauben mit Griesklößen. 79.
Billig! billig! 88.
Ein neuer Philantrop. 88.
Obst vom Cap. 88.
Gratin von Spargel. 88.
Stachelbeer-Trifle. 88.
Einmache-Büchsen. 96.
Frauen-Erwerb. 104.
Kochtopf. 104.
Butter. 104.
Bain-Marie. 104.
Tafel-Decoration. 112.
Forellen. 112.
Eine neue Eisbereitungs-Maschine. 120.
Forellen in Aspic. 120.
Mandelkruste mit geschlagener Sahne und Erdbeeren. 120.
Reine-Clauden einzumachen. 128.
Brombeeren. 128.
Muscateller-Birnen. 128.
Essigpflaumen mit Wein. 128.
Kirschwein. 128.
Roulade von Aal. 136.
Junge Hühnchen in Gelée. 136.
Kalte Pastete von Schinken. 136.
Gefüllte Krebse. 136.
Das Wasser im Haushalt. 144.
Vorhangständer. 144.
Willkommen. 152.
Etwas vom Reinmachen. 152.
Pasteten-Töpfe. 152.
Käse- und Radieschen-Schüssel. 152.
Ernte und Aufbewahrung des Obstes. 159.
Thee. 159.
Shako hands. 168.
Das Dörren des Obstes. 168.
Das Dörren der Gemüse. 176.
Wie ich einen Selbstkocher verfertigte. 176.
Etwas über Backpulver-Bäckerei. 183.

Im Modentheil.

Ein Weihnachtsbaum. Von Fr. A. Ackermann. 195.
Neue Gas-Apparate. 195.
Der Speisezettel bei dem Tauf-Diner unserer kaiserlichen Prinzessin. 195.

Briefmappe, Fragen und Antworten.

		Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Aepfel, Erfrorene		24.	56.
Aquarium	XVIII.	184.	32.
Auffärben von Sopha-Bezügen		136.	144. 159.
Backen mit Cremor tartari		128.	144. 159.
Beefsteak-Pudding		120.	128.
Bernstein		8.	56.
Bindfaden	XVIII.	184.	40.
Bilderrahmen		32.	64.
Blattpflanzen		79.	88.
Blumen, Frische, zu pressen		120.	128.
Blumen-Conservirung		144.	152.
Bräuche, Alte		159.	176. 183.
Christbaum-Ständer		183.	
Corset		152.	
Damen-Pension in Nürnberg		112.	
Euonymus		79.	88.
Fingernägel-Verschönerung		136.	144.
Fisker-Pudding		144.	152.
Flanell-Reinigung		79.	88.
Flecke in gemaltem Porzellan	XVIII.	151.	48.
Fliegenschmutz		56.	64.
Gallseifen-Recept		120.	144.
Glacé-Handschuhe	XVIII.	176.	32.
Glanz von getragenen Kammgarn-Röcken zu entfernen		112.	
Glasbilder für eine Laterna magica		56.	71.
Gunnera scabra		79.	88.
Gurken-Verwendung		136.	144.
Haar-Färbemittel		71.	79.
Haaröl	XVIII.	168.	16.
Handschuhe, Schwedische	XVIII.	184.	40.
Haus mit Garten		96.	120.
Hausbier		159.	183.
Hühnerkämme, Erfrorene		40.	71.
Hummer, Amerikanisch zuzubereiteter		104.	112. 144.
Kaninchenzucht		168.	183.
Kartoffelmehl		24.	64.
Messing-Bettstellen zu behandeln		56.	71. 96.
Monogramm		88.	104.
Nußschalen-Extract	XVIII.	168.	24.
Obstflecke	XVIII.	192.	56.
Orchideen-Cultur		71.	79.
Papierblumen		159.	176.
Pension		152.	168.
Petroleum auf Marmor		16.	64.
Petroleum als Waschmittel		144.	159. 176.
Petroleum-Lampe, Niedrig geschraubte	XVIII.	168.	32.
Pflanzenabdrücke		40.	64.
Riechsalz, Englisches		104.	112.
Rostflecke		64.	71.
Salzburger-Nockerln		112.	120.
Sammet	XVIII.	160.	8.
Schildpatt-Kamm		16.	56.
Schimmelflecke		88.	104.
Schrotbrod	XVIII.	176.	40.
Seiden-Crêpe zu glätten		120.	144.
Sommersprossen		104.	120.
Spiegelgläser und Fensterscheiben zu putzen	XVIII.	120.	8.
Strümpfe zu färben		71.	79.
Teppich-Fabrik		183.	
Theebretter		48.	64.
Uebermalen von Photographien	XVIII.	168.	16.
Veilchenpulver, Echtes		71.	79.
Versilbern und Vergolden		48.	64.
Vétyvert		136.	144.
Wachsrosen		64.	79. 96.
Wand-Decoration		88.	104. 120.
Waschen bunter Stickereien		104.	112. 128.
Wasserflecke in Möbeln	XVIII.	192.	56.
Weihnachtsbäume		8.	24.
Weihnachts-Gedicht		176.	
Zeichentinte für Wäsche		32.	64.

Im Modentheil.

Eier, Milchige 195.
Handarbeits- und Gewerbeschule 195.

Rathschläge.

Abbröckeln der Zähne. 168.
Ameisen zu vertreiben. 152.
Arlésienne-Hut. 112.
Aufplätt-Muster. 128.
Beizen von Holz. 128.
Butter zu conserviren. 168.
Dermatol. 128.
Directrice-Ausbildung. 168.
Farbestoff, Ein neuer vegetabilischer. 168.
Fettabsonderung. 128.
Fleck-Reinigung. 112.
Flecke, Rothe am Kinn. 168.
Goldschmuck, Ueberladung. 183.
Haar-Ausfall. 112.
Handschuhe, Verwendung alter. 168.
Haushaltungsbuch. 88.
Haut, Durch Sonnenhitze geröthete. 128.
Kaffee-Extract. 168.
Kerbschnitzereien, Verwerthung. 168.
Klöppelwolle. 168.
Kropfübel. 128.
Leberflecken. 128.
Lederpappe. 96.
Lodenstoffe. 128.
Lusah. 112.
Malen auf Leder. 79.
Mitesser. 144.
Motten. 168.
Nesselfriesel. 136.
Parfait-Liqueur. 152.
Passamenterie-Franzen. 120.
Paste für Chromo-Malerei. 168.
Paumgartens Schutzlampe. 168. 176.
Pelz-Garnituren färben. 168.
Platin-Lampe. 152.
Polster-Möbel. 112.
Runzeln. 128.
Schimmeln der Blätter an Rosenstöcken. 136.
Schoten, Junge. 104.
Schutzblätter. 96.
Seide zu färben. 136.
Seidenstoffe zu waschen. 96.
Silber- und Goldstickereien. 128.
Sorbets. 104. 136.
Stärken von Satin-Kleidern. 152.
Stearin-Flecke aus Notenpapier zu entfernen. 152.
Strick- und Häkel-Wollreste. 128.
Teint durch Pudern verdorben. 159.
Truhe billig herzustellen. 176.
Unterkleider, Empfehlenswerthe. 71.
Unterscheidung guter von minderwerthiger Leinewand. 71.
Verwendung getragener Kinder-Tuchkleider. 71.
Warzen am Halse. 168.
Waschmaschine, Praktische. 96.
Wohnung in einer Mittel-Stadt. 104.
Wollenreste weben. 128.
Zeichen-Atelier. 196.

Gärtnerei.

Die Topf-Cultur des Weinstockes. Von Ad. von Drathen. 7.
Eine seltene Schmuckpflanze. Von A. Neumann. 40.
Eine neue Einfassungspflanze. 55.
Frühjahrsbehandlung der Erdbeer-Beete. 55.
Philodendron. 55.
Zur Vertilgung der Raupen. 63.
Hochstämmige Isolepis gracilis. 88.
Die Anlage junger Meerrettig-Beete. 88.
Anbau von Sellerie. 88.
Schattige Stellen des Gartens. 88.
Eine schwarzblättrige Pelargonie. 103.
Fortschritte in der Nelken-Cultur. 104.
Kaiserin Auguste Victoria-Rose. 111.
Neue wohlriechende und gestreifte Blüthen-Begonien. 111.
Tabakstaub, ein billiges und treffliches Mittel gegen Blattläuse. 111.
Wirksamer Schutz der reifenden Trauben durch Papiertüten. 112.
Die Reseda im Zimmergarten. 119.
Afrikanische Zierspargel-Arten. 119.
Die Sonne als Feindin der Fensterblumen. 119.
Rankende Kapuziner-Kressen als Topfblumen. 127.
Die frühesten Treibzwiebeln. 127.
Das Spritzen. 128.
Linaria Cymbalaria. 136.
Hornabfälle, ein reinlicher Dünger für Zimmer- und Gartenpflanzen. 136.
Neue Rettigsorten. 136.
Der neue Bismarck-Apfel. 136.
Die Osterlilie. 144.
Wie man Kürbisfrüchte präparirt. 144.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Maiblume vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 159.
Die Feigen-Cacteen als unverwüstliche Zimmerpflanzen. 159.
Pflanzen-Cultur in Moos. 159.
Der Zimmergarten im Spätherbst. 167.
Chrysanthemum-Neuheiten. 167.
Die Kentia-Palmen. 176.
Die Flamingo-Pflanze als Zimmerblume. 176.

Im Modentheil.

Lebende Christbäume. 195.
Blüthen für den Weihnachtstisch. 196.

Fragen.

Abfallen der Blumenknospen. 196.
Blumengaben. 196.

Redactions-Post.

Seite 8, 16, 24, 40.
Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 (I), 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22 (I), 23 (I), 24 (II).

Illustrationen.

Portraits.

Prinzessin Mary von Teck und Prinz Albert Victor, Herzog von Clarence und Avondale. 25.
Königin Luise. Von W. Amberg. 36.
Hedwig von Olfers. Von Gustav Richter. 41.
Adalbert von Hanstein. Beiblatt I zu Heft 7.
Jos. A. Comenius. Beiblatt II zu Heft 7.
Fritz von Uhde. Beiblatt zu Heft 9.
Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin. 75.
Erzherzog Ferdinand II., Graf von Tirol und Philippine Welser. 109.
Philippine Welser. 113, 117, 124, 128.
Erzherzog Ferdinand II., Graf von Tirol. 125.
Sophie, Großherzogin von Sachsen-Weimar. 145.
Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar. 145.
Bertha von Suttner. Beiblatt zu Heft 19.
Eleonora Duse als Marguerite Gautier in der „Camelien-Dame". 168.
Alfred Tennyson. 172.
Charlotte von Stein. 192.

Aus der Gegenwart.

Martin Greifs Bühnenspiel: „Ludwig der Bayer" in Kraiburg am Inn. Von Otto H. Engel. 132.
Der historische Festzug zur Jubelfeier in Weimar. Von A. Wagner. 165.
Alfred Tennysons Landhaus auf der Insel Wight. Von T. von Eckenbrecher. 172.

Land und Leute.

Gebirgsstraße in Dalmatien. Von A. H. Schram. 17.
Am alten Rhein. Von Franz Skarbina. 28.
Volksleben auf der Piazza Navona. Von P. Joris. 44.
Die alte Reichspost in Nürnberg. Von W. Ritter. 81.
Blumenmarkt in Triest. Von W. Gause. 85.
Markt in Jaffa. Von G. Bauernfeind. 100.
Oeffentlicher Schreiber in Rom. Von P. Joris. 116.
Calabrisches Mädchen. Von E. von Blaas. 129.
Der Canal von Fusina. Von F. Ruben. 137.
Weihnachts-Markt im Lustgarten zu Berlin. Von Franz Skarbina. 188, 189.

Religiöses.

Pietà. Von Hans Tichy. 60.

Genre-Bilder.

Die heiligen drei Könige. Nach einem alten Stich. 1.
Voltaire bei Herzog Sully. Von W. E. Orchardson. 5.
Die Kaffee-Extractions-Maschine. Von P. Bauer. 9.
Nicht engagirt. Von J. von Wodzinski. 12.
Windstille. Von Smith-Hald. 13.
Auf dem Heimwege. Von H. Hartwich. 21.
In der Sacristei. Von Carl Marr. 33.
Der Willkommen-Gruß. Von C. Becker. 49.
Glückliche Stunden. Von Hugo König. 52.
Der hartnäckige Client. Von S. Lewin. 53.
Das erste Schiff. Von S. Granitsch. 57.
Maiblumen. Von L. Barrau. 65.
In der Kinderstube. Von Fritz von Uhde. 69.
Am Waldteich. Von L. Munthe. 73.
Getrennt. Von F. Vezin. 77.
Am Scheidewege. Nach einer Moment-Aufnahme. 89.
Der alte Soldat. Von G. A. Storey. 92.
Guten Morgen! Von Th. Grust. 97.
Eine drollige Geschichte. Von H. Kotschenreiter. Beiblatt zu Heft 13.
Wasserrosen. Von W. Roelofs. 105.
Procession. Von Bennewitz von Loefen jr. 108.
Das Netz. Von H. Timmermans. 121.
Ein Kleeblatt. Von Jos. Straka. 133.
Ein Striker. Von Mathias Schmid. 141.
Belagert. Von A. de Courten. 149.
Die Wetterharten. Von M. Ancher. 153.
Ein sonniger Octobertag. Von Peter Paul Müller. 157.
Nach der Jagd. Von C. Reichert. 161.
Leidversunken. Von W. A. Roesler. 169.
Gewissensfrage. Von Carl Rickelt. 173.
Der Tanz. Von J. E. Millais. 178.
Maria Stuarts Abschied von Frankreich. Von E. Lauffer. 181.
Schlittenfahrt zum Weihnachts-Abend. Von A. Wierusz Kowalski. 185.

Verschiedenes.

Text-Illustrationen zu:
Ein Kinder-Kostümfest. 20 (8).
Ein Ballfest im Jahre 2000. Von Fr. Stahl. 29 (3), 32 (3).
Dorf und Park Paretz. Von L. Du Bois-Reymond. 37 (5), 40 (2).
Der Kampf um's Dasein auf der Leipziger Ausstellung des rothen Kreuzes. Von Fr. Stahl. 45 (4), 48 (2).
Der Pfingststurm von 1860. Von Hans Bartels. 84 (2).
Die Wiener Theater- und Musik-Ausstellung. Von M. Ledeli. I. 93 (3), 96 (1), II. 101 (3), 104 (1).
Philippine Welser. I. 112 (2), II. 117 (1), 120 (3), III. 125 (2), 128 (1).
Sophie, Großherzogin von Sachsen. 148 (7).
Der Schneeschuh-Sport. 184 (2).
Charlotte von Stein. 192 (3).

Kunstgewerbliches.

Porzellan-Malerei. I. 8 (5), 16 (6).
Etagère aus Eichenholz. Beiblatt zu Heft 1.
Uhrkasten und Stuhl aus Eichenholz. Beiblatt zu Heft 3.
Tapeten-Muster. Beiblatt zu Heft 6.
Notenständer und Chronik. Beiblatt zu Heft 5.
Altardecke. 64.
Casel im Dom zu Kanten. 64.
Herren-Schreibstuhl. Beiblatt zu Heft 8.
Malerei „Vernis Martin". 72 (4).
Wismuth-Malerei. 80 (5).
Sparkasse. Beiblatt zu Heft 12.
Kaminschirm und geätzte, farbig decorirte Platte. Beiblatt zu Heft 15.
Spanische Tapete. Beiblatt zu Heft 16.
Kamin im maurischen Stil. Beiblatt zu Heft 17.
Fenster. Beiblatt zu Heft 20.
Kamin-Vorsetzer aus Schmiedeeisen. Beiblatt zu Heft 21.
Uhr und Vase. Beiblatt I zu Heft 22.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1 (5), 2 (14), 3 (13), 4 (9), 5 (17), 6 (14), 7 I. (15), 8 (9), 9 (13), 10 (10), 11 (5), 12 (10), 13 (16), 14 (14), 15 (17), 16 (16), 17 (14), 18 (16), 19 (12), 20 (7), 21 (8), 22 II. (11), 23 I. (7,) 24 I. (19).
Neue Herren-Moden. Beiblatt zu Heft 2, 4, 10, 14, 18.
Einige Betrachtungen über das Reiten der Damen. Von M. Ledeli. 140 (3), 144 (1).

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1 (2), 2 (5), 4 (3), 5 (5), 6 (3), 7 I. (4). 8 (3), 9 (2), 10 (1), 11 (3), 12 (8), 13 (5), 14 (5), 15 (2), 16 (4), 17 (2), 18 (4), 19 (1), 20 (2), 22 (3), 23 I. (4).
Smock-Stickerei. Beiblatt zu Heft 11 (1).
Federkiel-Stickereien aus Sibirien und Alaska. 160 (10).
Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt II zu Heft 23 (11), Beiblatt I und II zu Heft 24 (13).

Für's Haus.

Mehlspeisen-Schüssel mit Alfenide-Griff. 40.
Ein neuer Kochtopf (Bain-Marie). 104 (2).
Neue Eisbereitungs-Maschine. 120 (3).
Teppichkehrer. 152.
Käse- und Radieschen-Schüssel. 152.
Pasteten-Töpfe. 152 (2).
Baumgartens Schutzlampe. 168 (2).

Im Modentheil.

Richard Göhde's Grill-Topf. 195.
Richard Göhde's Gas-Koch-Platte mit Bratröhre. 194.

Redactions-Post.

Klaviatur für Tasten-Instrumente. Beiblatt zu Heft 1.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 1. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Januar 1892. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. — XIX. Jahrg.

Zum neuen Jahr.

Geschlagen wieder hat die Stunde,
Da Ernst, mit Heiterkeit im Bunde,
Bedenkt, was kommen wird und war.
Das alte Jahr ist hingegangen,
Das neue laßt uns froh empfangen,
Dem frohe Glockengrüße klangen:
Sei uns willkommen, neues Jahr!

Hernieder fallen weiße Flocken
Bei hellem Klang der Neujahrsglocken,
Schnee deckt die Thäler und die Höh'n;
Doch neues Leben wird sich regen,
Und unter'm Schnee schon schläft's entgegen
Dem neuen Frühling, dessen Segen
Wir hoffnungsvoll entgegenseh'n.

O neues Jahr, du wirst erneuen,
Was, Menschenherzen zu erfreuen,
Der Himmel immer wieder schickt:
Du bringst die Veilchen und den Flieder,
Der kleinen Vögel süße Lieder,
Die holden Rosen bringst du wieder
Und Alles, was das Herz entzückt.

Nicht lange währt das bange Schweigen,
Dann klingt es wieder von den Zweigen:
Vorüber ist des Winters Noth!
Die Saat wird schimmernd wieder wallen,
Und wieder wird die Sichel schallen,
Die gold'nen Aehren werden fallen,
Gereift sein wird das neue Brod.

Laß gute Saat auch dem geheimen
Saatfeld der Menschenbrust entkeimen,
O neues Jahr, und voll erblüh'n!
Gieb, daß kein rauher Wind sie streife,
Daß sie zu schönen Thaten reife
Und reicher Segen einst sich häufe,
Wenn ihr der Erntetag erschien.

Ach, Manches, was verloren haben
Im alten Jahr wir, und begraben,
Bringst, junges Jahr, du nicht zurück;
Doch neue Hoffnung kannst du gründen,
Weißt Trostesworte zu verkünden,
Im Herzen neuen Muth zu zünden,
Und leise webst du neues Glück.

So wollen wir getrost in harten
Und schweren Zeiten auch erwarten,
Was von der Zukunft wird beschert.
Gieb, neues Jahr, nur, daß beschieden
Uns fester Muth sei, der hienieden
Das Beste bleibt — und wahr' den Frieden
Dem Vaterland und unser'm Herd!

J. Trojan.

Nachdruck verboten.

Graf Ede.

Humoristische Erzählung von Joachim von Dürow.

Bereits seit fünf Jahrhunderten war die Familie der Grafen Bergenfeld auf Falkenrode in der Provinz angesessen. Die Besitzung des jetzigen Majoratsherrn lag, wenn auch nicht im Mittelpunkte des Verkehrs, so doch in einem gesegneten Landstriche; — die Wirthschaft ging wie am Schnürchen; strenge Gerechtigkeit, einfache Lebensweise und vor Allem ein ganz raffinirtes Spar-System machten den Grafen Udo von Bergenfeld zu einer exclusiven Persönlichkeit unter seinen Zeitgenossen.

Wenn man für die Beurtheilung des inneren Menschen den Anhalt in der äußeren Umgebung desselben suchen wollte, so bot das Arbeitszimmer des Grafen, von dem aus er nun schon seit vierzig Jahren, ohne daß ein Stuhl darin seine Stellung verändert hätte, die Regierungsfäden ausgehen ließ, einen festen Punkt für psychologische Schlüsse.

Zunächst bestand das Ameublement des weiten Raumes aus einem in der Mitte des Zimmers stehenden mächtigen Tische mit bequemem Sessel davor, beides aus heimischer Birke trefflichem Holze. Ein mit schwarzem Glanzleder bezogenes Kanapee diente zur kurzen Nachmittagsruhe; davor lag ein Hirschleder, dessen spärlicher Ueberrest an Decke darauf hindeutete, daß das Leder in seiner Jugend Fell gewesen, — und schließlich kamen noch einige Schränke hinzu, um die wenigen Bücher, Getreideproben und Gewehre zu bergen. — —

Portièren, Decken, Teppiche ꝛc. waren als „darüber und vom Uebel" unwiderruflich ausgeschlossen.

Um so auffallender wirkte in dieser puritanischen Einfachheit ein über dem Sopha hängendes Portrait in Lebensgröße, dessen mächtiger Goldrahmen mit den königlichen Initialen sich seltsam von der weiß getünchten Wand abhob. Es war nicht das Bild Kaiser Wilhelms I. mit dem Zuge von Wohlwollen im Auge und der milden Freundlichkeit um die Lippen; — auch nicht das Friedrichs des Großen mit dem adlerscharfen Blick und der festen Entschlossenheit um die gesenkten Mundwinkel; — es war das bedeutend weniger populäre Bildniß seines Vaters, König Friedrich Wilhelms I.

Mit der Vorliebe für diesen Monarchen hing es zusammen, daß der Graf Bergenfeld doch einmal einen Schritt vom Wege gethan und sich mit der Zunft der Malersleute, trotzdem diese ihm von jeher ein Aergerniß gewesen, in Verbindung gesetzt hatte. Es war sogar ein gutes Stück Geld hingegangen, damit „Einer, der sich auf die Sache verstand", ihm „seinen König" nach dem im Schlosse befindlichen Originale malte. Friedrich Wilhelm I., war nun einmal „sein Mann", und wenn etwas dem Staate wie dem Hause zum Wohle diente, so waren es die drei von jenem Könige vorzugsweise gehandhabten Tugenden der Ordnung, Einfachheit und Sparsamkeit, an der Hand der absoluten Monarchie.

Da der Staat sich der großen Weltströmung nicht zu entziehen vermochte, so sollte man in Falkenrode wenigstens der Segnung theilhaftig werden, die in dem väterlichen Machtworte lag. Der Graf war absoluter Monarch; Bleier, der Oberinspector, ein gehorsamer Reichskanzler, und was sich innerhalb der Falkenroder Grenzen, wenn auch nur in leisester Anlehnung, als „Bebel" aufspielen wollte, wurde mit einem kategorischen: „Suche Dir ein anderes Reich zum Wühlen!" bedingungslos abgethan.

Jedenfalls hatte der Graf den Erfolg insofern auf seiner Seite, als alle seine Kinder unter dem väterlichen Princip der höchsten Einfachheit zu tüchtigen Menschen herangewachsen waren.

Zuerst kam der künftige Majoratsherr, Graf Roderich von Bergenfeld; er war entschieden gut eingeschlagen, das heißt, den hohen Vorbildern von Vater und Königin Sparsamkeit nachstrebend; — ihm folgten Uselchen und Puselchen, — zwei Töchter, — dann kamen der Hoi und der Moi, und endlich nach jahrelanger Pause ein höchst überraschender Spätling, den man „Eduard" getauft, der aber sein ganzes Leben lang der „Ede" blieb.

Graf Bergenfeld war im Allgemeinen geneigt, den göttlichen Fügungen jederzeit sein Haupt ohne Murren zu beugen; — wenn er sich je ein „Warum?" in der Tiefe seines Herzens erlaubt, so galt diese Frage nur dem Erscheinen dieses verspäteten Ede.

Was wollte dieser Junge, dieser dritte Bruder eines Majoratsherrn eigentlich in der Welt? Das geringe, unter schwierigen Verhältnissen angesammelte Allodial-Vermögen war unter Uselchen und Puselchen, Hoi und Moi testamentarisch vertheilt; dem Majorat

Die heiligen drei Könige. (Nach einem alten Stiche.) — Siehe Seite 7.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

durfte kein Deut entzogen werden, und so geboten denn Pflicht und Nothwendigkeit zunächst, daß ein Junge, der so unvermuthet über die Familie hereingebrochen, wenigstens bei Zeiten in seine künftige Stellung als armer Graf und dritter Bruder eines Roderich eingeführt würde.

Sorgenden Gemüthes saß Graf Bergenfeld an einem schönen Spätsommer-Nachmittage an dem halbgeöffneten Fenster des oben beschriebenen Arbeitszimmers. Er ließ die Duftwogen, die der blühende Klee mit leisem Windhauche gelegentlich herüber sandte, über seine Stirne streichen, ohne sich ihrer besonders zu erfreuen; — er zeigte keinerlei Interesse für das liebliche Zwitschern der Staare, oder sonstige Naturstimmen, denn der Ton, dem er mit gespannten Sinnen lauschte, kam von einem Werke aus Menschenhand. Es war das eintönige Heulen der Locomobile, die auf Anrathen des Inspectors Bleier angeschafft worden war, und in deren Sang der Graf das Wort „ich rentire mich, — ich rentire mich", noch immer nicht verheißungsvoll genug erklingen hörte.

Statt dessen berührte ein anderer Sang sein Ohr, von der alten Kinderfrau herkommend, deren durch Körperfülle und faltenreiche Röcke außerordentlich umfangreiche Kehrseite im Bereiche des Fensters sichtbar wurde.

Die brave Rehbergin trug den nun bald jährig werdenden kleinen Ede mit jener wogenden Bewegung, wie sie Schiffen und Kinderfrauen von Profession eigen ist, im Garten umher.

Durchaus friedlich wirkte die Promenade der Beiden in der Stille des Sommertages; aber das Wiegenlied, das sich die Rehbergin dazu leistete, erschien dem Grafen plötzlich von so bedenklichem Inhalte, daß er in reger Aufmerksamkeit die Locomobile fahren ließ. Das war ja ein ganz gefährliches Lied, geeignet, alle zukünftigen Erziehungs-Principien für arme Grafen und jüngere Söhne schon im Keime zu ersticken. Denn wie sang die Rehbergin?

„Sieh' die Sonn' und den Mond,
Und die Sternelein klein,
Und den Garten und die Blumen —
Es ist Alles, — Alles Dein!"

Das Fenster flog auf.

„Höre Sie einmal, Rehbergin, Sie mag ja als Kinderfrau Ihre guten Seiten haben, und im Allgemeinen eine vernünftige Person sein, aber das Lied möchte ich mir doch in meinen Grenzen verbitten. Der Vers von der Sonne und dem Monde mag hingehen, denn da hat Jeder sein Anrecht darauf; was jedoch den Garten und die Blumen anbetrifft, so ist der Garten Majoratsgarten, und die Blumen sind Majoratsblumen, von denen der Ede, den Sie da auf dem Arm trägt, dereinst das Riechen hat, — weiter aber auch nichts, — und da ihm das Nachsehen und das Riechen noch bei vielen guten Dingen im Leben allein übrig bleiben werden, und der Junge nun bald auf seine Füße zu stehen kommt, so hat Sie dafür zu sorgen, daß er von Haus aus auf den richtigen Fleck gestellt wird. Ich hoffe, Sie hat mich verstanden."

Ja, die Rehbergin hatte verstanden, und sofort änderte sich der Sang:

„Denn der Garten und die Blumen
Und die Sternelein klein,
Auch der Mond und die Sonn'
Sind dem Roderich sein.
Doch liegst Du im Bettchen
Von Engeln geküßt,
Kommt der Majoratsmond zum Ede,
Der mein Herzblättchen ist."

„Ich glaube gar, die Rehbergin will mich foppen," sagte der Graf und schlug das Fenster zu.

Aber nein, so war die Rehbergin nicht.

Im Laufe der Zeiten ergab es sich, wie der Graf als scharfer Beobachter aus kleinen Zügen erkennen wollte, daß es am Ende doch nicht so ganz gelungen war, den Ede auf den rechten Fleck zu stellen. Oder schlug er etwa nicht aus der Art, wenn er, zwei Schwefelhölzer mit einem Male anstreichend, dieselben mit einer geradezu empörenden Achtlosigkeit hinter sich warf? Wollte er etwa nur den Champagnerschaum des Lebens schlürfen, wenn er sich den Handschlitten von den Dorfjungen den Berg hinauf ziehen ließ, ihm zum mühelosen Genuß des Hinunter? Nicht die leiseste Anlehnung an Friedrich Wilhelm I. war in diesem Ede zu entdecken, vielmehr erinnerte er, — wenn es schon ein Potentat sein sollte, — an Ludwig XIV. Hochfahrend, rechthaberisch und über alle Maßen prunkliebend, entwickelte dieser Junge einen sträflichen Pomp auf dem Wunschzettel, den er zu Weihnachten alljährlich aus dem Cadettencorps der Mutter zusandte! Eine eigene Hose wollte er haben, Schildpatt-Manschettenknöpfe mit goldenem Monogramm und eine Bürste mit Elfenbein-Rücken.

Hätte Jung-Ede geahnt, welche gefährliche Consequenzen an väterlichen Befürchtungen und Folgerungen diese Bürste auf ihrem beinernen Rücken in seine Zukunft hineintragen sollte, — er hätte sein strohblondes Haupthaar (auch darin stand er den Geschwistern nach, daß das Goldblond der Bergenfelds bei ihm in's Strohgelbe hinüberspielte) ohne Murren mit Borste in Holz bearbeitet.

Unter den mannigfachen Befürchtungen und Hoffnungen, die dieser Moment alljährlich mit sich führt, kam nun die Cadetten-Vertheilung in die Regimenter heran. Ganz entgegen anderer Väter persönlichem und schriftlichem Schweifwedeln vor dem Manne, der die Geschicke lenkt, that der Graf Bergenfeld nicht das Mindeste, um den Sohn in einem seiner würdigen Regimente placirt zu sehen. Ja, er grollte dem Chef des Militär-Cabinets sogar, daß er den Ede ganz unerwarteter Weise in die Garde einrangirte.

„Aber das laß Dir gesagt sein, mein Kerlchen, eine einzige Schwankung in finanzieller Hinsicht, und marsch mit Dir in die Linie hinein! Bin, ehe mein älterer Bruder den unglückseligen Sturz mit dem Pferde that, auch jüngerer Sohn und Lieutenant mit knapp gemessener Zulage gewesen, und habe trotzdem meine kleinen Spargroschen ermöglicht, denn siehst Du: ‚den Pfennig ehren, ein Contobuch führen, und den Muth haben, seine Verhältnisse einzugestehen', das ist es, was Dich mit Anstand über Wasser halten kann. Wenn aber nicht, so bleibt Dir nur eine Eventualität: Du wirst einfach in Falkenrode ‚junger Mann'! Zur Frühlingszeit hinter der Düngerfuhre, den Herbst über bei den Kartoffeln. Jedenfalls würde ich die Meierei unter Deine Obhut stellen, und den Fischmeister könnten wir dann natürlich auch ersparen."

Wie der Vater gefürchtet, so sollte es kommen.

Die doppelt angestrichenen Schwefelhölzer hatten leider ihren Schatten den Ereignissen voraus geworfen; eine finanzielle Schwankung, tiefer gehend, als selbst der Graf sie erwartet, zog als dunkle Wolke auf, und als sie sich, kraft eines Arrangements, verzogen hatte, hatten sich auch die goldenen Litzen von dem Kragen des Grafen Ede verzogen.

Er, der sie so stolz getragen, war infolge väterlichen Machtwortes „von der Garde zur Linie vertrieben", und eine kleine Stadt, der polnischen Grenze bedenklich nahe, sehr verjudet, sehr unsauber, sah den Mann mit der Beanlagung Ludwigs XIV. in ihre Thore einziehen.

Das Militär-Cabinet hatte sich wieder einmal unglaublich herzlos in Bezug auf persönliche Neigungen erwiesen.

Mit am meisten litt die Gräfin unter der, durch die Strenge ihres Gatten veranlaßten Versetzung Ede's.

Roderich, nun, das war eben Roderich. Hoi befand sich längst auf aufsteigendem Ast, Moi that das Seine, um ihm nachzuklimmen, und nun der so unglaublich deplacirte „Jüngste", für den sie, trotz seines verspäteten Erscheinens in dieser Welt, im Grunde ihres Herzens mehr übrig hatte, als für die beiden oben genannten Streber zusammen!

Was den Grafen Ede selbst betraf, so that er von der neuen Garnison den Eltern einfach kund, daß sie von ihm, als von einem geistig Gestorbenen, zunächst keinerlei Nachricht zu gewärtigen hätten.

Nachdem die Mutter den Brief, wie man die Briefe eines Heimgegangenen liest, ein-, zwei- und dreimal gelesen, rüstete sie die Maschen zu einem heimlichen, seidenen Trostessocken für den Verstorbenen, und hielt den Blick des Vorwurfs für den Vater bei allen nur irgend passenden Gelegenheiten in Bereitschaft.

Dieser Vater („père corbeau" nannte ihn die Gräfin, die Schärfe des deutschen Begriffs zu mildern), hatte über den Todesfall wieder einmal seine herzlose Auffassung:

„Wird schon wieder auferstehen, wenn er Geld braucht!" Und allerdings stand ja auch Graf Ede wieder auf.

Wenigstens hatte er ein ganz nettes Offiziercorps in dem „verdonnerten Loch" vorgefunden, ein paar gleichgesinnte Seelen, die auch in besseren Tagen sich gesonnt. Die Umgegend hatte einzelne Häuser mit vorzüglichem Weinkeller, andere wieder mit hübschen Töchtern aufzuweisen, und immerhin war es auch eine Abwechselung, endlich einmal aus der langweiligen Kaserne auszuziehen und sich nach einer eigenen Wohnung umzusehen.

Wenn der prosaische Ausblick auf den Markt ihm nicht widerwärtig gewesen wäre, so hätte den Grafen Ede vielleicht jenes alte Haus mit dem Thürmchen darauf angelockt. Doch was war das! Da schaute ja hinter den Blättern eines Gummibaumes ein braungelockter Mädchenkopf aus dem Fenster eben jenes Hauses, und — welch ein Mädchenkopf!

Ein Profil von so classischer Reinheit, daß sein Anblick im Stande war, alle Bedenken über die Prosa des Marktgetriebes erfolgreich niederzuschlagen.

Möglicherweise war es ja ganz hübsch, zweimal in der Woche den Heranzug des Landvolkes zu beobachten; es gab zu denken, wenn schon am Abend vor den Markttagen die großen Wannen oder Tinen aufgestellt wurden, welch eine Art von Fisch diese Wanne in der Morgenfrühe beziehen würde, und welch eine jene, — ob steil und still meditirend der Hecht, stark schnappend der Karpfen, oder sich windend der Aal, — immer derselbe, ob in Strom oder Tine.

Außerdem gab das Betragen der Ziehhunde Gelegenheit zu interessanter Beobachtung, und dann hatte auch das Abfassen betrügerischer Verkäufer seitens der Marktpolizei einen prickelnden Reiz für das der Schadenfreude zugängliche Menschenherz.

Ede Bergenfeld betrat die ein wenig düstere aber geräumige Diele des alten Hauses, um die zwei allerdings höchst spießbürgerlich, aber doch freundlich möblirten Zimmer, deren Fenster den Miethzettel trugen, in Augenschein zu nehmen. Auf der gegenüber liegenden Seite des Treppenflurs, bescheiden in die Ecke geschmiegt, lag eine Thüre mit dem Schilde: Minna Werner, Modistin, und der junge Graf fand darin einen Anhalt für die Region, in der er das braungelockte Mädchenhaupt zu suchen hatte.

Nachdem er mit der Wirthin Wort und Handschlag gewechselt und sich anschickte, fortzugehen, trat ihm in der Hausthür ein stattlicher Mann entgegen, der, ihn scharf in's Auge fassend, fast respectvoll den Hut lüftete.

Graf Ede legte ein wenig zögernd die Hand an die Mütze, und dann hellte sich sein Gesicht auf.

„Ah, sieh da! Mein lieber Herr Bleier? Wo kommen Sie so plötzlich des Weges? Etwa in Falkenrode gewesen?"

Herr Bleier war der Sohn des früher erwähnten Oberinspectors, seit Jahr und Tag Kaufmann, und nur hin und wieder als Gast in Falkenrode.

„Ich habe mich schon immer nach dem Herrn Grafen umgesehen; bin seit einiger Zeit hier am Orte geschäftlich etablirt."

„Richtig, erinnere mich davon gehört zu haben, aber wieder einmal total verdöst! Machen in Seife, wie?"

„Bitte um Entschuldigung, Butter."

„Natürlich, Butter, selbstverständlich Butter. Werde meinen Consum von Ihnen entnehmen; protegire gerne aufsteigende Existenzen. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Bleier. Haben Sie etwa Ihre Privatwohnung hier im Hause?"

„Ich selbst nicht. Aber Jemand wohnt hier, der mir sehr nahe steht, meine — nun — meine Braut; ich hoffe wenigstens, sie in nächster Zeit vor allen Leuten so nennen zu können."

„Soooo? Etwa die junge Dame hinter dem Eckfenster mit dem braungelockten Haar?"

„Ganz recht, Herr Graf. Minna Werner, die dort mit ihrer Tante wohnt und mit mir verlobt ist. Es handelt sich nur um die Einwilligung meiner Eltern. Der Vater wäre schon zu bewegen, aber, — meine Stiefmutter, — der Herr Graf kennen sie ja und ebensogut den Einfluß, den sie auf meinen Vater hat."

Ja, Graf Ede kannte die Bleierin, und vielleicht hatte ihr geistiges Bild ihn verstimmt. Oder war ihm sonst irgend etwas angeflogen? Am Ende war es doch ein dummer Streich, daß er das Haus am Markt gemiethet hatte, mit dem Fischgeruch und dem Marktgetöse hart unter den Fenstern.

Er sah sich noch einmal um, hinauf nach dem ersten Stock, wo in der linken Ecke Herrn Bleier's Gesicht neben dem classischen Profil erschienen war, und:

„Ich lieb', was fein ist,
Wenn's auch nicht mein ist,
Und wenn's auch nicht mein sein kann,
Hab' ich doch meine Freude d'ran"

lautete der Trostesspruch, mit dem Graf Ede, nachdem er sich von Herrn Bleier jun. verabschiedet hatte, pfeifend von dannen schlenderte.

Die Gedanken wendeten sich flugs anderen Bahnen zu. Zunächst galt es, da nun die Wohnung einmal gemiethet war, ein wenig Comfort in die Gemächer zu bringen. Selbstverständlich mußten die spießbürgerlichen Möbel heraus, und zwar wollte sich der Graf ein paar Stücke von einer Berliner Firma kommen lassen, die auf Abschlagszahlung bedingungslos lieferte. Im Hintergrunde stand ja noch die Gräfin, die in verzweifelten Fällen und bei besonders erweichtem Herzen möglicherweise mit der Obstkasse herausrücken würde. Hei! die Kameraden sollten sich wundern, wie sich der Bergenfeld auf den Stil verstand!

„Denn seht einmal, Kinder," demonstrirte Ede, „die Hauptsache im Leben ist doch, daß der Mensch sich in seinen vier Pfählen so recht pomalle fühlt."

„Sich pomalle fühlen, kostet Geld, mein Lieber," warf der Premier-Lieutnant von S., ein Mann mit sehr dünner Stimme und den Ansichten eines Philisters, den Schnurrbart bedenklich streichend, ein.

„Für den Augenblick allerdings, — bringt sich aber ein, — bringt sich in ein paar Monaten sogar reichlich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein. Statt in der Kneipe bis zum hellen Morgen zu sitzen, trinke ich zu Hause mein Töpfchen Bier und gehe um Zehn zu Bett, rauche zu Hause billige Cigarren und baue meine Luftschlösser auch zu Hause."

„Wollen's abwarten, theurer Conte, wollen's abwarten. Und Ihr Alter? Und Friedrich Wilhelm I.?"

„Ach was, was der Alte nicht weiß, macht den Alten nicht heiß, und was Friedrich Wilhelm I. nicht wußte, hat ihn auch nicht echauffirt! Nächste Woche ziehen die hübschen Sachen bei mir ein, — Schreibtisch in Diplomaten-Form, Chaiselongue mit brillanter Decke, kleiner Smyrna davor, — na, Ihr werdet ja sehen! Vor Allem aber ein paar Moment-Photographien vom letzten Derby, direct von Anschütz schicken lassen; ich sage Euch, famos, geradezu famos!"

In den ersten Tagen, nachdem die Einrichtung der Wohnung in Scene gegangen, nahmen die Besucher in Gestalt der Kameraden die da kamen, die Pracht in Augenschein zu nehmen kein Ende. Sobald ein neuer Besucher auf der Vordiele erschien, öffnete sich die Thüre des entlegenen Zimmers, darinnen Fräulein Minna Werner wohnte, ein ganz klein wenig, und durch die enge Spalte lugte, — nicht Fräulein Minna's liebliches Gesicht, — wohl aber das nicht ganz so liebliche ihrer etwas neugierig beanlagten Tante, Frau Christine Mucker.

Christine Mucker, Witwe des weiland Todtengräbers Mucker, war neben der Eigenschaft einer Tante zugleich Mutter, Köchin, Ehrendame und Laufbursche in der kleinen Häuslichkeit, obschon letzterer Posten ihrer Körperbeschaffenheit nicht vollkommen angepaßt war, da die Gute unstreitig dem Geschlechte der „Sitzriesen" zugezählt werden mußte.

Der Sitzriese hat das Abnorme in seiner Erscheinung einer Laune der Natur, gewissermaßen einem Abschwenken von ursprünglichen Principien, zuzuschreiben.

Wenn Jemand von Haus aus zu einem großen Menschen bestimmt, in dem oberen Körper demgemäß angelegt ist, und die Natur bei der Entwickelung des Piedestals unvermuthet inne hält, ist der Sitzriese fertig.

Als große imponirende Persönlichkeit am Tische sitzend, und dann plötzlich auf und davon gehend, ohne an Größe merklich zuzunehmen, gewährt der Sitzriese dem Uneingeweihten immer eine erheiternde Ueberraschung.

Wie nun jede Begegnung mit der Muckerin auf das Gemüth des Grafen Ede erheiternd wirkte, so gestaltete sich auch in anderer Art das Verhältniß zu seinen beiden Nachbarinnen durchaus freundlich. Hatte da der Bursche eines Tages einen gelösten Knopf übersehen, und da lose Knöpfe lose Worte gaben, klopfte er gelegentlich einmal an die Thür der Damen von der Nadel. Der Knopf kam zu seinem Rechte, und in seinem Gefolge fand sich dieses und jenes; hier eine Bruchstelle des Plätthemdes, dort eine bedenkliche Trennung der Rückennaht im Rock, um derentwillen der Bursche nicht mit dem Kleidungsstück auf dem Arm über den Markt zu gehen brauchte, wodurch unnöthige Glossen über fadenscheiniges Futter oder bläulich getöntes Roth seitens der Passanten vermieden wurden.

Da nun aber jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, und Graf Bergenfeld einmal wieder mit der Muckerin auf der Diele zusammentraf, erfaßte er die Gelegenheit beim Schopfe. —

„Ergebenster Diener, Frau Nachbarin. Freue mich, daß mir die Gelegenheit wird, bin sehr in Schuld bei den Damen, möchte gleich berichtigen."

Aber die Muckerin schüttelte das mächtige Haupt.

„Ne, Herr Graf, so nicht! Für Geld haben wir dem Herrn Grafen die Knöpfe nicht angenäht, und die paar Reparaturchen im Chemiset sind auch keiner Rede werth; das geht ja Alles auf die künftige Verwandtschaft meiner Nichte mit dem Herrn Grafen."

„Ei, der Tausend! Wie komme ich zu der Ehre?"

Die Muckerin trat näher:

„Ja, sehen Sie, Herr Graf, die Minna ist doch die Braut von dem Herrn Bleier, der das Buttergeschäft in der Stritzelstraße hat. Und da doch dem Herrn Bleier sein Vater der Inspector vom Herrn Lieutenant seinem Vater ist —"

„Ah so, jetzt dämmert es mir: Die Minna ist die künftige Braut von dem Sohn des Inspectors meines Vaters, und demzufolge meine Cousine! Muckerin, dann sind Sie meine Tante! An mein Herz, alte Tante:

O Ihr Frauen,
Reizende Frauen,
Ihr seid der schönste
Schmuck der Natur."

Der Graf hatte seine neue Verwandte um die Taille gefaßt und walzte mit ihr lustig die düstere Diele auf und ab, während Minna, die Knopfloch-Schere und das Metermaß in der Hand, in stummem Staunen dem wunderlichen Treiben zuschaute.

Dieser Walzer wurde der Kitt zu einer Freundschaft, welche die Feuerprobe der Opferfähigkeit in absehbarer Zeit zu bestehen haben sollte.

Nachdem Graf Ede sich sein Nest mit den stilvollen Möbeln (Möbel, deren Bezahlung in zu weiter Ferne schwebte, um beunruhigend zu wirken) behaglich eingerichtet, versetzte ihn noch ein anderer Umstand in eine ungewöhnlich gehobene Stimmung.

Unser Graf erfreute sich der besonderen Gunst einer freundlichen Tante, die sich seines Geburtstages meist durch Zusendung einer seltenen alten Münze zu erinnern pflegte, welche, — sei es nun ein Georgsthaler oder einer mit dem Großen Kurfürsten, — als Hecke-Thaler heilig zu halten, und demgemäß „niemals auszugeben" war.

Gelegentlich eines Wiedersehens mit dieser Tante, hatte Ede deutlich durchblicken lassen, daß, bei aller Hochachtung für den Großen Kurfürsten, ihm ein Thaler ohne einen besonders zu verehrenden Monarchen im Grunde lieber sei, und die großherzig angelegte Tante hatte sich durch die Hindeutung auf die knapp bemessene Zulage in ihrer Seele bewegt gefühlt.

Demzufolge hatte ein durchaus zeitgemäßer „blauer Lappen" in diesem Jahre dem heiligen Georg den Garaus gemacht.

In den Briefen aber, die Graf Ede in jener Zeit nach Hause schrieb, war trotzdem von einer rosigen Laune nicht das Mindeste zu spüren. Es war sogar durch die Politik geboten, dort als geistig Gestorbener weiter zu spuken; demgemäß mußte aus den Briefen eine stille Verbitterung, ein Abschluß mit den Freuden dieser Welt wehen, — um so wirksamer, als mittlerweile unter dem klugen und gerade deshalb unmerklichen Einfluß der Gräfin, der Graf allmälig der Ansicht zuzuneigen begann, daß Friedrich Wilhelm I. sich vielleicht den Concessionen, die das Leben erfordert, heutzutage nicht mehr so ganz entzogen haben würde. Jedenfalls mußte er als Vater in der Jetztzeit einmal zusehen, wie es denn um den Jungen stand; wenn er Gutes that (Gutes thun hieß in Falkenrode so viel, als sparsam leben) nun, so war man ja auch kein Unmensch, und konnte höheren Orts wieder einmal den Einfluß des alten Namens geltend machen.

Im Lande Mecklenburg tagte die große Bock-Auction, welcher der Graf alljährlich beizuwohnen pflegte; eine willkommene Gelegenheit, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er konnte auf Umwegen den Merino erstehen und gleichzeitig den Ede besuchen.

Rechtzeitig wurde der Inspector zur Instruction für alle möglichen Fälle und Unfälle, die sich während der Zeit ereignen könnten, entboten.

„Bleibe dieses Mal wohl einen Tag länger fort, mein lieber Bleier; will zusehen, ob denn mein Junge wirklich so gottsjämmerlich in der neuen Garnison daran ist, wie meine Frau es mir durchaus aufreden will. Sie verstehen, mein lieber Inspector, es gibt gewisse Mienen."

Herr Bleier verstand.

„Ja wohl, es gibt Mienen, es gibt fürchterliche Mienen," und der Blick des Mannes flog hinüber nach dem Hofe, wo an den Fenstern des Inspectorhauses die Gestalt der Gattin sichtbar wurde.

Sie war im Grunde eine brave Frau, die Dame Bleier, nur hatte sich von jeher bei ihr eine Eigenschaft gezeigt, die als harte Klippe drohend aus dem Fahrwasser so manchen ehelichen Glückes hervorragt. „Die Prunkliebe" heißt diese Klippe; männiglicher Hausfriede ist an ihrer steilen Wandung jämmerlich zum Scheitern gekommen und immer dräuend hing sie auch über dem Heim Herrn Bleier's.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Afrikanische Mode.

Von Theo Seelmann.

Gab es eine Mode im Paradiese? Und paradiesisch sind doch die Zustände, wenigstens was den äußeren Menschen anbetrifft, in den heißen Gefilden des dunklen Erdtheiles. Aber schon im Paradiese weilte eine Dame, und schon diese war so sehr die Vertreterin des schönen Geschlechtes, daß sie aus Liebe zu Putz und Schmuck das erste Kleidungsstück erfand. Und so hat denn auch die schwarze Damenwelt Afrika's ihre regelrechte Mode. Wenn sich die krausköpfigen Schönen auch nicht über den Mode-Journalen die Köpfchen zu zerbrechen und mit den Modistinnen eingehende Berathschlagungen abzuhalten brauchen, so sucht doch selbst im Herzen Afrika's die Gemahlin des wohlhabenden Mannes ihre Freundinnen durch den Reichthum und Geschmack ihrer Toilette zu überbieten; auch hier hascht die Evatochter nach allen Neuheiten der Saison, und auch hier kann der liebende Eheherr seinem theuren Weibe keinen größeren Beweis seiner Zuneigung geben, als wenn er ihr irgend einen heißbegehrten Putzgegenstand verehrt, — ganz so, wie es nach den Behauptungen böser Zungen auch bei uns sein soll.

Ueber eigentliche „Toiletten" haben die Negerdamen allerdings nur in sehr beschränktem Maße zu verfügen, am meisten nähert sich ihre Bekleidungsweise der unseren noch in Süd-Afrika. Das Promenaden-Kostüm einer verheiratheten Hosa-Negerin besteht in einem langen Gewande von gegerbten Fellen und Decken, das um den mittleren Theil des Körpers geschlungen und um die Taille befestigt wird. Je nach Bedürfniß läßt die Hosa-Frau das Kleid über die Füße herabhängen oder sie schürzt es auf und zieht es nach oben bis in die Achselgegend, indem sie es auf dem Rücken zusammenbindet. Aber die Kafferfrau hat auch noch für das schlechte Wetter einen Umhang, den „Karoß", ein Fellmantel, der gewöhnlich aus Ochsenleder hergestellt ist. Doch hier beginnt schon die Mode sich bemerkbar zu machen. Die weiblichen Mitglieder der begüterteren Beschuanen-Familien begnügen sich nicht mehr mit der einfachen Ochsenhaut, sondern sie schneiden diese am unteren Rande bogenförmig aus und verzieren sie mit bunten Fellstreifen. Die Gemahlinnen der Häuptlinge gar verwerfen das Ochsenfell ganz und tragen nur das Fell vom Silberschakal oder der rothen wilden Katze. Als ein gewöhnlicher Schmuck des Mantels dient eine Art Cocarde mit dunklem Mittelpunkte und hellem Ringe, die entfernt an ein Elephanten-Auge erinnert. Die Nachahmung eines solchen soll das Medaillon auch sein, indem eigentlich nur denjenigen Damen diese Auszeichnung zusteht, deren Männer so glücklich waren, eines der ungeheuren Rüsselthiere zu erlegen; aber die Nacheiferung und die Putzsucht, — mit einem Worte, die Mode, — hat es dahin gebracht, daß heute jede Frau sich mit der Cocarde ziert, wenn auch ihr Gatte keineswegs ein großer Elephantenjäger ist.

Damenhüte existiren nur zum geringen Theil; dagegen haben die Herero-Frauen eine capoteförmige Haube, die als ein nationales Schmuckstück gilt. Dieselbe ist aus starkem Leder zu einer festen Kappe gearbeitet und vorn mit einem weicheren Leder versehen, das gewöhnlich aufgerollt getragen wird und dann das Gesicht oben als ein dicker Wulst umgiebt, während es, aufgelöst, nach Art eines Schleiers herabhängt. Im Nacken ist ein flaches Geflecht von Lederstreifen angefügt, das bis zur Taille herabreicht und mit Blechstreifen, Glaskorallen und Perlen geziert ist. Die sonderbarsten Bestandtheile an dem Kopfschmuck sind aber zwei oder auch drei lange Ohren, ebenfalls aus starken Thierhäuten geschnitten, die sich von dem oberen Rande der Kappe senkrecht erheben. Es liegt hier ohne Zweifel eine Nachahmung der Natur vor, die auf das lebhafteste an die aufgerichteten Ohren einer Antilope oder eines Maulthieres erinnert; nur ist es schwer einzusehen, warum diese den Herero-Damen ein so merkwürdiges Wohlgefallen verursachten, daß sie sie künstlich nachbildeten.

Die Herero-Frauen dürfen sich auch noch einer anderen Errungenschaft rühmen, die man eigentlich nur in der civilisirten Welt zu finden glaubt, — eines Corsets. Das Leibchen ist in seiner Art recht geschmackvoll; es besteht ganz aus runden, in der Mitte durchbohrten Stückchen von Straußeneier-Schalen, die reihenweise derart zusammengefügt sind, daß jede Reihe sich der benachbarten anschließt und mit den dazwischen geflochtenen Riemchen ein Ganzes bildet.

Das Anlegen und Tragen dieses sonderbaren Corsets ist auch in Afrika sehr unbequem, man sieht es daher auch nicht regelmäßig, sondern nur bei den reichen Modedamen, die hinreichende Zeit auf ihren Putz verwenden können.

In Ermangelung einer ausreichenden Garderobe begnügt man sich vielfach damit, nur den Körper selbst mit einem deckenden Anstrich oder wenigstens einigen geschmackvollen Malereien zu versehen. Die Monbuttu und Niamniam mengen pulverisirtes Rothholz mit Fett und reiben dann mit dieser Fettschminke den Körper ein. Allein die vornehmere Frauenwelt sieht von dieser Generalfärbung ab; sie liebt eine kunstvolle Bemalung, die sich die dunkelhäutigen Damen mit der schwarzen Tinte einer Gardeniafrucht auftragen lassen.

Mit rother Erde bemalen sich allgemein die Hottentotten-Damen die Gesichter. Die Zeichnungen bedecken meistens nur den mittleren Theil, ziehen sich sattelförmig über die Nase und bilden Ringe um die Augen, die sich nach der Schläfengegend in Spitzen ausziehen. Gleichzeitig bestreichen sich auch die Hottentotten-Schönen das Antlitz mit einem schwärzlichen Brei, der aus Buchupulver und der Asche des Pfefferkrautes mit Fett zusammengerieben wird und zum Schutze des Teints gegen den Frost dient. Wie verändernd auch bei der Bemalung die Mode einwirkt, zeigt ein Bericht Kolbe's. Während gegenwärtig die beschriebene Form die beliebte Malweise ist, waren zur Zeit dieses Forschers sechs kräftige Striche über das Gesicht Mode, die er sarkastischer Weise als Liebespfeile bezeichnet.

Außer der Bemalung wird die Tätowirung zum Ersatz der Kleidung herangezogen. Meister darin sind die Baluba, bei denen besonders geschickte Personen die Tätowirung in der Weise vornehmen, daß sie in die Schnittwunden geriebene Holzkohle streuen, um hierdurch ein schärferes Hervortreten der einzelnen Muster zu erzielen. Bald sind es wellige Linien, bald punktförmige Erhebungen, bald schwungvolle Arabesken, die den ganzen Körper, mit Ausnahme der Schienbeine, der Rückseite der Unterarme, Hände und Füße, bedecken. Nicht immer sind die Schnörkeleien gleichmäßig und symmetrisch, aber überall macht sich das Bestreben bemerkbar, die Muster den Körperformen anzupassen. Concentrische Kreise, Rhomben und Spiralen wechseln mit offenen Winkeln und erhabenen Punkten.

Auch die Tätowirungen sind der Mode unterworfen, und es lassen sich unter den Baluba drei verschiedene Arten unterscheiden. Die ältesten Frauen haben concentrische Kreise, Punkte, Vertical-Striche, offene Winkel und mäandrische Linien. Die Altersklasse von fünfundzwanzig bis fünfundvierzig Jahren hat in ihrer Jugend der Mode gehuldigt, vornehmlich durch künstliche Arabesken die Haut zu verzieren, während die jüngeren Jahrgänge bereits Tätowirungs-Zeichen von den Bangala entlehnen und diese gewöhnlich nur an der Stirn anbringen.

Einen wahren Sport treibt ganz Afrika mit den Haarfrisuren. Die Negerdame hat Zeit, und je mehr sie Zeit hat, desto künstlichere Haarformen ersinnt sie oder sucht sie nachzuahmen.

Die Modefrisur der Niamniam war zu der Zeit, als Schweinfurth diesen Stamm besuchte, eine äußerst verwickelte. In der Regel theilte der Scheitel in der Mitte das Haupthaar in zwei gleiche Theile. Ueber der Stirn nahm von einem dreieckigen Felde ein feines Zöpfchen seinen Ursprung, das, in die Furche des Scheitels gelegt, nach dem Hinterkopfe zurückgeschlagen war. Rechts und links gruppirten sich nun strahlenförmig eine Anzahl von Haarwülsten, gleich den Rippen einer Melone gerundet.

Die Haartracht der Monbuttu-Frauen ist im Wesentlichen ein Chignon, der mit kleinen Haarnadeln und Kämmen aus den Stacheln des Stachelschweines geziert ist. Der lange, cylindrische Chignon, der aus den Haaren des Scheitels und Hinterkopfes geformt ist und durch ein Rohrgestell im Innern festgehalten wird, starrt in schräger Richtung nach hinten empor, während am Vorderkopfe die Haare in Gestalt dünner Fäden zusammengedreht, quer über die Stirn, von Schläfe zu Schläfe, verlaufen und bis zum Scheitel hinauf, fest aneinander gelegt, dem Schädel angeschmiegt werden. Dieser letztere Theil des Kopfputzes wird, da zu demselben die eigene Haarlänge selten ausreicht, oft durch erbeutetes Haar von im Kriege Gefallenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Voltaire bei Herzog Sully. Von F. C. Orchardson. — Siehe Seite 7.

Photographischer Verlag von Wilhelm Hahn in München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Faden neben dem anderen, oder, da es auch Gegenstand des Handels im Lande ist, durch — falsche Zöpfe ergänzt.

Der Toilettentisch der Negerin ermangelt ebenfalls nicht völlig jener Büchsen und Büchschen, die eine europäische Weltdame zur Herstellung ihrer geschmackvollen Frisur nöthig hat. Nur ist ihr Inhalt ein weniger kostbarer: die Pomaden bestehen meist nur aus einer Mischung von Fett mit irgend einer färbenden Erde.

Künstlichere Haartouren können natürlich nicht tagtäglich aufgelöst und erneuert werden. Damit sie nun in der Nacht nicht in Unordnung gerathen, hat der erfinderische Sinn des Negers ein niedriges Gestell erdacht, das während des Schlafes unter den Nacken geschoben wird und den Kopf frei schweben läßt. Bequem soll es sich auf diese Weise nicht liegen; aber was thut's, wenn nur die Mode mitgemacht werden kann.

Wenden wir uns jetzt dem Geschmeide der schwarzen Damen zu. Ein sehr beliebtes Schmuckstück sind Perlen, die in Schnüren um Hals und Arm getragen oder zum Besatze der Fellschürzen gebraucht werden. Aber in keinem Artikel ist die afrikanische Mode wandelbarer, als in Perlen. Ein jeder Stamm hat seine besondere Perlenart, die von Jahr zu Jahr wechselt. Die Speicher der arabischen Händler sind mit veralteten, völlig entwertheten Perlen überfüllt, und auch die Afrikaforscher haben es oft zu ihrem Leidwesen erfahren müssen, daß die Mode launisch ist, und sie ihre Perlen nicht als Tauschartikel benutzen konnten.

Außer den Perlen werden noch die verschiedenartigsten Zierathe zu Schnüren und Ketten verwandt, indem wunderkräftige Hölzchen und Wurzelchen, Eulen- und Adlerklauen, Zähne von Krokodilen, Hunden, Nagethieren und Menschen, kleine Schildkröten-Knochen, die Krallen vom Erdferkel, Metallstückchen und Schellen an einander gereiht werden.

Ringe aus Eisen, Kupfer und Messing sind der Stolz aller Negerdamen; man trägt sie an Hals, Arm und Fuß, im Ohr, an den Fingern und an den Zehen, in den Lippen und in der Nase.

Auf seiner Fahrt auf dem Kassai sah Wißmann eingeborene Frauen, die mit über drei Kilogramm schweren Metallringen geschmückt waren. Damit geben sich aber die Dinka-Schönheiten und Bongo-Aristokratinnen noch nicht zufrieden. Die Frauen der Reichen sind oft in dem Maße mit Eisen überladen, daß sie nahezu einen halben Centner an Ringen und Zierathen mit sich herumtragen. Die schweren Reifen, mit denen sie sich an Hand- und Fußgelenken belasten, verursachen beim Gehen ein Geräusch, das beständig an das Klirren von Sklavenketten erhöht. Natürlich wird dadurch die Beweglichkeit nicht gerade erleichtert, aber man schmachtet auch hier freiwillig in den Fesseln der Mode.

Als Zeichen besonderen Reichthumes und ihrer Standeswürde sind bei den Madi-Baronessinnen fingerdicke, plumpgeschmiedete Halsringe beliebt, die zwei-, drei-, ja viermal über einander geschichtet werden. Auch massive Halsbinden von Leder, zusammengenäht, und stark genug, um Löwen damit an die Kette zu legen, sind in Gebrauch.

Wenn wir die Eigenthümlichkeiten der Tracht bei den verschiedenen Völkern Afrika's, von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, zusammenfassen, so wird bei allen die Absicht klar, durch Nachahmung thierischer Merkmale ihrer Mode denjenigen Charakter zu ertheilen, der eine gewisse Vorliebe oder eine Art Verehrung für diese oder jene Thierart zur Schau trägt. Häufig erklärt sich der in der Tracht zum Ausdruck gelangende Thier-Cultus aus den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens. Schwer erscheint es aber, eine ähnliche Entwickelung bei den Witu-Frauen nachzuweisen, die mit einander in schreienden Eingriffen in die Natur wetteifern, und deren Eitelkeit an fratzenhafter Verunstaltung des Gesichtes unter allen Völkern Afrika's das Unerhörteste leistet. Für sie ist es nicht genug, daß die Unterlippe allein durchbohrt wird, auch die Oberlippe muß herhalten, der Symmetrie wegen.

Kreisrunde, thalergroße Scheiben, die bald von weißem Quarz geschliffen, bald von Elfenbein und Horn hergestellt sind und bei drei Millimeter Dicke bis drei Centimeter im Durchmesser haben, werden in das mit den Jahren erweiterte Lippenloch hineingezwängt. Die Lippen dehnen sich dadurch zu einem enormen Umfange aus und erlangen eine horizontale Lage. Wenn daher die Witu-Damen trinken wollen, so müssen sie die Oberlippe mit den Fingern hochheben und das Getränk langsam hinabgießen. Statt der Platten sind kegelförmig geschliffene Quarzstücke bei den Luba-Frauen Mode. Die Quarzkegel erreichen mitunter eine Länge von sechs Centimetern und belasten die Lippen beträchtlich.

An Stelle des Steines treten bei den Bacqo-Damen Holzpflöcke. Sobald sich nämlich ein Mädchen verheirathet hat, beginnt man die anfänglich nur eng durchlöcherte Unterlippe durch Einführung immer stärkerer Holzpflöcke nach und nach zu erweitern, sodaß sie schließlich das Fünf- und Sechsfache ihres natürlichen Umfanges erreicht. Ganz ähnlich sind die Holzklotz- und Knochenstücke, die die Musgu-Frauen in die Unterlippe fügen; sie sind von kurzcylindrischer Gestalt und im Durchmesser mindestens einen Zoll stark. In die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein kreisrundes, kleines Plättchen, hin und wieder auch Klingelchen und Strohhalme von der Stärke eines Schwefelholzes geschoben.

So oft wie möglich durchbohrt werden die Ohrränder, sowohl die inneren, als auch die äußeren der Ohrmuschel. Das Ohrläppchen allein ist im Stande, ein halbes Dutzend kleiner Kupferringe zu tragen. Ebensowenig unverletzt läßt man die Nasenflügel, von denen ein jeder mit drei Strohhälmchen bespickt wird. Ferner werden mit besonderer Vorliebe Ringe aus Kupfer und Eisen durch die Nase gezogen. Die Durchlöcherung findet entweder an der Scheidewand, dem Rücken der Nase oder an beiden Nasenflügeln statt. Unglaubliches in dieser Modethorheit leisten die Belanda-Schönen, die zu Dutzenden Kupferringelchen durch die Nase gezogen haben.

Zum Ueberfluß fügen die koketten Bongo-Frauen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel ein, als handele es sich darum, die Breite der Mundspalte zu zügeln und buchstäblich ihre Mundfertigkeit im Zaum zu halten.

Alle diese Zierathen finden sich indeß nicht bei sämmtlichen Frauen, nur von den tonangebenden Modelöwinnen werden sie vereint zur Schau getragen. Bei ihnen gilt es als ein strenges Erforderniß der Mode, überall da, wo nur ein Hautstückchen vorragt oder sich eine Falte bildet, ein Loch durchzustoßen, so daß es Damen giebt, die an mehr als hundert Stellen ihres Körpers durchlöchert erscheinen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo unsere Denker zur Rückkehr zur Natur aufforderten und unsere Dichter begeistert von der Freiheit des Naturmenschen sangen. Diese Tage sind vorüber. Nicht nur erfreuen sich die von der Cultur noch nicht übertünchten Naturjöhne keineswegs einer schrankenlosen Freiheit, sondern sie haben sich nicht einmal vom Geringsten der Uebel, von den Fesseln der Mode, frei zu halten gewußt. Mit Recht sagt daher Georg Schweinfurth: „Mit dämonischem Raffinement quält und peinigt die Mode auch in den entlegensten Wildnissen von Afrika die armen Menschenkinder, ebenso gut und oft noch in höherem Grade, als in dem großen Gefängniß unserer Civilisation.

Nachdruck verboten.

Der Ehe-Engel.

Von Marie von Olfers.

In einem reizenden Gärtchen, wie sie manchmal, gleich einer Oase, in der Steinwüste einer großen Stadt liegen, befand sich an fröhlichem Frühlingstage eine lustige kleine Versammlung.

Verwechselt sie nur ja nicht mit dem Kaffeeklatsch unserer Mütter, wenngleich sie ihnen ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen; dies war eine ganz moderne Einrichtung, ein englischer afternoon-tea.

Einige Herren, beim Kaffeeklatsch undenkbar, schoben in nächster Nähe Kegel und tranken Bier dazu.

Es waren die glücklichen Gatten der hübschen jungen Frauchen, welche den duftigen Thee schlürften, und von deren rosigen Lippen Urtheile über die Herren der Schöpfung fielen, bei denen Manchem die Haare zu Berge gestanden hätten.

Es war freilich gar nicht so bös gemeint, denn es betraf lauter glückliche Ehen; aber das Herz will manchmal ein Tröpfchen Galle loswerden, das sich in allerlei Unbill angesammelt, und es ist gut, wenn man es davon befreit.

Leonore, die schöne Wirthin hörte lächelnd zu.

Lustig plauderten die jungen Frauen um die Wette mit dem glänzenden Springquell, der seinen silbernen Schatz in die blaue Luft warf, immer neu hervorsprudelnd, gerade wie die goldenen Worte der Plaudernden.

„Es ist nicht zum Aushalten!" rief Natalie, die braunäugige Frau Professorin, deren Pupillen glänzten wie blankgeputzte Knöpfe. „Nicht einmal zu Ostern durfte ich bei ihm reinmachen. Scheuerfrauen nennt er den Ruin der Sammlungen, Wasser, Luft, zerstörende Elemente. ‚Mein Kind,' sagt er, ‚wer meine Wissenschaft heirathet, der muß schon etwas Staub der Jahrhunderte mit in den Kauf nehmen, sie ist darauf basirt. Wie ein Wirbelwind seid ihr neulich hindurchgefahren, all meine Notizen flogen durcheinander, und wo blieb damals die kleine Zehe des berühmten Mannes aus dem ägyptischen Grabe?" Wegen dieses unglücklichen Knochens, der wie die Zehe eines Mopses aussah, ist sein Zimmer auf ewige Zeit für alle Reinlichkeit verloren."

„Es giebt sehr verschiedene Männer der Wissenschaft," sagte die blonde Frau Magdalene, „meiner verlangt dagegen solche Eleganz und raffinirte Reinlichkeit, daß ich froh bin, wenn er erst wieder hinter seinen Büchern sitzt. Sonst glaubt man doch, so Einer sieht nichts, hört nichts, schmeckt nichts, lebt ganz im Geist. Moderne Gelehrte sind Feinschmecker. Es ist wahr, er versteht es auch weit besser, als ich und die Köchin zusammengenommen. Beim Mittag ist mir immer, als säße ich im Examen, und nun gar bei unsern Diners und Soupers; er liebt Geselligkeit; zu jeder Mahlzeit bringt er unangemeldet Gäste mit und erwartet Wunder von der Küche. Nein wahrhaftig, Natalie, ich beneide Dich!"

„Theodor," fiel mit einem Seufzer, Lisa, die Frau Doctorin, ein, „merkt dagegen nichts, ahnt nichts. Ob er wohl je gesehen, welch ein Kleid ich trage? Wir könnten sterben und verderben. Unsere Kinderfrau sagt ganz richtig, andere Kinder haben doch wenigstens einen Arzt, wir haben auch das nicht. Wenn er zu Haus ist, schläft er, oder er ißt. Klage ich, antwortet er, man müsse dem Wohl der Menschheit Opfer bringen. O, diese Menschheit, wie ich sie hasse!"

„Mein Mann," sagte die zarte Frau Liane mit den Vergißmeinnicht-Augen, „könnte Ihrem etwas Zeit abgeben. Der hat für Alles Muße, ist überall zu gleicher Zeit, guckt in alle Töpfe, bestimmt den ganzen Kreislauf des Tages; sagt, was die Kinder anziehen sollen, ob Gummischuh oder nicht, miethet und entläßt Jungfer und Köchin, mir bleibt nichts übrig, als auf der Chaiselongne mein Leben zu verträumen, mich pflegen zu lassen."

„Wie himmlisch! Und darüber klagen Sie," fuhr Frau Betty auf. „Wenn es mir doch so wohl würde mit meinen sechs Kindern, darunter die Zwillinge, kaum drei Monate alt. Victor rechnet das Alles für Nichts, für die Bestimmung des Weibes. Gut! aber dann muß er sich nicht noch als Hauptsache aufspielen. Er muß gewartet, gepäppelt, zerstreut, in Concerte, Theater geführt werden, kann allein nichts, nicht einmal spazieren gehen."

„Dabei sind doch zuckersüße Pflichten, die ich gern erfüllte!" rief lächelnd die hurtige Frau Isabelle. „Eduard ist immer auf dem Bureau, oder er hat lauter männliche Vergnügungen. Casino, Club, Skatgesellschaft und wie die Vereinigungen alle heißen, die uns trennen. ‚Geh doch allein!' heißt es, als ob man sich dazu verheirathete?"

„Ja, Familienväter sind undankbar und egoistisch," seufzte ein dickes, kleines Frauchen, welches aussah, wie eine wohlgestopfte Wachtel. „Mit welcher Abwesenheit aller Grazie nehmen sie Feste und Geschenke auf. Geburtstage gehören nun einmal der Familie. An seinem Letzten ist er geradezu aus dem Hause gelaufen. Mein Geschenk, Schoner eines Kleidungsstückes (er sitzt immer auf Korbstühlen), wies er mit Protest zurück, ebenso Minchens Pantoffeln mit Edelweiß; als Grund gab er an, sie seien ungleich, als ob ich um das Bischen fehlender Wolle nicht den ganzen Tag in der Stadt herumgejagt wäre. Ist es nicht Pflicht eines Familienvaters, in der Lage ein bis zwei Augen zuzudrücken, wegen sonstiger Verletzung heiligster Gefühle!"

„Gefühle," wiederholte die rothwangige Frau Dorothee, „sind noch gar nichts gegen Nerven; meiner hat dergleichen Dinger; gesehen hab ich sie noch nie, man soll eben daran glauben, ohne sie zu sehen. Er kann überhaupt kein unerwachsenes Familienglied ausstehen. Es ist schrecklich! gerade als sollte man Ruhe schaffen in einem Nest junger Spatzen."

„Mir geht es umgekehrt," flüsterte ein bleiches Madonnengesichtchen, „sobald mein Mann nach Hause kommt, fängt ein Höllenlärm an. Der respectirt keine Nerven. Schlägt die Thür, damit man es gewohnt wird, dreht den Leierkasten, tanzt Kosakisch mit den Kindern. Er sollte nur die wilde Bande einen ganzen Tag lang hüten!"

„Schämt Euch, über eure guten Männer hinter dem Rücken herzuziehen!" rief Frau Susanne, mit dem rechtschaffenen, wie aus Holz geschnittenen Gesicht. „Engel giebt es überhaupt nicht auf Erden, und am Wenigsten in einem so irdischen Institut, als es die Ehe ist."

Da lächelte die fröhliche Frau Wirthin und sagte: „Doch es giebt Engel . . gerade Ehe-Engel. und ich habe einen leibhaftig gesehen."

„Du!" rief Alles und fuhr auf sie los.

„Dein Mann ist es aber nicht, das macht der uns nicht weis;" sagte Frau Betty.

„Mein Wilder! nein wahrhaftig, der ist kein sanfter Cherub."

Wo ist er denn? den müssen unsere Männer sehen!" riefen sie durcheinander; „die könnten etwas lernen!"

„Ach was! die bessern sich nicht und lernen nichts!" antwortete lachend Frau Leonore. „Wir sind ja auch eigentlich ganz zufrieden mit ihnen. Wer weiß, ob Line mit der Andern tauschte, man wird den Seinen gewohnt, man richtet sich ein, kennt die Abgründe, Licht und Schatten. . .,"

„Bei dem Ehe-Engel kann man aber ohne Furcht vor Abgründen ganz in der Sonne leben," meinte Frau Beate, das Madonnengesicht.

„Wer weiß, wie viel man davon verträgt," erklärte Frau Susanne. „Erzähle uns, wer hat dies Ideal heimgeführt?"

„Ihr kennt sie ganz gut und rathet es doch nicht, man traut einem Engel keinen so dämonischen Geschmack zu. Es ist unser sogenanntes Nixchen aus der Pension. Der lustige Irrwisch, welcher stets voller Streiche steckte, wie ein Ameisenhaufen voller Ameisen, zwanzig Projecte hatte und dreißig ausführte, das tollste, klügste, liebenswürdigste, geistreichste und verdrehteste Exemplar einer Jugendblüthe, wie sie herrlicher nicht zu denken ist."

„Nie hätt' ich geglaubt, daß die zu einem Engel als Hausfrau paßte," meinte Frau Dorothee. „Obgleich wir unter ihrem Zauber standen, wünschten wir ihr einen rechten Brummbaß, der sie erziehen sollte, denn sie war das verzogenste, verwöhnteste Geschöpf der Erde, eine Prinzeß Habenichts, die that, als sei sie nur zum Luxus geboren, das Feinste war ihr gerade recht."

„Nun, jetzt hat sie ihren Prinzen aus dem Märchen gefunden," sagte Frau Leonore. „Der Ehe-Engel ist hübsch reich, jung, vornehm und daneben verzieht er sie noch weit toller, als wir es thaten."

„O, die Glückliche!" riefen die früheren Gespielen.

„Ich war bei der Hochzeit," fuhr die Frau Wirthin fort. „Alles schwamm in Wonne. Wie glatt das ging. Keine Laune des Bräutigams. Es ist doch meist ein Prüfungstag für den Mann, all die fremden Leute, die sich plötzlich lieben und duzen müssen, die schwierige Rolle der Schwiegermutter gegenüber, die meist in der Stimmung einer Tigerin ist, der man ihr Junges raubt. Alles überstand er mit demselben lächelnden Gesicht, mit der göttlichen Ruhe eines Engels.

Der zweite Act war noch schlimmer. Wir waren damals ein Rudel lustiger Freundinnen und Nixchen die Erste, die aus dem Kreise schied. Nach der Trauung erklärte sie, unmöglich gleich mit ihm abreisen zu können, erst müsse sie sich in ihrer alten Kinderstube mit uns von dem Schrecken erholen. So viel er auch klopfte und bat, ihm wurde weder geantwortet, noch aufgethan. Erst anderen Tages, nachdem er vier Stunden in Wald und Feld herumspaziert, geruhte sie herauszukommen."

„Na, da hätte ich meinen Oscar sehen mögen," sagte die Frau mit dem Madonnengesicht. „Was that er denn?"

„Er lächelte."

„Großartig!" erklärten Alle.

„O, er hat wohl tausend ähnlicher Proben bestanden," fuhr Frau Leonore fort. „Seine Schwiegermutter schlug sich zuletzt sogar auf seine Seite. Man sah ihnen damals kopfschüttelnd nach, aber wir haben uns umsonst geängstigt."

„Ist das ein Benehmen für eine Frau? ich hätte ihr schön die Wahrheit gesagt," erklärte Susanne.

„Wie kannst Du gleich Partei gegen Dein Geschlecht nehmen," rief Frau Dorothee. „Schon von Klein an verziehen wir die Buben gegen die Mädchen. Wir sind schuld an den Egoisten, es ist ganz gut, wenn ihnen so Eine mal die Kehrseite zeigt."

„Ehe-Engel werden geboren, nicht erzogen;" sagte Frau Leonore.

„Es wird nicht von Dauer gewesen sein," meinte mißtrauisch die Frau Doctorin. „Einen Honigmond, vielleicht nur einen halben."

„Da irrst Du Dich, ich sah Nixchen mit ihrem Engel nach Jahren wieder, und es war dieselbe Geschichte. Sie luden mich und meinen Wilden, den ich indeß geheirathet, auf das Land ein. Er wollte natürlich nicht zu diesen ihm fremden Menschen. Brummte wie ein Bär, wüthete wie ein Löwe, aber gab natürlich nach. Eine interessante Bibliothek des Gutes half mit. So kamen wir in ein wahres Paradies. Nicht nur eins, wie es Adam und Eva besessen, ganz Natur, nein, eine Fülle von Kunst, von Luxus, daneben der unbeschreibliche Wald. Alle Tage wurden die schönsten Parthien gemacht. Ein Fest folgte dem anderen, Komödien, Feuerwerke, Wasserfahrten.

Mein Mann war gut aufgehoben in der Bibliothek."

Der Ehe-Engel zerriß sich, verdoppelt sich, verdreifachte sich, um jedem Wunsche seiner Frau zuvorzukommen.

Alles Unangenehme übernahm er, für alles Verunglückte büßte er, und wenn man dachte, nun muß er auffahren, lächelte er.

Wir Frauen waren alle in höchster Bewunderung. Die Männer empört, besonders mein Wilder.

„Das ist die verkehrte Welt," sagte er.

„Eine Welt, die mir gefällt, Du Böser."

„Zu dieser Höhe kann ich mich ja doch niemals aufschwingen," antwortete er heuchlerisch.

„Du könntest wohl, aber Du willst nicht. Hätte ich solchen Engel bekommen können, ich hätte mir nie Dich Berserker zum Mann gewählt."

„Das ist überhaupt kein Mann! Eine Milchpuppe, ein Reisbrei, eine Zuckerpuppe, man könnte ihn als Amor auf eine Torte stecken, das linke Bein graziös von sich gestreckt. Süß, süß, schlechte Hausmannskost, Leonore."

„Der pure Neid spricht aus Dir. Sauer und bitter ist eben so wenig zu gebrauchen."

„Gesunder bleibt es doch."

„Gesunder. Er ist älter wie Du und sieht jünger aus. Das Stirnrunzeln macht Falten, Liebster."

„Freilich, man erhält sich am Besten, wenn man weder Gedanken noch Gefühle hat."

„Gefühle, davon schweig nur, solch eine alles duldende Liebe — dieser weiße Sclave! diese Hundeseele! was weiß der von Liebe."

„Genug, wir geriethen über diesen Ehe-Engel aneinander. Gut daß wir fortmußten. Mein Mann verschwur sich hoch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und theuer, mich nie wieder in die ungesunde Atmosphäre solcher Engelhaftigkeit zu bringen.

Richtig ist's, daß dieser Aufenthalt im Paradies noch lange in mir nachzitterte. Jedes Mal erschien mir diese Lichtgestalt, wenn die Heftigkeit meines Mannes mich aus Idealträumen häuslicher Seligkeit aufrüttelte. Erst hielt ich sie ihm vor, aber das erwies sich als das schlechteste Mittel gegen eine böse Laune.

Zu meinem Erstaunen und Leopold's großem Verdruß erschien das Ehepaar nach einiger Zeit hier."

„Hier!" riefen alle, „das müssen wir kennen lernen!"

„Gut! das sollt ihr zum Trotz und Schrecken unseres Gebieters."

„Meine Frau kann die Landluft nicht vertragen!" gab er als Grund an.

„Aber ihre Thätigkeit dort."

„Besorgt ein Anderer!" sagte er lächelnd, „das geht ganz gut."

„Er war trotz allem Hetzen dick geworden. Jetzt glich er einem vergnügten Posaunen-Engel. Der stereotype Sonnenschein hatte sich so zu sagen auf seine Physiognomie gelagert; er glänzte aber hauptsächlich im Fett seiner rundlichen Wangen.

„Jetzt brauchst Du ihm äußerlich nicht mehr ähnlich zu werden," sagte ich, „desto mehr innerlich. Du könntest mir nicht das Opfer Deines Berufes bringen, wie er."

„Der, der hat ja nur Einen und den hat er behalten, Ehe-Engel," antwortete dieser verstockte Mensch.

„Jetzt ging ein Treiben an, von dem Ihr keinen Begriff habt.

Vergnügen auf Vergnügen gepfropft, immer ein Neues, ehe noch das erste ausgenossen war. Ich sollte den Strudel mitmachen, blieb aber sehr bald zurück, wie ein lahmes Rennpferd.

Ich sah Nixchen in letzter Zeit selten, aber wenn ich sie einlade, kommt sie gewiß, Ihr sollt das Wunder mit eigenen Augen sehen. . ."

Es vergingen Tage, Wochen, Monate, noch immer war es nicht zu dem ersehnten Anblick gekommen.

Frau Leonore machte Ausflüchte . . . Darüber wurde es wieder Frühling, wieder sprang der lustige Springquell, wieder waren die fröhlichen Freundinnen beieinander.

„Nun geht uns die Geduld aus!" rief Frau Betty, „her mit dem Engel, oder wir glauben ebenso wenig an die Legende, als unsere Männer."

„Ja seht . .," begann Frau Leonore und sah recht bedrückt aus, „mit dem Ehe-Engel hat es seine Richtigkeit; aber zeigen kann ich ihn Euch doch nicht, wenigstens nicht in der Ehe mit Nixchen, denn denkt Euch, — wer hätte sich das träumen lassen, — sie ist von ihm geschieden."

„Geschieden!" schrie Alles „Freilich, mit der konnte es selbst ein Engel nicht aushalten."

„Ihr irrt Euch," sagte Frau Leonore. „Sie schied sich von ihm, die Teufelsnixe vom Engel."

„Erzähle! — erzähle."

„Also, das sausende Leben wurde weiter geführt, ich verlor sie ganz aus den Augen. Es schien die reine Herrlichkeit, so wurden sie beneidet!

Da eines schönen Tages kam Nixchen zu mir, ich hatte immer ihr Vertrauen; sie sah sehr verändert aus, ganz hohläugig, Ihr hättet sie kaum wiedererkannt; ebenso mager, als er dick war."

„Ich bin krank gewesen," sagte sie, „ich halte dies Leben nicht länger aus."

„Kein Wunder," rief ich, „es ist nichts für eine kluge Frau, geschweige für einen Mann."

„O, der!" meinte sie, „der hat ein Rhinozerosfell, der hält alles aus, den bringt nichts aus der Fassung."

„Welche herrliche Eigenschaft!"

„Sie sah mich sprachlos an. Herrlich! wiederholte sie verzweiflungsvoll! Wenn er noch über irgend etwas böse würde, aber das ewige Einerlei."

„Giebt es etwas Besseres, als Ruhe in der Ehe?"

„Ja!" schrie sie erregt. „Alles ist besser, mit Allem hätte ich mich eingerichtet, lieber hätte er mich schelten, schlagen, lästern können, alles lieber als dies ewige Lächeln."

„Sie machte es ihm nach . . Es ist gräßlich! geradezu gräßlich!"

„Pfui!" rief ich entrüstet, „Du bist seiner Güte nicht werth."

„Du hast recht", sagte sie jämmerlich, „das erbärmliche Gefühl hat man noch in den Kauf, ich müßte ja noch dankbar sein; ich bin abscheulich; ich müßte mich mit Wonne Tag aus, Tag ein gedankenlos angrinsen lassen. Kennst Du die Langeweile? Kennst Du dies tödtende Gift?"

„Ich wollte versichern, ich kenne es ganz gut, es sei nicht so schlimm."

Da unterbrach sie mich wild. — „Nein, Du kennst es nicht, kennst es nicht, wie es wirkt, wenn es Dir Dein Mann einflößt, der, der Dir am Nächsten steht, den Du lieben, achten sollst, dem Du nicht entrinnen kannst."

„Amüsante Männer," sagte ich, „sind meist unbequem; in der Ehe verlangt man etwas Anderes."

„Ich will ja nicht amüsirt sein, nur nicht zu Tode gelangweilt. So lange ich gesund war, konnte ich davon laufen, aber nun hat er mich fest, wie die Spinne eine Mücke im Netz. Mein Blut wird er mir aussaugen, sich davon nähren."

„Du solltest Dich schämen, Liebe so zu bezeichnen."

„Liebe!" rief sie — „er liebt mich nicht! er braucht mich als Hebel für seine schwerfällige Seele. Nein, sage mir nichts, verachte mich, nenne mich frivol. In der Ehe soll man alles dulden, selbst diese Vortrefflichkeit; ich bin eine schlechte Frau, ich weiß das Alles, ich verachte mich selbst — aber aushalten kann ich es nicht, will ich es nicht. Ist es nicht für ihn ein Glück, wenn er mich los ist; kann er nicht Jemand finden, für den solch ein Engel paßt? Dabei ein Engel auf goldigem Grund. Tausende werden sich hinzudrängen, ihn glücklich machen, werden in dieser Atmosphäre plätschern, wie ein Fisch im Wasser, Langeweile ihr Element. Ihr habt mich immer für eine Art Teufelin gehalten, Ihr habt recht, denn ich kann es mit dem Ehe-Engel nicht aushalten."

„Nein!" fiel das Madonnengesicht athemlos ein. „Was wurde aus der Armen?"

„Sie ging in die weite Welt, ihr Glück suchen. Schwer zu finden wird es wohl auch auf diese Weise sein, sie muß das lernen; vom Engel nahm sie nichts mit, nicht einmal ein böses Wort, denn er verzieh ihr."

„Das verdiente sie nicht," rief Frau Susanne, „ist das ein Leichtsinn, ist das eine Art, die heilige Ehe zu nehmen. Man hätte sie nicht scheiden sollen."

„Erst fand es das Gericht auch, da nahm der Ehe-Engel die Schuld auf sich."

„Dann ist nicht zu helfen," meinte Magdalena.

„Hätten Sie nur gewartet," seufzte Frau Liane, in den besten Ehen ist oft der Anfang eine Prüfungszeit, in der man glaubt, auseinanderlaufen zu müssen; man gewinnt sich nach und nach lieb."

„Die ist eben eine Nixe und gewinnt Niemand lieb," rief strafend die Frau Professorin, „sie wird schon ihre Strafe finden. Wohl dem Haus, das von ihr rein ist."

„Hoffentlich geht es ihr nicht wie dem Mückchen," sagte Frau Leonore, „welches befreit aus dem Netz der Spinne, eine Beute des grimmen Neuntödters wurde."

„Und der arme verlassene Ehe-Engel, was wird aus ihm!" riefen die mitleidigen Frauen.

„Der Ehe-Engel," wiederholte lachend Frau Leonore, „der, — der ist seit acht Tagen wieder glücklich verheirathet."

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Die heiligen drei Könige. Siehe die Abbildung, Seite 1. — Noch heute ziehen in vielen Gegenden, in denen alte Volkssitte sich bewahrt hat, die heiligen drei Könige am 6. Januar durch die Straßen, machen Halt vor und in den Häusern, singen auf die Geburt des Heilandes bezügliche Verse und sammeln Gaben ein, ganz wie auf dem alten Bilde, das eine solche Scene in den Straßen Amsterdams schildert. Der Volksglaube, welcher die morgenländischen Weisen zu drei Königen aus dem Morgenlande umgewandelt hat, stützt sich auf Prophezeiungen des alten Testaments. Man hat diesen drei Königen sogar Namen gegeben, Namen, die durchaus nicht morgenländisch klingen; Kaspar, Melchior und Balthasar heißen sie, und die katholische Kirche feiert ihnen zu Ehren das Fest der heiligen drei Könige. Die Lust des Volkes am Mummenschanz, die sich vor Weihnachten in der Erscheinung des Knechtes Ruprecht so häufig bekundet, ist als Ursache der weltlichen Feier des Drei-Königs-Tages anzusehen. Von den drei meist in primitivster Weise Vermummten, welche die drei Könige oder Weisen aus dem Morgenlande darstellen, pflegt der eine auch heute noch, wie auf unserem Bilde, durch sein rußgeschwärztes Gesicht als Neger charakterisirt zu sein. Der Stern ist von innen künstlich erleuchtet und wird vermittelst einer Schnur in drehende Bewegung gesetzt. In Tirol beginnt das „Sternsingen", wie man es nennt, genau in der oben beschriebenen Weise, mit der ersten Adventswoche und erfolgt jeden Donnerstag, bis zuletzt am heil. Dreikönigstage. Einem Kenner der Tiroler Landessitten, Herrn Director Dr. Ludwig von Hörmann, verdanken wir den nachstehenden Text des dabei gesungenen Liedes:

Kaspar: König Kaspar bin ich genannt,
Komm daher aus Mohrenland,
Komm daher in großer Eil',
Vierzehn Tag' fünfhundert Meil',
Melchores, Melchores tritt du herein!

Melchior: Ich tret' herein durch diese Thür
Und mach' das heilig' Kreuz dafür,
Das heilig' Kreuz mit göttlichem Segen
Das uns Gott Vater vom Himmel gegeben.
Balthores, Balthores, tritt du herein!

Balhasar: Ich tret' herein mit der Geis,
Möcht' wissen, wie die Hausfrau heißt.
Die Hausfrau heißt Frau Pfefferkern,
Weihnachtszelten essen wir gern.

Alle: Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken und zahlen nit gern.
Sie fanden ein Kindelein nackend und bloß,
Sie legten's der Jungfrau Maria in Schoß,
Sie kamen an des Herodes sein Haus,
Herodes, der schaute zum Fenster heraus:
„Warum ist denn der mittlere König so schwarz?"
Er ist ja nicht schwarz, er ist uns bekannt,
Es ist König Kaspar aus Morigenland.
Wir wünschen alle drei eine ruhsame Nacht,
Eine ruhsame Nacht, eine fröhliche Zeit,
Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist.

Wir haben schon g'hört den Schlüssel klingen,
Man wird uns bald zwei, drei Kreuzer bringen,
Zwei, drei Kreuzer sind noch nit g'nua,
Es g'hört a Stuck Zelten und a Schnaps dazua.

Voltaire bei Herzog von Sully. Von W. E. Orchardson. Siehe die Abbildung, Seite 4 und 5. — Der Herzog von Sully gehörte zu den geistreichsten Grandseigneurs der Pariser Gesellschaft, mit welcher Voltaire durch seinen Pathen, den Abt von Chateauneuf, Fühlung gewann, als die ersten Strahlen unsterblichen Ruhmes auf den Dichter fielen. Der Herzog liebte den Spott Voltaire's, aber nur so lange er sich nicht gegen ihn selbst richtete, und Voltaire freute sich an den boshaften Bemerkungen des Herzogs, so lange er selbst von ihm mit dem Respect behandelt wurde, den seine Eigenliebe forderte, — ein Verhältniß, das alle Vorbedingungen eines plötzlichen Bruches in sich trug. Für den Herzog bedeutete dieser Bruch nur ein gestörtes Diner und eine unbehagliche Situation, während Voltaire die Gelegenheit wahrnahm, ihm im Kreise seiner Freunde die Wahrheit zu sagen. Für Voltaire bedeutete er vier Monate Bastille, weil der Herzog ihn beschuldigte, in Versen den Regenten beleidigt zu haben und seine Beschuldigung glaubhaft zu machen wußte. Es soll der Dichter mit dem König gehen, — aber nicht immer ist es ein ungefährlicher Gang.

Gartnerei.

Nachdruck verboten.

Die Topfcultur des Weinstockes. — Die Topfcultur unserer Obstgehölze ist für jeden Pflanzenliebhaber eine der interessantesten Beschäftigungen. Sie gewährt ihm nicht allein die Freude an dem sichtlichen Gedeihen und Wachsthum seiner Pfleglinge, sondern belohnt obendrein seine Mühe noch mit den herrlichsten Früchten.

Zur Topfreben-Cultur verwendet die Gartenfreundin am vortheilhaftesten zweijährige, aus Augen gezogene und deshalb reich bewurzelte Pflanzen aus einer Gärtnerei, welche je nach Stärke der Stöcke im März in 30 Cent. und größere Töpfe gepflanzt werden. Die Töpfe stellt man hierauf in ein nach Südost, Süd oder Südwest gelegenes Zimmer unmittelbar vor das Fenster und bedeckt den Erdballen mit einer Schicht Moos, damit derselbe nicht so schnell austrocknet.

Als Erdmischung verwendet man kräftige Compost-Erde mit einem Zusatze von altem verwitterten Lehm und einige erbsengroßen Holzkohlenstücken. Da der Weinstock zu den Kali-Pflanzen gehört, ist es ferner rathsam, der Erdmischung noch etwas Holzasche, wenn möglich Buchenasche, beizufügen, weil diese besonders reich an Kali ist. Für genügenden Wasserabzug ist stets zu sorgen, indem der Boden der Töpfe mit einer 2 Cent. starken Scherbenlage bedeckt wird. Bekanntlich sind ohne Schnitt, selbst bei den im Freien wachsenden Reben, nennenswerthe Resultate an Früchten nicht zu erzielen. Unsere Topfreben müssen daher doppelt sorgfältig geschnitten werden.

Nach der Pflanzung, aber vor Beginn der Vegetationszeit, werden die Reben bis auf das achte Auge über dem Wurzelhalse zurückgeschnitten, worauf die fünf oberen Augen, sofern das Holz gehörig ausgereift war, noch im ersten Jahre bei guter Pflege je eine Traube hervorbringen können. Gleich nach der Blüthezeit entspitzt man die durch diesen Rückschnitt entstandenen jungen Triebe bis auf ein Auge oberhalb der Blüthe. Alle durch diesen Schnitt wieder erscheinenden seitlichen Triebe werden bis auf das unterste Blatt entfernt. Sollte im Laufe des Sommers, infolge guter Cultur, das oberhalb der Traube stehengelassene Auge noch einen Trieb entwickeln, so ist dieser bis auf ein Blatt oberhalb der letzten Entspitzungs-Stelle zurückzuschneiden.

Im zweiten Jahre werden die Seitentriebe, wenn sie kräftig genug sind, auf einen Zapfen von zwei Augen zurückgeschnitten, woraus sich zwei Triebe entwickeln, welche ganz wie im ersten Jahre behandelt werden.

Im dritten Jahre entfernt man den oberen dieser beiden Triebe ganz und schneidet den unteren wieder auf einen Zapfen von zwei kräftigen Augen zurück, indem man die hieraus entwickelten Triebe wieder wie im vorherigen Sommer behandelt. Und so wiederholt sich dieser Vorgang alljährlich, indem man zwei Triebe an einem Zapfen zur Entwickelung kommen läßt und von diesen immer den, dem Mutterast zunächst befindlichsten, stehen läßt, weil die Rebe nur an einjährigem, kräftigem Holze Trauben erzeugt. Sollte aber der eine dieser beiden Triebe keine Trauben erzeugen, so wird er zu Gunsten des anderen, als zwecklos, sofort entfernt.

Während der Vegetations-Periode verlangt die Topfrebe viel Wasser und einen monatlichen kräftigen Düngerguß. Sehr wirksam ist eine Auflösung von $^1/_2$ Kilo Guano in 30 Liter Wasser. Auch ist ein tägliches feines Ueberspritzen, mit Ausnahme der Blüthezeit, der Rebe sehr zum Vortheil. Ein Umsetzen und Drehen der Töpfe, sodaß die bisherige, der Sonne zugekehrte Seite dem Zimmer zugewendet wird, muß möglichst unterbleiben.

Während der Reife muß man die Trauben sorgfältig beobachten und jede faulige Beere sofort entfernen.

Zum Ausbeeren bedient man sich einer langen, spitzen Schere, da man die Trauben, um ihnen den zarten Duft zu erhalten, mit der Hand nicht berühren darf.

Im Herbst, nach der Ernte, stellt man die Stöcke so lange in's Freie, bis ein leichter Nachtfrost die Vegetation völlig zum Stillstand gebracht hat, worauf man sie in einem kühlen Keller überwintert. Im März des nächstfolgenden Jahres werden sie, wenn nöthig, in größere Gefäße verpflanzt, beschnitten und wieder an ihren alten Ort zur neuen Ernte und Zierde in's Zimmer gestellt.

Ad. v. Drathen.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Ein kleiner Neujahrsscherz. Bald wird das neue Jahr seinen Einzug halten und mit Becherklang und fröhlichen Zurufen begrüßt werden. Wohl wissen wir nicht, was es uns bringen wird, aber die Hoffnung wirft ihren verklärenden Zauberschein auf die verhüllte Zukunft und läßt uns gute und frohe Tage erwarten. In der Sylvesternacht aber werden im heiteren Freundeskreise allerlei Spiele und Gebräuche getrieben, um die Geheimnisse der Zukunft zu enträthseln. Da läßt man Nußgehäuse mit Lichtchen als Lebensschifflein schwimmen, Apfelschalen sollen den Namen des zukünftigen Lebensgefährten verrathen, und besonders ist auch das Bleigießen eine beliebte, weit verbreitete Sitte, denn die wunderlich geformten, krausen Gebilde lassen ja die verschiedenste, den eigenen Wünschen entsprechende Deutung zu. Deshalb möchten wir unsere Leserinnen auf einen Scherzartikel aufmerksam machen, der gewiß in geselligen Kreisen Beifall finden und zur Erhöhung der Heiterkeit beitragen wird; es sind die sogenannten Glückskarpfen, kleine, zierlich aus Blei gegossene Fische, die in die Servietten gelegt oder unter die Gäste vertheilt werden, um für dieselben beim Bleigießen als glückverheißende Orakel zu dienen. Der billige Preis (50 Pfg. für den Carton mit 5 Fischen) gestattet die weiteste Verbreitung.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Porzellan-Malerei.

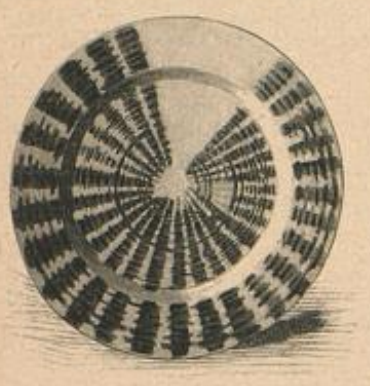
Von Olga Altmann.

Obgleich die Technik der Porzellan-Malerei manche Schwierigkeit bietet, erfreut sie sich doch großer Beliebtheit und weiter Verbreitung. Wohl jede Dame, die den Pinsel zu handhaben weiß, versucht sich auch auf diesem Gebiet. Hat es doch etwas ungemein Anziehendes und Verlockendes, Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit gefälligem Schmuck zu verzieren, dessen feiner Farbenschmelz sich von dem reinen, glänzenden Material so reizvoll abhebt. Welche Freude gewährt es der kunstsinnigen Frau, wenn sie ihren Kaffee- und Eßtisch mit gemaltem Geschirr schmücken und gute Kost auch in schöner Schale darbieten kann. Wie behutsam und vorsichtig geht sie mit der zerbrechlichen Waare um; wie ängstlich hütet sie die kostbaren Schätze, die unter ihren geschickten Händen entstanden oder die als theure Erbstücke und liebe Andenken in ihren Besitz gekommen sind! Besonders werthvolle und auserlesene Stücke dienen zur Ausschmückung des Speisezimmers und prangen nur bei seltenen Gelegen-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

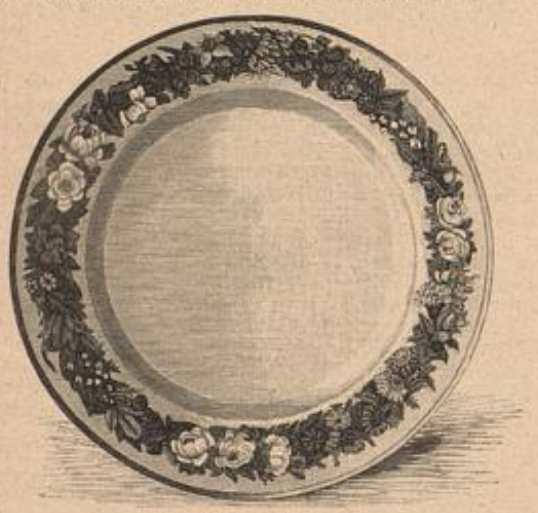
heiten auf der geschmackvoll arrangirten Festtafel. Wohl sind die Zeiten längst vorüber, in denen das Porzellan dem Silber an Werth gleich stand und als hochgeschätzter Handelsartikel aus Japan und China, nur dem Reichen zugänglich war; aber immer noch steht es in hohem Ansehen und besitzt bleibenden Werth. Der Kenner versteht ja die Kunst der Porzellan-Malerei zu würdigen; er weiß, wie viel Uebung und Geschick diese Technik erfordert und wie oft Zufälligkeiten das Gelingen beeinträchtigen können.

Eine große Schwierigkeit liegt für den Anfänger zunächst darin, daß manche Farben beim Malen ganz anders erscheinen, als nach dem Brennen; es wird daher den Lernenden oft schwer, die spätere Wirkung zu ermessen, die geeigneten Farben zu wählen und in richtiger Stärke aufzutragen. Deshalb ist ein guter Unterricht von großem Nutzen; man eignet sich dadurch schnell die erforderlichen Handgriffe an und lernt am leichtesten und sichersten die Wirkung der Farben, ihre Eigenthümlichkeit und Mischbarkeit kennen;



auch bewahrt man sich vor vielen Enttäuschungen und braucht nicht erst durch Schaden klug zu werden. Doch wo, — wie vielfach auf dem Lande, — eine mündliche Unterweisung von sachkundiger Seite nicht möglich ist, kann man auch ohne Unterricht bei etwas Talent und fleißiger Uebung gute Erfolge erzielen. Für solche Fälle namentlich werden die folgenden Angaben, die keineswegs auf Erschöpfung des Gegenstands Anspruch machen, von einigem Nutzen sein.

Die Utensilien, die für die Porzellan-Malerei erforderlich sind, kann man durch alle Magazine für Kunst-Materialien beziehen; sie bestehen aus den Porzellan-Farben, einer Glasplatte und einem Läufer, einer Porzellan-Palette mit Vertiefungen und Deckel, je einer Flasche Terpentin, Zach- oder Dicköl und Nelkenöl, verschiedenen kurzgebundenen Pinseln und Stupfern, einem Hornspachtel und Radirmesser. Die Porzellan-Farben, die sämmtlich aus Metallen hergestellt werden, erhält man sowohl feucht in Tuben (Lacroix, Paris, Müller & Hennig, Dresden), wie trocken, in Pulverform (Königl. sächs. Manufactur in Meißen). Die flüssigen Farben sind ohne weitere Vorbereitung zu verwenden, die pulverisirten aber müssen präparirt werden, lohnen jedoch diese kleine Mühe durch große Ergiebigkeit, namentlich die Meißener Farben, die in jeder Beziehung ihren altbewährten Ruf rechtfertigen. Aber trotz ihrer Bezeichnung „feingerieben" sind sie es nicht immer in ausreichendem Maße, besonders die Purpurfarben. Da aber die schöne und saubere Ausführung der Malerei wesentlich von der Feinheit der Farben abhängt, sollte man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, sie erforderlichen Falls noch sorgfältig auf einer mattgeschliffenen Glasplatte mit dem Läufer fein zu zerreiben. Den Purpurfarben setzt man hierbei Terpentin zu, während die anderen nur mit Wasser zu vermischen sind. Man reibt die Farben



zu größter Feinheit so lange, bis der erst dickflüssige Brei vollkommen trocken geworden ist und bewahrt sie dann wieder in Pulverform auf. Die Farbenscala ist sehr reichhaltig; von den 50 Meißener Farben sind am unentbehrlichsten: Canariengelb, Eigelb, Ockergelb, Gelbgrün, Blaugrün, Dunkelgrün, Schattirgrün, Türkisblau, Dunkelblau, Rosenpurpur, Dunkelpurpur, Fleischanlage-Roth, Gelbroth, Kastanienbraun, Schattirbraun, Iridiumschwarz, Blickweiß, Blickgelb; ferner Pompadour 84 (Fabrik Geidtner). — Violett, das in dieser Palette fehlt, stellt man sich leicht aus einer Mischung von Rosenpurpur und Türkisblau her, in dunklerer Schattirung durch Dunkelpurpur und Dunkelblau. Ein sehr feines Grau, das namentlich zum Schattiren weißer und gelber Blumen Verwendung findet, erhält man aus Türkisblau, Eigelb und Rosenpurpur; durch Ueberwiegen des einen oder anderen Farbentones kann man es wärmer oder kälter nüanciren. Iridiumschwarz, die theuerste Farbe, läßt sich als Schattenton allen anderen Farben beimischen. Blickweiß und Blickgelb darf man nur äußerst sparsam, möglichst steif und an richtiger Stelle zum Aufsetzen von Staubfäden und hellsten Lichtern anwenden.

Vor dem Malen müssen die trockenen Farben in folgender Weise zubereitet werden. Man setzt auf den Deckel der Palette eine kleine Messerspitze voll Farbe, reibt sie mit einer ungefähr gleichen Menge von Zachöl mittelst des Hornspachtels zu einer dickflüssigen Masse und setzt dann einen Tropfen Nelkenöl hinzu. Um die abermals gut durchgeriebene Farbe

besser mit dem Hornspachtel zusammenzubringen, ist es rathsam, sie anzuhauchen oder ein kleines Tröpfchen Wasser zuletzt darunter zu rühren. So zubereitet thut man die Farbe in eine Vertiefung der Palette, wo sie, zugedeckt, Wochen lang brauchbar bleibt. Man sollte sich hierbei gewöhnen, die Farben

in und auf der Palette immer in einer bestimmten Reihenfolge zu ordnen, damit bei ähnlich aussehenden keine Verwechselung entsteht. Für manche Farben, Ocker, Türkisblau und andere, ist ein kleiner Zusatz von „Fluß" zu empfehlen, der ihnen größere Leuchtkraft und erhöhten Glanz verleiht. Man erhält den Fluß, wie die Meißener Farben, trocken in Pulverform und kann gleich beim Präpariren den betreffenden Farben eine Wenigkeit hinzufügen. Die Erfahrung wird auch hierin die beste Lehrmeisterin sein.

Es macht oft Schwierigkeit, gutes Zachöl zu erhalten, dessen Reinheit und Güte doch von wesentlichem Einfluß auf die Malerei ist; wir möchten deshalb dringend allen Malerinnen empfehlen, sich dasselbe selbst zu bereiten, was mühelos durch längere Verflüchtigung und Eindickung des gewöhnlichen Terpentins oder schneller durch Wärme (in der Röhre oder hinter dem Ofen) geschieht. Zum Bemalen sollte man nur gutes fehlerfreies Porzellan verwenden; denn minderwerthige Waare, verdient kaum die Mühe des Decorirens und nimmt auch viel leichter beim Brennen Schaden. Die für das Gelingen so wichtige Arbeit des Brennens muß man immer nur möglichst erprobten und zuverlässigen Händen anvertrauen; bei nicht genügender Hitze fehlt es den Farben an Glanz und Schmelz; namentlich erhält dann leicht Rosenpurpur einen trüben Ton. Wenn die Malerei nach dem Brande noch etwas rauh erscheinen sollte, so ist es zweckmäßig, sie mit pulverisirtem Bimsstein und einem Kork leicht abzureiben. Nur darf dies an den Stellen nicht geschehen, wo Pompadour angewendet ist, weil diese feine Farbe durch Bimsstein vollständig zerstört würde.

(Fortsetzung folgt.)

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Weihnachtsbäume. — Wie lassen sich unsere Weihnachtsbäume, die meist im Feuer oder gar auf dem Kehricht ein unrühmliches Ende finden, nachdem sie soviel Freude und Entzücken verursacht haben, zu freundlicheren Zwecken verwenden?

Eine empfindsame Leserin.

Bernstein. Giebt es ein Mittel, um geschliffenen, dunkel gewordenen Bernstein wieder hell zu machen?

A. v. S., Berlin.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Spiegelgläser und Fensterscheiben zu putzen. (120). — Gar verschieden sind die Mittel, deren man sich zum Putzen von Spiegelglas und Fensterscheiben bedient. Ich habe im Laufe der Jahre dies und jenes probirt und gefunden, daß es weniger auf die Reinigungsmittel als auf Eigenheit und Sauberkeit ankommt. Das einfache Verfahren, mit Fensterleder zu putzen und mit einem Leinentuche oder weichem Löschpapier nachzureiben, genügt in den meisten Fällen. Ist das Glas sehr unrein, so kann man mit Salmiak oder mit Kreide und Branntwein putzen. Ein sehr gutes Mittel ergeben auch Brennesseln, zu einem Bündel vereinigt und in Salzwasser getaucht. Ebenso werden die Scheiben sehr blank, wenn sie mit einer Mischung von gebrannter Magnesia und Benzin abgerieben werden; doch muß sorgfältiges Abwaschen vorhergehen. Andere Hausfrauen benutzen Schlemmkreide; sie thun einen Löffel davon in ein leinenes Läppchen und befeuchten dasselbe mit Wasser, bis die Kreide erweicht ist. Dann putzen sie mit diesem kleinen Ballen und reiben mit einem trocknen Tuche oder Leder nach. — Spritzflecke von Kalk, die beim Weißen und Malen der Zimmer leicht entstehen, werden durch Essig und Nachreiben mit einem Tuche leicht entfernt. Ist beim Streichen der Fenster etwas Oelfarbe auf die Scheiben gekommen und angetrocknet, so muß die Farbe durch grüne Seife erweicht oder mit Kochsalz abgerieben werden. Um Stock- und Sonnenflecke zu beseitigen, wäscht man wiederholt mit Wasser, dem einige Tropfen Salzsäure beigemischt sind. Trübe, blau oder grau schimmernde Fensterscheiben erhalten wieder ein klares, glänzendes und durchsichtiges Ansehen, wenn sie mit gepulverter Walkerde oder sehr fein geriebenem Bimstein geputzt und mit einem weichen Leder und etwas Baumöl nachgerieben werden. Das Reinigen der Scheiben geschieht am zweckmäßigsten am frühen Morgen, wenn die Fenster angelaufen sind; jedenfalls muß man Sorge tragen, daß die Sonne nicht gleich darauf scheint, weil sie sonst an Glanz verlieren würden.

Tante Marie vom Lande.

Sammet (160). — Sammet kann man im Hause nicht selbst färben, weil es sehr schwierig ist und außerdem ganz besondere Einrichtungen, namentlich zum Aufdämpfen, erforderlich sind. Ich lasse in der Sammet- und Seiden-Färberei von C. Preibisch in Juftrow, Westpreußen, färben, wo der Sammet stets wie neu gemacht wird und sich nicht theuer stellt.

Frau A. P. in Erfurt.

Redactions-Post.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frau Johanna D. in M. — „Eine rothe, fast in's Bläuliche gehende Farbe des Gesichts, besonders der Nasenspitze „beim Ausgehen im Winter" zeigt nicht sowohl eine „empfindsame Haut, als auch mangelhafte Blutbewegung in derselben an, welche durch die lähmende Wirkung der Kälte auf die kleinen Muskeln und Blutgefäße der Haut hervorgebracht wird. Die bläulich-rothe Gesichtsfarbe entspricht der gleichen Farbe der Hände beim Frost und kann oft verhütet oder in leichteren Fällen sogar beseitigt werden durch kalte Abwaschungen mit kräftigem Reiben, wozu außer Wasser auch Alkohol und viele andere erregende Flüssigkeiten benutzt werden. Wenn sie aber dauernd helfen sollen, so ist allgemeine Kräftigung durch gute Nahrung und kräftige Bewegung, vorzüglich durch Turnen, und Abhärtung durch kühle und kalte Waschungen, Bäder, Douchen mit nachfolgender Erwärmung durch tüchtiges Trockenreiben und ausgiebige Muskelbewegung nöthig. Bis aber die Widerstandskraft und Selbsterwärmung hinreichend erstarkt ist, muß durch warme Kleidung, nöthigenfalls auch durch dichte Schleier die Körperwärme zusammengehalten werden. Besonders ist auch für warme Füße zu sorgen, weil bei kalten Füßen das Blut, wie man sagt, zu Kopfe steigt: also bequemes und nicht zu enges Schuhzeug neben gehörigen Waschungen der Füße! Daß enges Einschnüren der Brust und des Leibes durch Erschwerung des Athmens und der Blutbewegung rothe und blaue Färbung des Gesichts hervorrufen oder wenigstens begünstigen kann, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Dr. D.

Prosit Neujahr!

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 2. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2¼ M. — Berlin, 17. Januar 1892. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Graf Ede.

Humoristische Erzählung von Joachim von Dürow.

(Fortsetzung.)

„Ich hätte übrigens noch eine große Bitte an den Herrn Grafen," hub Bleier nach beendeter Besprechung ein wenig zögernd an.

Die Stimme des Grafen bekam einen Ton in's Scharfe:

„Was denn, Herr Oberinspector? Etwa einen Gehaltsvorschuß wegen luxuriöser Anwandlungen der Bleierin? Sie wissen, wie ich über vorgegessenes Brod denke; vorgegessenes Brod ist der erste Stein, der locker wird, wenn der Bau zu wanken beginnt; bin durch die Anschaffung der Locomobile selbst in durchaus gedrückter Lage, und daß die Aussichten auf den Körner-Ertrag in diesem Jahre ganz miserabel sind, wissen Sie selbst am besten, geehrter Herr!"

„Der Herr Graf wollen entschuldigen, aber meine Bitte hat mit Geld nicht das Mindeste zu thun."

„Aber Mann Gottes, warum sagten Sie das nicht gleich? Soll ich Ihrer Gattin etwa ein hübsches Geschenk von Ihnen in Berlin besorgen, unzufriedene Wallungen zu bekämpfen, so ein paar Tropfen Oel in die Wogen? Nur heraus mit der Sprache; was hat die Madame Bleier gern?"

„Es handelt sich nicht um meine Frau, Herr Graf; es handelt sich um meinen ältesten Sohn, den Richard. Er hat zufällig auch sein Geschäft in St., in derselben Stadt, in der der junge Herr Graf steht, und es ginge ja Alles ganz gut, wenn nur —"

„Was denn? wenn nur —"

„Wenn nur die vertrackte Liebe nicht wäre. Mit dem Moment, wo diese l'amour die Leute erfaßt, ist es mit Ruhe und Frieden vorbei, und, wie mir scheint, hat sie meinen Jungen ganz besonders scharf am Kragen. Soll ja ein hochachtbares, liebreizendes Mädchen sein, die er gern hat; aber unsereins wünscht sich doch, daß der Liebreiz mit ein paar Batzen Hand in Hand ginge, und von den letzteren ist auch nicht die Bohne hier vorhanden."

„Schlimm, schlimm, lieber Bleier, aber immerhin kommt es in der Stellung Ihres Sohnes vorzugsweise darauf an, wie die Frau gerade angelegt ist. Sparsamkeit und Erwerbsfähigkeit sind ein Capital, das seine reichlichen Zinsen trägt."

„Sage ich mir auch, Herr Graf, und schließlich — meine erste Frau, die Bertha, — Gott habe sie selig, hat mir nicht einen rothen Heller zugebracht, aber ein Herz voll Liebe, Zufriedenheit und frohem Arbeitsmuth; bin mit ihr bei Kartoffeln und Häring glücklicher gewesen, —"

„Als mit der wohlhabenderen, unzufriedenen Bleierin beim Bierkarpfen, wollten Sie sagen, nicht wahr?"

„Justement so, Herr Graf. Um aber wieder auf das Mädchen zu kommen, so soll es eine vortreffliche junge Person sein. — Schneiderin von Profession, und fleißig wie eine Ameise. Immerhin habe ich mir gedacht, da der Herr Graf doch zum Herrn Grafen Ede fahren wollen, und die Minna Werner zufällig in demselben Hause wie der junge Herr wohnt, —"

„Daß ich mich 'mal durch den Augenschein überzeugen könnte. Das trifft sich ja ganz famos, lieber Bleier, und gern bin ich bereit, mich für Ihre Sache zu interessiren. Ganz mein Fall, so etwas. Unvermuthet hereinbrechen, erst über den Sohn und dann über die Schwiegertochter; zunächst aus der äußeren Umgebung meine Schlüsse ziehen!" . . .

„Werde dem Herrn Grafen herzlich dankbar dafür

Die Kaffee-Extractions-Maschine. Zeichnung von P. Bauer. — Siehe Seite 14.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sein, denn meistens ist die Umgebung doch der Spiegel des Innern. Es werden in dem Stübchen wohl männiglich Läppchen umherliegen, denn wo Holz gehauen wird, da fallen Späne, und wo der Schneider hausen thut, da hausen auch die Lappen; aber der Kenner sieht über die Lappen hinweg in das Innere hinein, und wenn der Herr Graf mir ein gutes Urtheil über das Mädchen mitbringen, dann will ich schon ein Auge zudrücken, und meine Einwilligung geben, obwohl meine Frau, die so viel auf den Luxus hält, mir den Kopf heiß genug machen wird; aber immerhin ist doch der Junge die Hauptsache, und schließlich ist es noch eine offene Frage im Leben, ob Mäßigkeit mit Liebe nicht besser ist, denn Ueberfluß mit Zorn."

An dem Tage, da der Graf seine Reise angetreten, hatten sich die Offiziere von Graf Ede's Regiment, liebgewordener Gewohnheit gemäß, in dem Wartezimmer des Bahnhofs in einer bestimmten Ecke zusammen gefunden; theils durch das Bier des guten Restaurants gelockt, theils um die ankommenden Reisenden zu betrachten, eine Beschäftigung, die ohne besondere Anstrengung über ein paar müssige Stunden forthalf.

Der gewohnte Kreis der Kameraden war versammelt bis auf Herforth, den „Dichter", den man bis jetzt vergeblich erwartet, — aber da schlenderte er auch schon heran, gefolgt von seinem Terrier „Plüsch", grüßte halb geschlossenen Auges und nahm lässig den ihm reservirten Stuhl ein; desgleichen that der Terrier Plüsch.

„Die Herrens sollten wirklich nicht immer die Hunde in's Local bringen," bemerkte der Wirth, ein wenig schüchtern, und schaffte sechs Seidel kunstgerecht mit einer Hand herbei, „ich habe nichts als Unannehmlichkeiten mit der Polizei, so sehr mich auch der Besuch der Herren Offiziere ehrt."

Die Hand des Dichters legte sich schwer auf die Schulter des Mannes:

„Wirth, wenn Du ehrst den Krieger
Nach der Germanen Brauch,
So übe voll das Gastrecht,
Und ehr' den Köter auch!"

Plüsch, der Terrier, blieb sitzen.

Nachdem man über Güte und Temperatur des Stoffes seine Ansichten ausgetauscht, lenkte die Unterhaltung in die Bahnen ein, die der Offizier im Frieden zu wandeln pflegt.

Man hatte die Herren Vorgesetzten freundlicher Kritik unterzogen, die jungen Damen waren besprochen worden, es kamen die Gäule, und allmälig war man wieder bei den Terriern angelangt, ohne deren Besitz der Lieutenant der Neuzeit gar kein richtiger Lieutenant ist. Eben wurde die Frage ventilirt, ob Plüsch doch nicht etwa den Käse fressen würde, den er nicht nehmen durfte, wenn er „vom Juden" kam, als der heranbrausende Schnellzug die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Donnerwetter, ein schönes Mädchen am Fenster erster Classe!"

Der Terrier Plüsch konnte in Seelenruhe den jüdischen Käse verzehren, während die Köpfe aller Offiziere der angedeuteten Richtung folgten; alle Köpfe, bis auf den des Grafen Ede!

Für diesen Mann hätte Aphrodite in eigener Person statt dem Meere, einem Coupé dritter Classe entsteigen können, ohne daß er darin etwas Besonderes gefunden hätte. Den Blick starr auf eine Waggon-Thüre gerichtet, in der eben ein älterer Herr erschien, concentrirte sich eine Welt voll Schrecken in dem Ausruf:

„Himmeldonnerwetter! Das ist ja mein Alter!" und dann, während er in wilder Hast den Säbel umschnallte: „Haltet ihn auf, Kinder, um Himmelswillen, Kinder, haltet ihn auf! So darf er nicht in meine Wohnung! Die Möbel müssen weg!"

Dann, nachdem verständnißvolle Liebe ihm die Mütze aufgestülpt, in drei mächtigen Sprüngen zur anderen Thure hinaus, den Droschken zu. Der Lenker einer derselben war ein einsichtsvoller Mann, und im Galopp sauste der Wagen von dannen, ehe noch einer der eleganten Füße Edens, in den Lüften schwebend, verschwunden war.

Inzwischen war Bergenfeld, der Vater, die Tasche mit dem spärlichen Reisegepäck selbst tragend, ein wenig steif in den Knieen, den Perron entlang gegangen.

Er musterte mit dem unsicheren Blick des wenig routinirten Reisenden die Ueberschriften der Bahnhofsthüren: „Post und Telegraph", — „Zum Brunnen", — „Stationsvorsteher", — bis er das Wort „Ausgang" scharf in's Auge gefaßt, und schritt nun dem Wartesaale zu.

Es nahmen so wenige Reisende in dem reizlosen Städtchen Aufenthalt, daß der Kellner mit dem richtigen Instinct für das Vornehme der Persönlichkeit sofort hinzusprang, um dem Grafen die Tasche aus der Hand zu nehmen.

Die Abwehr seines Diensteifers wurde zu einer getäuschten Hoffnung mehr in dem trüben Dasein dieses Kellners, denn in den Lebens-Principien des Grafen Bergenfeld auf Falkenrode stand die thunliche Vermeidung jeglichen Trinkgeldes, und sei es auch noch so klein, in erster Reihe.

Nachdem er den Kellner erfolgreich niedergeschmettert, faßte der Graf die Gruppe der Offiziere, den Sohn darunter suchend, scharf in's Auge.

Er lüftete leicht den Hut, — ein Gruß dem Regimente, — und winkte dann einem der Herren, der ihm persönlich bekannt war, huldvoll mit der Hand.

Ein allgemeines Erheben von den Sitzen ehrte den Ankömmling; der huldvoll Behandelte aber stand sofort an seiner Seite.

„Gestatten mir der Herr Graf, dem Ausdruck der Freude über die unerwartete Ueberraschung, die meinem Kameraden, Ihrem Herrn Sohne, durch den Besuch des Herrn Vaters zu Theil wird, Worte zu geben."

„Danke, danke, mein Lieber; können mir vermuthlich sagen, ob mein Sohn augenblicklich zu Hause anzutreffen ist."

„Wenn ich nicht irre, befindet sich Bergenfeld gerade auf dem Wege hierher. Vielleicht, daß der Herr Graf ihn hier bei einem Glase Bier ein Viertelstündchen erwarten. Ausgezeichneter Stoff; kann nur empfehlen."

„O, mit nichten. Möchte direct in die Wohnung fahren, um meinen Sohn dort zu begrüßen. Vielleicht ist einer der Herren so freundlich, ihn zu avertiren, falls er noch herkommen sollte."

„O gern, gern. Lieutenant von Stein bittet um die Ehre, vorgestellt zu werden."

„Sehr angenehm. Möchte nun aber wegen der Droschke —"

Von Stein erstarb in Devotion.

„Ich glaube, daß ich schon vor einigen Jahren —"

„Kann sein, kann sein. Sind manche Steine auf meinen Lebensweg gekommen, Edelsteine und auch Steine des Anstoßes; natürlich hier nur von den ersteren die Rede. Will mich nun aber nach einem Wagen umsehen."

„Werde ich besorgen; darf ich um die Tasche bitten?"

Ein Anderer trat vor.

„Gestatten, Herr Graf, mein Name ist Prökirling. Ich glaube fast, daß mein Vater den Vorzug gehabt hat, ein Schulkamerad des Herrn Grafen gewesen zu sein."

„Ja, wissen Sie, mein lieber Herr von Kröpirling, die Geschichte ist sehr lange her, und ehe ich mich darauf besinnen kann, fahren mir die Droschken weg."

„Lieutenant Heinsius, Sohn des Consistorial-Rathes gleichen Namens, allgemein bekannte Persönlichkeit."

„Natürlich, Heinsius. Hoffe, daß Sie etwas von der väterlichen Frömmigkeit zum Wohle des Regiments mit hinüber genommen haben, mein Bester."

„Herr von Herforth, unser Improvisator."

„Nun, von ihm hoffe ich zunächst, daß er mich in die Droschke hinein improvisirt. Will heute noch mit dem Courierzuge auf und davon, und möchte vorher ein paar Stunden häuslichen Beisammenseins mit meinem Sohne genießen. Leben Sie wohl, meine Herren."

Während dieses pourparler in dem Wartesaale in Scene ging, hatte sich der oben erwähnte Lieutenant Edel-Stein einen Droschkenkutscher von erprobter Intelligenz heran gewinkt.

„Hören Sie, mein guter Freund, Sie können sich morgen bei mir das dreifache Fahrgeld abholen, wenn Sie den Herrn, den ich Ihnen jetzt zuführen werde, recht sehr langsam nach der Wohnung des Grafen Bergenfeld auf dem Markte, — Sie wissen schon, — fahren. Es soll eine Ueberraschung für den Herrn Grafen sein, jedoch kann man nicht wissen, ob sie gerade gelegen kommt. Verstanden, alter Freund?"

„Na ob! Herr Lieutenant. So etwas, das ist mein Fall; ich habe Sie da Finessen in Bereitschaft —"

„Gut, ich verlasse mich auf Sie. Hier ist die Reisetasche, und dort kommt der Herr."

Der Graf trat an die Droschke, geleitet von den Offizieren.

„Wissen Sie, wohin Sie mich zu fahren haben, Kutscher?"

„Markt No. 14, altes Haus, Nürnberger Thurm d'rauf; Herr Lieutenant von Stein hat mich benachrichtigt."

„Stimmt. Noch einmal, meine Herren, Ihre liebenswürdige Gesellschaft wird mir eine werthe Erinnerung sein. Aber zum Tausend! Kutscher, halt' Er doch! Wo ist denn meine Tasche, die der Lieutenant mit der vertrackten Dienstbeflissenheit — (hol' der Fuchs die Dienstbeflissenheit!), — es sind wichtige Papiere darin!" —

Sofort tauchte die geschlossene Reihe der Kameraden wieder im Bereiche der Droschke auf, und weithin ertönte die Stimme des Improvisators:

„Wo ist sie hin, die Tasche
Des Herrn von Bergenfeld?
Hat man sie etwa fälschlich
Dem Frachtgut zugesellt?

Auf dem Gesichte des Grafen erschien ein eigenthümlicher Ausdruck, der den Improvisator zu vorsichtigem Rückzuge bewog. Desgleichen fühlte der Kutscher die Ankunft an der Grenze des Erlaubten.

„Herrjotte doch, — die Tasche! Wenn der Mensch döfig ist, so wird er es zuerst im Kopfe. Hier ist sie ja. Haben der Herr Graf sonst noch was zu befehlen?"

„Machen Sie, daß wir fort kommen. Woran hapert es nun?"

„Hapern soll's nicht, dafür bin ich der Kutscher Haberland und meine Droschke ist Nummer 27. Aber die Gäule!"

„Was ist's mit denen?"

„Sind so ein paar Durchgänger von Profession, meine ollen Kracken; gemeinhin ist ja von dem Laster nichts nicht zu verspüren, aber es kann schon sind, daß, wenn wir auf die Chaussee kommen, sie wieder ihre Forschen machen."

„Auf die Chaussee? Auf den Markt will ich fahren."

„Ein bisken Chaussee muß schon sind, Herr Graf. Das Pflaster ist allens aufgerissen, und da werden wir halt eine Kleinigkeit herumfahren müssen. Aber, daß du mir nicht wieder über den Strang schlägst, du hinterlistiger Racker du!"

Er schlug doch über den Strang, der Racker; er schlug sogar mehrmals über den Strang, so daß die Droschke mit Bergenfeld, dem Vater, nur sehr allmälig dem Ziele zusteuerte, das die Droschke mit Bergenfeld, dem Sohne, im Fluge erreicht hatte, soweit das Fliegen mit den Gefährten und den Pflaster-Verhältnissen der guten Stadt St. in Einklang zu bringen war.

Dennoch sollte dieser hyperbolische Begriff sich den weiteren Ereignissen allegorisch anpassen. Zunächst also flog Graf Ede die Treppe hinan, dann flog die Thüre auf, deren Schild mit dem Namen: ‚Minna Werner, Modistin', schon die Hindeutung auf vorherrschenden Damenbesuch in sich schloß. — In ihrem Rahmen stand Graf Ede.

„Gott, Du Gerechter!" rief eine Kundin, die, in der Situation des Anprobirens dem Ueberfalle nicht gewachsen, eilig im Nebenraume verschwand. Doch sieht man in der Zeit der schweren Noth über dergleichen Lappalien hinweg.

„Minnachen! — Muckerchen! — Reizende Frauen! Kinder, erbarmt Euch. — Entweder Ihr helft mir, oder es geht mir an den Kragen. Ihr sollt meine Möbel bei Euch aufnehmen (der Muckerin in's Ohr: „kein Stück davon ist bezahlt") und dafür die Euren in meine Stube stellen. Mein Vater ist angekommen; wenn er die unbezahlten Möbel entdeckt, bin ich den letzten Tag Lieutenant gewesen, und für die Zukunft winkt mir die Düngerfuhre! Sagt nichts, — fragt nichts, — sondern faßt an! Wo ist denn der Bursche? Riesenstahl! Hat das Rhinoceros etwa gar Dienst?"

„Nein Herr Lieutenant."

„Na, denn anfassen! Hier das Sopha; ich hole unterdessen das von Zitz-Kattun. Hier, Minna'chen, schnell an den Schreibtisch! Tausend auch, ist das Ding schwer! Aber so faßt doch an! Versteht Ihr mich denn noch immer nicht?"

Ja, sie verstanden endlich, und mit dem Verstehen kam die Thatkraft. Sie faßten Alle an: der Briefträger, der gerade die Treppe herauf kam, die anprobirende Dame, die wieder in ihre ursprüngliche Hülle geschlüpft war, das Minna'chen mit innerem Widerstreben, die Muckerin in großer Freudigkeit.

Die Letztere entwickelte Riesenkräfte; sie, die kurze Muckerin, wurde sogar lang.

„Die Bildnisse auch herunter?"

„Natürlich, trotzdem sie mit schwerem Gelde bezahlt sind; die schönen Rahmen geben Aergerniß."

Frau Mucker schlug die Schürze vor's Gesicht.

„Ach, Herr Graf, ich graule mir."

„Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt dazu. Wovor denn?"

„Ach, die Dame von's Ballet, und der Rock, so kurz. . . ."

„Zum Tausend, so hängen Sie doch den Onkel mit dem langen Rock aus Ihrer Stube hin! Gott sei Dank, — nun kann er kommen! Dank Euch herzlich, guten Leute! Bin gern zu ähnlichen Gegenleistungen bereit; halt' doch, Muckchen, liebes Muckchen! Hier ist ja noch die Plüschdecke mit den Goldblumen! Geben Sie mir die Ihrige dafür."

„Ach Gott, ach Gott, die ist ja selbstgewebt."

„Gerade darum."

Die ‚Selbstgewebte' wurde aufgelegt, Graf Ede seufzte aus tiefer Brust, und stille ward es darauf, wie in der Kirche.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fünf Minuten später ertönte der ein wenig steife Schritt des Grafen Bergenfeld auf der Treppe. Er stand einen Moment still, sah sich in dem weiten Hausflur um, schob die Brille zurecht und las die an der Thüre des Sohnes mit vier Reißnägeln befestigte Visitenkarte: „Eduardo Graf von Bergenfeld." Der augenblicklich aufsteigende Aerger über den „Eduardo" wurde durch die ausgestrichene Unterschrift: Lieutenant im Ersten Garde-Regiment," in ein leichtes Mitleid umgewandelt, denn anitzo stand darunter geschrieben: „Lieutenant im Infanterie-Regiment No. so und so."

Hm, es war doch nett, daß der Junge die alten Karten nicht verworfen hatte; jedenfalls ein erfreulicher Zug von Sparsamkeit, an dem der Graf sein Wohlgefallen hatte.

Eigentlich gegen seine Absicht, klopfte er leise an: tock, — tock, — tock.

„Herein!"

Lag nicht in dem Tonfall der Stimme, die dieses „herein" sagte, etwas von der müden Ergebung, die seine Mutter durchaus bei dem Ede voraussetzen wollte?

Vielleicht hätte Karl V., der Mann von Sanct-Just, nach seinem übereilten Rückzug von der Lebensbühne auch so müde „herein" gerufen, wenn Einer von der lauten Welt da draußen an seine Zelle geklopft. Nebenbei fand der Graf nichts Prunkliebendes, nichts Hochfahrendes in dem Rahmen um das Bild seines Ede.

Graf Ede, über eine schriftliche Arbeit gebeugt, hob den Kopf, als er den Eintretenden gewahrte, und freudige Ueberraschung malte sich in seinen Zügen. Die Begrüßung war, wie bei väterlichem Besuche natürlich, warm, aber der übermüthige Ede war das nicht mehr.

Nachdem der Graf sich in dem Sopha von Fräulein Minna Werner niedergelassen hatte, hielt er scharfe Umschau in dem bescheidenen Raume. Er bestellte die Grüße von der Mutter, berührte die Familienverhältnisse des Hoi, erwähnend, daß der Moi auch bereits auf Freiersfüßen ginge. Usel und Pusel ginge es sammt den betreffenden Männern und Kindern ebenfalls ganz leidlich, die Enkel seien heillos gewachsen, und nach dem Manöver würde sich die ganze Sippe hoffentlich in Falkenrode zusammenfinden.

Graf Ede hörte das Alles mit stillem, resignirtem Lächeln an, und vor ihm stand die Wasserflasche.

„Höre einmal, mein Sohn, wie heißt Dein Bursche?"

„Rhinoceros . . . wollte sagen Riesenstahl."

„Weißt Du, laß das Riesenroß 'mal hingehen und uns ein paar Flaschen von dem vorzüglichen Stoff holen, den mir Deine Kameraden auf dem Bahnhof so gewaltig anpreisen wollten."

Vater Bergenfeld zog das Portemonnaie, aber, wie immer, bei dieser ihm unsympathischen Handlung, ein wenig zögernd.

„Laß das, Vater, Du bist mein Gast."

Ohne Zögern verschwand das Portemonnaie wieder.

„Nun, wie Du meinst."

Der alte Herr sah scharf hin, als unter den verschiedenen Nickeln, die sich in dem Portemonnaie des Sohnes tummelten, ein Zehnmarkstück sich in dominirendem Glanze hervorthat. Ein Zehnmarkstück! — und es war bereits der achtundzwanzigste. —

Ahnungslos über den Hort der Tante, sagte sich der Vater, daß selbst „er" sich seinerzeit zu dieser Höhe der Situation nicht emporgeschwungen, und, — ihm selber unbewußt, — versank der „Ede" früherer Tage, und wurde zu einem: „mein Sohn Eduard."

Unerwarteter Weise ließ sich der Feldwebel melden: Herr Lieutenant Graf Bergenfeld sei wegen der morgigen Felddienst-Übung behufs Aenderung in der Disposition sofort zum Herrn Hauptmann entboten.

„Bedauere sehr, lieber Vater. Natürlich begleitest Du mich bis zum Herrn Hauptmann, gehst dann wohl freundlichst voraus, und im ‚Elephanten' erwartest Du mich, hart am Bahnhofe, — wie?"

„Nein, mein Sohn. Meine alten steifen Beenekens sind Deiner Dienstpflicht nicht gewachsen; also trabe nur voran, und auf Wiedersehen im ‚Elephanten'. Ich habe alleweile noch eine Mission zu erfüllen."

Graf Ede warf einen besorglichen Blick durch das Gemach, ob auch wirklich nichts Verrätherisches zurückgeblieben war. Den Burschen nahm er zur Sicherheit mit.

Ohne sich über die von dem Grafen angedeutete Mission den Kopf zu zerbrechen, athmete er, auf der Straße an seinen Handschuhen knöpfend, ein paar Mal tief auf. Die ganze Geschichte war seiner im Grunde offenen Natur zuwider, und doch sagte er sich, daß nur die puritanische Einfachheit um ihn herum, die ungewohnte Resignation in seiner Haltung die Frage nach dem Stande seiner Finanzen und den Wunsch einer Einsicht in das Contobuch zurückgehalten habe. Er sagte sich, daß der Anblick der Möbel einen unberechenbaren Sturm entfesselt haben würde, und ein Dankesblick flog hinauf nach dem linken Eckfenster. „Gesegnet seist Du, o Modistin, mit dem braungelockten Haar! Gesegnet seist auch Du, o gefällige, mitfühlende Muckerin!"

Weniger befriedigend, als das tête-à-tête zwischen Vater und Sohn, gestaltete sich das Beisammensein von Tante und Nichte, als die Ruhe dem Sturme gefolgt war; Minna entbehrte entschieden der Romantik des Gemüthes, denn sie freute sich gar nicht der Dame mit der hohen Fußspitze, und gänzlich kalt ließen sie die verschiedenen Stellungen der in der Luft schwebenden Pferde. Entschieden mehr Schneiderin als ‚Diplomatin' stellte sie mit schonender Unterlage die Rohrpuppe auf den betreffenden Schreibtisch und schüttelte in sorgenden Gedanken den Kopf.

„Wenn blos der Bleier dagewesen wäre, daß er wüßte, wie es zugegangen ist, mit all den unverheirateten Sachen bei uns respectablen Frauensleuten. . . Aber Tante, Du wirst Dich doch nicht etwa auf ein Sopha legen, das uns nicht gehört?"

Die Tante hatte ihre eigenen Ansichten in der Sache; sie hatte Zeit ihres Lebens etwas wie heiße Sehnsucht nach einem Verkehr in höheren Sphären mit sich herum getragen, und wenn auch ihr seliger Mann, der Totengräber, mit Herrschaften aller Art zu thun gehabt, so war die Einseitigkeit dieses Verkehrs doch entschieden abschwächend für die Ehre gewesen. Der Muckerin war an lebendiger Vornehmheit gelegen.

Reizvoll gestaltete sich demgemäß das Strecken der schaffensmüden Glieder auf gräflicher Chaiselongue.

Das Minnachen legte die Arbeit zusammen und rüstete sich ungewohnter Weise zum Ausgehen.

„Ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen, zugleich ein Stückchen Butter zum Abendbrod mitbringen; möglicher Weise ist der Laden leer genug, damit ich meinem Bleier sagen kann, wie es zugegangen ist; es hat eben Jeder seine eigene Auffassung im Leben."

Die Thüre schloß sich, und um Frau Mucker wurde es stille. Sie nahm das mit den Möbeln herein gebrachte Zeitungsblatt zur Hand (es war „Der Sporn"), und während die Fliegen leise an den Fensterscheiben summten, schweiften die Augen der Dame über den „Sporn" hinweg, hinüber zur Taglioni; einen Augenblick schien es, als ob die Fußspitze hinauf streben wolle bis zur Decke, — dann höher und immer höher bis hin zu den Wolken; dort mochte sie wohl die Sonne ein wenig verdunkeln, denn frühzeitig wurde es Nacht vor den Augen der Muckerin, und ein sanftes Schnarchen bekundete Frieden und ungetrübte Seelenruhe, die allem gräflichen Gemöbel ein Schnippchen schlug.

Ein wiederholtes Klopfen an der Thüre wurde überhört, und erst, als ein harter Schritt sich der Chaiselongue nahte, auf der die Dame ihrer ganzen Länge nach, die Füße unter der goldgeblümten Decke geborgen, sich einer herrschaftlichen Siesta hingab, hoben sich die müden Lider.

„Bitte um Vergebung, wenn ich störe, Madame. Besuche hier meinen Sohn, den Lieutenant Graf Bergenfeld, und die Verhältnisse veranlassen mich, auch Fräulein Minna Werner aufzusuchen, da diese in demselben Hause wohnt."

„Ach du meine Güte! Der Herr Vater, gräfliche Gnaden!"

Die stattliche Oberhälfte der Muckerin richtete sich kerzengerade empor; dann — stellte sie sich auf ihre Füße, und abermals war ein Fall zu constatiren, wo sie als Sitzriese einem Unbekannten zu einer erheiternden Ueberraschung verholfen.

Ueberhaupt sollte der Besuch noch mancherlei Unerwartetes in sich schließen, als der Graf nach allen Seiten hin scharfe Umschau hielt.

„Ich sehe mich hier in einer Umgebung, die den mir angedeuteten Verhältnissen nicht ganz zu entsprechen scheint. Wie stehen Sie, Madame, zu dem jungen Mädchen Namens Minna Werner? Und wie steht dieses kostbare Mobiliar zu der jungen Person dieses Namens?"

„Ach Gott, Herr Graf, die Minna Werner ist ja am längsten Minna Werner gewesen."

„So?! — Steht diese Sache schon so fest?"

„Na natürlich, — denn was der Alte ist von dem jungen Bleier, der muß doch ein Einsehen haben, — ach Gott, — ach Gott, — was sage ich da! — Der Herr Graf sind ja der Herr Graf, und der alte Bleier, ach du meine Güte, das ist ja dem Herrn Grafen sein Ober-Inspector. Bitt' um Entschuldigung, aber mir wirbelt es nur so ein bischen im Kopfe."

„Vermuthlich haben Sie zu lange im ‚Sporn' gelesen. Halten Sie sich etwa ein Pferd, Madame?"

„Ach, du gerechter Gott, — wie käme ich dazu! Ich und — ein Pferd! Na, die Minna hat es ja gleich gesagt, wie die Möbel in die Stube kamen —"

„Sind die Möbel etwa schon die Ausstattung von Fräulein Minna?"

Frau Mucker hatte den Faden im Labyrinth erfaßt; sie war wieder sie selbst.

„Alles Ausstattung, Herr Graf, Alles Ausstattung, denn was ein feines Geschäft ist, verlangt auch feine Möbel."

„So? Und die Rennpferde?"

„Pferde an der Wand sehen forsch und heiter aus; nicht wahr, Herr Graf? Darum haben wir sie uns auch angeschafft. ‚Immer munter!' hat mein seliger Mann immer gesagt."

„Was war Ihr Mann?"

„Totengräber."

Der Stockknopf deutete auf die Tänzerin. „Wie kommen Sie zu der?"

„Ist meines Großvaters leibliche Schwester, eine sehr anständige Dame, Herr Graf, ganz gewiß, Herr Graf."

„So sind Sie also eine geborene Taglioni?"

„O Gott bewahre! Wie käme ich zu so einem heidnischen Namen; man blos Lehmann, verehelichte Mucker, zu dienen."

„Adieu, Frau Mucker, geborene Lehmann-Taglioni. Ich kam eigentlich mit der Absicht her, Ihre Nichte kennen zu lernen, aber nachdem ich Ihre werthe Bekanntschaft gemacht und mich in diesem Raume orientirt habe, kenne ich auch die Nichte bereits. Ich möchte Ihnen rathen, die Ausstattungsmöbel so bald wie möglich wieder an den Mann zu bringen, denn ich glaube kaum, daß sie dem Zukunftsbilde entsprechen, das mein alter Bleier sich von der Häuslichkeit seines Sohnes zurecht gelegt hat. Leben Sie wohl, Madame; ich hätte mich unter anderen Umständen der Bekanntschaft Ihrer Nichte gefreut."

„Aber, Herr Graf, — Herr Graf, — es ist ja Alles Spuk, — Teufelsspuk! Er hört mich nicht. — Da geht er hin, — nun fährt er nach Hause, — klatscht Alles dem alten Bleier! — Die Hoffnung ist hin, und die Heirat ist hin! — Minna, Minna! Ich laufe auf den Bahnhof, — ich halt' die Locomotive mit meinem Körper auf, und ich sage ihm Alles! . . . Nee, Muckerin, — das thust du nicht! Deinen jungen gräflichen Freund entlarven, und nachher die Flüche auf sich beziehen, wenn er hinter der Düngerfuhre einherpendeln muß, — das geht nicht, — dieses geht partout nicht! O, Muckerin, wie stehst du da? Hier der Freund, und da die Nichte, sammt dem drohenden Bleier! Herr, du meine Güte, da kommt sie schon die Straße herauf und hat ihn gleich im Schlepptau. Wer steht einem unglückseligen Weibe bei in solcher Henkersnoth?" —

Graf Bergenfeld hatte sich von der Muckerin zum Elephanten begeben, und zur rechten Zeit fand sich auch Graf Ede wieder ein. Noch andere Leute trafen ebenfalls ein; Herrforth, der Dichter; Stein, das Juwel; er, der den Consistorialroth zum Vater hatte, und Andere, deren Väter weniger geistlich angelegt waren, lauter charmante Herren, und so anregend in der Conversation, daß die noch immer schwebende Frage nach dem Contobuche für's Erste in der Luft hängen blieb.

(Schluß folgt.)

Liebe.

Viel irren wir! Der Strom des Lebens rinnt
Zu tief im Grund, als daß sein dunkler Spiegel
Mehr denn ein schwankes Himmelsbild gewinnt.
Verschlossen bleibt mit siebenfachem Siegel
Uns das Erkennen. Ach, in Ernst und Spiel
Gilt stets der gleiche Bann, — wir irren viel!

Doch läßt der große Weltengeist sein Kind
Nicht untergeh'n im täuschenden Getriebe;
Er schuf zur Leuchte durch das Labyrinth
Des ew'gen Irrens ihm die ew'ge Liebe.
Sie ist des dunklen Stromes Leitestern,
Des schwanken Spiegelbildes fester Kern.

Stets regt sie sich und ist doch heil'ge Ruh',
Weiß nichts von Zeit, kein Sturm kann sie vertreiben;
Der Sünden Menge deckt sie schweigend zu,
Im Irrthum noch muß sie die Wahrheit bleiben,
Denn einzig nur ihr mächt'ger Odem hält
Vernichtung fern der bodenlosen Welt!

Amélie Godin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die Blinde.

Novellette von Ant. Remin.

Eine kurze Zeit erst wohnte die Familie in unserem Hause. Der Vater war ein bekannter Recitator, seine einzige Tochter ein etwa dreizehnjähriges schlankes Mädchen; an Stelle der Mutter, die vor Jahresfrist gestorben, regierte den Haushalt eine noch ziemlich junge Dame von imposanter Schönheit, die das dreizehnjährige Mädchen „Tante“ nennen mußte. Es war eine ehemalige Schauspielerin, eine frühere Collegin des Herrn Bauer, der selber einst der Bühne angehört hatte.

Die Tochter war das lieblichste Geschöpf, das ich je gesehen. Eine wahre Psyche-Gestalt, ein Gesicht wie Elfenbein und Rosen mit wundervollem Goldhaar, das ihr frei über den Rücken fiel und sie wie ein gleißender Schimmer von Licht und Gluth umstrahlte. Bei Weitem das Schönste an dem Kinde aber waren die großen, krystallklaren blauen Augen. Es lag etwas Unirdisches in dem Ausdrucke dieser Augen; es waren nicht Menschenaugen, in denen Groll, Zorn, Leidenschaften lodern, es waren auch nicht Kinderaugen, deren Sprache noch nicht erwacht ist, — es waren Augen wie das blaue, tiefe, reine Wasser eines einsamen Bergsees, dessen unentweihter Spiegel noch niemals ein Menschenbildniß wiedergegeben hat.

Ich war ein hoch aufgeschossener Junge von sechzehn Jahren, der zu jener Zeit in der Ober-Secunda saß. Obgleich ich mich gelegentlich schon sehr als „Mann“ fühlte, mich gewöhnlich auch recht herablassend gegen Jüngere benahm, verschmähte ich es doch nicht, in dem hübschen Garten hinter unserem Hause den übrigen Kindern der oberen und unteren Etage zuzusehen, wenn sie dort spielten, mich gelegentlich auch ihnen zuzugesellen; — in letzterem Falle fiel mir selbstverständlich die erste Rolle unter ihnen zu. Ich hatte angenommen, Mathilde Bauer, das liebliche Kind des „großen Mannes“ im Erdgeschoß, werde sich ebenfalls im Garten einfinden, ja ich wartete ihres Erscheinens mit stiller Sehnsucht, aber sie kam nicht.

Ich fing nun an, die Fenster des Erdgeschosses zu beobachten, ganz verstohlen natürlich, — und Abends, als drinnen alle Zimmer erleuchtet waren, wanderte ich einmal stundenlang vor dem Hause auf und ab, heimlich spähend, ob es mir nicht gelingen würde, die schlanke Kindergestalt zu erblicken. Es war Gesellschaft bei Bauers: man musicirte, und durch ein der Hitze wegen geöffnetes Fenster strömten weiche Klänge zu mir heraus. Und jetzt sah ich auch sie, an die ich den ganzen Abend über gedacht; sie saß am Klavier und spielte; mit einem weit über ihre Jahre hinausreichenden Verständniß brachte sie Moszkowski's reizende „Serenata“ zu Gehör; weich, schwärmerisch, von graziösester Sentimentalität durchhaucht, quollen die Töne unter ihren feinen Elfenfingern hervor. Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

Ich war in einer ungewöhnlich musikalischen Familie aufgewachsen, hatte schon manchen ersten Tonkünstler gehört und liebte leidenschaftlich die Musik. Mathilde's Spiel war die Offenbarung ihrer Seele für mich.

Und die Musik war es auch, die uns zusammenführen sollte. In der Sing-Akademie trat Frau Joachim auf. Mein Vater hatte ein Billet erhalten, das er zu seinem Leidwesen und zu meiner großen Freude nicht selbst benutzen konnte; so gab er's mir. Es existirte für mich nichts Höheres, als Amalie Joachim, die ich bereits einige Male an der Seite meines Vaters gehört hatte. Lange vor Anfang des Concerts war ich auf meinem Platze; neben mir blieben zwei Sitze leer, die sich erst im allerletzten Augenblick füllten. Mit welchen Empfindungen sah ich Mathilde Bauer und deren Tante plötzlich dort erscheinen. Das junge Mädchen hatte ihren Arm durch den der Schauspielerin gezogen und schien sich ziemlich fest auf denselben zu stützen, sie ließ die Hand der Aelteren auch nicht los, als sie in die Sitzreihe, auf der die Plätze lagen, einbog. Ich sah es und verstand nicht, weshalb. War ihre Zuneigung zu der „Tante“ so groß?

Nun saßen sie, und ein gütiges Schicksal hatte es gefügt, daß Mathilde den Platz neben mir einnahm. Ich zitterte vor heimlichem Glück und wagte zunächst einen höchst respectvollen, doch wie ich fürchten muß, etwas ungeschickten stummen Gruß, der aber nur von der Tante freundlich erwidert wurde. Das junge Mädchen schien mich gar nicht zu bemerken. Befremdet dachte ich darüber nach, als Frau Joachim's Erscheinen allem Grübeln ein Ende bereitete. Es war ein eigenartiges Programm, unter Anderem ein Lied, das die Künstlerin, soviel ich weiß, nie vor noch nachher wieder gesungen hat:

Noch seh' ich dich vor mir stehen
In dem Kinderkleidchen,
Da schon hab' ich dich geliebet,
Nannte dich mein Bräutchen
— — — — — —

Die ganze melancholische Poesie von Chopin's „Ringlein“ fluthete über mich herein, und ein tiefes Weh ergriff mich. Verstohlen beobachtete ich das schöne Gesicht neben mir, auch Mathilde war sehr bewegt. „O wundervoll,“ sagte sie leise vor sich hin, als das Lied beendet war.

Und nun, in der Pause, geruhte die Tante, nachdem sie Mathilde etwas zugeflüstert, ein paar Worte in ihrer theatralischen Weise an mich zu richten. Das junge Mädchen war ein wenig erröthet.

Es dauerte nicht lange, so waren Mathilde und ich in einem lebhaften Gespräch über unsere Lieblings-Componisten begriffen. Die Tante ließ währenddessen das Opernglas nicht aus den Händen und grüßte bald rechts, bald links einen Bekannten; Mathilde grüßte nie mit. Wie sie mich ansah während unserer Unterhaltung, schien es mir immerfort, als ob ihr Blick sich nicht in meine Augen, sondern nur auf meine Lippen richtete; das machte mich eigenthümlich befangen, und ich sprach zuletzt nichts mehr als Unsinn und Ungereimtheiten.

O Tag des Jammers, da ich erfuhr, daß diese schönen blauen Augen nicht sahen wie andere, daß Licht und Glanz und Sonne ihnen auf ewig verschlossen waren! Das liebliche Mädchen, Mathilde, das Elfenkind, war eine Blinde.

Und nun kam eine wunderbare Zeit für mich, eine Zeit voll eigenen, unbeschreiblichen Reizes. Nachdem sich die Tante davon überzeugt, daß ich ein gutartiger, wohlerzogener Junge sei, vertraute sie mir Mathilde täglich zu einem Spaziergange an, — froh, der lästigen Führerschaft enthoben zu sein. Diese Spaziergänge, die sich bald immer weiter ausdehnten, waren für mich der Inbegriff höchster Poesie. Wie sie da neben mir schritt, den feinen Arm fest in den meinen gelegt, ihren Tritt dem meinigen anpassend, ganz Vertrauen und Zuversicht, daß ihr an meiner Seite nichts Uebles widerfahren könne, und wie wir so mit einander plauderten von tausend Dingen, die uns werth waren, unsere jungen Seelen beschäftigten, — die Königgrätzer Straße ging's entlang bis in die nach jungem Frühlingslaub duftenden Alleen des Thiergartens, — wie ich ihr bei der Löwenbrücke Veilchen suchte, Veilchen, deren süßen Duft sie so liebte, und sie mir eine weiße Blüthentraube tief hängenden Faulbaums, der ihre Hand im Vorübergehen streifte, an meinen Hut steckte, — wie geschickt die zarten Finger das fertig brachten, just so, als sähe sie es! — — — — — — — — —

„Mußte in die Fremde wandern,“ heißt es im Chopin'schen Liede, — ach und auch für mich kam der Abschied, schneller als ich's gedacht. Mein Vater wurde versetzt, er verkaufte sein Haus in Berlin, und wir zogen nach Königsberg. Die Trennung von Mathilde machte mir weichmüthigem Jungen bitteren Kummer. Das Mädchen war sehr bleich und still; sie war jetzt fünfzehn Jahre alt, ich siebzehn. „Vergiß Deinen guten Kameraden nicht ganz,“ sagte sie mit dem Versuch zu lächeln, „er wird Deiner immer gedenken. Ach wie schön waren doch unsere Spaziergänge im Thiergarten.“ — Ich drückte ihr mit stummem Gelöbniß die Hand, und wir schieden.

Flotte Studienjahre! Der Most wollte gähren, und er that es, that es vielleicht in zu ausgiebigem Maße, denn es war nicht Alles so, wie es hätte sein sollen. Ich betrieb das „Austoben“ recht gründlich; mit stiller Sorge ruhte meiner Mutter Auge auf meinem blassen, eingefallenen Gesicht, und der Vater blieb mir Vorwürfe und Ermahnungen nicht schuldig

Ich hatte mit mehreren Commilitonen einen Pfingstausflug gemacht. Es war echtes Frühlingswetter, die Bäume standen in Blüthe, und die weiche Luft war mit köstlichen Düften getränkt; Licht und Glanz lag über der Schöpfung. Aber wir, ich muß es gestehen, empfanden nicht viel davon. Wir hatten in dem einsam gelegenen Dorfwirthshause, wo wir sonst unsere Pankereien auszumachen pflegten, heute eine Bierprobe vor. Es war kaum Mittag und schon waren Einige von uns „abgefallen“; die Fröhlichkeit nahm einen immer lärmenderen Charakter an, und die kleine Gesellschaft bot zuletzt ein recht wüstes Bild. Mir war der Kopf warm geworden, und ich ging ein wenig hinaus in den kleinen Garten. Auf einmal kam mir der ganze Zauber der Frühlingsherrlichkeit zum Bewußtsein: hier draußen alles Frieden und stilles, stetiges Weben und Werden, und drinnen? — Scham und Ekel stiegen plötzlich in mir empor.

Da wurde im ersten Stockwerk des Wirthshauses die auf den kleinen Balcon hinausführende Thür aufgestoßen; ich sah ein helles Frauenkleid, das aber wieder verschwand. Jetzt schlug eine Hand ein paar Accorde auf dem Klavier an, und sanft und zärtlich quollen die Tone von Moszkowski's Serenata in die linde Luft hinaus. Ein jäher Schreck durchfuhr mich.

„Haben Sie dies Jahr schon Sommergäste?“ fragte ich die Wirthin.

„Ja wohl. Eine Herrschaft aus Königsberg. Aber sie sind noch nicht lange in unserer Gegend; ich glaube, aus Berlin sind sie eigentlich.“

„Ist eine junge Dame dabei?“

„Ja. Aber das Fräulein ist blind,“ flüsterte sie mir geheimnißvoll zu.

Auf einmal stand die Vergangenheit in leuchtenden Farben vor mir. Mathilde, das Elfenkind, sie war es, das beste das reinste menschliche Wesen, dem ich jemals im Leben begegnet, rührend in ihrer zarten Schönheit, in ihrer Hülflosigkeit. Und sie war hier, mir so nahe. Ich fühlte in diesem Augenblicke tief meinen Unwerth.

„Sind die Herrschaften zu Hause?“ fragte ich die Wirthin.

„Der Herr und die Dame sind fortgegangen, glaube ich.“

So war sie allein. Der Wunsch, sie wiederzusehen, stieg mächtig in mir auf und überwog jedes Bedenken. Ich stürmte die schmale Stiege hinauf und stand eine Secunde später vor ihr.

„Mathilde!“

Bei dem Tone meiner Stimme überzog sich ihr blasses Gesicht mit glühendem Purpur.

„Ludwig, Du!“ sagte sie. Stiller Jubel klang aus den weich hingehauchten Lauten. Niemals hatte ich meinen Namen so aussprechen hören.

„Mathilde, kannst Du mir verzeihen, daß ich Deiner so lange fast vergessen?“

„Ach,“ sagte sie leise, „ich wußte es schon, daß ich einmal, irgendwann einmal wieder Deine Stimme hören würde.“

Ich fiel vor ihr nieder und drückte mein Gesicht in die Falten ihres Kleides.

„Mathilde, ich bin Deiner nicht mehr werth. Ich habe inzwischen aus dem Becher des Lebens getrunken, ich bin ein leichtsinniger Genußmensch, ein Egoist geworden, ein —“

„Still,“ unterbrach sie mich sanft, „klage Dich nicht an. Du bist, der Du warst, sobald Du es ernsthaft willst.“

„Ich will, Mathilde! Ich schwöre es Dir bei dieser heiligen Stunde des Wiedersehens, ich will!“

Sie legte leise die Hand auf mein kurzgelocktes Haar.

„Mathilde, wenn Du an meiner Seite bleiben wolltest, — als mein guter Engel, wenn Du mir dereinst Führerin und Gefährtin durch's Leben sein wolltest —“

Da zog ein Schatten über ihr Gesicht. „Meinst Du wirklich, daß ich im Stande wäre, Dich so unglücklich zu machen, Ludwig?“

„Glücklich, sage glücklich, Mathilde. Es giebt kein zweites Weib, das Dir gliche.“

„Und daß ich blind bin, vergißt Du?“

„Du hast Augen, schöner als alle Frauen der Welt. — Ich liebe Dich, wie Du bist, schenke mir Deine hohe und reine Seele, Mathilde, wenn Du mich dessen werth hältst.“

Statt aller Antwort sagte sie plötzlich wie träumend:

„Wollen wir wieder Veilchen suchen, ja?“

— — — — — — — — — — — — —

Nicht engagirt. Zeichnung von J. von Wodzinski. — Siehe Seite 14.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Windstille. Von Smith-Hald. — Siehe Seite 15.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Jahr war vergangen. Mit Ernst und Eifer hatte ich meinen Studien obgelegen, mich gänzlich von jedem Verkehr zurückgezogen; — sinnend, grübelnd, trübselig vor mich hinstarrend verbrachte ich meine der Muße gewidmeten Stunden. Der einst gar so lustige Bruder Studio war auf dem besten Wege, in das andere Extrem zu gerathen, ein menschenscheuer Sonderling zu werden. Ich hatte Mathilde nur noch einmal seit jenem Tage wiedergesehen; sie war mir schwesterlich freundlich und dennoch abwehrend gegenüber getreten. Ich konnte es nicht ertragen, ihr so fremd zu begegnen, — nach dem, was zwischen uns vorgegangen. Ich ging nicht wieder hinaus, aber mein Herz krankte nach ihr, und über dem Kummer und der Sehnsucht, die mich ergriffen, verlor das Leben für mich allmälig jede Freude, jeden Reiz. Und als ich endlich mich entschloß, nun doch noch einmal hinaus zu wandern, vernahm ich dort zu meinem Schrecken, sie seien abgereist, man wisse nicht wohin.

Im folgenden Winter machte ich mein Examen und promovirte.

Es war wieder Frühling, und wie tausend ungesungene Melodien, wie der Duftathem von unzähligen kleinen Blauveilchen, wogte es durch die sonnendurchzitterte Luft. Es litt mich nicht in der Stadt, ich mußte hinaus in's Freie. Und ohne daß ich's gewollt, schlug der Fuß die Richtung ein nach dem kleinen Dorfwirthshause, wo ich sie zuletzt gesehen. Und als ich an dem schmalen Gartentische saß, über dem der reich blühende Kirschbaum sich wölbte, die Augen unverwandt nach dem kleinen Balcon hinauf gerichtet, wo sie damals gewohnt, da begann sich mein Blick zu trüben. — War es das grelle Sonnenlicht, das mir die Augen heiß und feucht machte? Langsam rann Tropfen um Tropfen herab.

Denn da war es ja wieder, das helle Frauenkleid, dort auf dem Balcon, gerade wie vor einem Jahre, nur daß eine Andere es trug, während Die, deren ich dachte, irgendwo in der Ferne weilte. Ob sie wohl nach Berlin zurückgekehrt waren, nachdem sie im Spätsommer dies einsame Landhaus verlassen? Warum hatte ich nur nie wieder von ihr gehört? Aber ich konnte meine Blicke nicht von dem Balcon abwenden. Wie die Gestalt der ihren glich!

Die Wirthin kam in den Garten.

„Wer wohnt dort?" fragte ich zitternd.

„Die Herrschaft vom vorigen Jahre."

„Mit dem blinden Fräulein?"

„Nein, blind ist sie nicht."

Ich hatte die letzte Antwort der Frau nicht mehr gehört, ich war schon auf der Treppe. Und nun riß ich die Thür auf.

„Mathilde, Mathilde, bist Du hier?"

Da stand sie vor mir und wandte mir ihr süßes Gesicht voll zu.

„Ludwig, ich sehe Dich!" sagte sie fast feierlich.

„Mathilde, wie soll ich das verstehen? Du wärest —"

„Sehend, geheilt und nun die Deine, wenn Du mich noch willst! . . . ."

Wortlos schloß ich sie in die Arme, das Wunder nicht fassend, aber ein glückestrunkener Mann.

Und wie wir dann in dem kleinen Garten, der von fallenden Blüthenblättern weiß wie beschneit war, auf und nieder wanderten und sie mir das Räthsel gelöst hatte, da pries ich mit ihr die gesegnete Hand des Arztes, der die Heilung vollbracht hatte.

„Ludwig, wie schön Du bist," sagte sie plötzlich ohne alle Verbindung mit dem Vorangegangenen, „Gott, und wie schön die ganze Welt, die Sonne, das Licht, das Leben! Aber nun komm', nun zeige ich Dir eine Stelle, wo Veilchen blühen, ganz dunkelblaue Veilchen und ich kann sie sehen, — sehen!"

Nachdruck verboten.

Die Kaffee-Extractions-Maschine.

Von Klaus von Rheden.

Siehe die Abbildung von P. Bauer, Seite 9.

„Du," sagte meine Frau eines Morgens zu mir, „übermorgen ist Papa's Geburtstag. Was schenken wir ihm diesmal?"

Ich war gerade in der Lectüre eines größeren Mordprozesses begriffen und entgegnete gedankenlos: „Zehn Jahre Zuchthaus." .

Aennchen machte große Augen.

„Laß doch die Witze," meinte sie schmollend, „und antworte vernünftig!"

„Außerdem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte", fuhr ich fort, faltete das Blatt zusammen und setzte meinen Klemmer auf. Da sah ich denn nun das verwunderte Gesicht Aennchens. „Ach so . . . entschuldige, Kind . . . das Plaidoyer des ersten Staatsanwalts hat mich ganz confus gemacht! — Ja, was sollen wir denn dem alten Herrn schenken? Ein hübsches Portemonnaie?"

„Das wäre eine unzarte Anspielung."

„Ein neues Morgenkäppchen? Schwarz-roth-weiß mit einer Bommel d'rauf?"

„Hat er noch vorräthig."

„Einen neuen Schlafrock?"

„Hat er erst zu Weihnachten bekommen."

„Ja, dann weiß ich nichts! Nun strenge Du einmal Dein Köpfchen an!"

Aennchen stützte die Stirn, über die braune Löckchen fielen, in die Hand und sah höchst nachdenklich aus. Plötzlich verklärte sich ihr Gesicht.

„Eine Self-actor-Maschine!" rief sie triumphirend.

„Was für ein Ding?" fragte ich sehr erstaunt und schüttelte dann, um meine Unwissenheit zu verbergen, mißbilligend den Kopf. „I Gott bewahre! Was soll er denn damit?"

„Aber, Liebster," — und Aennchen wurde ganz aufgeregt — „Du weißt doch, wie sehr Papa auf einen guten Kaffee hält . . . und wie er immer auf die Johanna schimpft . . . die gießt das Wasser viel zu schnell durch . . . so kann man natürlich keinen Mocca herstellen . . . und da hab' ich denn nun neulich bei Frau von Faber die neue Self-actor-Extractions-Kaffee- und Thee-Maschine gesehen — — das wäre so 'was für Papa!"

„Ach so — eine Kaffee-Maschine ist das! Ich hielt es für eine Nähmaschine . . . Wie heißt das Ding? — Self-actor-Extractions- und so weiter-Maschine! Ein furchtbarer Name!"

„Aber ein sehr practisches Möbel — ungemein practisch, sage ich Dir! Man gießt das Wasser in das Siedegefäß und den Kaffee in den Pokal und zündet dann den Spiritus an. Nun steigt das erhitzte Wasser durch eine gläserne Communications-Röhre in den Pokal; das leichter gewordene Siedegefäß hebt sich ein wenig, der angelehnte Deckel des Spirituslämpchens fällt zu, und die Flamme erlischt von selbst. Verstehst Du?"

„Nein!" sagte ich energisch.

„Na, siehst Du," fuhr Aennchen unbekümmert fort, „und wenn sich nun das Siedegefäß etwas abgekühlt hat, so wird der in dem Pokale befindliche Kaffeeaufguß infolge des Druckes der äußeren Luft, — verstehst Du —?"

„Nein!" rief ich noch energischer als vorhin

„Durch das Sieb und das Röhrchen wieder in das Siedegefäß zurückgedrängt, um so, filtrirt und fertig, durch den Hahn entleert zu werden," schloß meine Frau begeistert. „Ich finde, die Sache ist furchtbar einfach!"

„Mir ist ganz wirblig im Kopfe geworden," erklärte ich. „Du hast die Beschreibung dieser Extract- und so weiter-Maschine wohl auswendig gelernt?"

„Bewahre, aber Frau von Faber hat mir die Sache erklärt, und ich habe Interesse für alle hauswirthschaftlichen Neuheiten."

„Ich glaube, ich werde erst einen Kursus in der Physik und Mechanik durchmachen müssen, ehe ich mich zum Verständniß des durch Druck gehobenen Communications-Röhrchens und des infolge der äußeren Luft sich schließenden Spiritusdeckels aufschwingen kann . . . Und solch' Ding willst Du Papa zum Geburtstage schenken? — Mir soll's recht sein, aber ich wette, daß es Papa nicht recht ist, weil er aus der Maschinerie nicht klug werden wird."

„Du hast immer etwas an meinen Vorschlägen auszusetzen, Otto, — immer! Aber schön, ich halte die Wette! Um was?"

„Um einen Kuß!"

„Alltäglichkeiten sind keine Wett-Objecte!"

„Also um, — na, um was denn nun?"

Aennchen legte nachdenklich den Zeigefinger ihrer rechten Hand an das Näschen. „Da habe ich neulich," sagte sie nach reiflicher Erwägung, „bei Sauerwald eine reizende Brosche gesehen" —

„Und ich bei Thonet einen Schaukelstuhl, wie ich ihn mir längst gewünscht habe," fiel ich ein. „Also Schaukelstuhl gegen Brosche! Thut Deine Undsoweiter-Maschine ihre Schuldigkeit, so erhältst Du die Brosche, thut sie es nicht, dann bist Du verpflichtet, mir den Schaukelstuhl zu schenken. Abgemacht!"

„Abgemacht!" wiederholte Aennchen im Tone eines sieggekrönten Triumphators.

Die Extractions-Maschine, äußerlich ein sehr hübsches, zierliches, blitzblankes Dingelchen, wurde also gekauft und dem Papa an seinem Geburtstage feierlich überreicht. Der alte Herr machte ein sehr verwundertes Gesicht, als er die Maschine sah. —

„Ei ei," sagte er, „nu seh' 'mal Einer an! Das ist wohl ein Filtrir-Apparat! Ja, ja, bei unserm mangelhaften Leitungswasser kann man so'n Ding schon gebrauchen.". . .

„Aber, Papachen," warf Aennchen entrüstet ein, „wo denkst Du hin! Wir werden Dir doch keinen Filtrir-Apparat schenken!"

Der alte Herr wurde verlegen. „Es sieht doch aber so aus," meinte er, „— freilich, man kann sich täuschen! I Gott bewahre, — das wird doch nicht etwa eine neu patentirte elektrische Nachtlampe sein?!"

Ich lachte hell auf, und Aennchen ärgerte sich.

„Eine neue Kaffeemaschine ist's, Papachen!" rief meine Schwägerin Fanny, die immer den Kopf voll Flausen hat. „Auf der einen Seite thut man die Bohnen hinein, und auf der anderen kommt die Melange heraus!"

„Fanny, mein Kind, zügle Deinen Uebermuth," sagte ich würdevoll: „Du siehst in dieser verwunderlichen Maschinerie das neueste Erzeugniß unserer rastlos arbeitenden Technik. Selbst Papin wurde verhöhnt, als er zum ersten Male auf einem Dampfboote die Weser hinabfuhr. So nehmen auch wir Deinen Spott mit gebührender Nichtachtung auf und ersuchen Dich, einen Topf heißen Wassers, sowie den nöthigen gemahlenen Kaffee herbeizuschleppen, damit wir Papa die Gangbarkeit dieses Wunderwerks ad oculos demonstriren können. Habe die Güte und hebe Dich fort, unseren Willen zu erfüllen!"

Fanny huschte hinaus und brachte das Gewünschte. Papa aber umschritt währenddessen kopfschüttelnd den Tisch und schaute die Extractions-Maschine mit unverhohlenem Mißtrauen an. Er war etwas ängstlich geworden. „Hoffentlich explodiert das Ding nicht," meinte er; „man liest alle Tage die tollsten Geschichten in den Zeitungen . . . Seid vorsichtig, Kinder, — ich bitte Euch!"

„Aber Papa, die Sache ist ja so furchtbar einfach!" fiel Aennchen ein, die ihr Geschenk auf das Wärmste vertheidigte. „Lies uns doch bitte 'mal die Erklärung vor! . . . ‚Man gießt das Wasser in das Siedegefäß' — na ja, also — an!" schrie sie auf einmal auf, — sie hatte sich die Fingerchen verbrüht.

Nun kam ich an die Reihe. „Sei so gut," sagte ich und trat an den Tisch. „Du wirst Dir noch die fürchterlichsten Verletzungen zuziehen, Aennchen! — Gieb 'mal das Wasser herüber, Fanny; — danke schön, — so, und nun den Spiritus angesteckt — alle Wetter, der brennt ja nicht!"

„Es ist denaturirter," erklärte Papa.

„Dann muß neuer geholt werden," fiel ich ein, nachdem ich zwölf brennende Schwefelhölzer vergeblich in die trübe Flüssigkeit gesteckt hatte.

„Ich werde mein Kölnisches opfern," meinte Fanny großmüthig: „Was kann da sein!" . . Und sie sprang in ihr Zimmer, um nach wenig Augenblicken mit einer Flasche Eau de Cologne zurückzukehren, die in den Spiritusbehälter entleert wurde, nachdem der Denaturirte fortgegossen worden war. Hei, — wie nun aber die Flamme emporloderte! Bald ließ sich auch, sumsumsum, ein leises, melodisches Getöne hören. Aennchen war überglücklich, und Papa machte ein ängstliches Gesicht.

„Nicht so nahe heran, Kinder," mahnte er, „in der Brunnen-Straße haben sich gestern drei kleine Mädchen schrecklich verbrannt.". . .

„Pß—ssssss—schschschsch" — machte es plötzlich in der Maschine, dann klappte der Deckel des Spiritus-Behälters zu, und die Flamme erlosch.

Ich schaute meine Frau schmunzelnd von der Seite an. „Nun müßte der Kaffee eigentlich fertig sein," meinte ich und zog die Nase kraus, „aber ich rieche das Aroma noch gar nicht.". .

In diesem Augenblicke gluckste es sonderbar geheimnißvoll in der Maschine und dann zischte ein dünner heller Wasserstrahl aus dem Verbindungsröhrchen zwischen Sieder und Glaspokal in den letzteren.

„Ach, wie hübsch!" rief Fritzchen, mein achtjähriger Schwager, — ein Schwager für den Nippestisch, „— gerad' wie ein Wasserfall!" —

Aennchen aber war ganz blaß geworden. „Was ist denn das?" sagte sie; „wie ist denn so etwas möglich?"

„Ich glaube, die Maschine wird an Darmverschlingung oder einer ähnlichen inneren Zerrüttung leiden," antwortete ich trocken. „Du weißt doch, wo man die besten Schaukelstühle bekommt, Aennchen?"

Meine Frau sah aus, als ob sie überlegte, was besser sei: in Ohnmacht zu fallen oder sich für besiegt zu erklären, und der Papa schüttelte immer verwunderter den Kopf, so daß der Pompon auf seinem Mützchen in sonderbare Schwankungen gerieth. „I," sagte er, „das ist ja ein tolles Ding! Wo steckt denn nun der Kaffee? So eine Kaffeemaschine hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen" . . .

„Herjeses, herjeses!" zeterte Fannychen plötzlich los. „Wir haben ja vergessen, den Kaffee in den Sieder zu thun!" —

Wahrhaftig! Der Kaffee hatte sich unter eine Serviette geschoben, und wir hatten ihn in der Aufregung vollkommen vergessen. Aennchen jubelte auf; — dann nahm der zweite Act des Dramas seinen Anfang. Kein Wort wurde gesprochen; lautlos harrten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Schischischisch — ging es von Neuem, und aus dem Communications-Röhrchen brodelte es duftig braun in den Glasbehälter.

Ein allgemeines „Ah" ertönte. Ueber Aennchens Gesicht fluthete heller Sonnenschein. „Du weißt doch," sagte sie zu mir, wo man die hübschen Broschen kauft, von denen wir gestern sprachen? . ." und der Schalk lugte aus ihren Augen.

Papa nickte. „Sehr practisch," meinte er und ließ den braunen Saft in eine Tasse fließen, „und welch' ein Aroma der Kaffee hat. Ich weiß nicht, er duftet so merkwürdig — so nach Tren und Nuglisch . . ."

Er setzte die Tasse an den Mund, kostete und schnitt dann ein fürchterliches Gesicht

„Das nehm' mir Keiner übel," sagte er, „das schmeckt ja niederträchtig! Das schmeckt nach — nach Opoponax oder nach —"

„Nach Eau de Cologne schmeckt's," vollendete ich; „ein außerordentlich feiner Geschmack, — etwas eigenartig beim Kaffee, — aber wenn man sich erst an die Maschine gewöhnt hat, gewöhnt man sich auch an das Aroma. Es schmeckt, als wenn man zu Lohse in den Laden tritt.". .

„Pfui, Otto, wie garstig bist Du!" fiel Aennchen ein. „Fanny hat aus Versehen einen Tropfen Eau de Cologne in das Siedegefäß laufen lassen, — was ist denn da weiter dabei, — wir machen noch einmal Kaffee! Das ist so eine practische Maschine" —

„Halt, Kinder!" und Papa erhob abwehrend die Hand. Jetzt protestir' ich. Ich schlage vor, daß uns Johanna erst 'mal auf die alte Art eine Tasse Kaffee bereitet, dann könnt Ihr Eure Experimente fortsetzen. Die Maschine ist reizend, Kinder, und ich danke Euch herzlich dafür, aber sie hat — na ja, sie hat noch etwas Fremdartiges für mich, an das ich mich erst gewöhnen muß.". .

„Zunächst wollen wir sie einmal reinigen lassen," schlug ich vor, „damit sie ihr Parfüm verliert. Nehmen Sie das Ding mit hinaus, Johanna, und brühen Sie es sorgfältig aus, — aber recht sorgfältig — mit Soda oder dergleichen.". .

Die Küchenfee nahm die Maschine lächelnd in Empfang und verschwand hinter der Thüre. Unmittelbar darauf ertönte ein entsetzliches Klirren, dem ein gellender Aufschrei folgte. Ahnungsvoll riß ich die Thüre auf und schauderte pflichtgemäß: Johanna war mit der Maschine gegen eine dunkle Ecke im Corridor gelaufen, — die Self-actor lag in Trümmer und Scherben am Boden . . . Johanna jammerte, Fanny schalt, Aennchen rang verzweiflungsvoll die Hände, ich that gar nichts und Papa schmunzelte vergnügt.

„Laßt's gut sein, Kinder," sagte der alte Herr, „das ist ein Wink von oben. Ich bin conservativ und schwärme nicht für unser Maschinen-Zeitalter . . . Johanna, lassen Sie das Heulen und brauen Sie uns gefälligst einen guten Kaffee, und damit Sela! Wir wollen uns nicht die Laune verderben lassen.". .

„Und unsere Wette, Aennchen?" fragte ich.

„Du hast verloren!" gab sie zurück, denn die Maschine würde ganz in Ordnung gewesen sein" —

„Wenn sie nicht in Unordnung gerathen wäre! Nein, mein Herzchen, diesmal hast Du verloren! Du weißt doch, wo man die besten Schaukelstühle bekommt —?"

„Um was für eine Wette handelt es sich denn?" fragte Papa.

Ich erzählte und rief den Papa als Unparteiischen an. Er meinte, wir hätten Beide gewonnen, worüber eine neue Controverse entstand. Inzwischen brachte Johanna den Kaffee, an dem nichts auszusetzen war, und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Am nächsten Morgen aber erschien ein Bote von den Gebrüdern Thonet und brachte einen Schaukelstuhl für mich, — ein prachtvolles Möbel, — und fünf Minuten später kam ein Bote von Sauerwald und brachte eine herrliche Brosche für Aennchen. Und bei jedem der beiden Geschenke lag eine Visitenkarte des guten Papas mit der Aufschrift: „Revanche für die Extractions-Maschine!" —

„Du, hör' 'mal," sagte ich, mich im Schaukelstuhle streckend, „jetzt erst kann ich Dir Recht geben: Deine Undsoweiter-Maschine hat sich als außerordentlich practisch bewährt!"

Und Aennchen stimmte zu.

Nachdruck verboten.

Nicht engagirt.

Ein Monolog.

Siehe das Bild von J. von Wodzinski, Seite 12.

„Ich hätte nicht tanzen wollen, ich sei zu müde gewesen, werde ich sagen, wenn mich Jemand fragen sollte, warum ich mich da so schön als Wand-Decoration hergesetzt hätte. Und so ein Jemand wird sich finden, das ist gar keine Frage. Die Frage ist nur, ob dieser Jemand ein erstauntes oder ein theilnehmendes Gesicht machen wird. Im ersteren Falle kann ich ja mit mir reden lassen; denn das Erstaunen wäre liebenswürdig, wäre schmeichelhaft, also berechtigt, die Theilnahme aber wäre infam und würde verdienen, mit einer Grobheit beantwortet zu werden. Wir kennen diese rührende Theilnahme! Ich brauche sie nicht, ich hätte tanzen können, wenn ich hätte wollen; das heißt, — um ganz ehrlich zu sein, — pah,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

warum soll man denn immer ganz ehrlich sein! Kurz und gut, ich wollte nicht. — Ich hatte so bestimmt darauf gerechnet, daß er kommen würde; er sollte sehen, daß ich die erste Quadrille für ihn freigelassen habe, — er ist nicht gekommen, mich zu holen. Na, wir werden den Schmerz noch ertragen. Er hat sich da an eine Vogelscheuche gehängt; er muß ja wissen, warum? Mag er doch Vergleiche anstellen. Ich bin gewiß nicht unbescheiden, aber es wäre sehr, sehr traurig, wenn man es mit der nicht aufnehmen könnte! Und ob er sich mit ihr so gut unterhalten wird, wie er sich mit mir unterhalten hätte, wie er sich mit mir so oft schon unterhalten hat, das ist doch auch noch sehr die Frage! Ich weiß, was ich weiß. Wer hat denn, als ich neulich von meinem linken Tanzschuh die kleine weiße Atlasschleife verlor, diese, ohne daß ich etwas bemerkt hätte, aufgehoben und einfach gestohlen? Wer macht denn so ein glückliches Gesicht, wenn ich ihm ein freundliches Wort gebe, und wer ist denn immer gleich so desparat, wenn ich einmal nicht in der Laune bin, liebenswürdig zu sein?

Ich habe nicht tanzen wollen! Zum Glück habe ich Zeugen dafür. Gerade sein Freund war es, der mich aufgefordert hatte; der wird es ihm nun auch sagen können. Der Freund mag ein herrlicher Mensch sein, aber mir ist er zu kurz und zu dick, und man macht eine schlechte Figur neben einem solchen Freund.

Wie furchtbar ernst er neben seiner Tänzerin steht! — Ich brauche den Hals gar nicht zu recken, um hinauszusehen; ich sehe es da viel bequemer im Spiegel, und man merkt nicht einmal, daß ich Interesse habe für das, was draußen vorgeht; ich habe es auch nicht, nun gerade nicht! — Wie furchtbar ernst, als wenn die Henkersknechte nur draußen warteten, um ihn zu holen. Merkwürdig, wenn er mit mir tanzt, macht er doch ein etwas anderes Gesicht. Und wie verzückt sie ihn anblickt! Er sollte ihr wirklich den Gefallen thun und etwas liebenswürdiger sein. Die Arme, sie wird sich noch die Augen ausgucken. Ich möchte nur wissen, bei welcher Schneiderin sie arbeiten läßt; es ist nur, daß man der nicht auch einmal unter die Hände geräth. Die Aermste hat eine zu lange Taille, und wie komisch sich dazu der Schnebbengürtel ausnimmt! Und diese regelrecht geklebten Löckchen! Wie abgeschmackt für ein junges Mädchen. Ja so! Mit der Jugend ist es nicht gar so wei her. —

Zum Glück verirrt sich Niemand in dieses Nebenzimmer. Alle müssen sie dem Tanze zusehen, dieweil ich hier als Mauerblümchen sitze. Klärchen Weidner ein Mauerblümchen, „Klärchen Weidner ist sitzen geblieben", ach, das ist ja ein Unsinn, das glaubt kein Mensch! Wenn nur Niemand käme! Ich brauche mich gar nicht zu schämen, denn ich bleibe nicht sitzen, wenn ich nicht will, aber angenehm ist es doch nicht, glossirt zu werden.

Der Tanz nimmt ja gar kein Ende, und wie fade und temperamentlos die Beiden ihn tanzen! Ob er nun wohl glauben wird, daß ich mir die Augen roth weine? Da kennt er mich schlecht, wenn er das glaubt. Er soll mich überhaupt kennen lernen. Er wird mir ja heute noch in den Wurf kommen, aber dann gnade ihm Gott! Doch nein, nur keine Thorheit! Er darf gar nicht sehen, daß ich etwas bemerkt habe. Die Rache muß kalt genossen werden, und sie wird genossen werden. Ich werde gerade jetzt liebenswürdig mit ihm sein, wie noch nie! Er wird sich einlullen lassen, aber dann — dann wehe ihm!

Ach, was ist das? Ich glaube gar, er kokettirt mit mir! Er hat mich im Spiegel entdeckt. Sein Auge ist unverwandt hierher gerichtet, seine Tänzerin muß ihn mit sich ziehen. Er folgt, aber sein Blick bleibt hier haften; und der Blick ist so lieb und so gut. Nur er hat mich gesehen und sonst Niemand. Das Finale rauscht — Compliment! Alles ist zu Ende. Er verneigt sich, er ist der Erste, der sich von seiner Tänzerin getrennt hat. Er macht große Schritte, er theilt die Menge, — ich bin ja doch glücklich, — er ist da!" B. G.

Aus Haus und Küche.

Nachdruck verboten.

Unsere Gesellschaftsessen.

Reiches Mittagsmahl für den Monat Januar.

Speisenfolge:

Altdeutsche Suppe.
Feines Ragoût in Muscheln.
Lachs mit Kräutersauce.
Gedämpfte Rindslende nach Conti.
Gebratener Truthahn. Salat. Compot.
Gefüllte Artischockenböden.
Weinsulz.
Käsestangen.
Nachtisch.

A. Recepte weniger bekannter Speisen.

1. **Altdeutsche Suppe.** Man kocht vor allen Dingen eine kräftige Bouillon, — am besten schon am vorhergehenden Tage, — blanchirt mehrere Kalbsbries, schneidet sie in dicke Scheiben, bestreut sie mit feinen Kräutern und läßt sie in Butter einige Minuten ziehen. Dann giebt man sie nebst einem gerösteten Weißbrod, vier harten, durchgeriebenen Eigelb und einem gekochten Kalbshirn in die Fleischbrühe und läßt Alles eine Stunde ziehen, aber ja nicht stark kochen. Inzwischen dämpft man kleine Champignons in Madeira weich, dünstet Tomaten mit einem Stückchen Schinken und einer Zwiebel in Bouillon gar und streicht die Tomaten durch ein Sieb. Auch die Suppe reibt man durch, versetzt sie mit dem Tomatenbrei, legt die Pilze in die Brühe und würzt sie noch mit einem Gläschen Sherry.

2. **Gedämpfte Rindslende nach Conti.** Eine schöne, abgelegene Rindslende wird enthäutet, mit Speck-, Trüffel- und Schinkenscheibchen gespickt, gesalzen und in halb Rheinwein, halb Bouillon mit Zwiebel-, Möhren-, Petersilienwurzel-Scheiben, sowie Pfeffer- und Gewürzkörnern langsam, unter häufigem Begießen, beinahe weich gedämpft. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten schüttet man ein Glas Madeira an, legt einen Deckel mit glühenden Kohlen auf die Casserole, um das Filet zu bräunen und dünstet es völlig weich. Die Lende wird hierauf zerschnitten, wieder zusammengeschoben, auf einer passenden Schüssel angerichtet und mit gebackenen kleinen Kartoffeln umkränzt. Nachdem man die Sauce durchgeseiht hat, verdickt man sie mit etwas Reismehl und reicht sie nebenher.

3. **Gefüllte Artischockenböden.** Wenn man die Artischockenböden nicht eingemacht kauft, bereitet man die frischen Artischocken wie folgt. Man entfernt Stiele, Blätter und Bart, schneidet die Böden rund, marinirt sie in Citronensaft und Wasser und kocht sie dann zehn Minuten in Salzwasser. Hierauf werden sie entweder mit einer pikanten Fleischfarce, einem Pilz-Ragoût oder auch nur mit einem Schotengemüse (im Winter natürlich aus Büchsen) gefüllt. Wählt man eine Fleischfüllung, so überbindet man jeden Artischockenboden mit einer Speckscheibe und dünstet sie in halb Madeira, halb Fleischbrühe weich. Zu den beiden anderen Füllungen werden die Artischocken ungefüllt weich gedämpft, dann mit dem fertigen Ragoût oder Gemüse gefüllt und mit der verdickten Brühe übergossen.

B. Restverwendungen.

Aus dem **Suppenfleisch** stellt man einen wohlschmeckenden Pudding her. Man hackt das Fleisch, rechnet auf 500 Gramm 100 Gramm rohes gewiegtes Rindfleisch, 4 Eigelb, 100 Gramm Reibbrod, 60 Gramm Butter, zwei gewiegte Zwiebeln und zwei Theelöffel aufgelösten Liebig'schen Fleischextract. Die Farce würzt man mit gehackter Petersilie, Muskatnuß und Salz, zieht den Eiweißschnee hindurch und bäckt den Pudding in ausgestrichener Form eine Stunde. Man giebt ihn mit einer Kapernsauce.

Die **Reste des Lachs** geben einen trefflichen Salat, zu dessen Anrühren man die kalte Kräutersauce, welche man mit einigen rohen Eidottern, feinem Oel und Essig versetzt hat, benutzt. Auch das hartgekochte Eiweiß von den Eiern der Suppe kann zwischen das Fischfleisch gemengt werden.

Rindslenden-Ueberbleibsel wende man in Ei und mit Petersilie vermengter Semmel, brate sie leicht (ja nicht zu lange, sonst werden sie zähe) in Butter, belege die Schüssel mit Setzeiern und reiche Kartoffelsalat dazu.

Das **Gerippe des Truthahns** wird zerschlagen, mit Kräutern, Gewürz und Mehl in Butter braun geschwitzt, in siedendem Wasser ausgekocht, mit kleinen Gräupchen nach dem Durchseihen versetzt, mit 10 Gramm Liebig's Fleischextract gekräftigt und reichlich mit feinen Kräutern gewürzt.

Das **Fleisch** giebt noch ein hübsches Eingangsgericht nach der Suppe. Man wiegt es sehr fein, vermischt es mit zwei Löffeln weißer Kraftsauce oder auch nur mit einigen Löffeln übrig gebliebener Bratensauce, Salz, 10 Gramm zerlassener Butter, 1 Löffel geriebenem Parmesankäse, 2 Eigelb und dem steifen Eiweißschnee und füllt die Masse in kleine gebutterte Förmchen, welche man 15 Minuten bei gelinder Wärme bäckt und sofort aufträgt.

Compotüberreste geben lagenweise geordnet mit den Resten der kleinen Kuchen nebst übergegossener süßer Eiermilch nach dem Backen oder Kochen im Wasserbade eine vortreffliche neue süße Speise.

Die übrig gebliebenen **Kartoffeln** stampft man, vermischt sie mit etwas Sahne, einem Ei, Salz und Reibbrod und formt kleine Bällchen davon, welche statt des Kartoffelsalates zu den Resten des Filets gereicht werden können.

Weinsulz-Reste schlägt man mit der Schneeruthe zu dickem Schaum, welchen man lagenweise mit geschlagener steifer Sahne in eine Glasschüssel füllt, oder auch mit den abgetropften Compot-Ueberresten vermengt, falls man keine Kuchen übrig behielt, um die Mehlspeise herstellen zu können. Luise Holle.

Neue Wirthschafts-Gegenstände. In den reich ausgestatteten Wirthschafts-Magazinen finden sich jetzt eine große Anzahl hübscher practischer Neuheiten vom einfachen Küchengeräth bis hinauf zu den kostbarsten Industrie-Erzeugnissen, die auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen. Vielleicht wird daher eine kleine Umschau auf diesem Gebiete manchen Hausfrauen erwünscht sein. Beginnen wir mit dem Theetische: Statt des Berzelius-Apparates erfreut sich jetzt ein kleiner, zweckmäßiger Ständer aus Schmiedeeisen großer Beliebtheit, der das Einhängen und Herausnehmen des kupfernen Kessels mit Leichtigkeit gestattet. In Schwungkesseln giebt es unzählige hübsche Formen aus Nickel, Kupfer, Messing, sowohl glatt wie getrieben, in einfacher und eleganter Ausstattung. Eine besonders hervorragende Neuheit wird durch die Tischständer geboten, welche in der wirkungsvollen Zusammenstellung von schwarzem Eisen und Kupfer gehalten sind. Die Porzellanplatte, zum Herausnehmen eingerichtet, zeigt eine gefällige Blumen-Decoration und bringt im Verein mit glänzendem Kupfer-Service und dazu passenden Theegläsern eine ebenso reiche wie gediegene Wirkung hervor. Auch die Blechkasten, die zur Aufbewahrung von Cakes und Backwerk bestimmt sind, präsentiren sich in einer neuen, gefälligen Form und zierlichen Ausstattung. Die aus lackirtem Blech mit vergoldetem Griff in allen Größen hergestellten Behälter zeichnen sich durch Eleganz und feine Farbenwirkung aus und können selbst dem Theetische zur Zierde gereichen. Eine große Mannigfaltigkeit herrscht in Bezug auf Flascheneinsätze; dieselben sind in Nickel und Kupfer vorhanden mit durchbrochener oder erhabener Arbeit und oft mit Porzellan-Einsätzen versehen. Die betreffenden Formen, z. B. ein eigenartiges zierliches Schuppenmuster wiederholen sich dann meist bei anderen Tischgegenständen, Essig- und Oelbehältern ꝛc. — Ein im Winter für die meisten Haushaltungen unentbehrlicher Gegenstand, der Briquett-Kasten, stellt sich in verschiedenen Größen und neuen Formen und Ausstattungen dar, die billigen Preis, Zweckmäßigkeit und hübsches Aussehen glücklich vereinen. In der überaus reichhaltigen Sammlung von Kaminvorsetzern aus Metall verdient ein zusammenlegbarer Fächerschirm aus Nickel und Bronze besondere Beachtung. Die anmuthigen Formen des im Renaissance-Stil gehaltenen Musters treten in der durchbrochenen Arbeit wirkungsvoll hervor. In Bezug auf eine andere Zierde des Salons, den Blumentisch oder einzelne Palmenständer, kommen gleichfalls die verschiedensten Metalle zur Anwendung. Aus der großen Fülle von hierher gehörigen Artikeln verdienen namentlich die Blumentische mit Vogelständer empfohlen zu werden. Diese Zusammenstellung gewährt einen gar freundlichen Anblick und bietet der Vogelfreundin die Möglichkeit, ihrem gefiederten Liebling einen sicheren, stetigen Standort zu geben, während das Bauer sonst nur zu oft bald hier, bald dort seinen Platz erhält. Die Vogelständer sind aus Holz oder Eisen, bronzirt, vergoldet oder mit Kupferverzierung, in verschiedenen Mustern hergestellt; oft bildet auch statt des Blumentisches nur ein Blumentopf mit Schlingpflanzen einen wirkungsvollen Schmuck. Von den für die Zimmergärtnei erforderlichen Gießkannen stehen ebenfalls viele neue Sorten zur Verfügung; dieselben sehen zierlich und gefällig aus; sie sind handlich und zweckmäßig beim Gebrauch. (Siehe Bezugsquellen.) O. A.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Windstille. Von Smith-Hald. Siehe das Bild Seite 12. — Unabhängig von den Luftströmungen, setzt der Passagierdampfer seine Fahrt fort, die schottische Kanal-Landschaft anmuthig belebend, während die auf ihr Segel angewiesenen Fischerboote nicht von der Stelle kommen. Wer sich an der Naturwahrheit und der feinen Stimmung eines Bildes nicht genügen lassen will, der wird in dieser Landschaft Smith-Hald's leicht noch eine tiefere symbolische Bedeutung finden können. Er darf sich nur an seine Kinderzeit erinnern, in der ihm so oft vorwurfsvoll die Frage entgegengestellt ist: „Hast Du nicht warten gelernt?" — Gut für Jeden, der in den Kinderjahren das Warten wirklich lernt, denn es ist eine schwere, aber eine köstliche Kunst, nur für die wenigen Sonntagskinder entbehrlich, deren Lebensschiff von ewig gleichmäßigem günstigen Winde glatt und mühelos von Station zu Station bis an das Ziel der Fahrt getrieben wird. Die Mehrzahl der Menschen, die nicht als Sonntagskinder auf die Welt kommt, muß den günstigen Wind als eine Ausnahme betrachten und sich auf Sturm und auf — Windstille gefaßt machen. Was von beiden leichter zu ertragen, ist schwer zu entscheiden; es kommt auf das Ziel an, das man sich gesteckt hat, auf das Temperament des Menschen, der gegen den Sturm ankämpfen muß oder durch Windstille unthätig zu bleiben genöthigt ist, — es kommt vor Allem darauf an, ob er warten gelernt hat. Dann weiß er, daß die Windstille nicht ewig währen kann, und er fügt sich in das Unabänderliche, wie die Fischerfrau und ihr Sohn auf dem Bilde von Smith-Hald, die augenscheinlich wissen, daß ihnen nichts anderes übrig bleibt, als geduldig zu warten, bis eine frische Brise das Segel des heimfahrenden Bootes füllt, das sie unbeweglich in der Ferne liegen sehen.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Porzellan-Malerei.

Von Olga Altmann.

(Schluß).

Erste Versuche im Porzellan-Malen führt man am besten nur in einer Farbe, etwa in Braun, Blau oder Pompadour aus, um sich auf diese Weise ohne die Schwierigkeit der Farbenwahl mit der Technik bekannt zu machen. Geschickte Hände können auch in dieser monochromen Manier durch feine Nüancirung und richtige Tonabstufung sehr reizvolle Wirkungen erzielen.

Das Aufzeichnen wie auch das Durchpausen einer Vorlage bietet keine Schwierigkeit; sobald man das Porzellan mit einem in fettes Terpentinöl getauchten Läppchen abreibt, haftet jeder Bleistiftstrich. Doch bringt dies Verfahren die unangenehme Folge mit sich, viel Staub aufzunehmen, und Staub ist der schlimmste Feind der Porzellan-Malerei. Deshalb sollte schon der Anfänger größere Freiheit anstreben und versuchen, die Umrisse einer Malerei leicht mit dem Pinsel anzudeuten; da das Fortnehmen keine Spur hinterläßt, kann man ja ruhig Aenderungen treffen, bis das Arrangement gefällig erscheint. Selbstverständlich ist aber bei wiederkehrenden Ornamenten, Köpfen ꝛc., ein sorgfältiges Durchpausen nicht zu umgehen.

Für den Anfänger liegt die Gefahr nahe, zu viel Zachöl zu gebrauchen; malt man aber zu fett, so erzielt man leicht nach dem Einbrennen ein ungünstiges Resultat; es zeigen sich Bläschen und die Farbe springt ab. Nimmt man im Gegensatz zu viel Terpentin, so läuft sie wässerig auseinander und wirkt gebrannt stumpf und trübe. Das Glattstreichen und weiche Vertreiben und Vermalen der Schmelzfarben gelingt erst allmälig. Deshalb ist jeder Schülerin zunächst vielfache Uebung in der Führung des Pinsels und im Streichen der Farbe zu empfehlen. Versuche, die sie so lange machen und erneuern muß, bis es ihr gelingt, den Ton ganz matt aufzutragen. Ein derartiges Streichen bleibt das Handwerksmäßige in der Kunst, das unbedingt zu erlernen ist. Die Anfängerin verzage nicht, wenn sie beim Beginn oft einzelne Theile wieder und wieder fortnehmen muß, ehe die Arbeit zu ihrer Zufriedenheit ausfällt. Sie bemühe sich, gleich bei der ersten Anlage Schatten und Licht durch richtige Farbenwahl und entsprechenden Auftrag gut zu vertheilen. Beim Malen eines Blumenblattes z. B. beginne man, den Pinsel flach haltend, mit leichtem Ansatz dort, wo das Licht am größten sein muß, wende ihn, dem Contour folgend, geschickt so, daß der größere Druck eine dickere Farbe da ausgiebt, wo der Schatten eine tiefere Tönung bedingt. Da die Porzellan-Malerei immer mehr decorativer Natur ist, ein Uebergehen des einen Tones mit dem anderen erst nach vollständigem Auftrocknen des ersten möglich wird, so suche man stets die Untermalung in sich einheitlich fertig zu stellen. Bei einiger Uebung wird man auch lernen, Zufälligkeiten zu benutzen, durch die sich oft die besten Wirkungen erzielen lassen. Jedesmal nach Beendigung der Arbeit ist es zweckmäßig, die Malerei anzuhauchen, bevor man den Gegenstand, vor Staub geschützt, aufbewahrt.

Beim Uebermalen der gut getrockneten Anlage ist der Pinsel recht leicht und sicher zu führen, damit die darunter liegenden Farben nicht aufgelöst werden. Durch dieses nochmalige Uebergehen und Lasiren läßt sich eine viel feinere und durchsichtigere Wirkung erreichen, als wenn man die Farbenlage gleich sehr stark und kräftig aufträgt. Wo scharfe Contouren, Adern ꝛc. erforderlich sind, müssen diese zuletzt mit feinem Pinsel in sorgfältiger Zeichnung ausgeführt werden. Von wesentlicher Bedeutung für die harmonische Wirkung eines Blumenstückes ist die Behandlung des Grüns; man darf dem Laubwerk keine zu grelle und heftige Farbe geben, sondern muß sie durch Beimischung von Schattirbraun, Rosenpurpur, Iridiumschwarz ꝛc. fein abzustimmen suchen. Soll die Malerei schnell trocknen, so stellt man das Porzellan in eine warme Ofenröhre oder läßt das Oel abrauchen, indem man den Gegenstand über eine Spiritusflamme hält und ihn dabei vorsichtig dreht, um zu großes Erhitzen und etwaiges Springen des Porzellans zu verhindern. Einfache Malereien können mit einem Feuer hergestellt werden; will man aber Blumen, Früchte, Landschaften, Figuren in künstlerischer Weise ausführen, so ist ein mehrfaches Feuer nothwendig. Es lassen sich dann durch Anwendung solcher Farben, die man uneingebrannt nicht über einander legen kann, wie Ocker und Gelb, Pompadour und Rosenpurpur, durch Uebermalen und Lasiren so feine, kräftige und harmonische Wirkungen hervorbringen, wie sie sonst nicht zu erreichen wären.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Meist ist ein doppelter Brand auch erforderlich, wenn man einen farbigen Hintergrund legen will. Die früher beliebten dunklen oder lebhaften Farben für den Fond sind mit Recht, als dem Wesen der Porzellan-Malerei nicht entsprechend, mehr und mehr außer Mode gekommen. Eine Malerei auf Porzellan soll nicht wie ein Bild auf Leinwand wirken, sondern muß den decorativen Charakter wahren und deshalb den weißen Untergrund nicht vollständig decken. Dagegen kann ein duftiger, zarter oder fein abgestimmter Fond den Reiz der Malerei wesentlich erhöhen. Man mischt zum Anlegen desselben die betreffende Farbe reichlich mit Zachöl, damit sie länger feucht bleibt und sich gut vertreiben läßt, trägt sie mit einem großen Pinsel als Hintergrund der bereits eingebrannten Malerei auf und stupft sorgfältig und andauernd, bis die Farbe recht gleichmäßig vertheilt und fast trocken geworden ist. Hierzu kann man sich großer Vertreiber oder selbstgefertigter Bällchen bedienen.

Sehr feine, ungeleimte Watte wird zu einem losen Ball gedrückt, in ein Stück weichen, oft gewaschenen Mull oder Batist mehrfach eingeschlagen, mit einem Fädchen umwunden und dann über einer Spiritusflamme sorgfältig abgesengt, so daß keine Härchen bei der Arbeit stören. Es ist zweckmäßig, sich solche Bällchen in verschiedener Größe anzufertigen und sie auch zum Verstupfen kleinerer Flächen zu gebrauchen.

Die Zusammenstellung der Farben für einen Hintergrund kann sehr verschieden sein; einen feinen, luftartigen Ton können wir z. B. durch eine Mischung von überwiegendem Türkisblau mit etwas Kastanienbraun erzielen. Für die unteren dunkleren Theile setzen wir eine Kleinigkeit mehr Kastanienbraun hinzu und vertreiben dann derartig, daß weiche, duftige Uebergänge und Mischtöne entstehen. Dann nehmen wir mit dem Pinsel etwas Farbe, in Form einer Wolkengruppe, heraus und vertreiben auch die Ränder so lange, bis nirgends harte Contouren stehen bleiben, und alle Formen und Töne weich und zart vermittelt in einander übergehen. Bei diesem Grundiren ist es ganz unvermeidlich, daß viele Stellen der eingebrannten Anlage von den Farbenstrichen berührt werden; doch thut dies nichts. Man kann dieselbe am schnellsten und leichtesten entfernen, wenn der Fond hart-trocken geworden ist, indem man die betreffenden Theile mit einer Mischung von Berliner Roth, einer gewöhnlichen Malerfarbe, etwas Zachöl und sehr viel Nelkenöl überstreicht; da die darunter liegende Farbe durch das Nelkenöl aufgelöst wird, braucht man nur das Berliner Roth mit einem Tuche leicht abzuwischen, und die Malerei tritt wieder in denselben Farben hervor, die sie vor dem Ueberstupfen des Fonds hatte. Will man aber den überflüssigen Hintergrund-Ton gleich fortnehmen, so kann dies mit einem Läppchen, das etwas mit Terpentin angefeuchtet ist, geschehen, doch erfordert dies Verfahren große Vorsicht und Aufmerksamkeit.

Für den Anfang ist es rathsam, gut gemaltes Porzellan, womöglich Meißener Blumenmuster, zu copiren. Diese ergeben durch ihre graziöse Anordnung, harmonische Farben-Zusammenstellung und einfach gehaltene, aber doch feine und wirksame Ausführung vorzügliche Vorbilder für reizvolle Ausschmückung des Porzellans und decorative Wirkung der Malerei. Schwieriger sind die Nachbildungen der neuerdings aus der königlichen Manufactur in Berlin hervorgegangenen Malereien, die aber durch ihre graziöse Zeichnung wie ihre gedämpften, schönen Farbentöne einen echt künstlerischen Eindruck machen.

Unter den zahlreichen Vorlagen, die sich für Porzellan-Malerei eignen, verdienen besonders die Blumen von Marie von Beckendorff empfohlen zu werden; ein hervorragendes größeres Werk, das ausschließlich für diesen Zweck bestimmt ist, sind die Vorlagen für Porzellan-Malerei von Therese und Minna Laudien.

Figürliche Darstellungen in Schmelzfarben bieten natürlich die meiste Schwierigkeit dar. Erst wenn man die Technik der Porzellan-Malerei beherrscht und auch einige Uebung im Zeichnen und Malen von Figuren besitzt, sollte man sich an eine derartige Aufgabe wagen. Hier ist es gerathen, die Contouren durchzupausen, die genau mit der Feder oder sehr feinem Pinsel in einer Mischung von Pompadour und Kastanienbraun nachgezogen werden. Dann legt man mit derselben Mischung die Schatten an, tönt die Lippen zart mit Pompadour und giebt den Haaren und Augen nach dem Vorbilde die richtige Farbe. Für Blond wird Ocker verwendet, leicht mit Kastanienbraun gemischt oder schattirt. Doch darf man nicht zu viel von der letzteren Farbe zusetzen, da sonst die Haare in's Röthliche spielen. Sollen dieselben dunkel erscheinen, so werden sie mit Schwarz und Kastanienbraun behandelt. Für blaue Augen empfiehlt sich Türkisblau mit einem kleinen Anflug von Kastanienbraun, für braune nur Kastanienbraun. Nachdem auch die Gewandung, Umgebung ꝛc. angelegt ist, wird die Arbeit dem Feuer übergeben, und nach dem Brande die Luft oder der Hintergrund gemalt. Hierauf sind Körpertheile sehr dünn und zart mit Fleischanlageroth zu überziehen. Auf die Wangen setzt man dann mit sehr weicher Pinselführung einen Hauch von höchst feingeriebenem Pompadour trocken auf, solange der Fleischton noch etwas feucht ist; in derselben Weise verfährt man, wo sich rosige Stellen an Knie- und Armgelenken oder anderen Körpertheilen finden. Da hierbei ein kleines Zuviel sehr nachtheilig wirkt, ist es gerathen, in dieser Weise erst einige Vorübungen auf der Palette zu machen, damit der Auftrag recht weich und zart ausfällt. In so einfacher Ausführung kann die Figur nach Uebermalung aller Theile schon mit dem zweiten Feuer fertig hergestellt sein, falls nicht einige Stellen Nachbesserung und Kräftigung erfordern. Natürlich lassen sich auch auf anderem Wege ähnliche oder noch feinere Wirkungen erzielen, besonders bei eingehender Behandlung der Fleischtöne, — aber wer solche Aufgaben zu lösen vermag, wird auch selbständig arbeiten können und keiner weiteren Rathschläge bedürfen.

Oft ist es wünschenswerth, Verzierungen in Gold, — Ornamente, Contour-Linien bei japanischen Mustern ꝛc., — selbst auszuführen und nicht dem Brenner zu überlassen. Das hierzu erforderliche Gold für Porzellan-Malerei wird wie die anderen Porzellan-Farben angerieben und behandelt; es hat zunächst einen trüben, goldbraunen Ton und erhält erst Glanz, wenn es nach dem Brennen mit einem Achatstift polirt wird. Mitunter läßt sich durch einen Wechsel von mattem und glänzendem Gold noch ein erhöhter Effect erreichen. Soll an einzelnen Stellen eine reliefartige Wirkung hervorgebracht werden, so malt man zunächst mit Goldunterlage (von Haase u. Brandt, Berlin W, Kurfürstenstr. 169).

Tassen und Kanne. Gemalt von Elisabeth Kaselowsky.

Dies Mittel wird, nachdem es mit dem Läufer äußerst fein gerieben ist, mit Zachöl und Nelkenöl etwas steif präparirt und pastos aufgetragen; nach dem Brennen werden die Ornamente mit Gold übermalt und nochmals eingebrannt.

Aeußerste Sauberkeit beim Malen ist selbstverständlich, ebenso die sorgfältigste Verpackung, wenn die gemalten Gegenstände noch feucht dem Brenner übergeben werden sollen. Zeigen sich aber doch einmal, — sei es durch eigene Schuld oder ein Versehen beim Brenner, — Flecke von Porzellan-Farbe oder ausgewischte Stellen in der eingebrannten Arbeit, so bietet die Flußspath-Säure ein sicheres, wenn auch nicht ungefährliches Mittel, den Schaden wieder gut zu machen. Man erhält dieselbe in großen Droguen-Geschäften (in Berlin z. B. bei Brückner, Lampe & Cie., C, Neue Grünstr. 11, F. L. Harnisch, W, Potsdamerstr. 22), doch wird sie nur in Gummiflaschen abgegeben, da die Säure auch auf Glas ätzend wirkt. Die an der Luft rauchende Flüssigkeit zerstört alles Organische; ihre Dämpfe wirken, eingeathmet, nachtheilig auf die Gesundheit, daher ist Vorsicht beim Gebrauch wie bei der Aufbewahrung geboten. Die betreffenden schadhaften Stellen werden mit einem in die Säure getauchten Pinsel leicht überstrichen und sofort mit einem feuchten Tuche nachgerieben; erforderlichen Falls wird die Anwendung wiederholt, bis die Farbe verschwindet. Doch darf das Mittel nicht unvorsichtig und zu reichlich aufgetragen werden, sonst würde die Glasur Schaden leiden.

Schüssel. Gemalt von Olga Altmann.

Teller. Aus der Königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin.

Teller. Gemalt von Luise Begas-Parmentier.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Petroleumflecke auf Marmor. — Leider hat die Marmorplatte eines Tischchens durch Petroleumflecke ein häßliches Ansehen bekommen. Lassen sich dieselben wohl beseitigen?

B. v. L. in Vorpommern.

Schildpatt Kamm. — Ich besitze einen schönen Schildpatt-Kamm, bei dem es aber leider zuweilen vorkommt, daß von der zierlichen Arbeit ein Stückchen herausbricht. Kann ich den Schaden selbst bessern und auf welche Weise? Marie K. in Galizien.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Haaröl (XVIII. 168). — Da mein Haar zwar stark, aber etwas hart und spröde ist, bin ich genöthigt, dann und wann etwas Fett anzuwenden. Ich habe es mit verschiedenen Pomaden und Oelen versucht und schließlich gefunden, daß gutes Glycerin die besten Dienste thut und dem Mandel- oder Olivenöl vorzuziehen ist. Ein Ihnen zusagendes mildes Parfüm können Sie leicht erzielen, wenn Sie duftende Blumen, — Veilchen, Flieder, Reseda, Maiblumen, Rosen, Lindenblüthen ꝛc., — gesondert, oder auch durcheinander gemischt, in einem Gefäß mit Glycerin einige Wochen ausziehen lassen. Die Blumen geben dem Glycerin ihren Duft ab, und Sie erhalten so ein Oel von feinstem Wohlgeruch, das den Haarboden stärkt und das Haar glatt und glänzend macht. Da Glycerin bekanntlich auch auf die Haut sehr günstig wirkt und sich mit Wasser innig vereinigt, gieße ich gern einige Tropfen davon in das Waschwasser. Martha R. in B.

Uebermalen von Photographien (XVIII. 168). — Ich will Ihnen gern die Vorbereitungen und einige allgemeine Regeln über das Ausmalen von Photographien mittheilen. Sollen die Malereien aber künstlerischen Werth haben, so ist dazu Kunstverständniß, feiner Farbensinn und eine geschickte Hand erforderlich. Zunächst kommt es darauf an, die aufgeklebte Photographie sauber vom Carton zu lösen. Zu diesem Zweck übergießt man sie mit kochendem Wasser, worin sie einige Minuten bleibt, oder läßt sie auch über Nacht in kaltem Wasser liegen. In beiden Fällen gelingt, bei einiger Vorsicht, das Abziehen ohne Mühe. Die frei gewordene Photographie wird nun am besten auf eine genau ihrem Format entsprechende Holzplatte geklebt. Als Bindemittel bedient man sich einer starken, klaren, durchgegossenen Gelatine-Lösung (etwa 1 bis 2 Eßlöffel heißes Wasser auf eine Tafel Gelatine), die recht gleichmäßig auf die Fläche zu streichen ist. Inzwischen müssen Sie die losgelöste Photographie in klares Wasser legen, damit sie auf beiden Seiten naß wird und dann mit einem reinen Tuche leicht abtrocknen. Das Bild wird nun auf die Holzplatte gedrückt, Fließpapier darüber gelegt, und mit einem weißen Tuche von der Mitte aus mehrfach kräftig nach allen Seiten gestrichen, sodaß keine Luft zwischen Holz und Photographie bleibt. Nach diesen Vorbereitungen erfolgt das Präpariren der aufgezogenen Photographie, indem man die Gelatine-Lösung mittelst eines starken Aquarell-Pinsels dick und gleichmäßig aufträgt, mit sicherem Strich, ohne viel hin und her zu wischen, dann aber den Ueberzug vollständig trocknen läßt. Zum Bemalen benutzt man Oelfarben, und zwar überwiegend die Lazurfarben, in sehr dünnem, leichtem Auftrag, also mit Anwendung von Terpentin und, wenn es schnell trocknen soll, von etwas Siccatif. In der Regel beginnt man mit dem Hintergrunde. Ueber die Art der Ausführung läßt sich wenig sagen, da sie ja ganz von dem dargestellten Gegenstande und der Größe der Photographie abhängig ist. Bei richtiger Farbenwahl, die natürlich möglichst dem Original entsprechen muß, wird oft durch geringe Mittel eine gute Wirkung erzielt. In vielen Fällen, bei Gewändern ꝛc., genügt ein leichtes Uebergehen mit einer Farbe; die Schattentöne ergeben sich aus der Photographie, die Lichter aber werden hell und wirksam mit Deckfarbe aufgesetzt.

M. T., Berlin.

Zur Ausführung derartiger Arbeiten erbietet sich Frau Johanna Blumenfeld in Wien V, Gartengasse 10, die auch bereit ist, Ihnen mündlichen oder schriftlichen Unterricht zu ertheilen.

D. Red.

Soeben erschien: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 1. Inhalt: Malereien für Fächer auf Seide, Gaze, Krepp, Pergament ꝛc. Von Minna Laudien. — Holzmalerei. Von Minna Laudien. — Brandmalerei. Von Clementine von Münchhausen. Preis 50 Pfg. — Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

Redactions-Post.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Dora S. in B., Croatien. — Mittel gegen Narben dürfte es schwerlich geben. Ihren Wunsch bezüglich der Zubereitung feinerer Käsesorten werden wir gelegentlich zu erfüllen suchen.

Zwei treue Abonnentinnen in R. — Um sich über gewisse Verhältnisse in einer Ihnen unbekannten Stadt zu unterrichten, können wir Ihnen nur rathen, sich an irgend eine amtliche Person des betr. Ortes, Geistlichen, Bürgermeister ꝛc. zu wenden. Durch die Ill. Fr.-Ztg. läßt sich so etwas doch nicht gut vermitteln. Denken Sie nur, in welche Aufregung die guten Leute in P. durch eine so geheimnißvolle Anfrage gerathen könnten.

Ordnungsliebende Hausfrau in Breslau. — Eine practisch eingerichtete Mappe zum Aufbewahren von Documenten ꝛc. liefert Ihnen die Firma Eduard Rein in Chemnitz. (Siehe Abb. 8 der Nr. vom 13. Dec. 91.)

Strittig. — Gewiß sind Sie „berechtigt," einer Dame, der sie vorgestellt werden, die Hand zu küssen, — keine Dame wird einen ehrerbietigen Handkuß übel nehmen, — von einer „Verpflichtung" aber kann nicht gut die Rede sein. Wie so oft, entscheiden auch in dieser Frage das persönliche Tactgefühl und die Umstände.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 3. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. Februar 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Gebirgsstraße in Dalmatien. Nach einem Gemälde von A. H. Schram. — (Siehe Seite 24.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Graf Ede.

Humoristische Erzählung von Joachim von Dürow.

(Schluß.)

Die Zeit vor Ankunft des Courierzuges war gemessen, und nur kurz vor dem Einsteigen fanden Vater und Sohn noch Gelegenheit zu einem Worte unter vier Augen.

„Möchte noch die Mission berühren, von der ich Dir vorhin sagte, mein Sohn. Es handelte sich um ein Anliegen des Inspectors Bleier. Sollte mich nach dem Mädchen Minna Werner erkundigen, die im selben Hause mit Dir wohnt, und um die sich der Sohn in eine tolle Liebe verrannt hat. Ich bitte Dich, Ede, das Deine zu thun, um den jungen Menschen vor diesem Reinfalle zu bewahren. Ich habe einen Blick in die Stube von Tante und Nichte gethan, und der hat mir vollkommen genügt, diesen Personen, von denen ich überzeugt bin, daß sie bis über die Ohren in Schulden stecken, mit Energie aus dem Wege zu gehen."

Der Zug brauste heran. Fünf Minuten Aufenthalt für das Billet, den Schaffner, die Reisetasche, das Schütteln von einem halben Dutzend ergebenst dargereichter Hände, und — weg war der Graf.

Die Kameraden wollten noch ein anderes Local aufsuchen, in dem der Stoff sich als „ebenso wohlschmeckend als bekömmlich" erwiesen, aber Ede schüttelte den Kopf. Er grüßte die Freunde und schritt, die Hände in den Taschen, die Schultern hoch gezogen, mit einem Gefühl seltsamer Beklommenheit seiner Behausung zu.

Schon am Fuße der Treppe vernahm er ein leises Schluchzen, von der obersten Stufe derselben herabklingend. Da saß, das Gesicht in der Schürze verborgen, wie es der Schmerz in höchster Potenz erfordert, Frau Mucker.

Sie rückte ein wenig bei Seite.

„Die Möbel sind wieder an Ort und Stelle, Herr Graf. Aber ich, ich gehe nicht wieder hinein in meine Stube; ich fürchte, sie steinigen mir."

„Wer denn? — Was denn?"

„Der Herr Bleier ist nämlich noch da."

Mit zusammengezogenen Brauen klopfte Graf Ede hastig an die Thür von Fräulein Minna Werner. Diese saß, das classische Profil dem Eintretenden zugewendet, die gefalteten Hände im Schoße, regungslos da. Herr Bleier aber stand demonstrativ auf, als der Graf in der Thür erschien, und griff stumm nach seiner Mütze.

„Um Gotteswillen, Kinder, brecht los, schimpft, raisonnirt! Nur nicht dieses vorwurfsvolle stille Dulden! Was ist denn eigentlich Großes geschehen?"

„Etwas, was dem Herrn Grafen Bergenfeld vielleicht nicht als etwas Großes erscheint: das Lebensglück zweier einfacher Menschenkinder, die kein höheres Gut auf der Welt haben, als sich selbst, ist bedroht, weiter nichts! Ich weiß, welchen Werth mein Vater auf das Urtheil des Herrn Grafen, seines Principals, legt; daß er, wenn er erfährt, unter welchen Verhältnissen der Herr Graf meine Minna hier vorgefunden, seine Einwilligung nie und nimmer giebt, das weiß ich auch. Dazu das lügenhafte Kauderwelsch der Tante!"

„Aber, lieber Bleier, wer konnte das voraussehen? Ich bin ja zu einem Geständniß bereit."

„Verzeihen Sie, Herr Graf. Ich bin ein simpler Bürgersmann, und meine Ansichten sind auch die eines simplen Mannes; aber über das Licht, das derlei Vorkommnisse auf das Renommée ehrbarer Frauen werfen, bin ich vollkommen im Klaren! Gute Nacht, mein Mädel; gute Nacht, Frau Tante!"

Graf Ede wollte dem erregten Manne die Hand entgegen strecken; möglicher Weise hatte dieser in der dürftigen Beleuchtung die Bewegung nicht gesehen.

Schon längst hatte die Thurmuhr den Bewohnern von St. verkündet, daß es mit der Mitternachtsstunde eine abgethane Sache war. Längst hatten Tante und Nichte in unbehaglichem Schweigen ihr Bettlein aufgesucht, aber in der Stube des Grafen Ede brannte die Lampe noch hell.

Nun thue dich hervor, du Diplomaten-Schreibtisch! Nun zeige, wozu du deinen Namen führst! Nicht spricht es für dich, daß deine ganze Platte mit angefangenen Briefen bedeckt ist, die alle die Ueberschrift „Mein werther Herr Bleier" tragen und die dann eine halbe Seite Geschriebenes aufzuweisen haben, ohne daß eines der Blätter dem Schreiber derselben ein rechtes Genügen bereitet hat. Stumm stützte der Arm das müde Haupt, als plötzlich ein Gedankenblitz den Grübler zu neuer Thatkraft anspornte. Er nahm ein anderes Blatt zur Hand, und die Ueberschrift lautete jetzt: „Meine hochverehrte Frau Bleier"

Nun kam das Schiff in's Fahrwasser. Graf Ede erging sich in einer Einleitung, deren schwungvoller Stil sein durch die letzten Ereignisse stark niedergedrücktes Selbstgefühl wieder um ein Bedeutendes hob, und die bereits auf der zweiten Seite in nachstehendem Satze der Sache näher trat:

„Es giebt Verhältnisse im Leben, in denen der Mann, wenn er auf ein wirkliches Verstehen in seiner Seelennoth rechnen will, nicht des Freundes, wohl aber der Freundin bedarf. In solcher Lage befinde auch ich mich, und demgemäß werden Sie es herausfühlen, daß ich, der ich von Kindheit an gern im Schatten unseres Inspectorhauses geweilt, mich an die Seele dieses Hauses wende."

Graf Ede ging nun zur Beichte über, zu einer offenen Darlegung der Verhältnisse, in der dem Schönheitssinn, der Freude am Luxus, wie sie ihr, der Frau Bleier angeboren, und wie sie auch ihm, dem jungen Ede, in die Wiege gelegt worden, die Rolle des Sündenbockes zufiel.

„Sie kennen die Macht des Schönheitssinnes, werthe Freundin; Sie wissen, wie dem zu Muthe ist, der in dieser Beziehung darbend durch's Leben gehen soll, unverstanden von rauher Männer mangelnder Empfindung." (Bergenfeld, der Vater, hieß der eine, und Bleier, der Gatte, hieß der andere „rauhe Mann.")

Weiter kam dann der Einkauf der Möbel, die Ueberrumpelung des Grafen, der dem Minnachen abgezwungene Tausch der Einrichtung, und endlich die schweren Folgen, die dieser entweder für die Zukunft des Mädchens oder für seine eigene haben konnte.

„In Betreff dieses Mädchens sage ich nur so viel, daß sie äußerlich und innerlich ganz die Person ist, um ihrer künftigen Schwiegermutter getrost unter die Augen treten zu können.

„Wie ein Tropfen Oel durch ein Glas Wasser, — mir fällt mitternächtlicher Weile kein poetischerer Vergleich ein, — geht dieses reine, liebliche Geschöpf durch alle Versuchungen hindurch, denen ihre Schönheit sie aussetzen könnte. Fleißig von früh bis spät, anspruchslos und practisch beanlagt, ist das Mädchen in aufrichtiger Liebe dem Manne zugethan, dem sie hoffentlich einst angehören wird. Lassen Sie sich, wertheste Freundin, das Glück dieser beiden Menschenkinder mit meiner wärmsten Fürbitte an's Herz gelegt sein."

Darauf ein Appell an das diplomatische Talent der Frau Bleier, die Einwilligung ihres Mannes zu erreichen, ehe Graf Bergenfeld von seiner Reise zurückkehre, und die Versicherung der Dankbarkeit, mit der sich zeichnete der Frau Bleier gehorsamster Diener und Freund

Eduard Graf Bergenfeld.

Gleichzeitig mit diesem Schreiben ging ein Brief von der Hand des alten Grafen an seine Gemahlin in Falkenrode ein.

Dieser Brief lautete:

„Liebe Alte, in meinem Herzen ewig Junge!"

Ei, ei, — das war ja ein Anfang, von dem etwas wie ein Hauch der fernen Brautliebe herwehte; — die Gräfin konnte sich in den langen Jahren ihrer zufriedenen, aber immerhin ein wenig hausbackenen Ehe keiner solchen Hinneigung zur Galanterie seitens ihres Gemahls erinnern. Es war durchaus gerechtfertigt, hiernach auf eine ungewöhnlich gute Stimmung des Schreibers schließen.

Diese Schlüsse sollten keine Trugschlüsse sein, denn aus jeder Zeile des langen Briefes sprach die Freude über Alles, was der Graf bisher auf seiner Reise erlebt hatte und die Hoffnung auf Anderes, das er vielleicht in Folge dieser Reise noch zu erleben hoffte.

Zuerst also berichtete er, den Besuch in St. berührend, daß ihm „der Junge, der Ede", nach jeder Richtung hin in einem günstigen Lichte erschienen sei, sowohl als Kamerad, wie als Financier; vor Allem aber in seiner Häuslichkeit, in Einfachheit, Ordnung und Hingabe an die Arbeit; er hätte seine rechte Herzensfreude gehabt, daß das Bergenfeld'sche Blut, wenn auch einmal überschäumend, doch wieder in den richtigen Fluß gekommen sei.

Auf den Bericht über den Sohn folgte der über die in diesem Jahre so außerordentlich spärlich besuchte Bock-Auction; in Folge welchen Mangels an Käufern der Graf ein Paar Staatskerle erstanden habe, die der Bewunderung des alten Bleier gewiß sein könnten.

Und nun, dem Princip getreu, das Beste zuletzt:

„Denke Dir, liebes Pinchen, ich habe bei Gelegenheit dieser Auction ein unvermuthetes und um so erfreulicheres Wiedersehen gefeiert! Habe Dir oft genug von meinem alten Regiments-Kameraden, dem Baron Werscheck erzählt. Denke Dir, daß mir dieser Mann plötzlich gegenüberstand, und daß wir uns auf den ersten Blick wieder erkannt haben, beiderseits fühlend, wie die Hinneigung zu einander just die nämliche geblieben.

„Bei manchem losen Streich sind wir zusammen thätig gewesen, und nun hat mir der gute Freund keine Ruhe gelassen, bis ich ihm versprochen, ihn bei der Rückreise in Steinhuben, so heißt sein Gut, zu besuchen. Ist übrigens ein kolossal reicher Mann; die Erbonkels starben wie die Fliegen; hat in späteren Jahren erst geheirathet; ein einziges Kind vorhanden, Tochter.

„Nun, da Bleier gut instruirt ist, und hoffentlich nichts Schlimmes vorfallen wird, so hoffe ich, daß Du, liebe Alte, mir einige Tage weiteren Urlaubes in Gnaden bewilligen wirst."

An dieser Stelle wurde die Gräfin abermals ein wenig unruhig. Es geht die Sage, daß ein Mensch, der plötzlich sein ganzes Sein verändert, sich auf abschüssigem Lebenswege befindet. Er, Udo Bergenfeld, hatte in ihrer mehr denn vierzigjährigen Ehe seine Frau nicht ein einziges Mal um Urlaub gebeten.

Der nächste Brief, von Steinhuben her datirt, schlug in seiner fröhlichen Stimmung die Besorgnisse ob eines nahen Endes wieder nieder.

„Pinchen," schrieb der Graf, „dies Steinhuben ist der schönste Fleck der Erde! Ich sage Dir, ein Viehstand, ein Stall voll Gäule, und eine Hochcultur in Beackerung und Drainage, wie man sie bei uns in der ganzen Provinz nicht findet.

„Von dem Schlosse, das sich zu dem unsrigen ungefähr so verhält wie das ‚Haus zum Hüsing', von dem Park und dem vielen nichtsthuenden Bedientenwesen, das sich in Schloß und Park ergeht, werde ich Dir mündlich erzählen, da letzterer Umstand mir die Stimmung verderben könnte; heute nur noch von den Werscheck's selbst.

„Mein Freund holte mich von der Bahnstation persönlich ab; hoher Selbstfahrer mit einem Viererzug Isabellen, die uns wie der Wind dahinführten.

„Jetzt kommen wir auf Steinhubener Territorium; längs des Waldes geht die Grenze," sagt mein Freund, und in demselben Augenblick sprengt uns direct aus dem Busch heraus eine Reiterin entgegen. Alle Wetter ja! Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich zuerst das Pferd in's Auge faßte; selbstverständlich englisches Vollblut, Eisenschimmel, süperber Gaul, aber auch süperbes Mädel.

„Meine Tochter Elsbeth," sagt Werscheck so ganz selbstverständlich, schaut aber doch aus dem linken Augenwinkel ein wenig zu mir herüber.

„Das Mädel streckte mir wie einem alten Bekannten die Hand entgegen und trabte dann neben dem Wagen her. Das dunkelgrüne Reitkleid saß wie angegossen auf der kräftigen und doch so schlanken Gestalt; unter der Jockeymütze leuchteten strahlend freundliche blaue Augen hervor, und in den Wangen nisteten ein paar Grübchen, — Alte, Mutter, Pinchen, — mir wurde auf den ersten Blick, na, es muß heraus, so ganz — schwiegerväterlich zu Muthe.

„Dabei bemerkte mein Cavalleristen-Auge mit Wohlgefallen, wie unter der weichen, sicheren Führung der Schimmel ablaute. Verstecken können sich meine Jungens davor, alle vier.

„Als ich dann die Baronin zum Kaffeetisch führte, — es waren noch eine Menge Gäste da, — sitzt das Mädel in seinem hellen Kattunkleidchen am unteren Ende des Tisches, schenkt den Kaffee ein, hat das Auge überall und ein freundliches Wort für Jeden; so lieblich, so echt weiblich, und dabei bescheiden, als ginge der ganze reiche Besitz sie gar nichts an.

„Anderen Tages kommt die Meldung, daß der Amtmann ein neues Pferd vom Markt gebracht. Ob der Herr Baron es in Augenschein nehmen wolle? Wir natürlich Alle mit, die Damen auch.

„Gut gebautes Pferd, — allgemeine Bewunderung. — Während der Eine mit der Hand die Kruppe herunter streicht, prüft der Andere Sprunggelenke und Fesseln. Ganz besonders befriedigt schaute der Werscheck drein.

„‚Famoser Gaul, allerdings ein bischen vorgeschobenes Rehbein.'

„‚Pardon, Papa, es scheint mir eher ausgesprochene Hasenhacke zu sein,' sagte die frische Stimme der Elsbeth mit einem Male, und: ‚Natürlich, natürlich, Hasenhacke,' stimmt die ganze Gesellschaft von Kennern frohlockend bei.

„Das Mädel hatte Recht.

„Pinchen, Du hast dereinst eine Usel in die Welt gesetzt, à la bonne heure! Du liefertest darauf eine Pusel, und auch diese Pusel war nicht ‚ohne', — aber nie und nimmer hat eine Tochter von Dir das vorgeschobene Rehbein beim ersten Blick auf Hasenhacke taxirt! Im Uebrigen: glätte Dein Gefieder, liebe Alte; ich meine, wir wissen beiderseits ganz genau, was wir an unserer Nachkommenschaft haben.

„‚Komm' bald wieder, Bergenfeld,' sagte Werscheck, als wir mit einander dem Hause zuschritten, und faßte mit festem Drucke meine Hand; aber ich schüttelte den Kopf.

„‚Weißt Du, Werscheck, mir wird es hier nimmer gefallen, wenn Dein Mädel erst von einem reichen Magnaten fortgeholt sein wird.'

„‚Wieso reich? Mein Mädel hat genug für Zwei; der alte Name ist mir wichtig, und vor Allem, daß er ihrer werth ist. Sonst, Bergenfeld, ich wäre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

im Stande, einen Mann, der mir das Kind unglücklich machte, mit kaltem Blute niederzuschießen.'

„‚Na, na, alter Freund,' sage ich ‚es gibt ja auch noch brave Männer genug in der Welt,' und dabei mußte ich fort und fort an unseren Ede denken, — selbstverständlich, an den gebesserten Ede, denn den Ede von früher hätte ich wohl nimmermehr in's Treffen geführt.

„Ich glaube nun wirklich, daß in Anbetracht der Schätzung, die mein Freund Werscheck liebenswürdiger Weise für meine Söhne hat, die Unterhaltung seinerseits auch nicht ganz absichtslos war; ebenso wenig wie die Einladung zu den bevorstehenden großen Jagden, die er an den Jungen hat ergehen lassen. Mußte ich doch selbst wegen des Urlaubes an seinen Oberst schreiben! Demgemäß bitte ich Dich, an meinen Geldschrank zu gehen, aus dem mittelsten Fache linker Hand den Beutel mit der Aufschrift: ‚Unerwartete Ausgaben' hervor zu holen, und so und so viel Mark an Ede zur Reise nach Steinhuben einzuzahlen.

„Wagen gewinnt! Dem Kühnen blüht das Glück, und es fragt nicht darnach, ob es für reiche oder arme Schlucker blüht. Die Schwiegertochter, die uns der Hoi seiner Zeit zugeführt, ist ja eine ganz angenehme Dame, aber sie verhält sich zu dieser Elsbeth doch nur wie die ungefüllte Aster zu der voll erblühenden Rose, und in dem gleichen Verhältniß ist alles Uebrige.

„Nun noch eine Bestellung anderer Art an unseren alten Bleier: der Sohn mit der Butter soll sich die Verlobungs-Geschichte ganz und gar aus dem Kopfe schlagen, und der Vater soll sich beileibe nicht überrumpeln lassen. Nur das eine Wort für heute: luxuriöse, schauspielerhafte Gesellschaft. Das betreffende Mädchen war spazieren gegangen, als ich zur Inspection in's Zimmer trat; eine erschrecklich kurzbeinige Tante schlummerte auf einer wunderbaren Chaiselongue, und ihre Lectüre war ‚Der Sporn'. Der ganze Hausrath bestand aus durch einander geworfenen Sachen, Rennpferde und Schneiderlappen, — geradezu odiös: Ich spreche ein ernstes Wort mit Bleiern.

„Werscheck läßt sich Dir unbekannter Weise empfehlen. Ich aber bin und bleibe Dein getreues Ehegespons

Udo Bergenfeld."

„Durch's dunkle Laub ein Sonnenstrahl,
Dem Schlag der Finken lauschen,
Und droben über Berg und Thal
Der Hoffnungsschwingen Rauschen."

Jedenfalls hatte das Rauschen der Hoffnungsschwingen das Seine gethan, um für den Grafen Bergenfeld den Besuch bei seinem alten Regiments-Kameraden zu ein paar Sonnentagen zu gestalten.

Etwas wie ein Klang aus ferner Jugendzeit hatte einen berauschenden Zauber für den alten Herrn, so lange er die Luft von Steinhuben athmete. Wie es aber im Leben folgerecht ist, mußte auf den Rausch allmälig die Ernüchterung folgen. Zunächst beeinträchtigte das Gerassel des Eisenbahnzuges das oben erwähnte Hoffnungsrauschen, und je mehr Kilometer der Graf zurücklegte, je mehr die Prosa und der Ruß des Reiselebens ihre Rechte geltend machten, desto mehr fand sich der entnüchterte Mann in sich selbst zurecht. Wo hatte er seine gesunden fünf Sinne eigentlich gehabt?

Dieses Mädel mit dem fürstlichen Vermögen und der ununterbrochenen Ahnenkette hübsch und liebenswürdig, und dazu: sein Ede! Der Dritte nach einem Roderich; sein strohblonder, nichtsnutziger Ede!

So sprach die Stimme des Zweifels mit jeder Station vernehmlicher. Dann kam, als bereits die Heimathluft in's Fenster wehte, die Gewißheit und jagte den Zweifel zum Tempel hinaus.

„Alles Humbug, mein lieber Bergenfeld. Du hast dir die höflichen Reden deines Freundes Werscheck im Sinne deiner Intentionen zugestutzt. Die Baronesse wird deinen Ede wahrscheinlich nicht lieben, und möglicher Weise der Ede sie auch nicht. Da du deinen Sohn nun einmal in die Patsche gebracht, so ist nur zu wünschen, daß er verständig genug ist, abzureisen, ohne sich den Affront eines Korbes mit aufzupacken. Donner und Doria, wie willst du, ein Phantaste, der du bist, vor den klaren Augen des Lieblingskönigs da über deinem Sopha bestehen?"

Auf der Station vor Falkenrode angelangt, spähte Graf Bergenfeld scharf, ob sein Wagen zur Abholung vorhanden. Die erste Frage galt dem glücklichen Eintreffen der beiden Böcke.

„Herr Graf werden gnädigst entschuldigen, aber der eine Bock ist leider unterwegs krepirt."

Der Graf fuhr zurück.

„Was, krepirt? Das ist ja eine hübsche Ueberraschung. Was ist denn sonst noch Erfreuliches in meiner Abwesenheit passirt?"

„I na, bis auf den gesprungenen Dampfkessel der Locomobile wüßte ich sonst nichts Gutes zu berichten."

Waren das die sanften Lüfte, die den Grafen in Steinhuben so kosend umschmeichelt? War das derselbe Bergenfeld, der den Brief geschrieben, aus dem Pinchen, die Gattin, den Glockenklang der einstigen Brautliebe zu vernehmen geglaubt?

„Guten Tag, Pine," sagte er, und das war vorläufig Alles.

Später sagte er mehr. Er bat sie, die Pine, von alle dem, was er ihr in einer ihm selbst unerklärlichen Anwandlung von Phantasterei geschrieben, keines Wortes mehr Erwähnung zu thun; bei näherer Ueberlegung sei die Geschichte nichts weiter denn ein Wahn, gerade so, wie der Profit bei der Bock-Auction auch zum Wahne geworden, seitdem der beste der Böcke das Sterben gekriegt.

Was nun die Locomobile beträfe, das Spielzeug des alten Bleier, so habe sein klarer Blick diese von Hause aus als einen bedeutenden Nagel zu seinem Sarge taxirt.

„Ueberhaupt scheint es mir, als ob Bleier, — bei dem Einen kommt's früher, bei dem Anderen später, — sich bedenklich dem Stadium nähere, in dem ehrwürdige Greise sich wieder in die Kindheit begeben; denn daß dieser Mann, der mich inständig gebeten, auf die Heirath seines Sohnes ein Auge zu haben, der seine Einwilligung von meinem Urtheil abhängig gemacht, nun ohne Weiteres seine Zustimmung zu der Allianz mit der Komödianten-Familie gegeben, das geht denn doch über allen Spaß. Jedenfalls ist dies ein Zug von Charakterlosigkeit, der einen Regime-Wechsel in Falkenrode vollkommen rechtfertigen würde."

„Aber Du sagst doch selbst, lieber Alter, daß permanenter Inspectoren-Wechsel der Ruin jeder Wirthschaft ist."

Das Wort „permanent" war nach fünfzehnjähriger Dienstzeit Herrn Bleier's eigentlich nicht ganz der Sachlage entsprechend, aber der Satz that, als Sentenz der conservativen Richtung des Grafen, seiner Seele wohl.

„Ich rede ja nicht gerade von heute. Schließlich geht es mich auch weiter nichts an, ob ein Butterhändler mehr oder weniger in sein Verderben rennt. Es scheint aber wirklich, ‚als ob Verdrüsse aller Art der Schluß sind von der schönen Fahrt!' Bist Du denn wenigstens gesund gewesen, Pinchen?"

„Danke Dir, lieber Udo, ich denke ja," worauf das Leben in Falkenrode für die nächsten vierzehn Tage in sein stilles, arbeitsames Geleis wieder einlenkte.

„Pesch angekommen! Pesch, — Pesch!" rief eines Abends in athemloser Hast die alte Köchin Barbe und eilte, das Telegramm in der Hand, direct vom Herde dem Eßsaale zu, darinnen die Herrschaften eben beim gerade nicht üppigen Abendbrode saßen.

Auf bahnentlegenen Gütern wirkt das Eintreffen eines Telegrammes noch immer erregend, und die Augen der Gräfin hafteten besorglich auf dem Papiere, das der Graf mit zusammengezogenen Brauen in der Hand hielt.

„Verflixte Neuerungen! Gutes bringen sie nicht. Natürlich muß ich wieder achtzig Pfennige Botenlohn zahlen, um morgen irgend einen unwillkommenen Gast von der Bahn abholen zu lassen."

„I bewahre, Herr Graf. Alles bezahlt, Bote gleich wieder auf und davon."

„So? Nun, dann mache es auf, Pinchen. Wer weiß, was darin steht. Herrgott, Kind, was giebt es denn?"

Die Gräfin hatte das Blatt fallen lassen; von ihren Lippen kam ein Jubelruf:

„Lies, — lies, — mein Ede! O Gott, mein Ede!"

Die Depesche lautete:

„Wir sind verlobt. Liebe auf den ersten Blick! Bitte, kommt sofort zu Euren glücklichen, ja glückseligen Kindern.

Ede und Elsbeth."

Der Graf arbeitete ein wenig mit dem Taschentuche, und dann streckte er der Gattin die Hand hin:

„Alte, —"

Die Gräfin legte die ihrige hinein.

„Alter!"

Worauf sie Beide zu gleicher Zeit emporsprangen; es unentschieden lassend, wer dem Anderen zuerst um den Hals gefallen. Dann wurde es eine Weile still im Gemache, sintemalen die Ahnen an den Wänden nur durch freundliches Herabblicken ihre Zustimmung zu der Verlobung kund thun konnten.

Als die Gräfin das Haupt von der Schulter des Gatten erhob, glänzte in ihren Augen ein Strahl reinen Glückes.

„Am Ende war es doch gut, daß er uns in unseren späteren Jahren noch geschenkt wurde, wie?"

„Freilich war es gut, aber, —"

Der Graf that die Rührung ab, nahm die Depesche zur Hand und fing an, eifrig zu zählen.

„Zehn Worte kosten sechzig Pfennige; demgemäß hätte sich ohne merkliche Abschwächung in der Temperatur der Gefühle dieser Glückserguß mindestens um dreißig Pfennige billiger herstellen lassen. Ist doch ein erschrecklich unbesonnenes Volk, die Jugend von heute."

Seit jenem Abende, an dem Graf Ede eine so kostbare Verlobungs-Anzeige nach Falkenrode gesandt, haben sich die Wogen der Ewigkeit über einem Jahrzehnt geschlossen; in stillem Rauschen neigen sich die alten Ulmen des Parkes über das Dach des Mausoleums, darinnen man den Grafen Udo Bergenfeld zu seinen Vätern gebettet hat, und „der Garten und die Blumen sind dem Roderich sein."

Trotzdem sollte die Rehbergin, seligen Angedenkens, aber doch Recht behalten, wenn sie dem kleinen Ede auch seinen Antheil an den Blumen dieser Erde anfingen wollte. Nur blühen sie ihm ein Stücklein weiter, — fern im Lande Mecklenburg, — und daß in dem damals so leichtsinnigen jungen Offizier doch ein echter Bergenfeld steckte, hatte er in der offenen Beichte bewiesen, die er seinem Schwiegervater gleich bei der Verlobung abgelegt.

Die Beichte umfaßte sowohl die Geschichte mit den Möbeln, wie noch manches Andere aus der Zeit des „Austobens". Daß trotzdem der Baron Werscheck nie die leiseste Regung verspürt, seinen Schwiegersohn mit kaltem oder heißem Blute niederzuschießen, spricht mit Sicherheit dafür, daß Graf Ede, — selbst ein glücklicher Mann, — auch das Mägdelein glücklich gemacht, das dereinst den scharfen Blick für die Grenze gehabt, an der das vorgeschobene Rehbein zur Hasenhacke wird.

Längst hat Graf Ede den Soldatenrock an den Nagel gehängt, und unerfindlich scheint es dem tüchtigen Landwirth, daß er einer so nützlichen Institution, wie der Düngerfuhre, einstmals die gebührende Achtung versagen konnte.

Bei Gelegenheit einer Reise mit seinem ältesten Knaben, hat ihn der Weg auch einmal über das Städtchen St. geführt. Einen Zug überschlagend, hat er zur Auffrischung alter Erinnerungen, seinen Buben an der Hand, das Haus aufgesucht, darinnen die Muckerin noch immer wohnt.

Die Leute sagen, an diesen Besuch anknüpfend, daß ein kleines Teufelein von gar gefährlicher Beanlagung, mit dem die Muckerin schon immer leichten Verkehr gepflogen, — das Hochmuths-Teufelein, — sich als Mitbewohner fest bei der Dame eingemiethet, seitdem diese die Ehre gehabt, zwei leibhaftige Grafen, die ihretwegen einen Zug überschlagen, als Gäste bei sich zu sehen.

Leider konnte die Minna dieses auch ihr zugedachten Glückes nicht theilhaftig werden, da der alte Herr Bleier just sein fünfundzwanzigjähriges Dienst-Jubiläum in Falkenrode feierte, und die Schwiegertochter mit den beiden Enkelkinderchen nicht fehlen durfte.

„Die Leute haben's ja zum Reisen, gnädiger Herr Graf, denn der Minna ihr Fleiß ist mehr werth, als viele hundert Thaler Geld; das Geschäft hat Sie einen mächtigen Schwung, so daß er, der alte Herr Bleier, seine herzliche Freude an der Häuslichkeit hat."

„Und die Bleierin auch?"

„Und die Bleierin auch!"

Nachdruck verboten.

Gedankensplitter.

Was Andere sich nicht getrauen,
Dem Dichter steht es zu;
Er sagt zu den schönsten Frauen
Und den mächtigsten Männern: Du.
Daß Keiner von seinen Bekennern
Schlecht deute dies Vertrau'n,
Sag' er die Wahrheit mächtigen Männern
Und schmeichle den schönen Frau'n!

*

Wer immer über Andere klagt,
Verklagt sich selbst bei mir;
Was Einer Dir von Andern sagt,
Sagt er Andern auch von Dir.

Alb. Roderich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Husar.

Dame aus der Zeit der Befreiungskriege.

Nachdruck verboten.

Ein Kinder-Kostümfest.

Wien, im Fasching.

Verehrte Freundin! Ich sende Ihnen hiermit einen illustrirten Brief. Er ist Ihnen heilig versprochen worden, allerdings nicht von mir, aber es geschieht mir leider nicht zum ersten Male, daß ich fremde Wechsel einlösen muß, — was kann man machen? Seien Sie nur nicht böse, daß ich Ihnen gar so deutlich zu verstehen gebe, wie sauer mir dieser Brief wird, aber wenn Sie bedenken, daß ich Ihnen einen förmlichen Modebericht zu senden habe, so werden Sie den Schmerz, der meine Mannesbrust durchwühlt, und den ich mit wahrer Größe und in edler Fassung trage, wohl begreifen und ehren. Was man verspricht, muß man halten, meint meine Mama, — Sie wissen ganz gut, daß meine Mama nicht meine Mama ist, — und weil dem so ist, hält sie ihr Versprechen nicht und schickt mich in's Feuer. Sie muß am Bette der kleinen Elly sitzen, die sich bei der letzten großen Festivität erkältet hat, und ihr Geschichten erzählen und Medicin eingeben. Wenn Sie aber nun Mißtrauen in meine Zuständigkeit und Leistungsfähigkeit setzen sollten, so kann ich Ihnen die beruhigende Mittheilung machen, daß ich mit allen technischen Details so sorgfältig vollgepfropft worden bin, daß ich selbst den weitestgehenden Ansprüchen zu begegnen in der Lage bin, und ich muß jetzt sogar trachten, all' meine tiefe und schöne Wissenschaft an den Mann zu bringen, ehe sie mir wieder verfliegt.

Also das große Kinder-Kostümfest hat stattgefunden, und hier der Bericht über die Hauptheiden und Heldinnen desselben nebst den dazu gehörigen Zeichnungen. Ueber den Gesammteindruck hat Elly begeistert wie folgt abgeurtheilt: „Oh, pah, es war gräßlich angenehm!"

Unser sonst so bescheidener Rudi hatte sich seit einiger Zeit einen besonderen Stolz beigelegt. Vor zwei Wochen war nämlich der denkwürdige Tag, an welchem Rudi zum ersten Male in der Schule mit Tinte schreiben sollte. Die Sache hatte ihn mächtig aufgeregt, und es war noch ganz finster, als er an dem Tage schon marschbereit und mit der Schultasche gesattelt, den Blick auf die Wanduhr gerichtet, im Vorzimmer stand, um zu warten, bis er endlich sich zu dem großen und wichtigen Gange aufmachen dürfe. Wie man ihn uns dann nach dem ersten Tintenversuche heimgebracht hat, darüber lassen Sie mich schweigen, aber stolz ist er doch geworden, und seither grüßt er verschiedene Leute nicht mehr. — Wie Sie sehen, hatte er einen ritterlichen Husaren vorzustellen. Sein Muth war feurig und seine Hose hellblau, ebenso sein Spenser, Beides mit Goldlitzen besetzt; um den Heldenbauch legte sich ihm ein breiter rother Gürtel mit Goldfranzen; der quer über die Brust gehende Lederriemen war mit Goldknöpfen geschmückt. Der pelzbesetzte, goldlitzengezierte Dolman, die hohen goldbetreften Lederstiefel (Csizmen), sowie der mächtige Pelz-Csákó mit der weißen Reiherfeder und der rothen Tuchzunge vervollständigen das Bild des rauhen Kriegers.

Unsere Elly stellte eine deutsche Jungfrau aus der Zeit der Befreiungskriege vor. In ihrem weißseidenen, vorn mit Knöpfen geschlossenen Kleide, dessen kurze Taille ein Bandgürtel umgab, kam sie sich nach eigener Versicherung gräßlich schön vor. Ein perlengestickter Tüllshawl legte sich um die Schulter und fiel seitwärts herab. Den Kopf schmückte ein Perlen-Diadem, den Hals eine Perlenschnur, und in der Hand trug sie einen kurzen seidenen Fächer.

Das Menuett tanzende Rococo-Paar zeigt an zierlichen Figürchen die kleidsame französische Tracht des vorigen Jahrhunderts. Die Miniatur-Dame hat zu dem blaßblau und rosa gemusterten Ueberkleide mit der graziösen Watteau-Falte einen weißen, mit Spitzen besetzten Atlasrock; Fächer, Handschuhe und Schühlein waren rosafarben. Sie sowohl, wie ihr Cavalier hatten weiße Perrücken mit schwarzem Band gebunden. Er trug einen langschößigen, blaßblauseidenen Rock über einer langen, silbergestickten rosa Atlasweste, Kniehosen aus dunkelblauem Sammet, weiße Spitzen-Manschetten und Jabot, weiße seidene Strümpfe und Schnallenschuhe.

Menuett. XVIII. Jahrh.

Unser kleiner Freund Peter war in einen mit goldenen Knöpfen ausgestatteten claretbraunen Rock gesteckt worden; die Weste war von derselben Farbe, die Hose lederfarben; eigentlich hätte es auch wirklich eine Lederhose sein sollen, und der Glaube an ihre Echtheit war ihm nur schwer beizubringen. Das war aber nothwendig, sonst hätte ihm die Geschichte überhaupt keinen Spaß mehr gemacht. Er trug außerdem hellgraue Strümpfe und Lederschuhe mit eckigen Stahlschnallen. Eine weiße Perrücke mit Haarbeutel, ein schwarzer Filzhut mit breiter Silberlitze, Cravate und Handkrausen aus Batist bildeten die weiteren Erfordernisse zur Vervollständigung der historischen Treue.

Walter's Lieschen fand allgemeinen Beifall als Balldame aus der Großmutterzeit um 1832. Das weiße kurze Atlaskleid war mit einer gelben Atlasrüsche mit übergreifenden Perlenschnüren um den unteren Rand des Rockes abgeschlossen; ebensolche Rüschen, nur etwas schmäler, begrenzten die Polonaise und die doppelten Volants, welche auf die Puffärmel fielen. Als Gürtel diente ein gelbes Atlasband und außerdem eine in Quasten auslaufende Schnur. Das seitwärts in je drei Locken geordnete Haar trug einen Schmuck von weißen und gelben Federn. Handschuhe und Fächer weiß, gelbe Schuhe mit Kreuzbändern.

Eine gute Figur machte auch unser kleiner Dick Turpio. Sein Kostüm bestand aus einem grünen Frack mit Goldborten und großen goldenen Knöpfen und einem dreifachen „Kutscherkragen"; die weißen Tuchhosen von — rechtswegen hätten es auch Lederhosen sein sollen — steckten in hohen Kanonen mit Sporen. Jabot und Handkrausen fehlten hier natürlich auch nicht; die behandschuhten Finger spielten mit einer Reitpeitsche, und auf der weißen Perrücke saß unternehmend der charakteristische Dreispitz aus schwarzem Filz.

Eine Schaar von Lachern sammelten um sich die Freundinnen Angela und Paula, zwei liebenswürdige Backfische, die sich die Ideen schon selbst besorgt hatten. Der Blaustrumpf war sehr sinnreich auf die Beine gestellt. Die Hauptfrage des Kostüms war von vornherein gelöst: Grellblaue Strümpfe! Dazu kamen noch: gelbe Schuhe, gestreifter Unterrock, Schlepprock aus alten Tischtüchern mit einer riesigen, aus Pappe gefertigten Feder drapirt; Herrenhemd, Weste und Frack, aus dem ein großes blaues Taschentuch hervorschaute. Unter dem linken Arm trug sie ein Bündel Schriften und in der Rechten eine colossale Feder. Das Haar wurde natürlich offen getragen, und auf dem Näschen saß ein Zwicker. Das Haupt war von einem Lorbeerkranz bekrönt, aus welchem eine feurige Zunge (über Draht aus Goldbouillon oder Krausgespinnst hergestellt) emporstrebte, als Symbol des heiligen Geistes der Dichtkunst.

Der Knecht Ruprecht oder Krampus, wie der Begleiter des ehrwürdigen Bischofs Niccolo in Oesterreich heißt, fand hier eine weibliche Darstellerin, wodurch wenigstens das eine Gute erreicht wurde, daß sich Niemand vor ihm fürchtete. Sie trug einen kurzen Rock und Mieder aus schwarzem Atlas, Hemdchen und plissirtes Unterröckchen aus feuerrothem Crêpe de Chine, rothe Strümpfe, schwarze Atlasschuhe. Weitere Angaben für einen etwaigen Steckbrief lauten: Schwarzes Kraushaar, Hörner, in der Rechten eine große goldene Ofengabel, auf dem Rücken eine schwarze, mit rothen Teufelchen „gezierte" Kutte, in welcher sich Puppen und anderes Spielzeug, aber auch eine große Ruthe befindet. Ueber die Hüften herab hängt eine Kette mit Handschellen, Alles aus Goldpapier über Carton.

Promenaden-Kostüm. Ende XVIII. Jahrh.

Balldame 1832.

Reitkostüm. Ende XVIII. Jahrh.

Und nun komme ich zu dem letzten Gruppenbilde, der Fee mit den vier Jahreszeiten. Ich bitte da gütigst genau aufzumerken, denn meine Mama (s. oben) hat mir hier eine besonders genaue Beschreibung der Toiletten aufgetragen. Sie hat Sie im Verdacht, daß Sie Manches nachmachen wollen.

Blaustrumpf und Knecht Ruprecht.

Fee mit den vier Jahreszeiten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Auf dem Heimwege. Nach einem Gemälde von H. Hartwich. — (Siehe Seite 24.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Also Achtung, los! Die Fee trägt ein weites, faltiges Kleid aus rosa, golddurchzogenem Tarlatan, das von einem breiten Goldgürtel gehalten ist und lange, offene Aermel hat. Auf dem losen Haar liegt der kranzartig um die goldene Zackenkrone gewundene Schleier, der bis zum Boden hinabreicht. Ein goldener Zauberstab in der Hand darf natürlich nicht fehlen.

Der Frühling, — Mama meint, eine Rolle für Ihr Jüngstes, — trägt ein grünes Tüllhemdchen. Ein grünes Seidenband bildet auf der linken Schulter eine lang herabfallende Schleife, in welcher Schneeglöckchen und eine Schwalbe ruhen; ein Flügel der Schleife legt sich quer herab und bildet den Gürtel. Sträußchen von Schneeglöckchen am Saum, an der Achsel, an den Schuhen, und ein Schneeglöckchen-Kranz im Haar haben zur Aufrechterhaltung der Illusion mitzuwirken. Einige große Schneeglöckchen in der einen, eine Lerche in der anderen Hand vervollständigen die Symbolisirung. Strümpfe und Schuhe sind natürlich grün.

Der Sommer thut sich hervor durch ein weites Röckchen, ein Blusenhemd mit Schoppärmeln aus korngelbem Tüll, durch einen Medicis-Gürtel aus gelbem Atlas und durch Kränze von Feldblumen, die das schwarzgelockte Haupt und den Ausschnitt umsäumen. Eine Guirlande fällt von der rechten Schulter schief herab. Schuhe und Strümpfe sind gelb. Am Kopfe und an der Achsel sind Schmetterlinge befestigt; eine silberne Sichel und eine Garbe Kornähren ruhen auf dem Arm.

Der Herbst erinnerte an einen kleinen Bacchus, und eine etwaige Nachahmung ist daher besonders für einen Knaben zu empfehlen. Der Kopf war mit Weinlaub und Trauben bekränzt. Die Tricots waren braun, das Ueberkleid aus blauem Flanell mit Rehleder-Besatz; in dem Ledergürtel steckte ein Dolch. Um die Schulter hing ein Hase; die Linke trug den Jagdspeer und die Rechte den Becher.

Den Winter bekamen wir in einem Prinzeßkleidchen aus weißem Atlas zu sehen. Ueber dem Kleidchen flatterte ein langes und weites Hemd aus silberdurchzogenem Tarlatan mit langen offenen Aermeln. Schneeballen aus mit Brillantstaub bestreuter Baumwolle garnirten das Kleidchen und den Ausschnitt. Das Haar war gepudert und mit Tannenreisig bekränzt: in der Hand trug der liebe Winter ein Tannenbäumchen. Strümpfe und Schuhe waren weiß.

So weit, verehrte Freundin, der im Auftrage geschriebene Toilettenbericht. Er ist mir recht sauer geworden. „Auf Schlesiens Bergen wächst ein Wein," der soll auch nicht sehr süß sein, aber bevor ich mich noch einmal in eine so fachwissenschaftliche Sache einlasse, möchte ich es doch noch lieber mit dem schlesischen Wein versuchen, oder ich nehme, wenn Sie wollen, lieber noch einmal die Festung Belgrad ein. Also hören Sie, ich schwöre es, nie wieder! Außer es müßte denn sein, daß meine Mama (s. oben) es wieder befiehlt, dann natürlich sofort! Die schönsten Grüße von uns. Elly erklärt, daß sie Sie gräßlich lieb habe.

Ihr ganz ergebener

Balduin Groller.

Nachdruck verboten.

Bilder aus dem Leben unserer Sprache.

Von Ottomar Beta.

I.

Motto: Das Wort verwächst, was eingekerbt;
Das wächst, was angererdt.

Carmen Sylva.

So gewiß der Mensch das einzige Geschöpf ist, dem eine Sprache gegeben worden, so gewiß ist es auch, daß er sie pflegen und veredeln soll. Sie ist es ja, die uns mit allen Wesen auf Erden verbindet; wir können nichts denken, wir hätten es denn benannt. Der Name des Dinges ist das Einzige, was für den Geist das Ding vorstellt. Die Sprache ist also das Handwerkszeug, mittelst dessen wir denken. Sie ist es ferner allein, durch deren Vermittelung wir in Verkehr mit unseren Mitmenschen treten. Wir denken in Wörtern, wie wir in Zahlen rechnen, und wir sprechen in Worten, wie wir auf unsern Beinen gehen, oder wie wir mit dem Beil das Holz bearbeiten.

„Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden." So sagt Schiller. „Sie allein ist's, die die Wesen trennt und die Wesen vereint."

Unsere Sprache, die Sprache, welche wir reden, in der wir geboren, ist nicht unser, — nein, wir selbst gehören ihr. Sie ist älter als wir, unendlich viel älter, auch wird sie uns überleben. Sie ist wie ein gewaltiger Ocean, in welchem wir schwimmen, und doch ist sie mehr als das, sie lebt selbst; sie hat eine Geschichte, sie war einst jung und ist alt geworden und erneut sich immer wieder in unserem eigenen Munde. Keine Jahre vermögen ihr die Jugendkraft zu rauben, ihr Antlitz mit Runzeln zu bedecken, ihr den Glanz des Auges zu zerstören; sie ist heute noch so frisch und blühend, wie sie war vor tausend und aber tausend Jahren. Darum klingt ihre Geschichte auch wie ein Märchen. Wer hörte es nicht gern?:

Vor langen, langen Jahren lebte in Asien ein Volk, das sich die Arier, das heißt, die Pflüger, nannte. Ihr Land hieß Ariabhuma, der Heimsitz der Pflüger und umfaßte hauptsächlich das heutige Persien, das Land der Parsen, eines indogermanischen Volksstammes.

Das kaspische Meer war damals vermuthlich noch nicht vorhanden, und die Fläche, welche es jetzt bedeckt, bestand vielleicht aus fruchtbaren Aeckern und Gärten. Dort standen traute Wohnungen, dort blühte ein mächtiger Staat. Denn dieses Volk unterschied sich von allen anderen Bewohnern der asiatischen Erde; es war sinnreich und sinnig. Nicht wie die Türken, Mongolen und Hunnen, die nun von diesen Gebieten Besitz genommen, schweiften die Arier über die Steppen, in Zelten wohnend und Handel treibend, sondern sie machten den Boden urbar und liebten die Heimath. Grund und Boden galt ihnen damals noch nicht als Waare, sondern sie opferten der Erde wie einer Gottheit. Wohl aber schweifte ihr Geist in den Gefilden der Gedanken, sie sannen über das Sein und Werden der Welt nach, sie erfanden den Pflug, kluge Werkzeuge und Handhaben, sie machten aus dem wilden Steppenthiere das lenkbare Pferd, sie züchteten Rinder und brachten sie unter das Joch, sie bauten Wagen, webten und nähten nach kunstvollen Mustern, ebneten Wege, höhlten Schiffe, bereiteten die Segel, und aus ihren Hütten wurden Häuser, Tempel, Paläste und Städte. Denn die Rasse der Arier zeichnet sich durch einen ausgeprägten Bausinn aus; alles, was sie schafft, soll für die Ewigkeit bestehen, die Kunst des Temporisirens liegt ihrem Verständnisse fern, und so übergipfelt sich in ihr gleichsam die Natur. Ab und zu kommt es zu Katastrophen, und ihre Paläste fallen zusammen. Alte Culturen sinken in Trümmer, und das Volk beginnt ein neues Leben; es vergißt — vielleicht zum Glück — das alte. Nur die Sprache behält es, diese erbt sich fort von Cultur zu Cultur, über alle Katastrophen hinweg, die sozialer oder elementarer Natur sind. Vielleicht begrub hier das kaspische Meer wie einst das todte Meer Sodom und Gomorrha, einen Staat, ein herrliches Volk. Nur die Umwohnenden blieben übrig und flohen hinaus in alle Welt, die Einen nach Indien, die Anderen nach Griechenland und Italien, wieder Andere in die Urwälder Germaniens, über die Steppen Rußlands, weit hinaus bis an den atlantischen Ocean. Alle aber sprachen sie dieselbe Sprache.

In Dramen und in Romanen handelt es sich nicht selten um grausige Dinge, die dadurch herbeigeführt werden, daß zwei edle Menschen sich hassen oder sich lieben und zum Schluß erfahren, daß sie, — was bis dahin für sie allein ein Geheimniß geblieben, — eines Blutes sind, daß sie im Grunde genommen nur aus der innigsten Wahlverwandtschaft ihrer Seele heraus zu einander sich hingezogen fühlten, — denn auch der Haß ist nichts als eine tödtliche Liebe zwischen verwandten Herzen.

So schauerlich uns derartige Vorgänge in der erdichteten Welt im Gemüthe wiederklingen, so blind sind wir trotzdem, wenn derselbe Haß nun uns selbst erfaßt. Dieselbe grausige Tragödie verirrter Blutsverwandtschaft spielt auch bei uns ihre völkerverheerenden Acte auf Schlachtfeldern, die wir — o unbewußte Ironie — das Kriegstheater nennen!

Wer doch mit dem Auge eines Chinesen, der sich sicher außerhalb Indogermaniens weiß, auf dieses Kriegstheater schauen könnte, dessen Bühne so breit ist wie Europa selbst, vom Ural bis an die blauen Küsten des atlantischen Oceans! Er würde wissen, was wir, die Mitspielenden, uns verhehlen, daß wir das Blut vergießen, das mit dem unsrigen in warmer Lebenslust vereint, einst in denselben Adern floß. Aber pflegt nicht ein Streit zwischen Blutsverwandten stets weit ingrimmiger zu sein, als zwischen sonst einander gleichgültigen Leuten, — jedenfalls im ästhetischen Sinne tragischer? Auch Darwin lehrt ja, daß der Kampf um's Dasein sich meist zwischen den Nächstverwandten abspielt.

Die Deutschen vor Allen sind's, die das Geheimniß entdeckten, die dem weißhaarigen sanskritischen Greis, dem ewigen Jüngling mit der Maske des Alters, die Sage ablauschten über die Geburt der Cultur. In staubbedeckten Pergamenten, auf steingemeißelten Sarkophagen fanden sie die Botschaft und nahmen ihren Geist in sich auf.

Das Antlitz der Völker ist ihre Sprache. Sprache und Gemüth sind einander innig verwandt; die Sprachformen, Beugungen, Wandlungen, die Sprechweise, der Tonfall, der consonantische Ausdruck in Härte, Glätte und Weichheit, Alles dies ist so tief dem innersten Wesen eines jeden Menschen entsprossen, daß wir fast an einem einzigen Laute schon den Löwen oder das Lamm in der Menschenbrust erkennen können, wie viel mehr an einer ganzen Sprache! „Rede," sagt Sokrates, „damit ich dich sehe!"

Und doch, wie verborgen blieb die Stammesverwandtschaft! Durch die Jahrhunderte hin schleifte sich das „sprachliche Unbewußtsein." Als die alten Germanen in Italien einfielen, als Cäsar am Rhein die Teutonen bekämpfte, hätte nicht schon damals die Aehnlichkeit ihrer Rede die Menschen mit Staunen erfüllen müssen? — Man stelle das damalige deutsche „haben": haba, habais, habaith, neben das habeo, habes, habet im Munde des Römers, und man wird sich baß darüber wundern, daß sie sich nicht fragten: „Wer seid Ihr, Fremdlinge, daß Ihr sprecht, wie wir sprechen?"

Erst als die so verwandten Völker mit der „flectirenden" Sprache hinkamen in fremde Länder und Zonen, mit anderen Klängen und Sprachformen, der „agglutinirenden" und „syllabirenden," erkannten sie ihre Bluts- und Redegemeinschaft.

Die endliche Entdeckung und der sichere Nachweis, daß die europäischen Sprachen sich zu einander wie Glieder einer vielverzweigten Familie verhalten, klingt wieder einem Märchen nicht unähnlich.

Man hatte in China, Japan, Siam, Birma, unter Negern, Indianern, Malayen und Mongolen, bei wilden und bei gebildeten Völkern gefunden, daß sie anders als die Europäer, nach anderen Grundanschauungen und mit anderen Organen ihre Wörter bildeten und zu einander in Beziehung setzten. Ihre Art zu sprechen, unterschied sich so wesentlich von der unsern wie etwa der Gang eines Menschen von dem eines Vogels oder eines Affen. Dieser klettert, jener fliegt, der Mensch aber schreitet. Ganz so unterscheidet sich der geistige Gang eines Europäers von dem eines Mongolen oder eines Indianers.

Während wir, „Vater" und „Mutter", zu einem Sammelbegriff vereinigt, anders benennen, nämlich „Eltern", thun das die Chinesen nicht; bei ihnen heißt der Vater Fu, die Mutter Mu, und die Eltern — Fu-Mu. Wenn diese Art der Wortbildung einzeln dastände, würden wir darin nichts Auffallendes finden; aber sie geht durch alle mongolischen Sprachen. Unser Wort „Eltern" stammt offenbar von dem Worte „alt" ab, aber es ist trotzdem ein neues, sowohl an Begriff wie an Form, und die deutsche Sprache hat viele Tausende solcher Wörter, die, obgleich verwandt, doch jedes ein besonderes für sich bilden. Nicht so im Chinesischen. Die Mongolen kennen nur wenige besondere Wörter, etwa dreihundert, und setzen sich aus ihnen nach Bedürfniß die übrigen zusammen.

So sehr hängt die geistige Fähigkeit und Denkkraft, und mit dieser die moralische Energie eines Menschen oder eines Volkes zusammen mit der Freiheit seiner Sprache, daß der Akademiker Taine sogar die Verkommenheit und Gedankenverödung der französischen Aristokratie des ancien régime zum großen Theil darauf zurückführt, daß die in gesellschaftlicher Hinsicht allmächtige Etikette ihnen die Sprache auf ein Drittel der lebendigen und im Umgange des gewöhnlichen Volkes gebräuchlichen Ausdrücke beschränkte. Die herrschende Klasse sprach und dachte nur noch akademisch und verlor die Fassungskraft für die fürchterliche und drohende Wirklichkeit. Ihre akademische Sprache baute ihnen eine luftige Brücke über die Abgründe der Tiefe, und sie schritten wie Nachtwandler darauf einher, bis sie brach. Doch zurück zu unserer „Sprachvergleichung" zwischen Mongolen und Germanen.

Um z. B. eine Rose zu benennen, nennt der Chinese, etwa wie ein transcendenter Philosoph, zuerst das Ding an sich: „Etwas", dann: „das duftet": und „blühend ist", dann: auch „roth" aussieht. „Aha," sagt dann der Andere sich verbeugend, „Knecht (ich) versteht." Er meint — eine Nelke, denn der Redende hat vergessen, den Begriff „Dorn" ergänzend hinzuzufügen.

So heißt z. B. tseu Etwas, loo-tseu ein altes Etwas, nach Umständen ein Großvater oder ein Großvaterstuhl: nei-tseu ist ein inneres Etwas, nämlich eine Hausfrau, hi-tseu ist ein „Hihi" machendes Etwas, nämlich ein Komiker. Die sogenannte business- oder pigeon-Sprache, welche die Chinesen in ihren Häfen sprechen, ist englisch, aber in die chinesische Form der Syllabirung gebracht und oft für uns erschütternd komisch.

Der Chinese beschreibt, um sich verständlicher zu machen, zugleich jeden Begriff wie ein Taubstummer durch Gesten. Am tollsten erscheint das bei den Anamiten, einer den Chinesen nahe verwandten Nation. Bei ihnen bezeichnet das Wort ba, je nachdem es durch eine Geste erläutert wird, entweder den Günstling, die Dame, den Herrscher oder König, eine ausgedrückte Citrone oder eine Ohrfeige, und, wenn der Sprechende die Hand hinhält, auch „da" oder geben, so daß also ba ba ba ba ba mit entsprechenden Gesten heißen konnte: Die Dame gab dem Günstling des Königs eine Ohrfeige oder eine ausgequetschte Citrone. Max Müller erzählt es uns in seinem Werke: „Die Wissenschaft der Sprache", und also muß es wohl, so unglaublich es klingt, auch wahr sein.

Infolge der Beobachtung solcher Unterschiede, kam nun der Europäer allmälig dazu, die Natur unserer heimischen Sprachen als grundverschieden von der anderer Rassen in's Auge zu fassen und die Gleichartigkeit dieser unserer Sprachen mehr zu beachten. Man fing an, zu etymologisiren, d. h. die Wörter unter einander zu vergleichen und von einander abzuleiten. Dies ist das noch nicht seit langem urbar gemachte Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Daß dabei Anfangs wenig Gescheidtes herauskam, wird Niemanden Wunder nehmen, denn erstens war das Etymologisiren Modesache z. B. am Hof des roi soleil und Katharina's der Großen, und zweitens suchte man auch sofort die Sprache der ebräischen Bibel als die ursprüngliche hinzustellen, während das Semitische und das Germanische nur insofern verwandt scheinen, als beide Sprachen sich der Flexion, d. h. der gleichsam organischen Wörterbewegung in Declination und Conjugation bedienen, aber den Stämmen, Wurzeln und Urwörtern nach auf verschiedenen Ursprung hinweisen. Drittens endlich wollte jede Nation, jedes Nationchen, seine Sprache als die älteste anerkannt wissen, und namentlich beschäftigte man sich mit der Frage, in welchen Lauten denn wohl der liebe Herrgott selbst geredet haben möchte. Ein holländischer Geistlicher übersetzte demgemäß die Genesis in den Urtext, so daß der liebe Gott selbst holländisch, Adam hebräisch, Eva französisch, die Schlange deutsch und der erzählende Text lateinisch redeten. Unter all' dem Wirrwarr konnte der Spötter Voltaire leicht genug zu dem Bonmot gelangen, daß die Etymologie eine Wissenschaft sei, bei der man auf die Vokale gar keine und auf die Consonanten nicht viel mehr Rücksicht nehme. Der Scherz, wie man aus dem griechischen Worte alopex das deutsche Wort Fuchs ableitet, ist ja bekannt. Es ist eine alte Schulschnurre, recht schnell hinter einander alopex, lopex, opex, pex, Fechs, Fichs, Fuchs zu sagen. Uebrigens ist diese Etymologie noch keineswegs eine unsinnige, weil in der That kurze Wörter aus langen durch die sogenannte „Abschleifung" im Laufe der Jahrhunderte oder auch durch Abstoßung plötzlich entstehen, wie z. B. das englische bus aus Omnibus, nap aus Kanapee; die wahre Wörterkunde bietet daher nur das Studium des Lebens, welches die Wörter umbildet, formt und zu neuen Anwendungen bringt. Man nennt das Methaphern-Sprung, wenn z. B. die „Glucke," die ihre Küchlein lockt, den Namen hergiebt für die Glocke, welche die Gemeinde ruft. Und diesen Sprüngen nachzuforschen, das ist die eigentliche Etymologie.

Es sind jetzt erst hundert Jahre her, als ein französischer Missionär, der im fernen Indien für das Wort Gottes Propaganda machte, zum ersten Male bemerkte, daß in der Sprache der Brahmanen, der Aria, mit denen er disputirte, ganz zum Unterschiede von den Wortbildungen der niederen mongolischen Kasten Indiens, eine große Aehnlichkeit mit europäischer Denk- und Sprechweise sich offenbarte. Das nahm ihn Wunder und die Verwunderung, sagt Platon, ist der Anfang aller Erkenntniß. Obgleich nun die Pariser Akademiker einfach zu den Mittheilungen des Paters Courdoux mit den Achseln zuckten, denn man war eben der ganzen Sprachspielerei müde, und obgleich die Brahmanen ihre Sanskrit- oder heilige Sprache sehr geheim hielten, so gab dies doch den Anstoß zu weiteren Bemühungen.

Ein Engländer, mit dem keineswegs berühmt klingenden Namen William Jones, aber mit großer Energie und großen Mitteln, siedelte 1786 nach Calcutta über und fesselte einen indischen Knaben aus der höchsten Kaste der Aria oder der Edlen so sehr an sich, daß er ihm sein Vorhaben entdecken konnte, die heiligen Schriften der Brahmanen zu erforschen. Der Knabe wurde für die Idee so begeistert, daß er hinging und die Eide und Weihen des Brahmadienstes auf sich nahm. Ein alter würdiger Priester erzog ihn und erklärte ihm die Schriften; er nahm ihn auf in sein Haus, und der Jüngling verlor sich in die schönen Augen seiner Tochter. Die listigen Versprechungen des Engländers und die Begeisterung, der Sprachforschung einen so wichtigen Dienst leisten zu könnne, hatten ihn verlockt, seine Kenntnisse zu verrathen, Pflicht und Liebe aber, seine Eide und Weihen geriethen in seinem jungen Herzen in so verzweiflungsvollen Conflict, daß er vor seinem alten Erzieher hinstürzte und ihm offenbarte, was er gethan. Der zog den Dolch und ermordete ihn und sich selbst. Dieses Blut aber konnte den Verrath nicht ungeschehen machen, William Jones konnte sanskritisch und kannte die heiligen Vedas der Inder.

Diese kleine Episode wurde epochemachend in der Geschichte nicht nur der Sprachforschung und Wissenschaft, sondern aller Naturanschauung und aller menschlichen Entwickelung. Sie hat uns darüber aufgeklärt, daß von Indien bis Irland und hinüber nach Amerika nur ein Volk lebt mit gleicher Sprache, gleichen Anschauungen und gleichen Fähigkeiten. Auch die Wissenschaft wirkt geheimnißvolle Bande, die geeignet sind, die Völker einander näher zu bringen. Der große Völkerfriede ist eine Utopie, deren Verwirklichung zweifelhaft ist und jedenfalls Jahrhunderte in Anspruch nehmen dürfte. Aber der bloße Gedanke, daß wir Alle eines Stammes sind, daß wir das, was uns bewegt, in klanggleichen Worten einander mittheilen, erscheint geeignet, das Gefühl der Blutsverwandtschaft rege zu erhalten und der nationalen Ueberhebung, dem Haß und dem Neid entgegen zu arbeiten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Der Paria.

Von H. von Kahlenberg.

Cet âge est sans pitié.
Lafontaine.

Eigentlich hieß er Martens, Wilhelm Martens; in der Schule nannten wir ihn nur den „Schleicher". Dreizehn Jahre mochte er damals alt sein, ein häßliches, blutloses Geschöpf mit blassem, krankem Gesicht, und blöden, kurzsichtigen Augen. Die weiten, abgetragenen Röcke, die er immer trug, ließen die mageren Glieder nur noch knochiger und dünner erscheinen. Er sah aus wie eine häßliche, ekelhafte Spinne, und wir haßten ihn Alle, haßten ihn mit jenem blinden, unvernünftigen Hasse, bei dem die tiefste Verachtung die Leidenschaft nicht aufkommen läßt, mit einem an's Körperliche grenzenden Widerwillen. Keiner von uns würde je die Hand gegen ihn erhoben haben, er war ehrlos in unseren Augen, ein Hund, ein Paria, dessen bloße Berührung schändete.

Er wußte es, wußte, daß er ein Aussätziger unter uns war. Scheu und verstohlen schlich er sich des Morgens an seinen Platz, jede Berührung vermeidend, bei jedem Geräusch zusammenzuckend. Während der Pausen, wenn wir im Hofe spielten, hockte er über seinen Büchern in der leeren Klasse. Nur ein Machtwort des Lehrers konnte ihn aus seinem Schlupfwinkel aufjagen. Dann kroch er in die dunkelste Ecke des Spielplatzes wie ein lichtscheues, häßliches Nachtthier, das kein Recht hat auf Leben und Sonne.

Ein Knabe, der fremd in die Schule gekommen war, sah ihn in seiner Ecke kauern. Etwas wie Mitleid mit dem blassen, kränklichen Wesen erfaßte ihn. Er forderte ihn auf, mit Ball zu spielen. Der Schleicher mit uns spielen! Eine tiefe Pause entstand, alle Augen richteten sich auf ihn, höhnische, erbarmungslose Augen. Er sah es mit einem einzigen scheuen Blick, und wie das gehetzte Thier, das nicht weiter entfliehen kann, drückte er sich noch tiefer in seine dunkle Ecke, seine Schultern krümmten sich vor Angst, er schien förmlich zusammenzuschrumpfen, und in seine Augen trat ein schielendes Mißtrauen, wie bei einem gequälten Sklaven, der hinter dem Lächeln seines Peinigers eine neue teuflische Grausamkeit spürt. Unser lautes Hohngelächter war überflüssig. Der fremde Knabe hatte begriffen und mit einer Geberde des Ekels wandte er sich ab.

Martens Mutter war eine arme Witwe. Der rothe Fritz behauptete, sie hätte einen Kramladen in der Nähe von seines Vaters Fabrik. Das erhöhte noch unsere Verachtung für die Heringsseele. Außerdem erzählte man sich in der Schule eine dunkle Geschichte: Irgend ein böser Streich war herausgekommen vor einigen Jahren. Ein außergewöhnlich strenges Strafgericht war über die Uebelthäter ergangen. Irgend einer mußte dabei „gepetzt" haben. Der Verdacht fiel auf den Schleicher. Wenn Jemand gestohlen hätte, wäre er auch auf ihn gefallen. Niemand konnte es ihm natürlich beweisen, aber wir fragten auch gar nicht darnach, es paßte uns nun einmal so, daß er es gewesen sein sollte, weil es uns einen neuen Grund gab für unseren alten, sinnlosen Haß.

Weshalb wir ihn haßten? Weshalb haßt der Straßenpöbel den armen Blödsinnigen, weshalb verhöhnt und quält er den harmlosen, kindisch gewordenen Greis? Weshalb wirft er mit Steinen nach dem lahmen Hunde und hetzt die Katze auf den kranken Vogel, der nicht fliegen kann? — Weil sie sich nicht wehren können, weil sie weder Fäuste, noch Zunge, noch Zähne haben und darum ehrlos sind nach dem rohen Rechtsbegriff, der unter dem Pöbel, den Wilden und, Gott sei's geklagt, unter der sogenannten gebildeten Schuljugend herrscht, wo die brutale Kraft auf dem Piedestal steht, und der Roheste, Frechste und Zuchtloseste die Palme trägt. Ach, man lache nicht über den point d'honneur des Schulknaben! Wer die Tyrannei der öffentlichen Meinung in einer Schule kennt, der weiß, daß der ein Held sein muß, der sich ihr zu widersetzen wagt. Unter uns war kein solcher Held.

Und doch waren wir Alle in christlichen Elternhäusern aufgewachsen. Fromme Mütter lehrten uns daheim gute Sitte und Mitleid mit der Schwachheit, tüchtige, brave Väter hielten uns an zu Gehorsam und Pflichttreue. In der Schule aber waren wir roh, widersetzlich und gewissenlos. Nicht aus Neigung, nicht einmal weil wir uns gehen ließen, sondern einfach mit der zielbewußten Absicht, den Anderen zu imponiren, „forsch" zu sein.

Ich war einer der Matadore in unserer Schule. Eine fast krankhafte Eitelkeit überwand meine natürliche Schüchternheit und Zurückhaltung. Es wurde mein Ehrgeiz, bei jedem Streich dabei zu sein, mich in jeder Prügelei hervorzuthun, und die jubelnde Bewunderung meiner Kameraden entschädigte mich überreich für den Tadel der Lehrer, für das Stirnrunzeln meines Vaters. Während meine Kühnheit und Schneidigkeit in der Schule über allen Zweifel erhaben stand, wußte ich's doch in meinem Innern: Du bist ein Feigling, ein ganz erbärmlicher Feigling, der sich nicht zu zeigen wagt wie er ist, um der armseligen Meinung einiger Schulbuben willen.

Es gehörte zum guten Ton, den Schleicher zu verachten. Die kleinsten Jungen spuckten vor Abscheu auf die Erde, wenn er ihnen zu nahe kam, mit ihm verkehren hieß sich dem Gespött der ganzen Schule aussetzen. Ich wagte es nicht, wagte es meinem besten Freunde nicht zu gestehen, daß, während ich mit rücksichtslosester Ostentation meine Bücher möglichst weit von den seinen fortschob, ich darüber nachgrübelte, was wohl für Gedanken hinter dieser frühgefurchten, wachsgelben Stirn arbeiten mochten? Er schien es so selbstverständlich zu finden, daß man ihn wie einen Hund behandelte, er vertheidigte sich nie, rächte sich nie. Ob er niemals zweifelte an der Gerechtigkeit jenes Fluches, der ihn zu den Ausgestoßenen verdammte? Ich versuchte mir vorzustellen, was sein Leben zu Hause wäre. Eine Mutter hat er? Ob die ihn küßt und freundlich mit ihm spricht wie unsere Mütter? — —

Dann fiel mir etwas ein, an das ich ungern zurückdachte. Ich hatte mich mit dem langen Hahn, unserem Klassen-Ideal, geprügelt, er war stärker wie ich, und während die Anderen dem Sieger zujubelten, blieb ich halb bewußtlos, an allen Gliedern zerschlagen, auf der Erde liegen. Keiner kümmerte sich um mich, ich stöhnte vor Schmerz, wie ein rother Schleier lag es mir vor den Augen. Dann war es mir, als ob sich eine Hand auf mein geschwollenes und zerschundenes Gesicht legte, eine weiche kühle Hand, wie eine Frauenhand. Jemand hob mich auf und trug mich in's Haus; ich fühlte das Alles undeutlich wie im Traume. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag mein Kopf auf den Knien des Schleichers, und zwei Augen, scheue, flehende Bettleraugen senkten sich in angstvoller Frage zu mir herab. Aber die Schamröthe stieg mir jäh in's Gesicht bei dem Gedanken, daß die Anderen mich so sehen könnten, mit meinem Kopf auf des Schleichers Knieen. Mit der ersten wieder erwachenden Lebenskraft stieß ich die Hand von mir: „Faß mich nicht an — Du — Du! . ." Am nächsten Tage schlug ich den langen Hahn zu Boden mit einer Kraft, die ich nie vorher besessen. Ich hatte mehr an ihm zu rächen, wie nur die Niederlage von gestern. Dem Schleicher schenkte ich heimlich ein fast neues Federmesser, um die quälende Verpflichtung gegen ihn los zu werden. Er nahm es an. Ich glaube, er verstand mich. — Seit diesem Vorfall fühlte ich ein geheimes, stets wachsendes Interesse an dem Schleicher, aber eigentlich war er mir noch verhaßter als vorher. Es kam mir so vor, als ob er eine Art von Zuneigung zu mir gefaßt hätte. Der Gedanke war mir unerträglich, ich schämte mich seiner Zuneigung, — wie ich mich einmal schämte, als ein von allen Gassenjungen verprügelter, häßlicher Pudel sich zu mir flüchtete und durch keine Drohungen und Tritte zu verscheuchen war.

Ich vermied ängstlicher denn je die Berührung mit ihm. Mein Widerwille gegen ihn, gegen seine Häßlichkeit, gegen sein Elend steigerte sich manchmal fast zum körperlichen Schmerze. Er saß neben mir in der Schule, und wenn seine feuchten, kalten Finger mich berührten, zuckte ich zusammen, als ob ich eine Spinne angefaßt hätte. Ich wollte nicht hinsehen, nicht an ihn denken. Was hatte ich mit dem Paria zu schaffen? — Dabei fing ich an, ihn zu beobachten: ich sah, daß er jeden Tag bleicher wurde, daß seine Augenlider oft geröthet waren.

Er war sonst ein guter Schüler. Jetzt waren seine Aufgaben manchmal flüchtig und unsauber geschrieben, er gab zerstreute Antworten und fuhr sich oft mit der Hand über die Stirn. Ich sah das Alles; ich sah noch mehr. Zuletzt blieb er ganz aus der Schule fort, und eines Tages erzählte mein Freund, der rothe Fritz, ganz beiläufig, er hätte so etwas gehört, daß seine Mutter gestorben wäre.

„Nun wird er wohl bei irgend einem Käsekrämer in die Lehre kommen, wo er hin gehört, der Betteljunge!" fügte er hinzu, „hurrah! wir sind ihn los!"

„Hurrah!" schrieen die Anderen. Ich schrie am lautesten, der Todtenkopf mit den müden Augen hatte mich wie ein Gespenst verfolgt in den letzten Tagen. Nun war ich ihn los. Hurrah!

Am Nachmittag war keine Schule. Ich besaß eine wahre Leidenschaft für Indianergeschichten; mit unersättlichem Heißhunger verschlang ich die Cooper'schen Romane, über denen ich Essen und Trinken vergessen konnte. Jetzt war ich gerade tief im ‚Letzten Mohikaner'. Aber es war heute nichts mit dem Lesen, — vergebens fing ich immer von neuem an bei den packendsten Stellen, bei denen ich sonst laut aufschreien konnte vor wilder Kampflust, — durch die Urwald-Wildniß, durch Kriegsgetümmel verfolgte mich der eine Gedanke, dem ich nicht Stand halten wollte, den ich haßte, der Gedanke an den Schleicher. Zuletzt gab ich es auf, ihn mir aus dem Sinn zu schlagen.

Ich versuchte mir vorzustellen, was er jetzt wohl thäte? Ob seine Mutter wirklich todt ist? Todt! — Vor drei Jahren war meine kleine Schwester gestorben, wir hatten geheult und geschrieen, als man es uns sagte, aber dann kam Mama und brachte uns zu Bett und erzählte uns, daß die Schwester jetzt im Himmel wäre bei den schönen Engeln. Am andern Morgen hatte ich mich leise in das Zimmer geschlichen, wo sie lag. Alles war so weiß und still und kalt. Die kleine Schwester war hübsch und lustig gewesen, ich hatte sie oft geküßt. Aber dies weiße kalte Gesicht auf dem Bettchen konnte ich nicht küssen, ich fürchtete mich davor. Ich hatte nie mehr daran gedacht, jetzt fiel mir das Alles wieder ein. Ob des Schleichers Mutter auch so weiß und still aussah? . .

Ein unbezwingliches, kitzelndes Verlangen kam über mich, ein zwingendes Gefühl der Nothwendigkeit meines Hingehens, über das ich mir durchaus keine Rechenschaft ablegen konnte. Was wollte ich bei dem Schleicher? Ich haßte ihn, ich haßte die Todten, aber ich ging doch, ich mußte gehen. Vor zwei Jahren war ich einmal den Schloßberg hinaufgestiegen, spät am Abend. Da oben sollte es spuken. Das Herz schlug mir bis in die Kehle hinein, meine Zähne klapperten vor Furcht, alle meine Sinne waren auf's Aeußerste gespannt, Töne und Gestalten aus einer anderen, unsichtbaren Welt schienen mich zu umgeben, alle meine Pulse flogen, aber ein unwiderstehliches Verlangen, stärker als mein wahnsinniges Grauen, trieb mich vorwärts, dem Gespenste entgegen. Gerade so war es jetzt.

Dann stand ich in der Straße, wo die Witwe Martens wohnte. Ich war schon öfter in der Gegend gewesen, wenn ich Fritz besuchte. Ein Arbeiter zeigte mir das Haus: „Sie ist heute Morgen gestorben", fügte er noch hinzu. Ich wußte es. Vor der Thür des niedrigen, elenden Hauses blieb ich stehen. Die Fenster gingen so tief herab, daß man bequem hindurchsehen konnte. Die Vorhänge waren nicht zugezogen. Es hatte wohl Keiner daran gedacht.

Drinnen brannte ein Lämpchen, — ach, ich fürchtete mich vor Todten! . . . Was wollte ich hier? — Ich wußte es nicht, wußte nur, daß mich etwas festhielt, was stärker war, als ich, etwas, dem mein ganzes Sein sich willenlos fügte. — Ich preßte das Gesicht dicht an die Fensterscheibe. Ach, ich mochte nicht sehen! Ich heftete meine Augen ganz fest auf den Tisch, auf das Sopha mit den großen Blumen. . . . Dabei fühlte ich deutlich, wie sie wider meinen Willen fortgezogen wurden nach der Wand hin. Und zuletzt mußte ich doch sehen: Ein Bett mit weißen Tüchern und auf dem Bette etwas Starres Entsetzliches, — die Todte! —

Die Todte! Das Blut erstarrte mir in den Adern, meine Haare sträubten sich vor Entsetzen: das war ja nicht eine Todte, das waren zwei, zwei gräßliche gespenstische Todtenköpfe. Beide gelb, verzerrt, mit eingesunkenen Augenhöhlen und bläulichen Lippen. Mit beiden Händen klammerte ich mich an dem Fensterrahmen fest, ich wollte aufschreien, um mich schlagen, wie ein Rasender, aber ich fühlte, daß alle meine Glieder gelähmt waren und ich starrte, starrte weiter. Und ich sah, wie der eine Todtenkopf sich bewegte und die Augen aufschlug. — gräßliche, lebendige Augen voll glühender, verzehrender Qual, wie ein wildes Thier, das verhungert, — verhungert! —

Wie ein Rasender stürzte ich fort, ziellos in die Dunkelheit hinein. Im nächsten Augenblick prallte ich an etwas an. Gott sei Dank! etwas Warmes, Lebendiges. „Fritz, Du!?"

„Karl! Mensch! Wie kommst Du denn hierher?" Aus Fritzens Stimme klang ein grenzenloses Erstaunen.

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm vorlog, irgend etwas Unsinniges, ich schwatzte unaufhörlich, ein paar Mal lachte ich laut auf, nur fort — fort!

An der Straßenecke athmete ich erleichtert auf. Es fiel mir auf, wie schweigsam der rothe Fritz war. Warum sprach er nicht? Ich fürchtete mich vor der stillen Dunkelheit.

„Gute Nacht," sagte Fritz, — „Gute Nacht," sagte ich auch. Einen Augenblick lang trafen sich unsere Blicke, er ließ meine Hand fallen und wandte sich ab. Wir waren Beide roth geworden. Wußten wir, was uns an diesem Abend vor das Haus der Todten getrieben hatte? —

Die ganze Nacht lag ich wie im Fieber. Ich träumte, daß ich über einem großen Abgrund schwebte, und in der Tiefe lagen die armen Seelen, die ewig Verdammten. Und sie streckten die gefesselten Arme empor aus der Finsterniß und sahen mich an mit ihren hungrigen, brennenden Augen und schrieen und klagten, daß die ganze Luft erfüllt war von ihrem Wehgeschrei.

In der Nacht hatte sich Wilhelm Martens neben der Leiche seiner Mutter erhängt. — Wer es zuerst erfahren, weiß ich nicht. Einer flüsterte es dem Anderen zu, leise, mit bleichen Lippen. Dann entstand eine tiefe Stille, Keiner wagte die Augen zu erheben. Fürchtete er von des Anderen Stirn das Bekenntniß der Schuld zu lesen, unter der jedes Herz erbebte? Die Antwort auf die furchtbare, anklagende Frage, die von dem leeren Platze an meiner Seite durch die stille Klasse hallte: Wo, wo ist dein Bruder Abel? — — —

Man trug mich ohnmächtig aus der Klasse. —

Nachdruck verboten.

Zur Geschichte der Kochkunst.

Von Detlev von Gevern.

Wir haben früher einmal versucht, einzelne Grundsätze über die Compositions-Lehre der Kochkunst nach den Geschmackstönen zusammen zu stellen, gewissermaßen als Bausteine für eine künftige Entwickelung der Cultur des Geschmackes und der Ernährung. Dieselbe sollte es jeder einzelnen Hausfrau möglich machen, ohne die Nachahmung vorhandener und schon unzählige Mal wiederholter Recepte, selbst zu erfinden und zu schaffen. Wenn wir aber den Sinn des Geschmackes und die Ernährung des irdischen Wohnsitzes unserer Seele einer wirklichen Kunst und Wissenschaft für werth erachten, so ist es selbstverständlich nicht minder interessant, den Gang zu verfolgen, den die Entwickelung der Pflege des Geschmackes von den ersten Stufen der Cultur an bis zur heutigen Zeit, bei den verschiedenen Völkern durchgemacht hat.

Eine Erschöpfung dieses Themas oder auch nur eine annähernd systematische Behandlung desselben ist an dieser Stelle selbstverständlich unmöglich. Wir können nur aus der großen Reihe schriftlicher Ueberlieferungen einzelne besonders interessante Erscheinungen herausgreifen, um dieselben unseren Lesern in kurzen Skizzen vorzuführen, und wir glauben, daß wir dadurch unseren Hausfrauen, welche mit sinnigem Verständniß die Pflege des Herdes als eine auch in einfachen Verhältnissen wichtige Kunst zur Verschönerung und Veredlung des täglichen Lebens betrachten, willkommen sein werden.

Aus alten Sitten und Bräuchen läßt sich ja in jeder Richtung Manches lernen, und wir verstehen unsere Zeit besser, wenn wir zugleich wissen, wie unsere Vorfahren gelebt, gewohnt — und auch gegessen haben.

Für heute wollen wir nicht bis in's graue Alterthum zurückgreifen, sondern nur einen Blick auf die deutsche Kochkunst vor zweihundert Jahren werfen.

Vor uns liegt ein Buch in Pergamentband von stattlicher Dimension, etwa tausendundfünfzig Seiten in altem Bibelformat. Es ist zu Nürnberg im Jahre 1691 in „Verlegung Wolfgang Moritz Endter's mit Kaiserl. und Churfürstl. Sächsischem Privilegio" erschienen und führt den pomphaften Titel:

„Der aus dem Parnasso ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin, welche bei denen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viele Jahre gedienet, hinterlassene und bishero bei unterschiedlichen der löblichen Kochkunst beflissenen Frauen zu Nürnberg zerstreuet in großer Geheim gehalten gewesenen Bemerkzettul, woraus zu erlernen, wie man über anderthalb Tausend sowohl gemeine als rare Speisen in Suppen, Musen, Pasteten, Brühen, Essigen, Salaten, Salsen, Sultzen, Vorrichten, Nebenessen, Eiern gebraten, gebacken, gesotten und gedämpften Fischen, Wildbrät, Geflügel, Fleisch, auch eingemachten Sachen, Torten und Zuckerwerk bestehend, wohlgeschmack und leckerhaft nach eines jeden Beutel zuzubereiten und zu kochen, auch zu welcher Zeit man alle Zugehörungen einkaufen und bemeldete Speisen auftragen soll. Mit unermüdetem Fleiß zusammen gesammelt und denen wohlgeübten Künstlerinnen zu beliebiger Censur, denen Unerfahrenen aber zur Lehr und Unterricht durch öffentlichen Druck mitgetheilet."

Der Titel ist, wie man sieht, vielumfassend und vielversprechend, aber wir müssen gestehen, daß der Inhalt des Buches in seiner großen Reichhaltigkeit demselben gerecht wird. Das Titelkupfer zeigt in dem eigenthümlichen Geschmack jener Zeit in der Mitte die Ceres, von einer lächelnden Sonne überstrahlt, mit einem Garbenbündel im Arm, das Haupt mit Aehren geschmückt, wie sie in der rechten Hand ein strahlendes Scepter mit einem offenen Auge erhebt; rechts von ihr sieht man Diana, welche zu den Füßen der Ceres ein erjagtes Wildschwein und ein Reh niederlegt. Neben Diana sitzt Neptun und gießt aus einer großen Urne Wasser mit Fischen aller Art in ein Bassin. Links von der Ceres steht Pomona mit einem reich gefüllten Fruchtkorb; ihr zu Füßen sitzt Bacchus, der den Saft einer vollen Traube in eine Trinkschale preßt. Vorn trägt der Waldgott Pan Holzscheite zu dem unter einem mächtigen Dreifuß brennenden Feuer. Neben diesem aber sieht man die vortreffliche, aus dem Parnasso entlaufene Köchin, von allerhand Geräthen umgeben, wie sie eben eine große Casserolle auf den Dreifuß setzt.

Die Erklärung des Titelblattes entbehrt nicht einer gewissen Poesie und beweist, daß man vor zweihundert Jahren die Cultur des Geschmackes als eine wissenschaftliche und poetische Aufgabe betrachtete.

Die originellen Verse lauten:

„Die beste Speise ist das Brod, so wir aus Ceres Schooß empfangen
Und was uns deren Mutterhand von Aehren pfleget zuzulangen,
Obschon nach Fleisch uns mehr gelüst, und großen Herren das behagt,
Was in dem düstern Wildgeheg Dianens Garn und Pfeil erjagt.
Pomona schenkt uns ihre Frücht', Neptunus uns viel tausend Fische,
Doch läßt das wenigste davon sich tragen ungekocht zu Tische,
Wann nicht Neptunns Wasserkrug und Bacchus holder Rebensaft
Durch das so angenehme Naß Geschmack und Kraft hierzu verschafft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch muß auch aus dem grünen Wald ein schwarzer Pan uns Holz zutragen,
Damit des Feuers heiße Flamm' mög ob dem Topf zusammenschlagen,
Allein dies Alles ist umsonst, wenn man sich nicht dahin befleißt
Zu thun, was hier in diesem Buch die kunsterfahrne Köchin weist."

An Selbstgefühl fehlt es also der vortrefflichen, aus dem Parnasso entlaufenen Köchin auch nicht, da sie ohne ihre Lehren die Gaben der ganzen Natur für nutzlos erklärt.

Unsere Hausfrauen mögen nun aus den einzelnen Skizzen des Inhalts urtheilen, ob jenes künstlerische Selbstgefühl berechtigt ist; — wir unsererseits müssen gestehen, daß uns die Leistungen der poetischen und in der Mythologie so wohlbewanderten Köchin mit einem nicht geringen Respect erfüllt haben.

Der Inhalt des ehrwürdigen Kochbuches der Nürnberger Hausfrauen theilt sich ein in die Behandlung: 1. Der Suppen. 2. Der Muse und Breie. 3. Der Fische, Krebse und Austern. 4. Der Pasteten. 5. Der Braten. 6. Der Brühen über das Gebratene. 7. Der Essige, Salate und Salsen. 8. Der Vorgerichte. 9. Des Geflügels, Wildbräts und Fleisches (nicht gebraten, sondern gedämpft). 10. Der Nebenessen. 11. Der Eier. 12. Der Früchte. 13. Des Gebackenen. 14. Der Gallerte oder Sultzen. 15. Der eingemachten Früchte. 16. Der Torten. 17. Des Zucker- und Quittenwerks.

Dazu kommen Kranken- und Fastenspeisen in besonderer Behandlung, sodann ein Unterricht, zu welcher Zeit des Jahres allerlei Arten der Fische, des Wildes und die in diesem Kochbuche befindlichen Speisen am besten zu erlangen. Dann eine Anweisung zu Gastereien, mit Plänen der gedeckten Tafeln und zuletzt noch eine „Vorstellung der Aufhauung und Zertheilung eines Ochsen und Kalbs auf Nürnbergische Art."

Wir möchten zu diesem Inhaltsverzeichniß zunächst bemerken, daß dasselbe die vielumstrittene Frage zu lösen scheint, wie man die französische „Sauce" in reinem Deutsch wirklich genannt hat und demzufolge auch jetzt also wohl nennen müßte. Das alte Buch kennt die „Sauce" nicht, giebt aber eine reiche Anweisung zu „Brühen," welche über das Gebratene gegossen werden sollen und sämmtlich heiß sind, während die „Salsen" bei den Essigen und Salaten stehen und zu kaltem Fleisch und Pasteten gegeben werden. Danach müßte man unterscheiden, und das Wort „Sauce" bei den Braten und dem warmen und gedämpften Fleisch durch „Brühe", bei kalten Sachen aber durch „Salse" verdeutschen. Das unglückselige Wort „Tunke" kommt aber in dem ganzen Buche gar nicht vor und dürfte also auch wohl in der guten Küche der alten Nürnberger Patrizier keinen Platz gehabt haben.

Der Suppen giebt es hundertundsiebzehn aller Art, von der an die russischen Uchas erinnernden Olla potrida-Suppe, die so ziemlich Alles, enthält was genießbar gemacht werden kann, bis zu der einfachen gebrannten Mehlsuppe.

Die Muse und Breie weisen manche ganz vortreffliche und dabei wohlfeil und einfach herzustellende Dinge nach.

Den Fischen wird eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Es giebt in dieser Abtheilung zweihundertundneun verschiedene Recepte. Unter anderen möchten wir eins wenigstens erwähnen: Bergforellen in Oel gebacken, welche bei sorgfältiger Bereitung als etwas ganz Vorzügliches empfohlen werden können.

Unter den vierundfünfzig Pasteten spielen die Krebse, die Hühner und die Tauben eine besondere Rolle, und sowohl die hochfeine Küche wie die einfache Hauskost würden auch in unserer Zeit in diesem Kapitel eine besonders werthvolle Bereicherung finden.

Die Braten, von denen es dreiundsiebzig giebt, werden außerordentlich sorgsam behandelt, sowohl am Spieß wie im Bratofen. Es ist sehr interessant zu sehen, wie vielfältig unsere Voreltern vor zweihundert Jahren das zu bratende Fleisch gewürzt haben.

Auch die Brühen würden unsere heutigen Kochkünstlerinnen gewiß mit Erfolg studiren und nachahmen können; man findet darin vielfach das Princip, welches heute bei einem wilden Schweinskopf und dem Schwarzwild überhaupt noch beobachtet wird, nämlich eine süße, würzige Brühe, zum Beispiel die sogenannte Cumberland-Sauce, zu gebratenem Fleisch zu geben.

Die Salate müssen zu jener Zeit ganz besonders cultivirt worden sein, denn es gab fast kein giftfreies Feld- und Gartenkraut, das man nicht zu Salat verwendet hätte, wie z. B. Schafgarbe, Wegewart u. s. w., und es wird da besonders auch auf die Schönheit der äußeren Zurichtung viel Werth gelegt. So spielt u. A. der sogenannte Fächer-Salat, in welchem die allerverschiedenartigsten Kräuter und Wurzeln in fächerförmigen Abtheilungen angerichtet werden, eine ganz bedeutende Rolle.

Sehr mannigfaltig sind ferner die sogenannten Nebenessen, denn sie erreichen die Zahl von zweihundertundacht. Hier finden sich die Gemüse, unter anderen Spargel auf dem Rost gebraten, Spargel in Oel gebraten, die sogenannten Knödeln in den verschiedensten Zusammensetzungen, und gar beliebt ist die Verwendung des Knoblauchs, der ja auch in der heutigen feinen französischen Küche noch eine große Rolle spielt.

Torten und süße Speisen sind ebenfalls sehr zahlreich, und wirklich nützlich und höchst sorgsam ausgearbeitet sind die Anweisungen, in welchem Monate die einzelnen Speisen aller Art am besten und zweckmäßigsten zu bereiten sind.

Als wahrhaft ungeheuerlich erscheinen die Menüs, welche für verschiedene Gastmähler als Muster aufgestellt werden. Wir wollen, um eine Vorstellung von den Quantitäten zu geben, die man zu jener Zeit seinen Gästen vorsetzte, nur eine der Speisenordnungen, welche das Buch der vortrefflichen Köchin für jeden Monat enthält, hier anführen. Sie bezieht sich auf „eine Gasterei im Februario oder Hornung" von achtundzwanzig Schüsseln und theilt sich in zwei sogenannte „Trachten", die man jetzt, jedenfalls unrichtiger, „Gänge" nennt, und welche auf einmal aufgetragen werden, wie es heute noch altenglische Nationalsitte ist. Bei der ersten Tracht stehen auf der Mitte des Tisches Auerhahn und Kapaun. Dieselben werden umringt von folgenden Gerichten: Ruppen (ein lachsartiger Fisch) in einer Schüssel gekocht, Krebspasteten, Mandel-Raviolen, Olla potrida, Kapern-Salat, Lammsviertel. Auf der anderen Seite der Mittelschüssel steht dann dasselbe in umgekehrter Reihenfolge, sodaß das Lammsviertel anfängt und die Ruppen den Schluß machen. Bei der zweiten Tracht stehen in der Mitte Hasen, Rebhühner und Haselhühner und daneben Grundeln (eine Art kleiner Weißfische), welsche Straubenkränze (ein süßes, stark gewürztes Gebäck), Hühner, Mandel-Bienenkörblein (Mandeltorte in Bienenkorb-Form, wie man sie zuweilen auch heute noch bäckt), gefüllte und gedünstete Aepfel, Austern und endlich wilde Tauben.

Schlägt man die Recepte dieser einzelnen Gerichte nach, so muß man anerkennen, daß die Qualität der außerordentlichen Quantität in dieser Speisekarte nicht nachsteht, und daß dieselbe auch für die Jahreszeit ganz vortrefflich und rationell zusammengesetzt ist; man bewundert nur die Magenstärke, welche das Alles zu überwinden vermochte, wenn nicht die Gäste das Verständniß und die Ueberwindung besaßen, sich aus der ungeheuren Menge der guten Dinge, die vor ihnen standen, selbst eine vernünftige Mahlzeit zu componiren.

Der alterthümliche Pergamentband des vortrefflichen Kochbuches hat demselben übrigens in neuer Zeit einen ganz merkwürdigen Platz verschafft, an dem wohl bei seinem Entstehen Niemand gedacht hat. Euphemia von Kudriafsky erzählt in ihrem sehr interessanten Buch „Die historische Küche", daß sie im Jahre 1880 bei dem Passionsspiel in Oberammergau Zutritt auf die Bühne gehabt habe; dort habe sie unter anderen Requisiten auch einen starken, alterthümlichen Schweinsleder-Band gesehen, der bei der Scene im hohen Rath auf dem Tisch gelegen und auf dessen aufgeschlagene Seiten der Hohepriester zur Bekräftigung seiner Sätze und Meinungen oft feierlich die Hand gelegt habe. Sie habe das Buch aufgeschlagen und siehe da, es waren die „Bemerkzettul der aus dem Parnasso ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin". So war auf der Bühne zu Oberammergau das den heidnischen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona gewidmete culinarische Werk zum altjüdischen Gesetzbuch geworden. Eine so hohe Würde möchten wir ihm zwar nicht einräumen, aber es könnte immerhin neben seinem historischen Interesse auch der heutigen Welt auf dem Gebiete der Kochkunst noch als ein ehrwürdiger und durchaus nicht nach allen Richtungen veralteter Codex dienen.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Gebirgsstraße in Dalmatien. Von A. H. Schram. Siehe das Bild, Seite 17. — Nicht nur die zerklüfteten Berghänge, die südliche Vegetation und malerisches Mauerwerk verleihen den dalmatinischen Landschaftsbildern ihren eigenthümlichen Reiz. Das Charakteristische derselben besteht vielmehr in dem wundervollen Fernblick, der sich von fast allen Aussichtspunkten des lang und schmal an der Küste hingestreckten Königreichs auf die Fluthen des Adriatischen Meeres erschließt, das die zahlreichen, der Küste vorgelagerten Inseln und Felsen umbrandet. Der südliche Himmel verleiht dem Wasser eine intensiv blaue Farbe, die Sonne läßt den kalkigen Felsboden in grellem Weiß aufleuchten, und jede Mauer, jeder Oelbaum und jede Cypresse wirft einen schwarzen, scharf umrandeten Schatten. Es ist ein Land der Farben und der malerischen Contouren, dem Künstler eine unerschöpfliche Ausbeute für sein Skizzenbuch gewährend. Wie das Land, so die Menschen, die es bewohnen. Die Männer kühn und stolz, in ihrer farbenbunten und reichgestickten Landestracht stattlich einherschreitend, in den Zügen der Frauen die dem serbischen Stamme eigenthümliche Weichheit, welche ihre dunkle Schönheit weiblich anmuthig verklärt. Die südliche Lebhaftigkeit ihres Temperaments verleugnet sich auch außerhalb der Mauern des Hauses nicht. Die menschliche Staffage auf dem Gemälde von A. H. Schram macht daher nicht den Eindruck des künstlich Hineincomponirten, sondern des der Landschaft Zugehörigen. Der Jude, der den zufällig des Weges Kommenden seinen Kram auf der Straße feilbietet, die plaudernden Frauen an der Mauer, welche die Gebirgsstraße nach dem steil abfallenden Felshang zu sichert, und der Fuhrmann, der sich von den Wasser schöpfenden Dirnen einen Trunk kredenzen läßt, ehe er seine Straße weiter zieht, — sie sind ebenso der Natur abgelauscht, wie die pittoreske Landschaft, die von ihnen belebt wird.

Auf dem Heimwege. Von H. Hartwich. Siehe das Bild, Seite 21. — Die Disteln stehen in Blüthe, der Sommertag ist heiß. Auch für eine kräftige Dirne war es keine leichte Arbeit, das Gras von den Wegrändern zu sicheln, von dort, wo die Armen das Futter für ihre Kuh oder für ein paar Ziegen holen dürfen. Das steht nicht hoch und saftig beieinander, daß man es mit Sensen mähen und in Haufen setzen könnte, — es muß fast halmweise geschnitten werden. Halm auf Halm giebt auch eine schwere Bürde, selbst für starke Schultern. Trotzdem sieht das Mädchen nicht aus, als ob die Last ihr zu schwer geworden wäre. Es rastet sich nur gut einen Augenblick, wenn man dem Ziel schon so nahe ist, daß man es vor Augen sehen kann. Es plaudert sich auch gut mit einem kleinen Faulpelz, der seine Pflicht gethan zu haben glaubt, wenn er den Arbeitern auf dem Felde einen kühlen Trunk brachte, und der sich auf dem Rückwege lange Rast gönnt, aus Besorgniß jedenfalls, er könne, zurückgekehrt, auf's Neue mit einer Arbeit bedacht werden. Wenn die Große ihr Bündel nach kurzer Ruhe auf die starken Schultern nimmt und rüstig weiterschreitet, wird die Kleine ihr lachend nachsehen, sich auf den Rücken drehen und sich zur Abwechselung die Sonne in den Mund scheinen lassen. Jedenfalls erinnert sie sich der Kinderweisheit, daß Faulheit die Glieder stärkt, und vielleicht ahnt sie schon dunkel, daß auch sie einst starke Glieder nöthig haben wird, um ihr Bündel tragen zu können. Wer bliebe davon verschont, bevor er an's Ziel gelangt ist!

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Milch als Löschmittel bei Petroleumbrand. — Vor einigen Jahren passirte mir das Mißgeschick, daß ich eine brennende Petroleumlampe umstieß. Wasser löschte den entstandenen Brand nicht, da erinnerte ich mich rechtzeitig, einmal irgendwo gelesen zu haben, daß Milch Steinölfeuer sofort erstickt. Aus der nahegelegenen Küche wurde schnell die Milch beschafft, und siehe da, kaum in's Feuer gegossen, tilgte sie dasselbe gänzlich.

Seitdem habe ich wiederholt von ähnlichen Fällen gehört, z. B. vor etwa Jahresfrist in Ilmenau, wo Milch sich gleichfalls bei einem derartigen Brande als sicheres und sofort wirksames Mittel ausgezeichnet bewährte. Vor Kurzem berichtete ferner „Verdens Gang", eine norwegische Zeitschrift, daß an einem Orte in der Nähe von Skars Pulverwerk ein Kind die brennende Lampe umstürzte. Wasser half nichts, doch als ein anderes Kind zufällig eine Tasse Milch in's Feuer schüttete, war die Wirkung überraschend, sofort nahm das Feuer ab. Da ergriff der anwesende Mann einen ganzen Eimer frisch gemolkener Milch, goß sie über die brennende Fläche, und in wenigen Minuten war der Brand gelöscht.

Diese werthvolle Eigenschaft der Milch dürfte nicht allgemein bekannt sein. Allen Hausfrauen ist anzurathen, sowohl die Kinder, wie die Dienstboten nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen. Selbst wenn keine Petroleumlampen in den Zimmern gebrannt werden, findet es die Köchin oft bequem, trotz des erlassenen Verbots zum Anmachen des Feuers in Petroleum getauchte Kienspäne zu benutzen, oder wohl gar Petroleum selbst in den Ofen zu gießen. Wie leicht kann da nicht das größte Unglück geschehen, das verhütet oder gemildert wird, wenn alle Hausgenossen Kenntniß von der löschenden Eigenschaft der Milch haben, und an leicht zugänglicher Stelle in der Wohnung ein Topf mit „Löschmilch" jederzeit zu finden ist. Dr. Max Vogel.

Briefkappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kartoffelmehl. — Wie bereitet man am besten Kartoffelmehl?
Friederike M. in K. bei Brandenburg.

Erfrorene Aepfel. — Lassen sich erfrorene Aepfel noch verwerthen? B. F. in Jütland.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Nußschalen-Extract (XVIII, 168). — Die Herstellung des Nußschalen-Extractes bietet gar keine Schwierigkeit, ist aber selbstverständlich nur in der entsprechenden Jahreszeit möglich. Ich fülle eine breithalsige Flasche mit grünen Schalen an, gieße guten Spiritus darüber und lasse sie fest verkorkt an einem warmen Orte stehen. Nach einigen Wochen fülle ich den Extract auf kleinere Flaschen und verdünne ihn beim Gebrauche beliebig mit Wasser, je nachdem ich eine hellere oder dunklere Farbe zu erhalten wünsche. Leserin in Lippstadt.

Weihnachtsbäume (8). — Auf die Anfrage der „empfindsamen Leserin" in Nr. 1 der Illustrirten Frauen-Zeitung möchte ich vorschlagen, den ausgedienten Christbaum mit Speckschnitten, Nußkernen, Apfelschnitten u. dergl. ausgeschmückt, im Freien aufzustellen als Christbaum für unsere kleinen geflügelten Freunde draußen. Es ist ein reizender Anblick, zu sehen, wie die niedlichen kleinen Sänger im grünen Gezweig der Tanne umherhüpfen und bald da, bald dort pickend, ihre Weihnachtsbescherung fröhlich genießen. Der Baum, der uns in seinem Lichtglanz erfreut hat, wird uns draußen, mit Schnee bedeckt, und von der fröhlichen Vogelschaar belebt, noch lange nicht minder Freude machen und uns oft noch an die schönen Weihnachtstage erinnern. B. i. Th.

— Ein wehmüthiges Gefühl begleitet den Weihnachtsbaum zu seinem unrühmlichen Ende im Ofen. Nehmen wir uns ein Andenken von ihm! Wir schneiden ihm die Spitzen seiner Aeste ab, die schon Auswüchse für künftige Knospen zeigen, legen sie auf die warme Herdplatte, damit die letzten Nadeln leicht abfallen, und haben nun ein hübsches Material für allerhand reizende Arbeiten. In heißes Wasser gelegt, werden die braunen Stämmchen ganz schmiegsam, sodaß sie sich leicht in jede beliebige Form biegen lassen. Ich habe sehr hübsche Ständer von diesen Zweigen gefertigt, die sich zu Osterkarten eignen, aber auch zu Photographien und Tischkarten vorzüglich zu gebrauchen sind. Als Ostergabe habe ich sie mit Frühlings-Blüthenzweigen verziert, wozu geschickte Hände die reizenden Papierblumen passend verwerthen können. Die Anfertigung ist eine sehr leichte. Ich formte aus starkem Draht, von dem man drei gleiche Stücke gebraucht, das Gestell, bewickelte es mit braunem Gummipapier und befestigte die kleinen Zweige so, daß die Knospen oben zusammentrafen und die drei Zweige, aufrecht stehend, die Beine des Ständers bildeten. Quer darüber, als Halter für die Bilder, etwa 1 cm vom Fuße entfernt, lag ein vierter Zweig, mit je einem Erlenköpfchen am Ende. An der Spitze des Ständers vermittelte ein kleiner Strauß von Eicheln und Tannenzäpfchen den Schluß. An dieser Stelle wurde der blühende Zweig befestigt; einige Früchte und Zweige wurden zu fernerer Ausschmückung hier und da festgebunden, und zwar mit grünbesponnenem Blumendraht, und dann der ganze fertige Halter in passende Form gebogen. Zum Trocknen an den Ofen gestellt, ist er am anderen Morgen so fest, daß er sich lackiren läßt, und die Früchte bronzirt werden können. Auch zur Herstellung von Photographie-Rahmen lassen sich die Fichtenzweige benutzen. Man schneidet aus Pappe eine Form, überzieht sie mit rothem Sammet und überlegt sie mit den braunen Stämmchen. Ich hatte an dem oberen Theil des Rahmens eine höhere Rundung angebracht, sodaß ich die Zweige, bachartig, schräg über einander legen konnte. An dem unteren Theile wurden die Zweige gerade gelegt und in den Ecken mit Sträußchen aus Waldfrüchten verziert, die an Draht befestigt waren. Stämmchen und Früchte wurden mit braunem Zwirn fest genäht und hoben sich sehr hübsch von dem farbigen Sammet ab. In vielen Gegenden schneidet man aus dem Stamme des Weihnachtsbaumes Quirle. Die Kinder freuen sich das ganze Jahr daran, die Mädchen in der Küche gebrauchen sie am liebsten, und der traute Schmuck des Weihnachtsbaumes lebt in der Erinnerung der Familie fort. Frau Köhnemann, Schöneberg-Berlin.

Redactions-Post.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

L. Freifrau v. P. in H. — Wirklich zuverlässige Nachrichten über Berlioz finden Sie nur in der Biographie des Componisten von Adolphe Julien (Hector Berlioz, Sa Vie et ses Oeuvres, Paris 1888), die auch zahlreiche Portraits des Künstlers enthält. — Miß Smithson, die erste Frau des excentrischen Componisten eroberte das Herz desselben durch ihre eigenartige Darstellung der Ophelia. Sie spielte dieselbe zum ersten Male am 6. September 1827 im Odeon zu Paris und setzte nicht nur Berlioz, sondern auch Victor Hugo, Dumas, Alfred de Vigny, Delacroix und andere literarische Größen durch ihre damals ganz neue, aber noch heute allgemein gültige Auffassung der Rolle in Erstaunen. — „Béatrice et Bénédict" schrieb Berlioz zur Eröffnung des neuen Theaters in Baden. Näheres über die Geschichte dieses Werkes finden Sie in einem jüngst erschienenen kleineren Buche Julien's: „Musiciens d'aujourd'hui" (Paris, Librairie de l'Art, 1892), welches auch interessante Notizen über die Beziehungen Berlioz' zu Richard Wagner, sowie über Robert Schumann, Berlioz, Gounod, Brahms und andere Componisten enthält.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 4. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 14. Februar 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Prüfstein.

Novelle von Fedor von Zobeltitz.

Seit acht Tagen pflegte Graf Saldern seine Morgen-Promenade über das bisherige Ziel hinaus zu verlängern, denn seit acht Tagen traf er jeden Morgen, pünktlich um einhalb acht Uhr, an der Lindesmühle mit Frau von Hardenau zusammen.

Kissingen war in diesem Jahre besuchter denn je. Der zeitige Sommer hatte aus aller Herren Länder die Kurgäste herbeigelockt. Der breite Boulevard an den Brunnen war von frühester Stunde an von einer bunten Menschenmenge bevölkert, die bei den Klängen der Kurkapelle sich dem Genusse des allheilenden Racoczy-Wassers hingab und dabei die geliebte Mitwelt Spießruthen laufen ließ. Wenn die Musik einmal schwieg, schwirrte ein tosendes Stimmengewirr durch die Luft. Alle Sprachen Europa's klangen hier zusammen, — „wie beim Thurmbau zu Babel," dachte Graf Saldern, als er zum ersten Male dies lebhafte Treiben beobachten konnte.

Aribert Graf Saldern war ältester Premier-Lieutenant bei einem preußischen Husaren-Regiment. Ein hübscher Mensch, — wie man so sagt; mittelgroß, mit einem offenen, gutherzigen, aristokratischen Gesicht, das die Sonne des Manöverfeldes und des Exercirplatzes gebräunt hatte, mit dunklen, ehrlichen Augen und einem kecken Schnurrbärtchen, dessen Enden nicht zusammengedreht, sondern martialisch aufgewirbelt waren. Die bunte Uniform stand ihm sehr gut, aber auch das moderne Civil, das er im Bade trug, kleidete ihn nicht übel. Es war sehr knapp gearbeitet, — man merkte dem Träger auch an dieser Aeußerlichkeit den Lieutenant an.

Graf Saldern war von seinem Arzt auf sechs Wochen nach Kissingen geschickt worden, um sich seinen nicht in vorschriftsmäßigem Zustande befindlichen Magen mit Racoczy gesund zu baden. Es war nicht so schlimm; Graf Aribert hatte eines Abends zu viel Hummer gegessen, und da der Stabsarzt des Regiments sein Freund und nebenbei ein human denkender Menschenkenner war, so hatte dieser die erwähnte Thatsache mit ihren unvermeidlichen Folgen dazu benutzt, Saldern anderthalb dienstfreie Sommermonate zu verschaffen.

Der Graf langweilte sich in Kissingen. Anfänglich hatte das Badeleben mit seinen mannigfachen Abwechselungen ihm Spaß gemacht. Wie alle Anderen, so war auch er jeden Morgen pünktlich um sechs Uhr aufgestanden, hatte am Racoczy-Brunnen die anempfohlenen drei Becher getrunken, und sich bei einem der mordshäßlichen Blumenmädchen eine Rose für das Knopfloch gekauft. Dann war er pflichteifrig einige dreißig Mal um den Musik-Pavillon herumgelaufen, bis ihm der sorgsam gescheitelte Kopf von Wagner, Mozart und Victor Neßler dröhnte. Endlich hatte er sich auf eine Bank an der Mittel-Promenade gesetzt und die schöne Welt Revue passiren lassen. Die „schöne" Welt, — das war es eben! Es gab in Kissingen in diesem Jahre keine schöne Welt, — wenigstens nach der Ansicht Aribert Saldern's nicht, und in Sachen des guten Geschmackes, vor Allem in der Beurtheilung der Frauenschönheit, konnte der kleine Husar immerhin als maßgebend gelten.

Saldern zog die fein gezeichnete Nase kraus und kniff das linke Auge ein, als er zum ersten Male die Beobachtung machte, daß es heuer in Kissingen „so gar nichts Rechts" gäbe, was seinem geläuterten Geschmack hätte zusagen können. Er sah gern schöne Frauengestalten, — wer hätte ihm das verdenken wollen, — und er ärgerte sich darüber, daß an einer so weltberühmten Quelle zur herrlichsten Sommerzeit nur ganz bescheidene Gänseblümchen und breitplustrige Klatschrosen, aber keine stolzen Centifolien blühen wollten.

Freilich, — jeder neue Tag brachte neue Gäste. Das war ein Trost für die schönheitsdurstige Seele des Herrn Aribert. Er beschied sich und wartete geduldsam ab. Aber die Schönheiten wollten nicht kommen, — es war gerade, als hätte das königlich bayerische Bade-Commissariat mit aller Strenge des Gesetzes jedem hübschen Gesicht den Zutritt zu den Wunderquellen des alten Kisseck verwehrt.

Eines Morgens jedoch zwischen sieben und acht wurde es anders. Saldern stand mit seinem Becher und der Graf spürte plötzlich einen warm kosenden Athem im Nacken.

Einige Minuten später konnte er das Glas mit dem angewärmten Quellwasser seiner Besitzerin zurückreichen. Die junge Dame stand an einem der schlanken Eisenpfeiler, welche das Dach des Brunnen-Pavillons trugen, und schaute mit halb gedankenlosem Ausdruck im Auge in das lebhafte Treiben auf der Promenade. Sie schrack leicht zusammen, als der Graf mit einer Verneigung vor sie hin trat und ihr den Glasbecher entgegenhielt; ein feines Roth färbte ihre Wangen dunkler, und ein anmuthiges Lächeln spielte um ihren Mund.

„Ich danke Ihnen," sagte sie.

„Bitte unterthänigst," gab Graf Saldern zurück, — in demselben Augenblick, da eine Menschenwelle die Beiden von einander trennte.

Prinzessin Mary von Teck und Prinz Albert Victor, Herzog von Clarence und Avondale.

Siehe Seite 31.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Saldern hatte also seine Schönheit gefunden, — eine wenigstens, — und da er genügsam war, so gab er sich damit zufrieden. Jeden Morgen zur Brunnenzeit suchte er sich unter der promenirenden Menschheit seine holde Unbekannte heraus und defilirte mit respectvollem Gruß an ihr vorüber. Und sie erwiederte den Gruß jedesmal mit dem gleichen, liebenswürdigen Lächeln und derselben verbindlichen Neigung des Kopfes.

Das währte etwa acht Tage. Da kam es Saldern eines schönen Morgens in den Sinn, seinen Früh-Spaziergang ein halbes Stündchen über die Brunnen-Promenade hinaus bis nach der am Saale-Ufer in grüner Trift gelegenen Lindesmühle zu verlängern. Er hatte an diesem Morgen „seine Unbekannte“ nicht gesehen, so eifrig er auch nach ihr gesucht, — und das ärgerte ihn. Er lächelte selbst darüber, als er sich auf dem Wege nach der Lindesmühle in einem Anfluge ernsthafterer Gedankensichtung Rechenschaft darüber zu geben versuchte, warum dies Gefühl der Unzufriedenheit so plötzlich in ihm aufgetaucht sei. War es nicht vielmehr ein Empfinden anderer Art, — das einer gewissen seelischen Leere, einer gegenstandslosen Sehnsucht des Herzens?

Saldern schüttelte, weiterschreitend, den Kopf und lächelte wieder, — etwas bitterer als zuvor, — jedenfalls durchaus nicht frohmüthig. Er hatte bisher drei Worte mit der Unbekannten gesprochen, — drei ganz gleichgültige Worte, — und sie acht Mal aus der Entfernung begrüßt. Das war sein Verkehr mit ihr gewesen. Und sie war ihm in gewissem Sinne auch wirklich so gleichgültig, wie man bei dieser flüchtigen Brunnen-Bekanntschaft als selbstverständlich annehmen konnte, — trotzdem aber fehlte ihm ein Etwas, da er sie heute nicht gesehen hatte. Er entbehrte es, daß er sie nicht hatte grüßen und ihr reizendes Lächeln nicht hatte in Empfang nehmen dürfen . . .

Bei einer Biegung des Weges blieb Saldern stehen. Ueber sein hübsches Gesicht hatte sich plötzlich ein tiefes Roth verbreitet, und seine braunen Augen waren größer geworden. Wenige Schritte vor ihm saß „seine Unbekannte“ im Schatten zweier Ulmen auf einer Gartenbank und las.

Ja wohl, sie war es. Saldern schritt nicht weiter, sondern blieb eine kurze Minute beobachtend stehen. Wie war sie schön! — Sie hatte den Kopf über ihr Buch geneigt, aber das reizvolle, edel geschnittene und sehr vornehme Profil war trotz dieser leichten Beugung in jeder Linie deutlich zu erkennen. Zwischen dem umgelegten Kragen des Jackets, das sie trug, und dem hoch toupirten dunklen Haar wurde der schimmernde Ansatz des Nackens sichtbar. Ihre Gestalt war ziemlich schlank, ohne der Fülle zu entbehren, und von wundervoller Feinheit waren Hände und Füße.

Die Hand kannte Saldern bereits, — die Kleinheit ihres Fußes konnte er in diesem Augenblicke bewundern. Er schwärmte für kleine Füße, und deshalb verehrte er auch die Polinnen im Besonderen und konnte die Engländerinnen im Allgemeinen nicht leiden. Ein Füßchen, wie das „seiner Unbekannten“, aber glaubte er im Leben noch nicht gesehen zu haben. Auf die Kleinheit allein kam's ja nicht an, — die Zierlichkeit und der aristokratische Bau, die Wölbung des Spanns und die sanfte Rundung am Knöchel, — das Schmale und dabei doch Volle des ganzen Fußes, der in einem niedrigen Halbschuh aus gelbem Leder steckte, — das war's, was unseren Schönheitsforscher entzückte . . .

Fühlte die Unbekannte, daß sie beobachtet wurde? — Sie zog plötzlich die Füße weit unter den Kleidersaum zurück, ließ das Buch sinken und blickte auf.

Saldern trat näher und zog ehrerbietig den Hut.

„Sie sind so sehr in Ihre Lectüre vertieft, gnädiges Fräulein,“ sagte er, — um überhaupt etwas zu sagen, denn er war ein wenig verwirrt, — „daß ich fürchten muß, mein unvermuthetes Erscheinen dürfte Sie gestört haben . . .“

Die Dame lächelte, — jenes reizende Lächeln, für das sich Saldern förmlich begeistern konnte, das zwei zarte Grübchen auf ihren Wangen und zwei Reihen blinkender Zähne sehen ließ.

„Ich bitte sehr, Herr Graf,“ entgegnete sie, „Sie stören durchaus nicht . . .“

Saldern schaute überrascht auf. ‚Herr Graf‘, hatte sie gesagt, — sie kannte also bereits seinen Namen! —

„Ja wohl, — ich kenne Sie bereits bei Namen,“ nickte sie freundlich, — es war, als ob sie in seinen Gedanken gelesen hätte, — „Herr Kniep aus Darmstadt hat ihn mir verrathen.“

Saldern ließ seinen Schnurrbart durch die Finger gleiten.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „ich bin etwas confus geworden. Wer ist Herr Kniep aus Darmstadt? Ich entsinne mich nicht, die Bekanntschaft eines Herrn Kniep gemacht zu haben, — aber ich kann mich irren, — ich bin ein wenig zerstreut, — in letzter Zeit wenigstens, ich, — —“

Nun lachte die Dame hell und silbertönig auf, legte ihr Buch neben sich auf die Bank und lud den Herrn Grafen mit graziöser Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

„Bitte,“ sagte sie, „Raum für Alle hat die Erde, — kusch' dich, Bijou!“ — Die letzte Apostrophe galt einem allerliebsten Seidenspitz, der sein weißhaariges Köpfchen neugierig unter den Plisséfalten des Kleidsaumes hervorschob, sich auf den Befehl seiner Herrin aber sofort wieder gehorsam duckte. „Also, Herr Graf! Herr Kniep aus Darmstadt, ein langjähriger Freund von mir, nebenbei Fabrikant von Schwung- und Treibriemen und dergleichen Lederzeug mehr, wohnt mit Ihnen zusammen im Hotel Victoria und hat einige Mal mit Ihnen an der gleichen Table d'hôte gegessen. Daher kennt er Sie . . . Und nun nennen Sie mich fürderhin, bitte, nicht mehr ‚gnädiges Fräulein,‘ denn ein Fräulein bin ich seit fünf Jahren nicht mehr —“

„Oh,“ machte Saldern, — die Interjection kam ihm unversehens von den Lippen, — es war ihm unangenehm genug.

„Frau von Hardenau,“ stellte die junge Dame sich selbst vor.

Saldern stand auf und verbeugte sich. Frau von Hardenau, — — sein Ideal war also verheirathet! Er hatte Unglück, der arme Aribert. Ueber seine Stirn huschte ein flüchtiger Schatten, und zwischen den Augenbrauen bildete sich für einen Moment eine Falte, die seinem lebenslustigen Gesicht etwas sehr Ernstes gab, — dann zog er die Rose, die er im Knopfloch trug, hervor, zerblätterte sie mit spielenden Fingern und entgegnete in ziemlich gleichgültig klingendem Unterhaltungs-Tone:

„Sind gnädigste Frau mit den Hardenaus auf Werbische in der Lausitz verwandt, wenn ich fragen darf? Oder ist Ihr Herr Gemahl der Commandeur der siebzehnten Ulanen, — ein Hardenau-Giebeck, wenn ich nicht irre —?“

„Doch nicht, Graf Saldern,“ — das Auge der schönen Frau ruhte bei der Antwort wie sinnend auf der halberblühten Rose, die Aribert in grausamem Muthwillen zerpflückte, — „die Familie meines Mannes stammt aus den Ostsee-Provinzen, aus Esthland, und ist mit den schlesischen Hardenaus, so viel mir bekannt, gar nicht verwandt, — führt auch ein anderes Wappen . . . Mein Gatte starb vor zwei Jahren, — ich bin Witwe.“

„Ah,“ machte Saldern, — und auch diese kurzklingende, rasch hervorgestoßene Interjection schien ihn selbst zu erschrecken, denn er fügte unmittelbar ein bedauerndes „Oh, — oh, gnädige Frau!“ hinzu.

Frau von Hardenau schien Beides überhört zu haben. Sie hatte den Blick noch immer fest auf die dem Untergange geweihte Rose in den Händen Ariberts geheftet und sagte nun in einem Tone, in den sich ein tiefes Mitgefühl mischte:

„Warum gehen Sie so schonungslos mit dieser armen Blüthe um, Graf Saldern? Aus Muthwillen?“

Aribert unterbrach sein Vernichtungswerk.

„Nein, gnädige Frau, — nur aus Spielerei.“

„Spielerei und Muthwille sind aber nahe verwandt, Herr Graf. Ich bedauere Ihr Opfer. Wie schön war diese dunkelrothe, wie ein Rubin strahlende Rosenknospe!“

„Die Blumenmädchen an der Promenade halten noch zahlreiche ähnliche Exemplare feil, — — gnädigste Frau würden mich herzlich verbinden, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen einen vollen Strauß zu Füßen zu legen!“

„Um Gottes Willen, Graf Saldern, — das ist bei all ihrer Kostbarkeit eine zu wohlfeile Galanterie für mich! Ich danke Ihnen aufrichtig und nehme den guten Willen für die That an. Und nun stecken Sie die zerzauste kleine Knospe wieder an ihren alten Platz, — sehen Sie, wie hübsch sie sich immer noch ausnimmt! Aber Sie scheinen kein Freund von Blumen zu sein.“

„Doch, gnädige Frau. Ich liebe Alles, was schön ist.“

„Wissen Sie, daß das sehr hartherzig klingt? Gute Menschen, — und Sie sind doch hoffentlich ein solcher, — lieben nicht nur das Schöne, sondern auch das Häßliche, wenn es um seiner selbst willen geliebt zu werden verdient. Das ist ein wenig doctrinär ausgedrückt, aber wahr.“

„Ich habe schon gemerkt, daß gnädigste Frau sehr wahrhaftig sind . . .“

„Sie sagen das in einem Tone, als ob Sie nicht immer die Wahrheit gern hörten.“

Saldern betrachtete mit Aufmerksamkeit die Spitze seines Stiefels. Er dachte einen Augenblick nach. Frau von Hardenau hatte eine eigene Art, die Unterhaltung zu führen. Sie war sicher eine Frau von Geist, aber es schien, als gefalle sie sich darin, die Geistreiche zu spielen, — es machte zuweilen den Eindruck, als ob sie in sorgsam gefeilten Aphorismen spräche.

„Sie will dich verblüffen,“ dachte Graf Aribert, „tant mieux, — da wirst du ihr zeigen, daß du auch nicht auf den Kopf gefallen bist . . . Aber was soll ich ihr auf diese letzte Anzapfung antworten! Soll ich philosophisch anfangen: was ist Wahrheit? — Nein, das ist zu alt und klingt zu gesucht, — machen wir's anders!“ . . . „Wenn ich die Wahrheit immer und in jeder Form gern hören wollte, gnädige Frau,“ fuhr er laut fort, „dann würde ich ein Muster von Vollkommenheit sein. Und das bin ich durchaus nicht; — ich gestehe Ihnen sogar, daß ich eine gewisse Abneigung vor der tadellosen Vollkommenheit habe. Mich fröstelt vor ihr.“

„Fröstelt Sie in diesem Augenblick auch?“ warf Frau von Hardenau ein, und ein schelmischer Zug spielte um ihre Mundwinkel.

„Das kann ich nicht behaupten,“ gab Graf Saldern zurück, — ob dieser sonderbaren Frage stutzend und einen Blick auf die bereits heiß herniederbrennende Sonne werfend.

„Schade,“ entgegnete Frau von Hardenau lächelnd, „dann bin ich also doch nicht so vollkommen, wie ich gehofft habe . . .“

Sie erhob sich, indessen Bijou, gähnend und sich streckend, aus seinem Versteck hervorkroch, und warf dabei versehentlich das Buch zur Erde, in dem sie vordem gelesen hatte. Saldern bückte sich schnell, den Band aufzuheben, und entgegnete dabei mit leicht keckem Timbre in seiner wohlklingenden Stimme:

„Nein, — auch Sie sind keine Vollkommenheit, gnädige Frau, — — was wollten Sie sonst auch in Kissingen? . .“ Er schaute ihr einen Augenblick voll in das blühende, lachende Antlitz und präsentirte ihr dann auf der flachen Hand das Buch, das sie kopfnickend zurücknahm.

„Darf ich fragen, mit welch' unterhaltender Lectüre gnädigste Frau sich beschäftigen —?“

„Es dürfte Sie kaum interessiren, Graf Saldern . . .“

„Warum urtheilen Sie von vornherein so absprechend, Frau von Hardenau? Ich habe für Alles Interesse, was gut und schön ist, — ich erlaubte mir das in ähnlicher Wendung erst vor wenigen Minuten zu bemerken.“

Vielleicht klang die Stimme des Grafen bei diesen Worten ein klein wenig schärfer, ein klein wenig gereizt, denn Frau von Hardenau wandte sich mit überraschtem Ausdruck zu ihm um und ließ ihr tief dunkelbraunes Auge zum ersten Male fast prüfend auf seinen Zügen ruhen. Dann reichte sie ihm die Hand.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, — ich wollte Sie nicht verletzen. Ich bin vielfach mit Offizierskreisen in Berührung gekommen, — der Verkehr meines verstorbenen Gatten beschränkte sich fast ausschließlich auf diese, — und habe geglaubt, mir ein ziemlich abschließendes Urtheil über die geistige Interessen-Sphäre der Herren in Uniform bilden zu können. Aber mein Urtheil mag ein oberflächliches gewesen sein, — ich gebe es zu . . .“ Sie schlug den Maroquin-Deckel des Büchelchens auf. „Kennen Sie Leopardi's Gedichte?“

„O gewiß, gnädige Frau, —“ und Graf Saldern nickte, — „aber ich gestehe Ihnen auch unumwunden, daß ich mich für die weltschmerzlichen Träumereien Leopardi's, in so wundervoll klingenden Rhythmen er sie auch wiederzugeben weiß, nie habe begeistern können. Mir ist der deutsche Heine lieber als sein welscher Nachempfinder . . .“ Und Saldern versuchte sich in einer kurzen Charakteristik des vielgerühmten italienischen Poeten, die manches treffende Wort enthielt.

Frau von Hardenau hörte schweigend zu, während sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmes dann und wann spielend einen Kiesel vor sich her trieb.

„Ich muß Ihnen eine Abbitte leisten, Graf Saldern,“ sagte sie, als dieser geendet hatte, und wieder spielte das unbeschreiblich anmuthige Lächeln, das den jungen Offizier so zu entzücken vermochte, um ihre kirschfarbenen Lippen; „ich habe Sie unrichtig taxirt, und mit Ihnen vielleicht Ihren ganzen Stand . . .“

„Pardon, gnädigste Frau,“ warf Saldern, während seine Wangen sich höher färbten, dazwischen, „gestatten Sie mir, ehe Sie weiter sprechen, eine Einschaltung. Sie wollen mir ein Lob zollen, weil ich als königlich preußischer Kavallerie-Offizier in der italienischen Literatur Bescheid weiß. Ich quittire dankend über dies Lob, das für mich ganz besonders werthvoll ist, da es, — da es aus — Ihrem Munde kommt. Verdient habe ich es nicht so ganz. Ich war drei Jahre zur deutschen Botschaft in Rom commandirt, und da machte es sich ganz von selbst, daß ich mich ein wenig um die Poeten Italiens kümmerte. Es ist also gewissermaßen einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß ich Ihnen Rede stehen konnte. Im Uebrigen, gnädigste Frau,“ — und nun klang es wie leiser Spott durch die Worte des Sprechenden, — „bin ich ja nicht nur Kavallerie-Offizier, der lediglich im Interesse für seinen Dienst und für allerhand ritterlichen Sport aufgeht, sondern nebenbei auch Mensch, der als solcher an den geistigen Strömungen seiner Zeit Antheil nimmt und sie verfolgt, so gut er es bei seiner etwas einseitigen Er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ziehung vermag. Sie, gnädigste Frau, haben in mir, — ich glaube das dem Anfange unserer Unterhaltung entnehmen zu können, — wohl nur den — Lieutenant gesehen. Ja, — habe ich Recht?"

Die letzte Frage klang wieder scherzhaft und lustig, und der Schalk blitzte auch aus Saldern's Augen. Frau von Hardenau aber war ernsthafter geworden, — das „reizende Lächeln" wollte nicht wiederkommen. Man plauderte noch ein halbes Stündchen mit einander über allerlei, bis Frau von Hardenau abermals das Thema auf das Bildungs-Niveau unserer vornehmen jungen Welt, vor Allem auf das der Offizier-Corps, brachte. Saldern gab zu, daß im großen Ganzen in den Offizierskreisen nicht das rege geistige Leben und das Interesse für Kunst, Wissenschaft und Literatur herrsche, wie in den meisten bürgerlichen Berufen; — es liege das wohl hauptsächlich an der straffen Inanspruchnahme des Offiziers durch den Tagesdienst, — doch man übertreibe, wenn man glaube, daß die Interessen-Sphäre unserer Offiziere sich lediglich in einem Kreise von Aeußerlichkeiten bewege. Es sei dies eine Täuschung, die in den meisten Fällen durch den leichten und oberflächlichen Ton unseres gesellschaftlichen Lebens hervorgerufen werde. In Wahrheit sei gerade im letzten Jahrzehnt ein frischer geistiger Zug in das Offizier-Corps gekommen, und wer sich mit den obwaltenden Verhältnissen näher vertraut mache, werde constatiren müssen, daß soldatische Tüchtigkeit sich meist, oder vielfach mit jener universellen Bildung vereine, die den Mann von Welt charakterisiren soll.

„War Ihr verewigter Herr Gemahl, wenn ich fragen darf, auch Offizier?" schloß Saldern seine Auseinandersetzung.

Ueber das Antlitz der jungen Frau huschte etwas, wie ein Schatten trüber Erinnerung; — dann erwiderte sie kurz: „Ja, — er war es," — und fügte unmittelbar darauf, als läge ihr daran, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinüberzuspielen, in leichterem Tonfall hinzu:

„Sehen Sie den dicken Herrn dort drüben, — auf der anderen Seite der Promenade, — den im grau gemusterten Sommerröckchen: das ist mein Freund, Herr Kniep aus Darmstadt!" . . .

* * *

Von diesem Tage ab traf Graf Aribert an jedem Morgen zur gleichen Stunde in der Gegend der Lindesmühle mit Frau von Hardenau zusammen. Sie begrüßten sich freundschaftlich, als wären sie schon alte Bekannte, und promenirten sodann in lebhaftem Geplauder einige Male am Saale-Ufer auf und nieder, bis man sich nach einer kleinen Stunde mit einem Händedruck von einander verabschiedete, um sich am nächsten Morgen an derselben Stelle wieder zusammenzufinden.

Zu späterer Tagesstunde hatte Saldern die junge Frau noch nicht gesehen, obwohl er auf allen Promenaden und Waldwegen, auf dem Kiesplatze vor dem Kurhause und in den besuchtesten Garten-Etablissements der Umgegend, — an allen Orten, an denen die elegantere Gesellschaft der Saison sich zusammenzufinden pflegte, — oft genug nach ihr gesucht hatte. Sie schien ihre Behausung nur ungern zu verlassen.

Graf Saldern befand sich zu dieser Zeit, wie er sich selbst versicherte, in einer „ganz verteufelt merkwürdigen" Gemüthsstimmung. Er war das nicht von sich gewohnt, — es beunruhigte ihn. Eine Art nervöser Ruhelosigkeit hatte sich seiner bemächtigt; das Gefühl für die Behaglichkeit des Daseins, der innere Ausgleich, den sein zu einer gewissen philosophischen Beschaulichkeit hinneigendes Wesen sonst auch in schwierigeren Situationen leicht fand, — all' das schien ganz plötzlich verschwunden zu sein.

Frau von Hardenau hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als je vordem ein weibliches Wesen, — das gestand er sich ohne Umschweife, und auch das beunruhigte ihn. Er glaubte mit seinen zweiunddreißig Jahren gegen jede thörichte Aufwallung des ungestümen Blutes gewappnet zu sein. Er gehörte auch in der That nicht zu jenen leicht empfänglichen Naturen, deren Herz bei jedem zündenden Funken aus schönen Augen gleich lichterloh aufflammt. Saldern besaß ein ziemlich kühles Naturell und wenig von dem, was man Temperament zu nennen pflegt. Innere Veranlagung und äußere Verhältnisse hatten gleichermaßen eine gewisse, ruhige Abgeklärtheit in ihm erzeugt. Aus einer alten und vornehmen, aber wenig begüterten Adelsfamilie Ostpreußens stammend, hatte er anfänglich, seinem eigenen Herzenswunsche folgend, einige Jahre studirt, um später die diplomatische Carrière einzuschlagen. Seine Mittellosigkeit hinderte ihn jedoch daran, sie weiter zu verfolgen, und so quittirte er den juristischen Dienst und trat, um in einem „standesgemäßen" Berufe zu bleiben, in ein Husaren-Regiment ein, das in der Armee den nicht böse gemeinten Spottnamen „das arme Grafen-Regiment" führte, weil sein Offizier-Corps sich fast nur aus Mitgliedern verarmter Familien der höheren Aristokratie zusammensetzte. Saldern war kein passionirter Soldat, aber er that als solcher seine Schuldigkeit, wie die Pflicht es erforderte. Um sich aus der Gleichförmigkeit des Frontdienstes in eine an Abwechselung reichere Thätigkeit hineinzubringen, hatte er sich verschiedentliche Commandos, — nach der Kriegs-Akademie in Berlin, der Offizier-Reitschule in Hannover, der deutschen Botschaft in Rom, — zu verschaffen gewußt und hoffte bei seiner bevorstehenden Ernennung zum Rittmeister dem Generalstabe aggregirt zu werden.

Aribert Saldern war eine nicht unbedeutend veranlagte Natur. Es steckte auch etwas von einem Schöngeist in ihm, — ein Erbtheil seiner Großmutter, wie er behauptete, jener Gräfin Sophie Schmettritz, deren schwungvoll patriotische Dichtungen zur Zeit der Befreiungskriege in allen Preußenherzen klingenden Wiederhall gefunden hatten. Aribert beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel und eingehend mit der zeitgenössischen Literatur und hatte sich auch selbst schon verschiedentlich schriftstellerisch versucht; Gedichte, Skizzen und Novelletten aus seiner Feder waren unter dem Pseudonym „A. von Salbach" in mannigfachen Zeitschriften veröffentlicht worden, und das Honorar, das dieselben ihm eingebracht, hatte ihm über manche kleine Verlegenheit fortgeholfen. Saldern hielt seine schöngeistige Thätigkeit, die er immer nur als eine Art vornehmer Zerstreuung auffaßte, vor seinen Kameraden und selbst vor seinen besten Freunden streng geheim; er liebte es nicht, sich Neckereien auszusetzen, und er stand zudem auch noch zu sehr im Banne überlieferter Vorurtheile, um es für „richtig" zu erachten, daß ein königlich preußischer Husaren-Offizier, und obenein ein Graf, für schnödes Geld „Federdienst" leiste. Er liebte diesen „Federdienst" aber darum nicht minder, je stiller und heimlicher er ihn cultivirte, denn er verschönte ihm die Monotonie des Garnisonlebens und söhnte ihn mit einem Berufe aus, an den ihn nur eine ziemlich flüchtige sportliche Neigung und eine gewisse Vorliebe für ritterliche Repräsentation, nicht aber eine ausgesprochene Passion fesselte.

Mit seinem Herzen war sich Graf Aribert allezeit im Reinen gewesen. Man nannte ihn unter den Kameraden einen „Frauenfeind", weil man seinen Namen noch nie in Verbindung mit einer lustigen Liebschaft gehört hatte; die Damen seines Regiments aber behaupteten, er habe ein „Marmorherz", denn er befleißigte sich im Verkehr mit ihnen, und selbst mit den hübscheren und anmuthsvolleren, einer eigenen ruhigen und kühl überlegenen Art, die ganz seltsam von dem warmen, flotten und enthusiastischen Lieutenants-Tone abstach, den man sonst in der Garnison gewöhnt war. Saldern war übrigens selbst davon überzeugt, daß sein Herz „irgend welcher Dummheiten" nie fähig sein würde. In sein Lebens-Programm gehörte selbstverständlich „eine Partie" und selbstverständlich eine „gute"; auch zweifelte er keinen Augenblick daran, daß er ein braver Ehemann werden würde, — aber damit hatte es noch Zeit, — das war Zukunftsmusik!

Und nun auf einmal, — es war zu ärgerlich, — begann sich vor der Zeit und ganz unmotivirt dies dumme „Marmorherz" gar gewaltig zu regen. Was war nur an dieser Frau von Hardenau so Begehrenswerthes? — Saldern hatte Mädchen und Frauen kennen gelernt, die nicht minder schön und nicht minder geistreich und liebenswürdig gewesen waren, — und sie hatten ihn gleichgültig gelassen. Frau von Hardenau aber erfüllte sein ganzes Wesen, und tief in sein ruhelos klopfendes Herz hatte sich ihr Bild gegraben. Immer sah er sie vor sich, — ihre schlanke Gestalt, ihr rosiges, sympathisches Antlitz mit den dunklen Augen voll zauberhaften Schmelzes und den lebensfrischen, purpurrothen Lippen, ihr schwarzbraunes Haar, das sich so anmuthsvoll auf der von den Grazien geküßten Stirn kräuselte! Und immer und überall schien ihm der Wohllaut ihrer Stimme im Ohre zu tönen, schien ihre Wesenheit ihn zu umschmeicheln.

So war er eines Morgens nach unruhiger Nacht aufgestanden und vor den Spiegel getreten. Ein blasses Gesicht schaute ihm aus dem Glase entgegen mit umschatteten Augen und verdunkelter Stirn. Er erschrak beinahe vor sich selber; — dann stiegen ihm plötzlich heiße Blutwellen in das Antlitz, und er stampfte wüthend mit dem Fuße auf. Ein wilder Grimm über das schwache, verliebte Herz packte ihn. Er war verliebt, ja, er war rasend verliebt, — er fühlte, daß dieses verführerische Weib sich liebeslüstern in sein Herz hineingestohlen hatte, dieses Weib, — das er kaum kennen gelernt, dessen Vergangenheit und Lebensstellung ihm noch völlig fremd waren! Er liebte die junge Witwe, — er wiederholte sich das immer wieder, — er liebte ihre herrlichen Augen, ihr Lächeln, ihr duftendes Haar, — und wie er abermals den Blick erhob und sein zorniges Gesicht im Spiegel erschaute, da schien es ihm, als luge ihr süßes Antlitz über seine Schulter herüber, und als öffneten sich ihre Lippen zu einem herzlichen Grußworte . . .

Er schlug sich wild vor die Stirn und warf sich halb angekleidet in einen Sessel. Wie albern war sein Zorn und sein Trotz, — und wie kindisch sein Herz! — Er versuchte ruhiger zu werden und seine Gedanken zu sammeln. Ihm fiel ein, was einst seine Mutter zu ihm gesagt hatte, als er zum ersten Male in der schmucken Lieutenants-Uniform vor ihr stand, und es nach kurzem Urlaub an's Abschiednehmen ging. „Zügle dein Herz," — fast Wort für Wort kam ihm der Mutter warnender Rath in die Erinnerung zurück, — „zügle Dein Herz, mein Sohn, wenn es einmal ungestüm werden will. Gieb nicht nach beim ersten heißen Aufwallen, sondern laß auch die Vernunft sprechen, die der festeste Damm wider den Strom der Leidenschaft ist. Die erste Liebe ist der beste Prüfstein für die Reife eines Charakters."

Das hatte die Mutter gesagt, vor deren geläuterter Lebensanschauung sich der Sohn immer gebeugt hatte. Nun lag der Prüfstein vor ihm, — aber er fühlte wohl, daß es ihm unsagbar schwer fallen werde, die kalte Vernunft der tosenden Leidenschaft als Wall entgegenzustellen.

Den Nachmittags-Kaffee pflegte Saldern gewöhnlich mit einem Sport-Bekannten, den er in Kissingen wiedergefunden hatte, auf der Terrasse des Casinos einzunehmen. Dieser Bekannte war ein Baron Ertringen und hieß mit seinem Spitznamen „der Gothaer", — nicht etwa, weil er aus Gotha stammte, sondern weil es zu seinen Spezial-Vergnügungen zählte, den Almanach de Gotha auswendig zu kennen, und weil er in der Geschichte und der Genealogie der deutschen Adelsgeschlechter geradezu staunenerregende Kenntnisse besaß.

Baron Ertringen, — ein langer, hagerer Mensch von äußerst eleganter Erscheinung, mit blasirtem Gesicht und müden Augen, — war sich seines genealogischen Wissens sehr wohl bewußt und prahlte gern damit, wenn ihm Gelegenheit dazu wurde. So auch heute. Saldern hatte ihn gefragt, ob er zufällig mit der schönen Frau von Hardenau bekannt sei, die sich gegenwärtig zur Kur in Kissingen aufhalte, oder Näheres über die junge, anmuthige und liebenswürdige Dame wisse.

„Die Frage ist schwer zu beantworten, lieber Saldern," hatte Ertringen erwidert; „Hardenau's giebt es wie Sand am Meere, — es ist ein weitverzweigtes Geschlecht, das in seinen fünf Linien an die vierhundert Mitglieder zählt, also noch mehr als die Arnim's und Wedel's . . ."

„Unsere Kurgenossin gehört meines Wissens dem esthländischen Zweige der Familie an," warf Aribert beiläufig ein und schaute halb träumend den Rauch-Guirlanden seiner Cigarre nach, während er doch aufmerksamen Ohres den Erörterungen des Barons lauschte.

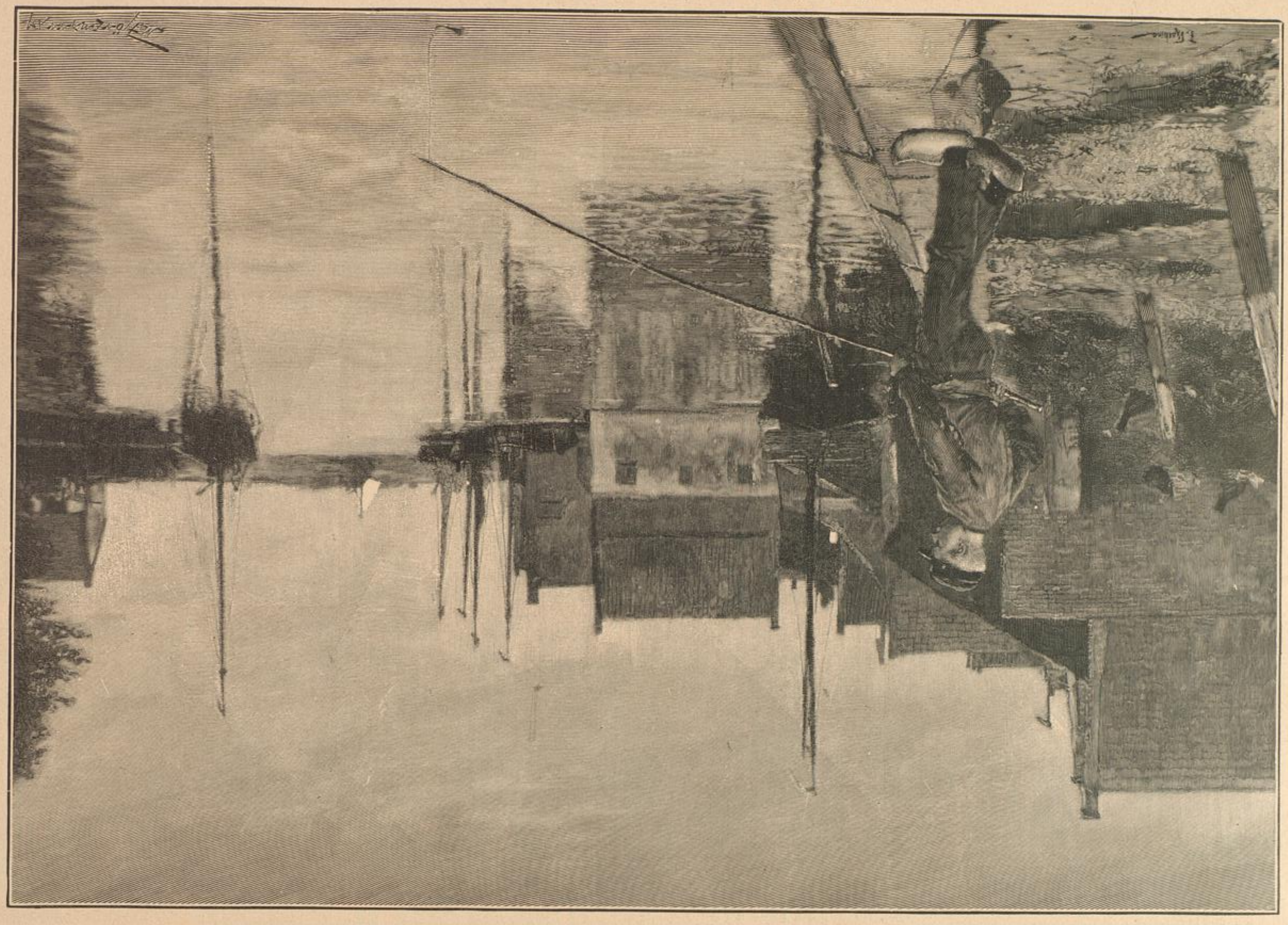
„Ah, — also dem esthländischen!" meinte Ertringen interessirt. „Das sind durch die Bank sehr reiche Leute, lieber Saldern, sehr reiche Leute! Aber verdreht, — man sagt, bei den Hardenau's in Esthland sei der Spleen erblich, wie in gewissen englischen Geschlechtern! Seit drei Generationen ist kein Hardenau-Eesenberg, — Eesenberg ist das Stammgut, — eines natürlichen Todes gestorben. Der Eine erschoß sich einer Liebschaft wegen, der Andere aus Langeweile; Einer wurde auf der Jagd getödtet, ein Zweiter ertrank beim Angeln, ein Dritter brach sich beim Rennen den Hals, — kurzum, es waltet ein Unstern über dem Eesenberger Hause. Der Stifter des Majorats wurde in irgend einem Türkenkriege gefangen genommen, zum Sklaven gemacht, entfloh dann, wurde Pirat, und ich weiß nicht, was noch Alles, und starb schließlich in Lissabon an der Pest. Das muß der Verrückteste von Allen gewesen sein! Der von ihm entworfene Fideicommiß-Codex bestimmt nämlich, daß die Herrschaft Eesenberg nach dem Tode des jeweiligen Besitzers unter seinen directen Nachkommen — auszuwürfeln sei. Der Codex enthält für diesen Zweck einen förmlichen Knobel-Comment. Ist so etwas dagewesen? — Da entsinne ich mich übrigens, daß auch der letzte Besitzer von Eesenberg ein wenig schattenhaft aus der Welt gegangen ist. Er soll im Auslande in einem zweifelhaften Duell gefallen sein, — in Monaco oder da unten herum, — nachdem er zuerst einige Jahre in russischen und dann in österreichischen Diensten gestanden hat. Sollte unsere schöne Kurgefährtin seine trauernde Wittib sein? — Das ist schon möglich, — oder nein, — doch kaum, denn dieser Hardenau hatte meiner Erinnerung nach eine kleine Soubrette geheirathet, die ihm dann wohl durchgegangen war, — — es war etwas Aehnliches . . . Geben Sie mir ein bischen Feuer, Saldern!" —

Aribert reichte dem Schwätzer seine Cigarre hinüber und entfernte sich bald. Der genealogische Klatsch Ertringen's war wirklich ermüdend langweilig.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Im alten Rhein. Nach einem Gemälde von Franz Stuckina. — Siehe Seite 32.



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Ballfest im Jahre 2000.

Von Georg Malkowsky.
Mit sechs Zeichnungen von Fr. Stahl.

Berlin, den 15. Januar 2000.

Man wird nicht umsonst an der Grenze zweier Jahrtausende geboren, vor Allem, wenn solhane Einzelgeburt mit der Wiedergeburt der gesammten Menschheit zusammenfällt. Wir, denen alle Segnungen des Bellamy'schen Zukunftsstaates zu Theil geworden, haben ein Recht, mitleidig auf eine Vergangenheit zurück zu blicken, mit der wir zum Segen der Mit- und Nachlebenden gründlich gebrochen haben. Das Mitleid ist eine so schöne, schmerzlich-süße Empfindung, und je weniger wir heute, nach Abschaffung alles menschlichen Elendes, Grund haben, wirklich mitleidig zu sein, um so sorgfältiger sollten wir ein Gefühl künstlich zu erzeugen suchen, das die

Statue der neuen Kunst. Von F. Stahl.

Nerven angenehm erregt, ohne sie in allzu schmerzliche Schwingungen zu versetzen. Das Mitleid mit der Vergangenheit ist im zweiten Jahrtausend einer der Haupthebel unseres Gesellschaftslebens geworden, und auf diesen milden Affect war das Kostümfest begründet, mit dem unsere junge Berliner Künstlerschaft am 15. Januar 2000 die Reihe der großen Saison-Festlichkeiten eröffnete.

Freilich, jene stickend heißen Ballräume, in denen man sich im bejammernswerthen neunzehnten Jahrhundert nach den rasenden Tacten ohrzerreißender Orchestermusik zu drehen pflegte, ließen sich nicht herstellen, ohne dem ganzen Fest das Gepräge einer Heißwasser-Heilanstalt aufzudrücken. Seitdem die allgemeine Straßen- und Luftheizung eingeführt ist, seitdem wir den Regen nach Willkür bestellen und abbestellen, kennen wir nicht mehr jene erdrückenden Mauermassen, die man früher schönrednerisch als Festräume zu bezeichnen pflegte. Ueber den luftigen Säulenhallen der Philharmonie, die in einer offenen Gallerie ihre Bekrönung finden, dehnte sich der sternenklare, hier und da von elektrischen Lichtstreifen durchquerte Nachthimmel. Magisch schimmerte das metallene Maschennetz der Telephon-Drähte hoch über unseren Köpfen, und in breiteren Lichtmassen erglänzten die auf riesigen Pfeilern sich dehnenden Aluminium-Schienen der pneumato-elektrischen Hochbahn. Drunten zwischen den Säulenhallen aber drängte sich ein buntes, lustiges Völklein, dessen vielfarbige Trachten von Glühlampen beleuchtet wurden, die sich in mächtigen Guirlanden aus frischen Tannenzweigen bargen.

Das vernunftgemäße Gesellschaftsleben des zweiten Jahrtausends ist auf Selbstverleugnung gegründet. Man findet sich nicht mehr zusammen, um sich, sondern vorwiegend, um Andere zu ergötzen. So hatte denn der größere Theil des zahlreichen Fest-Publikums in edler Aufopferung das entsetzliche Kostüm des neunzehnten Jahrhunderts gewählt. Die in schwarzen, faltenlosen Tuchröhren steckenden Beine, die unnatürlich spitz zulaufenden Schuhe, jener formlose, schwalbenschwanzähnliche „Frack", aus dem sich erst in unserem Jahrtausend, wie der Schmetterling aus der Puppe, die kleidsame männliche Gesellschaftstracht entwickeln sollte, ein mit dem linken Arme seitlich an den Brustkasten zu drückender Deckel, den man, sobald er mit hörbarem Knall aufgeklappt wurde, auch als Kopfbedeckung benutzen konnte, das Alles bildete ein ergötzliches Ensemble, das nur durch die noch weniger naturgemäße weibliche Ball-Toilette überboten werden konnte. War es möglich, daß man erst so spät lernte, wie zum Tanzen denn doch zunächst Hand und Fuß frei sein müssen, eine Nothwendigkeit, denen Schleppe und enge Robe geradezu spotteten? Die Liebenswürdigkeit unserer Damen vom Jahre 2000 erscheint im glänzendsten Lichte, wenn man bedenkt, daß sie sich, um ihren Schwestern vom Jahre 1900 möglichst ähnlich zu sehen, nicht gescheut hatten, in einer Tracht zu erscheinen, die das Tanzen, selbst in mäßigem Tempo, zu einer lebensgefährlichen Leibesübung machte.

An den beiden Schmalseiten der Festhalle waren Podien errichtet. Während das eine durch einen faltig herabwallenden Vorhang verhüllt war, erhob sich auf dem anderen ein offener Purpur-Baldachin, von zwei Sphinxen flankirt. Unter ihm erschien nunmehr bei Trompeten-Geschmetter eine schlanke Frauengestalt im Ideal-Gewande, die Phantasie, und ließ uns einen Rückblick thun auf die beiden letzten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends.

In den dunklen, dicht gedrängten Massen drunten wird es lebendig. Eine schmale Gasse bildet sich, und tänzelnd und knixend drängt es sich hindurch, eine ganze Schar jener Meißener Porzellan-Figürchen, auf deren Maßstab man die Menschheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts reducirt hatte. Und doch hätte man diesen Menschlein ihre verkünstelte Existenz fast verzeihen können um ihrer zierlichen Grazie willen, die selbst die Manneswaffe, das Schwert, zum Galanterie-Degen umzubilden wußte. Wie sie so im Menuett-Schritte einherhüpften, sich gar säuberlich bei den Fingerspitzen faßten und zu den Klängen einer Gavotte sich gruppenweise vereinten, um sich wieder in Einzelpaare aufzulösen, glich das Ganze einer Scene aus einer von zierlichen Marionetten belebten Puppenstube. Und die geblümten Reifröckchen der Weiblein rauschten sich und knisterten bei jedem Knix, und die Kniekehlen der Männlein knackten hörbar bei jenem gehemmten Vor- und geförderten Rückschritt, der das charakteristische Element des Menuetts bildet. Uns in der Freiheit wiedergeborenen Menschen aber ward es schier enge um's Herz beim Anblick so viel zierlicher Unnatur, und wir waren froh, als die Porzellan-Püppchen nach Ausführung ihres Tanzes verschwanden.

Droben aber streckt die Phantasie ihre zaubergewaltige Hand aus, und vor unseren staunenden Augen taucht es schreckhaft auf, das Ende des ersten Jahrtausends, die kurze, aber entsetzliche Epoche des „Gigerl". Es muß eine furchtbare Zeit gewesen sein, da man die Gegenwart verachtete und nicht recht wußte, ob man das Glück in der Vergangenheit oder in der Zukunft suchen sollte, da die allmälige Rückbildung zum Affenthum den Untergang der vernunftbegabten Species „Mensch" befürchten ließ. Was sich da im methodisch gewordenen Veitstanz, mit dicken Knitteln unter dem Arm, das blöde Auge von einem eingeklemmten Glasfensterlein bedeckt, mit verkürzten Beinkleidern und überhöhten Halskragen, sinnlos lächelnd und schnatternd hereinwälzte, glich einem Rudel von Thieren, die besonders geschaffen worden, um für die Darwin'sche Abstammungslehre Reclame zu machen. Und die sie begleitenden Weiblein waren ihrer würdig. Mit den Lappen und Fetzen der geplünderten Vergangenheit geschmacklos behängt, auf dem durch Stirnzotteln verunzierten Haupte einen gewaltig aufstrebenden Directoire-Hut, eingeschnürt und gepolstert, wirbelten sie in rasendem Tempo mit ihren Partnern einher, wie eine Schar von Tollhäuslern. Immer schneller wirrten die Tacte durch einander, immer wilder wurden die Glieder-Verrenkungen der Tänzer und Tänzerinnen, bis sie schier athemlos in die Reihen der Zuschauer zurücktaumelten.

Unter dem Baldachin aber, neben der Phantasie erscheint ihr Bruder, der Humor, anfangs in brauner Kutte, dann im bunten Wamse des „lustigen Rathes". Er ist es, der, lachend und die Pritsche schwingend, die Menschheit zur Selbsterkenntniß bringt und sie auf den rechten Weg zur Vollendung zurückführt.

Feierliche Orgeltöne schallen hinter dem verhüllten Podium hervor, und in langem Zuge nahen schlanke, von lichten Gewändern umhüllte Jünglings- und Mädchengestalten, in der uns vertrauten Tracht des zweiten Jahrtausends. Auch in der Kleidung versinnbildlicht sich das freie Menschenthum, das wir

Ballkostüm vom Jahre 2000. Von F. Stahl.

aus seiner Verzerrung und Verkrüppelung herausgerettet. In fließenden Falten umschmiegen leichte Stoffe, mühelos von den Schultern getragen, nirgends verschnürt und gebauscht, die weibliche Wohlgestalt. Ueber der Stirn gekräuselt, durch breite Golddänder zusammengehalten, schlingt sich das Haar am Hinterkopf zu natürlichem Knoten. Neben diesen Huldgestalten schreitet der zum Bewußtsein seiner Würde zurückgekehrte Mann, in der Linken eine goldene Palme tragend. Escarpin und Kniehose haben die oben erwähnte Tuchröhre ersetzt, aus dem Frack hat sich jener kleidsame Gesellschaftsrock entpuppt, dessen den Aermelansatz verhüllendes Schultermäntelchen an den galanten Abbé des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, während der weite Brustausschnitt ein zartfarbiges Seidenhemd freiläßt. Verschwunden ist das düstere Schwarz, um dem freudig glänzenden Weiß Platz zu machen. Wo eine leichte Farbenerhöhung nöthig ist, sind lichte rosa, grüne und blaue Nüancen verwendet. In abgemessener Würde, sich neigend und wiegend, nahen die Paare einander, um dann wieder zurückzuweichen. An Stelle des rasenden, regellosen Wirbeltanzes ist der feierliche Reigen getreten, der, statt die Glieder zu verrenken, sie in freiem Rhythmus bewegt.

Von den Stufen des Podiums herab schreiten Hand in Hand Phantasie und Humor. Sie setzen sich an die Spitze der glücklichen Sprossen unseres Jahrtausends, denen sich widerwillig Porzellan-Figürchen und Gigerln anschließen. Drüben sinkt der faltige Vorhang und enthüllt auf mächtigem Postament die Kolossal-Figur der sieghaften neuen Kunst. In der Linken einen Lorbeerkranz, in der Rechten das Schwert, geflügelt und bewehrt, ragt sie vor der imposanten Freitreppe unseres Akademie-Gebäudes empor. Um das Postament der Statue ringelt sich sterbend der grünschillernde Drache des Naturalismus, und zu ihren Füßen sitzt bewundernd der Kunstjünger des zweiten Jahrtausends. Huldigend steigt Alles die Stufen des Podiums empor, und jubelnd schallt der Hymnus der vollendeten Menschheit in den Saal herab.

Das war der feierliche, dem Anfange eines neuen, schöneren Jahrtausends entsprechende Eingang des Festes. An Stelle der abgemessenen Grazie trat der ungebundene Frohsinn. Zwanglos, paarweise und vereinzelt, bewegte man sich in den weiten Räumen, lachend und plaudernd. Und nun erst kam die Komik der Einzelfigur zur Geltung. O, über die körperliche und geistige Verkrüppelung der Frau in früheren Jahrhunderten! Welchem weiblichen Wesen würde es in unseren Tagen einfallen, die schönen Schultern durch überhöhte Achsel-

Gigerln. Von F. Stahl.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

stücke zu entstellen, die so entstandenen Höcker durch eine Art Mäntelchen harmonisch zu verbinden und einen Stuartkragen zu schaffen, in dessen muldenartiger Vertiefung der Kopf wie die untergehende Mondscheibe versinkt? Und dann diese Carikatur des Weibes, die Recht sprechende und practicirende Frau, der verstaatlichte und beamtete Blaustrumpf! Die schwarze Robe verhüllt die anmuthlosen Formen, die weiten Aermel fallen mitleidig auf die tintenbeschmutzten Finger, und der Kleidersaum auf die ausgetretenen Stiefeletten herab; Perrücke, Brille und Doctorbarett nehmen der ganzen Erscheinung den letzten Rest weiblicher Anmuth. Tiefes Mitleid ergreift uns beim Anblick dieser gewaltsam gezüchteten Mißbildung. Aber dort naht eine andere Gestalt, von der es wie der Glanz der Morgenröthe einer besseren Zeit ausgeht. Ein weißes Gewand umhüllt togaartig die abgemagerten Glieder. An Riemen über der Schulter hängt eine Wasser-Caraffe und ein Brot; auf dem lang herabwallenden Lockenhaar wiegt sich ein Kranz von Feldblumen. Dr. Diessenbach, auf deinen nackten Sohlen naht mit Riesenschritt die neue Zeit! Armer Träumer, der du von der Rückkehr zur Natur durch Abhärtung und Askese schwärmtest, du konntest nicht ahnen, daß du nur zu den hier und da auftauchenden Uebergangs-Figuren gehörtest. Ganz anders hat sich dein Traum erfüllt, ganz anders, — aber wie, das können wir nicht verrathen, denn — auch unser Kostümfest war eine Phantaemagorie. Was sich da auf Einladung der jungen Kunst-Akademiker am 15. Januar in der Philharmonie zusammengefunden, gehörte nicht der vollendeten Menschheit des zweiten Jahrtausends an, sondern der strebenden Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts. Die Tendenz des Festes galt nicht einem mitleidigen Rückblick auf eine überwundene Vergangenheit, sondern der harmlosen Selbstverspottung und dem sehnenden Ausblick auf eine schönere Zukunft. In den Nebensälen begannen die Champagner-Pfropfen zu knallen, und mancher tiefe Trunk ward gethan auf jenes bessere Jahrtausend, dessen erträumten Glanz unsere Augen nicht mehr sehen werden.

Nachdruck verboten.

Ein Pessimist.

Novellette von Carl Müller-Rastatt.

Auf der obersten Stufe der breiten Treppe, welche von der Villa in den Garten hinunter führte, stand Helene. Es war ein liebliches Bild, das sich da vor ihr ausbreitete: der wohlgepflegte grüne Rasen, die Beete mit ihrem Blüthenschmuck, der plätschernde Springbrunnen, die hochwipfeligen Bäume, das Alles vom klarsten Sommer-Sonnenschein überfluthet, — der Anblick mußte einen Jeden fröhlich stimmen. Aber Helene schien sich seiner nicht zu erfreuen; eine Wolke auf der sonst so klaren Stirn, die Lippen unmuthig geschürzt, stand sie da und schaute halb ärgerlich, halb traurig nach der Geisblatt-Laube hinüber, in der, versunken in die Lectüre eines Buches, ein junger Mann saß, der durch sein Verhalten wieder einmal die Wahrheit des alten Satzes bewies, daß der Mensch das Gute, das ihm zu Gebote steht, nicht zu würdigen weiß. Er that, als sei weder der hübsche Garten, noch das allerliebste Mädchen dort auf der Treppe vorhanden und vergrub sich immer tiefer und tiefer in sein Buch.

Es wäre Helenen ja gleichgültig gewesen, wenn sich ein Anderer so gegen sie benommen hätte, denn sie hatte Verehrer genug und brauchte sich um einen mehr oder weniger kein graues Haar wachsen zu lassen; aber gerade von diesem verdroß sie's. Erstens war Fritz Hellmuth ihr leiblicher Vetter, und Verwandte sollen freundlich gegen einander sein, zweitens hatte sie erst vor Kurzem ein Gespräch zwischen ihrem und Fritzens Vater belauscht, aus dem zu ihrer Befriedigung hervorging, daß die beiden Alten mit einer Heirath der Geschwisterkinder durchaus einverstanden waren, und drittens hatte dieser selbe Mensch, der jetzt that, als existire sie gar nicht für ihn, sich bei seinem letzten Ferien-Aufenthalt ganz anders benommen. Wo sie ging und stand, war er hinter ihr drein gewesen, und als er wieder in die Universitäts-Stadt zurück mußte, da hatte dieselbe Geisblatt-Laube, in der er jetzt sich seinem Buche so ausschließlich widmete, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre, einen gar rührenden Abschied mit erlebt, bei dem Fritz von dem Kußrecht des Vetters einen höchst ausgiebigen Gebrauch gemacht. Man konnte es Helenen nicht verdenken, wenn der Vergleich zwischen sonst und jetzt sie unmuthig stimmte. Schon gestern bei seiner Ankunft war er ihr so zerstreut und kühl vorgekommen, und nun erst heute! Sie mußte dahinter kommen, was ihn so verändert hatte. Als er vom Kaffeetisch aufgestanden war, hatte er gebeten, man möge ihm das zweite Frühstück in die Laube schicken, wo er den Morgen über zu arbeiten gedenke; sie wollte es ihm selbst dorthin bringen und versuchen, ob er ihr nicht Rede und Antwort stehen würde. Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, hüpfte sie in die Speisekammer und suchte dort die besten Leckerbissen heraus, um sie, auf einem Tablett vereint, dem Vetter zum Frühstück zu bringen. Und daran that sie, — wenn auch vielleicht unbewußt, — sehr vernünftig, denn eine leckere Mahlzeit soll bei den Männern Wunder wirken, und Gänseleber-Pasteten und andere Delicatessen haben schon manchen starren Nacken unter das Ehejoch gebeugt.

Fritz Hellmuth saß derweilen über seinem Buch und dachte weder an Helene, noch ahnte er, welchen Kummer er ihr bereitete. In den letzten Ferien, ja, da hatte er für das hübsche Cousinchen recht sehr geschwärmt, aber inzwischen hatte eine andere Dame von seinem Herzen und Geiste Besitz ergriffen, eine ernste, strenge, die keine Nebensonnen duldet, und diese Dame hieß Philosophie. Wer ihm das vor einem halben Jahre gesagt haben würde, den hätte er recht herzhaft ausgelacht, denn damals war er noch ganz der frische, flotte Bruder Studio, dem im Grunde genommen nichts ferner lag, als das Studiren. Aber inzwischen hatte sich das geändert; durch einen Zufall war er mit einem erst seit Kurzem an der Hochschule habilitirten Docenten bekannt geworden, und der hatte aus ihm einen völlig anderen Menschen gemacht. Doctor Remlin war ein geistvoller, bedeutender Mensch; er gehörte zu jenen Auserlesenen, denen sich schwächere Naturen, und vor allen Dingen junge Herzen, in bedingungsloser Bewunderung unterordnen. Seinem fascinirenden Einfluß hatte sich Hellmuth nicht zu entziehen gewußt; er hing an dem wenig älteren Manne mit schwärmerischer Verehrung und nahm jedes seiner Worte wie ein Evangelium auf. Remlin hatte eine trübe Jugend hinter sich; Enttäuschungen mancher Art hatten ihn verbittert und zum Pessimisten gemacht. Obwohl Fritz in den zwanzig Jahren seines Lebens nie etwas erlebt hatte, was ihn berechtigt hätte, an der Vortrefflichkeit der Welt zu zweifeln, so genügte es ihm, daß Remlin dieselbe bestritt, um es dem vergötterten Lehrer gleich zu thun. Ja, bisweilen suchte er ihn noch zu übertrumpfen. Ein Aufsatz über den französischen Dichter Jean Richepin, den er unlängst in den „Grenzboten" gelesen, hatte ihn veranlaßt, sich näher mit dem excentrischen Poeten zu befassen, und ein Band von Richepin's Gedichten war es auch, über dem er jetzt wieder brütete. Die Kraft, mit welcher der Franzose seine paradoxen Anschauungen verfocht, imponirte ihm; der Mann, der von sich sagte: „Ich bin weiter gegangen, als je einer, in dem freimüthigen Ausdruck der materialistischen Glaubenssätze", zwang sein leicht bewegliches Herz in seine Bande. Mit Entzücken versenkte er sich in das merkwürdige Buch, dem der Autor den charakteristischen Titel „Blasphemien" gegeben. Er überließ sich willenlos dem merkwürdigen Reiz dieser Verse, in denen über die Vertreter jeder Richtung der Stab gebrochen wird, über Kirchengläubige und Deisten, wie über Freidenker und Skeptiker, über Positivisten und Materialisten, über die Gelehrten, deren wissenschaftliche Formeln aus bloßen Silbenstechereien bestehen, über die Götzendiener der Vernunft und die „Heuchler und Dummköpfe, die von Recht, Eigenthum, Familie, Gesellschaft, Sittlichkeit und dergleichen Dinge den Mund voll nehmen". Richepin hatte an ihm einen begeisterten Jünger gefunden.

Wie er so mit glühendem Gesicht und pochendem Herzen über den Versen saß, überhörte er es, daß der Kies des Weges leise knirschte unter den zierlichen Füßchen Helenens, die ihm nun den Imbiß brachte, und er sah nicht einmal auf, als das Mädchen das Tablett mit all den Leckerbissen auf den Tisch niedersetzte.

„Hier bringe ich Dein Frühstück!" sagte sie.

„Ich danke schön." Und dabei las er ruhig weiter, als ob er annähme, daß Helene sich nun schweigend wieder entfernen würde. Aber das war durchaus nicht ihre Absicht. Sie hatte sich vorgenommen, seinem merkwürdigen Betragen auf den Grund zu kommen, und was sie sich einmal vorgenommen hatte, das setzte sie auch durch; dafür war sie ihres Vaters einziges, verwöhntes Töchterchen. Sie blieb also bei Fritz stehen, erwartend, daß er sie anreden werde. Aber der Unmensch that, als wenn sie gar nicht da wäre, ja er achtete nicht einmal darauf, als sie recht vernehmlich hustete. Aber noch kämpfte sie den aufsteigenden Groll heldenmüthig nieder und sagte ganz freundlich:

„Du hast wohl keine Zeit, Dich mit mir zu unterhalten?"

Und dabei sah sie ihn, als er jetzt nothgedrungen zu ihr aufblickte, mit ihren klaren Rehaugen so bittend an, daß der ganze leidenschaftliche Eifer seines jungen Pessimismus dazu gehörte, ihn gegen solche Bitte zu verstocken und ganz kühl antworten zu lassen: „Wie Du siehst, nein."

Aber so leicht war Helene nicht aus dem Felde zu schlagen; ohne sich merken zu lassen, wie sehr sein Benehmen sie verdroß, — die Strafe dafür behielt sie sich für später vor, — fragte sie weiter:

„Was ist denn das für ein Buch, das Du liest?"

„Gedichte von Richepin!"

„Gedichte!" Da saß sie neben ihm auf der Bank, legte zutraulich, als wenn es so sein müßte, ihre kleine rosige Hand auf seine Schulter und fragte ganz eifrig, denn mit siebzehn Jahren interessirt man sich noch für Verse: „Sind sie hübsch, die Gedichte?"

Fritz machte eine rasche Wendung, sodaß die schlanken Mädchenfinger von seiner Schulter wieder herabglitten, und runzelte unwillig die Stirn. Nicht genug, daß dieses Mädchen gar nicht merkte, wie unangenehm ihm die Störung war, legte sie ihm auch jetzt noch eine so alberne Frage vor. Als ob er etwa einen sentimentalen Backfisch-Poeten lesen würde! Am liebsten hätte er ihr gar nicht geantwortet, aber schließlich war er doch der Gast ihres Vaters und durfte nicht unhöflich gegen sie sein.

„Nein," antwortete er spöttisch, „hübsch sind sie nicht."

„Ja, warum liest Du sie denn?"

„Weil sie wahr, weil sie für mich ein Evangelium sind."

„So!" machte Helene ganz erstaunt. „Aber seit wann schwärmst Du denn für fromme Gedichte?"

Er lächelte mitleidig. „Es sind keine frommen Gedichte. Im Gegentheil; es sind die begeisterten Gesänge eines freien Geistes, eines Mannes, der gegen jegliches Vorurtheil zu Felde zieht und mit starker Hand all den alten Aberglauben zu Stücken schlägt!"

„Pfui, Fritz, wie gottlos!" rief entsetzt Helene; er aber war nun einmal im Zuge und fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort:

„Die ganze Lüge der Welt deckt er auf, die Niedertracht der Menschen und ihre Erbärmlichkeit, die Falschheit der Frauen —"

„Die Falschheit der Frauen!" Helene war aufgesprungen. „So! Und Du glaubst ihm, glaubst, daß die Frauen falsch sind?"

„Gewiß glaube ich ihm das. Uebrigens sagt er das nicht allein. Der große Schopenhauer —"

„Ach, was geht mich Schopenhauer an! Also hältst Du mich auch für falsch?"

Fritz stutzte nun doch. „Das habe ich nicht gesagt."

„Aber Du denkst es. Und Du willst wohl überhaupt nichts mehr von mir wissen? O, ich habe es mir gleich gedacht, als Du mir gar nicht schriebst, und ich sehe wohl, wie Du Dich verändert hast, seit Du das letzte Mal hier warst. Damals dachtest Du ganz anders."

Ohne die Philosophie hätte Fritz nun das kleine Mädchen, das in seinem Zorne allerliebst aussah, in die Arme genommen und auf dem unter unphilosophischen Leuten üblichen Wege schleunigst versöhnt; so aber wappnete er sich mit dem ganzen Stolze seiner Wissenschaft und entgegnete kühl: „Damals war ich auch noch nicht so weit wie jetzt; die Philosophie war mir ein Buch mit sieben Siegeln. Aber jetzt —"

„Jetzt bist Du ein rechtes Scheusal geworden mit Deiner Philosophie!" rief Helene. „Und überhaupt ist das nur Unsinn, und Du willst mich hinter's Licht führen. Aber ich bin kein Kind mehr, das Alles glaubt, was man ihm sagt. Du liebst eine Andere, ich weiß es wohl, irgend so eine alberne Professoren-Tochter, die sich wunder was einbildet!"

„Das ist nicht wahr, Helene!" rief Fritz mit der Entrüstung eines guten Gewissens.

„Ach, lüge auch noch! Ich glaube Dir nicht. Der da," — und dabei zeigte sie auf Richepin's Gedichte, — „hat ganz recht, wenn er von der Niedertracht und Erbärmlichkeit der Menschen spricht. Weinen möchte ich, wenn Du mir nicht zu schlecht dafür wärest!"

Damit drehte sie ihm den Rücken und lief wüthend in den Garten hinaus, den armen Studiosus der Philosophie ziemlich verblüfft zurücklassend. Aber er faßte sich bald. Solchen Stürmen gegenüber darf der Weise das Gleichgewicht der Seele nicht verlieren. Jetzt verstand er, was Doctor Remlin gelegentlich gesagt, daß es großer Festigkeit bedürfe, um einer Frau gegenüber immer unerschütterlich ruhig zu bleiben; es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte ihn dieses kleine Ding ganz weich gemacht. Besonders wie sie von ihren Thränen sprach. Wenn sie ihm wieder einmal so kam und dann wirklich weinte, wer weiß, ob er nicht doch unterliegen würde. Er zürnte sich selber, als er sich das gestehen mußte. Besiegt durch die Thränen eines Weibes! Dagegen mußte er sich sichern. Aber wie? Es fiel ihm ein, daß Richepin über die Thränen ein köstliches Gedicht gemacht hatte, das wollte er doch gleich noch einmal lesen. Er blätterte im Buche hin und her; endlich hatte er's gefunden:

Analyse.

„O Thränen, die wir oft Erlöser nannten
Vom Gram, der wolkengleich herniedersinkt
Und mit Gewittersturm auch Regen bringt!
O schönster Trank, den je Verliebte kannten,
Wenn durst'ge Lippen, die vor Sehnsucht brannten,
Dich schlürften, wie die Sonne, gluthumringt,
Den Regenbogen aus der Wolke trinkt!
O Thränen, meines Herzens Diamanten,
Die ihr wie Thau geknickte Blüthen ziert,
Gelehrte haben euch analysirt
In Kesseln und Retorten, o Verrath!
Da fanden sie gar wunderbare Sachen,
Salz, Wasser, Drüsenschleim und Kalkphosphat.
O Thränen — Diamanten? Laßt mich lachen!"

Fritz lachte behaglich, als er das Sonett gelesen. „Salz, Wasser, Drüsenschleim und Kalkphosphat!" Nun mochte sie weinen, so viel sie wollte; ein Niagara von Thränen sollte ihn kühl lassen, wenn er daran dachte. Und eifrig vertiefte er sich wieder in sein Buch.

Aber wunderbar, er hatte die rechte Stimmung verloren, und so sehr er sich auch Mühe gab, sie wollte sich nicht wieder finden. Immer wieder mußte er an Helenens zierliches Figürchen denken, an die krausen Löckchen über der weißen Stirn, an die Augen, die ihn erst so bittend und dann so zornig angesehen, und auf der Schulter fühlte er immer wieder den Druck ihrer schmalen Hand. Da stand auch das Präsentirbrett mit dem Frühstück, lauter Lieblingsspeisen von ihm, und ein Sherry, den er schon in den vorigen Ferien auf seine Güte hin gründlich probirt hatte. Er entschloß sich, erst etwas zu essen, vielleicht fand er inzwischen die nöthige Sammlung wieder. Und so that er denn den Leckerbissen, die Helene für ihn ausgesucht, alle Ehre an.

Gerade hatte er ein delicates Zungenbrödchen verspeist und mit einem Glase Sherry hinuntergespült, da kam Helene wieder den Weg herauf und ging nach dem Hause zu. Den Pessimismus in Ehren, aber allerliebst sah das Mädchen aus. Sie trug sich so frei in den Hüften und schritt so zierlich über den Kies. Und das frische Gesichtchen, über das die Sonnenstrahlen, durch das Laub brechend, flüchtige Lichter tanzen ließen! Ja, sie hatte sich im letzten Semester wirklich herausgemacht. Aber Ruhe! Wie sagt doch Schopenhauer?

Fritz hatte sich den Ausspruch des Frankfurter Philosophen noch nicht ganz in's Gedächtniß zurückgerufen, als Helene schon an ihm vorüberschritt. Sie hatte gesehen, daß er sie beobachtete, und ging nun, den Kopf trotzig in den Nacken geworfen, an der Laube vorbei, als ob er für sie Luft wäre. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Wohl in Folge davon, daß sie nicht auf ihre Füße sah, strauchelte sie und knickte mit einem leichten Aufschrei zusammen. Fritz, der ihr mit den Augen gefolgt war, sprang wie der Blitz hinüber und fing die Sinkende in seinen Armen auf.

„Um Gotteswillen, Lenchen, was ist Dir?"

„O, Fritz," stammelte sie, ohne sich aus seinen Armen loszumachen, „es thut so weh! Ich glaube, ich habe mir den Fuß verstaucht."

Da stand nun unser Pessimist mit dem reizenden Backfischchen im Arme und wagte sich kaum zu rühren. Ihr warmer, frischer Athem streifte sein Gesicht, und sein Herz pochte trotz Doctor Remlin in schnellerem Tact, als er in das liebliche Antlitz blickte, das da an seiner Schulter lehnte. Die zarten Lider hielt sie halb geschlossen, und darunter hervor quollen ein paar klare Thränen. „Salz, Wasser, Drüsenschleim und Kalkphosphat", — Fritz kannte ja die Bestandtheile. Aber trotzdem beugte er sich immer tiefer darüber, und jetzt, wahrhaftig, jetzt tranken seine Lippen erst die Tropfen von Helenens Wangen und preßten sich dann heiß und innig auf ihren kleinen Mund.

Auf dem Boden unter'm Tische lag der Band Richepin, den er im Eifer, seiner Cousine beizuspringen, herabgestoßen hatte.

Nachdruck verboten.

Bilder aus dem Leben unserer Sprache.

Von Ottomar Beta.

II.

Streiten so neidlos sich in die Hände arbeitenden Deutschen wie Humboldt, Grimm und Bopp, denen dann das Dreigestirn Noiré, Geiger und Max Müller sich anschloß, sollte es vorbehalten bleiben, die Fragen des Missionärs Courdoux endgültig zu lösen. Der Letztgenannte zeigte in seinem 1816 erschienenen „Conjugations-System," daß Deutsch, Griechisch, Lateinisch, Sanskrit, Persisch, Russisch, Englisch u. s. w. nur eine Sprache seien; er zeigte es nicht an der Uebereinstimmung einzelner Wörter, sondern an dem Geist und an dem Bau dieser Sprachen.

Wenn unserem deutschen „ist" französisch est, lateinisch est, griechisch esti, sanskrit asti entspricht, wenn unserem „sind" französisch sont, lateinisch sunt, sanskrit santi gegenübersteht, so kann das unmöglich ein Zufall sein. Wenn man diesem t oder ti der dritten Person in: ist, est, esti, sunt, santi etc. auch in allen Fällen, bei allen anderen Verben dieser Sprachen an derselben Stelle begegnet, so wird man die Gewißheit erhalten, daß die Gleichheit des Baues nur aus der ursprünglichen Einheit erklärt werden kann. Allerdings muß man diesen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Begriff der Einheit im naturwissenschaftlichen Sinne des Wortes auffassen, in welchem z. B. das Geschlecht der Katzen eine Einheit bildet gegenüber etwa dem der Vierhänder oder der Dickhäuter. Innerhalb der einzelnen Familien herrschen vielleicht die außerordentlichsten Verschiedenheiten, aber seit Darwin die Arten-Entstehung studirte, darf man annehmen, daß auch die Abartungen der Sprachen innerhalb derselben Familie nicht gegen die ursprüngliche Einheit derselben zeugen.

Der Sprachenstrom zertheilt sich in unzählige Richtungen, Seitenzweige und Aederchen, welche alle mehr den Philologen von Fach interessiren. Die wirkliche Geschichte der Sprachen wäre gleichzeitig — die Weltgeschichte, und umgekehrt würden die Schichtungen und Vermischungen z. B. des Lateinischen mit dem Dänischen und Plattdeutschen in England, oder die Umgestaltung des Lateinischen im nasalirenden Munde des Kelten im heutigen Frankreich zugleich Zeugniß ablegen für die historischen Ereignisse, welche zu solchen Vermischungen und Umgestaltungen führten. Vor allen Dingen aber lernen wir aus diesen Betrachtungen und aus der Offenlegung des Werde-Prozesses der Idiome, daß unser indogermanisches Sprachgut eine Einheit bildet. Die scheinbar vermischtesten Sprachen bilden kraft ihres Wortreichthums auch die feinsten Unterscheidungen und culturhistorischen Begriffe dar, und der heutige Purismus thut der Natur ebenso wie der Entwickelung der Sprachen Gewalt an. Man muß ihm das Gute danken, was er uns bringt, nebenbei aber hoffen, daß es den Puritanern nicht gelingen werde, die deutsche Sprache wieder zu einer Enclave, zu einer Bauernsprache oder gar zu einer klassischen zu machen. Als solche müßte sie den Wettlauf mit den übrigen europäischen Idiomen bald genug aufgeben, aus der Reihe der Weltsprachen ausscheiden und zu einer todten werden. Eine Weltsprache bedarf heutzutage der Synonyme, und darf sich in ihrer fein unterscheidenden Denkentwickelung nicht den Zustrom frischen Wörterblutes abschneiden und unterbinden lassen. Die Engländer assimiliren sogar indianische Worte, wenn es ihnen zweckmäßig erscheint, um kurz und prägnant damit einen Begriff zu bezeichnen, der sich mit dem bestehenden Wortschatze nur auf chinesische Weise umschreiben ließe. Sie haben heute schon ein Wort: „Jemanden bismarcken".

Wie der stille Gelehrte in einsamer Klause eine That des Geistes vollzieht, die nach ihm lebt und Welten erheben macht, wenn seine Asche längst verweht ist, so lebte einst das indogermanische Urvolk der Arier, nach seiner Sprache zu urtheilen, friedlich und still, in Liebe und Arbeit.

Liebe und Arbeit, die heute noch die einzige Lösung bleiben für alle Räthsel des Menschenlebens, die einzige Linderung für alles Leid auf Erden, waren die Kreise, in denen sich dieses Volk bewegte. Nicht von Fanatismus, nicht von den Greueln des Kriegs, nicht von den Plagen der Sklaverei und selbstverschuldeter Pest und Seuche spricht ihre Sprache. Das Droben, der lichte Himmel war ihr Gott, ihr Allvater, und die Erde war ihre Allmutter. Der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, der verhüllenden Wolke mit dem Glanze der Sonne, das Toben der Stürme und Ungewitter, das Grauen des Morgens und das Sinken der Nacht, Alles gestaltete sich in der lebendigen Einbildungskraft dieses poetisch begabten Menschenschlages zu gemüthvollen, grotesken, selbst heiteren Bildern und Mythen. Das Salz war eines ihrer Tauschmittel, daher noch heute to sell, verkaufen, im Englischen. Der gebogene Draht, die Spange aus Gold oder Bronze war ihr Geld, ehe es Münzen gab, und daher noch heute to buy (von beugen, bohren; franz. bague Ring) kaufen, ebenfalls im Englischen. Die Zeit berechneten sie nach dem Wechsel des Mondes, der deshalb der Mahnder oder der Messer, der Zeitzerschneider hieß. Heilig waren ihnen Herd und Feuer und Haus und auch der Boden der Heimath. An der Spitze des Haushaltes stand der Vater, das heißt der Hüter und Erhalter; neben ihm die Mutter, die Messende, die weise Verwalterin des Vorraths. Die innerliche Bedeutung aller Namen, welche Verwandtschafts- und Abhängigkeits-Grade gleicherweise bezeichnen, so daß Tochter und Magd oder Melkerin, Bruder und Beschützer, Gatte und Herr gleichbedeutend sind, weist auf einen festgeschlossenen Familiensinn, auf ein Zusammenwirken, Zusammengehören und Zusammendenken der Arier hin, und hängt eng zusammen mit dem Stolz, den sie in ihre Familie, in ihren Stammbaum und die Ehre des Hauses setzten.

Der unendliche Formenreichthum, den wir noch heute am Sanskrit und Griechischen bewundern, bestand in der Denk- und Sprechweise jenes Volkes schon von Urzeit an. Die spätere Cultur hat verändert und abgeschliffen und erneuert, was im Laufe der Zeit altersschwach geworden. Und doch, wie die Alten sungen, so zwitschern heute die Jungen. Die Zahlwörter des Decimal-Systems bis hinauf in die Hunderte bestanden schon in der Urzeit. Auch die Gabe der Abstraction, die Vergeistigung sinnlicher Begriffe wurde mit den Ariern geboren. Unser „ich weiß" heißt in den ältesten Formen, welche nachzuweisen möglich ist, nicht viel anders, nämlich vaida, verwandt mit vêda, dem Namen der heiligen Bücher bei den Indern. Vaida, Wissen, vêda ist also der Inbegriff dessen, was jenem Volke als das Höchste unter den menschlichen Dingen gegolten. Vaida aber heißt seinem sinnlichen Urbegriffe nach sehen, noch im lateinischen videre und im französischen voir erhalten. Ein Seher und Weiser sein, war der höchste Ruhm dieses friedlichen Volkes und das Gewußte von einem Dinge war ihm sein Wesen, der Witz, den es birgt. Das englische witness zeugen, to wit sehen oder wissen, vereinigt noch heute beide Begriffe.

So vergeistigen und verklären sich die Namen und Benennungen der Dinge zu Wörtern. Das Wort Name selbst, in seiner sanskritischen Form nâman, ist ein so vergeistigtes Sinnbild, dessen beide Theile nâ-man zwei ganz sinnliche Begriffe bezeichnen, von denen nâ einst gnâ, erkennen und man einst mâ messen oder denken (Mann, der Denker), ein geistiges Tasten bedeutet. Jenes gnâ, lat. gnoscere, lebt heute noch selbständig, oder ist wieder aufgelebt in dem englischen to know wissen, und das mâ oder man ist heute wieder die tastende Hand des Franzosen: main, lateinisch manus. Also der Name ist der Grundbegriff des Dinges, schon seiner Etymologie nach.

Die hohe ideale Bedeutung, welche bei den Ariern das Erkennen und Wissen, das Sehen hatte, mußte eine Sehnsucht nach der Ferne, mußte eine mächtige Forsch- und Wanderlust in ihnen erregen. Und die Liebe, welche sie an den Boden fesselte, der sie ernährte, die Liebe zur Arbeit, der Stolz, den sie in Acker, Haus und Familie setzten, mußte mit jenem Wandertriebe im peinvollsten Kampfe stehen. Dieses Hin- und Wieder der Seele, dieses faustische Element, welches den Leib bannt an die Scholle stiller Thätigkeit und die Sinne hinaustreibt in die ungekannten Regionen kühner That, diese tief empfundene Pein des engen Erdenlebens ist's, welche das Volk der Denker und Dichter erschuf, die dem Trieb in die Ferne nur mit der Seele folgten, und zugleich die Recken wachrief, welche die Liebe zur Heimath mit hinaustrugen in die weite Welt. Diese Recken hießen den Daheimbleibenden dann allerdings Wracken, Verschollene. Der Zwiespalt, der sich schon im Worte äußert, ist das unselige und doch beseligende Erbtheil unseres Stammes. Eine solche Doppelnatur flackert schon wehmüthig in dem Worte Heim, denn Heim heißt beides: die stille Heimath und die weite Welt. Das Gothaheim der Skandinavier ist die Heimath der Götter, und ihr Heimskringla ist der Ring, der um die ganze Welt geht, oder der Ocean. Sagen wir Alle doch heute noch: „Das ist meine Welt," mit freudigem Gefühle andeutend, daß wir uns überwunden und in enger Sphäre unser Glück gefunden haben.

Auch Faust, als er seiner Gefangenschaft sich bewußt wird, in Wust und Staub, ruft verzweifelnd aus: „Das ist eine Welt! Das heißt eine Welt!!" Er meinte aber damit nur den Kreis, das abgeschlossene Heim seiner Gedanken, seine eigene Lehrthätigkeit auf der hohen Schule, sein Heim — nicht aber die Welt im Großen. So wie er, irren wir Alle, mit angstvoll bedrücktem Herzen, nach unerreichbaren Idealen und suchen nach erträumtem Glück.

In dieser Doppelnatur aber, dem Erbtheil der Arier, beruht auch ihre Größe, ihre Stärke, und was den Einen vielleicht zum Wahnsinn treibt und zum Selbstmord, das hebt den Anderen über die Menge, oder über die blinden Kräfte der Materie, und leitet ihn zur Erkenntniß und zum Guten, zur Demuth, zur Ergebenheit, in welcher Desdemona liebte und litt, da sie sprach:

„Laß mich, o Herr, in Andrer Sünden
Nicht eigne Sünde, laß mich Bess'rung finden."

Nachdruck verboten.

Unser krankes Kind.

Von Margarethe Henke.

Es war in meinem siebenten Jahre, als ich nach Ueberwindung der Masern zum ersten Mal das Bett verließ, gehen wollte und — nicht gehen konnte. Der gerade anwesende Arzt tröstete meine bestürzte Mutter lächelnd mit der Versicherung, daß dies bei zarten Kindern nicht selten vorkomme, daß die Unfähigkeit mehr dem Mangel an Uebung, als körperlicher Schwäche zuzuschreiben sei; man solle mich nur zum Gehen nöthigen, dann werde die frühere Beweglichkeit der Glieder sich bald einfinden. Daß ich von diesem, mir in späteren Jahren wiedererzählten Ausspruche des ärztlichen Rathgebers nicht viel begriff, ist ja selbstverständlich, und was fester Wille auch über einen geschwächten Körper vermag konnte meinem sechsjährigen Köpfchen wohl nicht einleuchten. Als aber meine beiden Freundinnen bei ihrem ersten Besuche ihre kleine Spielgefährtin, die nicht gehen können sollte, wie ein Wunder anstarrten, als unser gemüthstiefer Walter das Schwesterchen auf seine starken Arme nahm und mit zärtlicher Behutsamkeit im Zimmer umhertrug, als das ganze Haus staunend von dem Unvermögen des glücklich hergestellten Lieblings hörte, — da ging in der Seele dieses thörichten Geschöpfchens ein Ahnen auf von dem Empfinden, das durch die Bewunderung der Mitwelt erregt wird, und dies Gefühl, im schwachen Keime nur vorhanden, muß doch zu beglückend gewesen sein, um es so bald missen zu wollen. Hatte die kleine Genesene beim ersten Versuche nicht gehen *können*, so *wollte* sie es von nun an nicht. Während der Krankheit war sie freilich der Gegenstand allgemeiner Theilnahme, zärtlicher Bemühung gewesen, aber ein Bewundern irgend welcher Art hatte Niemand gezeigt. Jetzt wurde sie angestaunt, die Thatsache wurde wieder und wieder besprochen, die Frage: „Kannst Du wirklich nicht gehen?" und am Nachmittage: „Kannst Du noch nicht gehen, Schätzchen?" wurde mehrfach ausgesprochen. Was Wunder, wenn das Närrchen sich in der neuen Rolle zu interessant vorkam, um sie aufzugeben, wenn das bleiche Kindergesicht sich in ernste Falten legte, das Köpfchen in verneinendem Schütteln sich bewegte, und die kleine Bewunderte zu den Worten sich herbeiließ: „Nein, wirklich nicht! Ich kann noch nicht gehen!"

Ich weiß nicht, wie der Uebergang zur völligen Gesundheit sich weiter gestaltete, und ich bin gewiß, daß meine erziehungsweise Mutter dem schauspielerhaften Gebahren ihres Kindes mit angemessenem Zwange entgegengetreten sein wird. Aber wie sehr die Kindesseele von diesem Ereigniß eingenommen wurde, wie oft das längst hergestellte kleine Mädchen sich noch mit der Angelegenheit beschäftigte, geht wohl daraus hervor, daß der unbedeutende Vorgang sich mir für Lebenszeit eingeprägt hat. Ist er nicht ein Beweis, daß die körperliche Erkrankung unserer Lieblinge recht leicht die Gefahr einer Erkrankung auch der jungen Seele mit sich führt?

Ein neunjähriger Knabe meines Bekanntenkreises war von einer Halskrankheit genesen. Die Anordnung, das Bett zu verlassen, war für das lebhafte Kind nur die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches: das geräumige Wohnzimmer bot ja einen viel schöneren Spielplatz, als die enge Bettstelle, und die grausigen Schlachten, die der Wildfang mit den in der Krankheit erhaltenen Soldaten schlagen mußte, ließen sich auf dem großen Ausziehtische viel prächtiger zur Aufführung bringen, als auf der schwankenden Bettdecke, die so oft den stolzesten, sieggewohnten Feldherrn zu jähem Fall brachte. Als aber ein paar Tage später der Vater, welcher Arzt war, den kleinen Hergestellten wieder die Schule besuchen, überhaupt ausgehen hieß, behauptete Konrad, noch krank zu sein, hustete, daß es wahrhaft beängstigend klang, und klagte über Halsschmerzen. War nun der Blick des Vaters durch die Liebe zu seinem Nesthäkchen so getrübt, daß er Wahrheit und Dichtung nicht zu unterscheiden vermochte, oder war das überzärtliche Familienhaupt sich der Verstellung des kleinen Taugenichtses vollkommen bewußt und nur zu schwach, Gehorsam zu fordern und nöthigenfalls zu erzwingen, — genug, man belächelte die gelungenen Hustversuche und erfundenen Klagen und that dem Schelm den Willen.

Wären hier Ernst und Strenge angewandt worden, die Zeit der Genesung hätte auch diesem, durch Verzärtelung angekränkelten Kindesherzen heilende Einflüsse zuführen, die Krankheit hätte auch hier von Segen sein können.

Dem jüngeren Kinde ist sein Kranksein, wenn dasselbe seinen kleinen Geist nicht in Ohnmacht oder Theilnahmlosigkeit versenkt, je nach seiner gemüthlichen Beanlagung ein Räuber seiner Freiheit, ein Quälgeist in Gestalt von Arzneimitteln und lästigen Verordnungen, oder auch ein nachsichtiger Freund, der den Hang zu gedankenlosem Hindämmern, zur Unthätigkeit unterstützt.

Es ist wohl eine der schwersten Aufgaben für die liebevolle Mutter, in Krankheiten des Kindes die Sorge um dessen Körper mit der um die junge Seele zu vereinen. Wie leicht läßt das zärtliche Mutterherz von dem Mitleid mit dem Liebling sich verleiten, der willenlose Untergebene des kleinen Befehlshabers zu werden! Wie weiß Mutterliebe die aufsteigende Besorgniß um den täglich zunehmenden Eigenwillen niederzukämpfen mit der trostreichen Annahme, die Genesung werde den Trotzkopf zu nichte machen und die reizende Fügsamkeit des liebenswürdigen Herzchens neu erstehen lassen, oder man werde, wenn der liebe Schelm gesund geworden, um so strenger auftreten und den Eigensinn schnell beseitigen können. Aber nur bei ungewöhnlich gut angelegten Gemüthern läßt sich solch eine Kur der durch die Körpererkrankung in Mitleidenschaft gezogenen jungen Seele bewerkstelligen, — eine Gewaltskur wird es immer sein und eine für Mutter und Kind um so schwerere, je riesenhafter der Eigenwille des Kindes in der Krankheit emporgeschossen. Und nicht nur der Seele des kleinen Patienten, auch dem leidenden Körper werden durch allzu mildes und wiederholtes Gewähren allerlei unheilwirkende Einflüsse zugeführt. Da behauptet der in der Genesung begriffene kleine Ungehorsame, nicht einschlafen zu können, wenn die Nachtlampe gelöscht werde. Der Arzt hat den Schlaf als das beste Herstellungsmittel bezeichnet, — wie könnte die schwache Mutter es über sich gewinnen, die Lampe zu entfernen? Und so brennt denn dieser Luftvergifter, der in keinem Schlafzimmer geduldet werden sollte, die ganze Nacht hindurch, und das Kind, dessen übermüdete Augen an dem Lichtschein hängen, sinkt später in des Schlafes bergenden Arm, als es im Dunkeln geschehen wäre. Hätte die vom Leide ihres Herzblattes unbeeinflußt prüfende Mutter das Krankenzimmer unerleuchtet gelassen, das kranke Händchen fest in ihre starke Hand genommen und in mildem Zuspruch Ruhe in das zagende Kinderherz gesenkt, oder ihr Haupt an das müde Köpfchen geschmiegt, als wolle auch sie sogleich entschlummern, wer weiß, ob nicht das Bewußtsein des zuverlässigsten Schutzes die geängstete Seele mit friedlichen Bildern erfüllt und zum Empfange des genesungwirkenden Schlafes leichter und schneller vorbereitet hätte, als — das brennende Nachlicht?

Nicht selten ist auch allzu lebhafte Besorgniß der Grund heftigerer Erkrankung des Kindes. Aengstliche Fragen, wie: „Thut Dir der Kopf noch weh?" „Thut er Dir sehr weh?" „Wie weh thut er Dir, armes Schelmchen?" sollten das Kind nie verwirren. Es ist natürlich, daß die auch in Krankheitstagen mächtig arbeitende Phantasie der Kindesseele sich des durch solche Fragen zum wichtigen Gegenstande erhobenen Schmerzes bemächtigt. Das mit der Vorstellung desselben beschäftigte Kind glaubt, den Schmerz wirklich zu empfinden, und um so stärker, je mehr er besprochen wird. Denn wie sehr seelische Vorgänge auf körperliche wirken, — wer hätte es nicht an sich selbst schon wahrgenommen? Nein, der Körper des kleinen Erkrankten wird schneller genesen, seine Seele wird gesund bleiben, wenn die Mutter den jungen Geist abzulenken sucht vom Kranksein, vom Schmerz, von der Sorge um das eigene Wohl, oder wenn bei thatsächlich vorhandenen Schmerzen der kleine Klagende muthvollem Zuspruche begegnet. Und hier ist wieder einer der Punkte, wo die Erziehung durch die That derjenigen durch das Wort vorangehen muß. Eine Mutter, die um Zahnschmerzen Thränen vergießt oder in unwürdiger Furcht gegen das nothwendige Entfernen des erkrankten Zahnes sich sträubt, wird vergeblich ihrem Kinde vom Ertragen des Schmerzes reden. Macht- und einflußlos steht solch' eine Schwache in der Stunde des Leidens neben dem Lager ihres Lieblinges.

Krankenzimmer sind recht oft Zuchtstätten der Selbstsucht. Wer hätte nicht schon Erwachsene angetroffen, denen der Segen ihres Krankseins nicht aufgegangen, die an der liebevollen Besorgniß, der nimmermüden Unterstützung der Ihrigen, die Selbstliebe groß gezogen und so zu fast unerträglichen Plagegeistern ihrer Familie geworden wären? Kann so der reife Mensch die zärtliche Fürsorge seiner Umgebung mißverstehen, — wie viel näher liegt diese Gefahr der unentwickelten Kindesseele, die noch des Urtheils gänzlich oder fast gänzlich entbehrt! Klugheit und Liebe müssen zusammenwirken, um das Kind an dieser Klippe des Krankseins gefahrlos vorüberschiffen zu lassen.

Hat auch das jüngere Kind kein Verständniß für die Vorstellungen, die das Kranksein in ein nur scheinbares Leid, ja in Segen wandeln, so bringt doch das reifere Alter solchen Erwägungen Fassungsvermögen und Theilnahme entgegen. Wer die vornehmste Aufgabe der Erziehung in dem Bestreben erblickt, glückliche Menschen zu bilden, der sollte ein Kranksein und besonders die Zeit der Wiederherstellung sorgfältig benutzen, um in den erweichten Boden des Herzens seines Zöglinges so manche Saat zu streuen, die Glück und Frieden zur Frucht hat. Der Vergleich zwischen einem siechen, leidenden und einem kraftbewußten, gesunden Körper ist auch dem jüngeren Kinde schon einleuchtend; das reifere aber wird durch solch' Vergleichen zu Betrachtungen und Schlüssen geführt, die Dank und lebhaftes Glückempfinden im Herzen entstehen lassen und dem leidenden Mitmenschen thätiges Mitleid erwecken. Und wie Schmerzen und Unthätigkeit das Kind milder und versöhnlicher stimmen, so schärfen sie auch seinen Blick für das bisherige eigene Leben und Treiben, für das Treiben der Anderen. So Manches, was bis zu seiner Erkrankung seine höchste Theilnahme erregt, vielleicht Alles, dem sein Sinnen und Thun gegolten, das seine Welt ihm gewesen, erscheint plötzlich, seines Glanzes beraubt, dem prüfenden Blicke in seiner ganzen Nichtigkeit. Da können leise Winke, vorsichtig ertheilte Mahnungen viel thun, damit in Zukunft das als nichtig Erkannte gemieden, das als wahr und schön Geschaute mit Eifer verfolgt werde.

Nachdruck verboten.

Der Herzog von Clarence.

Mit zwei Portraits, Seite 25.

Wenn der Tod sich den Stufen eines Thrones naht, rafft er nicht ein Einzelleben, sondern die Hoffnungen einer ganzen Nation dahin. Mit dem Erben einer Krone versinkt keine greifbare Vergangenheit; eine schattenhafte Zukunft zerflattert wie ein glänzendes Nebelbild an dem Rande des Grabes, an dem statt der Geschichte die Poesie trauert. In den Annalen Großbritanniens bedeutet der Name des vierten Herzogs von Clarence und Avondale, Earls von Athlone, einen leeren Schall; in den Herzen der Lebenden klingt er ergreifend nach, ein seltsames Gemisch von Hochzeits- und Grabgeläut.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die ältesten Söhne des Prinzen von Wales, die Prinzen „Edie" und „George", verkörperten für den loyalen Engländer die beiden Haupt-Charakterzüge britischen Wesens. Den präsumtiven Thronerben achtete man ob seiner ernsten Pflichttreue, die sich das Vertrauen errang, ohne darum zu werben, während sein jüngerer Bruder, das Ebenbild seines Vaters, durch sein offenes, frisches Wesen an die schönsten Zeiten des „merry old England" erinnerte. Prinz Edie's schlanke, straffe Soldatengestalt hat der schmiegsamen Seemannsfigur seines jüngeren Bruders Platz gemacht. Die Thronfolge ist gesichert, und die Hoffnungen einer Nation sind übertragbar.

Die Erben einer Krone verfallen, wenn sie früh sterben, leicht der Vergessenheit. Hier hat das Schicksal mit gewaltiger Hand zu plötzlich ein Menschenglück im Entstehen vernichtet, als daß die Frage nach dem Warum? so bald verstummen sollte. Wenige Tage nach seinem achtundzwanzigsten Geburtsfeste, wenige Wochen vor seiner Vermählung mit der Prinzessin Mary von Teck, mußte der Herzog von Clarence den Folgen jener tückischen Krankheit erliegen, die seit einigen Jahren, bald verschwindend, bald wieder auftauchend, unter Hohen und Niederen gleich reiche Ernte hält. Wo der beschränkte Menschenverstand die Kette der Thatsachen scheinbar unterbrochen sieht, sucht sie der Aberglaube zusammenzufügen. Das Schloß Sandringham, in dem der Prinz gestorben, hat sich der englischen Königsfamilie schon mehrfach verhängnißvoll erwiesen. Die früheren Träger des Titels eines Herzogs von Clarence, den die Königin ihrem Enkel vor nicht ganz einem Jahre verliehen, sind eines unnatürlichen oder frühzeitigen Todes gestorben. Eine Zigeunerin hat den Prinzen vor seiner Vermählung, als vor einem gefahrdrohenden Tage gewarnt. Das ist das Walten der Phantasie, die das erschütternde Ereigniß mit leichtem Gewebe umspinnt und ihm seine furchtbare Vereinzelung zu nehmen sucht. Sie breitet ihren Schleier über die ernsten Züge des verstorbenen Herzogs von Clarence, denen es nicht bestimmt war, in der Geschichte ein fest umrissenes Gepräge zu empfangen. G. M.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Am alten Rhein. Von Franz Skarbina. Siehe das Bild, Seite 28. — Der „alte Rhein", einer der fünf Mündungsarme des stolzesten deutschen Stromes, erinnert durch nichts an den Vater Rhein, der von so vielen deutschen Dichtern besungen und um den so viel Blut geflossen ist. Weder Sage noch Geschichte sind mit dem träge zur Nordsee schleichenden Mündungsarme verknüpft, keine stolzen Burgen spiegeln sich in seinem Wasser; zwischen flachen Ufern schlängelt er sich dahin, und das Nationalgetränk der Menschen, die dort leben, ist nicht der Rheinwein, sondern der Genever. Aber in enger Verbindung mit der Kunst steht auch der „alte Rhein". Die Dichter hat er zwar nicht begeistert, aber den Malern ist er ein Jungbrunnen, in dem sie sich wieder gesund gebadet und an dem sie wieder die Natur sehen gelernt haben. Die Kunst der alten Niederländer ist in enger Anknüpfung an ihn und seine Landschaftsbilder groß geworden, und unter den lebenden Meistern sind viele, die immer wieder zu ihm zurückkehren, als ob Licht, Luft, Wasser, Flußkähne und in dem Wasser sich spiegelnde alte Mauern sie mit magischer Kraft dahinzögen. Niemandem unter den Letzteren ist es so geglückt, das Charakteristische der Landschaft und der Bevölkerung in jedem Einzelzuge zu erfassen und mit solcher Naturtreue wiederzugeben, wie Franz Skarbina.

Doctorinnen. Von F. Stahl.
Siehe Seite 30.

Aus Haus und Hof.

Nachdruck verboten.

Der Verbrauch und die Verwendung des Aluminiums haben in letzter Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen, seitdem man die Eigenschaften dieses Metalles mehr und mehr würdigen gelernt hat, und die Preise sich in erstaunlicher Weise von 4800 Mark auf 12½ Mark für das Kilogr. ermäßigt haben. Der Hauptvorzug des Aluminiums besteht in seiner großen Leichtigkeit; das specifische Gewicht desselben beträgt etwa 2½, während es bei Kupfer 9, bei Silber 10½, bei Blei 11½, bei Gold 19, bei Platin 22 ausmacht. Sein silberähnliches Aussehen, das bei geeigneter Behandlung den Ton des Alt- und Mattsilbers erhält, wird unter dem Einfluß der Luft weder gelb noch dunkel, sondern behält dauernd seine Schönheit. Da das Metall auch gegen organische Säuren große Unempfindlichkeit zeigt, eignet es sich vorzüglich für Gegenstände des täglichen Gebrauches: Löffel, Gabeln, Trinkbecher, sowie für ärztliche Bestecke. Seiner erstaunlichen Leichtigkeit wegen verwendet man es auch mit Vorliebe für Schlüssel und alle Taschen-Gegenstände: Cigarren- und Cigaretten-Etuis, Streichholz-Hülsen, Portemonnaies u. dgl. Die Damenwelt wird das geringe Gewicht bei Fingerhüten, Schlüsselschildern für Schürzen, Handspiegeln u. dgl. zu schätzen wissen. Noch viele andere Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände werden aus Aluminum hergestellt, wie Aschbecher, Spielteller, Blumenvasen, Bilderrahmen, Schreib-Garnituren, Briefständer, Petschafte; alle in hübschen, geschmackvollen Mustern, glänzend oder matt, sowie in dem sehr beliebten Brillantschliff, der die effectvolle Vereinigung des blanken und stumpfen Tones zeigt. Bei Statuen und Statuetten kommt die herrliche, matte Farbe künstlerisch wirkend zur Geltung. Neuerdings findet das Metall auch für photographische Apparate Verwendung; ebenso sind umfassende Versuche in betreff der militärischen Ausrüstung in Vorbereitung, denn auf diesem Gebiet ist ja die Gewichtsfrage von maßgebender Bedeutung. Durch eine Vereinigung des Kupfers mit Aluminium wird eine sehr geschätzte Bronze erzeugt, welche in der Technik bereits vielfach mit Erfolg benutzt wird. Die herrliche Goldfarbe derselben macht sie namentlich für Uhren, wie auch für Kunst- und Schmuckgegenstände aller Art geeignet. So hat die Aluminium-Industrie eine große Zukunft vor sich, denn sie steht noch im Beginn ihrer Entwicklung. Ist doch das Metall erst vor einigen Jahrzehnten in der Thonerde durch Professor Wöhler entdeckt worden und anfangs, seiner schwierigen Darstellung und seines hohen Preises wegen, nur in sehr beschränktem Maße zur Verwendung gekommen. Jetzt werden zu Neuhausen am Rheinfall, in den großartigen Aluminium-Werken der Berliner Allgemeinen Elektrischen Gesellschaft im Verein mit einer Schweizer Gesellschaft täglich 2000 Kilogr. producirt, mit Hülfe der Elektricität und der gewaltigen Wassermengen des vielbewunderten Rheinfalles, die zum Theil den Betriebszwecken dienstbar gemacht sind. O. A.

Phantasie-Kostüm. Von F. Stahl.
Siehe Seite 30.

Labskaus ist ein Schiffs-Essen, das freilich wohl kaum auf den Tafeln der „Salon-Dampfer" zu finden sein wird, aber auf allen Segelschiffen und Fracht-Dampfern so gut den Tisch des Kapitäns ziert, wie den Essnapf der Matrosen füllt, und hier wie dort gleich beliebt ist. Auf den Schiffen wird die Speise von gepökeltem Rindfleisch bereitet. Ich habe nun bald nach Beendigung meiner Seereisen versucht, das beliebte Gericht auf den Tisch zu bringen, ohne daß mir gepökeltes Rindfleisch zu Gebote stand, und fand den besten, ja einzigen Ersatz in dem amerikanischen Büchsenfleisch, dem Corned-beef. Ein Pfund Büchsenfleisch wird ganz fein gewiegt, zwei reichlich gemessene Liter Kartoffeln werden geschält, in Salzwasser gar gekocht, abgegossen und trocken, so fein wie nur irgend möglich, im Kochtopf gestampft. Zu dem Kartoffelmus giebt man das gehackte Fleisch, ferner vier bis fünf große, in Scheiben geschnittene und in Butter weich gedünstete Zwiebeln, drei bis vier Eßlöffel voll geschmolzener Butter und eine Messerspitze voll Pfeffer. Das Ganze wird nun tüchtig gerührt und so viel kochendes Wasser zugesetzt, daß es eine gleichmäßige, schön rothe Masse von der Consistenz wie Milchreis oder Quetschkartoffeln wird. Das Labskaus muß recht heiß servirt werden; dazu passend sind Salz-, Essig-, Senf- oder Pfeffergurken.

Ich habe mit diesem einfachen Gericht mir stets den Dank meiner Tafelgäste, besonders des Hausherrn, erworben; sogar bei kleinen, zwanglosen Gesellschaften wurde es von den Herren sehr willkommen geheißen. — Nachträglich mache ich noch auf Einiges aufmerksam: 1. man kann nur allein das genannte Corned-beef, oder aber recht scharf und lange gepökeltes Rindfleisch, keineswegs andere Fleischsorten oder gar Reste dazu gebrauchen; 2. müssen die Zwiebeln gar gedünstet, dürfen aber nicht im Geringsten gebräunt sein; 3. Salz darf nicht hinein, weil das Fleisch genügend Salz hat und die Kartoffeln mit Salz abgekocht werden; 4. während des Rührens und Stampfens darf der Kochtopf nicht auf der hellen Flamme stehen, weil das Labskaus sehr leicht anbrennt und dann ungenießbar ist; 5. vorstehende Portion ist völlig ausreichend für acht Personen.

Guten Appetit.

Helene Pichler.

Branntweinkäse. — Ein beliebiger guter, nicht zu alter Käse, wird mit etwas Kirschwasser zu einer weichen, gleichmäßigen Masse verarbeitet, in einen Topf gefüllt, zunächst mit einem, ebenfalls mit Kirschwasser befeuchtetem Seidenpapier, dann mit starkem Papier bedeckt und fortgestellt. Nach einem Monat wird der Käse vorzüglich sein.

Dr. Dieffenbach. Von F. Stahl. Siehe Seite 30.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Bilderrahmen. — Lassen sich einzelne, schadhaft gewordene Stellen an vergoldeten Bilderrahmen ausbessern? Nanny H. in Westfalen.

Zeichentinte für Wäsche. — Kann mir Jemand ein Recept zur Selbstbereitung von waschechter Tinte für Wäschegegenstände mittheilen? Bei meinem großen Hausstand und vielen Kindern fehlt es mir zum Sticken an Zeit. Frau Clara M. in G.

Antworten.

(Auf die desfallsigen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Niedrig geschraubte Petroleum-Lampe (XVIII, 168). — Es ist Thatsache, daß sich bei einer zu niedrig geschraubten Flamme übelriechende, gesundheitsgefährliche Gase entwickeln, während der etwaige Vortheil sehr zweifelhaft, jedenfalls kaum nennenswerth ist. Durch einen Versuch kann sich Jeder leicht überzeugen, wie gering der Unterschied im Verbrauch des Petroleums bei einer normal brennenden und einer gleichzeitig angezündeten, zu niedrig geschraubten Lampe ist. Diese Beobachtung ist auch leicht erklärlich. Die Wärme, welche zur Erzeugung der Gase bei Lampen erforderlich ist, wird durch die Flamme geliefert. Da es aber besonders auf die Erwärmung des oberen Dochtrandes, mit dem die Flamme in Berührung steht, ankommt und diese bei einem Niedrigschrauben der Lampe nur wenig abnehmen kann, wird auch die Erzeugung des Gases, also der Verbrauch des Petroleums, nur in ganz unbedeutendem Maße verringert. Aber selbst wenn der Vortheil ein größerer wäre, als er thatsächlich ist, mögen unsere Hausfrauen aus Gesundheitsrücksichten in dieser Beziehung keine Sparsamkeit walten lassen, denn

„Auch Tugend wird zum Laster,
falsch geübt."

Dr. F. O. in B.

Glacé-Handschuhe (XVIII, 176). — Ich wohne auf dem Lande und habe einmal, als ich kein Benzin im Hause hatte, Glacé-Handschuhe auch ohne dasselbe gewaschen. Das Resultat war so günstig, daß ich dies Verfahren jetzt stets anwende, da mir der Geruch des Benzins gleichfalls unangenehm ist. Ich bereite aus guter weißer Seife mit ½ Liter heißer Milch eine starke Seifenlösung und rühre dann noch ein tüchtig geschlagenes Eigelb darunter. Nun werden die Handschuhe über die Hand gezogen und mit einem in die Seifenlösung getauchten Flanell-Lappen sanft abgerieben. Noch wirksamer erweist sich zur Entfernung jeder Unsauberkeit ein kleiner Zusatz von Salmiakgeist, falls Sie diesen Geruch nicht scheuen. Das Zeugstückchen wird mehrmals ausgewaschen, und das Abreiben so lange wiederholt, bis die Handschuhe sauber erscheinen. Werden sie im Schatten aufgehängt, so bleiben sie nach dem Trocknen weich und elastisch.

Eine Hausfrau vom Lande.

Aquarium (XVIII, 184). — Mein Aquarium bereitet mir nicht nur viel Zerstreuung und Vergnügen, sondern ist auch eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung für mich und die Kinder, denn wir beobachten gern und fleißig das Gedeihen der Pflanzenwelt und die Lebensweise der stummen Bewohner. Ich habe mir aus einem Büchelchen: Aquarien und Terrarien (Duderstadt, Verlag von Fr. Haensch) vor einigen Jahren Rath geholt und kann Ihnen dasselbe zu gründlicher Belehrung empfehlen, wenn Ihnen meine kurzen Angaben nicht genügen sollten. Der Boden des Aquariums erhält eine 6—10 Cent. hohe Schicht Erde, welche etwa aus zwei gleichen Theilen lehmiger Rasenerde und reinem Flußsande besteht; auch ist ein kleiner Zusatz von Moor- oder Torferde zweckmäßig. Diese Mischung wird recht gleichmäßig ausgebreitet und etwa zwei Finger hoch mit sorgfältig ausgewaschenem grobkörnigen Sand überdeckt. Geschickt angebrachte Tuffsteine dienen zur Darstellung von Felspartien; der Cement, der die Verbindung herstellt, muß aber gut ausgewässert sein. Alle Spalten und Fugen in den Steingruppen werden mit sandiger Lehmerde ausgefüllt und mit Gewächsen besetzt. Besonders freudig gedeihen hier die einheimischen Sumpf-Pflanzen, die Sie sich im Frühjahr gewiß leicht in der Nähe beschaffen können. Zur Füllung dient weiches Wasser, am besten Flußwasser, das mit dem dünnen Rohre einer kleinen Gießkanne eingelassen wird. Algen-Ansatz thut keinen Schaden, verleiht vielmehr dem Wasser einen schönen, grünlichen Schimmer, erhält es in gutem Zustande und bietet vielen Fischen und Schnecken Nahrung. Wollen Sie aber die Algen beseitigen, so kann dies leicht mit einer scharfen Zahnbürste geschehen. Faulende Pflanzentheile müssen bald entfernt werden. Wenn eine theilweise Erneuerung des Wassers nothwendig wird, so läßt man das abgestandene Wasser mittelst eines dünnen Gummischlauches ab und sorgt für die entsprechende Temperatur des Zugusses. Ein sonniger Standort trägt wesentlich zum Gedeihen der Pflanzen bei. Was die Bevölkerung betrifft, so richtet sich die Zahl und Größe der Thiere natürlich nach dem Wassergehalte des Aquariums.

Doris v. B., Hannover.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 5. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. März 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

In der Sacristei. Von Carl Marr. — Siehe Seite 39.

Nachdruck verboten.

Der Prüfstein.

Novelle von Fedor von Zobeltitz.

(Schluß.)

Am Nachmittage kaufte Saldern bei einem der Blumenhändler an der Promenade einen Strauß dunkelrother Rosen und suchte dann die Park-Villa auf, in der Frau von Hardenau wohnte. Es war der erste Besuch, den er der schönen Frau abstattete.

Er sandte seine Visitenkarte hinein und wurde sofort empfangen. Frau von Hardenau trat ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie sich einmal nach mir umsehen," sagte sie in herzlichem Tone, „ah, und diese herrlichen Blumen!"

„Ich weiß ja, daß Sie die Rosen lieben, gnädige Frau," erwiderte Saldern, ihre Hand küssend. „Es wäre längst meine Pflicht gewesen, Ihnen die schuldige Aufwartung zu machen, nachdem ein glückliches Verhängniß mich so oft mit Ihnen zusammengeführt hat —"

„Ihre Pflicht?" fiel Frau von Hardenau ein. „Warum so formell, Graf Saldern? Es würde mich aufrichtiger freuen, wenn ich Ihren Besuch als einen Act freundschaftlicher Courtoisie auffassen dürfte. Die Pflichtbesuche liebe ich nicht; sie sind wie Phrasen, — glatt und hohl."

„Es giebt aber nicht nur Pflichten der Etikette und der Convenienz, gnädige Frau, sondern auch Pflichten des Gefühls und des Herzens. Den letzteren folgte ich, als ich mich zu meinem heutigen Besuche entschloß."

Frau von Hardenau preßte das Bouquet an ihr Gesicht und athmete tief seinen Duft ein. Als sie das Antlitz wieder hob, schien noch der Abglanz des Purpurschimmers der Rosen auf ihren Wangen zu liegen. Ihre Augen aber leuchteten so hell und glücklich, als sei plötzlich ein Strahl seliger Erkenntniß in ihr Herz gefallen.

Es klopfte leise an die Thür, — die Zofe trat ein.

„Verzeihung, gnädige Frau, — Herr Commerzienrath Kniep bittet um die Ehre, vorgelassen zu werden . . ."

„Ich bitte." Frau von Hardenau erhob sich, um die Rosen in einen auf dem Kaminsims stehenden Pokal zu stellen und Saldern die Wolke zu verbergen, die blitzschnell ihre Stirn verdunkelte. Als sie sich umwandte, den Commerzienrath zu begrüßen, lächelte sie wieder.

Schwerfällig trat der dicke Herr mit dem gutmüthigen, intelligenten Plebejer-Gesicht Frau von Hardenau entgegen und führte ihre Hand an die Lippen.

„Grüß Gott, lieber Freund," — Frau von Hardenau nickte ihm herzlich zu, — „also doch noch hier? . . . Graf Saldern, — Commerzienrath Kniep!"

Gegenseitige Verneigung. Des Commerzienraths Blick glitt über den braunen Scheitel Aribert's zu den Rosen hinüber, die auf dem Gesimse blühten, und das Auge des Grafen versuchte geschwind das breite, ehrliche Gesicht Kniep's zu durchforschen. — — Wie kam der Mann dazu, ein „Freund" der Frau von Hardenau zu sein? —

Man ließ sich nieder und plauderte über Dies und Das, — über die letzte Réunion im Kurhause, über die bevorstehende Ankunft Bismarck's in Kissingen und hunderterlei mehr.

Saldern wurde unruhig. Die Anwesenheit des Fabrikanten genirte ihn, — er wußte nicht warum. Seine Finger zupften nervös am Schnurrbart, seine Unterhaltung wurde abgerissen und sprunghaft, — er fühlte sich unbehaglich. Endlich erhob er sich.

„Schon fort, Graf Saldern?" fragte Frau von Hardenau.

„Es ist spät geworden, gnädige Frau . . ."

„Zu spät schon? — Nein . . . Gleichviel! — Auf Wiedersehen beim Frühtrunk!" —

Als sich die Thür hinter Saldern geschlossen hatte, blickte der Commerzienrath fragend Frau von Hardenau an.

„Ich habe gestört —?!"

Sie antwortete nicht gleich. Sie war am Fenster stehen geblieben, hatte die schlanken Finger in einander verschränkt und starrte wie geistesabwesend auf die in den Teppich gewebten farbigen Bouquets. Dann zuckte sie auf einmal zusammen, als habe ein plötzlicher, heftiger Schmerz ihr Nerven-System berührt.

„Gestört?" wiederholte sie mit müdem und wehmüthigem Lächeln. „O nein . . . oder ja — ich glaube, Sie haben gestört, aber es war gut so. Vielleicht sind Sie einer Erklärung zuvorgekommen . . ."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Gesicht des Commerzienraths wurde sehr ernst, und seine Augenlider senkten sich für einen Moment tief herab.

„Ich ahnte es," sagte er leise, — und ebenso leise und mit einer rührenden Weichheit im Ton fügte er hinzu: „Sie sind mir sehr böse, gnädige Frau, daß ich zu so unglücklicher Stunde bei Ihnen erschien, — nicht wahr?"

„Böse? — Ich Ihnen? . . Ich müßte ein schlechtes Herz haben, wenn ich dem treuesten und ehrlichsten Freunde um eines Nichts willen grollte! Nein, lieber Herr Rath, — ich zürne Ihnen nicht. Im Gegentheil, — ich sollte Ihnen auch heute wieder dankbar sein . . . Könnte ich's nur!" fuhr sie leidenschaftlich fort, und ihre Hände zuckten. „Ja — bei Gott, Freund, ich hätte ein Stück meines Lebens für das Glück hingegeben, ein Wort der Liebe aus seinem Munde hören zu dürfen! O, dieses thörichte Frauenherz! Man hat es zerfleischt und zermartert und so mißhandelt, daß ich wähnte, es sei in jeder Fiber todt, — und nun, — und nun . . ."

Der Commerzienrath erhob sich. Er war sehr blaß geworden und schwankte, als er sich der jungen Frau näherte und ihre Hand ergriff.

„Ich will gehen," sagte er; „leben Sie wohl, Katinka, und — und der Himmel behüte Sie!"

Sie biß die Lippen auf einander, so fest drückte der Mann ihre Hand. Es schmerzte sie fast.

„Wann seh' ich Sie wieder?" fragte sie dann.

„Wann?!" — Seine Stimme zitterte. „Ich hoffe, — nie mehr!"

„Nie mehr?" — und nun erst sah Katinka die Zerstörung im Gesicht ihres Freundes, und auch sie wurde blaß.

Der Kaufmann ließ die Hand, die er zwischen seinen groben, vom harten Arbeitsdienste früherer Jahre spröde gewordenen Fingern hielt, langsam sinken.

„Ja, Katinka, — ich hoffe, nie mehr," wiederholte er. „Wozu auch, — wohin soll's führen? Ich reibe mich seelisch auf, — ich fühle es . . . Meine Londoner Filiale bedarf einer neuen Oberleitung, — ich werde sie selbst übernehmen. Dann liegt Meer und Land zwischen uns, — vielleicht wird es ruhiger in mir . . ."

„Und ich habe meinen letzten Freund verloren, — den einzigen," fügte Frau von Hardenau leise und wehmüthig hinzu.

„Nein, Katinka, — das nicht!" sagte er erregt. „Sie sollen den Freund behalten, auch wenn er Ihnen nicht nahe ist. Bedürfen Sie meiner, so bin ich bei Ihnen . . . Und nun noch ein Wort, Katinka, — als Freund, nur als Freund. — — Ich will meine ganze heiße Liebe zurückdrängen. — Ein Rausch der Leidenschaft hält Sie umfangen, — wie schon einmal. Die Verhältnisse zwischen damals und heute gleichen sich. Wie dieser junge Graf, so trat Ihnen vor Jahren Hardenau entgegen. Auch Hardenau meinte es ehrlich, — in seiner Art, — aber Sie wissen selbst, wie nach und nach das Gespenst des Kastengeistes alle guten Regungen in ihm zum Verdorren brachte! Und dann kam das Ende. . . . Ich kenne Saldern nur wenig, — doch ich halte es nicht für unmöglich, daß er seiner Liebe Rang und Stellung zum Opfer bringen will. Wird er tapferer gegen den Kastengeist ankämpfen können als Hardenau? Oder wollen Sie um seinetwillen Ihrer Kunst entsagen, die Ihnen Leben und Seele ist? — Katinka, es wird neuen Zwiespalt geben und neuen Kampf, — sorgen Sie, daß Sie nicht unterliegen! Prüfen Sie nicht nur Ihr Herz, sondern lassen Sie auch den Verstand zu seinem Rechte kommen, ehe Sie sich entscheiden. Die zweite Liebe ist der wahre Prüfstein für die Größe einer Frauenseele . . ."

Ob wohl den Grafen Saldern in diesem Augenblick ein Ahnungsgefühl durchschauerte, als aus dem Munde des Commerzienraths fast die gleichen Worte klangen, die er einst von seiner greisen Mutter gehört hatte? —

Frau von Hardenau stand noch immer stumm und unbewegt in der Fensternische. Sie hatte die beiden, in einander verschlungenen Hände fest auf das Herz gepreßt, — auf das Herz, das hämmerte und klopfte, als wollte es die Bande sprengen, die seine Freiheit beengten. Der lichte Sonnenschein, der in vollen, goldenen Wellen von draußen hereinfluthete, hob die Umrisse ihrer zarten Gestalt in scharfen Linien hervor und verlieh ihrem dunklen Scheitel einen merkwürdigen, bronzeähnlichen Ton.

„Ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen, Freund, — und deshalb danke ich Ihnen doppelt warm für Ihre Worte," entgegnete Katinka nach minutenlanger Pause, die Augen halb verdeckt von den gesenkten Lidern. „Ich weiß auch, wie schwach ich bin, — wie duldsam gegen mich selbst, — und wie nachgiebig . . . Reisen Sie nicht ab, Kniep, — bleiben Sie noch, — noch einige Tage! Ich bitte Sie darum, — inständigst! Ihre Gegenwart verleiht mir Schutz und Stärke, und Beides bedarf ich . . ."

Er schob unschlüssig den grauen Cylinderhut zwischen seinen Fingern hin und her. Dann sah er sie an, — und wie er ihr großes, schönes Auge mit angstvoll fragendem Ausdruck auf sich gerichtet sah, sagte er rasch und mit tiefem Athemzuge:

„Gut denn, — ich bleibe!"

Am nächsten Morgen sah man Frau von Hardenau an der Seite des Commerzienraths auf der Brunnen-Promenade.

Saldern war nicht gekommen. Wo blieb er nur?

Ein Schmerzgefühl durchzuckte Katinka. War er abgereist? Abgereist ohne ein Abschiedswort, ohne ein letztes Wort klärender Aussprache? —

Aussprache, — ja, worüber denn? — Eine Wirrniß von Gedanken kreiste hinter Katinka's Stirn, und dabei war ihr so weh um's Herz, daß sie nur automatenhaft nickte, als Kniep sich vor ihrem Hause mit der halb schüchternen Frage verabschiedete:

„Darf ich Sie nach dem Lunch zu einer Spazierfahrt abholen, gnädige Frau? — Sie bedürfen der frischen Luft . . ."

Frau von Hardenau schloß sich in ihrem Zimmer ein, warf sich auf die Chaiselongue und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Es war um die Mittagsstunde, als Liesbeth, die Zofe, an die Thür des Zimmers pochte.

„Gnädige Frau," rief sie in gedämpftem Ton von draußen, „Herr Graf von Saldern bittet, seine Aufwartung machen zu dürfen . . . Soll ich ihm melden, die gnädige Frau seien nicht ganz wohl?" —

Katinka fuhr jäh in die Höhe. Alles Blut schoß ihr zum Herzen . . . Also er war nicht abgereist, er war noch da, — er suchte sie auf! Im Nu war Alles, Alles vergessen, was sie soeben noch im tiefsten Innern bewegt hatte, — sie hätte aufjauchzen können in der Seligkeit des Augenblickes.

Mit einem Sprunge stand sie an der Thüre und drehte den Schlüssel herum.

„Führe den Herrn Grafen in den Salon, — ich lasse einige Minuten um Verzug bitten," herrschte sie die Zofe an. „Und dann komm' und hilf mir bei der Toilette, — — aber beeile Dich, Kind!"

In dem kleinen, achteckigen Salon stand Saldern am Fenster und schaute auf den Kurpark hinaus. Der Graf trug heute statt des grauen Sommer-Civils, in dem er auf der Promenade zu erscheinen pflegte, einen dunklen Ueberrock, und in der Hand ein Bouquet wundervoller Maréchal-Niel-Rosen, deren Duft das ganze Zimmer durchfluthete.

Saldern sah blaß und durchwacht aus. Ein tief ernster Zug, der seinem Gesicht zugleich den Charakter fester Entschlossenheit verlieh, prägte sich auf der Stirn und um die energisch geschlossenen Mundwinkel aus.

Die Thüre ging. Der Graf wandte sich um und stand Katinka gegenüber. Sie hatte sich schmücken lassen. Das crêmefarbene Lodenkleid, mit gelbseidenen Stickereien und Bändern verziert, umfloß licht und anmuthig ihre vornehm schlanke und mädchenhafte Gestalt. Eine schöne Perle, von einem Kreis Brillanten umgeben, bildete den Schluß des Kragens; das war der einzige Steinschmuck, den sie angelegt hatte. — Zum ersten Mal fiel es Saldern auf, daß sie keine Witwenringe trug.

„Guten Tag, Graf Saldern," — Katinka rollte ein Tabouret neben den Sessel am Fenster und ließ sich die Hand küssen, ohne Aribert anzusehen; — „wo waren Sie heute früh? Wenn Ihr Arzt erfährt, daß Sie Ihre Kur so schnöde vernachlässigen, wird er böse werden . . . O, — und wieder eine Blumenspende! Welch' wunderbare Rosen! Graf Saldern, Sie sind ein Verschwender! Wir werden Sie unter Curatel stellen müssen, so lange die Rosen blühen . . ."

„Ich habe in den letzten Tagen allerdings selbst dann und wann an meiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln angefangen, — das ist wahr, gnädige Frau," erwiderte Aribert, einen Blutstrom im Antlitz, verlegen und stockend, die Augen bald auf den Teppich, bald auf sein schönes Gegenüber gerichtet. Seine ganze Weltgewandtheit ließ ihn im Stich. „Haben Sie mich wirklich heute Morgen vermißt?" —

„Ei gewiß, — wo steckten Sie nur?"

„Ich gestehe Ihnen, ich habe die Brunnenzeit verschlafen. Während der Nacht bin ich stundenlang durch die Berge gestreift, — die Sonne kündete sich an, als ich nach Hause kam, und als ich dann aus bleiernem Schlafe erwachte, war es acht Uhr durch, und die Brunnenstunde vorüber. Die schlummerlose Nacht rächte sich. . ."

„Aber, Graf Saldern, wie kann man auch so unvorsichtig sein, in einer Zeit doppelt streng geregelter Lebensweise die Nacht zum Tage machen zu wollen! Hatte ein Anflug schwarzer Melancholie Sie gepackt, daß Sie der Schlummer floh, oder trieb Sie die Sehnsucht nach landschaftlicher Schönheit in den Mondschein hinaus?"

„Keins von Beiden, gnädige Frau", — Saldern athmete hoch auf, — „ich fand keine Ruhe daheim, — mein Herz schrie zu laut! Mein Herz ist krank, gnädige Frau, und im Frieden der Sommernacht suchte ich nach Linderung. Es war ein vergebliches Suchen, es war Thorheit, denn ich hätte wissen müssen, daß ich nur hier genesen konnte, nur hier, — an Ihrer Seite! . . Ich ringe nach Worten, Ihnen zu schildern, was Alles mein Herz bewegt: — den unauslöschlich tiefen Eindruck, den Ihr erstes Erscheinen auf mich ausgeübt, die Wonne, die mich durchfluthete, wenn ich Sie wiedersehen durfte, — die Liebe, die Sie in mir erweckt haben!"

Aribert kniete vor Katinka nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Ihre Brust hob und senkte sich schnell, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie war tief bewegt.

Das war der Prüfstein! —

Langsam zog sie ihre Hände zurück und erhob sich.

„Stehen Sie auf, Graf Saldern," sagte sie mit noch zitternder, aber nach Festigkeit ringender Stimme, „stehen Sie auf und hören Sie mich an! Ich kann Ihnen auf Ihr Geständniß nicht besser antworten, als durch die Geschichte meines Lebens. Seit meinem siebzehnten Jahre gehöre ich der Bühne an, — ich bin die Sängerin Katinka Grosse . . . Sie zucken zusammen, Graf Saldern, — ich habe das erwartet, und es wäre vielleicht richtiger gewesen, hätte ich Ihnen gegenüber das Incognito, das mich vor zudringlicher Belästigung schützen sollte, schon früher fallen lassen . . . Doch weiter. Ich war gerade ein Jahr bei der Bühne, als ich Herrn von Hardenau-Eesenberg in Wien kennen lernte. Hardenau war ehemals Offizier in einem Petersburger Garde-Regiment gewesen. Wegen eines Rencontres mit seinem Kommandeur zog er es vor, seinen Abschied einzureichen und die russische Heimath ganz zu verlassen. Er übergab in Folge dessen den esthländischen Familienbesitz gegen eine entsprechende Abfindung einem seiner Vettern, ließ sich in Oesterreich naturalisiren und trat in die österreichische Armee als Unterlieutenant ein. Schon damals war ich Mitglied der Wiener Oper, an der ich mir die ersten Sporen verdient habe. Auf einer Soirée bei dem Intendanten wurde Hardenau mir vorgestellt. Am folgenden Tage erhielt ich seinen ersten Besuch, und als vier Wochen verflossen waren, konnten wir unsere Verlobungs-Anzeigen verschicken. Das war die glücklichste Zeit meines Lebens! . ."

Katinka hielt einen Augenblick inne. Mit gesenkten Lidern stand sie vor Saldern; sie hatte gesehen, wie überrascht er zusammenzuckte und wie er sich verfärbte, als er hören mußte, daß sie eine Bühnenkünstlerin sei, — Nun wagte sie nicht mehr aufzuschauen. Auf ihren Wangen lag eine schattenhafte Blässe; mit der rechten Hand stützte sie sich auf die Lehne des nächststehenden Stuhles, — er sollte nicht bemerken, wie sehr sie zitterte.

„Hardenau trat auch aus dem österreichischen Dienst," fuhr sie mit hastig hervorgestoßenen Worten fort, — sie wollte zu Ende kommen; — „man hatte ihm angedeutet, es sei unmöglich für ihn, dem distinguirten Regiment, in dem er stand, weiter anzugehören, wenn er mich heirathen wollte. Auch ein Aufgeben meiner Bühnenthätigkeit würde keine Aenderung in der Sachlage herbeigeführt haben, — der Schatten des Komödiantenthums blieb einmal an mir haften. Ich brauchte die Bühne also nicht zu verlassen, und das beglückte mich hoch, denn mein Beruf war mir theuer und lieb. Wenige Tage nach der Dienstentlassung Hardenau's heiratheten wir und traten dann eine kurze Reise nach Italien an. Nach unserer Rückkehr begannen sich für Hardenau die ersten Consequenzen seiner Eheschließung fühlbar zu machen. Obwohl ich damals schon in ersten Rollen beschäftigt, und mein künstlerischer Ruf so gewachsen war, daß ich mich auf glänzende Engagements-Anerbietungen der Königlichen Bühnen von Berlin und Dresden berufen konnte, zog sich jene vornehmere Gesellschaft Wiens, in deren Kreisen mein Gatte bisher verkehrt hatte, doch langsam und allgemach, ohne Ostentation, aber ersichtlich, von uns zurück. Man versuchte, uns gesellschaftlich zu isoliren, und es gelang so vollkommen, daß sich Hardenau's, dem nur das Leben in der großen Welt daseinswerth dünkte, eine förmliche Verzweiflung bemächtigte. Die unglückliche Stimmung meines Gatten rief auch in mir eine tief gehende Erbitterung gegen jene Kreise hervor, die uns zu verfehmen suchten. Was hatten die Frauen und Mädchen der oberen Zehntausend voraus vor mir? Sie gingen unversucht durch's Leben; — — hatte nicht ich, die ich mir in den tausend Gefahren der Coulissenwelt Herz und Seele rein erhalten, die Berechtigung, mich hoch über Jene zu stellen? . . Ich will Sie durch die Schilderung all der inneren Kämpfe, die derzeit auf mich einstürmten, nicht ermüden, Herr Graf. Nur wenige Monate bin ich in meiner Ehe ganz glücklich gewesen, — nicht länger. Dann kamen trübe Tage und immer trübere, und schließlich jene verhängnißvolle Stunde, in der ich Hardenau frei stellte, sich von mir zu trennen, damit er wieder in die Welt, der er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

angehörte, zurückkehren könne . . . Unsere Ehe war kinderlos geblieben, die Scheidungs-Formalitäten konnten also keine Schwierigkeiten machen. Noch ehe die Gerichte gesprochen hatten, traf mich aber die Nachricht, daß Hardenau zu Nizza, wohin er vor den kühl spöttischen Blicken seiner ehemaligen Freunde geflohen, im Duell gefallen sei. Ein kecker Bursche hatte in seiner Gegenwart meiner mit einem losen Worte erwähnt, und in der Vertheidigung meiner Ehre hatte Hardenau sich selbst geopfert. Ich konnte ihm nur noch an seiner Leiche danken. . . ."

Mit einer Fluth widerstreitender Empfindungen im Herzen hatte Saldern der Sprechenden zugehört. Vor Jahresfrist hatte er im Wiener Hofburg-Theater Boito's „Mephistopheles" gesehen, und damals war ihm in der Rolle der Helena nicht nur der herrliche Gesang, von dem er wenig verstand, sondern vor Allem die ideale Erscheinung der Darstellerin aufgefallen. Jetzt wußte er, nach welcher Aehnlichkeit er immer gesucht, wenn er in das Antlitz der Frau von Hardenau geschaut hatte!

Sie war eine Sängerin, eine — „Bühnengröße!" Seltsam, wie eiskalt es ihm an das Herz griff, wenn er sich in Gedanken dieses Wort wiederholte. Es war ihm, als sehe er plötzlich das gütige, vornehme Gesicht seiner alten Mutter vor sich, und als ruhe ihr Blick mit ernst warnendem Ausdruck auf ihm. O, — er kannte das Denken und die Empfindungsweise seiner Mutter genau! Milde und sanftmüthig von Herzen, hielt sie dennoch mit unerbittlicher Strenge an allen berechtigten und unberechtigten Prärogativen ihres Standes fest. In den starren Wall ererbter Vorurtheile vermochte auch ihr scharfer Verstand, ihr gütiger Sinn und ihr Rechtlichkeitsgefühl keine Bresche zu legen.

Frau von Hardenau hatte nach den letzten Worten, die sie gesprochen, mit seltsam müdem Blicke aufgeschaut. Aber der Blick gewann an Ruhe und Festigkeit, während sie weitersprach, und auch in ihre erblaßten Wangen kehrte Blut und Leben zurück.

„Das ist meine erste Antwort auf Ihre Erklärung, Graf Saldern," fuhr sie fort, „es mußte meine erste Antwort sein! Sie sagen, Sie lieben mich, — werden Sie aber auch im Stande sein, mit größerem Muth die Folgen Ihrer — Mesalliance zu tragen, als Hardenau?"

Graf Aribert antwortete nicht. Er hatte sich mit dem Rücken gegen den Kaminsims gelehnt, die Hände über der Brust verschränkt, und starrte düster vor sich hin. Die Folgen, von denen Katinka sprach, — das war auch ein Prüfstein, ein harter! Es wäre Saldern vielleicht nicht allzu schwer gefallen, den bunten Attila abzulegen, denn der Soldatendienst reizte ihn nicht, aber der aufreibende, sich täglich erneuernde Kampf mit den Vorurtheilen der Gesellschaft, — jene still geführte Minirarbeit, die auch Hardenau den Boden unterwühlt hatte, — die schreckte ihn!

Katinka schien eine Antwort von Seiten Aribert's kaum zu erwarten. Kein Zug veränderte sich in ihrem Gesicht, nur ihre Stimme klang plötzlich stockend und heiser, als sie rasch fortfuhr:

„Gehen Sie, Graf Saldern, und prüfen Sie sich noch einmal, — aber genau, — genau . . ."

Sie wandte sich um und trat an das Fenster zurück. Ueber ihr Antlitz stürzten jetzt plötzlich die Thränen.

Saldern sah es nicht. Er schämte sich, Katinka anzuschauen. Ein Gefühl grenzenloser Feigheit, gegen das er nicht anzukämpfen vermochte, drückte ihn nieder.

„Ich, — ich komme wieder," stammelte er, — und dann raffte er sich mit wilder Energie zusammen, riß die Thüre auf und stürzte fort, als seien Dämonen hinter ihm.

Katinka hörte die Thüre in's Schloß fallen. Das war wie ein Stich durch ihr Herz. Mit angstverzerrtem Antlitz fuhr sie herum und ließ den Blick fast irre durch das Zimmer schweifen.

Er kam nicht wieder, — sie wußte es! Und mit einem Wehlaut brach sie in die Kniee und schlug auf dem Teppich nieder.

Graf Saldern eilte beflügelten Fußes in seine Wohnung zurück und packte in eilfertiger Hast seine Koffer. Er wollte und mußte fort, — ohne Zögern und Aufenthalt! Wohin, war ihm gleich, — aber nicht einen Tag länger durfte er in Kissingen verweilen, nicht noch einmal in ihre dunklen, schimmernden Augen schauen! Fort, — fort von hier!

Der Mittagszug führte ihn dem Rhein entgegen. Als der Train das wiesengrüne Thal Kissingen's verließ, schweifte Aribert's Auge noch einmal auf das freundliche Städtchen am Fuße des Altenbergs zurück. Dort hatte er ein Stück seines Herzens eingesargt. . . .

In Frankfurt wurden ihm verschiedene Zeitungen in das Coupé geworfen, und in einer derselben fand er unter der Rubrik „Theater und Kunst" die nachfolgende Notiz:

„Frau Katinka Grosse, die schöne Primadonna der Wiener Oper, hält sich gegenwärtig zur Kur in Bad Kissingen auf. Um unerkannt zu bleiben, hat sie sich unter ihrem Familien-Namen ‚Frau von Hardenau' in die Kurliste eingetragen, und da Frau Grosse ziemlich zurückgezogen lebt, so scheint sie ihren Zweck auch thatsächlich erreicht zu haben. Obwohl sie schon länger, als vier Wochen in Kissingen weilt, hat man doch jetzt erst ihren Aufenthalt in Erfahrung gebracht . . ."

Saldern knitterte das Zeitungsblatt zusammen und ließ es aus dem Fenster flattern. Dann lehnte er sich in die Ecke des Coupés zurück und schloß die Augen. Er war todtmüde.

Im Sommer darauf, — gerade ein Jahr nach ihrer Kissinger Kur, — suchte Frau von Hardenau am Strande von Sylt Erholung nach der letzten künstlerischen Winter-Campagne. Es war kein Zufall, daß sie auch hier wieder mit Herrn Kniep zusammentraf, — der Commerzienrath hatte ihr Urlaubs-Programm in Erfahrung gebracht und war ihr an die Gestade der Nordsee vorangereist. Als Katinka aus dem Dampfer an's Land stieg, hatte ihr getreuer Toggenburg bereits an der Schiffsbrücke gestanden und sie begrüßt.

Ueber die haidebraune Insel webten die ersten Dämmerschatten ihre lichtgrauen Gespinnste. Auf dem Meere, das mit ruhigem Wellenschlage gegen das Ufer rollte, glühte noch der Schimmer der untergegangenen Sonne und verglomm erst allmälig, als am stahlblauen Himmel sich schon die Sterne entzündeten.

Der Strand lag leer. Nur hie und da dehnte sich noch in einem der hohen geflochtenen Korbsessel, die überall verstreut umherstanden, die Gestalt eines einsamen Nachtschwärmers, der die Wonnen der Natur dem Concert im Kursaale vorzog. Ueber den Dünenhang stieg ein ungleiches Paar zum Meere herab: eine schlanke Frauen-Erscheinung, in einen hellseidenen Strandmantel gehüllt, und ein kleiner, stark gebauter Herr im Havelock und mit einem breitrandigen Panama auf dem Kopfe.

„Ich fürchte, die Melancholie des Meeresrauschens und der sinkenden Nacht wird Sie noch schwermüthiger machen, Katinka," sagte der Herr, „oder wollen Sie leugnen, daß Sie schon den ganzen Tag über mit einem gewissen Gefühl, — wie soll ich sagen — —"

„Sagen Sie gar nichts, lieber Kniep," fiel Frau von Hardenau mit leisem Auflachen ein; „es ist möglich, daß Sie recht haben, — ich gehöre nun einmal zu den Stimmungsmenschen par excellence, — aber ich werde mich zu bessern suchen . . . Im Uebrigen: heute könnten Sie mir wohl schon verzeihen, wenn ich mich einmal in der Rolle der fröhlichen Witwe vergreife, denn gerade dieser zwanzigste Juni hat allerhand Erinnerungen in mir erweckt, die meine Gedankenwelt mehr als sonst in Anspruch nehmen . . ."

„Der zwanzigste Juni?! . . Ah, — nun verstehe ich," und die Stirn des Commerzienrathes legte sich in Falten. Er blieb für eine kurze Minute stehen und schaute sinnend auf das in Nacht verschwimmende Meer hinaus, über dessen Wogenkämme dann und wann ein goldenes Leuchten glitt. „Antworten Sie mir einmal ehrlich, Katinka;" fuhr er sodann mit Betonung jedes Wortes langsam fort, „denken Sie noch immer an Saldern zurück?"

„Es wär' eine Lüge, wollte ich Nein sagen," entgegnete Frau von Hardenau ohne Erröthen. „Aber, mein lieber Freund, in dem Sinne, in dem Sie Ihre Frage gestellt haben und beantwortet wissen möchten, denke ich nicht mehr an jene Stunden seliger Herzensthorheit zurück! Mein Wort darauf. Ich habe abgeschlossen mit mir — fest, sehr fest. Und noch Eins, — und nun lächeln Sie nicht, — ich habe gelernt, mein Herz zu discipliniren! O ja, — es giebt auch eine Disciplin des Herzens, und meine innerste Ueberzeugung ist es, daß auch Saldern sich ihr unterworfen hat, denn er hat mich geliebt, wie ich ihn."

Der Commerzienrath zog mit rascher Bewegung die Rechte der Frau von Hardenau an seine Lippen.

„Sie sind ein echtes Weib, Katinka," sagte er mit bewegter Stimme, „denn in Ihrer anscheinend realistischen Lebensauffassung vereint sich der Idealismus der Frauenseele mit der Reife des Denkens. Das ist ein besserer Boden für ein glückliches Eheleben, als jene Poesie der Liebe, die sich in der Prosa des Daseins als Schein erweist. Ich bin nicht nüchtern genug, um die sogenannten Verstandes-Heirathen gut zu heißen, wohl aber sollte das Herz sich immer einen Bundesgenossen im Verstande suchen. Dann wäre mehr Glück auf Erden! . ."

Sie waren Beide im weißen Sande am Ufer stehen geblieben, und der Gischt der Wellen spritzte bis dicht vor ihre Füße. Der Mond ging auf und glühte goldroth auf der Weite des Meeres. Es war ganz still in der Runde, nur zeitweise kreischte eine Möve auf, die mit ihren Schwingen das Wasser schlug und sich dann in den Lüften verlor.

Graf Aribert befand sich bei seiner Mutter auf Urlaub. Er war glücklich, einmal wieder daheim sein zu dürfen, — daheim auf dem kleinen Gute im Oderbruch, inmitten all' der hundert Erinnerungen aus heiteren Kindertagen, die das alte Herrschaftshaus mit seinem moosbewachsenen Giebeldache und dem halb verwilderten Garten barg.

Es war an einem warmen, sonnigen Julimorgen, als Mutter und Sohn auf der Veranda des Herrenhauses bei einander saßen. Das Frühstück stand noch auf dem Tische, aber man hatte bereits abgegessen. Die Gräfin lehnte in einem breiten Ledersessel, und ihre noch immer fleißigen, zerbrechlich ausschauenden, blutleeren Hände griffen schon wieder nach dem Strickkörbchen, das neben ihr stand. Aribert sah es, und lächelnd legte er Verwahrung ein gegen diese „freiwillige Ausbeutung der mütterlichen Arbeitskraft."

„Laß ruhen, Mütterchen," sagte er, „Du mußt Deine Augen mehr schonen, — vergiß nicht, daß es Dir der Arzt ganz besonders ans Herz gelegt hat! Deine Waisenkinder sind mit Röckchen und Jäckchen und wollenen Strümpfen gewiß überreichlich versehen, — denke auch einmal an Dich selbst! Siehst Du, da kommt Johann mit den Zeitungen, — — nun bleibe ruhig sitzen und höre zu, wie ich Dir die Weltlage erläutern werde . . ."

Der Diener reichte dem Herrn Rittmeister die Journale, — Aribert war im Laufe des letzten Jahres zum Eskadron-Chef avancirt, — und räumte den Tisch ab. Dann begann Saldern der Mutter mit seiner wohlklingenden, sympathischen Stimme aus den Zeitungen Dies und Jenes vorzulesen, von dem er glaubte, daß es die alte, den Tages-Ereignissen noch immer gern folgende Dame interessiren könne.

Plötzlich stutzte Aribert und schwieg verlegen. In sein hübsches Gesicht waren verrätherische Blutwellen gestiegen, und seine Rechte spielte nervös mit dem braunen Schnurrbart.

Die Gräfin schaute verwundert auf.

„Nun, Kind?" fragte sie, „was giebt es denn? Hast Du eine unangenehme Nachricht im Blatte gefunden?"

Der Rittmeister strich sich mit der flachen Hand über das ganze Gesicht, als wolle er jeden Schatten von Erinnerung, der dort seinen Ausdruck gefunden haben könnte, fortwischen. Er lächelte.

„O nein, Mama," entgegnete er, „nichts Unangenehmes, — nicht einmal etwas Unerwartetes! . . Besinnst Du Dich noch auf die kurze Urlaubszeit, die ich im vorigen Sommer bei Dir verlebte? Ich kam damals aus Kissingen und vom Rhein. . . ."

„Ja, ja," nickte die Gräfin lebhaft, „ich weiß, — ich weiß! . . Du warst damals in schlimmer Verfassung und suchtest mit Deinem armen, überquälten Herzen Trost bei mir . . . Und Du hast ihn gefunden, — nicht wahr, mein Liebling?"

„Ja, Mutter, — ich habe ihn gefunden," erwiderte Aribert und küßte die gütige Hand, die so oft die Falten auf seiner Stirne geglättet hatte. Dann griff er von Neuem nach der Zeitung und begann zu lesen: „Wie man uns unter dem gestrigen Datum aus Wien schreibt, veröffentlichen die Morgenblätter die Verlobung der bekannten und berühmten Opernsängerin Katinka Grosse alias Frau von Hardenau mit einem reichen norddeutschen Industriellen, dem Commerzienrath Kniep aus Darmstadt. Frau Grosse wird der Bühne, auf der sie so glänzende Erfolge errungen, treu bleiben; ihr zukünftiger Gatte hat seine norddeutschen Liegenschaften bereits veräußert und siedelt gänzlich nach Wien über, wo er den weitläufigen Fabrik-Complex der Firma Grunert & Rollenhagen käuflich erworben hat. Die Hochzeit soll im Herbst stattfinden. . . ."

Während Aribert das Blatt zusammenfaltete und bei Seite legte, las die Gräfin forschend in seinem Gesicht.

„Rücke einmal näher zu mir heran, mein Sohn," sagte sie liebevoll; „so, — und nun gieb mir Deine Hand und blicke mir ins Auge . . . Nein, — das Auge ist rein und klar, — ich sehe, Du hast überwunden."

„Sage lieber, ich habe mich wiedergefunden, Mutter," fiel der Rittmeister ein. „Vor Jahresfrist kam ich krank und elend zu Dir, — nun aber bin ich genesen. Und meine Genesung danke ich Dir, Du Liebe und Gute, nur Dir allein! Deine Warnung vor dem Prüfstein der ersten Liebe hat mich vor folgenschweren Schritten bewahrt. Es ist wahr, und ich würde mich selbst erniedrigen, wollte ich's leugnen: ich habe jene schöne Frau heiß geliebt, aber es ist nicht jene Liebe gewesen, die den festen Unterbau bildet für das Glück der Ehe: eine stille, tiefe, dauernde Liebe. Es war eine Leidenschaft. Sie hat sich ausgetobt, Mutter."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Königin Luise. Von W. Amberg. — Siehe Seite 39.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Dorf und Park Paretz.

Mit sieben Zeichnungen von L. Du Bois-Reymond.

Neulich wurde ich gefragt, welches die beste Art sei, Paretz, den bekannten Wohnsitz der Königin Luise, zu besuchen; ob es sich als Ziel für eine Landpartie im großen Stil eigne, oder ob man besser thäte, sich im Stillen mit wenigen verwandten Seelen auf den Weg zu machen?

Infanten-Brücke.

Ich stimme entschieden für das Letztere.

Die Erinnerungen, die den halb verwilderten Park, das ländlich einfache Schlößchen so anziehend machen, sind mehr persönlicher als eigentlich geschichtlicher Art; die Sehenswürdigkeiten sind weder künstlerisch noch historisch bedeutend genug, um eine große, buntgemischte Gesellschaft über die alltäglichen Interessen der Gegenwart hinaus zu jener gemeinsam gehobenen Empfindung fortzureißen, welche einer patriotischen Gedenkstätte geziemt. Aber wohl hat es einen eigenen Reiz, mit einigen Gleichgestimmten diese schlichten, beinahe dürftigen Räume, die von einem unvergeßlich schönen Dasein erzählen, zu durchwandeln, und ihre kleinen Schätze, die welken Erntekränze, von Luisens Hand geflochten, die Silhouetten und verblichenen Stickereien unter Glas und Rahmen, die Mundtassen mit Namenszügen und Daten aus Vergißmeinnicht und Rosen, die phantastischen Reisebilder, mit welchen in späteren Tagen die Aufmerksamkeit seines königlichen Wirthes Alexander von Humboldt's Wohngemach geschmückt hat, endlich gar das Kinder-Spielzeug Kaiser Wilhelms des Siegreichen, mit pietätvoller Gründlichkeit zu durchmustern.

Post- und Standesamt.

In dieses Land der Vergangenheit führt keine Eisenbahn; von Potsdam aus kann man zu Fuß und zu Wagen dorthin gelangen. Der hübscheste Weg ist, nach meinem Dafürhalten, der zu Wasser. Freilich gehört dazu Zeit und eine gute Karte, oder genaue Ortskenntniß, wenn man die Einfahrt nach dem Park nicht verfehlen will. Denn das flache Land ist hier von vielen einander ganz ähnlichen Kanälen durchschnitten, die den Verkehr der zahlreichen Ziegeleien mit der fernabliegenden Welt baulustiger Städter vermitteln. An der Stelle, wo fünf solcher Wasserwege sich treffen, biegen wir links zwischen die niedrigen Wiesenufer ein. Schon erheben sich unfern von uns die Wipfel des Parkes. Noch wenige Ruderschläge, und das Boot schießt durch die schmale Oeffnung der Infantenbrücke.

Wäre auch das vergoldete Schild mit dem hochklingenden Namen nicht darüber angebracht, man würde ihr doch, trotz der bescheidenen, vom Alter schiefgezogenen Holz-Struktur, die Zugehörigkeit zu den königlichen Anlagen ansehen; denn die gewöhnlichen Brücken hier zu Lande haben keine so zierlichen Gitter, wie dieses mit den Ketten-Festons, dessen hellgrüner Edelrost gar auf Bronze schließen läßt. Wir untersuchen indessen nicht zu genau; in der Blüthezeit von Paretz pflegte man nicht eben verschwenderisch mit kostbaren Materialien umzugehen, sondern ersetzte den Mangel durch Adel und Feinheit der Form, gelegentlich wohl auch, wenn es nicht anders ging, durch Oelfarbe.

Ueber die Brücke hinweg läuft die erhöhte Fahrstraße in das Dorf, dessen niedrige Dächer zwischen den Weiden des Dammes hervorschauen.

Die Dorfstraße selbst ist nicht so hübsch wie sonst wohl in märkischen Dörfern. Sie ist kahl und geradlinig; vergebens würde man eine malerisch eingesunkene Lehmwand, ein grünbemooftes Rohrdach suchen; es fehlen sogar die üblichen Vorgärtchen mit weinumsponnenen Lauben und Beeten voll Malven und Ringelblumen; die ganze Anlage verräth den rationalistischen Zug ihrer Entstehungszeit. Offenbar hat die königliche Gutsherrschaft dafür Sorge getragen, daß die Straße so breit und offen, die Dächer von guten Ziegeln, die Häuser so fest und geräumig, und um den Hof eines jeden, in rechtwinkeliger Anordnung, die zugehörigen Scheunen und Ställe zweckmäßig erbaut wurden. Das Einzige, was nicht recht zu diesem herrschenden Nützlichkeits-Princip passen will, sind die kleinen Amoretten aus verwittertem Sandstein, welche die Pfeiler eines jeden Hofthores schmücken. Ihre strotzenden Formen, die üppigen Blumengewinde und Füllhörner, mit denen sie spielen, scheinen auf eine frühere Periode der Paretzer Kunstentwickelung zurückzuweisen.

Unsere Abbildung stellt einen solchen Eingang dar, und zwar den eines der wichtigsten Häuser im ganzen Dorfe; denn es ist zugleich Post und Standesamt von Paretz. Der kleine Land-Briefkasten bedeutet den Antheil, den auch dieses abgelegene Oertchen an dem brausenden Strom des großen Weltverkehrs nimmt. Hinter jenem Drahtgitter verkünden die Anschläge des Standesamtes die stille Entwickelung menschlicher Geschicke im Leben der kleinen Gemeinde.

Nicht ohne Interesse für den weithergereisten Fremden pflegt ferner der Gasthof des Ortes zu sein. Auch ihm fehlt die Lockung eines schattigen Weindaches; kein Platz unter grüner Linde ladet zur Rast ein. Der Tisch wird uns in der Gaststube gedeckt, deren Diele nach ländlichem Brauch mit frischem Sande bestreut ist. Während die freundliche Wirthin den vortrefflichen Speck-Eierkuchen bereitet, der ihre Spezialität ist, können wir unser Studium der Kunst in Gasthäusern um einige neue Beobachtungen bereichern.

Zunächst fällt uns der schöne, alte Ofen mit umlaufender Bank auf, dessen braune Kacheln den zur Sonne fliegenden Adler mit dem Hohenzollernspruch: „Nec soli cedit“ tragen. Dann ergötzen wir uns an dem recht auffallend über der Thür aufgehängten, in Neuruppiner Farbenpracht strahlenden Bilde einer Rose, mit der sinnigen Umschrift:

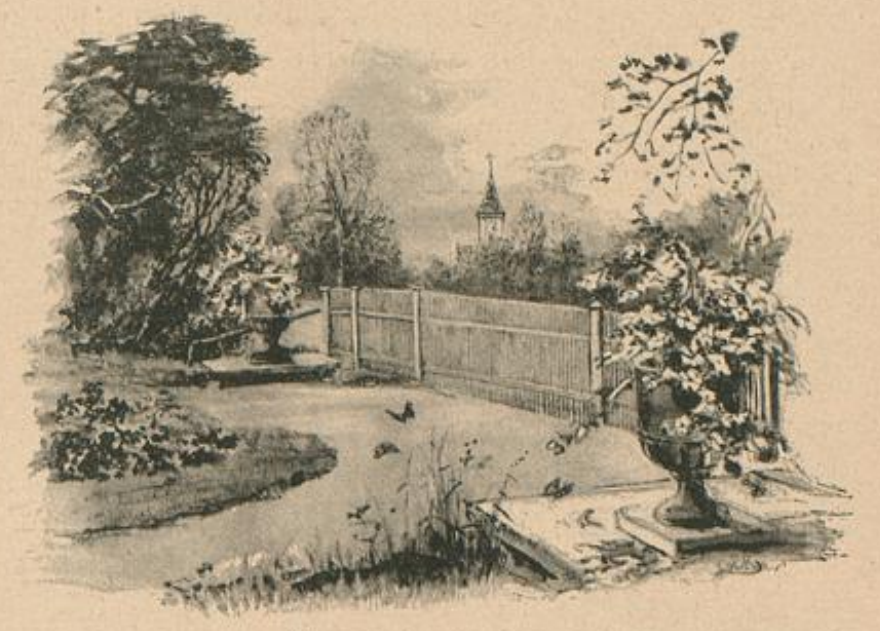
„Die Rose blüht, der Dorn, der sticht,
Wer gleich bezahlt, vergißt es nicht.“

Lohnend ist auch der Blick aus dem Fenster; es ist sogar die hübscheste Ansicht der Dorfstraße.

Sie erscheint abgeschlossen durch das Spritzenhäuschen und den dazu gehörigen langen Schuppen mit den Feuerleitern, der in keinem Dorf unserer Gegend zu fehlen pflegt. Rechts schiebt sich der tempelartige Giebel eines besonders stattlichen Hauses vor, dessen weiße Holzsäulen, gegen den Schatten alter Linden sich abhebend, ein ordentlich klassisches Ansehen haben.

Im Hintergrund sieht man den weiß und rothen Thurm der zierlichen, kleinen Dorfkirche.

Dorfstraße.



Eingangsthor des Parkes.

Auch diese ist nicht in der landesüblichen Art, sondern in dem oberflächlich nachgeahmten gothischen Stil erbaut, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Potsdam beliebt gewesen zu sein scheint. Im Innern fehlt der malerische Schmuck der Kränze und Bänder, mit denen sonst in alten märkischen Dorfkirchen das Andenken jung Verstorbener geehrt wird. Dafür birgt sie andere, ihr eigenthümliche Schätze: das Relief Schadow's, die Apotheose der Königin Luise darstellend, und in einer wundersam gestickten Cassette ihr seidenes Tuch, das ihr trauernder Gemahl als ein Andenken ihrer persönlichen Gegenwart hierher stiftete, wo es wie eine Reliquie bewahrt wird.

Aber Kirche und Schloß sind schon so oft und ausführlich geschildert worden, daß es überflüssig wäre, hier noch einmal darauf einzugehen. Wir wenden uns aus dem Haine, der die Kirche umgibt, wieder der Dorfstraße zu, und sehen vor uns das Eingangsthor des Parkes: ein breites, grün angestrichenes Holzgitter, das aussieht, als würde es nur selten im Jahre geöffnet; rechts und links ein Paar altmodische, grün angelaufene Vasen, dürftig von Material, edel von Gestalt, aus denen in ungepflegter Fülle ganze Büsche farbenprächtiger Bethunien quellen. Drinnen liegen im Sonnenschein, unbetreten die stillen Kieswege, vernachlässigt der große Rasenplatz, auf dem sich duftender Thymian und andere wilde Eindringlinge breit machen; dahinter erstreckt sich, lang, niedrig und einförmig, das alte Haus mit seinen nüchternen Fensterreihen. Königlich erscheint hier nur die seltene und üppige Pracht, mit der die altmodischen Gartenblumen auf dem runden Beet durch einander wuchern und blühen. Der Paretzer Boden ist von jeher der Blumenzucht besonders günstig gewesen. Das beweisen die seltsamen Wunderblumen, deren mit fleißigster Naturbeobachtung von Völker ausgeführte Abbilder im Schloß zum ewigen Andenken aufbewahrt bleiben. Oder will man dem Lilienzweig mit 205 Blüthen und der Kaiserkrone mit ihren 55 Glocken symbolische Bedeutung beimessen?

Es ist gerade die altmodische Einfachheit und Weltvergessenheit, welche diesem Garten seinen Reiz gibt. Sein schönster Schmuck ist seine Vergangenheit, und hier ist nichts, was nicht an sie erinnerte. Auch paßt er gut in die ländliche Umbung hinein, von der ihn nur ein schilfbewachsener Graben trennt, so daß der Blick, ohne eine Grenze gewahr zu werden, frei zwischen seinen schattigen Gebüschen und über seine Rasenplätze hinaus auf das weite, von grasendem Vieh belebte Wiesenland hinüberschweift, das sich gegen die Havel zu ausdehnt. Jene Weiden, deren absterbende Stämme zackig die schlichte Horizontlinie durchschneiden, waren wohl biegsame Ruthen, als die Königin Luise hier lustwandelte, aber sonst muß die Aussicht noch dieselbe sein, auf der ihre Blicke geruht haben. Selbst was dabei Menschenwerk ist, die Kähne, deren Masten und Segel in der Ferne auf ungesehenen Wasserwegen durch das grüne Land ziehen, sind in ihrer Form unverändert geblieben seit jener Zeit.

Künstliche Ruine.

Dieser Aussicht zu Liebe scheint das Borkentempelchen mit den primitiven Wandmalereien, angeblich japanischen Geschmacks, entstanden zu sein; vielleicht auch daneben der unvermeidliche Schneckenberg, auf dessen Gipfel wir gar noch den grottenartigen Eingang zu einer innen absteigenden, unterirdischen Treppe entdecken. Beim Anblick dieser Veranstaltungen können

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wir uns eines Lächelns über den kindlichen Geschmack jener Zeit nicht erwehren. Aber dasselbe verwandelt sich in ehrfürchtige Rührung, wenn wir, unten wieder in's Freie hinaustretend, uns an der Stelle sehen, welche einst die Königin Luise zu ihrem Lieblingsplatz erwählt, und, dem sentimentalen Zuge ihrer Zeit gemäß, dem Andenken ihrer fernen Lieben geweiht hatte.

Das falsche Pathos der falschen Ruine, die sie hier errichten ließ, ist für uns zum echten geworden; an sie selbst, und die ihr gefolgt sind, mahnt die Inschrift: „Gedenket der Abgeschiedenen." Der darunter hängende Kranz von Eichenlaub und Feldblumen deutet auf pietätvolle Pflege dieser Erinnerungs-Stätte.

Die tiefstehende Sonne mahnt zum Aufbruch. Zwei Schritte weiter, bei der Infantenbrücke, liegt unser Boot. Wir schiffen uns ein und stoßen vom Lande. Hinter uns versinken allmälig die Bäume des alten Parkes, und vor uns thut der Canal sich auf, der Weg, der wieder in die Gegenwart zurückführt.

F. Reiher.

Nachdruck verboten.

Aus dem Jugendleben der Königin Luise in Darmstadt.

Von Gebhard Zernin.

Am 10. März 1776 erblickte die Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie von Mecklenburg-Strelitz zu Hannover das Licht der Welt. Man hielt lange Zeit das dort in der Nähe des Polytechnikums stehende sogenannte „Commandanten- oder Prinzenhaus" für die Geburtsstätte der Prinzessin, allein Kaiser Wilhelm I. hat, als berufenste Autorität, persönlich diese Annahme berichtigt und unter einem Epheublatt aus dem Prinzengarten zu Hannover, das sich unter den Reliquien aus der Luisenzeit im Hohenzollern-Museum befindet, eigenhändig vermerkt, daß seine Mutter im Palais auf der Leinestraße geboren sei. Prinzessin Luise war das sechste Kind des Prinzen und späteren Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, der in den Jahren 1774—85 Gouverneur von Hannover war und sich mit der Prinzessin Friederike Caroline Luise von Hessen, einer Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen, vermählt hatte. Diese seine erste Gemahlin starb am 22. Mai 1782, nachdem sie noch vier Jahre vorher einer Tochter das Leben gegeben hatte. Am 28. September 1784 vermählte sich der Herzog Karl mit der jüngeren Schwester der Verstorbenen, der Prinzessin Charlotte, doch auch diese Ehe wurde durch den Tod der hessischen Prinzessin schon am 12. December 1784 gelöst, und der trauernde Gatte, dem der Aufenthalt in Hannover verleidet war, verließ seinen bisherigen Wohnort und zog nach Darmstadt, um sich dort ein neues Heim zu gründen.

Prinzessin Luise kam nicht zum ersten Male nach Darmstadt. Sie hatte ihren Vater schon auf seinen Reisen in den Jahren 1783 und 84 dorthin begleitet und war während des folgenden Winters zurückgeblieben, von ihrer Großmutter und Pathin, der verwitweten Landgräfin Georg von Hessen, liebevoll aufgenommen. Es wird berichtet, daß das frische, muntere Wesen des Enkelkindes die alte Dame völlig einnahm. Im Frühjahr 1785 kam sie wiederum mit ihrem Vater nach Darmstadt, wo sie nun ihre zweite Heimath finden sollte, und das „alte Palais" am Marktplatze, welches dem großherzoglichen Residenzschloß schräg gegenüber steht, wurde die Wohnung des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz und seiner Familie.

Hier galt es zunächst, die Erziehung der Prinzessin, die in Hannover unter der Leitung eines Fräuleins von Wolzogen begonnen hatte, fortzusetzen und zu vervollständigen. Die Landgräfin Georg suchte mit strengem Pflichtgefühl diese Aufgabe zu lösen: sie berief eine Mademoiselle Salomé de Gélieu aus Neufchatel und übertrug ihr die Haupterziehung der Enkelin. Die Schweizerin war damals eine Dame von dreißig Jahren. Wie Hofrath Horn in seinem verdienstlichen großen Werke über die Königin Luise mittheilt, stellen sie noch vorhandene Bilder brünett dar, mit schönen, kräftig modellirten, vielsagenden Zügen, in deren Ausdruck Geist und Energie mit mildem Empfinden sich vereinigen. Eine Nichte des Fräuleins de Gélieu schrieb dem Verfasser noch Folgendes:

„Mademoiselle de Gélieu war von angenehmem, harmonischem, wenig imposantem, aber würdigem Aeußern. Bescheiden, ohne befangen zu sein, wußte sie Jedermann durch ein freies, gemüthliches, oder heiteres Wort für sich einzunehmen. Immer heiteren Sinnes, war sie von exacter Ordnung in der Eintheilung ihrer Zeit und ihrer pecuniären Mittel. Sie ließ sich durch keinen äußeren Einfluß irgendwie in ihren Entschließungen oder Ueberzeugungen bestimmen. In Glaubenssachen gab sie sich niemals zu irgendwelchen Disputationen oder Erörterungen her: frei und offen bekannte sie sich zu dem, was ihres Sinnes und Herzens tiefste Ueberzeugung war."

Das war also die Dame, die dazu bestimmt wurde, „die moralische und religiöse Erziehung der Prinzessinnen" unter Beihülfe von tüchtigen männlichen Lehrkräften zu leiten. „Ihr Einfluß," — so schreibt weiter ihre Nichte, — „auf die Prinzessin Luise war derart, daß sie den Sinn dieser erhabenen Natur nach den höchsten Dingen im Himmel wie auf der Erde lenkte, daß sie dieselbe die Dinge ohne Illusionen und ohne Firniß auf Grund der Wahrheit schauen ließ und ihr diesen Scharfblick, dieses Wohlwollen, diese Freimüthigkeit wie diesen Rechtssinn beibrachte, welcher die Schmeichler entlarven und die edlen Menschen erkennen läßt."

Prinzessin Luise war eine fleißige, gewissenhafte Schülerin. Was Hofrath Horn über ihre Ausbildung mitzutheilen weiß, giebt ein treues Bild der Erziehung einer Fürstentochter am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Zunächst handelte es sich bei der Prinzessin Luise und ihrer jüngeren Schwester Friederike um die Erlernung der französischen Sprache. Mit ihr wuchsen die Fürstenkinder des vorigen Jahrhunderts auf, nur bei der Grammatik und Orthographie war eine Nachhülfe erforderlich. Die französische Schrift der zehnjährigen Prinzessin Luise übertraf die deutsche bei weitem an Rundung und Festigkeit der Züge. Der sonstige Unterricht würde, mit dem heutigen Lectionsplan für Töchter höherer Stände verglichen, mindestens als mangelhaft gelten müssen. Weder Philosophie, noch Physik und Astronomie, nicht einmal Literatur-Geschichte war in denselben als Lehrgegenstand aufgenommen; etwas Geschichte und Geographie, Uebungen im französischen Aufsatz und Briefstil, Anfänge der englischen Sprache, Zeichnen, Musik, Gesang, Tanz, — das war Alles. Dafür hatte aber die Prinzessin Muße, was sie lernte, gründlich zu lernen. Es ist bekannt, daß die spätere Königin Luise im Tanze durch die edelste, rhythmische Bewegung Bewunderung erregte. Auch durch ihren Gesang und ihr Klavierspiel erfreute sie sich und ihre Umgebung. — Die Zeichenhefte mit Proben ihrer Geschicklichkeit aus ihrem zehnten Jahr enthalten Theile des menschlichen Körpers in Kohle und Bleistift: Köpfe, Augen, Nasen, Hände, Füße, in denen eine gewisse akademische Strenge und Correctheit der Linienführung nicht zu verkennen ist. Indeß scheint die Neigung der jungen Fürstin sich mehr der Wiedergabe stimmungsvoller Landschaften zugewendet zu haben. Die meisten Hefte sind aus grauem, grobem Canzleipapier einfach zusammengeheftet; nur diejenigen, welche religiöse Gegenstände behandeln, haben einen festen Einband, der mit marmorirtem Papier überzogen ist. Jedes Heft hat eine Aufschrift, und dem letzten Buchstaben ist ein langer Schnörkel angehängt der in vier Ringen je eine Zahl des betreffenden Jahres trägt. Die Aufschrift eines der Hefte lautet: „Darmstadt le 8ième 8bre à l'age de 12 ans." Dabei steht: „Ich habe heute die Braut von dem Herrn Lautern gesehen" (wahrscheinlich Name eines Lehrers); in einem anderen Heft heißt es: „Le 11. du Juillet 1788. J'ai beaucoup écrit ici à Strasbourg." Prinzessin Luise hatte damals ihre Großmutter auf einem Ausfluge nach Straßburg begleitet, zu ihrer dort lebenden Tante, der Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken, des späteren ersten Königs von Bayern.

Im Ganzen war das Jugendleben der Prinzessin Luise in Darmstadt ein stilles und einfaches. Im alten Palais wurde nur im Winter regelmäßiger Aufenthalt genommen; während des Frühlings und Herbstes bot ein Pavillon in Prinz Georg's Garten, in der Nähe des Hoftheaters, eine willkommene Abwechselung. Wenn auch dieses Schlößchen in seiner Bel-Etage und den Mansarden nur sehr beschränkte Wohnräume enthält, so liegt es doch mitten im Grün eines schönen englischen Parkes, durch welchen vollauf Gelegenheit zu freier Bewegung geboten war. Auf einem nahen Weiher konnten kleine Wasserfahrten unternommen werden.

Im Winter fand der Unterricht natürlich mit größerer Regelmäßigkeit statt. Im französischen Briefstil wurden über allerhand Themata Uebungen vorgenommen, z. B. „Lettres sur le nouvel an", — „Sur le mort d'un fils"; auch gab Mademoiselle de Gélieu einzelne Worte auf, aus denen die Schülerin eine zusammenhängende Erzählung zu bilden hatte; z. B. „Maison-cheval-saucisse-cochon-notaire-cardinal."

Mit der französischen Orthographie scheint es bei der dreizehnjährigen Prinzessin noch hie und da nicht gut bestellt gewesen zu sein. So findet sich das Wort „canier", dann aber wieder richtig „cahier, pour copier les thèmes allemans qui sont mal écrit par Madame la Princesse Louise." Darunter steht von ihrer eigenen Hand mit innerster Selbsterkenntniß: „Inhalt geschmiert-geschrieben den 22. April, 13 Jahre alt. schand über schand. 1789."

Dem Fräulein de Gélieu waren mehrere tüchtige männliche Lehrkräfte beigegeben. Als Religionslehrer der Prinzessinnen wird der landgräflich hessische geistliche Inspektor Johann Wilhelm Lichthammer genannt. Er hatte die Prinzessinnen confirmirt, war ihr Hausgeistlicher und ist mit den drei überlebenden Schwestern der Königin Luise bis zu seinem Tode in Verbindung geblieben.

Aus den vorhandenen Schreibheften geht hervor, daß auch noch ein anderer Geistlicher und Schulmann Antheil am Unterricht nahm. So finden sich auf einem Hefte die Worte: „Le 26 de Juin jour de naissance le Mr. propose Frey," — an einer anderen Stelle: „Sturm's Betrachtungen über die Werke der Natur Gottes, ein Buch, das ich mir kommen lasse, der Herr Frey besorgt es."

In dem Hohenzollern-Museum zu Berlin wird unter anderen Sachen auch ein sehr bezeichnendes Stück der Erinnerung an den erhebenden Festtag der Confirmation der Prinzessin Luise aufbewahrt, ein christliches Erbauungsbuch aus ihrem Besitz, mit handschriftlichen Bemerkungen versehen, denen Kaiser Wilhelm I. eigenhändig hinzugefügt hat: „Von der Hand der Königin Luise am Tage ihrer Einsegnung niedergeschrieben." Es enthält folgende Zeilen in französischer Sprache: „Cette (statt c'est) aujourd'hui le jour le plus céleste de ma vie, le jour de ma confirmation. Dieu veuille me donner la force de remplir toutes les promesses, que je lui ai fait, lui qui est le témoin de mes serments."

Diese Worte stehen in kleinen, kaum lesbaren Buchstaben neben dem gedruckten Verse:

„Die Zukunft wird sie schrecklich seyn?
Mein Alter wird es mich erfreun?
Wie? Werd' ich in den künftigen Tagen
Vielleicht des Lebens Last ertragen?"

Die Bemühungen der trefflichen Landgräfin von Hessen, ihre Enkeltochter für das Leben mit den besten Gaben und Eigenschaften auszustatten, waren zielbewußt und erfolgreich. Die junge Prinzessin blühte in wohlthuender Umgebung zu einer holdseligen Erscheinung heran und erweckte schon frühzeitig durch ihr reizendes Wesen und Auftreten die Sympathie Aller. Im Besonderen war es ihre Natürlichkeit, die Feinheit ihres Empfindens, die Hoheit ihres Denkens, durch die sie Jeden, der ihr näher treten durfte, bezauberte.

Ueber die einzelnen Vorgänge, welche sich an die erste Bekanntschaft der Prinzessin Luise mit dem damaligen Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm III., knüpfen, sind wir in der Lage, nach einer erst kürzlich erschlossenen Quelle, neue Einzelheiten mitzutheilen. Es war in der Zeit vom December 1792 bis März 1793, die auf den unglücklichen Feldzug in Frankreich folgte. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatte damals sein Hauptquartier nach Frankfurt a. M. verlegt, und seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Ludwig, befanden sich in seiner Umgebung. Die Kriegsunruhen, die auch Darmstadt bedrohten, hatten die Landgräfin veranlaßt, mit ihren beiden Enkelinnen, den Prinzessinnen Luise und Friederike, bei ihrer älteren Schwester, der Herzogin von Sachsen-Hildburghausen Schutz zu suchen. Während jener Zeit kamen nun die Söhne des Königs von Preußen öfter in das Haus des damaligen Schöffen von Frankfurt a. M., eines Herrn von Olenschlager, dessen Name auch in Goethe's „Aus meinem Leben" (I. Theil, 4 Buch) genannt wird. Dieser Johann Nicolaus von Olenschlager war mit einem Fräulein Dorothea, geb. von der Kettenburg, verheirathet, die aus Mecklenburg-Strelitz stammte, von Jugend auf Beziehungen zum dortigen Hofe hatte und auch nach ihrer Vermählung zu den Prinzessinnen Luise und Friederike in dem Verhältnisse einer mütterlichen Freundin stand. Eine Enkelin der Frau von Olenschlager, die noch heute in Stuttgart lebt, hat nun folgende Einzelheiten ihrem Sohne mitgetheilt, welcher sie hierauf im Jahre 1888, — kurze Zeit nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I. — in einem Stuttgarter Blatte veröffentlichte.

Frau von Olenschlager lenkte bei einem Besuch, den der damals zweiundzwanzigjährige Kronprinz in ihrem Hause machte, das Gespräch auf die beiden mecklenburgischen Prinzessinnen und erregte dadurch das Interesse des Königssohnes so sehr, daß er den Wunsch aussprach, das jugendliche Schwesternpaar kennen zu lernen, jedoch unter der Bedingung, daß die Prinzessinnen nichts von der Verabredung erführen. Frau von Olenschlager richtete einen vertraulichen Brief an den Vater, mit einer Einladung an die Prinzessinnen. Diese kamen denn auch in Begleitung ihrer Großmutter, der Landgräfin, nach Frankfurt und trafen mit dem Kronprinzen im Olenschlager'schen Hause zusammen Es wird nun weiter erzählt, Friedrich Wilhelm habe mit seiner Wahl anfangs zwischen den Schwestern geschwankt, doch soll Frau von Olenschlager den Kronprinzen in der aufkeimenden Neigung zu der Prinzessin Luise bestärkt haben.

Noch jetzt ist der an Frau von Olenschlager gerichtete Brief des Vaters der Prinzessinnen, des damaligen Prinzen und späteren Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz im Original vorhanden. Sein wesentlicher Inhalt ist folgender: „Sie habe durch ihre freundlichen Zeilen ihm ein schätzbares Merkmal ihres Wohlwollens gegeben, und er bitte sie, sich zu überzeugen, daß er den ganzen Werth desselben mit herzlichem Dank erkenne. Ihre vertraulichen Aeußerungen machten es ihm zur angenehmen Pflicht, über den Gegenstand, an dem sie einen so verbindlichen Antheil nehme, ihr seine Gesinnungen ebenfalls mit derjenigen biederen Offenheit darzulegen, die immer den Stolz und den Ruhm ihrer Landsleute ausgemacht habe ... Warum solle er es ihr verbergen, daß die Aussicht, die sie ihm zeige, auch im Hintergrund der bloßen Möglichkeit, für das väterliche Herz in mancherlei Betracht, vorzüglich aber in Rücksicht auf die großen und liebenswürdigen Eigenschaften des genannten Prinzen, ihre Reize habe; aber er hoffe auch Verzeihung zu finden, wenn die Bescheidenheit, die jeden seiner Wünsche bewache, vielleicht mit zu großer Vorsicht die Schritte, die er sich erlauben dürfe, prüfe. Das Schickliche zu ermessen, sei jetzt noch schwer. Er überlasse mit vertrauensvoller Beruhigung ihren Einsichten und ihrer Freundschaft die nähere Aufklärung, bei welcher jedoch die Gelegenheit einer persönlichen Bekanntschaft immer als möglich vorausgesetzt werden dürfe. Vielleicht könne sein Schwager, der Prinz Georg von Darmstadt, sein bewährter Freund, in der Sache nützlich sein, wenn sie kein Bedenken finde, ihm ihr Vertrauen zu schenken."

Hiernach hat jedenfalls der Brief der Frau von Olenschlager den ersten Anlaß zum Eintreffen der Prinzessinnen in Frankfurt a. M. gegeben, das im März 1793 stattfand. Alles Uebrige ist bekannt: schon im April erfolgte zu Darmstadt die Doppelverlobung beider Prinzen und Prinzessinnen, und zu Weihnachten in Berlin die Vermählung der Prinzessin Luise. Das weitere Leben der Königin von Preußen gehört der Geschichte an, in deren Buch ihr Name mit goldenen Lettern eingetragen ist.

Nachdruck verboten.

Maartje.

Ein Strandbild von Wanda Bartels.

Seht Ihr, Maartje, die alte Heringsbettlerin, spricht selten, aber wenn sie einmal ihren Mund aufthut, um die knurrigen, verrosteten Töne ihrer Sprache hören zu lassen, dann ist es gewiß nichts anderes, als ein mürrisches Lob der guten alten Zeit. Wer will es ihr verdenken? — Die „alte gute" Zeit war nämlich, wie das so bei alten Leuten der Fall zu sein pflegt, Maartje's junge, schöne Zeit, wo sie einen Mann hatte und die sechs herzigen „Meisjes", ihre Töchter, und dann den Jan, ihren einzigen Buben, ihren Stolz. Und wer will sich wundern, wenn Maartje die „andere" Zeit, die „neue", haßt, die ihr nach und nach Alles genommen: den Mann und die Meisjes und zuletzt den Jan. Den Mann und die Meisjes lieferte sie, die Zeit nämlich, ihrem großen Gebieter, dem Tode, aus, und der Jan, — nun der ist eben hinausgefahren zum Heringsfang, da oben hinauf nach Schottland, und bis jetzt nicht wiedergekommen.

Und Maartje wartet auf ihn, obgleich es schon so viele, viele Jahre her ist, daß er fortging, und wehe demjenigen, der sie in dem Glauben an seine Heimkehr wankend zu machen versucht. Dann wird die alte Maartje zu einer Tigerin an Wuth und Zorn, und manch Einer, der sie vorwitzig nach Jan gefragt, ist vor ihren funkelnden Augen und drohend erhobenen braunen Armen davongeschlichen.

Ihr Glaube an Jan's Heimkehr ist ihr Evangelium und der Faden ihres Lebens, daran darf Niemand rühren. Es geschieht auch nicht oft, denn im Vertrauen gesagt, die Leute fürchten sich ein wenig vor Maartje; und doch ist es nur das Warten auf Jan, was sie so wunderlich gemacht hat.

Einerlei, ob der Sommersonne Gluth über der Düne brütet, oder der Herbststurm das welke Gras zaust, — Maartje sitzt im Sande draußen, von wo sie das Meer überschauen kann, und wartet. Die Sonne dörrt ihre Haut, und der Wind spielt mit dem fliegenden Sande zu ihren Füßen; — sie merkt es nicht, — sie schaut hinaus in die See und wartet auf Jan. Sie ist die Erste, die ein aufkommendes Segel am Horizont entdeckt und zum Strande hinunterreilt, um das Boot zu erwarten, — es könnte ja Jan's Boot sein.

Und wenn sie sieht, daß es nicht die „Mevrouw Aglaja" ist, so thut das ihrer Erwartung keinen Abbruch, denn seht Ihr: sie könnten ja den Jan ganz gut unterwegs aufgenommen haben, damit er schneller nach Hause kommt. Und sie wartet, bis der Tauholer den Schiffer, den Steuermann und alle Matrosen an's Land gebracht hat.

Aber Jan ist nicht darunter. Nun gut, so könnten sie doch etwas von ihm gehört haben. Und Maartje wartet, bis die Begrüßung eines Jeden der Ankommenden mit dem Rheder und den Freunden und Verwandten zu Ende ist, und dann fragt sie mit ihrer rauhen Stimme, — rauh vom Schweigen und Warten, — nach Jan; — — aber Niemand sah ihn, und Niemand weiß von ihm.

Und Maartje wartet. Sie wartet die Ebbe ab, die das Heringsboot auf's Trockene setzt. Langsam geht sie dem schwindenden Wasser nach und streichelt mit ihren dürren, braunen Fingern liebkosend die schwarzen Planken: vielleicht zogen sie an derselben Stelle eine Furche durch die Wasser der Nordsee, wo Jan's Boot gefahren, — damals als er auszog.

Sehnsüchtig und scheu, mit dem Blicke eines oft geschlagenen Hundes, schaut sie auf das Verdeck, wo die Leute die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tonnen aufwinden und von da auf die hochrädrigen Wagen laden. Sie haben so viel zu thun, aber die Maartje kann warten; sie ist es ja gewöhnt.

Es könnte doch Einer darunter sein, der etwas von Jan wüßte, dem es jetzt erst einfiele, daß er da oder dort von Jan gehört, — sie kann warten, bis die dringendste Arbeit beseitigt ist, o gewiß. Und Maartje's Holzschuhe sinken tief in den nassen Sand, ohne daß sie es merkt, während ihre Augen unverwandt an den Menschen hängen, die da oben auf und niederlaufen.

Sie kennen sie Alle; denn Maartje wartet ja seit Jahren; und seit all' den vielen Jahren ist es Sitte geworden auf den Heringsbooten, ihr einen Arm voll Heringe hinunterzuwerfen, als Trost dafür, daß wieder Niemand unter ihnen von Jan etwas hörte.

Und Maartje versteht, was die Heringe bedeuten, die man ihr zuwirft.

Sie hebt sie auf mit einem hoffnungslosen, leeren Blick, und geht hinunter in's Dorf und verkauft sie um ein Geringes, das sie hastig verwahrt, — für Jan, wenn er heimkommt. Dann geht sie wieder hinaus und wartet im Dünensande auf das nächste Boot, das ihr doch wieder nichts bringt, als ein kleines Bündel Heringe, der armen Alten.

Im Winter aber, wenn die Boote auf dem Trockenen liegen, und selbst für Maartje's Begriff keine Aussicht auf Botschaft von Jan ist, dann sitzt sie daheim in dem winzigen, rothgepflasterten Stübchen, ihre alten, dürren Hände am Feuer wärmend.

Die Leute gehen vorüber und wundern sich, wovon Maartje lebt, da sie doch den ganzen Winter lang nichts thut, als am Feuer sitzen und träumen.

Sie wissen nicht, daß ihr altes Herz von der Hoffnung lebt; von der Hoffnung auf den Sommer und auf Jan, was bei Maartje eins ist; sie wissen nicht, daß Maartje im Winter nur ein Schatten von Maartje ist, die erst wieder sie selber wird, wenn der Sommer kommt, und Maartje zur spähenden, hoffenden Maartje wird, die auf Botschaft von Jan wartet, und die alle Leute die Heringsbettlerin nennen. — Arme Maartje!

Nachdruck verboten.

Die Persönlichkeit und die Frau.

Von K. von Doering.

Blickt man über die unabsehbare Menge der menschlichen Wesen hin, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzt, so sollte man meinen, unter diesen Wesen eine ungeheuere Vielseitigkeit der Persönlichkeiten zu finden. Dem ist nicht so. Persönlichkeiten, im eigentlichen Sinne des Wortes, sind selten. Menschen giebt es viel; Personen genug; wenig Persönlichkeiten

Der Mensch unterscheidet sich als Mensch von anderen Lebewesen; die Person, als Mensch vom Menschen; die Persönlichkeit geht weiter, sie sondert sich ab.

Was ist denn Persönlichkeit? Das bewußte Festhalten an der eigenen Art, das sich nicht Aufgeben, das sich selbst Zusammenschließen, gegenüber dem Ansturm der Verallgemeinerung.

Persönlichkeiten sind immer Originale. Nun ist ja, genau genommen, von Haus aus jeder Mensch ein Original; aber merkwürdiger Weise sehen die meisten das nicht als einen Vorzug, sondern als einen Nachtheil an. Sie zerren, streichen, modeln, glätten so lange an sich herum, bis Hinz von Kunz fast nicht mehr zu unterscheiden ist. Einer denkt, spricht, handelt und lebt genau wie der Andere, und wie noch einige Hundert Hinze und Kunze mehr; und wenn sie an einander gerathen, so zanken sie sich eben. Das wiederholt sich in allen Klassen der Gesellschaft. Im Volk ist der Proletarier ein schönes Beispiel dafür; im Bürgerthum besorgt es der Alles wissende, Alles benörgelnde, und ewig kannegießernde Spießbürger; bei den oberen Zehntausend sind meistens die Salons Anstalten für Abtödtung der Eigenart und Züchtung des Schablonenmenschen. Hier ist die Folterkammer der Persönlichkeit, und die Frau trägt mehr Schuld daran, als sie denkt.

Sie ist im Allgemeinen, ausgenommen wenn sie selber eine Persönlichkeit ist, eine Gegnerin derselben. Durch Stellung und Erziehung mehr auf den Mittelweg des Lebens angewiesen und darauf ruhig und gleichmäßig hinwallend, empfindet sie es als Beängstigung oder Störung, wenn Jemand ihr entgegentritt, der in seinem Wesen, in seinen Anschauungen, Eigenes, nicht immer das Hergebrachte aufrecht erhält. Sie hat dann wohl das dumpfe, nicht immer angenehme Gefühl: „Hier ist etwas Stärkeres als ich, als die ganze Allgemeinheit, die hinter mir steckt!" Also: Krieg dem Friedensstörer! wenigstens Sticheleien, Neckereien, kleine Bosheiten, oder mitleidiges Achselzucken: „Wie kann man nur so sein! Ich verstehe den Menschen nicht!" Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, etwas näher hinzusehen, um verstehen zu lernen?

Die Persönlichkeit übt einen Einfluß aus, das ist nicht zu leugnen. Derselbe zeigt sich verschieden je nach den Individuen. Dieselben neigen zum Unedeln oder zum Guten, sind hochfahrend oder bescheiden, viel- oder einseitig. Ebenso verschieden wird auch der Einfluß der Persönlichkeit auf die Allgemeinheit wirken, die sich ihm ergeben oder ihn anfeinden wird. Wohl ihr, wenn sie das Unedle empfindet und zurückschlägt und sich dem Guten unterwirft! Leider erliegt sie gewöhnlich dem Ersteren und verspottet das Letztere. Ganz aber vermag sie sich keiner Persönlichkeit zu entziehen, am allerwenigsten einer edlen, der Zauber ist echt. Spottet sie auch, so thut sie es doch mit Unbehagen!

Die Persönlichkeit ist eine Großmacht, ja, die einzige, die es giebt! Denn alle geistigen Mächte, im Bösen, wie im Guten, wirken auf die Menschheit, durch das Mittel dieser einen. Die Träger der Gedanken, die Thäter des Wortes, die treibenden Kräfte der Weltgeschichte, waren und sind Persönlichkeiten. Sie sind Führer der Menschheit.

Es ist wahr, Jeder kann nicht vorangehen, dazu reichen Begabung und Charakter nicht bei Allen aus. Aber ein Verständniß für diese geistigen, größeren oder kleineren Führer, ließe sich doch erziehen; vor Allem ein Verständniß für ihren mehr oder minder segensreichen Einfluß.

Die Frau ist es, die zuerst in's Menschenleben eingreift. Zu ihrer Ehre sei's gesagt: sie hat viel geleistet, denn sie hat der Menschen Größte erzogen. Zu ihrem Schmerze, hoffen wir, sei's gesagt: sie hat auch viel versäumt, viel verdorben, denn die Schwachen und Elenden am Charakter in allen Gesellschaftsklassen sind ebenso durch ihre Hände gegangen. Es lag vielleicht in ihrer Macht, sie weniger schwach, es lag gewiß darin, sie weniger elend zu machen.

Das Reich der Frau erstreckt sich aber viel weiter als über das Feld der Kindererziehung. Es scheint so, als sei überhaupt ihr ganzes Leben da, um zu erziehen. Sie herrscht in den meisten geselligen Zusammenkünften bei Hoch und Niedrig, sie herrscht ja auch beim — Kaffeeklatsch und im Salon. Wer die Gelegenheit gehabt und benutzt hat, sie hier zu beobachten, der muß sich allerdings gestehen, daß sie sich ihres hohen Berufes keineswegs immer bewußt ist. Wäre sie es, sie würde die Persönlichkeit höher, die Allgemeinheit weniger achten. Selbst das jüngste Mädchen kann an der Erziehung der Nation arbeiten, indem sie sich selbst erzieht, schon in ihrer Unterhaltung. Man kann sehr hübsch plaudern, man kann sogar recht närrisches Zeug schwatzen und sich scheckig dabei lachen (Weniges ist herzerfrischender als ein herzliches Gelächter), aber man braucht dabei nicht trivial zu werden, kann durchaus edel und wahr bleiben. Im Gegentheil, je weiter sich die Unterhaltung von der hergebrachten Phrasendrescherei entfernt, desto mehr lebt der Mensch dabei auf. Könnten die Frauen nicht so sprechen? Könnte nicht ihre Unterhaltung mehr in die Tiefe, als in die Breite gehen?

Es wird manchmal darüber geklagt, daß die sogenannten Ballgespräche zwischen Männern und Frauen so unglaublich flach und hohl seien. Vom Manne wird verlangt, daß er die Frau unterhalte; er thut es, allerdings nicht auf Kosten seines Geistes. Manchmal hat er keinen, noch öfter unterdrückt er ihn, weil er das instinctive Gefühl hat, nicht verstanden zu werden. Persönlichkeit ist eben gefährlich bei vielen Frauen. Die schwere Kost behagt nicht allen, darum bietet der Mann fast ohne Unterschied Zuckerwasser aus. Gar Mancher hat mehr als er giebt, und spielt den Pelham, theils aus Stolz, theils aus Bequemlichkeit; aber die Frau hat ihn doch in den meisten Fällen dazu gebracht.

Auch unter den Frauen sind mehr Persönlichkeiten, als sie selber denken, sie wagen sich nur nicht heraus! Es ist nicht möglich, wie schon gesagt, daß jeder Mensch eine starke Persönlichkeit habe, aber das, was er hat, kann er erhalten, sei es auch nur um Andere, Stärkere besser zu begreifen, liebevoller zu beurtheilen.

Man redet so viel von Objectivität; die Wenigsten bringen es allerdings darin sehr weit. Wollen wir aber wirklich objectiver beurtheilen und handeln lernen, so müssen wir erst subjectiver werden. Man kann sich nicht über sich selbst erheben, wenn man sich selbst noch nicht gefunden hat. Hier ist eben der Trennungspunkt zwischen Person und Persönlichkeit. Die Person kann fortwährend aufgehen in einer anderen und sich chamäleonartig verwandeln, denn sie besitzt sich selber nicht. Die Persönlichkeit dagegen kann sich selbst nicht mehr aufgeben, nachdem sie sich einmal gefunden hat. Weil sie aber ihre Eigenart erkannt hat, den Sinn und Zweck derselben, so sondert sie sich unwillkürlich ab, um nicht in die Allgemeinheit zurückzufallen. Sie hat ihr „Ich" entdeckt, und indem sie sich giebt wie sie ist, hebt sich ihre Wesenheit scharf ab gegen das Wesen der Allgemeinheit. Sie ist es auch, die der größten Opfer fähig ist; — aufgeben kann sie sich zwar nicht, wohl aber sich hingeben!

Ihr Auftreten ist von ganz bestimmtem Gepräge. Sie ist sich oft, — und dann ist sie am liebenswürdigsten, — ihres eigenen Eindruckes unbewußt. Aber immer umstrahlt sie ein Etwas, welches das Alltagskind stutzig macht. Sie imponirt ihm, nicht durch die Sicherheit des äußeren Auftretens, die es ja oft selbst im höheren Maße besitzt, gestützt auf die Allgemeinheit, sondern durch die innere Sicherheit, den Ausfluß der frei sich bekennenden Eigenart.

Die Nation bedarf der Führung, im Geringen, im Großen! Der Beruf der Frau ist es, edle Führer aufzuziehen, zu ermuntern, zu verstehen! Schablonenmenschen können nicht voran gehen, die fürchten sich. Aber du, deutsche Frau, sollst ein Volk groß ziehen, das nichts fürchtet, denn Gott allein. Thust du das?

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Königin Luise. Von W. Amberg. — Siehe das Bild, Seite 36. — Es ist bekannt, daß die zeitgenössischen Portraits und Büsten der Königin Luise, deren sich eine ganze Sammlung im Hohenzollern-Museum vereinigt findet, eine große Verschiedenheit aufweisen. Trotzdem würde man wohl Unrecht thun, wollte man den Künstlern, welche die Züge von Preußens „Engels-Königin", wie ihre Oberhofmeisterin Gräfin Voß sie mit Vorliebe nannte, den Vorwurf machen, daß es ihnen nicht gelungen sei, das Charakteristische derselben wiederzugeben. Die kurze irdische Laufbahn der Königin umschließt ein solches Maß von Glück und Unglück, von Freude und Trauer, daß es Wunder nehmen müßte, wenn der Wechsel des Geschickes nicht auch in ihren Zügen sichtbare Spuren zurückgelassen hätte. Die schönste Frauenblüthe, welche jemals einen Thron zierte und in harmloser Lebensfreude ihr Glück genoß, als noch kein finsteres Gewölk den Himmel desselben verdüsterte, war eine Andere geworden, als sie in Hohen-Zieritz vollendete. Als eine, die überwunden, hat Rauch die Königin auf dem Sarkophag des Mausoleums in Charlottenburg dargestellt. Gustav Richters bekanntes Portrait im Kölner Museum zeigt die Königin in der Majestät und Lieblichkeit ihrer Erscheinung, bevor der Sturm über sie hereingebrochen war. Wilhelm Amberg's Königin Luise mag man sich im Park von Paretz denken, wo sie nur eine glückliche Frau und Mutter sein wollte, wo sie alle lästige Etikette fern hielt und nur dem engsten Familienkreise lebte. In jenem Park von Paretz, das der Gräfin Voß wenig gefiel — „denn es ist nicht im Geringsten hübsch; auch das Haus, das noch gebaut wird, bekommt gar keine richtigen Proportionen; der Ort ist geradezu häßlich, und nur der Garten war etwa erträglich" — mag die Königin oft gesessen haben, das Buch im Schoß und ihre Kinder beobachtend, die in den Gartenwegen spielten. Auch Rauch, Richter und Amberg geben ein ganz verschiedenes Bild der edelsten Königin, aber trotzdem ein Bild, das demjenigen entspricht, welches in der Seele des Volkes für immer fortleben wird, und das die Erinnerung an Preußens guten Engel wachruft.

In der Sacristei. Von Carl Marr. Siehe das Bild, Seite 33. — Der Name unseres Künstlers ist erst vor wenigen Jahren zum ersten Male allgemein genannt worden, als ein umfangreiches Historienbild von ihm, einen Flagellantenzug darstellend, auf der Münchener Ausstellung Aufsehen erregte. Fanden die Geschlossenheit der Composition, die Wiedergabe des Zeitcharakters und die Individualisirung der einzelnen Figuren des personenreichen Bildes damals ungetheilte Anerkennung, so erregte doch auch die krasse Darstellung einiger Gruppen in dem Zuge der Geißeler Widerspruch. Man glaubte vielfach, den Künstler zu denjenigen zählen zu müssen, die das Schreckliche um der ihm allezeit sicheren Sensation willen malen. Gewiß ist dem Künstler damit Unrecht gethan worden; er verfolgte keinen anderen Zweck, wie den, der historischen Wahrheit möglichst gerecht zu werden. Daß es dem Künstler gegeben ist, sich auch in behaglichere Situationen und Stimmungen zu vertiefen und sie dem Beschauer gleich überzeugend darzustellen, sehen wir an seinem Bilde „In der Sacristei". Der stille, kleine Raum, in den die Sonne hineinströmt, muthet uns sonntäglich feierlich an, uns wahrscheinlich noch feierlicher, als die beiden Chorknaben, von denen der Eine neugierig durch das Fenster die Gläubigen betrachtet, die in die Kirche strömen, während der Zweite sich mit dem Betrachten einer alten Agende die Zeit vertreibt, bis der Gottesdienst beginnt und Beide zu den Pflichten ihres Amtes ruft.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Praktisch. — Eine praktische Hausfrau zu heißen und als solche in Bekanntenkreisen anerkannt zu sein, gewissermaßen als Orakel in allen Angelegenheiten des Hausstandes zu gelten, ist ein Ruhm, dem viele Hausfrauen nachjagen. Leider führt das Bemühen, praktisch zu scheinen, nicht selten zu Maßnahmen, die aufhören, praktisch zu sein. Oder ist es vielleicht praktisch zu nennen, wenn Frau N. aus Stücken alter Gardinen mühselig neue herstellt, deren Herrichtung sie für mehrere Tage so in Anspruch nimmt, daß sie für den übrigen Haushalt kaum Zeit übrig behält? Ganz B. staunte diese praktische Verwendung der alten Gardinenreste an, und ganz B. schauderte, als eine vorwitzige junge Frau erklärte, die schöne Zeit sei ja viel mehr werth, als die alten Gardinenlappen, die zu Schnürenbeuteln oder Durchseihtüchern ganz schön, zu neuen Gardinen aber gräulich seien. Und wie lange hält die mühevolle Arbeit Stand? Vielleicht, wenn's gut geht, ein Vierteljahr, dann reißt doch Alles, und wohl oder übel müssen neue Gardinen angeschafft werden.

Die Verwendung alter Reste und das jahrelange Aufheben aller möglichen Flicken ist überhaupt eine Manier vieler sogenannten praktischen Hausfrauen. Ein Blick in die Schiebladen und Bodenkammern solcher Haushaltungen setzt den Unwissenden in sprachlose Ueberraschung. Was für Gerümpel sich da ansammelt, davon macht sich nur der einen annähernden Begriff, der bei derartigen Hausständen einmal einen Umzug erlebte. Denn trotzdem der Umzug ein tüchtiges Stück Geld mehr kostet, von den Ueberbleibseln aus alten, vergangenen Zeiten würde sich die Hausmutter im Leben nicht trennen. — Wer weiß, wozu man die kostbaren Sachen noch einmal brauchen kann!

Wie das sorgliche Aufheben der Reste, so ist auch das übermäßige Schonen von Gebrauchs-Gegenständen ein Kennzeichen der sogenannten praktischen Hausfrau. Nun bin ich gewiß nicht so leichtsinnig, dem möglichst schnellen Ruiniren der Sachen das Wort zu reden, aber wie so oft gilt auch hier das Wort: Alles mit Maß! Was nützt einer Frau das schöne seidene Kleid, wenn sie es im Schranke hängen läßt, bis es völlig unmodern und durch das lange Hängen in den Nähten mürbe geworden ist! „Solche kostbare Sachen muß man schonen", giebt sie vorwurfsvoll Mann und Töchtern zur Antwort, die an schönen Tagen zureden, doch endlich das Kleid einmal anzulegen, das sie sich ja selber so sehr gewünscht hatte. — Solch' sparsamen Hausfrauen sind alle Geschenke nur gemacht worden, um sie sorgsam wegzupacken. Kostbare Spitzen vergilben, Kunstwerke werden stockfleckig, Silber beläuft so sehr, daß man es nie wieder blank bekommt, und manches schöne Stück Porzellan kommt zerbrochen aus dem Schrank, weil er so voll gepackt ist, daß alles hoch über einander steht. — Eine ganz besondere „Schonung" pflegt auch den Möbeln der „guten Stube" zu Theil zu werden. Außer dem geehrten Besuch darf sich Niemand auf die Polsterstühle setzen, und vor jedem Sonnenstrahl werden sie ängstlich behütet; ja die Vorhänge bleiben vielleicht, wenn gerade kein Besuch da ist, ständig geschlossen. Was dadurch geschont wird an den Möbeln, werden die Motten um so sicherer zerstören, denn Dunkelheit und Ruhe ist ihr eigentliches Lebens-Element. Vielleicht ist aber auch die Hausfrau so „praktisch", diesen Feinden ihrer Schätze den Aufenthalt durch Naphtalin oder andere stark riechende Stoffe zu verleiden. Indessen verleidet sie ihn dadurch nicht auch den Menschen? Wäre es nicht „praktischer", die ganze Ausstattung der guten Stube einem Möbellager zur Aufbewahrung und Erhaltung anzuvertrauen? Wahrscheinlich kostet es weniger als die Miethe des Zimmers, und der Ueberschuß ist eine Ersparniß.

Sparen ist ja doch einmal die Parole der praktischen Hausfrauen. Nur mit einem Artikel sind sie über die Maßen verschwenderisch, — mit der Zeit. Dieser wichtige Punkt verdient aber durch eine besondere Besprechung gewürdigt zu werden.

Luise Holle.

Kanarienvögel. — Die kleinen, gelbgefiederten, musikalischen Lieblinge unseres Hauses sind sehr zarte, empfindliche Geschöpfe. Da sie ursprünglich den Tropen entstammen, scheint ihnen unser rauhes nordisches Klima noch immer gesundheitsgefährlich, das beweisen die häufigen Erkältungen, denen die Thierchen unterliegen. Ein kalter Zugwind, dem sie unvorsichtig ausgesetzt worden sind, bringt ihnen Asthma und Heiserkeit, und es ist gar jämmerlich, wie sie dann nach Luft ringen und statt ihres melodischen Gesanges nur einen rauhen, krächzenden Ton hervorbringen. Man soll sie daher, namentlich im Winter beim Reinigen der Zimmer, wenn die Fenster geöffnet sind, gut zudecken, oder aus dem betreffenden Raume entfernen. — Ein häufiges Leiden der Kanarienvögel sind Krämpfe, von denen sie namentlich in Folge von Erschrecken befallen werden. Schon ein plötzlich am Käfig vorüberhuschender Schatten kann sie dergestalt aufregen, daß sie Zuckungen bekommen; es ist daher rathsam, den Käfig nicht an einen zu hellen Platz im Zimmer zu stellen. Tritt trotzdem ein Krampfanfall ein, so nimmt man den Vogel rasch auf, wenn er von der Stange fällt oder im Käfig herumwirbelt, hütet ihn vor Verletzungen und hält ihn eine Zeitlang in der warmen Hand. Er erholt sich dann wieder, und man kann ihn eine Zeitlang am Leben erhalten; zuletzt aber erliegt er doch in einem Augenblicke, wo die Hülfe ihm fern ist. Auch in der Nahrung sei man vorsichtig. Viele aufmerksame Liebhaber und Züchter von Kanarienvögeln füttern nur mit Rübsamen, den die kleinen Gourmands fortschleudern, sobald er mit Anderem gemischt ist. Namentlich lieben sie den weißen, spitzen Kanariensamen, von dem man sagt, daß er sie zänkisch mache. Wer aber die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vögel beobachtet hat, wird mit Recht an dieser Angabe zweifeln, da er leicht bemerken kann, daß die reizenden Thiere von Natur leidenschaftlich, neidisch und unverträglich sind. Ganz verkehrt und durchaus schädlich ist es, die Kanarienvögel mit Hanfsamen zu füttern, da sie denselben ganz und gar nicht vertragen können. Der ölige Kern ist viel zu schwer für ihre zarte Constitution, und aus demselben Grunde soll man ihnen auch keine Nüsse, Mandeln und dergleichen geben, obgleich diese der größte Leckerbissen für sie sind. Wer Kanarienvögel hält, hat immer ein wenig Arbeit und Sorge, aber sie wird durch das zutrauliche kluge Wesen der Thiere, das uns selbst die oben erwähnten unliebenswürdigen Charaktereigenschaften vergessen läßt, reich belohnt. A. K.

Zu einem Risotto auf echt italienische Art gehören: 250 Gr. bester Reis, 125 Gr. Butter, 125 Gr. geriebener Parmesan-Käse, 4—6 Schalotten, 4 große Schöpfkellen kräftiger Fleischbrühe, 1 Glas Weißwein, eine Prise Saffran und das erforderliche Salz. Man schwitzt die feingeschnittenen Schalotten in der Hälfte der Butter weich, giebt den mit einem reinen Tuche abgeriebenen, — nichtgewaschenen, — Reis und, sobald dieser die Butter aufgesogen hat, eine Schöpfkelle Bouillon hinzu. Wenn der Reis, durch Aufquellen, trocken geworden ist, gießt man die übrige Brühe auf, schließt den Topf mit einem gut passenden Deckel und läßt den Inhalt, — ohne ihn weiter zu rühren, — seitwärts des Feuers, genau 20 Minuten mehr dämpfen als kochen. Nach Ablauf dieser Zeit hat der Reis die erforderliche Weiche erlangt; man fügt nun ein Glas Wein, den Käse und die zurückbehaltene Butter zu, löst den Saffran mit etwas heißem Wasser auf und färbt die Speise gelblich, wie das Dotter eines Eies. Der Zusatz des Saffrans ist speziell italienisch und nicht Jedermanns Geschmack, vorzüglich aber sind in Scheiben geschnittene und vorsichtig in Butter gedünstete Hühnerlebern, — auch etwas Kalbsleber ist verwendbar, — die im Augenblick des Anrichtens mit dem Risotto vermengt werden.

Die „Bomben" genannten Eisspeisen werden in runden, kuppelförmigen, glatten Formen gefroren und bestehen meist immer aus den folgenden gleichen Substanzen, denen man, um den Geschmack zu ändern, verschiedenen Zusatz von Kaffee, Chocolade, Vanille, Maraschino ꝛc. giebt. $^3/_{10}$ Liter Wasser werden mit 125 Gr. Zucker aufgekocht, vom Feuer genommen, etwas erkaltet, mit 8 Eidottern vermischt und nun unter beständigem Rühren zu einer dicken Crême gedünstet. Durch ein Sieb gestrichen, schlägt man die Masse mit der Schneeruthe, bis sie erkaltet ist, und giebt dann $^8/_{10}$ Liter steife Schlagsahne dazu. Inzwischen hat man den Boden und die Seitenwände der Eisform mit Papier ausgelegt, füllt nun die Crême ein, setzt den Deckel auf, verschließt die Fugen desselben mit etwas Butter, um das etwaige Eindringen des Eiswassers zu verhüten, und vergräbt sie in gut geschlagenem Eis, das tüchtig mit Salz gemischt wurde. Nach drei Stunden hat die Speise, die nicht gerührt zu werden braucht, wie das andere Gefrorene, eine genügende Festigkeit erlangt und kann gestürzt werden. Da dieselbe aber meist sehr zusammenfällt, empfiehlt es sich, einen Theil der Masse zu reserviren, die Form nach etwa zwei Stunden einmal zu öffnen und auf's Neue vollzufüllen. Als Zusatz für die angegebene Quantität genügt: 1 Glas Maraschino, oder 1 Stange Vanille, die man in dem Wasser $^1/_4$ Stunde ausziehen ließ, oder 125 Gr. feine Chocolade in wenig Wasser aufgelöst. Ebenso kann Erdbeer-, Himbeersaft ꝛc. beliebig verwendet werden.

Neue Küchengeräthe. Eine Mehlspeisen-Form von Blech oder Nickel fehlt wohl in keinem Haushalt, wenn es aber in diesem oder jenem Recept, z. B. für einen Gratin von Fisch, ein Soufflé oder dergleichen heißt: „Man nehme eine Schüssel, die Ofenhitze vertragen kann," — so geräth die Hausfrau zuweilen in Verlegenheit; denn wäre es nicht leichtsinnig, ein Stück des guten Service der Gefahr des Zerspringens auszusetzen? Unbedingt feuerfest ist kein Porzellan; selbst der starke Napf des Meißener Geschirrs erlitt im Ofen schon zuweilen einen Sprung und machte eine Neubeschaffung nöthig. Da begrüßen wir mit Freuden eine große, tiefe Fayence-Schüssel, die in diesem Winter zuerst in den Wirthschafts-Magazinen auftauchte. Dieselbe ist nicht theuer und genügt vollständig den an sie zu stellenden Anforderungen. Ueberdies ist sie mit einem besonders hübschen Alfenide-Griff versehen, der henkelartig die Wände umklammernd, das Anfassen der heißen Schüssel, welches bisher immer mit einigen Fährlichkeiten verbunden war, in einfachster Weise ermöglicht. Auch kann dieser Griff beliebig über jede andere Schüssel gespannt werden.

Mehlspeisen-Schüssel mit Alfenide-Griff.

Gartenrei.

Nachdruck verboten.

Eine seltene Schmuckpflanze. — Wer sein Blumenfenster gern mit eingenartigen Pflanzen schmückt, die man nicht allerorten findet, dem sei die auch im Winter blühende Euphorbia splendens, eine Wolfsmilch-Art, bestens empfohlen. Der fleischige graue Stamm und die sparrigen Aeste, mit sehr vielen schwärzlichen Dornen besetzt, erinnern an Cactusarten. Längliche, nach dem Stiele hin verschmälerte, glatte Blätter von mattgrüner Farbe, werden vereinzelt zwischen den Dornen sichtbar. Zahlreiche kleine Blumen von leuchtendem Scharlach-Zinnober-Roth schmücken die Pflanze; sie

Ansicht vom Park in Paretz. S. Seite 37.

Canal in Paretz. S. Seite 38.

scheinen, an langen, dünnen Stielen stehend, fast über ihr zu schweben; in der Form sehen sie den männlichen Begonienblüthen ähnlich. Beim Abschneiden des Stecklings quillt ein Milchsaft heraus, der die Verwandtschaft des sonderbaren Gewächses mit unseren einheimischen Wolfsmilch-Arten verräth. Die Schnittfläche läßt man einen Tag lang abtrocknen und setzt dann den Steckling in einen Topf mit gutem Wasserabzug in Lauberde, der man einen Zusatz von Sand und etwas Lehm gegeben hat. Nach Jahr und Tag besitzt man eine stattliche Pflanze, die durch ihren absonderlichen Charakter, mehr aber noch durch das leuchtende Roth ihrer Blüthen, die in fast ununterbrochener Reihenfolge erscheinen, alle Blicke auf sich zieht. Und wie einfach ist dabei die Behandlung dieser ebenso interessanten, wie dankbaren Pflanze! Sie steht im Wohnzimmer an einem hellen Fenster und wird im Winter nur wenig begossen. Im Sommer giebt man ihr einen sonnigen Platz im Garten, und läßt ihr ausreichend Nahrung zukommen. Nach der Blüthe werden die sparrigen Zweige etwas eingestutzt, um die Verzweigung zu befördern.

Bei der canarischen Wolfsmilch (C. canariensis), ist der Stamm so saftreich, daß bei der geringsten Verletzung der Rinde die ätzende Milch kräftig herausspringt. Man gewinnt aus dieser und anderen in Nord-Afrika einheimischen Arten das Euphorbium-Harz, ein schon im Alterthum bekanntes Arzneimittel. Eine noch stärkere Wirkung übt der Saft von einigen anderen Euphorbien, der von den Negerstämmen Afrika's und den Wilden des südlichen Amerika's zum Vergiften ihrer todtbringenden Pfeile benutzt wird.

Wie harmlos erscheinen dagegen die bei uns vorkommenden Arten, deren scharfer Saft höchstens zur Vertreibung von Warzen — und nicht einmal immer mit Erfolg — zur Anwendung kommt. Und doch giebt es auch in dieser gefährlichen tropischen Sippschaft ein gutartiges Familienglied, das nicht die bösen Eigenschaften seiner Verwandten besitzt und statt tödtlichen Giftes eine nahrhafte, süße Milch enthält. Der Saft von E. balsamifera giebt, eingedickt, ein schmackhaftes Gelée, das, wie Leopold von Buch in seiner interessanten Beschreibung erzählt, von den Einwohnern der canarischen Inseln als Leckerbissen genossen wird.

Merkwürdig ist auch eine in Brasilien wachsende Art E. phosphorea, deren Milch, wenn sie in dunklen Sommernächten aus dem Stamme quillt, einen hellen, phosphorartigen Schein um sich verbreitet. A. Neumann.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Pflanzenabdrücke. — Wie werden Abdrücke von Pflanzen, namentlich von schön geformten Blättern, hergestellt?

Junge Oesterreicherin.

Erfrorene Hühnerkämme. — Meine Hühner, — Italiener, — haben infolge der Kälte erfrorene Kämme bekommen. Läßt sich etwas zur Heilung thun? G. W. in Dresden.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Schrotbrod (XVIII, 176). — Dies gesunde, nahrhafte und wohlschmeckende Brod wird aus feinem Weizenschrot und Wasser, ohne jede weitere Zuthat hergestellt. Ich habe es stets nach folgender bewährter Vorschrift gebacken: $2^1/_2$ Liter Weizenschrot werden mit einem Liter kochenden Wassers in einer Schüssel gemengt und so lange geknetet, bis sich der Teig leicht von den Händen löst. Dann streut man $^1/_2$ Liter Mehl darüber, bedeckt die Masse mit einem Tuch und läßt sie an einem lauwarmen Orte stehen. Am anderen Tage wird der Teig nochmals mit dem übergestreuten Mehl gut durchgearbeitet, auch erforderlichen Falls, wenn derselbe zu feucht sein sollte, noch Mehl hinzugefügt. Hierauf formt man zwei, etwa drei Finger hohe Brode daraus, läßt sie nochmals einige Stunden an einer warmen Stelle stehen, bis sich das Aufgehen durch Risse an der Oberfläche bemerklich macht, überstreicht sie dann mit Wasser und schiebt sie in einen nicht allzu heißen Backofen, wo sie in etwa zwei Stunden gar sein werden.

Treue Abonnentin in Naugard.

Bindfaden (XVIII, 184). — Man bereitet eine starke Leimlösung und legt den Bindfaden etwa eine halbe Stunde hinein. Nach dem Herausnehmen wird er getrocknet und dann ein bis zwei Stunden in eine warme, kräftige Abkochung von Eichenrinde gethan. Hierbei ist ein kleiner Zusatz von Katechu oder Galläpfeln von Nutzen. Sobald der Bindfaden abermals trocken geworden ist, muß man ihn mit einem in Oel getränkten Lappen abreiben. Durch diese Behandlung wird er glatt, widerstandsfähig und erhält das Ansehen einer Darmsaite. W. v. S., Magdeburg.

Schwedische Handschuhe (XVIII, 184). — Die schwedischen Handschuhe lassen sich ganz in derselben Weise wie die Glacés, mit Benzin waschen. Ich streiche jeden Handschuh glatt, rolle ihn auf und lege dann einen neben den anderen in einen tiefen Teller oder ein sonstiges Porzellan-Gefäß; hierauf gieße ich Benzin darüber, — selbstverständlich nicht bei Licht, — und drücke jeden einzelnen leicht durch, damit er auch wirklich gänzlich durchtränkt ist. Nach etwa fünf Minuten lege ich die kräftig ausgedrückten Handschuhe in ein zweites Gefäß, gieße wieder hinreichend Benzin darüber und drücke nochmals aus. Nun geht es an die Reinigung der Finger, die sorgfältig nach einander vorgenommen werden. Ich habe mir zu diesem Zweck einige Quirlstiele zurecht gemacht, indem ich sie oben abrundete und mit Sandpapier glatt rieb. Jeder Finger wird auf einen passenden Stock geschoben und mit einem leinenen Lappen von oben nach unten mit festem Drucke gestrichen und zwar in der ganzen Länge des Handschuhes auf beiden Seiten. Alle Unreinigkeit hat sich durch das Benzin gelöst und läßt sich leicht fortnehmen, besonders wenn man nicht an weichen Lappen wie an Benzin spart. Nach einem nochmaligen Nachspülen in Benzin werden die Handschuhe gewiß vollkommen sauber erscheinen. Eine sparsame Hausfrau wird natürlich die vom zweiten und dritten Spülen zurückbleibende Flüssigkeit benutzen, um andere Handschuhe damit zum ersten Male zu übergießen.

Auch eine sparsame Hausfrau in Bingen.

Redactions-Post.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Langjährige Abonnentin in Schneidemühl. — Ihr Vorwurf, daß die Anzüge für Confirmandinnen zu spät gebracht werden, trifft wohl nicht zu. In der Nummer vom 1. Februar d. J., unter Abb. 43—45, finden Sie bereits zwei derartige Kleider, und die folgende Nummer nimmt nochmals hierauf Bedacht. Wenn auch nicht alle Leserinnen, wie Sie sagen, sich für Masken und Ball-Toiletten interessiren, so dürften es doch immerhin eine größere Anzahl sein, als die der Mütter, welche für ihr Töchterchen eines Confirmations-Anzuges bedürfen. Die Redaction hat gar vielfältige, sich meist widersprechende Wünsche zu berücksichtigen, und ihr Bestreben geht dahin, die Bedürfnisse der Einzelnen und die Ansprüche, welche die Jahreszeit stellt, so zu vereinen, daß Alle einen Nutzen davon haben.

Elfriede S., Breslau. — Stoffproben von Kattunkleidern lassen sich, wie Seidestickchen, zu Mosaik-Arbeiten verwenden, und zwar zu Decken, Stuhlkissen u. dergl. Man schneidet die Stoffstheile entweder in Vier- oder Sechsecke und fügt sie mittelst überwendlicher Naht an einander.

J. S. in Köln. — Marmor und Alabaster braucht zum Bemalen mit Wasserfarbe nicht präparirt zu werden; Sie müssen nur unpolirten Stein verwenden. Polirte Flächen eignen sich nur zum Bemalen mit Oelfarben. Nach Vollendung der Arbeit wird die Malerei mit französischem Retouchir-Firniß, am besten mittelst des Rafraicheurs, fixirt. Als Bezugsquelle für Tischchen mit Marmor- oder Alabaster-Platte empfehlen wir Ihnen die Marmor-Waaren-Fabrik von M. L. Schleicher, Berlin W, Lützowstr. 82.

Abonnentin aus L. — Meißener Bogen zum Ausschneiden und Bekleben von Thonsachen liefert A. Heß, Berlin W, Mohrenstr. 56; Sohlenleder Steinplatten können Sie durch F. Preuß, Berlin S, Alexandrinenstraße 99, beziehen.

M. N., Abonnentin in Innsbruck. Ueber alle die Hand-Porzellan-Malerei betreffenden Fragen finden Sie in dem dritten Heft der von Frau Frieda Lipperheide herausgegebenen „Häuslichen Kunst" die gewünschte Auskunft. Im Zimmer aufstellbare Brennöfen liefert Schlossermeister Mahler in Barmstedt (Holstein) zum Preise von 8 Mk.

Minna v. B. in Wien. — Die Langenscheidt'schen Briefe sind zur Erlernung der italienischen Sprache gewiß von Vortheil, wie die ganze Methode noch immer als eine besonders praktische bezeichnet werden kann. Jedenfalls aber ist sie durchaus unzulänglich, sobald es sich um die richtige Aussprache handelt. Hier ist der mündliche Unterricht, am besten durch einen geborenen Italiener ertheilt, niemals durch eigenes Studium zu ersetzen.

A. G. in D. — Gutes, preiswerthes Porzellan können Sie durch die Königliche Porzellan-Manufactur oder auch durch P. Raddatz u. Cie., Berlin W, Leipzigerstraße 11 beziehen. — Als Bezugsquelle für Christofle-Waaren nennen wir Ihnen Christofle u. Cie. Berlin, Friedrichstraße 78.

Anna in Sachsen. Echte Madeira-Stickereien können Sie nicht direct kommen lassen. Herr W. Biermann, Berlin W, Potsdamerstraße 123a besorgt Ihnen dieselben jedoch direkt von der Insel, sodaß Ihre Bestellungen den armen Stickerinnen, immerhin ohne Abzug von geschäftlichen Spesen, zu Gute kommen würden.

Treue Abonnentin in Linz. — Ein Mittel gegen Gesichtshaare brachten wir in der Red.-Postvon Heft 13 v. J. Es ist uns leider ganz unmöglich derartige Anfragen immer von Neuem zu beantworten. Wir müssen bitten, selbst nachzuschlagen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 6. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 13. März 1892. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Hedwig von Olfers. Nach einem Portrait von Gustav Richter. — Siehe Seite 43.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Sonntagskind.

Novelle von M. von Eschen.

Fort, wo der Berg beginnt hoch auf zu steigen, am Anfange des Waldes, am Ende von Wiese und Feld, vielleicht hundert Schritte von dem Dorfe, steht ein Häuschen. Seine Wände sind schlecht, dünnes Holz, Lehm und Stroh, seine Fenster klein, die Scheiben, wo sie nicht etwa fehlen, grünlich und blind. Lose hängt die Thür in den eisernen Bändern: es scheint, man bedarf der schließenden Riegel nicht, um sich gegen Diebe und müßige Besucher zu sichern. Doch die Sonne webt auch um der Armuth Hütte ihre goldenen Lichter und streut glänzende Perlen rings auf das thaufrische Gras. Ein kräftig würziger Hauch weht von den Tannen herunter. Syringen und Goldregen wachsen in dem kleinen Garten, freundlich nicken ihre Blüthen zum Fenster hinein und durchströmen jeden Raum mit wonnig süßem Duft. Warum soll nicht auch hier das Glück seinen Einzug halten? —

Eben tritt ein Mann aus der Thür. Eigenthümlich bewegt sind seine Züge, wie von Angst und Erwartung, von Leid, aber auch von Freude, man sieht es ihm an, drinnen geht etwas vor! — Er will nur einmal Athem schöpfen, dann wird er wieder hineingehen. Seine Brust hebt sich hoch in der klaren, frischen Luft; jetzt blickt er nur noch hoffnungsfroh in die Welt. — Da beginnen die Glocken im Dorfe zu läuten, feierlich fromm klingt es herüber. — „Das ist der Tag des Herrn" schallt es von der Höhe; eine Gesellschaft junger Leute eint ihre Stimmen zum festlichen Morgengruß. Und noch eine andere Stimme tönt plötzlich dazwischen fein, dünn, mit kleinem scharfen Schrei. —

Fast erschrocken bebt der Mann zusammen, — am Fenster erscheint eine ältliche Frau; „'s ist ein Knabe, Hellwig," sagt sie freudig, doch ruhig und gemessen, wie die Landleute sich gewöhnt haben, ihr Geschick, gleich Regen und Sonnenschein, als ein Unabänderliches hinzunehmen. „Ein schöner Knabe!"

„Hannchen! Fritz!" ruft der Mann. Er hält die Hand vor den Mund, daß es lauter schallt. Da, am Ende des Gärtchens, kriechen zwei Kinder unter den Erbsenstauden hervor. „Ein Bruder ist angekommen," schallt es weiter über die Syringen und den Goldregen hinaus in den wonnigen Frühlingstag.

Und eilends laufen die beiden Flachsköpfe dem Vater entgegen. Mit ihnen betritt er die Hütte.

Hier liegt die Frau auf grobem, doch reinlichem Lager; ihre Arme halten den Neugekommenen umschlungen. Der Mann reicht ihr die Hand; dann beugt er sich über das Kind; die Geschwister sehen es neugierig an. —

Und wieder läuten die Glocken herüber. „Das ist der Tag des Herrn", singt es zu ihnen herein, — die jungen Leute gehen eben unter dem Fenster vorbei. „Möge er es wohl mit ihm meinen!" — Die Frau faltet die Hände über dem Sohne. „Es ist ein Sonntagskind," erklärt die Großmutter bestimmt, „die haben Glück!" Der Mann nickt, als müsse es so sein; die Geschwister schauen verwundert gläubig auf bei der frommen Mähr.

Die Sonnenstrahlen aber stehlen sich durch die verhängten Fenster; sie weben eine Aureole um des Kindes Haupt. Wunderbar ruhig, friedlich, froh liegt es da in dem leuchtenden Schein.

Kräftig, gesund und schnell wächst der kleine Georg Hellwig heran. Seine Mutter hat keine Mühe mit ihm. Er schreit kaum, er bekommt keine Krämpfe, keine einzige Kinderkrankheit thut es ihm an; er ist eben ein Sonntagskind. Ohne sich lange den Kopf zu zerbrechen, begreift er, was der Lehrer will; ein Blick in das Buch auf dem Wege zur Schule, und er hat die Lection inne, um der Erste zu sein. Wen der kleine Krauskopf mit dem Wald voll brauner Locken um das frische Kindergesicht nur ansieht, der ist ihm schon gut. Erscheint er auf dem Hofe, um etwas zu bestellen, ein „Grüß Gott" auf den rothen Lippen, hat die Frau Pächterin sicher einen besonders schönen Apfel oder auch ein Stück Kuchen bereit für den Knaben. Er allein von Allen im Dorfe, darf auf das Schloß kommen, mit Junker Heino zu spielen, und wenn die kleine Baroneß Hilda mit der Bonne an ihm vorüber geht, spricht sie mit ihm. Aber Niemand beneidet ihn darum; Alle mögen ihn gern, bleibt er doch so freundlich bescheiden, so herzensfroh, so gut gegen Jedermann, ist er doch ein Sonntagskind!

Die Jahre gehen dahin. Manches hat Georg im Schlosse gesehen, von Manchem gehört, was außer dem Bereich seines Lebens im Elternhause liegt, an Manchem seine Freude gehabt! — Nun aber soll er Schafe hüten. Der Bruder ist Soldat und will es bleiben; der Vater will den Schäfer in der Familie behalten. Und mit all jenem Anderen ist es vorbei! — Das ist traurig! — Doch bald kennen die Schafe ihren jugendlichen Herrn, drängen schmeichelnd heran, sobald sie nur seine Stimme hören; der Himmel ist blau, die Sonne warm; gar köstlich liegt es sich unter der Weißdornhecke am murmelnden Bach, den Hund zu Füßen. Georg schneidet sich Pfeifen aus dem Schilf, er träumt und singt: bald sind es eigene Weisen, die hinausklingen in die Welt, bald solche, die im Volke zu Hause sind. Er leiht ihnen, was sein Herz bewegt; leicht findet er sich in das ärmlich einfache Schäferlos.

Eben hat er sein Stück Schwarzbrod mit Spitz getheilt, ein Trunk aus der nahen Quelle hat das frugale Frühmahl beendet. Friedlich breiten sich die Schafe aus auf dem Wiesenplan; in weiten Kreisen umspringt der Hund die Herde, hier mit einem leisen Gebell, dort mit einem Blinken seiner Zähne ein widerspenstiges Gemüth zur Ordnung bringend. Auf seinen Stab gelehnt, steht der junge Hirt, umweht von Morgenduft und Morgenluft, trotz des ärmlichen Kleides, schön wie der junge Morgen selbst. Scharf, ohne zu suchen, blicken die blauen Augen in die leuchtende Welt. — Da über und zwischen den Bäumen, dort, wo der Fluß eine Biegung macht, schimmern ein paar spitze Thürme, die Thürme vom Schlosse, im Sonnenlicht. Vor seiner Seele steigt es auf: die Hallen, die Säle mit ihrem Schmuck von Marmor, Purpur und Gold, der Park mit seinen duftenden Blumen, seinen lauschigen Schattengängen.

„Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt. . . ."

Unbewußt kommt ihm die alte Weise über die Lippen; weithin klingt die frische, weiche Stimme, zuerst fast sehnsüchtig klagend, bald aber fröhlich und hell. Er sieht nur noch, wie schön das Alles ist, was vor seinem Auge lebt; er fühlt nur noch, wie herrlich es ist, Alles singen zu können, was das Herz bewegt. Und in jauchzendem Jubel erklingen seine Melodien. —

„Das ist ja eine Kapitalstimme!" — Kräftig klingt der Ton, und recht kräftig auch legt sich eine Hand auf Georg's Schulter.

Betroffen blickt er auf; das Lorgnon ist dem Herrn neben ihm von der Nase gefallen, — nun sieht er in ein paar Augen, so freundlich, daß er nicht böse sein kann.

„Du singst wohl viel, mein Junge?"

„Ei schon!" ist die Antwort, halb zutraulich, halb blöde.

„Und gern?"

„Ei schon!" Georg lacht, — das versteht sich doch wohl von selbst.

So kommt die Unterhaltung in Gang. Der Fremde erzählt von der Welt da draußen, von der Stadt, zuletzt von dem Theater, dem Leben der Sänger; er bittet, Georg möge mit ihm kommen, er solle es haben wie ein Prinz, immer singen, nur schöner noch denn jetzt!

Schöner noch?! — Ungläubig, mit echt bäuerischem Mißtrauen und Stolz schüttelt Georg den krausen Kopf. Immer singen, das gefiele ihm schon! — Und das Prinzenleben, — sein Blick haftet auf den spitzen Thürmen über den Bäumen am Waldsaume. — „Giebt es bei Euch auch, —" er erröthet heftig und bricht ab in seiner Frage.

Der Andere lächelt; „Höre nur!" Geschickt für sein Auditorium berechnet, stimmt er an:

„Ein Schütz bin ich —"

„Versuch's mal," meint er aufmunternd am Schlusse des Liedes.

Mit glänzenden Augen hat Georg zugehört; das Blut ist ihm in die Wangen gestiegen; wie von selbst öffnen sich seine Lippen und geben wieder, was sein Herz mit unsäglicher Wonne aufgenommen und behalten.

„Bravo, Du bist mein Mann, Dich laß ich nicht!"

Der Fremde klopft ihm auf die Schulter, er umarmt, ja er küßt ihn, in echtem Künstler-Enthusiasmus, denn wenig, ganz wenig nur hat er einer kleinen Unebenheit im Ton, in der Melodie nachhelfen müssen. „Du mußt mit mir gehen," sagt er noch einmal, dann fragt er nach den Eltern.

Georg zeigt stumm auf das Häuschen am Waldessaume; eilends, trotz der Sonne, die heiß auf den Weg scheint, schreitet der Fremde aus; jetzt ist er hinter den Hügeln verschwunden.

Georg steht immer noch stumm in sich versunken: in seinem Hirn summt die neue Melodie, mit ihr schwingen neue Gedanken. „Welch' ein Glück, —" seufzt er endlich leise. Dann „Warum nicht?" fragt er laut. Es fällt ihm ein: er ist ja ein Sonntagskind. Und nun von Neuem aufjauchzend, nur heller noch, klingt sein Sang in die schöne Welt. —

„Er ist ein Phänomen, der junge Hellwig," darin, stimmen sämmtliche Lehrer am Conservatorium überein, und der junge Mensch, den der Professor so am Wege, hinter der Hecke aufgelesen hat, wird zum viel besprochenen Wunder der Stadt.

Die Schüler des Conservatoriums neigen demüthig den Kopf; es kommt Keiner mit, wenn Georg leicht, wie in hellem Jubel, das hohe C nimmt, wenn er rein und glatt, weich und perlenklar die Figurationen der alten Musik übt, wenn er vom pianissimo bis zum fortissimo anschwellend, lang, laut und fest die Töne zu halten versteht, mit dramatischer Verve und deutlicher Aussprache sein Recitativ übt. Zum heiteren Spiel wird ihm die ernste Lehrzeit. Fröhlich ist das Zusammensein mit den Kameraden, sorglos behaglich die Existenz, welche Professor Berger dem Liebling bereitet. Wie seine Stimme, hat auch sein Wesen das Herz dieses Gönners gewonnen.

Bald steht Georg auf den Brettern. Der schöne junge Mann mit der schlanken, biegsamen Gestalt, den krausen, braunen Locken, den Augen, so tief und klar wie ein Bergsee und blau wie der Frühlingshimmel, hätte seiner Stimme, seiner Kunst nicht bedurft, um die Menge für sich zu gewinnen. Er ist ein Sonntagskind, der Genius hat ihm mit seinem Kuß die Stirn berührt, ihm das Herz mit seinem Feuer entzündet. Und ob er nun als Edgardo klagend auf dem Grabe der Väter verscheidet, als Trovatore einen ewigen Abschied von seiner Leonore nimmt, ob er, ein tapferes Soldatenblut, der weißen Dame Befehl vollzieht, in lustigem Uebermuth des Postillons Lieblingslied singt, oder auch als Raoul zu den Füßen Valentinens alle Gluth und Leidenschaft ausströmt, die ein Menschenherz empfindet, mit immer gleicher Begeisterung dankt ihm das Publikum; immer gleich widerstandslos, wo er erscheint, feiert es ihn trotz aller Rivalen und Intriguen.

Eben hat er einen Contract unterzeichnet, der seinen Namen in die Welt hinaus zu tragen verspricht. Ehe er fortgeht über das Meer, will er noch einmal die Heimath schauen.

Es ist Sonntag heute, der Gottesdienst beginnt. Georg hat den Eltern, der Gemeinde zur Freude versprochen, eine Messe zu singen. Die Kirche ist ziemlich groß und hoch, innerhalb der dürftig bekleideten Wände hat die Stimme um so mehr Raum für ihre Entfaltung. Wie das jetzt klingt! Die Dörfler verstehen kein Wort von dem Text, sie haben keine Idee von der Entwickelung und Führung einer Composition. Doch der Gesang spricht zu ihren Herzen, sie fühlen sich ergriffen von der Allgewalt dieser göttlichen Kunst, das malt sich in all den wettergebräunten Zügen. Und Georg tröstet sich damit, denn eben kommt ihm der Gedanke, ob die Wahl einer Hasse'schen Messe wohl passend für sein Auditorium gewesen sei. Da blickt er auf; wo er steht, kann er den freiherrlichen Stand überschauen.

Ein junger Mann, in dem er ohne Mühe den Junker Heino erkennt, ein Mädchen mit wallendem Blondhaar, in dem er Baroneß Hilda ahnt, — schön ist sie geworden über alles Erkennen, — neigen den Kopf zu ihm herüber. Und bewegter werden die Töne, auf und nieder weben die reichen Figuren um die Melodien. Der jungen Baroneß erscheinen sie wie Schwingen, auf denen sich die Seele zum Himmel hebt, ihre Augen strahlen, ihre Lippen lächeln. Er meint, er sei im Himmel, er schaut, wohin er blickt, nur noch ein holdes Engelsgesicht. Und immer heller, in wunderbarer Pracht, in seligem Entzücken klingt sein Sang. Da meint auch sie, ein Höheres könne es nicht geben; sie senkt die Lider, eine Thräne schimmert in den Wimpern.

Am Nachmittag schon erscheint ein freiherrlicher Diener in dem Häuschen am Waldessaume mit einem Brief an Georg. Baron Heino erinnert sich freundlich seines Spielgefährten, er möchte ihn wiedersehen; Baroneß Hilda, die im Institut auch musikalische Studien gemacht, ist entzückt von dem Künstler, sie bittet ihn zu kommen. Und am Abend noch ist Georg zu Gast auf dem Schlosse.

Baron Heino und seine Schwester wohnen in diesem Sommer allein auf dem Gute, die Eltern haben nach Karlsbad gehen müssen. Die jungen Leute sind glücklich, etwas Verkehr zu finden, meint Miß Rice, einst Gouvernante, jetzt Gesellschafterin von Baroneß Hilda. Und dem jungen Mädchen ist einmal eine Zerstreuung zu gönnen in der Einsamkeit, denkt sie weiter, wie ihr selbst ein wenig Ruhe. Sie ist alt geworden im Dienst des Hauses; junge Leute können nicht begreifen, wie man still sitzen und still sein lieben kann! So macht Miß Rice keine Einwendung gegen des Sängers Besuch.

Georg kommt viel auf das Schloß. Die hohen Hallen, die schimmernden Säle, die schattigen Gänge sind unverändert so, wie er sie in seiner Erinnerung geschaut; nur das elfenhaft schöne Kind hat sich zum reizenden Mädchen gewandelt. Sie ist stets mit den Freunden zusammen; man plaudert auf der Terrasse, am Theetisch, man promenirt unter den alten Bäumen, man

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

steht auf dem Balkon und schaut hinaus in die sonnige Ferne, öfter noch treibt man Musik. Zuletzt kommt Georg täglich und verweilt lange. Hilda ist eine brillante Spielerin, sie begleitet gut, er übt seine neuen Rollen, seine neuen Lieder mit ihr. Dem jungen Mädchen macht dies Ueben viel Vergnügen, und er würde es thun, ihr zu Liebe, wenn es ihm nicht selbst gar so lieb wäre. Jetzt sind sie auch oft allein; Bruder Heino hat mit der Wirthschaft zu thun, Miß Rice entwickelt eine immer größere Neigung zur Ruhe.

Wunderbar prächtig klingt sein Sang in dem hohen Raume, mit wunderbarem Zauber webt er in des jungen Mädchens Herz. Zuweilen halten sie ein, schauen sich an:

„Wie berührt mich wundersam
Manch ein Wort von Dir,
Das von Deinem Munde kam,
Aus dem Herzen mir. —

Und von Neuem reicher, schöner noch erklingen seine Melodien. Hilda präludirt. „Eine Rose nenn' ich mein," beginnt er. Da schauen sie sich nicht an, nicht einmal wie fragend ob der Musik, sie kritisiren nicht, sie fahren fort in dem Liede, sie leben in ihm. Dann kommen sie zum Schluß. Sie sind Beide still, ganz still; er legt die Noten zusammen, sie steht auf; er hat bemerkt, daß ihre Hände gezittert bei dem Spiel, daß eine warme Röthe die Wangen, den Nacken überzogen; er tritt hin zu ihr.

„Hilda!" flüstert er leise, sie bebt, doch nicht in Schrecken. Er schlingt den Arm um ihre Gestalt, — „Hilda?" fragt er noch einmal; sie sagt kein Wort, sie lehnt nur den Kopf an seine Schulter; da küßt er sie auf den Mund, sie schlingt die Arme um seinen Nacken.

Kein Schatten banger Sorge trübt diese selige Stunde. Klar und licht, wie eben Mond und Sterne über der Erde heraufziehen, liegt die Zukunft vor ihrem Blick. Die freiherrlichen Eltern werden einwilligen in die Ehe mit dem Sänger.

Dann muß er gehen, es ist spät am Abend geworden. Lockend im Mondenlicht schimmern die alten Bäume, die Wege im Park. Er ist so erregt, der Gang wird ihm gut thun, sein Herz ist so voll, er muß singen. Hier ist es menschenleer weit und breit. Wonnevoll klingt sein Lied in die Einsamkeit und Stille hinein.

Nun ist er zu Ende damit, und auch am Ende des Parkes. Er betritt die Brücke, die über den Fluß hinaus in das Dorf führt. Sie ist alt. Gras wächst zwischen ihren Fugen, Moos auf den Eichenzweigen ihres Geländers. Er achtet es nicht, er denkt nur an sein Glück. Jetzt steht er in der Mitte, er wendet sich um. Wie ein Meer von Licht fluthet es rings über der Welt. Leuchtend heben sich die Rücken der Berge von den schimmernden Wolken; die Kronen der Platanen, die Wipfel der Tannen scheiden sich von dem silberblauen Himmel; Blätter und Blüthen zittern in der flimmernden Luft; die Wellen ziehen dahin in funkelndem Spiel. Und dort, hoch oben auf mondbeglänztem Balkon, lichter denn all das Licht um sie her, erscheint eine weiße Gestalt; die Geliebte ist es, deutlich sieht er das schimmernde Blondhaar wallen auf das weiße Gewand. Er kann die Züge ihres Antlitzes erkennen.

„O du schöne, makellose
Taube, Perle, Engel, Rose —"

Von Neuem klingt es durch den Park, zu dem Schloß, zu dem Balkon hinauf.

Da preßt sie die Hände an die Lippen und breitet die Arme aus. Himmel und Erde, Alles was leuchtet in der wonnevollen Mondnacht, soll ihm ihre Grüße bringen.

Ein Schwindel erfaßt ihn, er lehnt sich an das Geländer. Schon einmal ist ihm das begegnet, als er zum ersten Male die Bühne betrat, doch schnell ging es vorüber.

Und:

„Einen Engel nenn' ich mein,
Einen Engel schön und rein!"

in seligem Jubel schallt es weiter von seinen Lippen.

Da brechen die morschen Zweige. Dumpf rauscht es von unten herauf, die glänzenden Wasser weichen zurück, dunkel gähnt die Tiefe, doch nur einen Moment. Glitzernd schließen sich die Wellen, murmelnd, als erzählten sie einander eine alte Geschichte. Weiter und weiter ziehen sie ihre Kreise, leiser und leiser. Bald wieder lautlos liegt die schimmernde Fläche da, nur noch bewegt von dem Spiel des Mondlichtes. — — — —

Unheimlich still ist es in dem kleinen Garten. Denn früh am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, haben die Wellen drunten bei der Mühle einen Todten an das Land getragen, und mit der Sonne haben die Leute diesen Todten gefunden und in das kleine Haus gebracht. Drinnen liegt er auf seinem Bett. Nur die Mutter weilt bei ihm. Sie kann die Augen nicht von dem Kinde wenden, das sie bald nicht mehr sehen soll. Es schläft sich nicht gut unter brennenden Blicken. Sie deckt ein Tuch über sein Antlitz.

Ein stattlicher Herr, ein schlankes junges Mädchen sind leise in das Zimmer getreten. Sie wankt zu dem Lager hin, sie sagt nichts, doch die Mutter versteht die Bitte dieses stummen Mundes und schlägt das Tuch zurück.

Regungslos, wie versteint steht Hilda da; bleich und starr, wie das Antlitz auf dem Kissen werden ihre Züge, nur in ihren Augen spricht noch Leben, in unheimlich grauenvollem Schmerze bleiben sie wie gebannt haften an dem stillen, friedevollen, schönen Todtengesicht. Die Mutter deckt es leise wieder zu. Die Augen der Lebendigen dürfen weinen, auf den Todten aber sollen keine Thränen fallen. Wie zerbrochen sinkt Hilda in die Kniee, sie birgt den Kopf in das Linnen, auf dem der Geliebte ruht, ihre Glieder beben, wie Laub im Winde.

Da wieder läuten die Glocken von dem Dorfe herüber „Das ist der Tag des Herrn," singen jugendfrohe Stimmen herab von der Höhe. Der Vater kommt herein. Gerade so war es vor Jahren, als der Sohn ihm geboren wurde. „Ein Sonntagskind," murrt er bitter. „Es hat ihm doch kein Glück gebracht!" Die Mutter schluchzt, Hilda aber hebt den Kopf, hoch aufgerichtet steht sie da.

„Doch!" ruft sie mit leuchtenden Augen, aber zuckenden Lippen, „des Lebens Leid, das Weh der Welt berührte ihn nicht." Dann aber brechen die Thränen hervor, unaufhaltsam. Weinend wirft sie sich dem Bruder, der sie geleitet, an die Brust. „Das Leid gehört zu dem Leben, wie die Woche zu dem Feiertag," sanft mahnend, bittend, klingt sein Ton, „wir sind nur Werktagskinder, uns bleibt, zu vollenden in Kampf und Leid! Komm, meine Schwester, sei muthig und stark!"

Von kräftigem Arme mehr getragen, denn geführt, folgt sie ihm widerstandslos hinaus. Und immer noch läuten die Glocken. „Das ist der Tag des Herrn," singt es dicht vor dem Fenster in das Zimmer hinein; die Mutter sinkt nieder an der Stelle, wo eben Hilda gekniet. Er hat es wohl gemeint mit ihrem Kinde, ihr erstes Gebet für dasselbe, — nach seinem Rathschlusse, — erhört.

„Uns bleibt, in Kampf und Leid zu vollenden," seufzt Hilda. Sie weiß jetzt, der Vater würde nie in die Heirath mit dem Sänger gewilligt, sie nie den Muth gehabt haben, dem Willen des Vaters zu widerstehen.

Droben auf dem Berge, wo des Dorfes Kirchhof liegt, wird man den Sänger begraben. Rosen werden auf dem Hügel blühen, über dem Erinnerung wacht. Die Vögel aus dem nahen Walde werden ihre Lieder singen, daß es wonnig klingt um den liedeskundigen Kameraden.

Er war ein Sonntagskind! Die Andern gehen ihrem Werktage entgegen.

Nachdruck verboten.

Hedwig von Olfers.

(Geboren 11. Mai 1800, gestorben 11. December 1891.)

Von Erich Schmidt.

Mit Portrait nach dem Oelbilde von Gustav Richter, Seite 41.

Ueber drei Menschenalter hat es gesehen, dieses Maikind, das von der Schwelle des Jahrhunderts bis in sein letztes Zehent wanderte, schließlich mit müdem Schritt und gesenktem Haupt, aber mit offenem Sinn und dem Ausdruck, Jemand gehe mit dem Jahrhundert, durch rege innerliche Antheilnahme an allem geistigen und sozialen Leben tiefer bethätigt. Urgreise stoßen uns leicht, indem sie schon halb versteinert in die Gegenwart hineinragen, einen ehrfürchtigen Schauder ein: sie erfüllen das Wort, ein alter Mann sei stets ein König Lear; sie kommen aus langentschwundenen Zeiten und sind unverstanden und mißverstehend nicht mehr zu Hause in der neuen; Alles ist für sie schon dagewesen, was Kopf und Herz des strebenden Geschlechts erfüllt. Keine Spur davon bei dieser seltenen Frau, die auch als vollendete Greisin jung blieb, das Dasein immer wieder als ein frisches begrüßte und mit allen Poren sein unendliches Wehen in sich sog. Aus den Schätzen langer und reicher Erfahrung spendend, ging sie empfänglich neuen Erscheinungen und neuen Ankömmlingen entgegen, nur gegen das Unreine leise verschlossen. Sie hatte nicht verlernt, zu staunen.

Große Mächte walteten bestimmend über ihren Kinderjahren und fügten zu der ästhetischen Mitgift der Goethe'schen Zeit, zu dem zierlichen Denken, dem süßen Erinnern, eine kraftvolle vaterländische Gesinnung. Dichtung und Preußenthum vertraten und vererbten ihre langlebigen Eltern. Der Staatsrath F. A. von Stägemann hat in den Jahren der Schmach und der Erhebung mannhafte „Kriegsgesänge" geschaffen. Die Sonette der Gattin Elisabeth stehen neben den seinigen. Das kleine Mädchen erfuhr mit halbwachem Bewußtsein die Fremdherrschaft und verlebte die Schmerzenstage des Tilsiter Friedens in der nächsten Nähe des Königspaares. Auf ihrem blonden Köpfchen hat manchmal die Hand Luisens weihevoll geruht. Dreiundachtzig Jahre später gewann diese Vorstellung von Katastrophen und Kinderspielen dichterische Gestalt in tönereichen Reimpaaren. — lang, lang ist's her. Sie sah ihre Gespielin, Prinzeß Charlotte, als Czarin nach Rußland ziehen, sie war dem Hofe Friedrich Wilhelm's IV. treu verbunden. Die Zeugin jener fernen, ostpreußischen Leidenszeit durfte dem König von Preußen auf Deutschlands Kaiserthron zujubeln, aber auch elegische Gedanken zurücksenden zu ihrer Jugendfreundin, der vielgeliebten Prinzessin Elise Radziwill, deren Schönheit und deren Gram, deren Eingang in den ewigen Frühling sie in sanften Molltönen besungen hatte, mit dem für Beide krönenden Lob: „Und fürstlich bist du auserlesen, weil du zugleich so einfach bist."

Die Weltgeschichte warf Schatten und Glanz in ihre Kindheit. Und was rechte Mutterliebe und rechte Kinderfreiheit in Stube und Garten, was lieblicher Kinder-Unsinn und träumende religiöse Metaphysik im Kinde sei, wie alle Keime des Geistes und Gemüthes gepflegt werden müßten, konnte sie später nur darum so beredt predigen, weil sie es an sich erfahren. Kaum flügge geworden, frühreif aber nicht altklug, kam sie 1815 nach Paris. Ein paar entzückende Briefe sind erhalten an eine Freundin, der sie von Gesellschaften beim Staatskanzler Hardenberg, von den Französinnen, den Museen, Theatern und Concerten erzählt. Voll Bewunderung für die Virtuosität der Diva Catalani, meint die kleine deutsche Romantikerin doch, daß ländliches Glockengeläut in einer vom Abendroth beschienenen Gegend mehr von „unserem inneren Gott" in uns aufregen könne. In demselben Jahre, wo sie schon so sicher durch die große Welt geht und historischen Entscheidungen zuschaut, empfindet sie allen Segen des schlichten Werkeltages: was die Menschen gedankenlos hinnehmen, die Gesundheit, die Feldblumen, die Morgensonne, die milden Sterne, preist ihr Lied „Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt." Sie aber dankte dem lieben Gott ihr Leben lang im Wandel der Epochen, im steten Wechsel der Jahreszeiten, bei jedem neuen Wunder der aufblühenden oder abwelkenden Mutter Natur. Ihr war ein reines, einfaches Herz gegeben, dem kein berlinisches Geistreicheln und Anempfindeln etwas zu Leide thun konnte. Sie blühte nicht gedankenlos, sondern gewann zu natürlicher Anmuth eine weite und tiefe Bildung. Das Aufwuchern der Frauen-Litteratur, dem der Altmeister von Weimar in derben Sprüchen Einhalt gebot, ließ ihren poetischen Garten frei, und in der Nähe der Dichter stand sie ohne Prätension. Frau von Olfers konnte noch von Heinrich Kleist erzählen, namentlich wie er knapp vor dem verzweifelten Sprung in's Nichts ihre ihm befreundete Mutter zu sprechen versucht habe. Dann flatterte aus ihrem sangesfrohen Kreise Wilhelm Müller's berühmter Schwarm der „Müllerlieder" hervor: im lyrisch-geselligen Spiel mit vertheilten Rollen war Hedwig von Stägemann „die schöne Müllerin", und so schwingt auch ihre musenholde Jugend fort in den Weisen Schubert's. Zu ihren Intimsten zählte damals die sinnig-ernste Dichterin Luise Hensel, um die Clemens Brentano in der Krise seines Lebens warb; Hedwig war die Vertraute dieser in's religiöse Gebiet hinübergreifenden Herzenskämpfe. Luisen sah sie 1830 blühender, ungezwungener, heiterer, glücklicher als fromme Krankenpflegerin in Coblenz wieder.

Am 3. December 1823 heirathete sie den Westfalen Ignaz von Olfers. West und Ost, Münster und Metgethen, Katholicismus und Protestantismus, der bei ihr ohne dogmatisches Gepräge als heiteres Gottvertrauen wirkte, schlossen einen Bund. Der Gatte war Diplomat, zuletzt Generaldirector der Kgl. Museen in Berlin, wo er nach langer Thätigkeit 1871 starb. Aus der Ehe gingen drei Töchter und ein Sohn hervor. Frau von Olfers blieb sich immer getreu, in der sandigen Mark und auf der rothen Erde, in der Pracht Süditaliens und der Majestät der Alpen, am Bourbonenhofe zu Neapel und als Gesandtin in Bern. Hier schon war sie ein lebendiger Mittelpunkt durch Anmuth, Heiterkeit, Talente, Verständniß, Tact, Güte, die nicht empfindsam in's Blaue schwärmt, denn „jede Blüthe der guten Empfindung trägt gleich die Frucht der guten That." Aus der Gesellschaft ging sie zu ihren Kleinen, denn sie war keine Weltdame und nie auf's Glänzen erpicht. „Liebe Stube einer guten Mutter! wer ist so oft Zeuge glücklicher Augenblicke wie du! wer hat so bequeme Kissen, leibliche und geistige zum Anlehnen und Einkauern!" Sie kann in ihren Plauderbriefen wohl vom St. Simonismus und Père Enfantin oder ärgerlich, mit der idealen Gesinnung der Freiheitskriege, von dem wüsten Hambacher Fest reden, aber auch die Vorzüge eines westfälischen Kochherdes beleuchten. Gäste von nah und fern weiß sie zu vergegenwärtigen, sehr unbefangen, davon durchdrungen, daß kein menschliches Urtheil erschöpfe: „darum halte ich auch die Bescheidenheit für die beste Sache von der Welt, für den wahren Adelsbrief der Bildung." Einmal schreibt sie, ihr Kunst-Interesse müsse sie in Bern ziemlich in die Tasche stecken, aber eben darum fange sie an, „die Muse wieder etwas blank zu putzen, damit der Rost nicht daran kommt. An und für sich liegt mir nicht viel daran, seitdem ich Kinder habe, ob ich aufschreibe, was mir einfällt, oder nicht; allein wenn ich denke, wie manche edle Freundschaft, wie manches edle Herz sich mir dadurch zugewendet hat, so bin ich diesem kleinen Talente recht dankbar und schmeichle ihm wieder ein wenig." Kann ein Mensch liebenswürdiger von seinen Gaben sprechen?

Ihre Gedichte, — von einem Romanversuch habe ich nur flüchtig gehört, — sind Blüthen der Gelegenheit, nicht gedankenschwer, nicht leidenschaftlich, zierende Gewinde, auch Kränze verblichener Freuden, bildlich, melodisch, phrasenlos, mit zarter, aber durchaus gesunder Weltansicht durchwirkt, gern Freunden in Lust und Leid dargebracht, immer wohlthätig. Die Tochter Stägemann's hat noch 1870, 1888 starke vaterländische Töne gefunden. „Mein Preußen ist aus festem Holze." Auf dem alten ostpreußischen Boden dankte der greise Kaiser der greisen Dichterin für einen schönen Accord aus Vergangenheit und Gegenwart, der ihm ohne ihr Zuthun bekannt und werth geworden war. „So wird das Herz nicht alt" klingt als Kehrreim durch alles Dichten und Trachten dieser Frau. Wie sie selbst empfand, mögen Begleitverse zu Photographien aus verschiedenen Lebensaltern köstlich bezeugen:

O Kinderzeit, o Lerchensang,
Du Frühlingssonne der Natur,
Wie zittert deine Strahlenspur
Im Herzen nach mein Lebelang!

*

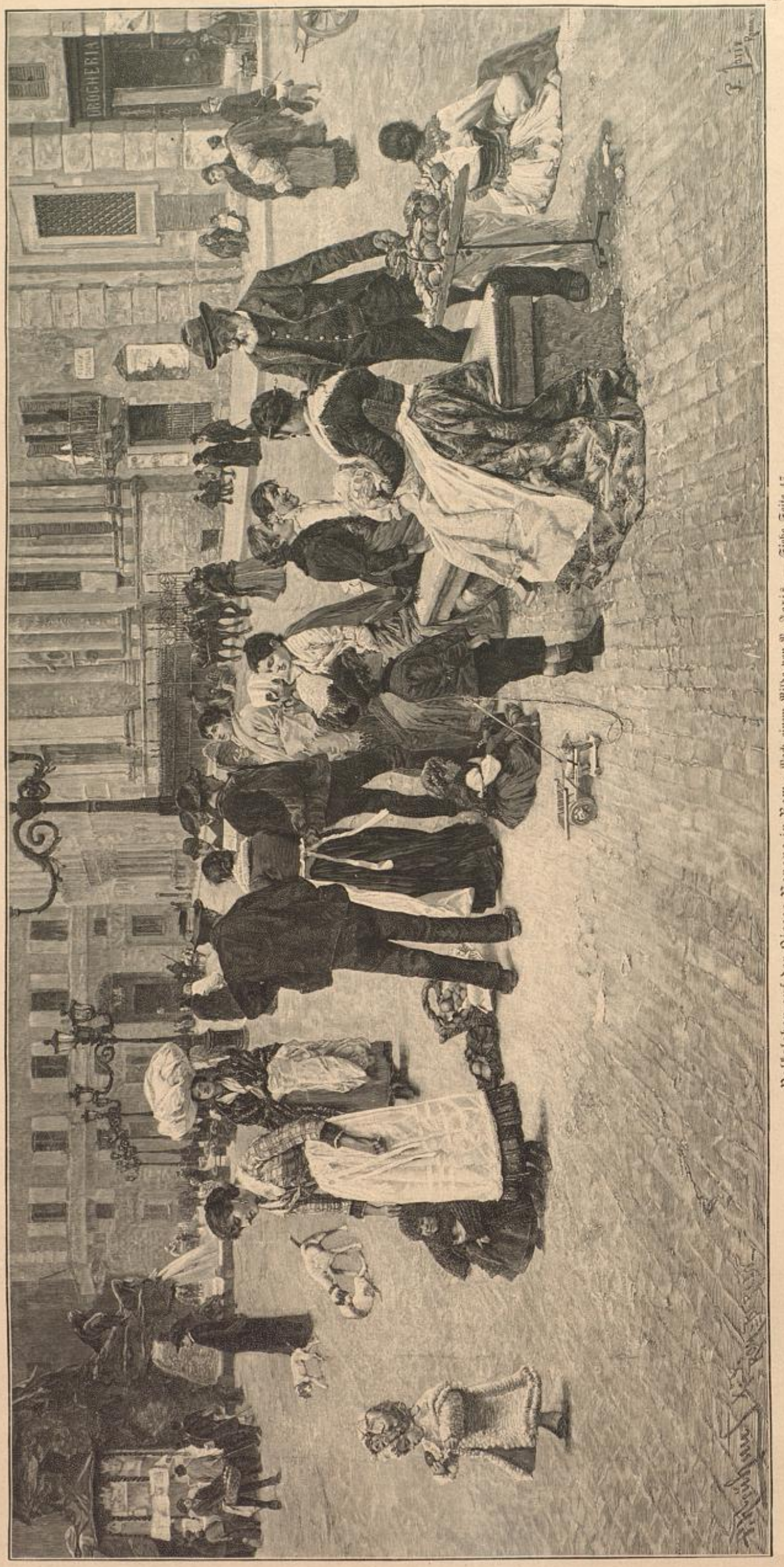
Wie glücklich, die da lieben sich
Im Jahre Einundsiebenzig
Und nicht getrennt sind durch den Tod
Vor Deutschlands Sieg und Morgenroth.

*

Hebst du gütig die Gardine,
Siehst du wieder jung die Alten,
Denn nur Vorhang sind die Falten
Für der Psyche Kindermiene.

Wohl bewährt sich diese Verjüngung auch an Gustav Richter's ausgezeichnetem Portrait, von dem wir hier eine Nachbildung geben, und das in Gesichtsausdruck und Haltung Frau von Olfers überaus fein und lebhaft vergegenwärtigt. So saß sie an ihrem Theetisch; denn sie hielt wirklich noch einen guten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Volksleben auf der Piazza Navona in Rom. Nach einem Bilde von P. Joris. — Siehe Seite 47.

alten Theetisch und hat Jahrzehnte lang in Berlin, erst für einen großen Kreis, dann für kleinere Cirkel, immer für beglückte Gäste, fast allabendlich die Wirthin gemacht. Aus schweren Prüfungen mancher Art ging sie elastisch hervor. Sie fand sich damit still in sich ab. Den Familienkranz hatte das Leben und auch der Tod gelöst, aber ein tröstendes Geschick band ihn wieder dichter zusammen. In der Margarethen-Straße wohnte „die Excellenz" mit Fräulein Marie, die uns dichtend und bildend herzlich zu vergnügen weiß, und in demselben Hause mietheten sich zwei verwittwete Töchter ein, so daß ein beständiges Geben und Empfangen herrschte, und die Freunde immer an einer der drei Stätten sich willkommen wußten. Es waren keine „Salons" im weltläufigen Sinne, keine Bureaux d'Esprit. Die ganze geistige und gemüthliche Luft, die da wehte, hat Ernst von Wildenbruch feinfühlig in einem Nachrufe zum Bewußtsein gebracht, das Dasein dieser Frau bis in die Wurzeln ihrer Empfindung und Weltanschauung tiefgründig dargelegt. Herman Grimm seinerseits hat, von allen zeitlichen und örtlichen Daten absehend, die Persönlichkeit wie ein reines poetisches Kunstwerk, das ewig ist, eben weil es ist, darstellen wollen. Solcher Dinge kann ein später Gast bei aller Andacht sich nicht vermessen, obgleich eine falsche Auffassung dieses Wesens kaum möglich war, und wer immer einmal erfuhr, warum Frau von Olfers das französische tête-à-tête mit „Herz zu Herz" verdeutschte, wer sie redend und hörend kannte, wer sie gebückt am Arm der Tochter durch den Thiergarten wandeln sah, von Lieb' und Güte und Natur umfangen ward. Ihr Gespräch kannte keinen Klatsch und keine bequemen abgegriffenen Zeitungsurtheile; immer von Grazie leicht getragen, durch die „wundervolle Befriedigung unseres geistigen Bedürfnisses, Neues zu erfahren" rückwärts und vorwärts beflügelt, ohne jede falsche Bildung und Prüderie, von einem unbeirrbaren Tact gesteuert, aus dem Vollen geschöpft, improvisatorisch, mit leichten Sprüngen, manchen verschwiegenen, ja plötzlichen Uebergängen, bestimmt, auch schalkhaft, überraschend, nie lehrhaft. Die Greisin konnte noch Einfälle und Wendungen haben wie ein junges Mädchen und mit großen Kinderaugen in die Welt gucken, als trete ihr das Altvertraute zum ersten Mal wundervoll und räthselhaft entgegen. Von vergilbten Briefen wandte sie sich zu neuen Büchern oder lauschte dem jüngsten Drama eines Hausfreundes. Sie vergoldete das persönliche Erlebniß mit unbewußter Poesie und fand überall Nahrung des Geistes und der Seele. Sie war eine naive Natur. Die freundlichen Feen der Kindheit sind nie von ihr gewichen, denn sie hielt sie fest mit Novalis' Spruch „Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter", der ihr weises, sonniges Büchlein „Der Kinder-Advocat" eröffnet zur Abwehr aller Schablone und Lieblosigkeit von der Herzensheimath. So mochte sie sich an ihrem neunzigsten Geburtstag einer von Sohn und Schwiegertochter dargebrachten lustigen Bilder- und Reimspende gleich den Urenkeln erfreuen. Freilich hatte das Alter seine Hand schwer auf die zarte Gestalt gelegt, und immer unbotmäßiger wurden die Sinne: das Auge versagte sich dieser unermüdlichen Leserin, das Ohr wollte kein allgemeineres Gespräch mehr auffangen, und sie hat diese Einbuße trotz aller Hülfe hart empfunden, wie hell auch das innere Licht leuchtete und die innere Stimme klang. Gleichwohl geht ein Gedicht über diese Gebresten des Alters in keine Dissonanzen, sondern tröstlich aus. Die Erde war ihr schön, und sie nahm jeden Tag als ein Geschenk hin bis zum Abschied in „den Aufenthalt ewiger Liebe und Seligkeit, den uns das Herz verspricht." Es galt Allen für eine liebe Gewohnheit, in diese Züge von unverwitterter Anmuth zu sehen, diese sanfte Stimme zu vernehmen, diesen Gewinn des Lebens zu bewahren. Endlich erfüllte sich, was Hedwig von Olfers neunzigjährig gesagt hat:

Einschlafen will ich sonder Grämen
Und preisen meines Glücks Gestirn,
Läßt Gott mir nur zum Abschiednehmen
Das warme Herz und klare Hirn.

Nachdruck verboten.

Der Kampf um's Dasein auf der Leipziger Ausstellung des rothen Kreuzes.

Von Georg Malkowsky.

Mit 6 Illustrationen von F. Stahl.

Ein offenes Geständniß zuvor: Der Schreiber der nachstehenden Zeilen ist weder Chirurg noch Hygieniker, weder Gourmand noch Gourmet, er hat Küche und Schlachtfeld bisher mit gleichem Geschick gemieden und sich mit den betreffenden Gebieten nur theoretisch beschäftigt. Das ist für Leib und Leben gefahrlos und hochinteressant, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat, jede der lawinenhaft anwachsenden Ausstellungen als eine dankenswerthe Ansammlung „menschlicher Documente" zu betrachten, deren Sinn man enträthseln, deren Philosophie man verstehen lernen muß.

„Die Internationale Ausstellung für das Rothe Kreuz, Armeebedarf, Hygiene, Volksernährung und Kochkunst." das klingt harmlos

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sanitäts-Soldat. Von F. Stahl.

Tafel-Arrangement. Von F. Stahl.

socialhuman, und dahinter birgt sich — der Kampf um's Dasein, den wir ja nicht mit der reclame-bedürftigen Geschäfts-Concurrenz zu verwechseln bitten. Es ist der echte, rechte Kampf um's Dasein, den die im vergangenen Monat veranstaltete Leipziger Ausstellung illustrirt hat, einer jener vielen Kämpfe, die sich die Menschheit selbst mit ihrer allmäligen Losreißung von der natürlichen Lebensweise geschaffen.

Von der staatsrechtlichen Auffassung der Römer, die den Krieg als den natürlichen nationalen Zustand betrachteten, bis zu Professor Lassons bekannter Brochüre: „Das Cultur-Ideal und der Krieg" war nur ein über etwa zwei Jahrtausende gehender Fortschritt, dem der Frau Baronin von Suttner Friedensruf: „Die Waffen nieder!" kaum Einhalt gebieten dürfte. Der Krieg ist und bleibt der Kampf um das Dasein der Nationen, ein letzter Appell des vermeintlichen Rechts an die vielgeschmähte Gewalt, und weil er ist, ist er zwar nicht gut, aber man muß ihn sich so gut als möglich zu gestalten suchen. Hie kleinkalibriges Gewehr — hie Rothes Kreuz, so kommen Barbarei und Humanität gleichmäßig zu ihrem Recht.

Uebrigens können beide sogar bis zu einem gewissen Grade zur Erleichterung der Leiden der Verwundeten zusammenwirken, da die kleine Gewehrkugel den Sanitätsdienst des Arztes und Sanitäts-Gehülfen wesentlich vereinfacht. Es ist schon als entschiedener Fortschritt nach der Richtung der Humanität hin zu betrachten, daß man Kampf-Unfähigkeit bei möglichst geringer Verursachung von Schmerzen erstrebt. Jedenfalls thut die Menschheit im allgemeinen und das „Rothe Kreuz" im besonderen, da der Krieg nun einmal als unentbehrlich gilt, für die Opfer desselben alles Mögliche. Man vergleiche einmal die primitiven, aus Zweigen und Bast hergestellten Tragbahren früherer Zeit mit der fahr- und tragbaren Krankenbahre neuester Construction von Bruno Zirrgiebel. Auf hohen Velociped-Gummi-Rädern ruhend, mit Luftkissen ausgestattet, bietet sie jede denkbare Bequemlichkeit und muß beruhigend wirken für Leute, die sich der Pflicht, zu schießen und beschossen zu werden, nicht entziehen können. Später, nachdem sie einmal auf möglichst humane Weise durch die kleinkalibrige Kugel kampfunfähig gemacht sind, finden sie in der Militär-Baracke der Cement-Dielen-Fabrik von Otto Böcklen in Lauffen ein absolut sicheres Unterkommen, das sich dem Kleingewehrfeuer des besten Repetir-Gewehres gegenüber als widerstandsfähig erweist. Da die Lazareth-Baracke aus Stahlblech, welche von Alfred Patzig in Dresden ausgestellt war, nach den übereinstimmenden Berichten aller Tagesblätter „einen im Sommer wie im Winter gleich angenehmen Aufenthalt bietet", so dürfte allen berechtigten Wünschen der unglücklichen Opfer des Krieges Rechnung getragen sein, und ein Optimist könnte die Frage aufwerfen, ob der Krieg überhaupt noch als nothwendiges „Uebel" zu betrachten sei.

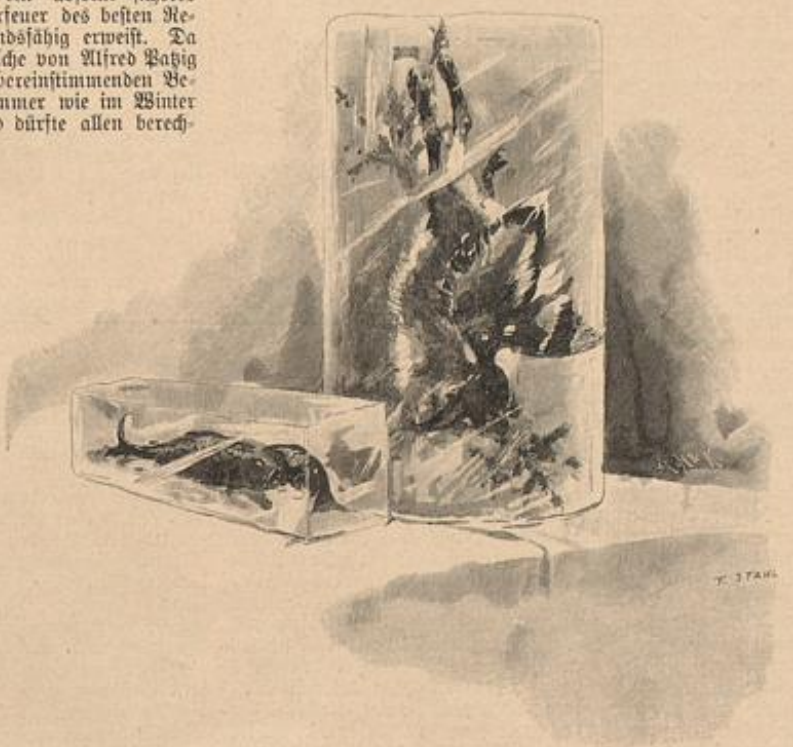
Der Vermehrung der Kriegsmittel und ihrer Wirksamkeit steht naturgemäß eine ebensolche der Schutz- und Heilmittel gegenüber; als kräftigstes und uns menschlich nächststehendes führt das „Rothe Kreuz" seinen Sanitäts-Soldaten ins Treffen. In ihm verkörpert sich die Reaction gegen den Krieg, er ist das versöhnende Element in dem selbst geschaffenen Kampfe um's Dasein der Nationen. Ob er sich in seiner unscheinbaren grauen Bluse, in der weißen Mütze mit dem Symbol des rothen Kreuzes an Stelle der National-Kokarde, seines idealen Berufes immer bewußt ist? Jedenfalls hat sich im Laufe der Jahrzehnte aus dem freiwilligen undisciplinirten Samariter der durch militärische Zucht geschulte Sanitäts-Soldat entwickelt, und diese Wandlung ist gewiß nicht zum geringsten Theil ein Verdienst des Rothen Kreuzes.

Eine weitere Wanderung durch die Räume der Sanitäts-Ausstellung setzt uns der Gefahr aus, den Krieg als eine Bethätigungsform der christlichen Nächstenliebe aufzufassen, und so wenden wir uns denn leichteren Herzens einem anderen Product der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts, der Hygiene, zu. Auch hier handelt es sich um den Kampf um's Dasein, dessen verschärften Formen man durch präventive Maßregeln entgegen zu arbeiten sucht. Da sei vor Allem „das deutsche Reform-Kostüm" der Firma F. Görschberg in München erwähnt. Aus echtem, wasserdichtem Tiroler Loden in allen Farben und Schattirungen hergestellt, nicht zu weit und nicht zu eng, entspricht es gewiß allen praktischen Anforderungen, aber es ist für die deutschen Frauen bestimmt. Da mag das Tiroler Loden noch so echt und wasserdicht sein, die Fortschritte der hygienischen Wissenschaft dürften sich außer Stande erweisen, unsere Damen zu veranlassen, im Kampfe um's Dasein, den sie meist mit den Mitteln ihrer Schönheit führen, dieses Kostüm zu tragen. Die Firma A. Sachs in Berlin wendet sich mit bei weitem größerer Aussicht auf Erfolg mit ihrem „Familien-Muskelstärker-Apparat" an die Männerwelt. Der Kampf um's Dasein hat unsere Widerstandskraft merkwürdiger Weise so heruntergebracht, daß wir unseren geschwächten Muskeln nothgedrungen durch eine Art von Scheinbeschäftigung zu Hülfe kommen müssen. Wir rudern künstlich, wir reiten künstlich und besteigen künstlich die höchsten Berge, ja wir züchtigen unsere Muskeln durch gelindes Klopfen, um sie zu einer Bethätigung anzureizen, aber sie natürlich zu bewegen, dazu läßt uns der leidige Kampf um's Dasein keine Zeit. Die Hygiene ist eben die modernste Wissenschaft. Wenn wir die Hygiene nicht hätten, wüßten wir nichts von den Bacillen, und wenn wir die Bacillen nicht hätten, wüßten wir nichts von der Hygiene. Daß selbst die Luft in unserer besten aller Zeiten schlechter geworden ist, bezeugen die vielen Ventilations-Apparate, und auf einen beklagenswerthen Mangel an Reinlichkeit, weist nicht nur der zunehmende Seifenverbrauch, sondern auch die Einrichtung von Volksbädern nach neueren und neuesten Systemen hin. Luft und Hautthätigkeit das sind die beiden Pole, um die sich das mit der Steigerung des Lebenswerthes wachsende Streben nach Lebenserhaltung dreht. Leider steht all diesen anerkennenswerthen Bestrebungen die Gefahr gegenüber, daß wir vor lauter Todesangst — eines frühzeitigen Todes sterben.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein, das wirklich Leben erhaltende Zeichen der Kochkunst! Ihre Entwickelung zeigt so recht die Mittel und Wege, wie wir aus der Noth eine Tugend gemacht, wie wir über das bloße Bedürfniß des Essens so herrlich weit hinaus gekommen sind, und es zu einer lehr- und lernbaren Kunst umgeschaffen haben. Jener Franzose, der aus einer alten Stiefelsohle durch verschiedene Zuthaten, Saucen und Gewürze ein delicates Gericht herzustellen vermochte, ließ sich nichts träumen von einer Kochkunst, die ihre Gestaltungen in den Dienst des europäischen Gleichgewichts zu stellen weiß. Ein Baumkuchen von mehreren Metern Höhe, auf dessen Spitze sich die Kaiser von Deutschland und Oesterreich und der König von Italien in Eintracht und Dragant die Hände reichen, zeugt von einer Kühnheit der gastronomischen Phantasie, die schon durch die internationale Idee einen aus Backobst und Nüssen hergestellten Reichsadler in den Schatten stellt. Selbst das Leipziger Neue Theater aus Stearin, dessen Terrassen mit Fasanen auf Sockeln, Krebsschwänzen in Aspic, Vasen mit Krammetsvögeln besetzt sind, vermag durch sein aus dem Innern leuchtendes Glühlicht den Baumkuchen gewordenen Dreibund nicht zu überstrahlen.

Aber es giebt auch noch schlichte Denker unter den Kochkünstlern, die wie Richard Wagner der Musik, der Gastronomie durch Beschäftigung aller Sinne auf den rechten Weg zu verhelfen suchen, ohne heterogene Interessen, wie Politik und Theaterleidenschaft, mit in's Spiel zu ziehen. Die Ecke eines Tafel-Arrangements, wie wir sie unseren Leserinnen in unserer Illustration bieten, ist aus wirklichem künstlerischen Feingefühl heraus geschaffen. Aus einer kräftig geformten Vase erheben sich künstliche Metallblumen, deren Kelche elektrische Glühlampen bergen. Ihr farbig gemildertes Licht läßt die Contouren der Geräthe und Gläser scharf hervortreten, spiegelt sich in den silbernen Schalen und schließt das Ganze zu einem einheitlichen Gesammt-Colorit zusammen. Vorwiegend malerisch ist auch der Reiz der in Eis conservirten gastronomischen Stilleben von Wilhelm Felsche. Die aus destillirtem, also bacillenfreiem Wasser hergestellte Eismasse umschließt nicht nur die in ihr conservirten Delikatessen luftdicht, sondern ist mit ihren irisirenden Sprüngen und Rissen zugleich eine köstliche Augenweide.

Volks-Speise-Anstalt. Von F. Stahl.



Stilleben in Eis. Von F. Stahl.

Die Kunst kann das Bedürfniß verschönern, aber sie kann es nicht aus der Welt schaffen. Von der reich besetzten und künstlerisch geschmückten Tafel des Gourmands bis zu der Volksspeise-Anstalt ist nur ein Schritt, aber man legt ihn zögernd und mit einem gewissen ästhetischen Unbehagen zurück. Die Ueberwindung des bloßen Bedürfnisses schließt das Mitleid mit dem Ringer, der noch mitten im Kampfe um's Dasein steht, nicht aus. Und so sehen wir denn die Preisrichter, sorgsam prüfend und kostend neben dem Proletarier, der ohne Prüfung sich der Darbietung des lange entbehrten warmen Mittags erfreut. Die unentgeltlichen Volksspeisungen der Leipziger Ausstellung boten eine Fülle jener Scenen, in denen die Gegensätze des Lebens unvermittelt auf einander stoßen, oder, besser gesagt, sich vermittelnd einander nähern. Denn das Interesse für die Art und Weise, in der die unbegüterte Mehrheit ihren Hunger stillt, ist auch ein Zeichen der Zeit, und ein unbedingt erfreuliches. Ob das Problem der billigsten und kräftigsten Volksernährung auf dem Wege der fleischlosen Kost zu lösen ist? Wir glauben es nicht trotz der verlockenden Tafel mit Photographien gesundheitsstrotzender Vegetarierkinder, welche die „Fleischlosen" über einer reich besetzten Tafel mit Pflanzenkost aufgestellt. Auf dem Frontispice prangte der Sinnspruch Richard Wagners: „Der Früchte Genuß frommt ihrer Sippe zu ewig nie alternder Jugend." Aber davor stand zur Zeit unseres Besuches ein wohlgenährter Carnivore und betrachtete kopfschüttelnd das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Menu: Gemüse-Suppe, Spargel mit Ei, Karotten mit Kölner Schnitzel, Butter mit Brechbohnen, Italienische Maccaroni, Preißelbeeren, Apfelmus, Rabinschen-Salat. Bei dem Anblick des letzten Gerichtes wandte er sich schaudernd ab und lenkte seine Schritte zu dem entzückenden Cacao-Ausschank van Houten's, den der Geschäftsinhaber mit einem Kranze bildsauberer Holländerinnen garnirt hatte. Eine noch wirksamere Reclame für van Houten's Fabrikate wäre die Ausstellung eines jener besseren englischen Arbeiter gewesen, wie ich sie jenseits des Canals oft gesehen, die aus einem stets mitgeführten Blechbüchschen ihr Cacao-Pulver in das selbst gekochte Wasser schütten und sich so ein schmack- und nahrhaftes Frühstück bereiten. Das wäre ein nachahmenswerthes Beispiel gewesen, wie man sich zum Kampfe um's Dasein stärkt — auch ohne Alkohol.

Nachdruck verboten.

Eine Bergpredigt.

Novellette von Hermine Villinger.

Das friedliche Geläute unzähliger Glöcklein belebte die einsame Hochalp. Laute der Ungeduld oder der Unzufriedenheit schien es da oben nicht zu geben, vielmehr zeichnete sich die gehörnte Gesellschaft durch eine besondere Sanftmuth des Betragens aus, die gar merkwürdig gegen das beinahe wilde Aeußere des Hirten abstach, der im Schatten eines weitläufigen Viehstalles saß und mit Schnitzen beschäftigt war. Die ganze Bekleidung des Mannes bestand aus Ziegenfellen, welche die dunkelverbrannten Arme und Beine völlig frei ließen; um das ebenso dunkle Gesicht hing das Haar in langen, unordentlichen Strähnen, und ein kurzer, borstiger Bart umgab das Kinn. Wenn er jedoch den Blick erhob, um einer an ihm vorüberstreichenden Kuh nachzuschauen, oder mit einem Zicklein schäkerte, das ihn meckernd gegen die Kniee stieß, begriff man mit eins, aus welcher Quelle all die Sanftmuth floß, deren Wirkung sich bis in das Gemüth der Vierbeinigen erstreckte.

Jetzt erhob der zottige, ebenso verwildert wie sein Herr aussehende Schäferhund die Schnauze, um gleich darauf in ein lautes Gebell auszubrechen. Der Mann legte verwundert sein Schnitzwerk zur Seite:

„Ja, was giebt's denn, Fratzl?"

Aber schon lief der Hund über den Weidplatz hin, bellte in's Blaue hinein und kehrte mit allen Zeichen höchster Aufregung zu seinem Herrn zurück. Nun erhob sich dieser und folgte dem Thier. Hinter den Beiden kam ein Rabe, laut krächzend und mit den Flügeln schlagend, einhergehüpft. Der Mann wandte sich nach ihm um:

„Mußt halt auch mit dabei sein, gelt, Manderl?" worauf der Vogel aufkreischend auf seiner Schulter Platz nahm, sich fest hielt und von da höchst neugierig den Dingen entgegenschaute, die da kommen sollten.

Der Hund war an einer Stelle des Berges stehen geblieben, von wo das Geröll sich steil und abschüssig in's Thal stürzte; die Vorderpfoten weit ausgestreckt, bellte er in die Tiefe hinab, indeß sein Herr den scharfen Blick über das sich jäh zu seinen Füßen ausdehnende Steinmeer gleiten ließ. Dort arbeitete sich eine kleine Gestalt ab, Schritt für Schritt mit dem Geröll kämpfend, das den mühevoll Vorwärtsstrebenden immer wieder mit sich fortriß.

Der Hirte eilte, von seinem Hunde gefolgt, zur Hütte zurück, wo er sich schleunigst ein Seil um die Hüfte schlang und eine Flasche zu sich steckte. Sodann unternahm er den gefahrvollen Abstieg; den eisenbeschlagenen Stab fest in das Geröll setzend, rutschte er Schritt für Schritt hinunter, hinter ihm der Hund, über seinem Haupte der Rabe.

Der kleine Wanderer unten war im Geröll zusammen gesunken; das Blut floß ihm in dicken Tropfen an den Knieen hernieder.

„Grüß Gott", keuchte der Hirte, als er bei ihm ankam, „hast Dich aufgefallen?"

„Macht nix," lautete des Buben Antwort. „Bist allein da heroben?"

„Freilich, alle hundert Jahr kommt einmal ein Fremder zur Aussicht, und jede vierte Woche die Botin mit dem Brot; aber ich geh' ihr immer schon eine Stunde Wegs entgegen, weil's halt schon so alt ist und's nit erschnaufen kann. Aber was willst denn Du auf der Alm, Bub? bist vom rechten Weg abkommen — weißt nit, daß man hinter'm Dorf herauf muß?"

„Ich komm' nit aus Deinem Dorf," sagte der Bub, „ich bin viel weiter her."

„Ah was," wunderte sich der Hirte, „das ist was andres; aber jetzt sag, mir, wie heißt, und wo willst hin, — daß ich Dir helfen kann?"

„Bastl heiß' ich und will zu Dir hinauf".

„Ah, das ist gescheit," freute sich der Hirte, „da kann man doch einmal wieder ein bisserl was reden; ich bin der Hirzl, daß Du's weißt —"

Er knüpfte dem Burschen das Seil um die Hüften, und nahm ihn so in seine kräftige Faust; der Hund lief voran.

Als sie nach reichlichen Mühen und Beschwerden endlich auf gefahrlosem Boden standen, holte der Hirzl vor allen Dingen seine Flasche hervor und bot sie dem Buben hin. Der aber stieß sie gleichgültig von sich und schüttelte das Haupt. Der Hirzl machte große Augen.

„Was, keinen Branntwein magst nit! Da möcht' ich mitsammt Deiner silbernen Schnallen nit mit Dir tauschen —"

Er selber gönnte sich einen kräftigen Schluck, worauf der Hund alsobald in ein langgezogenes Geheul ausbrach.

„'s freut ihn halt, wenn mir's schmeckt," wandte sich der Hirte an den Buben, ihn, da sie ihren Weg fortsetzten, keinen Augenblick außer Acht lassend.

„Bist am End' ein Reicher," meinte er nach einer längeren Betrachtung.

„Freilich, der Allerreichst," lautete die Antwort.

„Drum hast so eine schöne silberne Schnallen, da möcht' ich halt gleich verrückt werden vor Freuden, wenn ich so eine hätt'. — Ja, was ist denn mit Dir, Fratzl," wandte er sich an den Hund, der fortwährend hinter dem Buben herging und ihn anknurrte, „bist doch sonst so gescheit, muß ich Dir's heut sagen — der ist brav. — Sonst weiß er's immer gleich, mit wem er's zu thun hat," entschuldigte er das Thier vor dem Buben, dem plötzlich eine glühende Röthe in die Stirne schoß, worauf er mit seinem Stock wie wüthend in einen Ameisenhaufen schlug.

„Ja, was fallt Dir ein," rief Hirzl, „denen ihre Arbeit zu Schanden zu machen, das ist ja eine Sünd, Bub! Schau, wie's jetzt durch einander laufen, — die werden schön klagen, denn wenn wir's auch nit verstehn, die haben ihre Sprach so gut wie wir, und bräver sind's auch, denn da giebt's keine Faulheit nit und auch keinen Rausch; wie vielmals muß ich stehen und mich vor ihnen schämen; wir Menschen sind halt nur ein bisserl größer, das ist Alles. Hast nit recht gethan, Bastl, laß Dir's leid thun."

Als sie oben anlangten, lag die Hochalp schon im Schatten der weißen Wand, dem schneegekrönten Haupte des Firnen. Hirzl führte den Gast in den kleinen, rauchgeschwärzten Vorderraum des Viehstalles, setzte ihm Milch vor und hackte das steinharte Brot mit dem Beil in Stücken; dann öffnete er die Thür zu einem Nebengelaß:

„Schau, da hab' ich ein Bett, da wirst gut schlafen drin —"

„Ist's Deins?" fragte der Bub.

„Ah was denkst," rief der Hirzl, „das möcht' ich mich nit trauen, in einem Bett zu schlafen, das bin ich doch nit werth, 's ist nur, wenn 'mal ein Fremds herauf kommt, daß es da oben ein Unterkommen findet, — behüt' Dich Gott und schlaf' gut."

Bastl erwachte am andern Morgen durch den Flügelschlag des Raben, der vor dem Fenster des Gelasses hockte und gegen die Scheiben wüthete.

„Was hast mich immer anzuschauen," fuhr ihn der Bube an, „ich dreh' Dir noch den Hals um!"

Er trat vor die Hütte, über die goldene Morgenwolken langsam hinzogen; tief aus den Thälern drang das gedämpfte Läuten der Kirchenglocken. Der Hirzl kniete wenig Schritte von der Hütte, zu Füßen eines kleinen Hügels, auf dem ein roh gezimmertes Kreuz prangte, mit Alpenblumen und Edelweiß geschmückt.

„Schau, das ist mein Kirchl," rief der Hirte dem Buben entgegen, „wenn's drunten beten, bet' ich heroben mit ihnen, denn 's ist viel zu weit in's Dorf, und kein Gewandl hab' ich auch nit, da möcht' ich mich schämen vor dem seinen Herrgott drunten; für meinen heroben bin ich schön genug; daß er noch nit am Kreuz hängt, mußt nit übel nehmen; er ist halt noch immer nit fertig geschnitzt; 's ist halt gar so schwer mit der Aehnlichkeit, immer treff' ich's nit und muß von vornen anfangen. Aber schön ist's heroben, gelt?" rief er aus, stieg auf seinen Hügel und deutete über die im Morgenduft schwimmenden Berge, — „da muß ich halt jauchzen allemal, wenn ich das Weltwunder erschau', und an die Herrlichkeit Gottes denk'! Weißt," fuhr er in eifriger Redseligkeit fort, „ich kann halt nit dankbar genug sein, denn ich bin nix, als ein arm's Findelkind, das keinem Menschen nie gehört hat; zuerst war ich Halterbub im Dorf drunten, und dann haben's mich angestellt als Hirt heroben; das ist schon eine Ehr' für so einen wie ich! Freilich, mit den Menschen leben, das muß halt doch 's Allerschönst' sein!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Ich weiß nit," meinte der Bastl, die Hände in den Hosentaschen, „die Leut', die machen einand' vielmals nur schlecht —"

„Was, schlecht!" rief der Hirzl aus, „ich hab' denkt, besser machen's einen, weil man einand' helfen kann. — Geh'," sagte er, sich über den kleinen Mann beugend, der mit gerunzelter Stirne vor sich hinschaute, „Dir ist was, — machst so ein finstres Aug' in die schöne Welt hinein, — was hast? Schau, red', ich weiß Dir vielleicht einen Rath. —"

Der Bube stieß mit der Spitze des Fußes gegen den Hügel:

„Der Vater ist immer gleich im Zorn und schlagt zu, da bin ich halt auch 'mal wild worden und hab' den Krug vom Tisch genommen und nach ihm geworfen, — da ist er todt hingefallen, und ich bin davongelaufen, daß sie mich nit kriegen und einsperren —"

„Jesus Maria," schrie der Hirzl auf, „den Vater hast erschlagen und die Mutter verlassen? —"

„Ich hab' nur den Vater gehabt," sagte der Bastl.

„Nur noch den Vater, und hast ihn umbracht, — was bist für ein arm's Menschenkind, Bastl."

„O, ich bin nit arm," begehrte der Bub auf, „der reichst' Bauer im Ort bin ich, der Vater hat vielmals gesagt, ich brauch' mir nix bieten zu lassen; und wenn sie's vergessen haben drunten, dann geh' ich wieder heim."

„So, dann gehst wieder heim, — ja glaubst denn, Bastl, daß Du's vergessen kannst?"

Der Hirzl hatte bei diesen Worten so laut die Stimme erhoben, daß das unweit von dieser Stelle weidende Vieh erstaunt im Grasen inne hielt und sich um seinen Herrn scharte.

„In die Schul' hast dürfen, in die Kirchen," fuhr dieser zu sprechen fort, „und doch 's viert' Gebot vergessen können: ‚du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe auf Erden.' — Und stehst jetzt ohne Reu' und Herzeleid vor meinem gekreuzigten Heiland, mit seinen blutigen sieben Wunden, die er für uns erlitten hat! Ja, bist denn taub, Bub' und hörst nit, wie er Dich fragt: ‚Bastl, Bastl, warum hast mich so tief gekränkt?'"

Und der Hirzl umfaßte das Kreuz mit seinen beiden sehnigen Armen:

„Gräm' Dich nit, mein armer gekreuzigter Heiland, schau', ich will Dir einen Gefallen thun, wenn mir's auch nit leicht wird, und keinen Tropfen Branntwein mehr trinken, bis der Bub in Reu' und Leid sich vor Dir niederwirft."

Und der Hirzl fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen und ging an die Arbeit, den ganzen Tag Holz zusammen suchend, das er klein spaltete und nach seinem Winterquartier schleppte, welches ungefähr eine halbe Stunde unterhalb der Hochalp, in ein vorspringendes Felsstück der weißen Wand gebettet lag.

Der Hirzl schichtete sein Holz an den Wänden der halbdunklen Küche auf, und Bastl lehnte unter der Thüre und schaute sich in dem rauchgeschwärzten Raume um.

„Was machst den ganzen Winter da herrinnen?" fragte er.

„Ich schnitzl' halt an meinem Herrgott und freu' mich auf den Sommer," lautete des Hirten Antwort.

Dem Bastl wurde unbehaglich zu Muthe; einen Winter lang hier eingepfercht zu sein mit dem Hirzl, dem Hund und dem Raben zusammen, dünkte ihm wenig erfreulich; wie sollte er sich in dem engen Raum vor dem unaufhörlichen Anstarren des unheimlichen Vogels retten? Und Hirzl selber war ein ganz Anderer geworden; gesenkten Hauptes schlich er einher und seufzte und stöhnte vor sich hin. Der Bub wußte wohl, was ihm fehlte; allabendlich, wenn er sich schlafen legte, hörte er den Hirzl nebenan jammern: „Hilf, hilf, lieber Herrgott, mach' mich stark, daß ich mein Wort nit brech' und zum Sünder werd', — o Fratzl, schau, wann ich mir nur einen Schluck trauen dürft', dann wär' ich zufrieden, — aber ich hab's halt versprochen, und der Bub thut keine Buß'."

Vor Bastl's Fenster aber saß Nacht für Nacht der Rabe und hackte gegen die Scheiben und gab keine Ruhe. Da griff endlich der Bub nach seinem Holzschuh und schleuderte ihn nach dem Fenster, daß die Scheiben in Stücke flogen. In der Nacht quälte ihn ein Traum: mit mächtigem Flügelschlag kam's vom Himmel geflattert, große, dunkle Schatten vor sich herwerfend; der Bastl wollte um Hülfe rufen, er wollte davon laufen, aber der Fratzl hielt ihn an den Fersen fest, indeß der Rabe tiefer und tiefer sank, in seinen Krallen das Kreuz mit den farbigen Blumen tragend. Einen lauten Schrei ausstoßend, fuhr der Bub aus dem Schlaf.

Als er sich jedoch des Morgens zur Suppe einstellte, trug sein Gesicht einen verschmitzt boshaften Ausdruck und durchaus keine Spuren innerer Erregung.

„Gelt," meinte er, den ganz zusammengeduckt dasitzenden Hirzl mit dem Ellbogen anstoßend, „schnitzeln kannst den ganzen Tag an Deinem Herrgott, aber meine silberne Schnallen ist weg."

„Was sagst?" verwunderte sich der Hirzl.

„Ja, ja, was arm ist, stiehlt,' hat der Vater vielmals gesagt."

„Das ist nit wahr!" brüllte der Hirzl auf, und seine wetterharte Hand war im Begriff, des Buben Haupt zu treffen; aber der Hund kam ihm zuvor, indem er wild aufheulend, mit fletschenden Zähnen über den Bastl herfiel. Dies brachte den Hirzl zu sich selbst:

„Laß sein," wehrte er dem Thier, „fast hätt' ich vergessen, — wir haben kein Recht nit zu strafen, — 's ist geschehen heut' Nacht, — Du weißt's, Fratzl, ich hab' mein Wort' brochen und mein Flaschl geholt, — drum geschieht mir der Schimpf jetzt an meiner Ehrlichkeit, und er geschieht mir recht. Wann ist sie Dir weg'kommen, die Schnallen?" wandte er sich an den Buben.

„Heut' Nacht," erwiderte dieser, „weil der Manderl keine Ruh' nit geben hat, hab' ich die Scheib' eingeworfen."

„Ah so, der Manderl," nickte der Hirte und that einen Pfiff gegen die Felswand hin, in deren perlmutterglänzendem, röthlich weißem Gestein sich eine große, schwarze, höhlenartige Oeffnung zeigte; aus der kam der Rabe auf seines Herrn Ruf herniedergeflogen.

„'s ist schon so," sagte Hirzl, „er hat ein Nestl dort droben und mir schon vielmals was mit fortgeschleppt."

Er verschwand in der Hütte, um wenige Minuten später mit einer Hacke und einer um die Lenden gegürteten Strickleiter wieder zum Vorschein zu kommen.

„Fratzl, Du bleibst da und hütst 's Vieh," sagte er zum Hund; dann wandte er sich zu Bastl:

„Wenn's ein bisserl spät werden soll, bis ich komm', grämt Dich nit, aber thu' mir den Gefallen und melk' die Küh', damit's nit leiden müssen."

„Herr Jesus, dort hinauf willst!" rief der Bub.

„Die Schnallen muß her," entgegnete der Hirzl und schritt davon.

Dem Bastl schnürte ein Etwas die Kehle zusammen, allein ein gutes Wort war seinen Lippen fremd. Er stand an die Hütte gelehnt und starrte dem Manne nach, der sein Leben daran setzte, um ihm zu beweisen, daß sein Ausspruch: was arm ist, stiehlt, — eine Lüge war. Klopfenden Herzens sah er zu, wie der Hirzl Stufe um Stufe in die steile Felswand schlug und daran mit schneckenartiger Langsamkeit emporkroch; oft hing er minutenlang völlig regungslos zwischen Himmel und Erde, und Bastl hielt den Athem an und starrte mit entsetzten Augen in die Höhe: Jetzt kann er nimmer weiter, — jetzt reißt der Strick entzwei, — jetzt ist's aus, — bei welcher Vorstellung der Bub einen lauten Schrei ausstieß.

Lange vor Mittag, nur um eine Beschäftigung zu haben, kochte er die Suppe und noch bevor er selbst davon gekostet, näherte er sich mit seiner Schüssel wie ein demüthig Bittender dem regungslos unter dem Herde sitzenden Fratzl. Der ließ den Buben achtlos an sich herankommen, würdigte weder ihn, noch die Suppe eines Blicks, sondern starrte unausgesetzt in die Höhe, wo sein Herr noch immer wie eine Schwalbe an der granitnen Wand hing.

Aus Verzweiflung, um den Blick endlich von der schwankenden Gestalt da oben los zu bekommen, griff Bastl nach des Hirten halbfertigem Schnitzwerk, das den Heiland vorstellen sollte. Der Bub hatte die vergeblichen Bemühungen Hirzl's, dessen plumpen Händen jede Geschicklichkeit zum Schnitzen abging, oft verlacht. Nun machte er sich gierig an's Werk, denn er war geschickt, das wußte er; im Dorf fürchteten sie längst seine lose Hand, die eines jeden Gebrechen gar täuschend nachzubilden wußte; mit des Schulmeisters höckeriger Nase hatte er bislang seine besten Erfolge aufzuweisen gehabt.

Und nun saß er und schnitzte das Bildniß des Heilands, und damit ging ihm die Zeit herum, und er vergaß auf Augenblicke seiner Angst und Qual, bis ihn ein Jodler aus hohen Lüften jäh aus seiner Versunkenheit schreckte; zugleich brach der Fratzl in ein sinnloses Freudengeheul aus, und der Rabe stieg krächzend aus seiner Höhle; an ihm vorbei schoß wie der Blitz ein Gegenstand zu Bastl's Füßen nieder; es war die in einen Fetzen Zeug eingewickelte silberne Schnalle. Droben aber in dem offenen Felsspalt saß der Hirzl und baumelte mit den Beinen und blieb so sitzen in langem, gemächlichem Ausruhen.

Die Sonne hatte sich mehr und mehr den östlichen Bergspitzen zugeneigt, den starren ewigen Schnee da oben in ein Meer von tausendfarbigen Strahlen verwandelnd; einen Augenblick später, und das Vieh der Hochalp grafte im Purpurschein der untergehenden Sonne; dann schwanden sie hin, die Lichter, eines nach dem anderen, die Farben erblaßten, und kalt und todt ragte die Bergwand zum Himmel.

Der Bastl war mit seinem Schnitzwerk fertig geworden; roh, aber von eigenartiger Kraft, mit weit ausgebreiteten Armen, lag es vor seinem Schöpfer da; der fuhr sich mit dem Messer tief in den Arm, tauchte den Finger in sein rothes, quellendes Blut und ließ es über den bleichen Leib des Schnitzwerks träufeln. Dann trat er in die Hütte, holte ein paar Nägel und einen Hammer, und ging hin und nagelte das Bild des Heilands an's Kreuz.

Und als sie oben hing, die unvollkommene Gestalt, vom Dämmerschein des silbernen Mondes sanft umflossen, da war dem Bastl, als höre er sie wieder, jene zärtlich milde, dringend bittende Frage: „Bastl, Bastl, warum hast mich so tief gekränkt?" Aber sie sprach nicht mehr zu einem in Trotz und Hochmuth erstarrten Herzen, sondern zu einem, aus dem Reue und Leid ihren Tempel gemacht, — und der Bastl schaute sich erst scheu um und sank dann mit gefalteten Händen in die Kniee.

Er beachtete das Aufheulen des Hundes nicht, der die ganze Zeit über nicht nachgelassen, bald zu bellen, bald zu winseln; und er überhörte die Tritte, die sich auf dem weichen, thaugetränkten Kräuterboden näherten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„O schau, schau, Bauer," flüsterte des Hirzl's Stimme, „'s hat ihn 'zwungen, er liegt auf den Knieen —"

„He, Bastl, was fallt Dir ein!" tönte es in rauhem Tone über den Weidplatz hin, „so freut's mich nit, Dich zu sehen!"

Der Bub fuhr in die Höhe: „Vater, Du!"

„Freilich, so schnell stirbt sich's nit," lachte der Bauer, und gab seinem Buben einen derben Schlag auf die Schulter.

Der Hirzl stand unterdessen in völliger Erstarrung vor seinem Kreuz:

„Herr, mein Gott, der Heiland," stammelte er, „da hängt er mit sammt seinen heiligen Blutstropfen. — Ja red', Bastl, wie ist denn das zu'gangen?"

„Ich hab' ihn halt geschnitzt," sagte der Bub, „die Zeit ist mir lang worden."

„Hab' mir's denkt," bedauerte Hirzl, „aber weißt, wie ich halt in die Höhlen komm', find' ich den Abstieg drüben besser, und ein Glück war's schon, denn der Bauer steht herüben und sagt, er sucht einen Buben; da haben wir uns halt gleich verstanden, gelt, Bauer? Aber jetzt, nix für ungut, und wenn's Dich nit gereut, will ich Dir gern Bescheid thun aus Deinem Flaschl, denn jetzt hab' ich's verdient, gelt, Fratzl?"

Nach einem fast minutenlangen Schluck sandte der Hirt einen Jodler in die Berge, daß dem Bauern die Ohren gellten.

„Ja weißt," sagte der Hirzl, „daß Du halt nit todt bist, und ich einen so schönen Heiland hab', da möcht' ich mir vor Freud' fast die Seel' ausschrei'n."

Der Bauer, auf dessen breiter Stirne eine hochrothe Narbe glänzte, wandte, während der Hirzl Brot und Milch aus der Hütte schleppte, seine Aufmerksamkeit dem Vieh zu.

„Da hab' ich mehr," meinte er, mit dem Daumen über die Achsel deutend, „als die in Deinem Dorf Alle miteinand'."

„Was," wunderte sich der Hirzl, „so reiche Leut' giebt's auf der Welt?"

Der Bauer lachte: „Was bei Euch drüben 'rumgeht, ist lauter Lumpenzeug!"

„Was denkst, Bauer," alterirte sich Hirzl, „da hast nit recht, unser Herrgott hat auch ein Platzl für die Armen im Himmel, wenn's brav sind —"

„Vielleicht im Himmel," gab der Bauer zu, „aber da herunten mag ich mit denen Hungerleidern nix zu schaffen haben."

„Ich fürcht', Bauer," seufzte der Hirzl, „wir sind nit herzeins."

„Ja, das fürcht' ich fast auch," sagte der Mann mit einem lauten Auflachen, „Du und ich — das ist g'spaßig!"

„Das sag' ich Dir, Vater," mischte sich Bastl in die Unterhaltung, „auf die Armen laß ich nix mehr kommen, und soll's alle Tag Händel geben."

„So ist's recht," sagte der Bauer, „durchsetzen muß sich einer und nit zu Kreuz kriechen."

Dem Hirzl legte er einen Gulden auf den Tisch, worüber sich der Hirte wie über ein Vermögen freute. Er gab den Beiden ein Stück Wegs das Geleite, weil die erste Strecke des Abstiegs schmal und abschüssig war, und der Mond seine falschen Lichter über den Weg warf. Der Bauer nahm den Arm des Hirzl, der Bastl ging voraus. Als der Weg breiter wurde, und kein Ausgleiten oder Fehltreten mehr zu befürchten war, blieb der Hirte plötzlich stehen:

„Schau', eins möcht' ich noch wissen, Bauer, wärst nit zu stolz, in Deinem Dorf drunten so mit dem Hirzl zu gehen?"

Der Bauer schaute in das ehrliche Augenpaar, das durchdringend auf ihm ruhte:

„Halt so gern thät ich's nit," sagte er, „denn wir schauen gar so verschieden aus, und das leid' ich nit gern, daß eins hinter mir herlachen möcht'."

„Dann bin ich schon zufrieden," erklärte der Hirzl, „wenn's darum nur ist, und nit, weil Du mich verachtst; behüt' Dich Gott, Bauer."

Der schüttelte ihm die Hand, und der Bastl auch.

Beide waren schon eine Strecke gegangen, als sich der Bub mit eins von der Hand seines Vaters losriß und zum Hirzl zurück eilte, der oben stehen geblieben war und ihnen nachblickte.

„Das gehört Dir," sagte er, dem Hirten die silberne Schnalle in die Hand drückend, „und daß Du's weißt, ich möcht' mich nit schämen, mit Dir zu gehen, Hirzl."

Bevor noch dieser wußte, wie ihm geschah, war der Bastl schon wieder davon, und seine jugendliche Gestalt versank im Schatten, den das Mondlicht warf.

Nachdruck verboten.

„Zu Hause."

Von P. G. Heims.

Es verliert Alles durch Mißbrauch. So geht's auch mit dem Liede, das ich im Sinne habe. Es ist so oft zum Klavier und zur Harmonika gesungen worden, zur Zeit und zur Unzeit, daß man es eigentlich gar nicht mehr anführen darf. Ich meine das altbekannte:

Ich weiß mir etwas Liebes
Auf Gottes weiter Welt,
Das stets in meinem Herzen
Den ersten Platz behält.
Kein Freund und auch kein Liebchen
Verdrängt es je daraus:
Das ist im Vaterlande
Das theure Vaterhaus.

Es mag ja Manchem wehmüthig an's Herz greifen, dem das Vaterhaus längst ausgestorben und zu einem Begriff schöner Vergangenheit geworden ist. Aber auch Manchem und Mancher, die es wohl noch besitzen, aber, wenn ich so sagen darf, es nur noch leihweise benutzen dürfen. Da ist ein frischer Junge frühzeitig in die Fremde geschickt. Er hat hinaus müssen in's oft jetzt schon recht feindliche Leben, weil ihm das Vaterhaus beim besten Willen nicht mehr das bieten konnte, was ihm zu seiner Ausbildung nöthig war. Er ist in der Stadt, nah' oder fern, in „Pension" gegeben. Die künftigen Pflege-Eltern haben bei Abschluß der Abmachung mit viel Wortaufwand versprochen: „Seien Sie nur ganz unbesorgt; Ihr Sohn soll's bei uns haben wie zu Hause." Arme Pensions-Mütter, thörichter Pensions-Vater: du sprichst ein großes Wort gelassen aus, selbst wenn du es wirklich ganz ehrlich und heuchelfrei meinst. „Zu Hause", das heißt nicht blos: er soll annähernd oder völlig eben so gut essen und eben so viel auf den Teller bekommen, wie daheim; heißt nicht blos, wir wollen auf ihn Acht geben, daß ihm kein Leid geschieht; nicht blos, er soll, wenn er seine Arbeiten gemacht hat, am Abend mit am Familientische sitzen oder Sonntags Nachmittags mit ausgehen. Nein, zu Hause, das sagt mehr. Das redet von einer Herzens-Zugehörigkeit, die kein fremdes Haus je geben kann; von einem Gefühl der Sicherheit, des Geborgenseins, des Vertrauens, das nirgend anderswo so reichlich und seelenstärkend erwachsen kann, als wie eben daheim. Das rechte Heimathsgefühl ist, — wie das Glück selbst, — Gewohnheit, Erfahrung. Nicht der Augenblick, in dem eine große, überwältigende Freude, plötzlich oder lange geahnt und erwartet, über uns kommt, ist das „Glück" im Leben: die Gewöhnung an eine dauernde, gleichmäßige Freude ist es. Und so geht's auch mit dem Glück der Heimath. Es ist die Gewöhnung an immer gleiche Liebe, Fürsorge und Treue; aus dieser Gewöhnung: „es kann niemals anders sein, es muß immer so bleiben, so lange dieses Haus auf Erden steht," erwächst die unendliche, ruhige Sicherheit, mit der ein Kind in die Heimath sich zurückdenkt, in ihr die Heilmittel für all seine Schmerzen. Befürchtungen und Freuden reichlich für sich aufgehoben weiß.

Und diese Gewöhnung an alles Erbarmen, an alle Hülfe Leibes und der Seele, dies durch nichts je zu erschütternde Vertrauen: „da meint man's gut mit dir," die kann beim besten Willen keine Fremde je geben, und wäre sie noch so freundlich ausgestattet! Denn daran liegt's nicht, ob die äußeren Umstände annähernd dieselben sind, wie zu Hause: es mag mancher Sohn, manche Tochter aus armem Hause stammen, in dem es dürftig genug herging, und mag es draußen zehn Mal reichlicher und üppiger getroffen haben als daheim: und es ist ihnen doch, wenn sie heimwärts denken an den kärglichen Tisch und die mattbrennende Lampe, als sollten ihnen gleich die Thränen in die Augen schießen.

Gewöhnung aber ist etwas Bleibendes, das man nicht abstreift, wie einen alten Rock. Wie ein Jeder ein Kind seiner Zeit ist, so ist er erst recht ein Kind seines Heimathhauses. Das junge Mädchen, das in die Fremde zieht, das nimmt die Anschauungen, die Art zu denken und zu thun mit hinaus, wie sie daheim gültig waren. Sie hat nur gelernt, wie und worüber man sich im Vaterhause freute, in welcher Art und worüber man dort Leid trug. Das ist ein Erbtheil, das ist ihr geworden, lange ehe die Eltern gestorben. Darum ist es das denkbar größte Lob, das einem fremden Hause gegeben werden mag, wenn es in ehrlicher Herzensmeinung von ihm heißt: „Ich habe mich da wie zu Hause gefühlt", und ein eben so harter Tadel ist es, wenn umgekehrt das Wort fällt: „Ich kann da nicht heimisch werden"; nur daß der Tadel unendlich viel öfter wird ausgesprochen werden als das Lob. Und das mag im Großen und Allgemeinen auch immer das Richtige sein, denn: „an's Vaterland, an's theure, schließ' dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Da sind die starken Wurzeln deiner Kraft." Statt „Vaterland" können wir auch ruhig „Vaterhaus" setzen.

Wenn der Gymnasiast aus den Ferien in die Pension zurückreist, und ihm thut das junge, tapfere Herz weh zum Weinen; wenn die junge Erzieherin die brennenden Thränen verbergen möchte, unter denen sie ihren Koffer packt, um wieder nach Schloß So und So zu reisen; wenn sie beide bei Manchem, was sie sehen, hören und erfahren müssen im fremden Hause, im Stillen denken, und es mischt sich etwas hinein wie brennender Heimwehschmerz in ihr Denken: „bei uns zu Hause ist das anders," — das ist echt und recht und gut und ein Lob für die Heimath, wie es nicht schöner vor Gottes Herzen gedacht werden kann: wenn es ein gerechtes Lob ist, ein Lob aus einem guten und klugen Herzen.

Also die Intelligenz soll oder darf einen Unterschied machen in solchem Heimathsgefühl? In gewissem Grade: Ja. Ein Kind, das von Hause gegeben wird und nach zwei Tagen jubelnd schreibt: „ich bin hier so schrecklich gern, daß ich gar nicht wieder fort möchte," und welches die nöthige geistige Schmiegsamkeit hat, um solche Freuden-Aeußerungen von jedem neuen Hause aus zu wiederholen, in das es eintritt; welches, heimkehrend, naserümpfend sich umsieht und sagt: „bei Tante A. und Herrn H. ist das so und so —": das Kind kann allerdings, und ob es noch so „klug" wäre, nicht viel werth sein, wenn es auch in der Fremde einen recht liebenswürdigen Eindruck macht. — Indessen kann's auch umgekehrt kommen. Es kann auch eine unerträgliche Uebertreibung des Heimathsgefühles nach außen hin geben, an dem jedenfalls und immer ein Erziehungsfehler und eine Verkümmerung des rechten Verständnisses die Schuld trägt, die möglicher Weise durch längeren Aufenthalt in der „fremden Welt" gebessert werden können. Manchmal aber auch nicht.

„Bei uns zu Hause" ist unter Umständen eine Folter für Jeden, der das Wort immer und immer wieder bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit hören muß. Ein junges Ding ist in ein fremdes Haus zur Erlernung der Wirthschaft gegeben; eine Art der Erziehung, die ich in gewissem Grade dem Studiren eines jungen Mannes an verschiedenen Universitäten gleichstellen möchte. Das Fräulein soll sehen, lernen, erfahren, wie die Anderen draußen es treiben, und das Beste davon sich aneignen und für sich behalten. Sie steht an einem der ersten Morgen am Herde, um das Mittagessen zu besorgen. „Nehmen Sie das und das und machen Sie es so und so," sagt ihr die Hausfrau. — „Bei uns zu Hause wird das so gekocht!" lautet die Antwort. Es ist Nachmittag geworden, und sie sitzt bei der Handarbeit. „Aber so dürfen Sie den Flicken nicht aufsetzen, Fräulein Ella! Das muß anders gemacht werden!" — Ein erstaunter Blick: „Nein, bei uns zu Hause machen wir das so wie ich; ich habe das so von meiner Mama gelernt." — Oder der Hausherr kommt am Winterabend nach Hause. „Fräulein, können Sie mir ein Glas warmen Punsch machen?" — „Ja wohl, das habe ich zu Hause immer gethan." Der Hausherr kostet von dem Getränk und verzieht das Gesicht: „Aber was ist denn das? Was haben Sie dazu genommen?" — Das Köpfchen geht etwas in den Nacken: „Zu Hause haben wir ihn immer so gebraut!" So geht es: „meine Mama" und „bei uns" und „wir" bis zur Erschöpfung und zum tiefsten Ueberdruß. Wenn dann noch so oft wie möglich: „mein Papa sagt" und „meine Lehrerin meint" und „mein Bruder behauptet" — dazu kommt, dann wird die Sache schließlich genußreich, und solcher Local-Patriotismus ruft wohl einmal eine Antwort hervor wie die jenes Predigers, dem eine Confirmandin in die Rede fiel: „Mein Papa sagt, wir stammten vom Affen ab!" und der ruhig darauf entgegnete: „Eure Familien-Angelegenheiten gehen uns hier nichts an!"

Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen der Heimathsliebe und dem Heimweh eines Kindes, das mit allen Fasern des Herzens an dem Hause hängt, in dem es geboren und Erziehung erfahren, und zwischen der Verpferchtheit eines beschränkten Kopfes und Herzens, denn nicht blos die Welt des häuslichen Liebesverkehrs, sondern die Welt überhaupt mit all' ihrem Reichthum in den vier Pfählen der Heimat abgeschlossen liegt. Ist es da zu Anfang verstehen, mag es schwer genug sein, dem jemals gründlich abzuhelfen. Es giebt ja allerdings Eltern, die es überhaupt für überflüssig halten, etwas dagegen zu thun, wie mir noch der Ausspruch einer Mutter in den Ohren klingt, die sich weigerte, ihre Tochter in ein fremdes Haus zu schicken, mit dem denkwürdigen Ausspruch: „Ich sehe nicht ein, warum meine Tochter gebildeter sein soll wie ich. Ich bin ja ganz gut durch die Welt gekommen." — Wenn solch ein Mädchen später einmal heirathet und in eine neue Welt hinaustreten muß, dann mag die Sache schlimm genug werden. Sie ist eben außer Stande, sich in die Anschauungen und Wünsche eines Anderen hineinzufinden, und wenn ihrem „bei uns" das Machtgebot des Gatten: „bei mir!" gegenübertritt, ohne daß sie diesem innerlich und äußerlich folgen kann, so ist die unglückliche Ehe fertig. Der nächste Schritt ist erfahrungsmäßig das Zurückflüchten zur Mutter. „Ach Gott, ich bin so unglücklich; er will Alles anders haben, als es bei uns war!" Und nimmt die Mutter gar noch für die unverstandene Tochter Partei, — nun, dann wird eben einmal wieder ein Kapitel aus dem Buch von den „bösen Schwiegermüttern" in's Leben übersetzt, die, wo sie vorkommen, an sich ganz vortreffliche Frauen sein mögen, die aber daran scheitern, daß sie ihre Aufgabe, innige, willige, freundliche und kluge, tüchtige Gattinnen zu erziehen, schwer verkannt haben. Ein Mädchen muß eben innerlich darauf vorbereitet sein, was ihre Heimath angeht, „zu besitzen, als besäße sie nicht," und wenn die Stunde kommt, in der das „zu Hause" der ersten Heimath einem anderen „zu Hause" im Heim des Gatten weichen muß, mit starkem, freudigem Herzen dem zweiten sich zuzuwenden. Dabei kann sie eine liebreiche, treue Tochter ihres Vaterhauses bleiben, das in jener Gewöhnung der Liebe, von der oben gesprochen wurde, ihr ganzes Erinnerungsglück findet, die aber fortan da zu Hause ist, ganz und gar, wo ihr Mann steht.

Im Leben und in Romanen kommt es oft genug vor, daß junge Frauen am Hochzeitstage schluchzend und halb ohnmächtig am Halse der Mutter hängen, wenn es gilt, Abschied zu nehmen. Ich muß sagen, ich kann mir nicht leicht ein unangenehmeres Bild denken. Nur das andere ist dem ähnlich, wo eine Tochter kaltsinnig Vater und Mutter beim Abschied die Hand reicht und sie obenhin küßt: „Nun, besuchet uns bald 'mal!" um dann lächelnd in den Wagen zu hüpfen. Die Erstere, die sentimental oder überspannt ihr Vaterhaus nicht lassen kann, hat keine Ahnung von ihrem Beruf, — oder sie hat ihren Mann weniger lieb als Vater und Mutter: beides ist traurig. Sie hat das Herz nicht auf dem rechten Fleck. Und die andere, die ihr Elternhaus leichtfertig verlassen kann, hat möglicherweise gar keines. Und beides ist kein Glück für einen Mann. „Zu Hause" das muß ein Wort voll Stolz und Freude sein für eine junge Frau vom ersten Augenblick an, das jeden Schmerz um Vergangenes mildert und verklärt, verklärt auch im reichen, warmen Herzensdank gegen das Haus, das sie tüchtig gemacht hat, selbst ein eigenes zu bauen:

Unseliger ist nichts, als wenn Dir immer ist
Du seiest nicht daheim, wo Du zu Hause bist!

Mein Haus ist meine Burg. Und eine rechte Burgfrau soll tapfer, dankbar, treu und — stolz sein!

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Volksleben auf der Piazza Navona in Rom. Von P. Joris. Siehe das Bild, Seite 44. — Durch das Verschwinden der Volkstrachten haben die römischen Straßenbilder für das Auge des Fremden einen wesentlichen Reiz eingebüßt. Der Hirte aus der Campagna, der sich von seinem Ziegenfell bisher noch nicht trennen mochte, und ab und zu ein Mädchen aus den Albanerbergen, das an dem dachartig gefalteten Kopftuch festhält, sind die einzigen und selten genug auf dem römischen Pflaster erscheinenden Figuren, die den Reisenden an die „malerische italienische Volkstracht" erinnern, von der er zu Hause so häufig gehört und gelesen hat. Und von diesen Wahrzeichen des älteren Roms behaupten Eingeweihte noch dazu, daß sie es machen wie die wendischen Ammen in Berlin, daß sie ihr auffallendes Kostüm nur auf Wunsch ihrer Herrschaft anlegen. In der Auswahl ihrer Stoffe zeigt die Römerin der unteren Volksklassen freilich auch heute noch eine Farbenfreudigkeit, die den nüchternen Nordländer überrascht; sie bevorzugt großcarrirte oder großgeblümte Muster, und wenn sie ihr Umschlagetuch über die Schultern nimmt, versäumt sie nicht, es in classische Falten zu drapiren. Auch der römische Straßenverkäufer oder Arbeiter verräth die Neigung zu gleichen Extravaganzen, indem er seinen formlosen Filzhut mit einem rothen Bande schmückt oder seine Weste mit blanken Knöpfen aufputzt. Aber wenn auch die Volkstrachten verschwunden sind, die Lebhaftigkeit und die Harmlosigkeit des Verkehrs auf dem Straßenpflaster ist denen geblieben, welche diese Volkstrachten früher mit solcher Grandezza zu tragen wußten.

Fürs Haus.

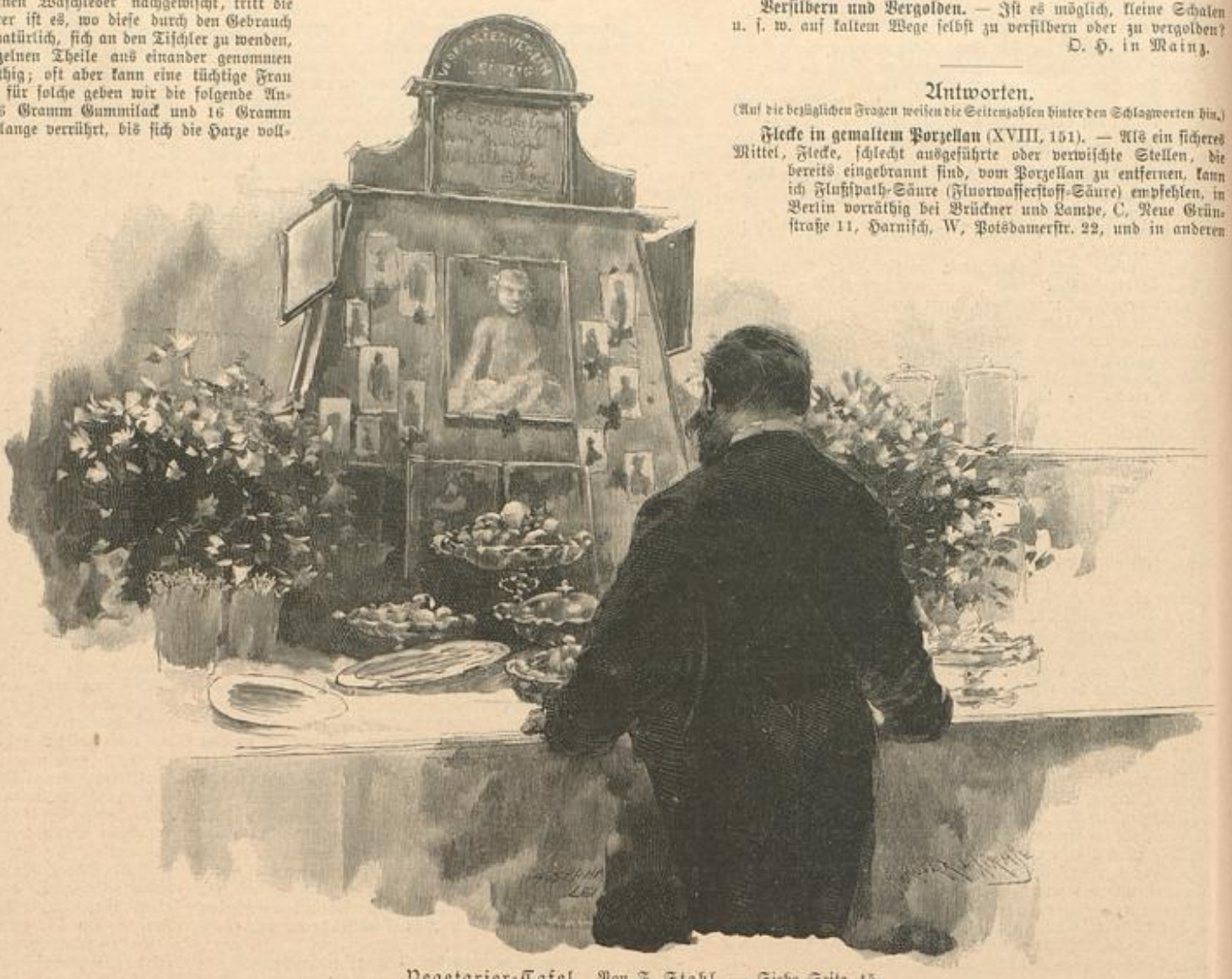
Nachdruck verboten.

Kleine Rathschläge. — Wenn die Tage wieder länger werden, der Frühlings-Sonnenschein tiefer in's Zimmer dringt und die geschäftige Hausfrau es an der Zeit hält, das „große Reinemachen" zu inscenieren, so zeigen sich ihrem umschauenden Auge oft kleine Mängel, die der trübe Winter freundlich verdeckte. Namentlich sind es die Möbel, deren Politur oft gelitten hat, ältere, die überhaupt stumpf und unansehnlich geworden sind, neuere, die eingeschlagene Stellen zeigen, welche selbst dem kräftigsten Angriff nicht weichen wollen, sondern sich oft nur noch verschlimmern. Wenn bei neuen Möbeln überhaupt ein derartiges „Ein- oder Ausschlagen" kaum zu vermeiden, durch sehr gewissenhaftes tägliches Abwischen nur zu vermindern ist, so empfiehlt sich als gutes Hülfsmittel ein weiches, mit Petroleum ganz wenig angefeuchtetes Tuch. Strichweise gerieben, — die stumpfen Stellen zeigen sich immer längs der Maserungen des Holzes, — löst sich allmälig die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

harzig-verdickte Masse, und mit einem reinen Waschleder nachgewischt, tritt die blanke Politur wieder zu Tage. Schwerer ist es, wo diese durch den Gebrauch zerstört ist, und am Einfachsten bleibt es natürlich, sich an den Tischler zu wenden, ja im schlimmsten Falle, sobald die einzelnen Theile aus einander genommen werden müssen, ist dies unumgänglich nöthig; oft aber kann eine tüchtige Frau auch hier den Schaden selbst kuriren, und für solche geben wir die folgende Anleitung: Ein halbes Liter Weingeist, 16 Gramm Gummilack und 16 Gramm Sandarach werden auf gelindem Feuer so lange verrührt, bis sich die Harze vollständig aufgelöst haben. Nun wickelt man sich von Tuchfahlband (Tuchkanten) eine Rolle, taucht diese mit dem unteren Rande ganz wenig in die Masse, bedeckt sie mit weicher, mit kaltem Leinöl angefeuchteter Leinewand und beginnt eine kleine Fläche der Möbel in kreisförmiger Bewegung damit zu reiben, was so lange fortgesetzt werden muß, bis die Poren des Holzes sich hinlänglich mit der Masse gefüllt haben. Insbesondere für Mahagoni-Möbel übergießt man ½ Kilo feingestoßenen, hellgelben Schellack, — in einer Glasflasche, — mit 1 Kilo besten Weingeistes, verbindet die Oeffnung der Flasche mit nasser Blase, durchsticht diese hin und wieder mit einer Nadel, setzt die Flasche an eine warme Stelle, schüttelt sie täglich mehrmals, und gießt, sobald der Schellack sich ganz aufgelöst hat, das Klare vorsichtig von dem Bodensatz ab, giebt es in eine andere Flasche und verkorkt diese fest. Für den Gebrauch gießt man etwa 20 bis 30 Tropfen auf einen Wollappen, setzt einige Tropfen Mandelöl zu, schlägt den Wollappen in einen weichen leinenen und reibt die betreffenden Möbel so lange, bis der Glanz vollkommen wieder hergestellt ist

Kochtopf und Bereitung einer guten Fleischbrühe. — Von Alters her ist eine gute Suppe als der wesentliche Bestandtheil einer gediegenen Mahlzeit betrachtet worden, und sie wird es bleiben, so sehr Einzelne in der Neuzeit dagegen eifern mögen. Wie man eine solche bereitet, die Begründung der Methode, sollen nachstehende Zeilen angeben. Zunächst sei der Kochtöpfe gedacht, von denen der „Papin'sche" als der empfehlenswertheste zu nennen ist. Von starkem Eisen, gut emaillirt, besitzt er, im Gegensatz zu anderen mit lose aufliegendem Deckel, einen solchen, der beim Aufsetzen des Fleisches festgeschraubt wird. Derselbe ist mit Sicherheits-Ventil versehen, wodurch die Entwickelung eines wesentlich höheren Hitzegrades, ein „Dampfkochen", und somit ein besseres Garwerden des Fleisches ermöglicht wird. Da aber mit dem Steigen der Temperatur ein erhöhter Druck auf die Wände des Gefäßes stattfindet, so ist darauf zu achten, daß dieses von tadelloser Beschaffenheit, und auch das Ventil in Ordnung sei, weil widrigenfalls eine Explosion erfolgen könnte. Ebenso beobachte man Vorsicht beim Oeffnen, ziehe den Topf zunächst vom Feuer, lasse ihn ein wenig abkühlen und lockere dann den Verschluß; es wird auf diese Weise ein etwaiges Aufsprühen des kochenden Inhaltes vermieden. — Am besten geeignet für die Erlangung einer guten Brühe ist das derbe Fleisch aus der Keule oder dem Blatt eines guten Ochsen, oder einer jungen Kuh; dasselbe muß durchaus frisch sein, darf weder im Keller noch auf dem Eise aufbewahrt worden sein und wird nur leicht in Wasser abgespült, nie gewässert. Die Annahme, daß Knochen zu einer kräftigen Bouillon erforderlich seien, ist irrig; sie machen im Gegentheil dieselbe oft trübe, enthalten nur Leim und Fettstoffe und führen einen fettigen Nebengeschmack herbei. Als Zusatz zu der Brühe sind Mohrrüben, Sellerie, Petersilien-Wurzel und Porree nebst dem erforderlichen Salz gestattet; strengere Gewürze vermeidet man besser, da sie leicht dem natürlich milden Geschmack Eintrag thun. Ist nach recht langsamem Kochen, besser nach einem drei- bis vierstündigem Ziehen, zur Seite des Feuers, ein Garwerden des Fleisches erfolgt, so öffnet man den Topf, gießt den Inhalt durch ein feines Brühsieb oder eine Serviette und füllt das Fett so rein als möglich ab; sollte die Brühe zu sehr eingedampft sein, so muß etwas kochendes Wasser nachgegossen werden. Noch sei bemerkt, daß man auf die Person ¼ Kilo Fleisch rechnet, das mit einem reichlichen halben Liter Wasser übergossen wird. Was nun das Kochen selbst anbelangt, so ist es Zweck desselben, dem Fleische alle jene Substanzen zu entziehen, welche die Bouillon wohlschmeckend machen und anregend auf das Nerven-System und die Verdauung wirken. Es besteht das Fleisch in seiner Hauptmasse aus Faserbündeln, — geschlossenen, feinen Röhren, die durch Bindegewebe zusammengehalten werden. In diesen Röhren befindet sich der Saft, der außer Eiweiß und Salzen die sogenannten „Fleischbasen": Kreatin, Xanthin und Sarkin enthält, welche Letztere nicht als Nähr-, sondern als Genußmittel in Betracht kommen; das Bindegewebe ergiebt, wie die Knochen, eine leimige Substanz. Man übergieße das Fleisch mit kaltem Wasser, lasse es in diesem möglichst eine Weile stehen, ehe man es auf's Feuer setzt und erziele auf solche Weise eine Lösung jener angegebenen Bestandtheile, namentlich des Eiweißstoffes, den wir bei kochender Brühe als grauen Schaum an die Oberfläche kommen sehen. Obwohl unansehnlich, enthält derselbe einen werthvollen Nährstoff und sollte daher nicht fortgeworfen werden, wie es namentlich früher geschah, sondern etwa als Zusatz für Gemüse verwerthet werden. Im Gegensatz zu dem Gesagten ergiebt es sich, daß, wo man ein saftiges Fleischstück zu haben wünscht, diesem seine Substanzen erhalten werden müssen, und dies geschieht, wenn man es mit kochendem Wasser auf's Feuer bringt; es schließen sich hierdurch die Poren und Zellen, der Eiweißstoff zerrinnt und verhindert ein Austreten des Saftes. Es ist somit beim Kochen des Fleisches ein Ansetzen desselben mit kaltem oder kochendem Wasser, von wesentlich verschiedener Wirkung, und Hausfrauen, denen es um gute Brühe, oder ein saftiges Fleischstück zu thun ist, — sollten die Anwendung der richtigen Bereitungsart nicht unterschätzen, da sich Beides zugleich nicht gewinnen läßt.



Vegetarier-Tafel. Von F. Stahl. — Siehe Seite 45.

Versilbern und Vergolden. — Ist es möglich, kleine Schalen u. s. w. auf kaltem Wege selbst zu versilbern oder zu vergolden?
O. H. in Mainz.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Flecke in gemaltem Porzellan (XVIII, 151). — Als ein sicheres Mittel, Flecke, schlecht ausgeführte oder verwischte Stellen, die bereits eingebrannt sind, vom Porzellan zu entfernen, kann ich Flußspath-Säure (Fluorwasserstoff-Säure) empfehlen, in Berlin vorräthig bei Brückner und Lampe, C, Neue Grünstraße 11, Harnisch, W, Potsdamerstr. 22, und in anderen großen Droguengeschäften. Die Säure ist so scharf und wirkt so ätzend, auch auf Glas, daß sie nur in Gummiflaschen verabfolgt wird, daher ist große Vorsicht beim Aufbewahren wie beim Gebrauch unerläßlich. Die stechend riechende, an der Luft rauchende Flüssigkeit zerstört alles Organische; ihre Dämpfe haben, eingeathmet, eine nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit, deshalb erlaube ich mir nochmals, Sie zur Vorsicht zu mahnen. Um Farbenflecke ꝛc. fortzubringen, streicht man behutsam mit einem in die Säure getauchten Pinsel auf die zu entfernenden Stellen und reibt sofort mit einem feuchten leinenen Lappen nach; erforderlichenfalls wiederholt man das Verfahren, doch kann durch ein Zuviel der Säure auch die Glasur zerstört werden. Ich habe das Mittel bereits mehrfach und stets mit Erfolg angewendet, z. B. auch als ich einmal in der Weihnachtszeit eine Schale ganz verwischt vom Brenner erhielt. Seitdem hüte ich mich, die Arbeit noch sehr feucht abzuliefern; wenn die Zeit drängt, lasse ich die Malerei über einer Spiritusflamme abrauchen oder in einer warmen Röhre trocknen; auch bin ich äußerst vorsichtig beim Verpacken und thue meinerseits Alles, um unangenehmen Erfahrungen beim Brennen vorzubeugen.
O. A.

Ausgestopfte Vögel (XVIII, 192). — Werthvolle Thiere schützen Sie am sichersten, wenn Sie dieselben unter Glas stellen. Läßt sich dies und ein vollständiger Abschluß der Luft nicht durchführen, so empfiehlt sich ein kühler, staubfreier und luftiger Aufbewahrungsraum. Namentlich werden nicht nur Wollsachen, sondern auch ausgestopfte Vögel durch häufige Zugluft vor Mottenfraß geschützt. Gute Dienste leistet das Einpudern mit Insectenpulver, was namentlich im Frühling nothwendig ist. Hierbei müssen Sie darauf achten, daß das Pulver möglichst zwischen das Gefieder dringt. Der Geruch von Terpentin und Mineralölen ist den Motten wie allem Ungeziefer gleichfalls sehr zuwider und ein gutes Schutzmittel gegen die Zerstörungen der kleinen Feinde.
H. L.—Bozen.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Theebretter. — Wie behandelt man am besten lackirte Theebretter?
J. G. in Frankenberg.

Cacao-Küche. Von F. Stahl. — Siehe Seite 45.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 7. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. April 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

1.

„Gottorp ist nunmehr ein wolerbaweter Orth / nicht alleine das Fürstlich Schloß und Vestung an Ihr selbsten / welche mit einem Walle / starken Bollwercken und breiten Graben / oder vielmehr einem kleinen See / wol verwahret und beföstiget ist / wiewol sie nah herumb mit Bergen und Hügelen überhöhet wird / sondern auch wegen etlicher stattlichen Häuser und Gebäwde; der geringen in grosser Anzahl zu geschweigen / so in kurtzen Jahren daselbst auffgeführet worden. Die Lage sampt der Stadt Schleßwich ist überaus schön / da finden sich Berge und Thal / das schöne sich krümmende Fischreiche Wasser die Schlin / gute lustige und nutzbare Holtzung nah vor dem Schloß und der Stadt; an schönen künstlichen Garten ist auch kein Mangel / welches alles zu Sommerzeiten die liebliche Waldvögelein / insonderheit die Nachtigalen / so im Schlosse / und in der Stadt hell und klar können gehöret werden / umb so viel anmutiger machen."

* * *

So spricht um das Jahr 1652 in seiner an Umfang und Format gleich mächtigen „Newen Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleßwich und Holstein" der vortreffliche Doctor Casparus Danckwerth über die Lage des Schlosses Gottorp und der Stadt Schleswig, und manch' ein berufsmäßiger heutiger Schilderer könnte sich ein lehrreiches Vorbild daraus entnehmen, mit wie wenig Aufwand sich eine Gegend in anschaulichster Weise darstellen läßt. Denn in den paar Worten ist eigentlich alles Hauptsächliche enthalten, um der Phantasie ein helles, wahrheitsgetreues und lebendiges Bild der Stadt Schleswig vor Augen zu bringen. So liegt sie, um ein Weniges vergrößert oder richtiger verlängert — obgleich dies im Grunde kein Bedürfniß war, — auch jetzt noch, und „zu Sommerzeiten" wird der Besucher ihrer Umgebung noch Alles ziemlich ebenso, und das heißt in der That „anmuthig" vorfinden. Nur nicht gerade die „Berge", wenn er mit diesem Wort eine im Allgemeinen übliche Vorstellung verbindet. Indeß nicht durch Schuld der Zeit, die etwa durch irgendwelche Kräfte Berge versetzt hätte, denn solche waren unzweifelhaft auch vor dritthalb Jahrhunderten nur in dem lebhaften Vergrößerungs-Vermögen Herrn Caspar Dankwerths vorhanden. Ueber wellig hingestreckte „Hügel" bescheidener Gattung ließe sich eher eine Verständigung mit ihm erzielen, nur beläßt ihn eine derartige Controverse schon seit geraumer Zeit recht gleichgiltig und schweigsam, und im Uebrigen fällt sie bezüglich der „Anmuth" durchaus nicht in's Gewicht.

* * *

Der Willkommen-Gruß. Nach dem Gemälde von C. Becker. — Siehe Seite 55.

Dennoch sind ein paar Striche dem Bilde der Stadt Schleswig hinzuzufügen, wie sie um ein gutes Jahrhundert später, nachdem Caspar Dankwerth sie zuletzt mit Augen gesehen, sich den damals Lebenden dargestellt.

Sie liegt am landseeartig erweiterten, westlichen Ende der über fünf Meilen langen, zumeist schmalen Ostseebucht, die aus grauer Zeit den Namen Slaa, Slin, Schlin führt, fraglos der gleichen Grundwurzel mit „Schlinge" und „Schlange" entstammend, ein sich schlingendes, schlängelndes Wasser, nach dem der Ort zuerst unter der Benennung Slinsthorp und Slaaswitt auftaucht.

Ein absonderlicher Ort, sui generis; an Längenausdehnung mit einer heutigen Großstadt von einer halben Million Einwohner siegreich wetteifernd, an Bevölkerungszahl ein kleines Nest oder ein großes Dorf. Aus vier, nicht viel kürzer als eine Meile, am Nord- und Ostrand der letzten Schlei-Ausbuchtung entlang gelagerten Theilen bestehend: Dem „Hola", einer zumeist von Fischern bewohnten rundlichen Insel mit ältestem Klosterbau, ehemals „der Guldenholm" benannt; dann immer westwärts fortschreitend, durch eine Brücke mit dem Holm verbunden, die „Altstadt", der Kern Schleswigs, ein kleines, den Marktplatz umwindendes Geflecht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

alter, enger und winkliger Straßen. Danach eine endlose, einzige doppelte Häuserreihe: „der Lollfuß".

Ein etymologisch bösartiger Name, erklärt als „der Fuß des heiligen Lollus." Doch müßte dieser verdienstliche Glaubensheld einestheils auf etwas selbst bei Heiligen ungewöhnlich übermäßig großem Fuß gelebt haben, um diese Ableitung zu rechtfertigen, und andererseits hat die Geschichte von einer Hinterlassung seiner Fußknochen oder einer Stapfe derselben an der Schlei, ja sogar von dem ganzen Leben und Wirken des verehrten Mannes überhaupt nichts aufbewahrt. Vermuthlich steckt hinter dem sonderbaren Namen etwas ganz Anderes, gleichfalls lange in Vergessenheit Gerathenes, aber was, ist schwer zu sagen. Vielleicht im Zusammenhang mit den „Lollharden", der wunderlichen, sich durch lallende, lullende, leise Klagegesänge kundgebenden Brüderschaft des Mittelalters; wahrscheinlicher noch ist das allmälig verderbte Wort „Lolch", in der ersten Silbe unerkennbar geworden. Dafür scheint auch Caspar Dankwerths Mittheilung zu sprechen, daß „der Lollfuß / wie der Orth gemeinlich genannt wird / wäldicht / rauh / theils auch sumpfigt gewesen, dahindurch keine Herstraße gegangen / " so daß „Lollfuß" etwa, bei der alten Nebenbedeutung des „Fuß" für „Weg", den „Fußweg durch das lolchbewachsene Bruchland" bezeichnet haben könnte.

Nun aber bildet er die endlose, von kleinen einstöckigen Häusern eingefaßte, oft jedoch auch Lücken dazwischen aufweisende Straße von der Altstadt nach Westen, die zuletzt in einen langen, eine Endabschnürung der Schlei überquerenden, schmalen Damm ausmündet. Doch endet jenseits des letzteren Schleswig immer noch nicht, beginnt vielmehr wieder auf's Neue mit dem „Friedrichsberg", einem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch den Herzog Friedrich III. von Gottorp begründeten und nach ihm benannten Stadttheil, der das westliche Ende der Schlei umzieht. Wo er schließlich, nach der Nöthigung aller Erdendinge, einmal aufhört, erhebt sich, ein halbes Stündchen nach Osten weiter, nahe über der Schlei und der Altstadt gerade gegenüber, die alte, einsam belegene Kirche von Haddeby, einst Haithabe und Haddeboth geheißen. Waldige Hügel umgeben sie, auf denen unter hohen Buchen und niederem Buchgestrüpp nur noch einige Erdwälle die Standplätze zweier einstmaliger Burgschlösser, der „Oldenburg" und der „Markgrafenburg" andeuten.

* * *

Wohl erhalten dagegen liegt das Schloß oder die „Festung" Gottorp, rundum vom Gewässer der letzten kleinen Schleibucht umgeben, nur durch zwei schmale Dämme nach Norden und Süden mit dem festen Lande verbunden. Zwar ist es nicht mehr der Bau, der zuerst ursprünglich jenen Namen getragen. Etwa eine Stunde nordwärts, in der Nähe des „Rauhen Krugs", der „Wirthschaft im Gestrüpp", finden sich waldverborgen geringe Ueberreste einer alten, ehemals „Groß-Gottorp" benannten Bischofspfalz, die zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa in einer schismatischen Fehde dem Erdboden gleich gemacht worden. Danach ward, dem Lollfuß unmittelbar benachbart, „Lütker-" oder Klein-Gottorp erbaut, gleichfalls als Bischofssitz, doch bald an die Gottorper Herzöge, zunächst an Herzog Erich, den Sohn des Brudermörders König Abel von Dänemark ausgetauscht, dessen Grab lebendig forterhaltene Ueberlieferung in einen Sumpf des Schloßforstes verlegt. Dort soll man einen Pfahl durch seine Leiche getrieben haben, um ihn in Todesruhe hinunter zu bannen, weil er aus seiner Gruft im Schleswiger Dom allmitternächtlich wieder aufgestanden und ruhelos durch die Stadt und über die Schlei, auf der er seinen Bruder, den König Erich erschlagen, umgeirrt sei. Doch ist auch der Pfahl fruchtlos gewesen, denn immer wieder im Gang der Jahrhunderte lehren Berichte von Leuten, die bei Nacht im Gottorper Wald einem schwarzen, von drei feurigen Hunden begleiteten, gespenstigen Reiter begegnet sind.

Gottorp-Schleswig hat viel Königs- und Herzogsblut — auch das des „guten alten Königs Niels" — verströmen sehen, und in zahlloser Wiederkehr haben eisenklirrende Ritter und später donnernde Feuerrohre seine Mauern bestürmt. Doch zumeist, selbst im dreißigjährigen Kriege, sind die Belagerer von ihnen unverrichteter Sache abgezogen, und das alte Schloß ist durch die Jahrhunderte nicht geschmälert worden, sondern zu einem immer festeren, stattlicheren und glänzenderen Fürstensitz angewachsen; bis zum Jahre 1711 als Residenz der Gottorper Herzöge, dann als die der von Dänemark eingesetzten „Statthalter" der Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Friedlich liegt Gottorp jetzt — im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts — inmitten seiner Wasser-Umrahmung; das rastlose Kriegsgetobe, Gewaltthaten und Schreckniße vergangener Zeiten sind seit Langem verhallt, zur Ammenmäre geworden. Aus den glanzreichen herzoglichen Tagen, besonders des Herzogs Friedrich III. und seines Hof-Mathematicus, des weitberühmten Magisters Adam Olearius, beherbergt das Schloß noch eine ehemals in deutschen Landen von höchstem Ansehen gewesene Bibliothek und „Kunstkammer"; es wird umgeben von fürstlichen Logis- und Cavaliershäusern, von Reit- und Ballspiel-Gebäuden zu festlichen Aufführungen durch Hofjunker, Edelleute des Landes und Offiziere. Aus dem fürstlichen Marstall klingt das Gewieher zahlreicher Pferde von edelster Rasse, ein Zeughaus mit großer und kleiner Rüstkammer bietet reichhaltige Sammlungen alter Waffen und Geschütze dar. Sowohl nach Norden als nach Süden führen die Brücken und Dämme zu alten, kunstreich angelegten Parkgärten hinüber. In letzterer Richtung sah die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts „einen fast großen köstlichen Lustgarten" entstehen, „deßgleichen in Teutschland wenig zu finden / mit schönen Alleen oder von Bäumen gewölbten breiten Bogengängen / ringstherumb grossen Hagen von Ligustro und Buchsbaum / herrlichen Kunst- und Luststücken / worin insonderheit die Menge allerhandt Frembden / darinn vorhandenen Gewächsen und Kräuteren zu finden und vorhanden / also / das gemalter Garte deßfalls durch ganz Teutschlandt / als sonsten anderswo für andere bekandt und berühmbt ist."

Der Lustgarten im Norden des Schlosses, ebenfalls von Herzog Friedrich III. angelegt und von den Nachfolgern desselben erweitert und bereichert, heißt das „Neue Werk", das „Neuwerk". Er ist im Geschmack des 17. Jahrhunderts hergestellt und mit tausend Sehenswürdigkeiten und Seltsamkeiten ausgerüstet: Grotten, Terrassen, Labyrinthen, Tempeln, Statuen, Weihern, Wasserkünsten mannigfaltigster Art. Neptun und Pluto werden von einem riesenhaften Sandstein-Herkules überragt, der mit der siebenköpfigen Lernäischen Schlange kämpft. Die Köpfe des Ungeheuers schleudern Wasserstrahlen; überall sprühen Fontainen silberne Farben und Schleier in die Luft, und unter ihnen in gleicher Weise Delphine und gigantische Frösche. Orangerien, — „Pomeranzenhäuser" — füllen die Wege mit schwülem Duft. Das Wunder des Gartens bildet das „Globushaus", in welchem sich der berühmte, nach der Vorschrift des Olearius angefertigte Riesen-Globus des Erdballes, umgeben vom Himmelsgewölbe, von Sonne, Mond und Sternen, befindet. Durch Wasserkraft gedreht, ist er, „in motu perpetuo"; in vierundzwanzig Stunden wechseln die Tag- und Nachtgestirne, man sieht sie am Horizont heraufkommen, ihren Urbildern gleich vorüberziehen und untergehen; die Zeit kennt nirgendwo etwas gleicher Art. Ihrem Geschmacke huldigt auch die „Amalienburg", ein von vier Pavillons eingefaßtes Gartenschlößchen, dessen Innenwände fast lückenlos Gemälde aus der griechisch-römischen Mythologie und — wunderlich dazwischen gesellt, — Portraitbildnisse dänischer Königinnen und Prinzessinnen überdecken. Darumher, wie allerorten, sprudeln die Cascaden und Springquellen ihre rastlos plätschernden Wasser.

Das Alles, mit Ausnahme des Wunderglobus, der als Geschenk an den Zar Peter den Großen in ein russisches Lustschloß fortgewandert, — ist noch vorhanden, doch nicht mehr in seinem Jugendglanz, sondern altersmüd, vom Zahne der Zeit benagt. Manches zeigt sich wohl achtsam forterhalten, das Meiste aber in beginnendem oder in schon vorgeschrittenem Verfall. Hitze, Regen und Frost haben das Holz mit Sprüngen durchzogen, vermorscht; hie und da liegt das Standbild einer leichtgewandeten Göttin vom Sockel herabgestürzt, moosbewachsen, von Unkraut überwuchert, in einem Winkel vergessen. Die Hauptwege sind wohl noch gangbar, gesäubert und geordnet, und die Wasser rauschen wie früher, wenn auch vielfach aus zerbrochenen Röhren und verwitterten Thierrachen. Doch die Eiben-, Liguster- und Buchsbaum-Wandungen der Seitengänge, die verschlungenen Irrgärten sind verwildert, dicht aufgeschossenes Buschwerk umrankt die ehemaligen künstlichen Durchblicke. Vielleicht haben sich darin die Nachtigallen noch lieber und noch zahlreicher als zuvor angesiedelt, aber in der Sommernacht geht ihr leise flötender Schlag über etwas haltlos im Versinken Begriffenes, Ueberlebtes hin. Und trotz der Bewegung, der vielfachen Stimmen, des bunten Lebens, das oft das „Neuwerk" durchwogt und durchtönt, hat es zuweilen etwas geisterhaft Unbewegtes, wie das brandgelbe Sommersonnenlicht da und dort in verödeten Gänzen, auf den überwehten Fußstapfen eines verklungenen Jahrhunderts liegt: ein Traumbild, wunderlich in den hellen Tag hineinzitternd.

* * *

Da ist ein solcher heller Maitag des Jahres 1780. Vor dem Hauptportal des Gottorper Schlosses hält, mit sechs schwarzen Rappen bespannt; eine große, ganz wie aus Gold angefertigte Kutsche. Auf ihrem Bocksitz, steil aufrecht ein Leibkutscher mit riesenhaftem, ihm weit über die Brust noch herabreichendem dunklen Vollbart, den ihm jedoch, — in der Gegend der Ohren läßt sich's bei schärferem Hinblick wahrnehmen — nicht die Natur, sondern nur die Kunstfertigkeit eines Haarkräuslers verliehen. Aber er erhöht die Würde, das Bewußtsein des Bartträgers selbst, wie das Respectsgefühl der Augen, die ihn sehen. Eines der schwarzen Pferde, das mittlere zur linken Seite, überthront ein Reiter in Scharlachjacke und silbernen Tressen und strohgelben Lederhosen; aus einiger Entfernung erscheint er wie ein rothberockter Affe auf dem Rücken eines Jahrmarkts-Bären. Zwei Lakaien in reichster Livrée stehen neben dem mit einer Krone geschmückten Wagenschlag; nun reißen sie ihn hastig auf und ziehen die Dreispitze von den weißgepuderten Haarbeuteln.

Von der inneren Schloßtreppe herab taucht aus der Thür eine Tragsänfte mit purpurnem Baldachin, der eine hochgewachsene Dame von fünfunddreißig Jahren überwölbt. Die Träger der Sänfte bewegen diese bis unmittelbar an den Wagenschlag, und so steigt die Insassin in die Kutsche hinüber, deren Sitzraum ihr Brokat-Reifrock überfluthet und völlig ausfüllt; sie setzt niemals anderswo, als in den Lustgärten einen Fuß auf den Erdboden. Ihre Gestalt wird noch um anderthalb Schuhlänge durch die Frisur und die Bedeckung derselben erhöht. Die erstere ist „à la Flore"! das gepuderte Haar rund um den Kopf über einem Federkissen thurmartig in die Höhe gekämmt, von Blumenguirlanden umgürtet, oben mit einem seidenen Shawl „couvirt", von farbigen Straußenfedern überwallt. Unter den Ohren sind zwei „gekollte" Lockenwülste gerollt; darunter leuchtet, schneeweiß geschminkt, der etwas magere, tief decolletirte Hals. Genau so zeigt sich bei einer Ausfahrt den Bewohnern von Versailles und Paris die Königin Marie Antoinette, das oberste, vollendetste Vorbild fürstlicher Modehoheit, die ebenfalls in ihrer mit acht Pferden bespannten Galakutsche dem König stets voranfährt.

Jetzt klappt die Wagenthür, die Peitsche knallt, der Vorreiter schnalzt, die Rappen ziehen an; im Sprung schnellen sich die beiden Lakaien auf das Trittbrett hinter der Kutsche und halten sich an den großen Silberquasten derselben. Eine Figur in Atlas und Sammet, mit einem Federbarett, den silberbeknauften Stab in der Rechten stürzt herzu. Es ist ein Vorläufer, der blitzschnell den Pferden voranstürmt. Das Alles flimmert und funkelt in der Maisonne.

Ueber die südliche Brücke braust das Gespann, glitzert die vergoldete Kutsche, dann weiter auf dem Schleidamm, den Lollfuß, entlang. In der stillen Straße, zwischen den kleinen Häusern bleiben alle Fußgänger stehen, machen Front. Die Männer ziehen, ehrerbietigst die Köpfe niederbückend, ihre Hüte und Mützen; die Frauen knixen bis tief auf den Boden. Steif und reglos, wie eine gefärbte Statue, sitzt die Begrüßte. Ihre Augen achten darauf, daß überall der Respect zu unterthänigstem Ausdruck gelangt, doch kein Mienenzug ihres Gesichtes erwidert ihn. Beides erscheint ihr selbstverständlich.

Es ist die Frau Landgräfin Louise von Hessen, die Gemahlin des auf Schloß Gottorp residirenden dänischen Statthalters der Herzogthümer Schleswig-Holstein, des Landgrafen Karl von Hessen. Doch dieser hat nur den Rang und Titel einer „Durchlaucht", und sie ist „Königliche Hoheit", als Tochter des Königs Friedrich's V. von Dänemark. Darum fährt sie nie anders als sechsspännig und in goldener Kutsche, während ihr Gemahl vierspännig und in goldener Kutsche, während ihr Gemahl vierspännig nachfolgt. Ueberall kommen ihr Vorrang und Vortritt vor ihm zu, und sie hält streng darauf, daß kein Verstoß in dieser Richtung geschieht; bei offiziellen und hochfestlichen Anlässen ist sie auch für ihn die Königliche Hoheit. Ein Schimmer — ein Abglanz sowohl des Christianborger Schlosses in Kopenhagen als Trianons — fällt von ihr auf Gottorp, in dem sie ein Hofhalt von mehr als hundert Personen, stolzbenannten Cavalieren und Ehrendamen umgiebt. Aber wie die dänische Königstochter so über das holperichte Pflaster der langen und doch winzigen und armseligen Stadt Schleswig dahinrollt, geht von ihrer goldstrahlenden Kutsche auch etwas wie von den goldenen Sonnenstrahlen aus, die mit einem wunderlich geisterhaften Licht in den halbverödeten Gängen des alten Neuwerk-Lustgartens über den Boden hinwandern. Das Ganze überzittert gleichfalls das Licht eines Traumgebildes verklingender Zeit, dessen Glimmern und Gleißen an den Rändern ein Verblassen zu umrinnen beginnt.

* * *

So folgt der Landgraf Karl seiner hohen Gemahlin vierspännig und in weniger glanzvollem Wagen zur Ausfahrt nach. Er ist ein jüngerer Sohn des Landgrafen Friedrich's II. von Hessen-Cassel, des Verkäufers von zwölftausend seiner Unterthanen als Soldaten an England zum Kriege gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen des nordamerikanischen Tochterlandes. Er war zur katholischen Kirche übergetreten und hatte den Enkel deshalb zur Erhaltung seines protestantischen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Glaubens schon als Kind an den von älterer Zeit her verwandten dänischen Hof geschickt, so daß Kopenhagen ihm zur Heimath geworden, wo er sich, erst zweiundzwanzig Jahre alt, mit der etwa vier Jahre jüngeren Königstochter vermählt hatte. Nun ist er seit bald anderthalb Decennien Statthalter von Schleswig-Holstein. Er besitzt keine Söhne, sondern nur zwei noch minderjährige Töchter, die eine später die Gemahlin des Königs Friedrich VI. von Dänemark, die andere diejenige des Herzogs von Holstein-Beck.

Der Landgraf Karl stellt eine eigenthümlich zusammengesetzte Persönlichkeit dar. Sein Aeußeres ist höchst einnehmend, sein Wesen ebenso gewinnend; beides hat ihn in Kopenhagen zu einem Liebling des Hofes, vor Allem der Damen gemacht. Er kann herablassend und einfachnatürlich sein, doch liegt als Grundzug in seiner Natur viel Selbstbewußtes und Vornehmes, so daß er darin seiner Gemahlin wenig nachsteht. Er ist der Fürst, und was sich um ihn befindet — außer jener — sind Unterthanen, eine Klasse von Geschöpfen anderer, niedriger gearteter Gattung. Eine persönliche Berührung zwischen ihm und einem Angehörigen bürgerlichen Standes ist, wenigstens für gewöhnlich, nicht denkbar; dazu, wenn es erforderlich wird, sind als Zwischenglieder je nachdem seine Cavaliere, seine Räthe, seine Lakaien vorhanden. Doch vergönnt er zu Zeiten dem Volk, sich mit eigenen Augen von dem Glanz der Hofhaltung zu überzeugen und daran sich zu erbauen; wenn sich hoher fürstlicher Besuch im Schloß aufhält, darf jeder anständig gekleidete Einwohner der Stadt Schleswig einmal, der Wand entlang, durch den Speisesaal gehen und die Herrschaften an der Tafel sitzen sehen. In geistiger Beziehung bildet der Statthalter ein seltsames Gemisch. Er ist vielfach begabt, von klugem Verstand und im höchsten Maße abergläubisch und wundersüchtig, frommgläubig und eifriger Freimaurer, Philosoph und Vorstand einer Bibelgesellschaft. Alles Mystische zieht ihn unwiderstehlich an; in ihm selbst ruhen geheimnißvoll wirkende Kräfte. Mit kurzem Wort, er ist ein Kind, ein Fürst seiner Zeit.

* * *

Und zu derselben Zeit sitzt um einige Meilen weiter gen Süden der Schulrector von Eutin, Johann Heinrich Voß, verdeutscht den Homer und schleudert gegen die Antastung der Menschenvernunft seinen grimmigen Protest: „Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward!" Ihm begegnet im Osten Immanuel Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft, und von der Stube des Königsberger Philosophen geht eine neue, wissenschaftliche Weltentstehungslehre aus und bedroht alle Ueberlieferung. Von der Mannheimer Bühne tönen die „Räuber" und „Kabale und Liebe" des jungen Stuttgarter Regiments-Medicus wie erste Stöße eines mächtig aufbrausenden, an den morsch krachenden Pfeilern der Vergangenheit rüttelnden Sturmes; der Geist Goethes hebt sein Lebenswerk an, das Wiederbild des deutschen Geistes und Gemüthes, den „Faust." In Paris zertrümmern die Encyklopädisten mit Axthieben der Erkenntniß und Sprenggeschossen des Spottes die mühsame Arbeit von Jahrtausenden, die rostig gewordenen Fesseln des menschlichen Denkens, Irrthum und Betrug, Aberglauben und Wahn. Es ist die Zeit des höchsten Blüthebeginns der Dichtung und des Gedankens, des Erwachens wissenschaftlichen Ergründungstriebes, der Aufklärung und Befreiung des Geistes und — der grenzenlosesten Einfalt und Verstandesbethörung.

2.

Die Frau Landgräfin dehnte ihre Spazierfahrt an jenem Maimorgen ungewöhnlich weit aus, denn er leuchtete in besonderer Schönheit. Unter dem wolkenlos blauen Himmel kam über die blaue See von Osten her der Frühlingswind Schleswig-Holsteins, doch nicht, wie zumeist, hart, als ob er mit unsichtbaren Eisnadeln beladen sei, sondern linden Anhauchs, ein Bote sommerlicher Zeit. Ueber den grünen Wintersaat-Koppeln lag es gleich einem Tonnetz von Lerchengetriller; darunter taumelten sonnenfreudig goldgelbe Schmetterlinge, wohin der Blick ging. Und lichtgrün hob sich überall auch das junge Laub der Buchen in die Luft, während da und dort noch ein kahler Eichenhain stand, wie nicht mehr am Wiedererwachen des Lebens theilnehmend.

Ihre Königliche Hoheit waren wohlwollend gestimmt, geruhten in den Gesichtszügen eine gewisse Befriedigung durch den Maitag auszudrücken. Kleine barfüßige Kinder spielten in einer Häuserlücke des Lollfuß, haschten nach einem roth funkelnden, erst eben aus der Puppe geschlüpften „Kleinen Fuchs", und vergaßen darüber, vor der goldenen Kutsche eine Reverenz zu machen. Aber die Miene der Königstochter legte keinen Unwillen darüber an den Tag; ihr Kopf drehte sich sogar um einen halben Zoll seitwärts und ließ die graublauen Augen ein paar Secunden lang auf den flachshellen Kinderköpfen verweilen. Aus ihrem Blick sprach nur eine Verwunderung, daß es solche Geschöpfe auf dem Erdboden gebe, wie es schien, mit einer flüchtigen Frage gepaart: „Wozu?"

Nun fiel ein langer und breitwüchsiger Mannesschatten vor den schwarzen Rappen über die stille Straße. Es war der Pidder Sörenbroders, eines alten Fischers vom Holm, der wie jeder Stadtbewohner seine Kopfbedeckung, einen schmalkrempigen Südwester, herunterzog; das machte seinen schuldigen Respects-Erweis aus; auf Weiteres an Verbeugung und Rückenkrümmung verstand er sich nicht. Sogar den „Näsenböter", die kurze holländische Pfeife, faßte er nur mit der linken Hand am Kopfende an, doch ohne die Spitze zwischen den Zähnen herauszuziehen. Ihre Königliche Hoheit sah es reglosen Blicks; es stimmte mit der Naturbeschaffenheit solcher Leute überein. Man konnte nichts Anderes von ihnen erwarten, und gewissermaßen lag etwas Belustigendes darin, wie in dem plumpen Stumpfsinn eines Rindes, dem sich auch keine Manieren beibringen ließen.

Pidder Sörenbroder schaute kurz mit zwei silberigen Augen, — Augen, von dicken grauen Brauen überrahmt und von einer Farbe, wie Abendlicht spiegelndes ruhiges Wasser, — dem vorüberblitzenden Wagen nach; dann zogen seine breiten Lippen einmal fest an und stießen einen dick angesammelten Rauchvorrath aus dem Mundraum. Nun holte er mit der Rechten nochmals den Hut vom Kopf, da das Viergespann des Landgrafen Karl, hinter dem seiner Gemahlin dreinfolgend, vorüberschnaubte. Der Statthalter nickte ein klein wenig mit dem letzten Ende der Nasenspitze; Pidder qualmte wieder eine Ausnahmswolke durch das weiße, noch makellos erhaltene Gebiß und ging weiter.

Er befand sich auch auf einem Ausnahmsweg, mit den großen Knie-Stulpstiefeln über den Erdboden, statt mit den Rudern über die Wasserfläche fortschiebend. Aber er konnte sich, seinem Boot und den Fischern in der Schlei einen Ausruhtag vergönnen, denn er hatte für Niemand auf der Welt, als für seine eigne Person zu sorgen, und dazu reichte der Vorrath in seinem Häuschen auf dem Holm aus, wohl noch bis über den Rest seiner Lebenstage weg. Am Boden einer alten Lade hielt er manchen Speciesthaler „eingesenkt" oder „auf die hohe Kante gestellt", die Ersparniß von vierzig Jahren in Wind und Wetter. So lange mochten auch schon andere Fischer auf dem Holm unverdrossen mit Netz und Stange geschafft haben, doch so weit wie er hatte es keiner gebracht. Das lag daran, Pidder Sörenbroder konnte, wie Jedermann wußte, an der Stelle, wo er auswarf, die Windrichtung und Strömung machen, mit seinen Augen zehn Faden tief durch's Wasser auf den Grund hinunter sehen und die Fische drunten besprechen, daß sie still stehen und ihm eingehen mußten. Dagegen ließ sich nicht aufkommen; er hatte es noch von seiner Heimath her, von der Insel Sylt, drüben im Westen. Da gab's in den weißen Sanddünenbergen ein salziges Kraut, wenn man davon um Mitternacht während einer Mondsfluth aß, so konnte man mit den Geistern der Ertrunkenen reden, die seit Jahrhunderten dort von der Nordsee angeschwemmt worden und sie um die Mittel für all solche Wissenschaft ausfragen. Daher stammten seine Künste und seine Speciesthaler.

Also durfte er sich wohl an dem schönen Maitag ein Vergnügen auf dem festen Lande erlauben und Verwandtschaft nordwärts von der Stadt besuchen. Wie Alle, die ihr Lebenlang gewöhnt, im schaukelnden Boot festzustehen, trat er mit ziemlich weitgespreizten Beinen auf und „schlingerte" etwas beim Gehen. Sein Gesicht war glatt rasirt, nur von den Ohren, unter dem Kinn durch zog sich ein schmaler, doch lang gehaltener, fast weißer Bartkranz, der an silberne Fischschuppen oder Flossen erinnerte und im Verein mit den Augen ihm etwas von einer halbgrotesken Erscheinung gab, wie man sie wohl dann und wann in der Mittagshitze an einsamem Uferstrand einbildnerisch aus strahlenrieselndem Wasserspiegel heraufkommen zu sehen vermeint. Doch bei näherem Betrachten waren die angewitterten Gesichtszüge eigentlich schön geformt, so daß, wenn man sie in's Weibliche, Junge und Weiche übertrug, das zarte, perlenhaft schimmernde Antlitz einer Meerjungfer herauszuschauen schien.

Pidder begab sich am Ende des Lollfuß, rechtsab einen der „Berge" Caspar Dankwerths, die nördliche Hügellehne über dem Schloß Gottorp hinan. Immer so gleichmäßigen Schrittes, wie das Ausgreifen eines taktfest geführten Ruders; man sah, der Grundzug seines Wesens war bedächtige Ruhe. Sein Weg führte ihn an der östlichen Seite des Neuwerks entlang; der riesige Herkules mit der hochgeschwungenen Keule hob sich über dem Schimmern und Flimmern der verfallenden Wunderstücke des Lustgartens, und die Wasserkünste rauschten und plätscherten. Doch bald verschwand Alles, und frischgrünender Buchenwald nahm den Weiterwandernden auf. Finken schmetterten, ein Kukuk kreiste rufend über den hohen Kronen; durch das noch halb sonnenlichte Untergebüsch schoß überall, taumelnden Zickzackflugs, der Nagelfleck, der große braunwollige Spinnerfalter mit dem weißgestirnten kleinen Augenspiegel auf den Flügeln. Der Wald lag tiefschweigend, und doch war überall darin Laut- und Lebensregung. Und man gewahrte, jede derselben; auch die leiseste und unscheinbarste nahmen die ruhigen silbergrauen Augen, wie das Gehör Pidder Sörenbroders auf. Seine Ohren waren eigenthümlich gebildet, nicht groß, eher zum Gegentheil neigend. Doch ihre Muscheln trugen diese Bezeichnung mit noch mehr Recht als andre; mit schöngeschweiften Rändern erinnerten sie an eine zierliche Sonnenmuschel, wie der indische Ocean sie an seine Ufer spült.

Da drehte sich der Kopf des alten Fischers einmal, denn seitwärts von ihm knackte ein dürrer Vorjahrszweig, und auf schmalem Fußsteig kam Jemand, den breiteren Weg überkreuzend, durch die Gehölzeinsamkeit daher. Eine besondere Erscheinung, der Tracht nach wie aus dem deutschen Mittelalter vor etwa drei oder vier Jahrhunderten zurückgerufen. Ein Mann, wohl nicht viel über mittlere Größe hinaus, allein dessen ungeachtet gewichtigen Eindruck machend, kraftvoll, fast nur Schwarz und Weiß an sich aufweisend. Denn schwarz waren sein lang, vom Hals bis nah auf die Füße herunterfallender, schaubenartiger Sammetrock, ein Barett auf dem Kopf und die wie Steinkohle im Lichteinfall glitzernden Augen; außerordentlich weiß dagegen seine Stirn, sowie die schmalen langbefingerten Hände, und schneehell sein üppig volles Haupthaar, seine Brauen und sein spitz zugeschnittener, noch über die Mitte der Brust niederreichender Bart. Die Farbe desselben trat in einen auffälligen Gegensatz zu dem, wenn auch nicht jugendlich, doch noch kräftig männlich erscheinenden Gesicht, nach welchem man ihn als einen beginnenden Fünfziger schätzen konnte. Ausnehmend zierliche Füße und kleine, feingebaute Ohren verliehen seinem Wesen Aristokratisches; in einer Hand hielt er ein aufgeschlagenes altes Buch mit fremdartigen Schriftzeichen und las darin.

Der Fischer kannte ihn von Ansehen, wenn auch nicht dem Namen nach, doch er wußte, es sei ein bei dem Landgrafen in höchster Gunst stehender, vornehmer Herr und schon seit Jahren ein beständiger Gast im Schloß. Ihm wurden besondere, beinahe fürstliche Ehren auf Gottorp erwiesen, die Wache trat in's Gewehr, wenn er vorüberging, und präsentirte, wie vor dem Statthalter und seiner königlichen Gemahlin. An Sommerabenden sah man ihn öfter mit dem fürstlichen Herrn im gondelartigen Lustboot desselben über die Schlei und das Große Moor nach Louisenlund fahren, dem Sommer-Lieblingssitz des Landgrafen, den dieser aus einem altverfallenen Bau neu hergerichtet, mit einem Park umgeben und nach seiner Gemahlin benannt hatte. Ein unaufhellbares Dunkel umgab in den Augen und Reden der Schleswiger den immer nächtlich schwarz gewandeten Fremden, oder vielmehr ein geheimnißvoller Schimmer ging ihnen von seinem schneeweißen Haar und Bart aus. Doch seinen Namen wußten nur Wenige, und auch diesen war die niedersächsische Zunge nicht danach eingerichtet, den fremdländischen Klang richtig herauszubringen.

Er hielt jetzt den Fuß an und sah, in Gedanken vertieft, Pidder Sörenbroder an. Das Gleiche that dieser, doch ohne hier seinen Südwester herunterzuziehen: außer vor den „Herrschaften" lag es nicht in seiner Gepflogenheit, sich damit zu bemühen. So- blickten sich die schwarzen und die silberig grauen Augen in dem grünen Waldlicht aus der Nähe entgegen. Beim ersten Treffen derartig, wie's eine zufällige Begegnung macht; dann indeß ward fühlbar, daß die ersteren einen Zwang auszuüben, die anderen mit beherrschender Uebermacht zur Seite zu nöthigen trachteten. Aber die grauen Augen ließen nichts von einer Wirkung auf sie merken, sondern verblieben in ihrer geradaus gekehrten Richtung; wie man's heißen wollte, aufmerksam betrachtend oder ungenirt neugierig. Der Blick Ihrer Königlichen Hoheit hatte es vorhin ausgedrückt, man konnte von solchen Leuten nichts Anderes erwarten, sie waren plump glotzäugig, wie das Vieh auf der Weide.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Duft.

Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

„Das Beste auf Erden sind die Frauen und die Wohlgerüche."
Mohammed.

In Bezug auf die angenehmen oder widerlichen Eindrücke, welche den Sinnen zu Theil werden, besteht eine merkwürdige Uebereinstimmung. Der einschmeichelnde Ton, der milde, erquickende Geschmack, der ätherisch-balsamische Duft, die das Auge erfreuende Farbe: sie alle äußern sich in Reizwirkungen, welche die Nerventhätigkeit harmonisch beeinflussen. Der Grad der Reizbarkeit ist maßgebend für die verschiedenartigen Sinnesempfindungen. Gegensätze sind selten. Wer grelle Farben liebt, wird auch den schärferen Gerüchen, der ausgiebigeren Geschmacks- und Gehör-Erregung den Vorzug geben. Mag auch hier und da eine Ausnahme von der Regel bestehen, so spricht gleichwohl eine Reihe von Thatsachen für die harmonisch ausgestaltete Sensitivität aller Sinnes-Nerven. Zum mindesten gilt dies vom Geruch und vom Geschmack, was physiologisch damit begründet wird, daß beide Sinnesthätigkeiten der mittelbaren Stoffeinwirkung bedürfen, um zum Bewußtsein zu kommen, während Farbe und Ton nur äußere physikalische Vorgänge vermitteln.

Das Bestreben, die Sinne zu erfreuen, ist ein ästhetisches Bedürfniß und zugleich eine Kunstübung, in welcher der individuelle Geschmack ausschlaggebend ist. Hiervon sind aber die Geschmacks-Empfindungen ausgeschlossen. Wohlgerüche, Farben und Töne bilden das dreieinige Element, dessen Einwirkungen sich Niemand verschließen kann, der in Bezug auf die Sinneseindrücke geschult und gegenüber dem subtilsten Nerven-Anreiz empfänglich ist. Die Welt der Töne und Farben gehört der Kunst an; eine Aesthetik des Geruchssinnes aber müßte erst geschrieben werden.

Wie so Vieles, was zur Vervollkommnung der weiblichen Reize bestimmt ist, stammen auch die meisten unserer Wohlgerüche und Schönheitsmittel aus dem Orient. Schon in frühester Zeit war der Gebrauch von Wohlgerüchen gang und gäbe. In alter Zeit bediente man sich bei festlichen Anlässen und auch in den Wohnräumen der duftenden Holzgattungen, z. B. der Aloë und des Sandelholzes, welches in kunstvoll gearbeiteten Räuchergefäßen verbrannt wurde. Später traten die Wohlgerüche aus Pflanzen- und Thierstoffen auf. Das Rosenöl, das feinste dieser orientalischen Erzeugnisse, lernte man von den Saracenen kennen, und es kam deshalb auch dessen arabischer Name nach Europa, denn das englische „Ottar of roses" läßt sich auf das arabische Wort „Otr" zurückführen.

Nächst dem Rosenöl, dessen Erzeugung auch auf den Boden der europäischen Türkei übertragen wurde, behauptet das Rosen- und Veilchenwasser noch heutigen Tages seine alte Rolle. Immerhin ist der Orient, wenn auch seine feinsten Wohlgerüche längst verduftet sind, nach wie vor die Erzeugungsquelle vorzüglicher Artikel dieser Art, wie beispielsweise des Geranienöls aus Dschidda, das in Europa, — beiläufig bemerkt, — zur Fälschung des Rosenöls verwendet wird. Dagegen sind bei uns so gut als gar nicht bekannt: das weitberühmte Palmblüthen-Wasser, das Lilienöl und das Levkojenöl.

Die große Vorliebe der Orientalen für Blumen hat sie naturgemäß zu deren Verwendung in allen Formen für das Haremsleben geführt. Zur Zeit der größten Blumenliebhaberei gab es am Hofe des Sultans zu Konstantinopel schon einen obersten „Blumenmeister", dessen mit goldenen Rosetten und farbigen Blumen-Arabesken reich ausgeschmücktes Diplom im „blumigsten" Stile abgefaßt war und mit dem Befehle schloß: . . . „daß alle Blumenzüchter den Vorzeiger dieses Diploms als ihren Zunftobersten anerkennen, für sein Wort wie die Narcisse ganz Auge, wie die Rose ganz Ohr, nicht wie die Lilie zehnzüngig sein sollten; daß sie nicht, wie die frühzeitig mit ihren Düften kosende Hyacinthe, zur Unzeit sprechen, sondern wie das Veilchen bescheiden sich neigen sollen," und dergleichen „blühenden Unsinnes" mehr.

Der Blumen-Cultus wurde nicht wenig gefördert durch die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts am türkischen Hofe in Mode gekommenen, seitdem längst wieder vergessenen Blumenfeste. Nach dem Koran sollen die Rosen erst während der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten entstanden sein, und zwar die weißen aus seinen Schweißtropfen, die gelben aus denen seines Pferdes, die rothen aus denen des Erzengels Gabriel, welcher dem Propheten auf seinem Ritt durch die sieben Himmel als Führer diente. Von Mohammed rührt auch der Ausspruch her: „Das Beste auf Erden sind die Frauen und die Wohlgerüche."

Der Rosen-Cultus, und Alles, was damit zusammenhängt, ist übrigens kein Erbe aus dem semitischen Culturkreis. Dionysos Anthios war bei den Hellenen der Gott des Weines, der Bäume und der Blumen. Er hatte seine Residenz bald in dem Blumenlande Phyllis, bald auf dem rosenreichen Pangaron, bald in den Rosengärten Makedoniens und Thrakiens. Die Rose hatte bei den Hellenen unter allen Blumen den Vorzug, und ihr Aroma wurde für das edelste angesehen. Schon Homer führt als das auserwählte Oel das Rosenöl an, mit welchem Aphrodite den Leichnam des Patroklus salbte. Die großartigste Verwendung fand indeß das Rosenöl und das Rosenwasser gleichwohl erst bei den Arabern und überhaupt bei den mohammedanischen Völkern. Die christlichen Kirchen

Glückliche Stunden. Nach dem Bilde von Hugo König. — Siehe das Gedicht Seite 55.

wurden, ehe man sie zu Moscheen umwandelte, damit gewaschen; Saladin sandte 500 Kameelladungen Rosenwasser, um die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgewandelte Omar-Moschee zu Jerusalem zu reinigen; desgleichen ließ Sultan Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, die Sofienkirche mit Strömen von Rosenwasser reinwaschen, ehe er sie dem Islam weihte. Die Bewohner Asiens besprengen Kleider und Gemächer, Straßen und Wege mit Rosenwasser, desgleichen den in die Wohnung tretenden Gast, zum Zeichen des Willkommens. Noch in jüngster Zeit trug es sich in Aegypten zu, daß aus Anlaß der Vermählungs-Feierlichkeiten einer Tochter des Ex-Vicekönigs Ismaïl Pascha alle Zufahrtsstraßen nach dem Palaste mit Rosenwasser so ausgiebig begossen wurden, daß man meinen konnte, ein duftiger Regen sei aus Paradieses-Höhen niedergegangen.

Einer der beliebtesten Parfümerie-Artikel im Orient ist derzeit der Rosenessig, und zwar hauptsächlich als Schutzmittel gegen Krankheiten. Kataplasmen aus Rosen sollen gegen Frauenkrankheiten schützen. Des Rosenessigs bedienen sich vorwiegend beleibte Damen, theils um sich vor Fallsucht zu schützen, theils um eine sogenannte interessante Gesichtsfarbe zu erhalten, — ein Mittel, welches namentlich zu dem letztgenannten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwecke auch bei uns häufig Anwendung findet und böse, langwierige Leiden, ganz so wie im Orient, hervorruft.

Für Europa sind übrigens die jetzigen Erzeugungsmengen asiatischen und afrikanischen Rosenöles und Rosenwassers fast ohne alle Bedeutung, da sie meist im Lande selbst verbraucht werden. Dagegen sind die Rosengärten am Südhange des Balkan unerschöpflich, und ist es dieses Gebiet, aus welchem das so hoch gepriesene „Türkische Rosenöl" auf die Toiletten-Tische unserer Damen gelangt, allerdings nicht immer unverfälscht, was aus Gründen der Oekonomie wohl erklärlich ist, da das echte rumelische Rosenöl zu Zeiten fast unerschwingliche Preise aufweist. Am Südfuße des Balkan sind es keine Rosengärten, sondern unübersehbare Rosenäcker, welche jenen köstlichen Artikel liefern. Wenn ein Maler diese Pracht darstellen würde, käme er in den Verdacht arger Uebertreibung. Man zählt dort die Rosenstöcke nach Millionen. Diese ungeheure Menge erklärt sich daraus, daß zur Erzeugung eines einzigen Kilogrammes Oel über 3000 Kilogramm Rosenblätter erforderlich sind. Und ein Kilogramm Rosenöl kostet an Ort und Stelle selten unter 1000 Mark, sodaß also jenes Quantum völlig genügt, einen bäuerlichen Rosenpflanzer ein Jahr hindurch zu ernähren.

Die Seltenheit und große Kostspieligkeit des echten Rosenöls erklärt dessen geringe Verbreitung in Europa. Zum Glück ist die Rose nicht die einzige Blume, deren aromatische Eigenschaften wir zu schätzen wissen. Im Gegentheil, wir besitzen auf heimathlichem, europäischem Boden ein Blumenparadies, dessen Düfte die Flacons der Toiletten-Tische in reichem Maße füllen. Dieses Blumen-Paradies ist das südliche Frankreich und das ligurische Küstenland, insbesondere aber die Orte Montpellier, Grasse, Nimes, Cannes und Nizza. Gegenüber dem Umfange der Fabrikation von Parfümerie-Artikeln, wie er im „europäischen Blumengarten", der gefeierten Riviera, zur Erscheinung kommt, verschwinden die gleichen Producte des Orients ganz und gar. Ein einziger Fabrikant in Cannes verarbeitet allein jährlich an 300,000 Kilogramm Blüthen und Blätter. Etwa 5000 Rosenbäume liefern 1000 Kilogramm Rosenblüthen. Nizza producirt jährlich 200,000 Kilogramm Orangenblüthen, Cannes und Nizza ungefähr 25,000 Kilogramm Veilchenblüthen, und Cannes mit den angrenzenden Dörfern allein jährlich 17,000 Kilogramm Akazienblüthen und 430,000 Kilogramm Orangenblüthen. Grasse und Cannes mit ihrer Umgebung erntenz jährlich 40,000 Kilogramm Rosenblüthen, 50,000 Kilogramm Jasmin- und 10,000 Kilogramm Tuberosenblüthen. Die jährliche Erzeugungsmenge von Oelen und Pomaden allein erreicht die Summe von 160,000 Kilogramm. Der Preis eines Kilogrammes Jasminblüthen beträgt in Cannes vier Mark.

Eine gewerbsmäßige Ausnutzung der Blumen findet an der Riviera eigentlich nur in drei Orten statt: Nizza, Cannes und Grasse. Cannes bevorzugt Jasmin, Akazien, Rosen und Orangen; Nizza Reseda und Veilchen. Die Art der Verwendung der Blüthen und Blätter ist eine verschiedene; man erzeugt entweder Essenzen, oder ätherische Oele, oder feste Fabrikate (Pomaden u. dergl.). Indeß ist die Bezeichnung „Essenz" nicht deutlich genug, denn unter derselben versteht man nur einfache Parfüms; die zusammengesetzten heißen „Bouquets" oder „Fleurs". Ueber die Essenzen ist weiter nichts zu sagen; die Bouquets hingegen sind ziemlich complicirte Erzeugnisse. Maßgebend ist, daß keine der hierbei zur Verwendung kommenden Essenzen im Geruche kenntlich sei, sondern in der Mischung verschwinde. Es entsteht alsdann jener eigenthümliche Duft, welcher gewissen Bouquets oder Fleurs zukommt und selbstverständlich eben nur diesen. Hierbei kommen allerdings Stoffe zur Verwendung, die nicht dem engeren Bereiche des

Der hartnäckige Client. Nach dem Bilde von S. Lewin. — Siehe Seite 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Productions-Gebietes angehören, sondern häufig von weit her bezogen werden. Um das berühmte „Eau de mille fleurs" zu erzeugen, bedarf es nicht weniger als fünfzehn Oele und Essenzen; die hochgeschätzten „Bouquets des Nations" setzen sich aus zehn Grundstoffen zusammen, welche, — wie der Name andeutet, — aus allen Ländern der Welt bezogen sind. Selbst Tongking und Südamerika sind vertreten. Andere beliebte Fabrikate dieser Art sind: „Springflowers", „Eszterházy-Bouquet", „Esbouquet" ꝛc.

Daß trotz der Menge der geernteten Blüthen die Menge der Parfümerie-Erzeugnisse eine verhältnißmäßig geringe ist, erscheint begreiflich, wenn man die nachstehenden Daten in Betracht zieht. So geben z. B. 112 Kilogramm Rosen nur etwa 15 Gramm ätherisches Rosenöl; dieselbe Menge Lavendelblüthen 2100 Gramm Lavendelöl; dieselbe Menge Veilchen vollends nur vier Gramm Veilchenöl! Das günstigste Verhältniß erzielt man bei der Pressung der Orangenschalen, von welchen etwa zehn Kilogramm 67 Gramm ätherisches Oel liefern. Außer Rosen und Veilchen giebt Jasmin das feinste und kostbarste ätherische Oel.

Da der Duft etwas Unkörperliches, Flüchtiges ist, läßt er sich auf die Dauer nicht erhalten. Relative Dauerhaftigkeit erzielt man durch das sogenannte „Fixiren". Man verwendet hierzu meistens animalische Riechstoffe, z. B. Moschus oder Ambra. Aetherische Riechöle gewinnt man auch durch Extraction der Blüthen mittelst Schwefelkohlenstoff, Aether und Chloroform. Wie allgemein bekannt, werden die Riechstoffe nicht ausschließlich aus den Blüthen gewonnen; bei den einen sind es diese, bei den anderen die Blätter, bei dritten und vierten die Samenkapseln, oder Wurzeln, wieder bei anderen die Knospen oder die Rinde. Auffallend ist, daß die Abstufungen in der Intensität der Gerüche sich im Großen und Ganzen nach der Farbe der betreffenden Blumen richten; d. h. die weißen Blüthen sind die wohlriechendsten, alsdann die gelben, rothen und blauen, während die braunen und noch dunkleren Blüthen verhältnißmäßig wenig Riechstoff enthalten.

Die Zahl der in der Parfümerie-Erzeugung verwendeten Blüthen, Pflanzen ꝛc. ist übrigens eine ganz unglaublich große, so daß wir selbst auf die Aufzählung derselben verzichten müssen. Dagegen möchten einige Worte über die Erzeugungsarten der Riechstoffe hier am Platze sein. Um die vegetabilischen Stoffe für Parfümerie-Zwecke zu gewinnen, wird ein vierfaches Verfahren eingeschlagen: die Pressung, die Destillation, die Maceration und die Absorption. Nicht alle Stoffe eignen sich für das gleiche Verfahren. Die Pressung wird nur bei Pflanzentheilen angewendet, die eine solche Behandlung vertragen. Die Destillation erfolgt dadurch, daß man die betreffenden Blüthen in einem entsprechenden Apparate mit Dämpfen von großer Spannung in Verbindung bringt, worauf sich diese, vom Wohlgeruche der Blumen gesättigt, in einem Kühlgefäße niederschlagen. Das Verfahren der Maceration beruht auf der Erfahrung, daß gewisse Fette und Oele Gerüche einsaugen und in sich fast unzertrennlich festhalten. Das neueste Verfahren hierbei ist, daß man die concentrirten Wohlgerüche über Glasplatten, auf denen das Fett aufgetragen ist, hinwegstreichen läßt. Natürlich muß der Apparat, in welchem sich die Platten befinden, von der Luft hermetisch abgeschlossen sein. Verwendet man Oel anstatt des Fettes, so erhält man Riechöl, im anderen Falle Pomade.

Um das Verflüchtigen der Blüthendüfte nach Möglichkeit zu verhindern, bedient man sich des Absorptions-Verfahrens. Es ist die langwierigste von allen Productions-Techniken, und die Grundstoffe, welche der „Enfleurage" unterzogen werden, erfordern mehrmonatliche Behandlung. Das hierbei zur Geltung kommende Princip beruht darauf, daß Fette, in welche Blüthen hineingesteckt werden, den Riechstoff an sich ziehen. Das Langwierige bei diesem Verfahren besteht aber darin, daß die Blüthen innerhalb kurzer Fristen immer wieder gewechselt werden müssen, da sie rasch allen Geruch verlieren.

Neben der Parfümerie-Industrie spielt der Blumenhandel an der Riviera eine untergeordnete Rolle. Immerhin bildet das ligurische Paradies das große Reservoir, aus welchem, insbesondere im Winter, die Kinder Florens geholt werden, um in unsere Salons den ewigen Frühling zu zaubern. Ein Uebelstand ist, daß die meisten Blumen die Reise auf große Entfernungen nicht überdauern. Indeß besteht für kleinere Sendungen ein erprobtes Conservirungs-Mittel, nämlich das Glycerin. Die zu versendenden Blüthen oder Blumen werden in ein Glasgefäß gelegt, möglichst locker, dasselbe hierauf mit Glycerin gefüllt und gut verschlossen. Zu erwähnen ist, daß nur die im Aufbrechen begriffenen Blüthenknospen eine solche Behandlung vertragen. Für den Privatgebrauch ist dieses Hülfsmittel wohl kaum von praktischer Bedeutung, von um so größerer aber für Parfümeure, welche gewisse exotische Blumen mitunter von weither zugesandt erhalten.

Dem Blumenversand, welcher verhältnißmäßig nicht sehr kostspielig, daher auch nicht sehr einträglich ist, geht der Verbrauch an Ort und Stelle weit voran, namentlich in Nizza, weniger in Cannes. Der Blumensport während des Carnevals in Nizza repräsentirt ganz ansehnliche Summen. Während beispielsweise ein Korb mit einem Dutzend Rosen im Versand nach dem Auslande durchschnittlich einen Franken kostet kommt ein kleines Veilchenbouquet in der Carnevalszeit an Ort und Stelle auf durchschnittlich 12 Franken zu stehen. Im Uebrigen herrscht in Nizza, welches nicht ohne Grund die Bezeichnung „Blumenstadt" führt, die ganze Saison hindurch lebhafte Nachfrage nach den Kindern Florens.

Nachdruck verboten.

Das sehende Herz.

Ein Märchen von L. Bürkner.

In einem sehr fernen Lande lebte einmal ein weiser und reicher Mann. — Er hatte Alles, was sein Herz begehrte, aber er hatte keine Söhne und Töchter. Endlich aber gebar ihm sein Weib einen starken und schönen Knaben. Als dieser fünfzehn Tage alt war, ging der Vater in den Tempel seines Gottes, um von ihm Segen und Heil für seinen Sohn und einen himmlischen Führer für seine fernere Lebensreise zu erflehen, denn so schrieb es sein Glaube vor. Tag und Nacht schon hatte er gesonnen, was er erflehen wolle, denn sein Knabe sollte besonders glücklich und gesegnet durch das Leben gehen. „Schönheit und Reichthum besitzt er," sprach er zu sich selbst, „und Weisheit werde ich ihn lehren, was also soll Gott ihm noch schenken?"

Endlich glaubte er, das Rechte gefunden zu haben.

„Das Leben ist eine weite und gefährliche Reise," dachte er. „Möge ihm also der Herr ein offenes Auge schenken und ein offenes Ohr, damit er die Dinge dieser bösen Welt scharf und genau beobachten könne. Dann wird er ganz glücklich sein."

Und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr kam er zu der Einsicht, daß dies die beste Gabe für seinen Sohn sei.

Als er nun zu dem Tempel kam, siehe, da saß auf den Tempelstufen ein Weib, die hatte ihren kleinen Knaben auf den Armen, und bat auch für ihn zu Gott.

Als der weise Mann näher trat, hörte er, daß sie mit lauter Stimme flehte:

„O Herr, gieb ihm ein sehendes Herz und geschlossene Ohren."

Und er staunte sehr und fragte:

„Frau, welchen thörichten Wunsch rufst Du zu unserem Herrn?"

Und das Weib wiederholte noch einmal:

„O Herr, gieb ihm ein sehendes Herz und geschlossene Ohren, denn das ist das Höchste, was Du Deinen Dienern schenken kannst."

Der weise Mann erzürnte sich sehr und redete heftig zu der Frau:

„Wie kannst Du so thöricht sein, und für Deinen Sohn geschlossene Ohren vom Herrn verlangen. Siehe, Tag und Nacht habe ich mich besonnen, was ich meinem Erstgeborenen erbitten sollte, und nun will ich ein offenes Ohr und ein offenes Auge für ihn erflehen."

Da erhob die Frau ihre Augen zu ihm und sagte mit ernster Stimme:

„Herr, es handelt sich um meines Kindes Glück. — Laß mich nur meinen Wunsch unserem Gotte zurufen."

Da sah der weise Mann, daß der Frau Augen glänzten wie zwei Sonnen, und daß auf ihrem Antlitz ein himmlischer Friede ruhte.

Er wurde sehr betroffen und fragte:

„Sage mir, Frau, hast auch Du das sehende Herz, welches Du Deinem Sohne erflehen willst?"

„Ich hoffe es," antwortete sie.

Da sprach der Weise seinen Wunsch nicht aus vor dem Herrn, sondern ging in den Tempelhain, setzte sich auf eine Bank und wollte nachdenken über die Rede des Weibes.

Aber bald schien ihm doch sein Wunsch der beste zu sein, und er wollte in das Gotteshaus zurückkehren und ihn dort aussprechen.

Es war aber ein sehr heißer Tag, und er hatte einen weiten Weg zurückgelegt, also daß er einschlief auf der Bank in dem heiligen Haine.

Und siehe, eine Hand berührte ihn, und er erwachte und fand sich vor dem Throne des Allerhöchsten. — Da befiel ihn eine große Furcht und ein Zittern. Die Stimme des Allerhöchsten aber sprach:

„Siehe hin," und die Hand Gottes berührte seine Augen.

Und seine Augen wurden sehend, und er erhob sie und erblickte einen langen Zug von Gestalten, die an dem göttlichen Throne vorbei wallten.

Sehr seltsam waren sie anzuschauen. Einige trugen rothe, Andere blaue, Viele weiße und schwarze Gewänder, Manche einen leuchtenden Stern auf dem Haupte, Manche sogar an den Füßen. Mit Flügeln flogen Einige daher, und Andere wieder schwebten flügellos. Schier endlos war der Zug.

Die letzten Zwei blieben stehen vor dem Throne des Herrn, und der Herr sprach zu dem Weisen:

„Siehe da den Führer, den das Weib ihrem Sohne erflehet hat, und den, welchen Du für den Deinigen erbitten wolltest."

Der weise Mann schaute zuerst den Führer seines Sohnes an.

Eine schöne Gestalt war's. — Er trug ein rothes, gegürtetes Gewand und hatte ein klares, kluges Antlitz. Auf seinem Haupte glänzte eine leuchtende Sonne, deren Strahlenlicht war so stark, daß der Weise beinahe geblendet wurde. Auch aus seinen Augen drang ein helles Feuer, aber er war flügellos.

Nun schaute der Weise auf den anderen Führer. Der schwebte einher mit leuchtenden weißen Flügeln, in einem langwallenden weißen Kleide. Sein Haupt war ganz verhüllt von einem weißen Schleier, und kein Stern und keine Sonne strahlte von seinem Scheitel. Aber von seinem Herzen ging ein Schein aus, so milde und so rein, daß der Weise seine Augen nicht abwenden konnte von diesem Leuchten.

Und wieder erhob der Höchste seine Stimme und sprach: „Wandle mit ihnen."

Und in der Mitte der beiden Führer schwebte der Weise hinab nach der Erde.

Dort herrschte tiefe Finsterniß. Aber der Bote mit dem sehenden Herzen erfaßte die Hand des Weisen, und sie glitten sicher einher über schlummernde Städte und Dörfer, über leis rauschende Flüsse und ruhende Wälder. — Der Weise spürte eine seltsame Wärme in seinem Herzen, und allerlei verborgene Gedanken stiegen in ihm auf. Sie kamen an matterhellten Fenstern vorüber, und er vermeinte, bleiben zu müssen, um den Kranken, die darinnen lagen, Trost und Hülfe zu bringen. Sie schwebten über den ruhenden Wäldern, und er dachte an all die Wesen, die unbeschützt und doch in Gottes Hand sicher darin ruhen mochten. Dann begann es allmälig zu dämmern, und es wurde hell, und sie wandelten einen Weg, der nach einer Stadt führte.

Da ergriff der andere Führer seine Hand und geleitete ihn weiter. Am Wege aber lag ein Bettler, der streckte seine Hand aus um ein Almosen.

Er war schmutzig und zerlumpt und hatte ein bösartiges Antlitz. Zwei Wanderer gingen des Weges und der Eine sprach zum Anderen: „Gieb ihm kein Almosen, siehe nur, wie zornig und schlecht er aussieht." — Und der Andere erwiderte darauf: „Du hast Recht, auch scheint er stark und kräftig. Mag er sich mit Arbeit sein Brot verdienen."

In diesem Augenblick erfaßte der Führer im rothen Gewande fester die Hand des Weisen, und eine Stimme sprach deutlich in dessen Innerm: Dieser Mann scheint böse zu sein, er könnte arbeiten, aber es steht geschrieben: „Gieb Almosen dem Armen. Du erfüllst damit eine Pflicht." Die Sonne auf dem Haupte des Führers erlosch, und der Bote mit dem sehenden Herzen legte seine Hand auf die Brust des Weisen. Der Schein, der von seinem Herzen strahlte, leuchtete mild und hell, leuchtete auf das Antlitz des Pilgers, und dies war nicht mehr böse und zornig. Neben ihm erschien in dem weißen Lichte ein anderes Antlitz, das eines armen vergrämten Weibes und drei Kindergesichter, bleich und hungrig, und der Weise sah, daß der Mann vor ihm an schwerer, unheilbarer Krankheit litt. Die Stimme in seinem Innern aber rief laut und gewaltig: „Siehe, Dein Bruder ist arm und krank, gieb ihm ein Almosen, lindere seine Noth."

Und er beugte sich zu ihm nieder, reichte ihm eine Gabe und sprach: „Nimm hin, mein Bruder, möge der Himmel Dir gnädig sein."

Sie schritten weiter dahin, mit großer Schnelligkeit, und kamen nach dem Marktplatze der Stadt. Da war ein großes Getöse, und ein Gerüst war aufgerichtet für Einen, der den Tod aus Henkershand erleiden sollte. Und der Führer im rothen Gewande faßte abermals die Hand des Weisen. — Da tönten aus der tausendköpfigen Menge laut und deutlich die Rufe: „Tausendfachen Tod hat er verdient, der schändliche Mörder. Keine Strafe ist hart genug für seine Missethaten."

Und da sie den Mörder brachten, sah der Weise, daß es ein Scheusal war in menschlicher Gestalt, und ein großer Abscheu ergriff ihn, und er freute sich, daß der Gerechtigkeit Genüge geleistet werde. — Doch wieder legte der andere Bote die Hand auf des Weisen Herz. Der helle Schein leuchtete von Neuem, und in seinem Licht sah der Weise blitzesschnell das ganze Leben des Mörders. Sah ihn als Knaben, elternlos, liebelos, sah ihn als Jüngling, ohne Halt böse Beispiele nachahmend, sah ihn als Mann, von schlimmem Geschick verfolgt, bis zu dem schrecklichen Ende. — Und er warf sich zu Boden, neigte sein Antlitz in den Staub und schrie zu Gott:

„Herr, hilf ihm, Herr, habe Erbarmen mit ihm, Herr, schenke ihm Reue und Buße."

Sie schwebten hinaus aus der Stadt und kamen in eine anmuthige Landschaft. Der Führer im rothen Gewande faßte seine Hand und geleitete ihn zu einer Hütte, die an einem Bache erbaut war. — Die Hütte war klein und arm, und der Hausvater saß in dürftigem Arbeitskleide ermüdet vor der Thür. Eine Frau trat heraus, nicht schön, nicht jung, und setzte sich ebenso schweigend neben dem Manne nieder. — Die Kinder kamen mit Lasten gesammelten Holzes aus dem nahen Walde. „Welch' ein hartes Leben," seufzte der Weise, „welch' arme Menschen. — Aber sie wollen es wohl nicht besser, sie kennen kein Streben nach dem Höheren."

Und wieder strahlte der weiße Schein auf die Hütte und die Menschen. Da däuchte es den Weisen, daß der Mann und die Frau sich ausruhten nach des Tages Last und Hitze, und daß auch die Kinder schon in redlicher Arbeit ihrer Eltern Sorgen erleichterten. Da schien es ihm, als gäbe es auf der Welt kaum ein Plätzlein, auf dem mehr Frieden und stilles Glück walteten, als in dieser armen Hütte.

Und abermals kamen sie in eine große, menschenwimmelnde Stadt. — Alle Leute strömten nach einer säulengetragenen Halle, darinnen war ein Gemälde aufgestellt, das hatte ein großer Meister geschaffen. Alle Menschen redeten über das Gemälde, Gutes und Schlimmes, und Alles hörte der Weise an. Der Führer faßte seine Hand, und sie traten vor das Bild. — Da sah der Weise, daß es ein schönes Gemälde war, kunstvoll ausgeführt, und daß die Farben richtig gesetzt, und Licht und Schatten gut vertheilt seien.

Und zu seinem Führer sprach er: „Wahrlich, dies ist ein Meisterwerk!" —

Von dem Herzen des Boten fiel ein heller Schein auf das Gemälde, und nun erblickte der Weise Licht und Schatten und Farben nicht mehr. — Er sah eine unbeschreiblich schöne Frau vor sich, die winkte und lächelte mit rothem Munde und mit strahlenden Augen. In ihrem Haar blitzten edle Steine, und der Purpur ihres Gewandes fiel weich um ihre Schultern. — Und der Weise vermochte nur zu stammeln:

„Das ist die Schönheit."

Und wieder ergriff der erste Bote im rothen Gewande seine Hand. Die Verzückung wich, und der Weise sprach: „Ich möchte den Maler sehen, der dies Bildniß schuf." — Und er sah ihn, im Kreise seiner Freunde, bei einem fröhlichen Gelage, und er däuchte ihm ein Mensch, wie ein anderer auch. — Der Führer mit dem sehenden Herzen aber leitete ihn in einen hohen Raum, darinnen stand ein angefangenes Gemälde, und der Maler stand davor. — Ein heiliger Ernst thronte auf seiner Stirn, und ein geflügelter Genius hielt Wache über ihn.

Sie durchwanderten noch viele Dörfer und Städte und sahen Menschenelend und Menschenglück, Böses und Schönes.

Der Führer mit den klaren Augen und dem rothen Gewande hielt den Weisen an der Hand, und alsdann sah dieser die Dinge dieser Welt scharf und hörte die Reden der Menschen deutlich und klar.

Sobald aber der Bote mit dem sehenden Herzen ihn führte, wurde sein eigenes Herz warm und begeistert, voll schöner Liebe zu den Menschen, und voll Freude an den Dingen dieser Welt.

Dann standen sie wieder vor dem Throne des Höchsten, und der Weise neigte sein Haupt in Demuth.

Die Stimme des Höchsten aber sprach wieder: „Erhebe Deine Augen!"

Als er aufblickte, sah er zwei Tafeln, darauf waren mit feurigen Runen alle guten Thaten aufgezeichnet, auf der einen die Werke seines eigenen Sohnes, und auf der anderen die Werke des Sohnes jener Frau, die er am Tempel gesehen. — Und siehe da, die guten Thaten waren ganz gleich, auf der einen Tafel, wie auf der anderen.

Und der Herr deutete mit dem Finger in die Tiefe und sprach wieder: „Sieh'."

Den steilen Weg hinan, der zur Höhe des Himmels führte, kamen zwei Menschen; sie gingen auf der gleichen Höhe und in gleichem Schritte. — Aber das Antlitz des einen war erhoben und frei, und aus seinen Augen schimmerte ein göttlicher Funke; er sah jung aus, und blühend schön. — Ein Führer ging neben ihm, weiß angethan, mit verhülltem Antlitz. Das Licht, das von seinem Herzen ausstrahlte, machte den Weg hell und leicht. Bleich und hohlwangig war der andere Mensch; auch aus seinen Augen glühte ein Funke, aber er schaute traurig und unruhig auf seinem Wege umher. — Der Führer im rothen Gewande, der neben ihm ging, konnte ihm nicht helfen, denn die Strahlen seiner Sonne fielen nicht auf den Weg, den sie schreiten mußten. — Er stützte ihn nur, damit sein Fuß nicht strauchle.

„Siehe," sprach der Herr, „Deinen Sohn und den Sohn jenes Weibes."

„Herr, Herr," rief der Weise flehend, „ich glaubte sein Bestes zu erbitten. — Gieb auch meinem Sohne ein sehendes Herz."

Da lächelte der Herr und sprach:

„Was dem Manne das Beste schien, wolltest Du für Deinen Sohn, sie aber erflehte dem ihrigen, was das Weib als das Beste wußte!"

Auf der Bank im heiligen Tempelhain erwachte der Weise. — Er kniete auf des Altars Stufen nieder und flehte heiß zum Herrn:

„Gieb auch meinem Sohne ein sehendes Herz."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Glückliche Stunden.

Siehe die Abbildung auf Seite 52.

Lichtfunkelnde Sonnenstrahlen umsprühn
Der Zweige schüchtern knospendes Grün,
Es tropft in den Gräsern schimmernder Thau,
Und silberne Wölkchen streichen im Blau.

Im engen Garten, auf hölzerner Bank
Behaglich schlürfet der Hausherr den Trank
Aus zinnernem Kruge und lehnt sich zurück,
Beseelt von der Gegenwart traulichem Glück.

Still träumend, den Blick zum Boden gesenkt,
Die Gattin vergangener Zeiten gedenkt,
An der Jugendhoffnung seliges Leid,
An keimender Liebe nachklingende Zeit.

Es spielt, zum sprossenden Grase gebückt,
Das Kind, das sorglos die Blumen pflückt,
Nicht ahnend, wie jenseits des Gartens sich spannt
Der Zukunft ferne dämmerndes Land.

Um Eltern und Kind mit würzigem Duft
Weht werdefreudige Frühlingsluft,
Weht achtlos um Alles, das keimt und blüht,
Von funkelnden Sonnenstrahlen durchsprüht.

Adalbert von Hanstein.

Nachdruck verboten.

Die Freuden des Lebens.

Von Georg Malkowsky.

Es giebt Phrasen und Schlagworte, die man ihrer Gemeingefährlichkeit wegen nicht oft und ernstlich genug bekämpfen kann. Als der romantische Weltschmerz in der pessimistischen Philosophie zum greisenhaften System geworden war, hatte er einen großen Theil seiner schädlichen Wirksamkeit eingebüßt. Die Heinerei war ansteckend, so lange sie die jugendliche Phantasie ankränkelte, die Schopenhauerei wollte sich trotz aller Anstrengung nicht so recht epidemisch entwickeln, weil sie sich an die denkende Minderheit wandte. Jetzt taucht der Pessimismus in einer neuen Krankheitsform auf, er will als Modethorheit fin de siècle werden, und das ist gefährlich und ansteckend, wie alle Narrheiten. In der Frauenwelt steht dem abgelebten, mit seiner eigenen Greisenhaftigkeit prunkenden Gigerlthum, Gott sei dank, noch kein entsprechendes Seitenstück gegenüber und gerade ihr, als dem zahlreichsten Lesepublicum, möchten wir als wirksames Schutzmittel gegen das um sich greifende Gefühl der Abgelebtheit ein gesundes Buch empfehlen, das zwar schon vor längerer Zeit den Canal passirt, aber noch immer nicht die wünschenswerthe Verbreitung gefunden hat.

Als Sir John Lubbock, der bekannte Naturforscher und parlamentarische Vertreter der Universität London, im Jahre 1887 seine „Freuden des Lebens" veröffentlichte, war er dreiundfünfzig Jahre alt und hatte eine arbeitsame, an wissenschaftlichen und politischen Erfolgen reiche Vergangenheit hinter sich. Derartige Männer pflegen es bei uns unter ihrer Würde zu halten, sich mit einem wahrhaft populären Buche an die Masse der Gebildeten zu wenden; drüben denkt man anders, gewiß nicht zum Schaden der Literatur. Der Verein der Bücherfreunde hat im vergangenen Jahre Lubbock's „Freuden des Lebens" in einer guten Uebersetzung dem deutschen Publicum zugänglich gemacht und sich damit den Dank aller derer verdient, die an einer gesunden, daseinsfrohen Lebensauffassung ihre Freude haben.

Die Bilanz des Lebens ist noch niemals so oft in philosophisch sein wollenden Büchern gezogen worden, als in dem letzten Viertel unseres Jahrhunderts, dessen zunehmende Altersschwäche durchaus eines Geschäftsabschlusses zu bedürfen scheint. Die Debet-Seite der Herren war meist stark belastet, und so haben sie denn, statt sich die Schuld selbst zuzuschreiben, weidlich auf das Leben geschimpft und es mit allen seinen Genüssen stark in Mißkredit gebracht. Ihre Rechnung würde stimmen, wenn sie nicht den alten, unwiderlegbaren Satz außer Acht gelassen hätten, nach dem das Maß des Genusses von der Genußfähigkeit des Individuums abhängig ist. Die Abwägung der Leiden und Freuden des Daseins ist ein Taschenspielerstückchen, bei dem das empfindende Subject ohne Hexerei geschickt bei Seite geschafft wird. Wenn man sich den Pessimismus, der Weltanschauung werden möchte, genauer ansieht, findet man hinter ihm immer den Pessimisten, der uns einreden möchte, daß die Trauben, deren Süßigkeit er nicht erreichen kann, essigsauer sind. Der Weltschmerz fin de siècle ist im Grunde genommen nichts anderes als die System gewordene individuelle Genuß-Unfähigkeit.

Es ist einer der Hauptvorzüge des Lubbock'schen Buches, daß es sich von jedem künstlichen, systematischen Aufbau fernhält. In einer zwanglosen Reihe einzelner Kapitel zeigt uns der Verfasser an der Hand alltäglicher Erfahrung, wie lebenswerth das Dasein für Jeden ist, der sich für kleine Freuden Herz und Sinne offen erhalten hat. Nur die beiden ersten Abschnitte seines Werkchens haben grundlegende Bedeutung. Neben das oft gepredigte Glück der Pflichterfüllung, das ein gut Theil Entsagung in sich birgt, stellt Lubbock die Pflicht, glücklich zu sein. Der in sich selbst zurückgezogenen Selbstsucht des Schmerzes setzt er das überquellende Glücksgefühl entgegen, das sich seiner ganzen Umgebung mitzutheilen sucht. Ja, er weiß dem Leiden selbst eine positiv nützliche Seite abzugewinnen. „Der Schmerz warnt vor Gefahr, deshalb gehört er zu den Nothwendigkeiten des Daseins. Ohne ihn, ohne die Warnungen durch das Gefühl würden die Segnungen, die uns umgeben, leicht zum Unheil werden. Laien halten oft die inneren Organe des Körpers für die empfindlichsten. Sie irren sich, die Haut ist der Wachtposten der Gesundheit. Sie ist immer da, immer aufmerksam, stets bereit, den nahenden Feind zu verkünden, während das Fleisch und die inneren Theile in gesundem Zustande annähernd ohne Empfindung sind. ‚Wir sprechen von der Wurzel des Uebels,' sagt Helps. ‚Was heißt eigentlich Uebel? Wir glauben, daß Leiden und Prüfungen dem Menschen zum besten dienen, aber wir verneinen, daß sie auch an sich selbst gut sind. Freilich ist das eine Wissenschaft, die errungen werden muß. Wir sind keine Götter, und unser Erkennen fußt auf der Erfahrung. Alles ist gut, was geschieht, es giebt kein Uebel, wenigstens nicht in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung." Lubbock kommt zu dem Schluß, daß „es bei uns steht, ob wir glücklich oder unglücklich sein wollen, genau so, wie uns die Wahl gelassen ist zwischen einem guten und nutzbringenden oder einem bösen und vergeblichen Leben." Im zweiten Kapitel behandelt der Verfasser das Glück der Pflicht und warnt vor einer Unterschätzung der scheinbar kleinen Aufgaben, die uns das tägliche Bedürfniß stellt. „Nur wer ein reines und nutzbringendes Leben führt, darf auf Glück rechnen. Ein reines und glückliches Leben führen, heißt dem Bösen widerstehen, die Wünsche beschränken und, was noch mehr ist, das Streben nach dem Guten stärken und entwickeln."

Der ganze übrige Theil des Buches ist einer zwanglosen Aufzählung der Quellen gewidmet, aus denen uns die edelsten Daseins-Genüsse zufließen. Und diese Quellen mehren sich in's Unendliche mit dem Wachsen der Cultur. „Renan hat dieses Jahrhundert „das unterhaltende" genannt, mir scheint es als „das interessante" besser bezeichnet. Denn was es uns bietet, ist eine unbegrenzte Aussicht auf großartige Probleme, auf unendliche Möglichkeiten. Unsere Interessen wachsen, unsere Gefahren verringern sich. Wir sind außerordentlich im Vortheil gegen die, welche vor uns lebten." Und die Vermittler all' dieser Vorzüge sind — die Bücher. Lubbock zählt hundert seiner Lieblingsbücher auf und unter ihnen nur drei deutsche, Humboldt's Reisen und Goethe's Faust und Wahrheit und Dichtung. Vielleicht dient es unserem National-Bewußtsein zum Trost, daß nicht weniger als zweiundzwanzig Werke der klassischen, griechisch-römischen Literatur in dieser Liste aufgeführt sind. Lubbock ist eben ein Kind seines Volkes, dessen Bildung, auf altklassischem Boden erwachsen, eine im Uebrigen unabhängige nationale Richtung eingeschlagen hat.

Mit wahrhaft herzerquickender Frische wendet sich dann Lubbock seiner Hauptaufgabe zu, der Erziehung des Individuums zum feinsinnigen Genuß all der Gaben, die das Leben in unerschöpflicher Fülle um uns ausbreitet. Freundschaft und Liebe, Kunst und Poesie, die Freuden der Reise und des Heims werden mit jener naiven Empfänglichkeit geschildert, die des künstlichen Raffinements nicht bedarf. Durch jede Seite des Buches geht ein liebenswürdiger epikuräischer Zug, Genußfähigkeit ohne Genußsucht, kein Haschen nach Vergnügen und Sinnenreiz, sondern ein dankbares Hinnehmen des für Jeden Erreichbaren. Und neben den kleinen Freuden des Daseins finden die höchsten Gaben des Lebens ihre Stelle, die Religion und der unerschütterliche Glaube an den steten Fortschritt der Menschheit. Besonders friedlich und harmonisch klingt der Schluß des Buches aus, wo der Verfasser die Frage der Unsterblichkeit streift: „Wenn wir nach den Kämpfen des Lebens in eine Ruhe eingehen,

„Wo die Gottlosen aufhören mit Toben,
Und die ruhen, die viel Mühe gehabt,"

so wird für manche müde Seele eine hochwillkommene Stätte sein, und selbst dann können wir sagen:

„Tod, wo ist dein Stachel?
Hölle, wo ist dein Sieg?"

Wenn wir aber andererseits demüthig, jedoch voll Zuversicht, auf die Güte eines allmächtigen und liebenden Vaters vertrauend, in die Welt eines ganz neuen Lebens eingehen, wo wir nicht nur hoffen dürfen, diejenigen anzutreffen, von denen wir so oft gehört haben, an deren Werken wir uns erquickt haben und denen wir so viel verdanken, sondern auch die, welche wir hier geliebt und verloren haben; wenn wir die Fesseln des Fleisches und die Beschränkungen unseres irdischen Daseins hinter uns lassen, wenn wir zu den Engeln und Erzengeln und den ganzen himmlischen Heerscharen kommen, — dann wahrlich darf uns die sichere und gewisse Hoffnung beleben, daß die Interessen und Freuden dieser Welt nichts sind im Vergleich zu der Herrlichkeit, die in unserer ewigen Heimath unser wartet."

John Lubbock ist als Naturforscher überzeugter Darwinist, aber das beeinträchtigt nicht eine hochideale Lebensauffassung, die uns als Grundton aus jeder Zeile seines Buches entgegenweht. Es ist trotz seiner lateinischen Citate so recht für unsere Frauen geschrieben, denen ein gut Theil des Kampfes gegen den immer in neuer Form andrängenden Materialismus und Pessimismus obliegt. Die klare, eindringliche, im Tone ernster Mannesüberzeugung gehaltene Sprache macht das Werkchen zu einem Brevier der Daseinsfreude, das man kapitelweise aufschlägt und niemals ohne stillen Dank an den Verfasser aus der Hand legt. Mit voller Einsetzung der Individualität geschrieben, lehrt es uns einen gesunden, für alles Schöne empfänglichen Menschen kennen, den wir uns gern als unseren persönlichen Freund und Berather denken.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Der Willkommen-Gruß. Von Carl Becker. Siehe das Bild, Seite 49. — Man merkt es den Gemälden Carl Becker's nicht an, daß der Meister ein Zweiundsiebenzigjähriger ist. Sein ungewöhnlich glänzendes Colorit, das zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, als er nach längeren Studienreisen in Frankreich und Italien, Ende der vierziger Jahre in seine Vaterstadt Berlin zurückkehrte, um sich an der Ausmalung des Neuen Museums zu betheiligen, sichert seinen Bildern noch heute einen Ehrenplatz, trotzdem ihn Jüngere überflügelt haben. Seine Köpfe können eine gewisse Familien-Aehnlichkeit nicht verleugnen, seine Figuren machen häufig den Eindruck, als seien sie nur um der prunkvollen Gewandung willen gemalt, — aber Wenige verstehen wie er festliche Stimmung und vornehme Repräsentation wiederzugeben. Die goldlockige Patrizier-Tochter, die dem willkommenen Gaste den Ehrentrunk entgegenträgt, ist weder übermäßig individualisirt noch ist der Vorgang ein sonderlich wichtiger. Aber trotzdem erregt das schöne Bild das ausgesprochene Wohlgefallen des Beschauers, der sich gern wohl in die Rolle des Bewillkommneten hineinversetzt sehen möchte.

Der hartnäckige Client. Von S. Lewin. Siehe das Bild, Seite 53. — Es giebt nur ein Recht, und doch nichts, worüber die Menschen so verschiedener Meinung wären, wie das Recht. Das freut die Advokaten, denn wenn Jedermann in jedem Falle wüßte, was recht ist, kämen die Advokaten um Stellung, Ansehen und Brod. So aber haben sie zu leben, und nebenher noch das stolze Bewußtsein, daß sie klüger sind als die meisten Menschen. Das Bewußtsein dieser überlegenen Klugheit prägt sich deutlich auch auf dem Gesicht des Herrn Rechtsanwaltes aus, dem der hartnäckige Client zu schaffen macht. Was will der Mann noch? Der Prozeß ist ja entschieden, ist trotz der glänzenden Beredsamkeit des Herrn Rechtsanwaltes zu Ungunsten seines Clienten entschieden, er ist auch schon durch alle Instanzen getrieben, — und dieser hartnäckige Mensch will immer noch nicht einsehen, daß er den Prozeß verloren hat, und daß es nur noch seine Pflicht ist, die Kosten des Prozesses zu tragen. Ob es denn nicht noch ein Mittel giebt, den Prozeß von Neuem anhängig zu machen? — Die Frage läßt ein ironisches Lächeln um die Lippen des Advokaten spielen. Wenn es noch ein Mittel gäbe, würde er es nicht längst entdeckt haben? Lange Prozesse, fette Prozesse, — für ihn, den Mann des Rechts und den klugen Mann, der seinem Clienten so gern zu seinem Recht verholfen hätte, wenn es nur auf seiner Seite gewesen wäre. Er hat gethan, was er konnte, jetzt mag der Client thun, was er muß, — nämlich die Prozeßkosten bezahlen.

Gartnerei.

Nachdruck verboten.

Eine neue Einfassungspflanze. — So schön auch eine wohlgepflegte Buxbaum-Einfassung aussieht, so erfordert sie doch manche Mühe; man muß sie regelrecht beschneiden und meist einzelne Stellen, die im Winter ausgefroren sind, ergänzen. Für Gehölzgruppen und größere Blumen-Rabatten fehlt es nun zwar auch an anderen hübschen Umrandungen nicht; da ergeben z. B. Immergrün, Schwertlilien, Funkien, Steinbrecharten, Federnelken u. dgl. einen gefälligen Abschluß. Schwieriger aber ist es, für niedrige schönblühende Pflanzen oder Teppichbeete eine geeignete Einfassung zu finden; denn unregelmäßig wachsende, großblättrige oder zu hohe Gewächse beeinträchtigen leicht die Wirkung; gerade hier kommt es auf eine feste, ruhige Kante an, die ohne sich geltend zu machen und die Blicke auf sich zu ziehen, eine dichte, lückenlose Umrandung bildet. Diesem Zwecke entspricht eine kleine Alpenpflanze Arenaria laricifolia (lärchenbaumblättriges Sandkraut), welche trotz ihrer Unscheinbarkeit auf den letzten Ausstellungen vielfach Anerkennung fand und sich in kurzer Zeit manche Freunde erworben hat. Das niedliche, in den Alpen und Pyrenäen einheimische Kraut bildet dichte, dunkelgrüne, moosartige Rasen, die im Juni und Juli mit kleinen weißen Blüthensternchen reich geschmückt sind. Da die Pflanze ausdauernd und vollständig winterhart ist, auch bei ihrem niedrigen Wuchse nie geschnitten zu werden braucht, eignet sie sich vorzüglich zur Einfassung zierlicher, mit Teppich- oder blühenden Pflanzen bestandener Beete in Vorgärten; ebenso kann sie zur Ausschmückung von Felsen, Grotten und altem Mauerwerk benutzt werden. In sehr schwerem, fettem Erdreiche, wie an schattigen Stellen ist das Sandkraut jedoch nicht als Einfassung angebracht, weil es unter solchen Verhältnissen seinen zwergartigen Charakter verliert und zu hohen Büschen mit aufrecht stehenden Zweigen heranwächst; dagegen kann man sich in sonniger Lage und für einen leichten, sandigen Boden kaum eine hübschere, bequemere und dauerhaftere Einfassung für kleine, zierlich geformte Beete denken. Es erfordert weder im Sommer besondere Pflege noch im Winter eine Deckung; es verbrennt nicht durch Sonnenschein und friert nicht durch Kälte aus und macht etwa den Eindruck einer gut gehaltenen sauber beschnittenen Rasenkante.

Frühjahrsbehandlung der Erdbeer-Beete. — Von großem Vortheil ist es, sobald die Sonne den Erdboden einigermaßen erwärmt und unsere Erdbeer-Beete die ersten frischen Blättchen tragen, noch ehe sich die Blüthenzweige entwickeln, die Beete tief zu durchhacken, von allen abgewinterten Blättern zu reinigen, ältere Stauden unten anzuhäufeln, und wo es im Herbste noch nicht geschehen, auch zu düngen, da diese Behandlung einen sehr reichen Ertrag hervorbringt. Beim Düngen im Frühjahr lege man kurzen Dünger aus alten Frühbeeten dazwischen oder gieße auch wohl mit Kuhjauche. Um die Früchte vor Schmutz zu schützen, werden um die Stöcke Fichtennadeln, Sägespäne, Moos oder Lohe gelegt. Dadurch hält sich der Erdboden immer feucht, was von größtem Vortheile ist, weil oft mitten in der Erdbeer-Ernte große Trockenheit eintritt und die letzten Früchte sich dann nicht vollkommen ausbilden können, und dem Gartenbesitzer ein beträchtlicher Theil verloren geht. Th.

Philodendron. — Die Bewohner großer Städte, die oft wegen mangelnden Lichtes auf freundlichen Blumenschmuck verzichten müssen, wenden meist ein erhöhtes Interesse den Blattgewächsen zu, die auch in wenig hellen Räumen freudig gedeihen. Zu den schönsten und stattlichsten Pflanzen dieser Art gehört unstreitig der Philodendron (Ph. pertusum oder Monstera Lennea). In den feuchten Urwäldern Süd-Amerikas, seiner Heimath, schlingt sich der klimmende Strauch um die riesigen Baumstämme und gewährt mit seinen fast metergroßen, vielfach zerschlitzten und durchlöcherten Blättern, seinen zahlreichen dicken Luftwurzeln und den mächtigen Blumenkolben einen imponirenden Eindruck der Lebenskraft und Fülle. Nimmt er bei uns im Zimmer auch viel geringere Dimensionen an, so hat er doch immer noch ein tropisches Ansehen und gedeiht um so üppiger, je mehr man ihm seine natürlichen Lebensbedingungen — feuchte Luft, Wasserreichthum und einen schattigen Standort, — zu Theil werden läßt. Sonst ist der Philodendron in seinen Ansprüchen sehr bescheiden; er nimmt selbst mit einem nach Norden gelegenen Zimmer vorlieb, wo ihn kein Sonnenstrahl erreicht, läßt sich auch in einer hellen Ecke an der Wand in die Höhe ziehen und kann im Winter an einem kühlen, aber frostfreien Orte durchgebracht werden. Wenn man dafür Sorge trägt, dem Philodendron eine lockere, nahrhafte Erde, am besten Laub- oder Holzerde, mit Steinen und Torfstückchen gemischt, zu geben, ihn fleißig begießt und seine lederartigen, glänzend grünen Blätter durch häufiges Abwaschen frei von Staub hält, wird die Pflanze sich gewiß durch schnellen Wuchs und schöne, kräftige Belaubung dankbar erweisen und einen malerischen Zimmerschmuck bilden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus Haus

Nachdruck verboten.

Wie bewirthet man Gäste? — „Wie machen Sie es nur," fragte mich eine Freundin, „daß bei Ihnen, sei das Fest groß oder klein, nur von Herren oder auch von Damen besucht, stets zwanglose Heiterkeit, aber nie Steifheit und Langeweile herrscht? Ein Jeder Ihrer Gäste fühlt sich wohl, Jeder kommt gern und denkt an das genossene Mittagsmahl noch lange und stets freudig zurück. Ich möchte von Ihnen so gerne lernen; ich bitte Sie, geben Sie mir Ihr Recept; oder besser noch, schreiben Sie es mir auf!"

„Aufschreiben, meine Liebe, — ich fürchte, das ist schwierig; — aber — nun, ich kann's ja versuchen und werde mich von Herzen freuen, wenn meine Erfahrungen Ihnen nützen:

Also vor Allem gehören zu einem Mittagsmahl im Freundeskreis nicht mehr wie zwölf Gäste. Die Unterhaltung muß eine allgemeine werden können. Schon beim Empfang der Gäste ist es angenehm für die Hausfrau und eine bedeutende Erleichterung, wenn sie keine große Zahl von Gästen zu begrüßen hat. Ich halte nämlich den Empfang, den die Wirthe den Geladenen bereiten, für eine große Hauptsache, und meistens maßgebend für die spätere Stimmung während des Mahles. Jeder Eingeladene und Erscheinende muß speciell von der Wirthin einzeln beobachtet werden können und gleich nach dem Betreten des Salons überzeugt werden, daß er gern gesehen wird, und daß man sich bemüht, gerade ihm ganz besondere Aufmerksamkeit zu zeigen. Es ist Pflicht und Klugheit, wenn die Wirthin für Jeden das passende Wort und das liebenswürdigste Entgegenkommen findet, ohne aber selbstredend eine gewisse Reserve aufzugeben. Die Wirthe sind die Herren der Räume, und stets werden die Gäste das Bedürfniß eines Mittelpunktes behalten. Nur mit den Augen muß die Hausfrau beobachten, wer den Salon betritt und nie einen eben Angeredeten stehen lassen, um einen Neueintretenden zu begrüßen; dadurch entsteht Hast und Unruhe, die hochgradig nachtheilig wirkt. Ebenso ist etwas recht Wichtiges die Toilette der Hausfrau. Nichts ist im Stande, so sehr niederdrückend und peinlich selbst auf die verständigsten Damen, die als Gast eintreten, zu wirken, als wenn sie sehen, daß sie viel einfacher und dunkler angezogen sind, als die Wirthin selbst. Mag dieselbe auch äußerlich durch ein werthvolles neues Kleid ihre Gäste zu ehren trachten, so hüte sie sich doch vor zu hellen, bunten Farben und auffallendem Schnitt.

Der Salon selbst muß behaglich und geschmackvoll eingerichtet sein.

Betreten wir eine Kirche, so ist wohl gemäßigter Weihrauch- und Bernsteinduft im Stande, uns ernst und feierlich zu stimmen.

Sollten eine gleichmäßig warme Temperatur, ein leichter Duft nach frischen Blumen und feinem Parfüm, das leise Schreiten auf dickem Teppich, ein gedämpftes Licht von rosa beschatteten Lampen, im Winter ein stillglühendes Kaminfeuer, nicht im Stande sein, uns wohlig und heiter zu stimmen?

Ein Rundblick nach erster Begrüßung zeigt, daß Sophas und Stühle richtig stehen; das heißt, wo man immer ein bekanntes Gesicht entdeckt, sich zur Begrüßung hinwenden mag, muß ein Sessel oder Stuhl bereit sein. Es darf nicht nöthig werden, denselben erst zu schieben, oder gar zu holen. Es muß eben Jeder zwanglos Platz nehmen können, ohne daß es je schwierig wird, zu einander zu gelangen.

Ebenso muß beim Gang in das Speisezimmer Ordnung herrschen; einem Jeden ist sein Platz angewiesen, und die Hausfrau hat wohl überlegt, wie Nachbar und Nachbarin, oder deren vis-à-vis zu einander passen. Die Gastgeberin muß Alles beobachten und sehen, ohne je geschäftig zu erscheinen; vielmehr muß es den Anschein haben, als gehe Alles von selbst, und als sei auch sie Gast und gleichberechtigt.

Die angenehmste Form für einen Eßtisch ist die ovale. Für das Arrangement desselben können uns die Engländer als Muster dienen. Diese stellen das zum Bedienen und Wechseln nöthige Silbergeräth auf das Büffet, und auf die Tafel nur so viel, wie der Essende gerade gebraucht. Dazu gehören nicht nur Löffel, Messer und Gabel, sondern auch für Jeden ein frisch gefülltes Salznäpfchen. Vor den Gast stelle man nur ein Wasserglas, zwei Weingläser und ein Sektglas, und für je zwei Personen eine Krystallflasche mit Wasser. Sollen mehr Weine gereicht werden als weißer und rother Tischwein, so sind dieselben vom Diener auf silbernem Tablett zu reichen. Die Reihenfolge der Weine muß genau vorher angeordnet werden; ich bemerke dabei, daß zu viel verschiedene Weine nicht als fein gilt. Auf den Tisch selbst stelle man nur Krystall und Blumen; letztere in flacher, niedriger Weise arrangirt, damit die sich gegenüber Sitzenden nicht in der Unterhaltung gehindert werden. Auf ein wenig höherem Fuß ist nur eine Obstschale gestattet, die ebenfalls mit Blumen decorirt, geschmackvoll hergerichtet sein muß; eine einzelne Rose auf der kunstvoll gelegten Serviette deute den Damen ihren Platz an. Man setze seine Gäste ja nicht eng, aber um's Himmels Willen auch nicht zu weit von einander! Nichts wirkt wohl so erkältend auf die Stimmung wie zu weites Voneinandersitzen, und ebenso ist nichts ungemüthlicher als etwa zu drei oder vier in einem zu großen Saale zu speisen. Wer Räume oder Mittel zur Verfügung hat, thut gut, je nach der Anzahl seiner Gäste ein passendes Speisezimmer zu wählen. Die Stühle müssen hochlehnig aber bequem sein. Ich habe ferner gefunden, daß künstliches Licht, besonders Wachskerzen, überdacht mit kleinen rothen Schirmen, die Behaglichkeit sehr erhöhen und deshalb ist auch eine gemäßigt späte Essenszeit vorzuziehen.

Für zehn bis zwölf Personen dürfen nicht mehr wie zwei Diener sein, die lautlos und auf leichtem Schuhwerk ihr Amt versehen. Um unnöthiges Herumlaufen zu vermeiden, ist es praktisch, wenn ein Diener der Dame, die rechts vom Hausherrn sitzt, zuerst reicht, der Reihe nach weiter bedient und mit der Hausfrau endigt; der andere Diener beginnt mit dem Gast rechts von der Hausfrau und endet mit dem Hausherrn. Jede Verwirrung, jedes Flüstern unter den Dienern ist dadurch vermieden, was so leicht entsteht, wenn man z. B. den Damen zuerst die Speisen reicht, oder gar nach Rang und Würden oder Alter serviren läßt. Sollte aber den gut geschulten Dienern ein Versehen begegnen, so muß selbstredend keiner der Wirthe es bemerken; wie eben die Hausfrau keinerlei Befehle oder Winke, und sei es nur mit den Augen, geben darf. So ruhig sprechen sie weiter, als wäre nichts vorgefallen. Auch sie müssen am Tische sitzen, um wie die Anderen zu essen; erscheint die Wirthin selbst wie ein Gast, so fühlen sich auch die Anderen freier und behaglicher.

Ein Vorbild im Serviren sind uns wieder die Engländer; sie zeigen den Gästen den Braten in seiner unberührten einladenden Gestalt und tranchiren ihn dann auf dem Büffet. Ich persönlich ziehe es vor, das Fleisch schon zerlegt in das Speisezimmer bringen zu lassen. Nichts wirkt aber so unangenehm, als wenn die Hausfrau selbst tranchirt, in Angst und Hast, mit erhitztem Gesicht; die Unterhaltung stockt dabei gar zu leicht, und Aller Augen ruhen auf dem maltraitirten Braten!

Was nun die Zubereitung der Speisen betrifft, so möchte ich zunächst sagen, daß gut und angenehm zu speisen, Nachdenken erfordert und ferner: man koche nie für Feinschmecker, ich meine für sogenannte Gourmands!

Man achte nur darauf, Neues, Einfaches und Schmackhaftes den Gästen vorzusetzen. Nicht nur immer das, was die Jahreszeit gerade bietet, sondern man gebe dem Mahle eben einen frischen, neuen Charakter. Hat man einen geübten Koch, so mag man ein Gericht mehr geben; glaubt man aber sich nicht unbedingt auf ihn verlassen zu können, so müssen weniger Gänge sein. Der Gast fühlt und schmeckt es sofort, ob der gereichten Speise volle Aufmerksamkeit, ganzer, ungetheilter Fleiß zugewendet wurde! Nichts ist mehr im Stande, Laune und Heiterkeit der versammelten Gesellschaft zu erhalten, als ein gelungenes Menu und gute Weine!

Bald leuchten die Augen, die Wangen glühen; ein Scherzwort folgt dem anderen, Witz wird durch Witz geschärft und wieder mit Heiterkeit und Frohsinn gelohnt!

Wer nicht mehr lachen kann, für den hat das Leben seinen Schmelz und Duft, seinen Frieden, seine Frische verloren. Das Lachen ist eine Gabe Gottes, die uns erquickt wie ein Gewitterregen nach langer Dürre.

Aber, — die Hausfrau giebt das Zeichen zum Erheben, — und nicht ungern sucht man die nun kühler erscheinenden Salons auf. In ungezwungener Weise nimmt man Platz. Der duftende Mokka wird ohne Pause stark und heiß herumgereicht, und nach einem Stündchen, das man „ausruhend" noch weiter verplaudert, — wird Abschied genommen mit Händeschütteln.

E. von Wrangel.

Vom Schlafen kleiner Kinder. Wenn Erwachsene des Berufes, des Studiums oder der Gesellschaft wegen die Nacht zum Tage machen, so rächt sich dies früher oder später durch bleiches Aussehen, vorzeitige Kräfte-Abnahme, Nervosität und andere Folge-Uebel. Viel weniger können Unerwachsene, am wenigsten kleine Kinder den Nachtschlaf entbehren, obwohl letztere nicht gerade selten von nächtlicher Unruhe geplagt werden, durch Geschrei ihre Umgebungen stören und auf keine Weise zur Ruhe zu bringen sind. Darreichen der Brust oder Flasche, Wiegen oder Schütteln, Umhertragen und Singen und was sonst noch an Beschwichtigungs-Mitteln angewendet werden mag: Alles ist vergebens, um die kleinen Unholde zu beruhigen, die vielmehr durch alle Bemühungen nur in Zorn und immer größere Unruhe versetzt zu werden scheinen. Leiden die Wohnungsgenossen durch die Störung ihrer Nachtruhe, die Mütter zugleich durch Mitleid, Angst und Sorge, so leiden die Kinder gewiß nicht weniger, indem ihre Ernährung mangelhaft, das Nervensystem aber auf's Aeußerste gereizt und geschwächt wird, was sich durch blasses und welkes Aussehen, Gewichtsabnahme, Schreckhaftigkeit, besonders auch durch Aufschrecken aus dem Schlafe, und weinerliche Stimmung deutlich kund giebt. Diese Folgen werden auch durch vermehrtes Schlafen am Tage nicht ganz verhindert, denn letzteres gewährt nicht die völlige Ruhe des Nachtschlafes, weil Licht, Geräusche und andere Sinnesreize nicht so vollständig fern gehalten werden können, wie es für die Erholung des Gehirns und der Nerven nothwendig ist, weil ferner die überreizten und durch Mangel an Ruhe geschwächten Nerven immer reizbarer und empfindlicher werden, und weil endlich dem vorzugsweise bei Tage schlafenden Kinde die belebende und kräftigende Wirkung des Tageslichts und der freien Luft nur mangelhaft zukommt.

Da die üblichen Beschwichtigungsmittel der nächtlichen Unruhe recht wenig zu helfen pflegen, sondern den Schlaf erst recht verscheuchen, die Nerven immer reizbarer machen, oder durch Störung der Verdauung infolge von zu häufiger Darreichung der Nahrung neue Ursachen der Unruhe hinzufügen, so greift man in der Verzweiflung nicht selten zu noch verkehrteren Mitteln. Unter diesen sind die schlafmachenden Arzneimittel, sowie geistige Getränke, mögen sie den Kindern selbst oder den Müttern oder Ammen gereicht werden, ganz verwerflich oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen, nach genauer ärztlicher Untersuchung und Anordnung zulässig. Vielmehr ist zunächst immer sorgfältiges Aufsuchen und Entfernen der möglichen Ursachen nothwendig. Solche können sein: schlechte, zu warme oder unreine Luft des Schlafzimmers, zu warmes oder zu kühles Bett und Nachtkleid, drückende Falten, Nadeln, Brodkrumen, Insecten u. dergl. m.; ferner Verstopfung der Nase, Schwellung der Halsschleimhaut, Zahnen, Verdauungsbeschwerden und andere, an und für sich vielleicht ganz unbedeutende Befindensstörungen, natürlich aber auch ernste Krankheiten, von denen hier nicht weiter geredet werden kann. Ein zu warmes Bad oder zu warme Waschung am Abend kann gleichfalls den Schlaf verscheuchen, während kühle Waschungen und Bäder ihn befördern und deshalb oft als Beruhigungs- und Schlafmittel angewendet werden sollten. Endlich ist geistige Aufregung durch Scherzen, Lachen, lautes und vieles Reden, lebhaftes Singen u. dgl. m. äußerst geeignet, den Schlaf zu vertreiben. Dagegen braucht man nicht zu fürchten, daß viel Schlafen am Tage die Nachtruhe verscheucht; denn Kinder schlafen am Tage nur, wenn sie ein Bedürfniß dazu haben, dessen Nichtbefriedigung sie nicht für den Abend und die Nacht schläfrig macht, sondern im Gegentheil durch Ueberreizung den Nachtschlaf stört oder hindert. Finden wir doch auch bei Erwachsenen oft genug, daß sie bei Uebermüdung nicht einschlafen können oder unruhig schlafen und früh erwachen.

Weder bei Nacht, noch bei Tage dürfen Kinder durch Wiegen, Schütteln und ähnliche Bewegungen in Schlaf gebracht werden; denn man erzeugt dadurch wohl Schwindel und eine Art Betäubung, aber keinen wirklichen, ruhigen Schlaf. Vielfältige und lange fortgesetzte Beobachtungen haben mir gezeigt, daß Wiegekinder unruhiger schlafen und dies durch Mienenspiel, sowie durch Bewegungen der Finger und Gliedmaßen anzeigen, und daß sie nicht blos durch Geräusche ꝛc., sondern auch durch Stillstehen der Wiege äußerst leicht erweckt werden. Der natürliche feste Schlaf der Kinder kann dagegen recht derbe Geräusche vertragen, ohne gestört zu werden. Diesen erzielt man ausnahmslos, auch bei verwöhnten Kindern, wenn man die oben aufgezählten Bedingungen genau innehält und ihren schlechten Gewohnheiten und Launen, die ihnen nur zu leicht anerzogen werden, mit Ernst und Ausdauer entgegentritt. Hat man die Gewißheit, daß ein Kind nicht aus Krankheit, noch wegen einer der anderen, äußeren Ursachen schlaflos ist und durch die Schlaflosigkeit in Zorn versetzt wird, was recht oft vorkommt, so führt ein Klaps auf diejenige Körpergegend, welche durch ihre Polsterung und Wölbung vorzüglich dazu geeignet, wenn nicht bestimmt ist, oft allein und überraschend schnell den gewünschten Schlaf herbei, eine Thatsache, deren Kenntniß ich nicht den Büchern und Kliniken, sondern meiner Mutter verdanke und die mir unzählige Male von verständigen und liebevollen Müttern bestätigt ist. Ein solcher Klaps zu rechter Zeit kann nicht nur den Eltern, sondern vor allen Dingen dem Kinde viel Leid und Qual ersparen.

Dies und andere Gewaltmittel werden jedoch selten oder niemals nöthig sein, wenn die ganze Lebensweise gesundheitsmäßig geregelt wird, wozu allerdings mehr Verständniß und Ueberlegung nöthig ist, als die Schulen oder das Blättern in Büchern über Kinderpflege u. dgl. m. zu erzielen pflegen. Empfehle ich z. B. Sorge für reine Luft, so erhalte ich neunundneunzig unter hundert Malen die Antwort: wir haben so gut gelüftet, oder: das Fenster ist den ganzen Tag offen gewesen! Dabei fällt mit jedesmal die Köchinnen-Weisheit ein, wenn sie versichert: das Wasser hat gekocht, wenn kochendes Wasser verlangt wird. Die Schlafstuben-Luft soll eben immer, auch am Morgen so rein sein, daß man aus reiner Luft hineinkommend keinen Geruch wahrnimmt, sonst ist sie nicht rein, sondern höchstens rein gewesen. Mit der gleichen bewußten Peinlichkeit müssen aber auch alle anderen Lebensverhältnisse geregelt werden, wenn man sicher sein will, an seinen Kindern im Schlafen und Wachen Freude zu erleben.

Der Schlaf aber ist der Gesundbrunen, in welchem die vom Tagesleben erzeugten Schlacken abgespült und neue Lebenskräfte aufgenommen und gesammelt werden!

Dr. Fr. Dornblüth.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Behandlung von Messing-Bettstellen. — Kann mir eine der geehrten Leserinnen der Ill. Frauen-Zeitung mittheilen, ob man messingene englische Bettstellen selbst aufpoliren kann und auf welche Weise? — Die meinigen, welche fleckig waren, sind durch Putzen mit Citrone und Salz total verdorben, und sie zur Reparatur nach der Fabrik zu schicken, ist der Entfernung wegen nicht möglich.

Abonnentin in Chihuahua (Mexico).

Glasbilder für eine Laterna magica. — Kann eine der freundlichen Leserinnen mir mittheilen, auf welche Weise die bunten Gläser einer Laterna magica gemacht werden, und ob man dieselben nicht selbst herstellen könnte? H. D. in Schlesien.

Fliegenschmutz. — Wie entfernt man Fliegen- und Spinnenschmutz aus Möbelstoff? Abonnentin in Wozniki.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Obstflecke (XVIII, 192). — Die Entfernung der Obstflecke aus weißer Wäsche bietet keine große Schwierigkeit. Die Flecke verschwinden meist sofort, wenn sie mit Spiritus ausgewaschen werden, oder wenn man sie einige Stunden in süße oder saure Milch einweicht. Sind dieselben veraltet und hartnäckig, so können Sie auch zu Säuren Ihre Zuflucht nehmen und werden mit einigen Tropfen Citronensaft die gewünschte Wirkung erzielen, jedenfalls aber durch vorsichtige Anwendung von Chlorwasser. Schwieriger ist die Entfernung der Flecke aus farbigen und wollenen Stoffen; hier ist Hülfe nur auf frischer That möglich, ehe die Farbe gestört ist. Man muß den Fleck schnell in's Wasser tauchen und mit verdünntem Salmiakgeist oder mit einer schwachen Pottaschen-Lösung tränken und dann in reinem Wasser nachspülen. Als ein durchaus unschädliches Mittel, das weder Farbe noch Gespinnst angreift, wird jetzt häufig Bohnenwasser empfohlen. (Auch in unserer Zeitschrift — No. 15 vorigen Jahrgangs — wurde dies Verfahren angerathen und ausführlich beschrieben. D. Red.) Vielleicht machen Sie einen Versuch mit dem billigen und jedenfalls ungefährlichen Mittel. Susanne B.

Wasserflecke in Möbeln (XVIII, 192). — Die betreffenden Stellen werden vorsichtig mit einigen Tropfen Terpentin abgerieben und dann mit Wolle nachpolirt; ich reibe dann noch mit einer Bürste, die ich stets zum Wachsen von Brandmalereien oder gebeizten Holzarbeiten benutze, kräftig nach, jedoch ohne neues Wachs anzuwenden. So behandelt, erhalten die schadhaften Stellen, auch wenn die Flecke durch Milch oder Bier entstanden sind, ihr früheres Aussehen. Ida St.—Glogau.

Bernstein (8). — Es ist wohl eine nicht ganz zutreffende Annahme der geehrten Fragestellerin, daß der Bernstein mit der Zeit dunkel wird und dann gebleicht werden könne. Er kommt von Natur hell und dunkel in den verschiedensten Farbentönungen von Weiß, Gelb, Röthlich und Braun vor; entweder ist er nur durchscheinend, besonders milchweiß oder honigfarben, oder durchsichtig und wasserklar. Am meisten geschätzt wird der helle, undurchsichtige mit schönem Perlglanz, der auch am höchsten im Preis steht, wenn er rein und ohne Flecken ist; trotzdem bevorzugen Viele, auch Schreiberin dieser Zeilen, den klaren, goldig schimmernden Bernstein. Erst durch Schleifen, wozu Bimstein oder Bernsteinspäne benutzt werden, und durch Poliren mit feiner geschlemmter Kreide, ungelöschtem Kalk oder Tripel, in Weingeist aufgelöst, erhält der Bernstein seinen schönen Glanz. Um ihn recht durchsichtig zu machen, soll er nach dem Schleifen in kochendes Rüböl oder erhitzten Sand gelegt werden. Wenn Schmuckgegenstände durch die Länge der Zeit glanzlos und trübe geworden sind, so kann man ihnen durch Aufpoliren wieder neuen Glanz verleihen; eine hellere Färbung aber läßt sich nicht erzielen.

Treue Leserin in Heidelberg.

Schildpatt-Kamm (16). — Wenn der Schaden sich nicht durch Anwendung von Fischleim heilen läßt, kann ich Ihnen einen vorzüglichen Kitt für Schildpatt empfehlen, den Sie sich selbst aus einer Auflösung von Kautschuk und Mastix in Chloroform herstellen können. 50 Gramm Kautschuk werden klein geschnitten, in eine Flasche gethan, mit 40 Gramm Chloroform übergossen und luftdicht verschlossen. Sobald der Kautschuk sich aufgelöst hat, fügt man 10 Gramm Mastix hinzu, welche zu ihrer Auflösung etwa 8 Tage gebrauchen. Die Bruchstellen werden dann erwärmt, mit dem Kitt bestrichen und fest zusammengedrückt. Es lassen sich sogar Schildpatt-Theile ohne Kitt, nur durch Erwärmung und Zusammenpressen an einander fügen. E. F.—Aargau.

Erfrorene Aepfel (24). — Zunächst müssen Sie dafür Sorge tragen, daß das erfrorene Obst langsam zum Aufthauen gebracht wird, also nicht in warmen Räumen; am besten ist es, wenn man die Früchte in kaltes Brunnenwasser legt. Hat sich nun hier eine Eishülle um die Aepfel gebildet, so müssen dieselben sorgfältig mit einem Tuche abgerieben werden. Dann können Sie das Obst zum Kochen von Mus und Gelée verwenden.

Abonnentin in Ostpreußen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 17. April 1892. — Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ostermorgen.

Auferstanden, auferstanden!
Alles knospt und drängt zum Licht,
Alles, frei von starren Banden,
Seine Hülle freudig bricht.

Dürre Blätter flüstern, leise
Raschelnd, uns zu Füßen noch
Ihre trübe Winterweise —
Frühling, Ostern ward es doch!

Blumen sprießen aus den Grüften,
Kinderaugen lachen hell,
Lerchen jubeln in den Lüften,
Brich hervor, o Lebensquell!

Durch die Flur laß deine Welle,
Durch die Herzen laß sie gehn,
Frenden wollen auf der Schwelle
Jungen Lenzes auferstehn.

A. Godin.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Um den Mund des Weißbärtigen spielte ein leichtes Lächeln, als es von seinen Lippen kam: „Bon jour, mon ami.“

Doch er besann sich, das war nicht die Sprache des eingeborenen niedrigen Volkes, und er fuhr in einem fremdtönigen und grammatisch ungelenken, indeß trotzdem durchaus geläufigen Deutsch fort: „Mein guter Freund, freut mich, Ihn hier zu treffen. Ich suche den Grab, soll sein in diese Gegend, von Herzog, wo hat umgebracht König, seinen Bruder, und hat nicht wollen bleiben, zu liegen todt. Weiß Er Platz, wo, zeig mir!“

Pidder's gewöhnliche Sprache war seit langen Jahren Plattdeutsch, doch verstand er, sich ebenso gut hochdeutsch auszudrücken, und antwortete: „Ja, wenn Ihnen das Spaß macht, kann das ja leicht angehen, denn das Loch ist gar nicht weit von hier. Da kommen Sie man mit, ich geh' dicht daran vorbei.“

Es ließ sich nichts davon merken, daß Pidder Sörenbroder ein Gefühl für die Auszeichnung besitze, seinen Weg in so vornehmer Begleitung fortzusetzen; seine Beine holten grad' ebenso gleichmäßig und breitspurig wie bisher aus, und der Andere folgte ihm nach. Sie gingen ungefähr zehn Minuten, dann bog der Fischer ein paar Schritte durch einen Unterholzsaum vom Wege ab und sagte hindeutend: „Da is das Loch, wo sie ihm den Pfahl durch den Leib gerammt haben — so!“ und er vollführte eine wuchtige Bewegung mit dem Arm, als ob er eine Axt in der Hand halte und einen Pflock damit in den Boden hinunterschlage.

Eine kleine versumpfte Waldstelle war's, da und dort grün bewachsen, in der Mitte blinkerte matt ein ausgerundeter Wasserfleck. Der Begleiter Pidder's sah darauf nieder, blickte dann kurz in die Runde umher und äußerte: „Ah, ein Platz, gutgelegen vor ein Königsgrab. Ich habe gehört, man ihn festgemacht mit ein

Das erste Schiff. Nach einem Bilde von S. Granitsch. — Siehe Seite 63.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

poteau, Pfost. Merci, mon ami. Ich will Ihn nicht halten auf länger Zeit."

Jetzt rückte Pidder ein bischen an seiner Krempe und ging, drehte sich jedoch noch einmal, da ihm noch eine Frage nachklang: „Hat Er angesehen vielleicht, was Weg heute hat genommen Sein Durchlaucht zu sein Spazierfahrt?"

Der Fischer nickte und versetzte: „Die Kutschen sind über der Altstadt aufwärts gefahren nach Sanct Jörgen zu und kommen wahrscheinlich hier herum zurück."

„Ah, merci, merci!" Der Antwortende winkte zweimal mit der weißen Hand, und Pidder Sörenbroder begab sich nordwärts durch den dichten Wald weiter. Seine Vermuthung hatte das Richtige getroffen; von Osten her blitzte um eine halbe Stunde später die Goldkutsche Ihrer Königlichen Hoheit auf und flog wie ein riesenhafter Citronenfalter zwischen den grünen Buchenrändern des Wegs heran. Dann folgte in ziemlichem Abstand der Wagen ihres Gemahls, der, als er an den Waldeingang kam, die Rappen im Schritt gehen ließ. Die Schattenluft war nach der Fahrt in der Sonne köstlich erfrischend und ganz mit Buchfinken-Gejubel angefüllt; nach einer Weile gebot der Landgraf dem Kutscher sogar, zu halten. Eine Drossel schlug etwas seitab in ungewöhnlich hohen Tönen; darauf hörte er hin, er schätzte ihren Gesang besonders. Nun verstummte sie, und er gab ein Zeichen zur Weiterfahrt. Doch zugleich klang unweit zur Rechten von ihm zwischen alten grauen Stämmen hervor eine Stimme, die einige Worte in lateinischer Sprache redete, und eine andere erwiderte ebenso darauf. Einen der beiden Sprecher sah man auf ein Dutzend Schritte deutlich dastehen. Der weißbärtige Herr war's, den Pidder Sörenbroder vorhin weiter westwärts angetroffen hatte; von dem Urheber des anderen Stimmenlautes dagegen ließ sich nichts gewahren, obwohl die Bäume an dieser Stelle einen ziemlich großen offenen Raum zwischen sich hielten. Doch nun scholl es abermals vom Munde des Sichtbaren: „Vale!" und: „Vale!" gab der Andere aus einiger Entfernung zurück. Unverkennbar fand eine freundschaftlich achtungsvolle Verabschiedung statt.

Der Landgraf Karl hatte eigenhändig den Wagenschlag geöffnet und rief, ein wenig zaudernden Mundes, hinüber: „Herr Graf — Sie hier? Ich bin sehr erfreut —"

Sich überrascht umwendend und ehrerbietig das Barett lüftend, kam der Angesprochene heran. „Oh, Durchlaucht — c'est moi, ich bin es — freudig erstaunt, Eure Durchlaucht hier anzutreffen."

Der Statthalter hielt den Blick suchend zwischen die Buchenstämme hineingetaucht und entgegnete: „Mit wem sprachen Sie eben, Herr Graf? Ich sehe Niemand —"

Ein Lächeln umglitt die Lippen des Befragten. „Eure Durchlaucht vermögen es noch nicht mit Ihren Augen, aber Sie werden, kommt eine Zeit, auch sehen wie ich, so gut, was sieht nur die Aug', wenn sie hat Leuchtung von innen heraus. Monsieur de Swedenborg gab mir die Ehr'; er macht eine Reis' von Stockholm nach London und weiß, ich heute Morgen hier im Wald sein. Aber er spricht nicht, was ich, und ich kann nicht schwedische Sprach', darum wir haben gemacht unsere Conversation auf Lateinisch."

Der Landgraf hatte mit einer achtungsvoll einladenden Handbewegung den Sprecher aufgefordert, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen und erwiderte, etwas ungewissen Tones: „Ich glaube, es ist schon ziemlich lange, daß Herr von Swedenborg —"

„Ist, was man sagt, todt, ja, sieben Jahr entrückt von gewöhnlichem Menschensinne. Er ist geworden sehr charmant von Aussehen, graziös, und sehr liebenswürdig und hat mir gemacht manch' Aufschluß sehr interessant. Ein großer Geist; hat die Natur schon gemacht Deutung voraus, daß ihn auf die Welt gebracht außer der Zeit, nicht im Monat Februar, nicht im März, zwischen beid', am Tag der Geister, nennen Schalttag alle vier Jahr. Er hat mir gelehrt ein Zuthat, zu stellen her Saphir so blau wie Ostsee, was bei mein' gefehlt noch. Ich werde machen Versuch damit noch heute."

Der in die Kutsche Eingestiegene streckte die Hand in eine Tasche seines Schaubenrockes und zog ein halbes Dutzend kleiner Steine hervor, bläulich, doch undurchsichtig, mehr von Türkis- als Saphir-Aussehen. Aus weitgeöffneten Lidern schaute der Landgraf darauf nieder, nahm einen derselben zwischen die Fingerspitzen und betrachtete ihn mit gespanntem Blick. Rasch flog der Wagen jetzt durch den Wald, der Pferdehufschlag und das Rädergeknarr übertönten das mit gedämpften Stimmen fortgeführte Zwiegespräch. Dann fuhr plötzlich der Kopf des Begleiters Landgraf Karl's mit einem Aufruck empor, und er rief dem Kutscher zu: „Halte-là! Halt Er an!"

„Warum? Was haben Sie?" kam vom Munde des Statthalters.

Der Befragte blickte suchend umher. „Ein Rapport. Ich weiß nicht was, — muß sehen."

Er stieg aus und trat, von dem Landgrafen begleitet, durch das Unterholz am Wegrande einige Schritte in den Wald hinein. Dann lag die kleine, da und dort grün bewachsene Sumpfstelle vor ihnen, ebenso wie um etwa eine Stunde früher, nur spiegelte der Wasserfleck in der Mitte gegenwärtig nicht mit blauem matten Blinkern, sondern aus ihm schillerte eigenthümlich ein grün und bläulich durch einander fließendes Licht auf und bewegte sich nach dem Herankommen der Beiden wie ein Irrwischflämmchen leicht zuckend hin und her. Durch einen Widerglanz der Sonne konnte es nicht veranlaßt sein, denn der Sumpf lag völlig von einem hohen Buchenwipfel verschattet; jene fiel mit ihrem Strahlengewoge nur bis an den Rand der kleinen Lichtung herüber. Kurz hielt der Weißbärtige den Blick auf das sonderbare Lichtspiel gerichtet, dann sagte er: „Ich nicht begreife, Durchlaucht — was ist das?"

Die Züge des Landgrafen drückten höchstes Erstaunen aus, er antwortete nur halblaut: „Hier soll der König Abel von Dänemark, der seinen Bruder ermordet hatte, begraben worden sein, weil er nach seinem Tode nicht im Sarg bleiben wollte."

„Ah — das war's — der Rapport. Un revenant — ein ruhloser Geist. Man muß ihm verschaffen Ruh' — wenn Euer Durchlaucht geben Erlaubniß."

Der Statthalter nickte nur unwillkürlich stumm mit dem Kopfe; sein Begleiter entfernte sich einige Schritte, trat neben einen alten Buchenstamm, erhob seine eine Hand und brachte laut einige Worte in einer fremd und seltsam klingenden Sprache über die Lippen. Der Lichtschimmer in der Sumpfmitte schwankte ein paar Mal stärker als zuvor auf und ab, doch bei dem letzten Wort erlosch er jählings, und der Wasserfleck lag, wie jede gewöhnliche Spiegelung, nur eben matt blinkernd da. Langsam schreitend kehrte der Urheber dieser Veränderung zurück und sprach ernst: „Eure Durchlaucht hat gethan ein gutes Werk, zu erlauben mir, bringen zur Ruh' den armen Geist. Ob er auch gewesen ist ein Brudermörder, er hat gehabt genug Qual in sein Gewissen, weil er gelebt, daß er ist gestraft. Hélas, Monseigneur, — mich traurig macht der Gedanke an unwürdigen Bruder. Ich habe gehabt zwei, so traurig, daß ich ihr Namen nicht mehr gekonnt hören und seit bald zweihundert — ich meine, seit schon lange Zeit mich hab genannt nicht mehr wie sie. Plaît-il à Votre Altesse, daß wir gehn zurück nach dem Wagen?"

Er schlug mit sichtlich von trüber Erinnerung bewegtem Gesichtsausdruck die Richtung zur Straße wieder ein; der Landgraf folgte ihm und hielt wartend am Kutschenschlag an, als ob er von dem Gefühl bewältigt sei, seinen Gefährten zuerst einsteigen lassen zu müssen. Doch der Letztere sagte, sich ehrerbietig verneigend: „Oh, nach Eurer Durchlaucht — je vous prie, Monseigneur. Ich habe nicht Verlang und Anspruch mehr auf Fürstenehr', weil ich will sein nichts, als ein Wohlthäter vor die Menschheit und ein getreuer Rathgeber und Gehülf' bei meinem gnädigen Herrn und Freund."

Der Statthalter hatte merklich seit dem Weggang von dem Sumpffleck umsonst nach Worten gesucht und äußerte jetzt halb scheuen Stimmklanges: „Eine wunderbare, — eine göttliche Macht, lieber Graf, — wenn ich sie so nennen soll —"

„Die Macht, Monseigneur, der Erkenntniß von dem großen Mysterium, welches macht begreifen Leben und Tod in der Natur. Es ist die Wissenschaft der Ober- und Unterwelt, die sind eines und dasselbige, wie sie hat besessen Trismegistos, der dreimal Größte, und hinterlassen in Aegypten der Weisheit von den alten Priestern vor fünftausend Jahr'. Ich ihn habe nicht gekannt mehr, es ist Uebertreibung, wenn man sagt es von mir. Aber ich bin gedrungen ein in seine Lehr', als ich gelebt siebzehn Jahr' in der Pyramid', er liegt begraben d'rin. Es sind Manche gewesen nahe dabei, zu begreifen seine Geheimniß'; ich will nennen Apollonius von Thyana, der war am nächsten; mir ist nicht vorgekommen ein Zweiter, wie er. Auch Albertus Magnus und Basilius Valentinus, aber sie konnten nicht dringen durch zum Letzten der hermetischen Kunst, zum Stein der Weisen. Ich hab' bekommen sein Macht über die Geister und das Leben, daß ich es mit mein Elixir kann machen länger, sehr lang, vielleicht, daß niemals aufhört. Aber ich hab' nicht können finden aus bis heut' sein groß Magisterium, zu wandeln um mit Sicherheit unedel Metall in Gold. Man sagt, daß es steh' in mein Macht — die Leut' sagen viel. — Aber ich kann es nicht. Es mir fehlt dazu immer noch eine Ingredienz, das, wenn ich find', ist erst die groß Geheimniß gelöst."

„Sie werden, Sie müssen es finden, ich bin überzeugt davon," versetzte der Landgraf. „Wenn es Ihnen nicht gelingt, bleibt es ewig für Menschen unlöslich."

„Oh, Monseigneur, ich Ihnen viel dankbar bin vor Ihr Glaube an meine schwache Kraft. Wann ich werd' kommen in Besitz davon, es wird nur geschehn, weil Eure Durchlaucht mir immer flößt ein neuen Muth und unterstützt mich mit Ihrer großen Kenntniß und Rathschlag."

Der Wagen rollte nordwärts davon; bei einer Biegung des Weges tauchte nach einer Viertelstunde das Funkeln der goldenen Kutsche auf. Sie hielt still vor einem strohbedachten und moosbewachsenen, mitten im Walde an der Landstraße nach Flensburg belegenen Hause oder Gehöft, der alten Wirthschaft Ruge Krog. Die Landgräfin war von der Fahrt durch die warme Frühlingsluft durstig geworden und verlangte ein Glas Milch zu trinken. Das ging indeß nicht ganz rasch und glatt ab; die beiden Hofmägde genirten sich, in ihren Arbeitskleidern an den Wagen der hohen Herrschaft herauszukommen, und suchten nach der Haustochter. Das Gleiche that der Krugwirth Henke Gorries und rief mit übellauniger Stimme herein: „Dörthe! Dörthe! Wo stickt de verdammte Deern? Wenn Een se brukt, is se nich da!"

Westwärts vom Hause war, offenbar auch schon aus alter Zeit, ein ziemlich großes Waldstück zu einem Küchengarten weggerodet, darin kniete die Gerufene am äußersten Rand vor einem Gemüsebeet am Boden und hörte nicht. Sie war beschäftigt, Spargel zu stechen, hielt eine Anzahl solcher in der Linken und ein Messer in der Rechten, doch sah unthätig auf die von ihr an einer Stelle aufgelockerte Erde nieder. Nun klang unfern hinter ihr eine Stimme: „Dorret!" — ihr Kopf fuhr in die Höhe, und sie sah sich mit etwas verwirrten Augen um. Dann sagte sie: „Du, Onkel Pidder? Wie kommst Du hierher?"

Pidder Sörenbroder war's, der seither auf einem Fußsteig durch den Wald gekommen, sich trotz seiner Jahre behend über den Gartenzaunwall geschwungen und unbemerkt schon ein paar Minuten lang hinter der Knieenden gestanden hatte. Er antwortete: „Wollt' 'mal nach Dir sehn. Du sollst drüben was ausrichten, der Wirth ruft nach Dir. Die Gottorper Herrschaft hält vor'm Haus."

Die Bezeichnung „der Wirth" hing nicht mit der Krugwirthschaft zusammen, sondern hatte landesbräuchlich die altniedersächsische Bedeutung „der Hausherr"; auch die Kinder redeten auf dem Lande zuweilen Fremden so von ihrem Vater. Wie Dorret Gorries jetzt aufstand, glich sie an Gestalt und Zügen ihrem vierschrötigen Vater in nichts, dagegen erkannte man auf den ersten Blick eine Verwandtschafts-Aehnlichkeit zwischen ihr und Pidder Sörenbroder. Er war ihrer verstorbenen Mutter ungefähr um anderthalb Jahrzehnte älterer Bruder, und ihr Gesicht gab ganz das seinige, in's Junge, Weiche und Weibliche verwandelt, zurück. Man sah's ihr gleichsam an, sie müsse die Abkömmlingin einer Gegend der Wellen und des Sandes bilden, oder wenigstens ihre Mutter eine solche gewesen sein.

Auch in ihren Augen lag ein silbern grauer Seeglanz, ihr reiches Haar besaß etwas wellenhaft Fließendes und gemahnte in seiner eigenthümlichen Farbe zwischen Hell und Dunkel an einen von Wolkenschatten überlagerten Dünenscheitel, während darunter die ungewöhnlich hohe Stirn und das Gesicht dem im vollen Sonnenauffall weißperlenden Sandhange ähnelten; zwei kleine, reizend geformte ‚Sonnenmuscheln' bildeten die Schalter ihrer Ohren. Die Kleidung des etwa achtzehnjährigen Mädchens war die im Angler-Lande übliche der Töchter besser bemittelter Bauern: ein dunkelfarbiger, kurzer Rock aus „eigengemachtem" Zeug, ein knappsitzender „Spenzer" und weißbauschende, bis zur Mitte des Oberarms reichende Hemdärmel. Alles sehr sauber. Doch die Tracht stand nicht im Einklang mit der Natur ihrer Trägerin, war ländlich-dörflich, und Dorret Gorries gehörte unverkennbar mit ihrer ganzen Art nicht zwischen Felder, Wiesen und Wald, sondern an den weiteinsamen Meerstrand, unter windwehendes Dünengras, Wellenschaum, glitzernden Sand und weißbrüstig jagende Möven. Dazwischen in irgend einer Gewandung, die von allem dem Farben genommen hätte, konnte man sie sich vorstellen, oder auch als Meerjungfer, über dem Gischtsprühen des Kammes einer heranrollenden Woge auftauchend und wieder zurücksinkend, daß der Blick nicht gewußt, ob er etwas Wirkliches oder nur ein Geschöpf der Einbildung vor sich gesehen.

Sie schlug sich nun mit der Hand den erdigen Staub vom Rock, nickte Pidder noch einmal zu und ging, dem Ruf ihres Vaters Folge zu leisten, davon. Auch ihr Gang war anders, als der anderer Bauerntöchter; die schmalen, bis über die Knöchel hinauf sichtbaren Füße traten weder breit unbeholfen auf, noch trippelten sie, sondern bewegten sich in zugleich sicherem und gelenkem Ausschreiten an einander vorüber. An der Hinterthür des Hauses empfing Henke Gorries sie mit brummiger Miene: „Hau! Schall ick Di Been maken? De Hoheit töpt all; dat schall mi rech sin, wenn't en Rappelment vör Di gifft." Die Angefahrene nahm auf einem Teller ein Glas mit Milch aus der Hand einer der Mägde, die dazu wisperte: „Wüllt Du würklich to ehr herut, Dörthe?" Doch diese gab keine Antwort, schritt ruhig über die Diele der Vorderthür zu und weiter zum Kutschenschlag hinan. Gleichmäßig festen Schrittes, ohne Furcht noch Scheu; nicht das leiseste Rütteln bewegte die Oberfläche der Milch. Es war, als ob sie etwas

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

täglich Gewohntes ausführe, während sie es zum ersten Mal that, als ob sie die Frau Landgräfin nie anders als in nächster Nähe gesehen hätte. Hinter ihr befanden sich die übrigen Hausbewohner in verhaltener Aufregung; solche Ehre war dem Krug noch niemals widerfahren. Mägde und Knechte drückten sich, neugierig gaffend, im Hauseingang, aus dem Henke Gorries mit abgezogener Mütze und gekrümmtem Rücken hervorgetreten. Es schnaubte und dröhnte wieder von Süden her, auch der Wagen des Landgrafen kam herzu und hielt hinter der Goldkutsche an.

Einer der vom Trittbrett abgesprungenen Lakaien wollte Dorret das Glas aus der Hand nehmen, um es zu präsentiren, doch sie trat, ohne ihn zu beachten, vorüber. Nicht knixend, wie es Andere wahrscheinlich gethan hätten, sondern Kopf und Brust etwas zum Gruß vorneigend; dann stand sie aufrecht, der Landgräfin das Getränk darbietend, und betrachtete diese, die das Glas an die Lippen setzte, aufmerksam mit gradaus gerichtetem Blick. Ihre Königliche Hoheit nippte nur ein wenig und sah danach verwundert das scheulos vor ihr stehende Mädchen an, dessen Augen, statt sich schüchtern vor denen der Königstochter niederzuschlagen, ruhig ihre Richtung beibehielten. Es war absonderlich, was für Geschöpfe man außerhalb des Schlosses und der Parkgärten bei einer Ausfahrt antraf, aber die hocherlauchte Frau war heute in der Laune, sich über den mangelhaften Respect-Ausdruck der ländlichen Unbeholfenheit und Unwissenheit zu amüsiren, und fragte:

„Weißt Du, wer ich bin?"

„Ja."

Die kurze Antwort kam laut und klar, ohne Zaudern und Verlegenheit vom Munde der Befragten, augenscheinlich der Landgräfin wider Erwarten, denn ihre Wimpern schlugen sich rasch einmal auf einander, und sie erwiderte weniger herablassend, beinah mit etwas scharfgespitzter Stimme:

„Wie heißt Du?"

„Dorret!"

„Was für ein Name ist das?"

Die Befragte brauchte nicht mehr darauf zu entgegnen; unterwürfig vorgebückt, trat ihr Vater herzu und sagte in Ton und Ausdrucksweise des nur ausnahmsweise mit höhergestellten Persönlichkeiten hochdeutsch redenden Plattdeutschen:

„Mit Verlaubniß, Königliche Hoheit, das is meine Tochter, sie weiß noch gar nich, was sich vor Königliche Hoheit schickt, un macht mich oft Verdruß. Sie is Dorothea getauft, davor sagen sie bei den Friesenleuten auf Sylt, wo ihre Mutter her gewesen is, Dorret, un sie hat das so mit der ordinären Manier, daß sie sich selber auch so heißen will. Das müssen Königliche Hoheit mich nich krumm nehmen, ich kann nix davor, denn mich is noch keinmals so'n Glück in'n Leben passirt, als heute, daß Königliche Hoheit in meinen Krug vorgekehrt sind."

Das war in sehr gemein klingender Sprache vorgebracht, aber der Inhalt drückte das von der Hörerin als selbstverständlich Erwartete aus; sie neigte, zum Zeichen ihrer Befriedigung fast unmerklich nickend, die Stirn und reichte Henke Gorries das von ihr noch in der Hand behaltene Glas zurück. Danach drehte sie flüchtig noch den Blick nach dem Mädchen, das mechanisch einige Schritte zur Seite getreten war, winkte kurz dem Lakaien, der seinerseits dem Kutscher zurief, und ein Peitschenschlag setzte die schwarzen Rappen wieder in Bewegung. Dorret stand und blickte der goldenen Kutsche wie mit Augen nach, die in die Sonne gesehen und von einem Blendungsgeflimmer überzittert sind. Was sie gethan und gesagt, hatte nichts Leisestes von Frechheit oder Ungezogenheit an sich gehabt, es war nur ein Benehmen der Königstochter gegenüber gewesen, als ob diese für sie nichts Uebermenschliches sei, vor dem man sich krümmen, zittern und zagen müsse. Einzig mit einem großblickenden Staunen hatte das Mädchen zum ersten Mal auf Schrittweite vor der unnahbaren, höchstgestellten Persönlichkeit des Landes gestanden, und so stand Dorret Gorries noch, wie sich besinnend, ob sie die Insassin des glitzernden Wagens in Wirklichkeit oder im Traum gesehen habe.

Nun indeß ging ihr Kopf herum, wenige Schritte von ihr hielt das Gespann des Landgrafen, und auch dieser empfand, gleich seiner Gemahlin, das Bedürfniß, sich durch einen Trunk zu erfrischen. Für das, was er statt der Milch wünschte, bediente er sich in einer Anwandlung jovialer Leutseligkeit der landbräuchlichen Bezeichnung, denn er sagte: „Du da, hast Du ein reines Wort Gottes für mich?" Henke Gorries stürzte in's Haus und rief: „En Köben — en Köben vör Dörchlaucht!" und kam mit einem mächtigen, vollgeschenkten Glase Kornbranntweins zurück, um es in den Wagen zu reichen. Doch der Statthalter winkte: „Nein, laß Er's mir durch Seine Tochter präsentiren, ich habe eben gesehen, sie muß das Serviren noch lernen." Es war ungewöhnlich, daß der Landgraf sich zu einer derartigen Anrede herabließ, doch die Leute vor ihm gehörten nicht dem städtischen Bürgerstande, sondern der bäuerischen Landbevölkerung an, gewissermaßen einem Bestandtheil der Natur, wie Förster, Jäger, Treiber, an die ein Fürst, ohne seiner Unnahbarkeit etwas zu vergeben, einmal persönlich das Wort richten konnte. Er wandte sich jetzt gegen seinen Begleiter: „Darf ich Ihnen auch eine Erfrischung bringen lassen, Herr Graf?" Allein dieser erwiderte lächelnd: „Eure Durchlaucht weiß, ich nicht bedarf Speis und Trank, als Wasser, das groß' Element der Lebenserneuerung in aller Natur-Organisme." Der Landgraf dagegen war trotz seiner hohen Stellung auch ein nach solcher Richtung hin nicht heikler Sohn seiner Zeit; er nahm aus der Hand des herangetretenen Mädchens jetzt das Glas mit dem starken und wenig vornehmen Getränk, that einen herzhaften Schluck davon und gab den Rest zurück. Er befand sich merklich in angenehm erregtem Zustande, der Gemüthsverfassung, welche sonderbare Sprechweise des Landes bei einem hohen Herrn als „niederträchtig" bezeichnete, denn er nickte anerkennend: „Euer Branntewein ist von guter Sorte, ich werde Euern Krug empfehlen." Dabei musterte er das Gesicht der vor ihm Stehenden und setzte hinzu: „Du heißt Dorret, hörte ich. Warum nennst Du Dich nicht Dorothea, wie Dein Vater es wünscht? Das klingt doch hübscher und paßt besser zu Dir."

„Oder Dorette, wie man sie würde nennen in Versailles", fügte der Weißbärtige bei.

Die Rappen zogen zugleich wieder an, und der Wagen folgte dem ersten nach. Der Landgraf wiederholte: „Dorette — in der That, das klänge noch artiger; Sie treffen immer das Richtigste, lieber Graf." Er wandte noch einmal kurz zurückblickend den Kopf: „Ein ungewöhnliches Frauenzimmer, das man in einer Krugwirthschaft nicht vermuthet und das sich noch besser in anderer Kleidung, als in der bäurischen Tracht ausnehmen müßte." Dann flog das Fuhrwerk rascher den Waldweg entlang, und beinah wie von dem flüchtig vorübergehuschten Gaukelspiel eines phantastischen Mittagsgespenstes verlassen, lag die Straße vor dem Ruge Krog in ihrer vorherigen Leere da.

Doch nicht still, denn ein Hagelschlag von Scheltworten in plattdeutscher Mundart ergoß sich jetzt zwischen den Zähnen Henke Gorries' hervor auf seine Tochter, die ihn durch Dummheit, Maulflözigkeit und Steifnackigkeit bei der Königlichen Hoheit und der Durchlaucht in Ungnade gebracht habe. Man sah und hörte, er packte mit beiden Fäusten den Anlaß beim Schopf, einen beständig in ihm vorräthigen Grimm auf Dorret zu entladen. Sie erwiderte nichts, stand noch auf demselben Fleck und bog nur die Daumen ihrer ineinander gefalteten Hände langsam auf und ab; ihre Erscheinung machte den Eindruck einer Tauben oder völlig Geistesabwesenden. Das erboste ihren Vater noch mehr, er griff nach einer Zaunlatte und schrie: „Mak Di inn't Hus, fuß will ick Di —!" Aber von der Ecke her fiel ihm in die Fortsetzung eine Stimme: „Höh! Höh! Wat schall denn de Tunsticken?" Pidder Sörenbroder war's, der ebenfalls aus dem Garten herangekommen, um aus einiger Entfernung sich den ungewöhnlichen Vorgang auf der Straße mit anzusehen. Wie Henke Gorries seiner jetzt ansichtig ward, gab's ihm einen Ruck im Arm, daß er unwillkürlich den Prügel auf den Boden fahren ließ. Aber gleich drauf schwoll's ihm in den Schläfen, und er stieß aus: „Wat geiht Di dat an? Wenn de Deern mi dat mal to dull makt, smit ick se ut'n Hus, nachsten kann se tokiken, wo se blifft." Doch Pidder trat, ruhig einige Züge aus seinem Pfeifenstummel paffend, näher heran und erwiderte: „So gau warrd dat damit wul nich, Swager, dat beslöppst Du wul noch. Wo se hengahn schull, dat weer ja licht, denn bi mi is Platz nog, wanner se kamen will. Awer wo Du ofbliwen schullst, dat weer wol leeger, denn man smitt doch keen ut'n Hus, dat em tohört. Dabi würr man sülben rutsleegen, dat weer nich klok."

Mit ruhiger Bedächtigkeit brachte der Fischer es vom Munde, doch für den Hörer sehr verständlich, auf dessen Erhitzung es wie ein kalter Wasserguß wirkte. Pidder hatte ihm in Erinnerung gerufen, daß die Mutter Dorrets die Geldsumme besessen, für welche nach ihrer Verheirathung mit Henke Gorries dieser in den Besitz des Rugen Krogs gekommen war. Allerdings dauerte es noch mehrere Jahre, bis seine Tochter volljährig wurde, aber wenn das geschah, ward sie nach dem bestehenden Erbrecht des Landes gesetzlich zur Eigenthümerin des Gehöfts. Daran ließ sich nichts ändern, oder wenigstens mißglückte ein Versuch, den der Ergrimmte augenblicklich dazu machte, durchaus. Er antwortete, dem Vorhalt seines Schwagers Trotz bietend, etwas gedämpfter: „Wat ehr tohört, seggst Du? Dat stünn wul in Frag, wenn ick segge wull, se hör mi nich to." Aber Pidder versetzte gleichmüthig: „Dat hest Du ja wußt un harrst Du seggen müßt, vör Du se op Din Nam inn't Karkenbok schriven leetst. Denn weerst Du awer wul nich Kröger hier worrn." Auch darin mußte eine unanfechtbare Richtigkeit liegen, die Henke Gorries auf den Mund schlug, daß er nur noch ein paar unverständliche Töne hervorbrummte und sich danach stumm aus der ihm allzeit unangenehmen Nähe seines Schwagers wegdrückte.

Wie's der Anblick Dorret's gleich vermuthen ließ, war sie nicht die Tochter dessen, von dem sie den Namen trug und der als ihr Vater galt. Sie ahnte es nicht, aber er hatte es schon vor ihrer Geburt gewußt, die fünf oder sechs Monate nach seiner Hochzeit mit ihrer Mutter stattgefunden. Es hieß, diese sei vorher mit einem jungen Schiffer ihrer Heimathinsel Sylt verheirathet gewesen, nur ein paar Wochen lang, da wär' er in einem Sturm auf der See untergegangen. So sagten sie drüben, und der neue Mann der schönen Marne sprach's nach; ob er's geglaubt, mochte eine andere Frage sein, aber er hatte so gethan. Durch Zufall war er auf die abgelegene Insel hinüber gerathen, nicht übel von Aussehen damals, doch ohne einen Schilling in der Tasche und mit noch weniger Arbeitslust in den Fingern. So paßte es ihm gut, sich von einer Frau über Wasser halten zu lassen, vor'm Altar der Keitumer Kirche eine hübsche Zahl von Bankthalern mit ihr einzuheimsen und nichts zu thun. Freilich ward ihm das Leben in dem einsam belegenen Dünenhaus, das sie ihm auch zugebracht, bald langweilig; Schankwirthschaft und lustige Gesellschaft fehlten ihm, und er war kein allzubetrübter Witwer gewesen, als seine Frau schon nach Kurzem, kaum noch zwanzig Jahre alt, gestorben. Da hatte er sofort, nachdem sie droben unter der alten, weithinragenden Kirche von Keitum in die Erde gelegt worden, das Haus gleichfalls zu Geld gemacht, um auf's feste Land zurückzukehren und sich, seiner Neigung gemäß, den Rugen Krog an der Straße von Schleswig nach Flensburg zu kaufen. Hier hätte niemand von seinen Vermögens-Verhältnissen gewußt und sich darum bekümmert, doch ihm zu schwerem Verdruß war sein Schwager ebenfalls von Sylt davongegangen und hatte sich in der Nähe auf dem Schleswiger Holm als Fischer angesiedelt. Der wußte genau, woher Gut und Geld stamme, daß es seiner Schwestertochter als Erbtheil gehöre, und wachte fürsorglich über ihrem Aufgedeihen. Von diesem Bewußtsein, das Henke Gorries beständig mit sich herumtrug, rührte hauptsächlich sein Groll über das Vorhandensein Dorret's her. Er redete sich ein, sie falle ihm zuwider, weil sie nicht seine, sondern Gott mochte wissen wessen Tochter sei; aber im Grunde ließ ihn das sehr gleichgültig, er hatte es ja, wie Pidder Sörenbroder gesagt, vor seiner Heirath gewußt und diese doch geschlossen, um eben dadurch zu Vermögen zu kommen. Das jedoch bedrohte ihm nun die herannahende Mündigkeit Dorret's, und darum wuchs von Jahr zu Jahr sein Widerwille gegen sie. Zwar hatte er sie noch eine Zeitlang unter der väterlichen Macht, indeß für die Zukunft konnte er darin nichts machen, und einen besonderen Dorn im Auge bildete ihm die Nachbarschaft seines Schwagers, der jede Woche einmal herauskam, um „nach ihr zu sehn". Henke war in letzter Zeit ein Gedanke durch den Kopf gegangen und eben zum ersten Mal vom Munde gefahren, daß sie nicht erbberechtigt sein würde, wenn er sie, seiner Ueberzeugung gemäß, für ein unrechtmäßiges, voreheliches Kind ihrer Mutter erklärte. Aber darauf hatte Pidder ihm ruhig erwidert, das hätte er eher bedenken und sie nicht als Dorret Gorries in's Kirchenbuch eintragen lassen müssen. Und wenn er dazu nicht bereitwillig gewesen wäre, hatte der Fischer unverblümt hinzugesetzt, so würde er heute wohl schwerlich als Krugwirth hier sitzen.

Dorret war, ohne mehr von dem letzten Zwiegespräch zu vernehmen, in den Garten zurückgegangen, und ihr Onkel folgte ihr jetzt wieder dorthin nach. Er hatte ursprünglich nicht so geheißen, wie er sich gegenwärtig nannte, sondern nach friesischem Herkommen und nach fortbestehendem Brauch keinen anderen Familiennamen geführt als Eggen, das hieß der Sohn Egges, seines Vaters, wie auch seine Schwester nur Marne Eggen benannt gewesen, die Tochter des Egge. Doch bei seinem Fortzug an die Schlei hatte Pidder, den hiesigen Vorschriften Folge leistend, von einer entfernten Verwandtschaft her, den Geschlechtsnamen Sörenbroder angenommen und war allein noch unter diesem, als ob er ihn von Geburt an getragen, bekannt. Die Entfernung nach Sylt hinüber betrug kaum ein Dutzend Meilen, aber es fand keinerlei Zusammenhang zwischen dort und hier statt. Die Landbevölkerung wußte zumeist kaum den Namen der abgetrennten, von einem fremdredenden Volksstamm bewohnten Insel; sie war wie eine andere Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pietà. Nach dem Bilde von Hans Tichy. — Siehe Seite 63.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung von kirchlichen Stoffen und Parament-Stickereien im Kgl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Von Professor Julius Lessing.

Das Kunstgewerbe-Museum hat im März d. J. im großen Lichthofe eine Ausstellung veranstaltet, die den Zweck hatte, die Stoffe vorzuführen, welche bei uns für kirchliche Zwecke gearbeitet werden und zugleich Stickereien, welche für den Schmuck des Gotteshauses der christlichen Confessionen bestimmt sind. Das hier gebotene Material war sehr vielseitig und lehrreich. In der Pracht der Erscheinung steht der katholische Cultus naturgemäß voran; zu allen Zeiten hat er sich das höchste Vermögen der Kunst und mit ihr den festlichen Glanz zu eigen gemacht. Was uns von Brocaten, seidenen und Sammet-Geweben, von prachtvollen Nadelmalereien, Wirkereien und Stickereien in Gold und Perlen früherer Jahrhunderte erhalten ist, das verdanken wir fast ausschließlich den Sacristeien der katholischen Kirchen, und so ist es auch natürlich, daß die Wiederbelebung der alten Kunst in neueren Tagen sich zunächst wieder in den Dienst der Kirche stellte. Neuschaffung der alten Prachtstoffe, das ist das glänzendste Resultat, welches die Ausstellung uns vorführt, und zwar von einer Stelle her, welche uns besonders wichtig ist, von Crefeld, wo Staat und Stadt seit etwa fünfzehn Jahren die Hebung der Kunstweberei systematisch betreiben; Prachtstoffe sind es, welche auch dem verwöhntesten Auge an Schönheit der Zeichnung und Gluth der Farbe in edelstem Material nichts zu wünschen übrig lassen.

Die Benutzung mittelalterlicher Muster als Vorbilder für kirchliche Zwecke ist nicht neu. Die Stoffsammlungen unserer Museen führen vielmehr ihre Entstehung auf das Bestreben geistlicher Kreise zurück, solche Vorbilder zu besitzen. Der Anfang unseres Jahrhunderts hatte unseren Sacristeien eine arge Verwilderung des Geschmackes gebracht: unruhige Blumenmuster von naturalistischer Aufdringlichkeit oder öde Stoffe in schreienden Farben, das war Alles, was für die Gewänder des Priesters am Altar zur Verfügung stand. Aus der mittelalterlichen Richtung der kirchlichen Kunst, welche die gothischen Dome zur Vollendung führte, erwuchs naturgemäß das Bestreben, für den Dienst am Altar Stoffe gleichen Geschmackes zu verwenden. Man suchte und fand Ueberreste der alten Caseln und sonstigen Paramente; unter der Leitung des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Mannes, Dr. Bock, damals in Köln, wurden bereits in den vierziger Jahren die ersten Versuche gemacht, die alten Muster nachzuweben. Gothisches Ornamentenwerk, das symbolische Weinlaub, mystische Thiergestalten von strenger, ernsthafter Zeichnung kamen wieder zur Geltung.

Seit jener Zeit hat sich diese Richtung immer fester eingewurzelt; in Lyon und in Belgien werden ähnliche Muster in großen Mengen für den Weltmarkt hergestellt, auch München, Venedig, Mailand und andere Orte arbeiten Verwandtes. Für uns ist es nun in hohem Grade erfreulich, unser heimathliches Crefeld mit vollen Ehren in diese Bewegung eintreten zu sehen.

An sich erscheint es nicht weiter schwierig, die mittelalterlichen Muster nachzuweben, besonders die in zwei Tönen gehaltenen Seidenstoffe mit breiten einfachen Mustern. Aber die moderne Technik hat es doch nicht so gar leicht. Man verlangt von ihr, daß sie mit möglichst geringem Aufwande des kostbaren Seidenmaterials eine möglichst glänzende Wirkung erziele; sie hat statt des weichen geschmeidigen Goldfadens des Mittelalters ein drahtartiges starres Gewinde, dieses soll sie sparsam anwenden und die Goldwirkung durch geschickte Bindung der Seide unterstützen. Aber die größeste Schwierigkeit beginnt bei der Neuschaffung der alten Sammetmuster; bisher war es nur ein einziges Haus in Lyon, welches dies tadellos vermochte, und jetzt sehen wir Crefeld in vollem Glanze auf gleicher Höhe, und zwar nicht mit einzelnen Proben, sondern mit einer langen Reihe mustergültiger Schöpfungen. Die Sammetbrocate, welche hier neu erstanden sind, bilden den Höhepunkt textiler Kunst; die Originale gehören dem XV.—XVI. Jahrhundert an, der Zeit des Ueberganges von der Gothik in die Renaissance, und sind daher im Muster von einer stilistischen Gemeingültigkeit und Verwendbarkeit wie kein anderer Musterkreis irgend einer Periode. Man hat diesen Typus das Granatapfel-Muster genannt; der Grund desselben ist durch Rankenwerk in ovale Felder oder Rauten getheilt, in jedem Felde steht ein Fruchtkolben, dem Granatapfel, mehr noch dem Distelkopf in der Erscheinung verwandt, mit Blüthen und Blattwerk reich besetzt. Dieses Muster findet sich in unseren Sammlungen in Hunderten von Varianten, es ist die eigentliche Wurzel für die überwiegende Mehrzahl der Motive für Möbelstoffe und Tapeten aus den letzten zwei Jahrzehnten der neuen deutschen Renaissance. Dieses Muster war uns, — wie alle alten Stoffreste, — lediglich in Kirchengewändern erhalten, aber „kirchlich" ist es darum ebenso wenig, wie die sonstigen Seidenmuster des Mittelalters. Man braucht nur die Bilder des XV. Jahrhunderts, sowohl die italienischen als die niederländischen, flüchtig zu überschauen, um dasselbe Motiv in allen Gewändern der vornehmen Männer und Frauen, ebenso auf den Kissen und Baldachinen der Zimmer und Paläste zu finden. Wir sehen es zu jener Zeit in allen nur irgendwie verwendeten Materialien, vom edelsten Goldbrocat bis zu leichter Seide, Wollstoff und bedrucktem Leinen. Den höchsten Glanz entfaltete diese Zeit aber in dem Seiden-Sammet; man begnügte sich nicht mit der glatten Schicht, sondern man verstand es, den Sammet in zwei Höhenlagen zu weben, so daß ein Theil des Musters reliefartig sich abhebt. Auch für die Goldfäden fand man eine mannigfache Wirkung; theils bilden sie flachliegend den Grund, theils sind sie gekräuselt und heben sich als runde Schlingen aus dem Sammet empor. Der prachtvollen Wirkung dieser Stoffe, welche hauptsächlich in Venedig — wahrscheinlich auch in Burgund, — gefertigt wurden, läßt sich nichts anderes auf dem ganzen Gebiete der Weberei zur Seite stellen. Dieses Gebiet hat Crefeld jetzt in ganzem Umfange für die moderne Kunst wieder erobert.

Selbstverständlich ist die Verwendbarkeit dieser herrlichen Stoffe nicht auf die Kirche beschränkt. Wo immer es sich darum handelt, in Festsälen monumentalen Charakters Wandbekleidungen und Vorhänge einzufügen, die den höchsten Anforderungen eines monumentalen Stils genügen, wird man schwerlich etwas Vollendeteres finden können. Daneben liegen dann noch viele Muster, die, weniger feierlich und einfacher in Haltung und Farbe, für Fest- und Wohnräume einen trefflichen Schmuck bilden werden.

Auf dem Gebiete der Stickereien war der katholische Altarschmuck nur in einzelnen Beispielen vertreten. Das Hauptgewicht bildeten die für den protestantischen Cultus bestimmten Stücke. Hier fallen die Priestergewänder ganz fort, es bleiben nur die Decken für den Altar, die Kanzel und den Taufstein. Aber selbst auf diesem beschränkten Gebiete ist es der Kunst nicht ganz leicht geworden, wieder Zutritt in die Kirche zu erhalten, an vielen Stellen betrachtet man noch heute Farbe und bildnerischen Schmuck als nicht verträglich mit dem protestantischen Gottesdienst. Luther selbst und seine Zeit hatten diese Anschauung nicht. In den lutherischen Kirchen wurden noch bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein an besonderen Festtagen sogar die alten farbigen Priestergewänder benutzt; für Kanzel und Altar verwendete man nicht nur den vorhandenen Schmuck, sondern arbeitete neue Stücke mit allem Glanz der farbigen Seide, der bunten mit Gold und Silber bereicherten Stickerei, zwar in anderer Form, aber im Uebrigen ganz im Sinne der alten Ueberlieferung. Erst dem Einfluß der reformirten Kirche, welche strengstens alle bildlichen und selbst farbigen Elemente aus dem Cultus verbannte, ist jene einförmige, nur Schwarz und Weiß duldende Erscheinung zuzuschreiben, welche unser Jahrhundert in der evangelischen Kirche kennt und schließlich als selbstverständlich ansehen lernte.

Die Bewegung innerhalb der katholischen Kirche zu Gunsten mittelalterlicher Kunstformen blieb aber schließlich nicht stehen vor den Thüren der protestantischen Kirchen. Waren doch die meisten von diesen Kirchen im Mittelalter entstanden, und wenn auch die Zeit der Aufklärung die farbigen Fenster entfernt und die alte Bemalung mit weißem Kalk übertüncht hatte, so bröckelte der Kalk doch allmälig herunter, man holte mit freudigem Staunen die alte Herrlichkeit wieder hervor, man empfand, daß für die Welt der gothischen Bauformen der Schmuck der Farbe die unerläßliche Ergänzung sei; wenn man neue Bauten in diesem Formenkreise aufführte, trat die Bemalung der Pfeiler und Gewölbe als unabweisliche Forderung auf, auch in den Kirchen anderer Formengebung wurde der farbige Schmuck als nothwendige Ergänzung der Architektur empfunden, und so schloß sich der Kreis immer dichter, in welchem auch der Schmuck des Altars wieder zu farbiger Gestaltung gelangen mußte. Die hannoversche, den mittelalterlichen Formen zugewandte Bauschule hat hier thatkräftig eingegriffen, ebenso einzelne für die Kunst begeisterte Vorkämpfer, wie der sächsische Pfarrer Meurer und sein Schützling, der Herrnhuter Beck. Es bildeten sich Paramenten-Vereine, von denen der niedersächsische Verein mit seinem Hauptsitz in Marienberg bei Helmstedt die größeste Wirksamkeit entfaltet hat, die Verbindung der Diaconissenhäuser führte ihn über Niedersachsen hinaus, auch in Berlin hat er im Elisabeth-Krankenhause eine Filiale. In ähnlicher Weise wirken der mecklenburgische Paramenten-Verein mit dem Sitze in Ludwigslust und das Henriettenstift in Hannover. Alle diese Vereine haben sich an der Berliner Ausstellung in hingebender Weise betheiligt.

Der Formenkreis, in welchem sich die Nadelarbeiten der evangelischen Vereine bewegen, ist dem katholischen Cultus gegenüber natürlich beschränkt. Die Legenden der Heiligen und der an lieblichen Typen so reiche Mariencultus kommen in Wegfall. Neben der Gestalt Christi sind selbst die Gestalten der Evangelisten und Apostel nur selten vertreten; statt den Heiland leibhaftig darzustellen, wählt man mit Vorliebe Symbole: das Lamm, das Chrisma; selbst die Engelsgestalten erscheinen zumeist nur halben Leibes aus dem Ornament erwachsend. Nur in ganz vereinzelten Fällen sind reichere figürliche Compositionen versucht, bei welchen symbolische Gestalten aus der Bildersprache der heiligen Schrift eingeführt erscheinen. Als reichste Arbeit dieser Art mag die Kanzelbekleidung erwähnt werden, welche für den Dom in Schwerin ausgeführt ist. Den Grundstoff bildete hier der Silberbrocat des Brautkleides der Großherzogin; es ist hier die schöne Sitte eingeführt, welche im Mittelalter und bis in unsere Zeit hinein in der katholischen Kirche üblich war, das Brautkleid nur zu dem einen Gange zum Altar zu benutzen und es dann dem Altar zu weihen. Die große Menge buntgeblümter Seidenstoffe in unseren Sacristeien entstammt dieser Sitte.

Wir haben zu der Betrachtung der evangelischen Arbeiten zurückzukehren. Auch das Ornament, welches in der katholischen Kirche ohne Nebengedanken allen Entwickelungsstufen der Kunst folgt und immer das Schönste und Glänzendste, was der menschliche Geist erdacht, dem Cultus dienstbar macht, ist in diesen protestantischen Stickereien mit symbolischem Inhalt durchdrungen, und nicht selten beschwert.

In den meisten der ausgestellten Arbeiten macht sich ein gewisser einheitlicher Zug geltend, den man wohl dem Einflusse des sehr fleißigen Zeichners Beck zuschreiben muß. Beck hat sich einen gewissen Stil herausgebildet, der mittelalterliche Formen benutzt, diese aber modern umbildet, voll ruhiger Milde, wenn auch nicht frei von einer gewissen Weichlichkeit. Das Ornament ist durchweg correct und sinnig, aber es fehlt die Kraft, um die Compositionen in den weiträumigen Hallen der Kirche zur vollen Geltung zu bringen; diese feinen Contouren und zarten Lineamente der Zeichnung verflüchtigen sich schon bei mäßiger Entfernung. Voller in Farbe und Zeichnung und eigenartiger in der Erfindung sind die von Hannover beeinflußten Arbeiten, in ähnlichem Geiste wirkt Otzen in Berlin, nach dessen Entwurf die hier abgebildete Decke von den Schwestern des Elisabeth-Krankenhauses für ihre Kapelle ausgeführt ist.

Einen selbständigen Charakter haben die Arbeiten der bekannten Berliner Werkstatt von Besser-Nettelbeck (Thiele), wenig Figuren und Emblemte, dafür eine kräftigere Betonung der Hauptlinien durch ornamentale Borten von reliefartiger, wirksamer Behandlung. Auch ein großer Altarteppich, von der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe für die Dankeskirche in Berlin ausgeführt, ist in wirkungsvollen Zügen behandelt.

Von Arbeiten kleinerer Ateliers und einzelner kunstfertiger Damen sind zu nennen die sehr geschickten Seidenstickereien von Frau Dr. von Wedell, in wesentlich modernem Geschmack, und die sehr mannigfaltigen Nadelarbeiten von Frau von Münchhausen in Hannover.

Wichtiger noch als die Frage, was bis jetzt geleistet, ist für uns die Frage, welche künstlerische Entwickelung sich an diese Ausstellung knüpfen läßt. Es ist ersichtlich, daß bei der hochgesteigerten Thätigkeit im Kirchenbau alle hierzu berufenen ornamentalen Künste ihre beste Kraft einsetzen müssen, um die hohen Aufgaben im vollen Umfange würdig durchzuführen. An gutem Willen und Hingebung für diese Aufgaben fehlt es nicht; wohl selten wird eine Kirche vollendet, ohne daß die Frauen der Gemeinde Altarteppiche und Decken für dieselbe stiften, die Frauen unseres Landadels arbeiten mit Hingebung für die Kirchen ihres Patronats; aber fast Alle sind sie rathlos in der Wahl der Muster, unerfahren in der Wahl des Materials und der Technik und gerne bereit, die gute Gesinnung und die correcte Zeichnung einzelner symbolischer Formen als hinreichend anzusehen. Was auf diese Weise entsteht, ist nur zu häufig verfehlt und unerfreulich. Im besten Falle hilft der Erbauer der Kirche mit einer Skizze, aber er kann sich um die Ausführung nicht kümmern, er opfert unverhältnißmäßig viele Zeit, und was er erfunden, kommt der Allgemeinheit nicht zu gute.

Was hier ernstlich Aenderung schaffen kann, ist ein Paramenten-Verein, der sich zunächst in Berlin bilden sollte, wo die kirchliche Bauthätigkeit jetzt am größten ist. Der Verein braucht die Paramente weder herzustellen, noch auch zu erfinden, er soll nur eine künstlerische Centralstelle schaffen, an der sich Jeder Raths erholen kann. Eine solche Stelle kann Aufträge eben so gut einem Diaconissen-Hause als einem gewerblichen Atelier zuwenden, kann die ihm übergebene Skizze des Architekten technisch bearbeiten und zur Ausführung durch kunstfreundliche Damen herrichten, oder sie kann diesen Damen Zeichner oder vorhandene Vorlagen nachweisen; ob eine solche Stelle hervorragend schöpferische Kräfte für ihre Zwecke entdeckt oder heranzieht, bleibt von glücklichen Zufällen abhängig, aber jedenfalls wird sie dafür sorgen können, daß Allen, die sie um Rath fragen, ein gewisses bescheidenes Gelingen gesichert ist. An einen solchen Verein werden sich leicht genug alle diejenigen Bestrebungen anschließen können, die auch ärmere Kirchen versorgen und die ehrenwerthen Stickerinnen Arbeitsgelegenheit schaffen wollen.

Der Thätigkeit der Frauen ist hier ein schönes und weites Feld eröffnet, sie werden gern bereit sein, sich in den Dienst einer würdigen Aufgabe zu stellen, wenn ihnen die richtigen Wege gewiesen sind. Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß die auf der Ausstellung gewonnenen Anregungen einen fruchtbaren Boden finden. Sobald die in Aussicht genommene Organisation eine feste Gestalt gewonnen, wird auch an dieser Stelle hiervon weitere Kenntniß gegeben werden.

Nachdruck verboten.

Vier Spiele.

Eine Erzählung von Oscar Justinus.

Das war ein reizendes, lebensfrisches Haus beim bolivischen Meyer.

Man hatte ihm diesen Beinamen gegeben, denn es gab ein Dutzend Meyer, die sich so schrieben wie er, und „Consul" Meyer war ebenfalls ein collectiver Begriff, der drei Persönlichkeiten zu Gute kam. Da nannte man ihn denn nach dem Staate, welchen er zu vertreten die Ehre hatte, und er zählte im Gegensatz zu den „überseeischen" Consuln, welche durch tägliche Inanspruchnahme des Bureaus ihre Existenz-Berechtigung darthaten, zu den „überflüssigen". Er selbst hielt sich aber durchaus nicht für überflüssig auf dieser Welt. Seitdem er sein Geschäft, das sich hauptsächlich mit dem Import von Chinarinde, Kautschuk und Cacao befaßte, quittirt, hatte er das Bureau in seiner allerliebsten Villa an einem der von der Alster ausgehenden Quais aufgeschlagen, und eine roth-grün-gelbe Fahne mit einem dreifarbigen, von Adlerflügeln umkränzten Wappen kündete weithin die wichtige Central-Stätte an. Er hielt auch einen Consulats-Beamten, der ihm für seine eigenen Vermögens-Verhältnisse gleichzeitig Privat-Secretär war und in dieser Eigenschaft, wie mancher Redacteur, mit der Schere mehr zu thun hatte, als mit der Feder: mit dem Abschneiden der Coupons nämlich. Dieser kannte auch einige Worte Spanisch, falls sich in der That einmal ein bolivischer Staatsangehöriger in irgendwelcher Angelegenheit an das Consulat wenden sollte. War der junge Mann in einem solchen Falle nicht im Bureau, so ließ sich der Herr Consul selbstverständlich nicht sprechen.

A. J. F. Meyer hatte also gar nichts zu thun, Sonntags noch weniger. Dennoch trug er ein sehr geschäftiges Wesen zur Schau und stand schon am frühen Morgen auf, als ob er in der That etwas zu versäumen hätte. Das war übrigens auch in gewissem Sinne der Fall. Er hatte einen Stundenplan, den er mit rücksichtsloser Pünktlichkeit aufrecht hielt. Zu seinem Programm gehörte nach dem Kaffee ein Ritt oder eine Bootfahrt bis zum zweiten Frühstück, ein Schläfchen bis zum Mittagessen und später vor Allem seine — Whistpartie.

An dieser hing er mit aller Zärtlichkeit, deren sein fester, egoistischer Sinn fähig war. Er hatte sie sich gewissermaßen geschaffen. Seine Frau, seine Tochter Bertha und sein Sohn Doctor Hans Meyer waren seine Partner. Seine Gattin Hildegard, abstammend von einer alten Hamburger Patrizierfamilie, in allen Spezialitäten der Hamburger Küche wohl erfahren, hatte sich erst recht schwer an die langen Sitzungen und an das allen Scharfsinn herausfordernde Spiel gewöhnen können. Als sie aber sah, welche Freude sie ihrem lieben Anton Jonathan Ferdinand damit machte, hatte sie die Opposition aufgegeben und war seine sicherste Partnerin. Hans war eigentlich ein außerordentlich feiner Whist-Spieler, aber zu Zeiten nicht so recht bei der Sache. Der junge Mann war Elektrotechniker und mit dem ganzen Ehrgeiz dieser Zunft, welche die letzten Worte Goethes „Mehr Licht" in brennendem Eifer in's Werk zu setzen sucht, machte er in seinem vom Vater mit aller Generosität ausgestatteten Laboratorium die interessantesten, in den maßgebenden Kreisen Aufsehen erregenden Versuche.

Auch das jugendlich fröhliche Element war im Hause vertreten. Es hantierte nämlich noch ein sechzehnjähriges Nichtchen umher, ein lieblicher Krauskopf, den sich nach ihrer Verwaisung die reichen Verwandten in's Haus genommen hatten. Das niedliche Perpetuum mobile nahm der etwas bequemen Tante jedes Erheben von ihrem Lehnstuhl ab, sprang wie ein Eichkätzchen auf den teppichbelegten, steilen Treppen vom zweiten Stock bis zum Souterrain auf und nieder, und war Aller Liebling; selbst dem ernsten Herrn Doctor konnte sie mit ihren Drolerien manchmal ein Lächeln entlocken. Das Elternpaar liebte und behandelte die kleine Else wie ein eigenes Kind, und Herr Consul Meyer hatte sich bereits ausgedacht, sie mit dem ganz convenablen jungen Consulats-Secretär zu vermählen, der für sie zu schwärmen schien. Er trug sich damit, eine zufällig verkäufliche Nachbar-Villa zu erwerben und sie den Kindern, sobald sie mit ihrem Geheimniß heraustreten würden, als Wohnung anzuweisen. Der Consul besaß ein ausgezeichnetes Familiengefühl: er hatte die Seinigen immer gern in unmittelbarer Nähe. Daß es einmal anders werden könnte, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn. Das ging ja auch gar nicht an; was wäre da aus seiner allabendlichen Partie geworden?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der historische Whist erfuhr aber dennoch eines Tages seine Gefährdung und zwar von Jemandem, der zunächst außerhalb des Kreises stand. Es war Lieutenant Rudolf Görz, der seiner geliebten Frau Bertha, der vierten Partnerin, eines Tages die Nachricht zukommen ließ, daß er nach zweijähriger Trennung seine Rückreise aus Ostafrika angetreten habe, was zunächst in der Villa des bolivischen Meyer eine allgemeine freudige Bewegung hervorrief. Es war ja der jungen Frau auch recht schlimm ergangen. Drei Jahre hatte ihr Brautstand gedauert. Der Consul hatte in seinem Kaufmannsstolz nicht zu große Sympathie für das Kriegshandwerk, und die Verbindung mit einer soliden Firma wäre ihm weit lieber gewesen. Endlich gelang es den vereinten Bitten des Bruders und der Mutter, seine Abneigung zu überwinden, und die Hochzeit mit dem gebräunten Lieutenant, der eben von einer Expedition in's Innere Afrika's zurückgekehrt, war kaum gefeiert worden, als dieser sich der hinaussegelnden Schutztruppe wieder anschließen mußte. Es hatte ihn einen großen Kampf gekostet, und er war nahe daran gewesen, seinen Abschied zu nehmen, aber es fehlte in diesem Augenblicke an Führern, die mit den Verhältnissen des Landes vertraut waren, und so mußte die Rücksicht auf die junge Frau schweigen. Merkwürdiger Weise war der Schwiegervater derjenige, der seinem Schwiegersohne den Ehrenpunkt am lebhaftesten vor die Seele führte, und zwar aus einem Grunde, auf den der Uneingeweihte nicht so leicht kommen konnte. Seine Whistpartie war in Gefahr, und es paßte ihm, seine Tochter Bertha, eine ausgezeichnete Partnerin, im Hause zu behalten. Der junge Ehemann fand drüben hinreichend Gelegenheit, sich in schwierigen Abenteuern auszuzeichnen und sich um das Vaterland verdient zu machen, und Bertha saß hübsch warm bei den Eltern und hatte in Zwischenräumen von mehreren Monaten die Freude, einen zehnseitigen Brief von Rudolf zu empfangen. Als nun die erste Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr anlangte, empfand der alte Herr unter dem allgemeinen Jubel im Herzen einen Stich. Es war das unbestimmte Gefühl, daß sich hier bald etwas verändern, daß ihm etwas genommen werden würde, — nicht seine Tochter, das war ja etwas Natürliches, aber — seine Whistpartie. Eines nur tröstete den naiven Egoisten: der Lieutenant, der in der neuen alten Welt so viel Rühmenswerthes geleistet und so viel Anerkennung gefunden, würde ja, das wußte man aus mannigfacher Erfahrung, nicht lange hüben bleiben. Das beguem geordnete Leben der alten Heimath hatte für die Pioniere des Südens erfahrungsgemäß etwas Beengendes, und wie die Fremden, welche von der Fontana Trevi getrunken haben, immer nach Rom zurückzukehren streben, so treibt die Ostafrikaner die Sehnsucht bald wieder nach dem schwarzen Erdtheile. Da weder er noch seine Frau, noch seine Bertha selbst darein willigen würden, ihm hinüber zu folgen, so war ja die Vierte am Spiel auf mehrere Jahre hinaus gesichert. Der schlaue Schwiegerpapa kaufte, nach Verabredung mit seiner Frau, die fertige Villa nebenan, um dem jungen Paare, welches noch gar kein eigenes Heim besaß, während der hoffentlich kurzen Dauer der Anwesenheit des Gatten ein behagliches Nest zu betten.

Der Langersehnte kam! Die jungen Leute genossen in überschwänglicher Freude die Tage ihres Zusammenseins, und sie nahmen mit Dank die ihnen dargebotene Gastlichkeit der Schwiegereltern an. Der alte Herr schmunzelte den ganzen Tag vor sich hin, und der größte Elblachs, die besten Austern, die schwersten Capweine bezeichneten das Ideal hamburgischer Familienfreuden. Die Whistpartie florirte, und es fand sich im ostafrikanischen Schwiegersohn sogar ein Ersatzmann, wenn Bertha irgendwie verhindert war, ihren Platz auszufüllen. Aber die Herrlichkeit war von nicht langer Dauer. Eines Tages theilte der Herr Lieutenant beklommenen Herzens der um den Eßtisch versammelten Familie mit, daß er, müde des abenteuerlichen Lebens unter wilden Völkern, sich nach einem Heim wie nach regelmäßiger Beschäftigung sehnend, seinen definitiven Abschied erbeten und erhalten und inzwischen ein großes Gut im Lauenburgischen von seinem reichen Onkel zur Bewirthschaftung übernommen habe. Bertha nickte mit traurigem Ernst auf die fragenden Blicke ihrer Eltern: sie hatte längst davon gewußt, aber den Termin der Mittheilung aus Angst bis jetzt hinausgeschoben. Die Mutter war betroffen, der Alte sprachlos. Sie hielten dieses Complott für einen Gewaltact, und der Consul sann hin und her, ob er nicht gegen diese Entführung, — als solche betrachtete er die Sache eigentlich, — gesetzlichen Einspruch erheben könnte. Aber bald sah er ein, daß gegen diesen reiflich überlegten Entschluß seiner Kinder nichts auszurichten sei, und so machte er gute Miene zum bösen Spiele. Glänzend waren die Geschenke, mit welchen die Eltern am Tage der Trennung ihrem Einverständniß und ihren Wünschen für die Zukunft Ausdruck gaben. Die Mutter hatte den Trost, dem jungen, nicht gar zu entfernt lebenden Paare öfter einen längeren Logirbesuch machen zu können. Der Vater, dem es nur in seinen vier Pfählen gefiel, hielt sich an den Strohhalm der Hoffnung, daß es den Großstädtern in ihrer Lauenburger Einsamkeit binnen Kurzem unerträglich werden, und daß sie bald aus irgendwelcher unbedeutenden Veranlassung nach dem lustigen Hamburg herüber kommen würden. Vor der Hand aber kehrte er mit bitterer Wehmuth in sein Haus zurück, und als die Uebrigen, — das immer thätige Hausmütterchen Else war ein für alle Male vom Spieltisch dispensirt, — sich im dunkel getäfelten Zimmerchen vereinigten, da gab es einen — Skat!

Es ist zu vermuthen, daß der Consul in seinen geschäftlichen Angelegenheiten mit größerer Sicherheit die Zukunft voraussah, als in seinem Privatleben: er würde sonst kaum zu so großem Vermögen gekommen sein. Hier fiel er aus einem Irrthum in den anderen. Er hatte geglaubt, das junge Paar, der Offizier mit seinen rein militärischen Begriffen und die ganz häuslich erzogene Kaufmannstochter, würde sich nicht gut vertragen. Dann würde Bertha schnell einmal herüber in das gemüthliche Elternhaus kommen und beim gemüthlichen Whist einsehen lernen, daß es nirgend so gut wäre wie daheim! Oder sie würden sich, fern von Theatern und Gesellschaften, nach Menschen sehnen, und den kalten Winter lieber in den mit Gas erleuchteten und mit dicken Teppichen belegten Zimmern der Villa, als in einem einsamen, Wetter und Wind ausgesetzten, mit Petroleumlampen spärlich erhellten Landhause mit Aussicht auf Stallgebäude und Düngerhaufen zubringen. Keine dieser stillen Hoffnungen erfüllte sich: sie lebten wie zwei Turteltauben, und Bertha wurde eine musterhafte Landwirthin und Hausfrau. Das Einlegen von Früchten, die Beaufsichtigung der Milchkühe, das Ansäen des Gemüsegartens füllte so vollständig ihren Geist und ihre Zeit aus, daß sie nicht einen Tag fanden, um eine Besuchsreise zu den Eltern zu machen. Andererseits hatte Papa Meyer den Skat nur für ein Provisorium erachtet, von welchem man, sobald sich dazu Gelegenheit fände, zum allein selig machenden Whist zurückkehren würde. Aber auch dies traf nicht zu. Das neue Spiel zu Dreien bewährte sich vorzüglich, und der alte Herr begriff gar nicht mehr, wie man sich Jahre lang mit jenem schwierigen, geistanstrengenden Spiele den Kopf habe zerbrechen können. Aus der ersten unerwarteten und unerwünschten Wendung hatte er jedoch eine Lehre gezogen: man mußte vorsichtiger werden. Wenn einmal durch irgendwelchen Umstand einer der drei Skatspieler versagte? Man bedurfte eines dritten Mannes, und Else wurde trotz ihres Widerstrebens herangezogen. Es zeigte sich bald, daß sie die beste Spielerin von allen Dreien war; wenigstens Doctor Hans, der manchmal zu angestrengt und gedankenvoll war, um selbst einzutreten, gewann diese Ueberzeugung.

Eines Abends hatte der Consul gerade den Satz aufgestellt, daß die alten Götter im Olymp nichts anderes gespielt haben könnten, als diesen amüsanten und kinderleichten Skat, als Doctor Hans, die gute Laune seines Vaters benutzend, mit einer Mittheilung herausrückte, die im ersten Theil allgemeine Freude, im zweiten tiefste Verstimmung hervorrief. Der junge Techniker war durch einen dreijährigen Contract zur Einrichtung von Elektricitäts-Werken nach Tokio berufen worden, und die Stellung war so glänzend, so selbständig und zukunftsreich, daß selbst seine Eltern es nicht wagten, ihm ernstlich von der Annahme dieses Wirkungskreises abzurathen. Aber etwas lag ihm noch auf dem Herzen, und als Else mit den Karten in der Hand jetzt mit einem ungemein komischen Blicke, in dem sich Verliebtheit und Bitte und Aengstlichkeit mischten, unter den Locken hervor nach den Pflegeeltern sah, da lag es zu Tage, was die Frau Consul manchmal mit Herzklopfen zu bemerken glaubte, was den Papa Consul als etwas vollständig Neues, Unerhörtes überraschte. Videant consules! Aber Consuln von Bolivia, welche alle Abende ihre Skatpartie gewinnen, sehen sich nicht um und nicht vor. Die Beiden waren so zu sagen mit einander aufgewachsen, sie lebten wie Geschwister und sagten Du zu einander. Daß sie als weitläufige Verwandte sich heirathen könnten, lag außer dem Bereiche der Möglichkeit. Frau Meyer, die ihrem Gatten Alles vorenthielt, was ihn beunruhigen konnte, hatte in ihm niemals den Argwohn erweckt. In den Zügen seiner Frau las der Consul dieselbe Rathlosigkeit. Was war auch zu machen? Er konnte ihr seinen Sohn nicht vorenthalten, denn er hatte ihr wiederholt versichert, daß er sie einer feinsten Partie entsprechend ausstatten wolle, und er konnte als Vormund und Pflegevater des Mädchens dieses seinem Sohne nicht verweigern. „Aber natürlich erst," sprach er nach einer Weile mit einer heiseren Stimme, der man den Zweifel anhörte, „nach drei Jahren, wenn Hans aus Japan zurückkehrt?" Da kam er aber schlecht an. „Wir uns verlassen?" rief sie pathetisch, umarmte den alten Herrn und küßte ihn einmal über das andere, „das ist Dein Scherz, Papa. Glaubt Ihr, ich werde ihn allein unter die schönen Japanerinnen gehen lassen, — habe ich Euch nicht die Geschichte Lotis mit seiner Chrysantheme vorgelesen? Nicht einen Schritt darf er über's Wasser ohne seine Else!" Da war in der That nichts zu thun. Aus der freundlichen Gewohnheit des geschwisterlichen Verkehrs war die Liebe langsam aufgesprossen, nicht die verwüstende Leidenschaft, sondern das unstillbare Bedürfniß der gegenseitigen Angehörigkeit, wie es zwischen Eheleuten besteht. Hans wagte keinen Schritt, ohne ihn mit dem verständigen Mädchen zu berathschlagen. Es war ja schrecklich für sie, die befahrten Alten ihrer Einsamkeit zu überlassen; aber Jeder lebt nur sich, und wo es sich um die Carrière handelt und um die Erfüllung seiner höchsten Wünsche, wer könnte da abreden? Die Eltern, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß keine Einsprache in die Pläne der Kinder einen Einfluß gewinnen würde, fanden sich schließlich in ihr Geschick.

Der Tag der Trennung kam: der Consul im hohen schwarzen Hut, seine Gattin in schwarzer Seide und schwarzem Schleier waren an der Landungsbrücke. Die beiden alten Leute in ihrer steifen Haltung hatten etwas Ehrwürdiges, und das Publicum, dem sich die einst bekannten Leute seit Jahren nicht mehr gezeigt hatten, wich mit einer gewissen Ehrfurcht bei Seite. Als der Dampfer nach thränenreichem Abschied immer kleiner wurde und von den wehenden Tüchern, von Hans und Else nichts mehr zu sehen war, da stiegen sie in den nicht fern haltenden Wagen, und der Consul sprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „Nun, Hildchen, heute spielen wir — Sechsundsechzig."

So spielten sie denn Sechsundsechzig, ganze Abende lang, und Frau Hildegard wurde manchmal so schläfrig, daß sie mit geschlossenen Augen mechanisch weiter Karten gab. Aber der Consul war nicht todt zu machen in seinem stets gleichen Lebensgefühl, und jede Partie, die er gewann, machte ihm großes Vergnügen. Er hatte sich schneller in die neue Situation gefunden als seine Frau. Manchmal, wenn seine Partnerin eingeschlafen war, und er sich in dem nur halb erleuchteten Zimmer mit seiner fünfundsechzigjährigen Gefährtin allein sah, kam eine unendliche Bitterkeit über ihn. Die Kinder, für deren Erziehung und Fortbildung man sein ganzes Leben hindurch gesorgt, ließen die beiden Alten rücksichtslos allein und gingen in der Ferne ihren Geschäften und Vergnügungen nach. Aber wenn Frau Hildegard erwachte, dann stellte er ihr das Ganze doch wieder als allgemeines Menschenlos dar und hielt sie von Tag zu Tag bei guter Laune mit der Aussicht, daß die Frau Gutsbesitzerin nächstens wieder einmal herüberkommen werde, und daß die Hälfte der Zeit bis zum ersten Besuche des japanischen Paares schon vorüber sei. Und richtig, auch die andere Hälfte dieser Zeit ging vorüber, ein großer Familien-Congreß bereitete sich vor, und die Vorfreude warf einen hellen Schimmer auf das alte Pärchen, während sie ihre allabendlichen Partien spielten. Sie machten Fehler über Fehler und gestanden es gern ein, denn wer unter solchen Umständen nicht vor Freude seinen Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren.

Die Lauenburger und die Asiaten kamen eines Tages. Als sie an der großen Familientafel saßen, erhob sich der alte vierundsiebzigjährige Herr und sprach mit emporgehobenem Sektglase einen Toast auf seine Kinder und auf seine Frau. Dann schlug er eine Freuden-Polonaise vor und eröffnete sie mit Elschen, deren Zärtlichkeit sich ihm wie Sonnenschein um das Herz legte. Als besondere Feier der Gelegenheit sollte es einen Whist wie in alten Zeiten geben. Da saßen sie dann wie ehedem in der gemüthlichen Stube: der Herr Consul am Ofen gab die Karten. Dann legte er sich gegen den Ofen zurück und schloß die Augen. Else zupfte ihn am Aermel, denn sie glaubte, er wäre eingeschlafen. Sie hatte sich nicht getäuscht, aber es war der Schlaf, aus dem es kein Auferwecken giebt. Mitten im Jubel der Wiedervereinigung, ganz im Schoße seiner Familie, wie er es sich immer gewünscht hatte, mit guten Karten in der Hand, hatte er die große Reise angetreten und war schon weit, weit von den Seinen, als sie bemerkten, daß er nicht mehr unter ihnen weilte.

Der Consul von Bolivia war mit allem ihm zustehenden Gepränge begraben worden: seine Familie war vollzählig. Als sie wieder abreisen mußten, wollte jedes der Kinder die einsame Mutter mit sich nehmen. Aber die wortkarge Frau schüttelte ihre grauen Locken: „Ueberall werde ich eine Ueberflüssige sein; hier will ich bleiben, wo ich so viele glückliche Jahre mit ihm verlebt habe." Sie mochte sich auch nicht entschließen, jemand Fremdes in ihre Gesellschaft zu nehmen. Der Geist ihres Mannes umschwebte sie Tag und Nacht, meinte sie, und in seiner Gegenwart fühle sie sich nicht einsam.

In der Villa sieht man allabendlich nach dem Essen wieder das Spielzimmer erleuchtet. Frau Consul Hildegard Meyer, eine große hagere Frau, sitzt im Lehnstuhl, mit zitternden Händen legt sie Reihen von Karten neben einander und lispelt unverständliche Worte vor sich hin. Sie legt — Patience.

Nachdruck verboten.

Neue Bahnen.

Von A. von Hartmann.

Daß eine Vergrößerung des weiblichen Arbeitsgebietes, wie der Lette-Verein in Berlin sie sich zur Aufgabe gestellt hat, für die Unbemittelten eine Nothwendigkeit ist, wird von allen Seiten zugegeben, daß es sich aber auch darum handeln könnte, den arbeitslosen, jedoch durch ihr Vermögen vor pecuniären Sorgen geschützten Frauen neue sociale Bahnen, die nicht in wirthschaftlichen Erwerb auslaufen, zu eröffnen, das wird Vielen zunächst befremdlich erscheinen. Es handelt sich hier nicht um Vertheidigung der Forderung des Universitäts-Studiums für die weibliche Jugend, welches ohne die Vorbildung auf einem Gymnasium nicht zu denken wäre, sondern um die Erschließung neuer Wege, — die doch auch wieder die uralten sind, — auf dem Gebiet der Armenpflege.

Ebenso wichtig wie die Frauenfrage, in ihren Consequenzen aber naturgemäß viel weitergehend, ist die sociale Frage. Beide mit einander zu verbinden, und damit zur Milderung des großen Gegensatzes zwischen Armuth und Reichthum beizutragen, wäre dem Geiste unserer Zeit wohl angemessen. Unser nationalökonomisch gebildetes Jahrhundert, das so genau productive und unproductive Thätigkeit zu unterscheiden weiß, kann sich unmöglich der Einsicht verschließen, daß die Thatenlosigkeit der im behaglichen Lebensgenuß vegetirenden, breiten Schichten der Frauen höherer Stände einer Fahnenflucht gleichkommt, die gegenüber dem tiefen Ernst unserer Zeit auf die Dauer nicht zu entschuldigen ist. Die große Kluft zwischen Besitzlosen und Besitzenden wird nicht allein durch gesetzgeberische Thätigkeit überbrückt, sie muß durch die werkthätige Barmherzigkeit der höheren Klassen unterstützt werden, und an dieser Arbeit fällt den Frauen der bei weitem größere Theil zu. Hat die Anhäufung des Kapitals während der letzten Jahrzehnte dazu beigetragen, eine große Anzahl unverheiratheter Frauen auf immer von der materiellen Noth des Daseins zu befreien, so ist es für sie nur das Abtragen einer Dankesschuld, durch ernste Arbeit für das Ganze den unverdienten Vorzug wieder gut zu machen. Wenn einem großen Theil der Frauen der gebildeten Stände ihr natürlicher Beruf, die Erziehung der folgenden Generation, doch nun einmal genommen ist, so handelt es sich bei ihnen eben um Ueberwindung des Egoismus in einer anderen Form, um dadurch einen neuen Lebensinhalt zu gewinnen. Der Altruismus mit seiner Forderung, nicht für sich, sondern für Andere zu leben, sollte bei den Frauen zu allermeist ein Echo finden; aber den Wenigsten kommt dieser Ruf zu Gehör, oder, wenn dies doch der Fall ist, so verschließen sie sich dagegen aus Furcht vor Neuerungen, die ihre bisher gepflogenen, bequemen Lebensanschauungen über den Haufen zu werfen drohen. Denn es ist keine Kleinigkeit, um die es sich handelt. Nicht das Beitreten zu einem der großen, schon lange bestehenden Vereine, mit einem namhaften Geldbeitrag oder einigen Handarbeiten für die Bazare, entlastet von der Verpflichtung, an der großen Arbeit für das Ganze Theil zu nehmen. Nur die thätigste, selbstloseste Hingabe an die im Einzelnen zu verwirklichenden Ideale der Menschheit führt zum Ziele.

Unsere weibliche Jugend der oberen Zehntausend kennt heutzutage meist nur Rechte, keine Pflichten. Mit dem Eintritt in das Leben erwachsen den jungen Mädchen ihrer Ansicht nach Rechte auf Toiletten, Geselligkeit, Theater und andere Vergnügungen. Dem Bildungsstreben wird Genüge geleistet in allerlei theuren Privatstunden, der Lectüre von englischen und französischen Romanen und einem Leseкränzchen. Mit der häuslichen Thätigkeit finden sich Mütter und Töchter in seltener Uebereinstimmung sehr rasch ab. Die manchmal sich hörbar machende Stimme des Gewissens wird mit dem Hinweis auf den in der Ehe unausbleiblich eintretenden ernsteren Pflichtenkreis zur Ruhe gebracht. Wäre dies Schmetterlings-Dasein unserer jungen Mädchen wirklich nur eine kurze Phase des Daseins, man könnte es seiner Auflösung ruhig entgegen gehen lassen, aber die Erfahrung der letzten Jahrzehnte belehrt uns anders. Nicht die Ehe, sondern die Ehelosigkeit ist in vielen Fällen das Ende vom Liede. Niemals zur strengen Erfüllung einer Pflicht angehalten, sind die jungen Mädchen dann häufig durch die Gewohnheit systematisch zur Genußsucht, Bequemlichkeit und Arbeitsscheu erzogen worden.

Unsere Mädchen-Erziehung, wie sie in den höheren Töchterschulen gehandhabt wird, ist nicht ganz frei zu sprechen von dem Vorwurfe, diese Zustände mit geschaffen zu haben. Aber die Schulen müssen den gegebenen Verhältnissen und den an sie gestellten Anforderungen Rechnung tragen und können deshalb getrost den Vorwurf zur Hälfte auf das Haus und die herrschende Sitte abwälzen. Giebt es doch unter den Gegnern der sogenannten „Frauenfrage" gar viele, die den Frauen die Berechtigung zu ihrem blumenhaften Dasein durchaus nicht verkürzen wollen, wenn nur Alles beim Alten bleibt und an den einmal bestehenden Formen der Gesellschaft nicht gerüttelt wird. Es kann aber nicht Alles beim Alten bleiben in einer Zeit, wo die gehässige Ueberwachung von Seiten des Proletariats die herbste Kritik an den bestehenden Gesellschafts-Zuständen übt, und wo die immer mehr sich verbreitende Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kanntschaft mit der National-Oekonomie den Begriff der unproductiven Thätigkeit mit dem Bannfluch belegt hat. Productiv ist, was Werth schafft. Die Beschäftigung mit dem eigenen Dasein als Selbstzweck schafft aber nicht allein keine Werthe, sondern erhält nur, was an und für sich, nationalökonomisch genommen, nicht einmal einen Werth hat. Eine Maschine, die von keinem Menschen und zu keiner Arbeit mehr benutzt werden kann, wird achtlos bei Seite geschoben; ein Mann, der beruflos durch's Leben geht, wird höchstens in der englischen Aristokratie noch geduldet, und selbst da erwartet man von ihm, daß er als Mitglied des Parlaments wenigstens an dem politischen Leben seiner Nation Theil nehme. Sollte die Frau der besseren Gesellschaft allein das Recht haben, für sich eine Ausnahmestellung zu beanspruchen und das in ihrer Person verkörperte Anlage-Kapital brach liegen zu lassen? Diese Anschauung spricht jeder Wirthschaftslehre Hohn und ist auch vom ethischen Standpunkte nicht zu rechtfertigen. Sowohl die National-Oekonomie wie die Ethik erheben die Forderung, daß ein jeder Mensch mit seinem Pfunde zu wuchern habe. Beide stützen sich dabei auf das Prinzip der Förderung des Gesammtwohls. Ohne die weitverzweigten Ursachen dieser Weltanschauung hier näher auf ihre Berechtigung untersuchen zu wollen, kann doch so viel zugestanden werden, daß ihre Forderungen durchaus dem Geiste unserer Zeit entsprechen. Im Gegensatz zu der Weltflucht und der mystischen Versenkung in das eigene Innere des Mittelalters, predigen die neuen Lehren, das Erfassen der Wirklichkeit, das Vertiefen in die Bedürfnisse der Gegenwart als die unerläßliche Grundlage jeder Wirksamkeit. Diese Lehren sind nicht zu verwechseln mit denen der Social-Demokratie, welche zwar auch das Princip des Gesammtwohls mit großen Buchstaben auf ihre Fahne geschrieben hat, aber nicht den Verzicht des Einzelnen auf Glückseligkeit dabei betont. Die Ethik kommt in dieser Wirthschafts-Lehre gar nicht zum Wort, denn das Alpha und Omega der Ethik ist die Selbstverleugnung, und gerade davon wollen die nach irdischer Glückseligkeit hungernden Massen vorläufig noch nichts wissen. Es ist ihnen auch nicht zu verdenken, denn vor ihnen stehen in greifbarer Deutlichkeit die Genüsse und Herrlichkeiten der besitzenden Klassen, deren geistige Verfeinerung sie nicht verstehen.

Um so ernster tritt nun an die Aristokratie der Geburt, des Geistes und des Geldes die Forderung heran, in der eigenen Lebensführung die Ideale praktisch zu verwirklichen. Der Vorzug, den besseren Ständen anzugehören, muß sich nicht nur in den Aeußerlichkeiten der Lebensgewohnheiten documentiren, sondern vor Allem in einer geläuterten Sittlichkeit. Noblesse oblige! Man sollte stets vor Augen haben, daß der Vorzug der Geburt nachträglich verdient sein will, sowohl in nationalökonomischer, als auch in ethischer Beziehung.

Damit sind wir auf dem Punkte angelangt, wo uns unsere Betrachtung auf das praktische Gebiet hinüberführt. Nicht allein die Männer sind berufen, wie es ihre Stellung zum großen Theil mit sich bringt, in der Arbeit für Andere aufzugehen, sondern auch die Frauen. Für sie eröffnen sich gerade in der Neuzeit auf dem großen, noch lange nicht genug angebauten Gebiet der Armenpflege eine Reihe neuer Wege, auf denen ihnen die fruchtbringendste Thätigkeit entgegenwinkt.

Wir haben in England das edle Beispiel vor Augen, daß reiche junge Männer sich ganz der Erziehung verkommener Fabrikjungen widmen. In ähnlicher Weise sollten auch die vornehmen Mädchen Deutschlands sich des Unterrichts unseres heranwachsenden weiblichen Proletariats annehmen. Das wäre der eine Weg, zum Herzen des Volkes zu gelangen. Dann müßten sich überall Nähvereine bilden, an deren Spitze zwölf bis vierzehn ältere, der Schneiderei und des Wäschenähens kundige Damen ständen, die jeden Morgen sich ablösten, um in einem bestimmten Lokal die Reihen der beschäftigungslosen jungen Mädchen zur Anfertigung von Kleidung und Wäsche für die Armen anzuhalten. Es müßte zur guten Sitte gehören, wenigstens zweimal wöchentlich, von neun bis ein Uhr, diese Versammlungen zu besuchen. Drittens könnten die Kinder-Bewahranstalten (Krippen) ausgedehnt werden, indem überall auch die älteren, schulpflichtigen Kinder tagsüber aufgenommen und zu häuslichen Verrichtungen angehalten würden, wie damit der Verein „Kinderhort" in Berlin bereits den Anfang gemacht. Endlich müßte die freiwillige Krankenpflege in viel umfassenderem Maße als bisher organisirt werden.

Ich bin der Ansicht, daß sich in der angegebenen Weise für jede Individualität eine lohnende Thätigkeit schaffen ließe. Nicht jede Frau ist geeignet zur Krankenwärterin, zur Kinderpflege, —diese würde eher Befriedigung im Unterrichten, jene im Nähen oder Kochen finden. Organisatorische Köpfe würden die Gründung und Leitung größerer Anstalten zu übernehmen haben. Die mehr passiven Elemente, überall die größere Anzahl, gäben dann die unentbehrlichen Gehülfinnen ab. Nicht Jede hat die Fähigkeit, mit dem Volke direct zu verkehren; dazu gehört natürlicher Tact und Muth; aber der Wege, sich dem Volke zu nähern, sind so viele, daß es wirklich nur des Entschlusses, sie zu betreten, bedarf, um für jede Einzelne bald das ihrer Neigung und Anlage Entsprechende finden zu lassen.

In der Großstadt werden naturgemäß die verschiedensten Formen des Wirkens für Andere zusammentreffen: die im Einzelnen schaffende, erziehende, pflegende Thätigkeit und die sich an öffentliche Institute größeren und kleineren Umfanges anschließende. Allen gemeinsam aber muß dieselbe Tendenz der Selbstverleugnung, des Hinausgehens über das eigene Ich sein, damit der Social-Demokratie der Beweis geliefert werde, daß die von ihr gehaßten Bourgeois-Kreise den Vorzug ihrer Lage durch redliche Arbeit wieder wett zu machen suchen. Auch sind die neuen Aufgaben nur dann zu lösen, wenn der Einzelne sich von der Unmöglichkeit überzeugt hat, auf den bisher verfolgten Wegen der Selbstsucht und Willensbefriedigung inneren Frieden und wahres Glück zu erlangen. Daher sind es naturgemäß die älteren, bereits zur Erkenntniß des früher oder später unvermeidlichen Bankrotts des Egoismus Gelangten, welche an die Spitze der neuen Bewegung treten müssen. Diesen Frauen wird als Lohn ihrer Bestrebungen das befriedigende Bewußtsein zufallen, an den großen Aufgaben ihrer Zeit mitgeholfen und damit der traurigen Leere ihres Daseins einen neuen Inhalt gegeben zu haben, welcher den gerade auf den Besten ihres Geschlechts lastenden Druck mit einem Schlage vernichtet.

Es giebt im weiblichen Geschlecht eine große Reihe edler Gemüther, die jede nutzbringende Ausfüllung ihrer zahlreichen Mußestunden mit Freuden begrüßen würden. Viele von diesen vergeuden ihre Kraft in vergeblichen Anläufen, weil sie im Kreise ihrer Familie nicht allein keiner Unterstützung, sondern häufig nur einem spöttischen Achselzucken, in den meisten Fällen völliger Gleichgültigkeit begegnen. Die herrschende Sitte hat sich eben noch nicht eingelebt auf den neuen Bahnen. Es wird Zeit, daß dies bald geschieht, denn der materielle Nothstand der Armuth, wie der geistige Nothstand der in beschäftigtem Müßiggang vegetirenden, unverheiratheten Frauen der höheren Kreise erheischt gleich dringend Abhülfe. Zwischen den Zuständen der früheren Jahrhunderte, wo der Haushalt eine Menge weiblicher Arbeitskräfte auch der vornehmen Kreise absorbirte, und den heutigen Verhältnissen liegt leider ein zu langer Zeitraum, in dem die Gewohnheit des Müßiggangs beinahe zur Tradition geheiligt worden ist. Es wird deshalb keine leichte, in einem Jahrzehnt zu bewerkstelligende Sache sein, das sittliche Bewußtsein der patrizischen Kreise auf die Höhe der Situation zu bringen. Der Versuch aber muß jedenfalls gemacht werden, und die Anzahl der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte ist eine große. Für jedes junge Mädchen und jede ältere Frau wird trotz der neu zu übernehmenden Arbeitslast eine reichlich bemessene Mußezeit für die Annehmlichkeiten des Lebens übrig bleiben. Und dieser Trost kann der Verwöhnung der hier in Betracht kommenden Kreise gegenüber nicht ohne Bedeutung sein.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Das erste Schiff. — Von S. Granitsch. Siehe das Bild, Seite 57. — Niels Petersen fährt nicht mehr zur See; er ist alt genug, um der Ruhe pflegen zu dürfen, und er hat sich die Ruhe redlich verdient. Aber Ruhe ohne Beschäftigung ist etwas, das sich Niels Petersen nicht gefallen lassen würde, selbst wenn er ein Neunziger wäre. Und so weit ist er noch lange nicht. Er steht mit allen seinen Gedanken noch mitten im Leben, und bei der Beschäftigung, die er eben vorhat, kommt er sich wieder so jung vor, als ob seine erste Fahrt nicht schon lange hinter ihm, sondern noch weit vor ihm läge. Als Großvater fühlt man sich immer jünger, wie man sich als Vater gefühlt hat, — für die Kinder sorgt man, an den Enkelkindern freut man sich nur. Es ist Herbstsonne, die durch das Fenster blinkt, aber wenn Niels Petersen von seiner Beschäftigung aufschaut und in die Gesichter seiner Enkelkinder sieht, dann glaubt er den Frühling vor sich zu haben. Da verwechselt er sich beinahe mit dem kleinen Niels, seines Sohnes Sohn, für den seine Hände eben das erste Schiff zurecht zimmern. Wie wird der Kleine jauchzen, wenn sein erstes Schiff schwimmt, wirklich schwimmt, und wenn der Wind die Segel bläht! Und wie lange wird's dauern, dann spielt der kleine Niels nicht mehr mit seinem ersten Schiff, sondern er geht auf sein erstes Schiff, um wie einst vor vielen Jahren Niels Petersen seine erste Fahrt zu machen. Dann ist wohl auch die Zeit gekommen, in der Niels Petersen an eine Ruhe ohne Beschäftigung denken mag, dann ist die Herbstsonne untergegangen, die ihm wie Frühlingssonne erschien, wenn er seines Enkels Jauchzen hörte.

Pietà. — Von Hans Tichy. Siehe das Bild, Seite 60. — Charfreitag! Der Gottessohn hat ausgelitten! Alles Volk, das auf Golgatha versammelt war, hat seinen letzten Seufzer vernommen: „Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände," und sie haben an ihre Brust geschlagen und sind wieder umgekehrt. Nur die Weiber harren noch aus, die dem Herrn aus Galiläa gefolgt waren, darunter die beiden Marien, — Maria Magdalena, die einst seine Füße gesalbt, und Maria, die Mutter der Kinder Zebedäi. Sie stehen in der Ferne und harren dessen, was sich noch weiter begeben wird. „Und siehe, ein Mann mit Namen Joseph, ein Rathsherr, der war ein gar frommer Mann, der hatte nicht gewilliget in ihren Rath und Handel, der war von Arimathia, der Stadt der Juden, der auch auf das Reich Gottes wartete. Der ging zu Pilato und bat um den Leib Jesu. Und nahm ihn ab, wickelte ihn in eine Leinewand und legte ihn in ein gehauen Grab, darinnen Niemand je gelegt war. Es folgten aber die Weiber nach, die mit ihm gekommen waren aus Galiläa, und beschaueten das Grab und wie sein Leib geleget ward." Und sie klagten und weinten, denn ihre Hoffnung war dahin. Als der Leichnam Christi in dem Felsengrabe gebettet und der Stein vor des Grabes Thür gewälzt war, kehrten sie um und bereiteten Specereien, um den Leichnam zu salben, sobald der Sabbath vorüber, der ihnen gebot, sich stille zu halten. Und der Ostermorgen brach an. Charfreitag und Ostermorgen, Tod und Auferstehung, größestes Leid und höchste Wonne, — es giebt nichts, das einen größeren Gegensatz zu einander bildet und doch so eng mit einander verknüpft ist. Als dieselben Frauen trauernd zum Grabe wiederkehren, verkündet ihnen der Engel die Freudenbotschaft, die ihnen den Jubelruf entlockt: „Er ist wahrhaftig auferstanden!"

Gartnerei.

Nachdruck verboten.

Zur Vertilgung der Raupen. — Zu den größten Feinden des Obstbaues sind bekanntlich die Raupen zu zählen. Diese Feinde der Obstcultur können aber nur dann mit Erfolg vermindert werden, wenn denselben ein allgemeiner Vertilgungskrieg angekündigt wird, d. h. wenn jeder Baumbesitzer zu dieser Vertilgung das Seinige beiträgt. Am besten aber vernichtet sie die Natur in kalten Wintern. Als zweckmäßige Vertilgungsmittel gegen Raupen dürfen empfohlen werden: 1. Schonung aller Singvögel, namentlich der Meisen, welche das Jahr hindurch eine unglaubliche Menge Raupen, Eier und Puppen verzehren. Besonders sollte auch dem Vogelnester-Ausnehmen durch muthwillige Knaben und dem Vogelfange (welcher in vielen Ländern gesetzlich verboten ist) von Seiten der Ortsobrigkeit und der Lehrer gesteuert, und sollten die Gesetze, welche hierüber existiren, streng gehandhabt werden. 2. Das Abnehmen der im Winter und Frühjahr auf den Bäumen hängen gebliebenen, zusammengesponnenen Blätter, worin die Eierniederlagen sich befinden. Ebenso müssen diejenigen Zweige abgeschnitten werden, an denen sich Ringe von Insecteneiern gebildet haben. Diese abgenommenen Zweige und Blätter müssen verbrannt werden. 3. Das Abscharren der alten Rinde und des Mooses von den älteren Bäumen, wo gewöhnlich die Herberge der Insecten und der Raupen sich befindet. Dazu kann vortheilhaft die kleine Baumschaarre mit Handgriff angewendet werden, welche nur 75 Pfge. kostet. 4. Das tiefe Umgraben der Obstbäume, an denen ebenfalls viel Insecten-Brut ihr Winterquartier aufgeschlagen hat. 5. Abscharren mit kurzen Besen oder Zerdrücken mit Handschuhen der zwischen den Gabeln und Aesten der Bäume angelegten Raupennester. Sobald die erste Frühlingswärme eintritt, entwickeln sich diese Raupen, und dann ist es hohe Zeit, sie durch die angezeigten Mittel zu vernichten. 6. Ist man auf diese Art nicht aller Raupenbrut habhaft geworden, so suche man sie bei der etwas vorgerückten Jahreszeit des Morgens oder Abends, ferner bei feuchter Witterung in den Gabeln, wo sie nesterweise beisammensitzen, und drücke sie todt. Man kann sie auch durch Seifenwasser tödten, indem man wollene Lumpen an die Spitze einer Stange befestigt, dieselben mit dem Seifenwasser befeuchtet und die Raupennester damit benetzt. Ebenso kräftig wirkt auch statt Seifenwasser ein Absud von Tabaksabfällen. 7. Die größte Zerstörung richtet die Raupe des Frostnacht-Schmetterlings, sowie die Larve eines Rüsselkäfers im Frühjahre an den Obstbäumen an. Diese zerstören hauptsächlich die Knospen und die Theile der Blüthen, sodaß dieselben abfallen und die Hoffnung auf einen reichen Obstertrag vernichtet wird. Die Weibchen des Frostnachtschmetterlings sind unbeflügelt, und dieser Umstand giebt uns einen Fingerzeig, auf welche Art wir dieselben von unseren Bäumen abhalten können. Sobald die Fröste im October und November eintreten, kriecht das unbeflügelte Weibchen auf die Bäume, wo es einige hundert Eier legt. Man binde daher schon im September etwa ein Meter über der Erde einen sogenannten Schutzgürtel, bestehend aus altem Packpapier oder steifem Papier, mit einem Bindfaden, Zinndraht oder dergleichen um den Baum. Die Höhlungen, welche zwischen dem Schutzgürtel und dem Baume entstehen, müssen mit Lehm gut verklebt werden. Diese 20—25 Centimeter breiten Gürtel werden mit Theer oder Wagensalbe oder dünnflüssigem Vogelleim überstrichen, sodaß die Raupen an dem klebrigen Stoffe hängen bleiben. In neuerer Zeit wendet man hierzu den sogenannten Brumataleim an. Ist derselbe trocken oder sind so viele Raupen gefangen, daß sie den anderen einen trockenen Uebergang gewähren, so muß auf's Neue Theer oder Brumataleim aufgestrichen werden. Des Morgens vertilgt man die durch die klebrige Masse gefangenen Raupen. — Es wurde neuerdings auch ein Blechapparat empfohlen, der, um die Bäume gelegt und mit Wasser gefüllt, das Passiren der Raupen unmöglich macht. Wir finden diesen Apparat zu kostspielig, da die Schutzgürtel — billiger und praktischer — gleiche Dienste leisten.

S. Th.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Zum Osterfest. — Immer mehr verbreitet sich die freundliche Sitte, zu Ostern, dem frohen Frühlings- und Auferstehungsfeste, nicht nur die Kinder, sondern auch liebe Angehörige mit Geschenken zu erfreuen, die nach altüberliefertem Herkommen meist in der Form des Eies, dem Sinnbilde des Lebens, geboten werden. Und die Industrie versteht es wohl, daraus Nutzen zu ziehen. Welch' eine Fülle der süßen Eier von Zucker, Chokolade, Marcipan, die das Entzücken der Kleinen erregen, welch' künstliche Machwerke von zierlichen Nestern, Vögeln, drolligen Häschen überall! Freund Lampe bietet die verschiedensten Geschenke: Körbchen, gefüllt mit Naschwerk und Spielzeug, in buntverzierten Attrapen allerlei Ueberraschungen, Eier, in denen Soldaten und Thiere stecken, Hasenpuppen, deren Gesichter aus Pelzläppchen mit langen Ohren hervorschauen. Doch auch für die Erwachsenen ist gesorgt. Zierliche, oft sehr elegant ausgestattete Behälter in Eiform, aus Metall und silberglänzendem Aluminium, aus Holz, Glas, Porzellan, Elfenbein enthalten gar manches hübsche, mehr oder minder werthvolle Angebinde, — Confituren, wohlriechende Essenzen oder gar ein kostbares Schmuckstück. Wahre Meisterwerke in feinem Geschmack und künstlerischer Ausführung bietet die Königliche Porzellan-Manufactur. Neben der einfachen Eiform, die als Flacon auf vergoldetem Ständer ruht, und den größeren, im Rococo-Geschmack gehaltenen Formen mit Deckel und Füßen aus Porzellan, sieht man die kostbarsten Prachtstücke in reichster und originellster Weise verziert. Eine hervorragende Neuheit bilden z. B. zwei prächtig bemalte Pendants, als Bonbonnièren oder Vasen gedacht, die ein großes Ei mit oben zerbrochener Schale darstellen, von fein modellirten Reliefblumen umgeben und von einem Amor gehalten, der einmal auf einem Delphin, das andere Mal auf einer Schildkröte reitet. Auch an Zusammenstellungen frischer Blumen, zu Ostergeschenken bestimmt, fehlt es nicht; so bringt die Gartenbauschule des Vereins „Frauenwohl", neben vielem Bekannten, — angeregt durch die stattgehabte Ausstellung, — zierliche Nester nach japanischem Geschmack, in leichten Blüthenzweigen schwebend. Eigenartig ist eine Frühlingslandschaft, deren Grundlage aus Borke und Naturholz gebildet wird. Blühende Flieder- und Apfelbäume tragen in ihrem Gezweig Nester mit Vögeln und Eiern, und die ganze originelle Zusammenstellung von duftenden, farbenprächtigen Frühlingsblumen bringt eine entzückende Wirkung hervor. Wenn wir nun noch kurz der prosaischen, aber gewiß willkommenen Gaben in Gestalt riesiger Eier aus Korbgeflecht, die Würste, Schinken und allerlei Leckerbissen in gefälliger Ausstattung bergen, sowie der zahlreichen Attrapen und geschmackvoll verzierten Karten mit Festgrüßen gedenken, so müssen wir zugestehen, daß die Industrie wohl für jeden Geschmack und alle Verhältnisse das Passende in reicher Auswahl bietet. Aber oft hat eine selbstgefertigte Gabe für den Empfänger doch noch einen höheren Werth, und so sind viele fleißige Hände geschäftig, um zum Osterfeste kleine sinnige Geschenke und Ueberraschungen vorzubereiten. Auch hierbei spielen selbstverständlich die Eiform und der Osterhase eine Hauptrolle. Da werden mit Nadel und Faden aus dem verschiedensten Material allerlei Arbeits- und Schmuckbehälter, Knäuelsäckchen und Täschchen, reizende Nester und Körbchen verfertigt, künstliche Blumen gar täuschend der Natur nachgebildet; da handhaben kunstgeübte Damen mit Eifer und Geschick Pinsel und Palette.

Aber auch wo es sich nur um eine Verzierung von gekochten Eiern handelt, wird viel Fleiß, Geschmack und Kunstsinn aufgewandt, um die Ostertafel festlich zu schmücken. Die Eier, die der Osterhase bringt, dürfen ja mit gewöhnlichen nichts gemein haben; also müssen sie zum mindesten gefärbt werden, wozu man sich der folgenden Färbemittel bedient. Gelb erhält man durch Zwiebelschalen oder durch eine Abkochung von Buchweizenspreu; Grün durch frische Peterfilie, junge Saat, sowie durch recht dunkle Malvenblätter, die im Sommer gesammelt und getrocknet wurden. Für Rosa wird allgemein Fernambukholz, für Braun die grüne Schale der Wallnuß, für Violett Blauholz oder Braunspäne verwendet. Werden die Schalen noch heiß mit Speck oder einem Tropfen Oel abgerieben so bekommen die Farben besonderen Glanz. Prächtige goldene oder silberne Eier erzielt man leicht durch Ueber-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

streichen mit einer Bronze-Lösung; auch kann man die Eier mit Gummi überziehen und dann Gold- und Silberpulver mit einem Wattebausch trocken aufreiben. Viel Freude bereitet den Kleinen ihr Name, ein Bildchen, ein Spruch, die sich hell und deutlich von dem farbigen Grunde abheben. Zu diesem Zwecke muß man die gut gewaschenen rohen Eier etwas im Ofen erwärmen und die Schrift oder Zeichnung mit einem Stiftchen und geschmolzenem Wachs auftragen, bevor sie in das kochende Farb-Material gelegt werden. Die betreffenden Stellen bleiben dann weiß und bedürfen durch Fortkratzen nur geringer Nachhülfe da, wo die Contouren nicht scharf genug hervortreten. Ebenso lassen sich auf bereits gefärbten Eiern allerlei Figuren und Inschriften mit Citronensaft oder einer Sodalösung einätzen. Sehr wirkungsvoll sind Tuschzeichnungen auf hellgefärbten Eiern oder ein in Goldschrift prangender Name. Handelt es sich nun gar um ausgeblasene Eier, die auch zu Bechern und Blumenvasen, kleinen Ampeln und zierlichen Behältern Verwendung finden, so eröffnet sich der verschiedenartigsten Ausschmückung noch ein weiterer Spielraum; mit dem Pinsel, dem Platinastift, in Spritzmanier lassen sich die reizendsten Verzierungen anbringen. Unter gemalten oder aufgesetzten Kopfbedeckungen aller Art schauen, mit wenig Strichen markirt, die verschiedensten Gesichter hervor; dann wieder nehmen die Eier das Ansehen von Blumen und Früchten, Hasen und Vögeln, Fischen, Fröschen, Flaschen und Körben, kurz die mannigfachsten und merkwürdigsten Gestalten an und können so viel zur launigen Ausschmückung der Festtafel und zur Erheiterung der Gäste beitragen.

Vom Küssen der Kinder. — Was giebt es Reizenderes als ein Kind, ein kleines, rosiges Kind? Jeder ist bereit, es anzulächeln, es zu liebkosen, zu küssen und wenn es uns das Mündchen nicht willig hinhält, sich unsere Zärtlichkeiten nicht geduldig gefallen läßt, dann sind wir leicht geneigt, uns zu erzürnen, ja sogar es zu schelten. Mit welchem Rechte? Wie können wir verlangen, daß ihm die Annäherung des ersten besten Unbekannten gefallen soll, daß sie ihm angenehm sei? Der Zweck dieser Zeilen ist im Gegentheile der, diese Unsitte zu bekämpfen. Wieder und wieder ist es die furchtbare Diphtheritis, die todbringend in bisher glückliche Häuser einbricht und gerade die blühendsten Kinder im Umsehen fortrafft, und noch stehen ihr die Aerzte ziemlich hülflos gegenüber, gehen in ihren Ansichten über Entstehung, Ansteckung, Uebertragung sogar wesentlich auseinander. Dennoch scheint festzustehen, daß, wo die entsetzliche Krankheit günstigen Boden findet, eine Kleinigkeit, eine Berührung, ein Kuß zum Erreger werden kann. Deshalb, Ihr Mütter und Pflegerinnen, hütet Eure Kleinen!

Eine warme Zwischenspeise von Kibitz-Eiern. — Man schneidet von englischem Weißbrode runde Croutons, macht in die Mitte eines jeden eine Vertiefung, — groß genug, daß ein Kibitz-Ei darin stehen kann, — röstet sie goldgelb, bestreut sie mit fein gewiegter Petersilie, ein wenig Cayenne-Pfeffer, und hält sie heiß. Die Kibitz-Eier werden in sieben Minuten gekocht, rasch geschält und jedes Crouton mit einem derselben belegt. Nachdem man sie kranzartig auf eine runde Schüssel gestellt und mit Brunnenkresse verziert hat, wird in den leeren Mittelraum folgende Sauce gefüllt: In einer kleinen Casserole mischt man zwei Eßlöffel braune Kraftbrühe, ein Weinglas Champagner, zwei bis drei scheibig geschnittene Trüffeln, eine Messerspitze Zucker, eine sehr fein gewiegte halbe Chalotte, eine Prise zerriebenen Thymian und Petersilie, läßt Alles aufkochen, giebt 32 Gr. frische Butter hinzu und schärft mit dem Safte einer Citrone ab.

Farcirte Morcheln. — Zu dieser ausgesucht feinen Schüssel gehören 5 Liter frische, eine 3 Pfund-Büchse eingemachter oder 250 Gr. getrockneter Morcheln; indessen verdienen erstere bei Weitem den Vorzug. Die Farce bereitet man von $^1/_2$ Kilo derbem Kalbfleisch und $^1/_4$ Kilo ebensolchem Schweinefleisch. Beides durch die Maschine getrieben, wird mit einem gut eingeweichten und ausgedrückten Milchbrode, 125 Gr. Butter, in der man eine in Scheiben geschnittene Zwiebel sich auf dem Feuer gelblich färben ließ und sie dann entfernte, zwei Eiern und dem erforderlichen Salz und Pfeffer vermischt. Sobald die Farce gut verrührt und abgeschmeckt worden ist, streicht man sie durch ein Haarsieb, da von ihrer Feinheit wesentlich die Vorzüglichkeit der Schüssel abhängt, formt einen kleinen Kloß und wirft diesen in kochendes Wasser, um zu sehen, ob er sich gut bindet. Sollte die Masse zu fest oder zu locker sein, so fügt man je nachdem noch ein wenig Mehl, — am besten mit Bouillon zu dickem Brei verkocht, — oder ein Ei hinzu. Inzwischen hat man von den Abfällen des Fleisches eine „Sparbrühe" gekocht, die eingemachten Morcheln auf einem Siebe trocken ablaufen lassen, — das Wasser der Sparbrühe zugesetzt, — oder die getrockneten gebrüht und durch wiederholtes Waschen genügend gereinigt. Sind diese Vorbereitungen beendet, so formt man von der Farce gleichmäßig große Klößchen, etwa wie zum Fricassée, und belegt diese vollständig mit den Morchelstücken, eine etwas langweilige, doch nicht schwierige Arbeit, da die Stücke, selbst das kleinste, gut haften bleiben. Sind auf diese Weise Morcheln und Farce vollständig verarbeitet, so kocht man die „farcirten Morcheln" in der oben erwähnten Sparbrühe, richtet sie auf einer runden Schüssel möglichst hoch an und übergießt sie nach dem Außenrande zu mit folgender Sauce:

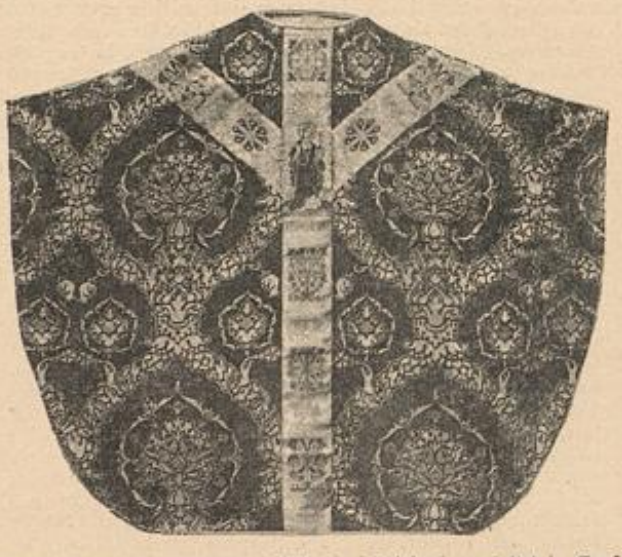
65 Gr. Butter, fünf Eigelbe und einige Löffel der Brühe, — mit Salz abgeschmeckt, — werden in einer kleinen Kasserole gut gequirlt, diese dann in ein größeres, mit kochendem Wasser gefülltes Geschirr gestellt, und die Masse auf dem Feuer so lange gerührt, bis sie, — sich verdickend, — hoch steigt. Ist dies eingetreten, so giebt man nach und nach weitere 125 Gr. recht frische Butter und einen Eßlöffel französischen oder Estragon-Essig hinzu, schlägt die Sauce gut durch und füllt sie sofort auf. Durch längeres Stehen gerinnend, kann sie nur kurz vor dem Gebrauche bereitet werden. E. K.

Sauerampfer. Unter den Frühlingsgemüsen ist der Sauerampfer nicht zu verachten, der im Allgemeinen in Deutschland immer noch zu wenig Beachtung findet, der aber sehr wohlschmeckend, auch der Gesundheit zuträglich ist. Die Bereitungsart ist der des Spinates ähnlich; man schneidet die Stiele der jungen Pflanzen ab, wäscht und kocht diese, drückt sie auf einem Siebe aus, streicht sie durch und dämpft das Purée mit Butter und einem kleinen Mehlzusatz kurz ein. Zuletzt bindet man das Ganze mit saurer Sahne, in die man 1—2 Eigelb quirlt.

Fast noch besser ist die Sauerampfer-Suppe; hierzu schneidet man die feinen Blättchen mit scharfem Messer in schmale Streifen, kocht sie mit Butter, etwas Mehl und ein wenig Brühe weich, giebt sie dann in die Fleischbrühe und zieht die Suppe, die über verlorenen Eiern angerichtet wird, mit saurer Sahne und einigen Eigelben ab. Zur Bereitung der verlorenen Eier ist ein Haupterforderniß, daß diese frisch seien. Man schlägt sie in kochendes, gesalzenes Wasser, möglichst schnell und vorsichtig, thut auch nur so viel Eier auf einmal hinein, als bequem neben einander Platz haben, und nimmt jedes einzeln mit dem Schaumlöffel heraus, sobald sich das Eiweiß verdickt hat, das Gelbe aber noch durchschimmert. Nachdem sie in kaltes Wasser gelegt sind, schneidet man sie möglichst rund, legt sie auf den Boden der Terrine und gießt die kochende Suppe, die sie wieder erwärmen muß, darüber.

Blätterteig-Schnitte mit Crèmefüllung. — Zur Herstellung eines guten Blätterteiges sind erforderlich $^1/_2$ Kilo feinstes, — am besten Warschauer, — Mehl, $^1/_2$ Kilo Butter, die zäh und fest sein muß, ein ganzes Ei und etwa ein Tassenkopf Wasser. Die Butter wird mit den Händen auf dem Backtisch so lange geknetet, bis sie geschmeidig, frei von allen Wassertheilen ist, dann formt man sie zu einer viereckigen Platte und legt sie, — im Sommer mit einem Stück Eis, — bis zum Gebrauch in kaltes Wasser. Das Mehl siebt man auf den Tisch, macht in die Mitte eine Vertiefung, giebt das Ei, nach und nach Wasser hinzu, und verbindet das Ganze durch Kneten zu einem Teig, der an Festigkeit der Butter gleichen muß. Für Ungeübte ist ein vorsichtiges Zugeben des Wassers anzurathen, damit die nöthige Consistenz erreicht werde. Nachdem ein Kloß geformt ist, drückt man diesen mit dem Rollholz platt, wirkt ihn mit der Hand abermals zusammen, und wiederholt dies Verfahren, bis die Masse glänzend wird und nicht mehr am Tische haften bleibt. Nun bepudert man letzteren mit Mehl, legt den Teig, — ebenfalls leicht bepudert, — darauf, rollt ihn aus, nimmt die Butter aus dem Wasser, trocknet sie an einem reinen Tuch, giebt sie in die Mitte und schlägt den Teig von allen Seiten über, ihn an den Rändern festdrückend. Jetzt beginnt das eigentliche „Schlagen", von dem das gute Gelingen des Blättergebackenen abhängig ist, und zwar besteht dies darin, daß die Masse zu einem Streifen ausgewirkt wird, der etwa dreimal so lang als hoch ist. Ist dies geschehen, klappt man den Streifen von beiden schmalen Seiten derartig über einander, daß er drei gleiche Schichten bildet und die Gestalt eines Viereckes hat. Nach einem Rasten von 10 Minuten wiederholt man dieselbe Procedur, mangelt in gleicher Weise aus und schlägt den Teig zusammen, um ihn nach abermals 10 Minuten zum dritten, auch vierten Male zu schlagen; es ergiebt sich hieraus das feine Blättrige. Wenn dies beendet, wirkt man den Teig zu kaum halbfingerstarken Platten, zu zweien oder dreien, legt sie auf ein angefeuchtetes Blech, durchsticht sie hier und da mit einer Messerspitze und läßt sie, mit gequirltem Eigelb bestrichen, in heißem Ofen, — ein Stück in die Backröhre gelegtes Papier muß sich sofort gelb färben, — zu schöner Farbe backen, dann stellt man sie, mit feinem Zucker bestäubt, noch einmal in den Ofen, damit sie recht blank glasiren. Eine inzwischen bereitete Crème, Vanille oder Patissière streicht man auf den einen Boden, legt den zweiten über und giebt dem obersten nach Gefallen einen Guß von Fondant oder Eiweiß; die Crème muß sich im Ofen verdicken.

Altardecke des Elisabeth-Krankenhauses.
Nach einem Entwurf von Johannes Otzen. Siehe Seite 61.



Casel im Dom zu Xanten. Nach dem Original gearbeitet in Crefeld.
Siehe Seite 61.

Fragen und Antworten.

Wachsrosen. — Kann mir Jemand etwas über die Anfertigung von Wachsrosen mittheilen, und woher beziehe ich das Material? Jenny — treue Abonnentin in Tilsit.

Rostflecke. — Ich wäre für gefällige Angabe eines Mittels dankbar, wie sich Rostflecke von blanken Eisen- und Stahltheilen entfernen lassen. L. W. in Potsdam.

Petroleumflecke auf Marmor (16). — Eine Mischung aus einem Theil geschlemmten Bimsstein, einem Theil fein gepulverten Kalk und zwei Theilen Natriumcarbonat wird mit Wasser zu einer Paste angerührt und auf den Fleck gestrichen, wo man die Mischung einige Minuten stehen läßt, um sie dann mit Wasser und Seife wieder abzuwaschen.

Eine Abonnentin aus Hannover.

Kartoffelmehl (24). — Zur Herstellung von Kartoffelmehl und Stärke wählt man eine gute, mehlreiche Kartoffel. Nach dem Waschen, wobei die Kartoffeln mit einem starken Besen tüchtig bearbeitet werden, lasse ich die Augen und schlechten Stellen, in denen sich viel Erde festsetzt, herausschneiden; doch bin ich nicht für's Schälen, da bekanntermaßen das beste und feinste Mehl dicht unter der Schale liegt, und bei meinem Verfahren auch viel Zeit und Mühe gespart wird. Die Kartoffeln kommen nun in die Reibemaschine zum Reiben; dann fülle ich eine Wanne bis zu einem Drittheil mit Wasser und rühre den entstandenen Brei nach und nach durch ein feines Mehlsieb hinein. Wenn sich das Mehl zu Boden gesenkt hat, gießt man das Wasser mit dem Mehl durch ein noch feineres Sieb, erneuert das Wasser und rührt das Mehl auf. In gleicher Weise verfährt man so lange, bis das Mehl rein weiß und das Wasser ganz klar erscheint. Diese Mühe darf man sich nicht verdrießen lassen, denn nicht genügend ausgewaschenes Kartoffelmehl hat einen unangenehmen, erdigen Beigeschmack. Nach dem Abgießen des letzten Wassers breite ich ein leinenes Tuch über das Mehl, damit die Feuchtigkeit hineinzieht und die Stärke vollständig entwässert wird. Das weitere Trocknen geschieht am besten auf Holzbrettern an Luft und Sonne. Das fertige, fein gesiebte Mehl muß trocken aufbewahrt werden; wenn man die kleinen, festen Rückstände durch einen gröberen Durchschlag streicht, gewinnt man Graupen, welche, mit Milch gekocht, eine schmackhafte Suppe ergeben. Alle beim Reiben zurückgebliebenen faserigen Abfälle finden als Futter für Hühner und Schweine Verwendung. Als sparsame Hausfrau, die gern Alles verwerthet, benutze ich das zuerst abgegossene, warm gemachte Wasser zum Waschen von wollenen Kleidungsstücken und erziele damit beste Erfolge.

Frau Toni an der Warthe.

Bilderrahmen (32). — Die Ausbesserung schadhaft gewordener Stellen wird an vergoldeten Rahmen nur da möglich sein, wo die Vergoldung eine „matte" war, und auch hier ziemlich mangelhaft bleiben. Bestreichen Sie die betreffenden Flecke leicht und gleichmäßig mit Gummi arabicum und überpudern Sie dieselben mit einem in Goldbronze getauchten Wattebäuschchen. Bei dem Kauf der Bronze ist darauf zu achten, daß die Farbe derselben der des Rahmens möglichst ähnlich sei.

Zeichentinte (32). — 8 Gr. Argentum nitricum (Höllenstein) löst man in 20 Gr. Flußwasser. Mit dem dritten Theil dieser Flüssigkeit verreibt man in einem Schälchen ein Stück Holzkohle etwa von der Größe eines Quadrat-Centimeters. Die Tinte, zuerst farblos, gewinnt dadurch einen grauen Ton, der auf der Wäsche sichtbar ist. Soll nun das Zeichnen derselben, das mittelst aus Holz geschnitzter Buchstaben geschieht, beginnen, so befeuchtet man zunächst die betreffende Stelle mit einer Pottaschelösung und trocknet sie mittelst eines heißen Plätteisens. Nun gießt man nach tüchtigem Schütteln der Tinte einige Tropfen derselben auf das Stempelpolster, — besitzt man ein solches nicht, auf ein mehrfach zusammengelegtes Tuchläppchen, — drückt den Stempel auf und überträgt ihn dann auf den Stoff. Nach dem ersten Waschen wird die Farbe tief schwarz und unauslöschlich. S. M., Budapest.

Eine fertige Zeichentinte können Sie unter dem Namen „Carboline" von Eduard Beyer in Chemnitz beziehen.

D. Red.

Pflanzen-Abdrücke (40). — Die künstlerisch vollendetsten Abdrücke gewinnt man mittelst eines Kienrußes, den man sich selbst bereiten muß. Man schlägt sehr fettes Kienholz in kleine Stücke, entzündet diese und hält einen Teller über die Flamme, an dessen Boden sich der aufsteigende Ruß ansetzt. Hat man eine ausreichende Menge desselben erhalten, so verrührt man ihn mit Schweinefett zu einem ganz dünnen Brei, taucht einen weichen Pinsel in die Masse und bestreicht mit diesem die ausgewählte Pflanze. Von dem richtigen Bestreichen ist die Güte des Abdruckes abhängig, der Rußüberzug muß ein durchaus zarter sein, es darf das Fett nirgends als dicke Substanz haften bleiben. Die überzogene Seite wird auf einen Bogen Papier gelegt, dann reibt man die linke Seite mit einem Falzbein über und hebt die Pflanze ab, auch kann man durch Auflegen schwerer Bücher das Blatt pressen und hierdurch den Abdruck gewinnen. Leichter, indessen viel weniger gut, ist das Drucken trockener Blätter, die man mit beliebiger Farbe überzieht und in gleicher Weise behandelt.

Theebretter (48). — Lackirte Bretter dürfen nicht mit heißem Wasser gereinigt werden, da sie sonst leicht Sprünge bekommen. Am besten reibt man sie mit einem feinen leinenen Tuch und zuweilen mit einem mit Baumöl befeuchteten Lappen ab.

Versilbern und Vergolden (48). — Kleine Schalen zu versilbern oder zu vergolden, ist heute, wo man in jedem Droguen-Geschäft die verschiedensten Töne von Gold- und Silber-Bronzen erhält, ein Leichtes. Man mischt die erforderliche Menge derselben mit Bronze-Tinctur, die an gleicher Stelle käuflich ist, und tuscht die Gegenstände gleichmäßig an.

Fliegenschmutz (56). — Fliegen- und Spinnenschmutz auf Möbelstoffe giebt die schlimmsten Flecke, deren Entfernung schwer, oft unmöglich ist. Versuchen Sie ein vorsichtiges Waschen mit Ammoniak und Wasser, ein Theil Ammoniak mit sechzehn Theilen Wasser gemischt. Zuweilen hilft ein Fleckessig, bestehend aus gleichen Theilen Amyl, Aethyl und Methylessig-Aether, Aetherarten, die in absolutem, mit Essigsäure angesäuertem Alkohol gelöst werden.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 9. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. Mai 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Dorret befand sich übrigens nicht im Garten, sondern hatte diesen nur durchschritten und war an seinem Ende zu ihrem Lieblingsplatz hinaufgestiegen, dem obersten Punkt eines schmalen, von einer alten Seedüne gebildeten Hügelrückens. Er besaß nur geringe Höhe, doch hob er sich als kleiner, freier Fleck grad' noch über die dichten Waldwipfel umher auf, so daß der Blick von ihm nach allen Richtungen weit in die Ferne ging. Oben war die Spitze nur mit langhalmig umliegendem Gras und ein paar jetzt weißblühenden Schlehdornsträuchern bewachsen, daneben stand Dorret in der Sonne, und der nach ihr suchende Blick Pidders sah den schlankhohen Umriß ihrer Gestalt sich gegen den Himmel abheben. Sie hielt das Gesicht nach Westen gekehrt, dorthin verschmälerte sich die Halbinsel an dieser Stelle, der Stadt Husum zu, am meisten. An den laubholzbedeckten Vordergrund schloß sich der baumlos kahle, öde Mittelgürtel des Landes aus Haide, Moor und Sand; dahinter reichten die Augen noch weiter bis über die Marschniederung fort, die von der Nordsee begrenzt ward. Man sah freilich von dieser nichts, doch man ahnte sie jenseits der unterschiedlosen Fläche am Horizont.

Keine Wolke trübte heute die unermeßliche blaue Kuppel drüber, nur an einer Stelle flimmerte es hell, einem ganz winzigen, zerflatternden Wölkchen gleich, das westher gegen das Mädchen herankam. Ein großer, weißgefiederter Wasservogel war's, von Mövenart, doch schlanker gebaut und von anderer Flugweise. Nun stieß er einen hochtönig in der Sonnenluft verhallenden Ruf aus, warf seinen langen, schwanenartigen Hals in den Nacken zurück und stieg blitzend wie eine Schneerakete senkrecht in die Höhe. Es war ein „Silberschnäbler", der von droben zugleich nach Osten und Westen über die Meeresweiten hinaussah. Dorret Gorries machte plötzlich eine absondere Bewegung, ihre Schultern und Oberarme hoben und senkten sich ein paar Mal, wie die Flügel eines noch unflüggen Vogels, der sich vergeblich aufzuschwingen sucht; dann stand sie wieder regungslos wie zuvor. Da sagte Pidder Sörenbroder hinter ihr, nach dem weißen Geglimmer in der Luft emporde utend: „Der hört nich hierher an die Ostsee, kommt blos zum Besuch von der Westsee herüber, wo er zu Haus is."

Der Fischer hatte mit seiner Schwestertochter von ihrer frühesten Kindheit auf immer nur hochdeutsch gesprochen und als Friese selbst erst in späteren Jahren das Plattdeutsche gelernt. Dorret konnte dies natürlich ebenfalls, doch es stand ihr fremd im Mund, und sie redete es nur widerwillig; mit ihrem Onkel sprach auch sie stets hochdeutsch, und obwohl sie kein Friesisch verstand, es kaum je gehört hatte, lag's doch manchmal wie ein Anklang daran in dem Tonfall ihrer deutschen Worte. Sie erwiderte nichts auf die Bemerkung Pidders, nickte nur einmal mit dem Kopf. Doch nun streckte sie hastig die Hand aus und wies nach Nordwesten hinüber.

Dort ging Sonderbares vor. Am Rand des Horizontes hob sich Etwas grau durcheinanderrinnend auf, rückte ein paar Fußlängen empor und lagerte sich dann, feste Gestalt annehmend, weitgestreckt wagerecht in der Luft, ein Landstrich, der in dieser schwamm, eine schmale, lange Insel. Schattenhaft zerfloß auf ihr nach hinten eine zusammengereihte Kette kleiner, runder Bergkuppen; vorn gewahrte man auf einer Bodenerhöhung deutlich einen dunklen, hohen, von einer Dachhaube überdeckten Thurm. Nichts Wirkliches war's, nur eine täuschende Luftspiegelung, eine Fata Morgana, von absonderlicher Lichtbrechung unter dem Horizont heraufgeholt und über ihn hingestellt. Dorret kannte es, hatte es schon öfter so gesehen; großaufgeweiteten Auges blickte sie hinüber und mit geöffneten Lippen, als athme ihre Brust etwas von dorther sie Anwehendes ein. Um dieser Täuschung willen stand sie am liebsten hier oben; höchstes Glück war's ihr, wenn nach wochen-, vielleicht monatelangem Warten das trügerische Bild sich einmal drüben aufhob, doch ein Schauer überlief sie stets bei dem Anblick und durchrüttelte ihr mit einem Zittern den ganzen Körper, wie eben jetzt.

Auch Pidder Sörenbroder sah achtsam gespannten Blicks hinüber und sagte: „Ja, das kommt so und geht, als wie Lachen und Glück. Die sind auch blos 'mal da und dann wieder weg, als wär's nix gewesen, blos Dunst und Luft. Ja, das is Sylt, da vorn das is die Kirche von Keitum —"

Er nickte einmal mit dem Kopfe und faßte danach Dorrets Hand. Es war ihm nicht recht, wenn sie, wie's manchmal geschah, von diesem Zittern überfallen wurde, und er fuhr fort: „Komm, wir wollen uns hier ein bischen in der Sonne hinsetzen, das thut dem Menschen gut. Ich hab' Dir was mitgebracht, wie's die Mädchens gern haben."

Gegen ihr halbes Sträuben zog er sie auf den warmen Grasboden herunter und etwas in Papier Eingewickeltes aus der Brusttasche seines dicken Schiffer-

Maiblumen. Nach dem Bilde von L. Barrau. — Siehe Seite 71.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wammses; er kam fast niemals heraus, ohne Dorret irgend ein kleines Geschenk mitzubringen, dazu hatte er ja die Speciesthaler in der Lade. Und ein solcher war's diesmal, ein noch nicht im Umlauf gewesener, ganz nagelneu, von Blankheit funkelnd, die größte Silbermünze des Landes, in Kopenhagen gefertigt, zwei Bankthalern an Werth gleich; der Name stammte von der „species", dem aufgeprägten Brustbilde der Landesherrn, der dänischen Könige. Dies Doppel-Thalerstück zeigte in vortrefflicher Wiedergabe einen Kopf von hochstirnig eigenartiger, doch sehr anziehender Bildung; der Fischer hatte vom Goldschmied eine Oese an den Rand der Münze löthen lassen, so daß sie wie eine Medaille, der sie gleichsah, an einer Schnur um den Hals getragen werden konnte. Dorret warf nur einen flüchtig-gleichgültigen Blick nieder, aber ihr Onkel ging merkbar darauf aus, ihre Augen und Gedanken von dem Fata Morgana-Bild am westlichen Horizont abzuziehn, und er deutete ihr hin: „Ich hab' ihn aufgehoben, weil er so blank war, um ihn Dir so zurecht machen zu lassen. Kannst Du lesen, was herumsteht?" Das Mädchen hatte auf Betreiben Pidders für die Zeit guten Schulunterricht bis zur Confirmation in der Stadt gehabt, sie kam seinem Wunsche nach und buchstabirte: „Friedrich V. von Gottes Gnaden König von Dänemark." Es war ein Species aus der Zeit des vorletzten, vor dreizehn Jahren, erst dreiundvierzig Jahre alt, gestorbenen Königs. Jetzt regierte sein ältester Sohn Christian VII., doch nur dem Namen nach, denn für den schon seit Langem Schwachsinnigen führten seine Stiefmutter und sein Stiefbruder in ränkevoll herrschsüchtiger Weise das Regiment. Dorret hatte den Kopf wieder zum Hinüberschauen nach dem Horizont aufgerichtet, allein Pidder Sörenbroder lenkte abermals ihren Blick mit der Frage ab: „Hast Du nich schon 'mal was Aehnliches von Gesicht gesehn?" Da sie stumm den Kopf schüttelte, fügte er nach: „Du 'sast es eben erst gethan; freilich sieht die Tochter dem Vater nicht sehr gleich und is es sonst wohl noch weniger, das schlägt ja oft mehr nach der Mutter. Aber die hohe Stirn wenigstens hat sie auch von ihm, die war, wie man sie blos selten zu sehen kriegt."

Nun kam's Dorret zum Verständniß, das Brustbild auf dem Speciesthaler stelle den Vater der Königstochter dar, neben deren Wagen sie vor einer Viertelstunde gestanden, und ihr erwachte plötzlich jetzt ein Interesse an dem blinkenden Silberstück, so daß sie, den Kopf bückend, aufmerksam die Augen darauf richtete, um die Aehnlichkeit, von der ihr Onkel gesprochen, herauszusuchen. Es war hohe Mittagszeit geworden, und der Silberschnäbler spurlos im Blau verschwunden; nur der Kukuk kreiste noch rufend um, und ein Citronenfalter kam, das Haar Dorret Gorries' umflatternd, gegaukelt, daß es sich ausnahm, als ziehe er einen Goldreif darumher. Sonst lag Alles reglos in warmer Stille.

Nordwärts vom Rugen Krog hatten das schwarze Sechs- und Viergespann sich gewendet, um auf einer anderen, durch den Garten des Neuwerk führenden Straße nach Gottorp zurückzukehren. Bald rollte die glitzernde Goldkutsche über den nördlichen Brückendamm auf den Schloßplatz. Rufe tönten, die Wache trat in's Gewehr; mit dem Degen salutirend, ließ der junge adelige Offizier Sehnstedte präsentiren, und Trommelschlag wirbelte. Es war hoher Besuch eingetroffen, die Gemahlin des Herzogs Friedrich Christian von Sonderburg-Augustenburg, eine Verwandte der Frau Landgräfin. Sie empfing Ihre Königliche Hoheit vor dem Schloßportal, dann kam der zweite Wagen heran. Aussteigend begrüßte der Landgraf Karl sie und stellte seinen ihm nachgefolgten weißbärtigen Begleiter vor: „Monsieur le comte de Saint-Germain". Durch die Augen der Herzogin ging es mit einem Ausdruck scheuen Staunens, und sie knixte in ihrem rundum ellenweit vom Körper abbauschenden Reifrock vor dem ihr Präsentirten zurück wie vor einer hohen fürstlichen Persönlichkeit.

3.

Der Graf Joseph Maria von Saint-Germain bildete eines der geheimnißvollsten Räthsel seiner Zeit. Er kannte ganz Europa, und ganz Europa hatte ihn unter wechselnden Namen kennen gelernt. Portugal als „Marquis d'Aginar", Spanien als „Marques de Belmar". In Rom hatte er sich „Marquis de Montferrat" benannt, in Venedig „comte de Bellamare", in Genua „Graf Soltikow", in Mailand „Chevalier Welldone", in Pisa „Herr von Schöning", in Schwabach „Graf Racoczi"; doch seit langen Jahren führte er jetzt ausschließlich den Namen „Graf von Saint-Germain". Gleich allen übrigen war dieser ein angenommener; man wußte aus Andeutungen, die ihm hin und wieder entfallen, daß er von seiner Geburt einen höheren, fürstlichen Ranges getragen, doch denselben um zweier unwürdiger Brüder willen abgelegt, die er vergeblich zu einer edleren Lebensführung aufzuheben gesucht. Deshalb habe er sich später Saint-Germain genannt; das bedeute: le Saint des frères (germains, germanorum), den „sittlich Reinen der Brüder!"

Ueber seine Abstammung, sein Vaterland und sein Lebensalter gab er keine Auskunft, und seine Sprache ließ auf die ersteren nicht schließen. Er redete, außer dem Arabischen, das allerdings nach ebenfalls hier und da ihm entfallenen Andeutungen als seine Muttersprache erschien, gleich tadellos spanisch, portugiesisch und italienisch, das Französische mit einem leichten piemontesischen Anklang, in flüssiger, wenn auch ungrammatikalischer Weise englisch und deutsch. Hinsichtlich seiner Jahre sprach er oft aus, daß er weit älter sei, als er dem Blick vorkomme, doch unterrichtete er Niemanden über seine wirkliche Geburtszeit und begleitete etwaige in seiner Gegenwart darüber ausgetauschte Muthmaßungen gemeiniglich mit einem Lächeln, das unbestimmt beließ, ob es Ablehnung oder Zustimmung ausdrücke. Im Gespräch indeß, in der Erzählung, die er mit vollendeter Meisterschaft lebendiger Darstellung beherrschte, entglitt ihm ab und zu eine Aeußerung, welche, gleich der ganzen Schilderung, den Eindruck hervorrief, daß er persönlich bei dem berichteten, fernzeitig entlegenen Vorgang zugegen gewesen sein müsse. Und es gab in verschiedenen Ländern mehrere im höchsterreichbaren Greisenalter stehende Männer von Rang und Namen, die sich deutlich entsannen, ihn in ihrer Kindheit von gleichem Aussehn wie um ein halbes Jahrhundert später angetroffen zu haben.

Daß er ein Mittel besitze, sein Leben, sowie unter bedingenden Umständen ebenso dasjenige Anderer ungewöhnlich zu verlängern, leugnete er auch durchaus nicht. Er beherrschte nach seiner Aussage eine magisch-alchemistische Wissenschaft, die der Weisheit der altägyptischen Priester entstammte und von diesen auf die Tempelherren übergegangen war. Die Ersteren hatten ihr Geheimniß in den Pyramiden verborgen, danach ein Großmeister der Malteser Ordensritter es mit sich in den Sarg genommen und der Graf Saint-Germain es auf seinen weiten, vieljährigen Reisen im Orient, Palästina, China, Indien und am Nil an beiden Orten aufgefunden und ergänzt. So war er in den Besitz der seit Jahrhunderten vergeblich von Tausenden angestrebten Kunst gelangt, die „materia prima", das „rothe Pulver" und durch dieses sein Lebenselixir, die echte „Panacee" herzustellen, von deren Entdeckungs-Möglichkeit schon die alten Griechen eine Ahnung besessen und sie in ihren mythischen Vorstellungen die *πανάκεια*, die Alles, — auch den Tod — Heilende benannt gehabt.

Unzweifelhaft war er Inhaber ausnehmender, in der Zeit nur bei höchst Wenigen sonst vorhandener physikalischer und chemischer Kenntnisse und gebot über manche erstaunliche Fähigkeiten. Er besaß ein so unglaubliches Gedächtniß, daß er eine ihm einmal vorgesprochene Reihe von tausend Zahlen zu wiederholen, sowie ganze Bücher Wort für Wort auswendig herzusagen vermochte; mit der rechten und der linken Hand konnte er zugleich dergestalt schreiben, daß man die beiden Handschriften nicht unterschied. Aus denjenigen Anderer wußte er überraschend zutreffende Folgerungen auf den Charakter und die Lebensstellung der Urheber zu ziehen. Von höchster musikalischer Begabung, bezauberte er durch sein Geigenspiel nicht nur Menschen, sondern auch Thiere und führte hinter einem Schirm den Bogen in räthselhafter Weise, daß die Zuhörer ein zusammenklingendes Concert verschiedener Instrumente zu vernehmen glaubten. Nicht minder hervorragend zeigte er sich als Maler, besonders in der Wiedergabe von Stoffen; man rühmte ihm nach, er wisse Sammet weicher als Jan Breughel, Atlas glanzvoller als Terborch und Netscher darzustellen, Juwelen so täuschend nachzuahmen, daß sie wirkliches Feuer auszustrahlen schienen. Als ein unübertroffener Meister des Schachspiels zuckte er geringschätzig über den Musiker André Philidor, der um die Mitte des Jahrhunderts den Ruhm des ersten Schachkünstlers Europas zu erringen begonnen, die Achsel und bewies, daß er dazu berechtigt sei; mit der nämlichen Sicherheit beherrschte er jedes andere Spiel, auch das des Lotto und des Pharao. Man sagte, daß er häufig die Bank gesprengt, und daß die Marquise de Montespan, die Geliebte König Ludwigs XIV., ihm vergeblich für das Geheimniß seiner Berechnungen fünf Millionen Lire geboten habe.

Er bedurfte keiner Nahrungsmittel, Niemand hatte ihn je eine Speise zu sich nehmen sehen; mit Anderen bei Tische sitzend, ließ er Alles an sich vorübergehn, betheiligte sich nur durch lebhafte Unterhaltung an der gesellschaftlichen Vereinigung. Da er auch über das Geheimniß verfügte, auf alchemistischem Wege Edelsteine herzustellen, besaß er einen ungeheueren Reichthum an solchen; ein Sachkundiger, dem er dieselben in Paris gezeigt, erklärte, daß er nie Aehnliches gewahrt, die Schätze der Wunderlampe Aladdin's zu erblicken geglaubt habe. Seine Geldmittel erschienen unbeschränkt, obwohl die Quellen derselben vollständig unerfindlich blieben. Man hatte ihn eines Tages in Piemont für einen Betrüger gehalten und eines hohen Wechsels halber verhaftet, doch er beglich seine Schuld von hunderttausend Thalern sofort in zweifellos echten Banknoten und nahm lächelnd und achselzuckend die Entschuldigungen der bestürzten Behörde entgegen. Im Haag hatte er einen von ihm angefertigten Diamanten für die Summe von sechstausend Louisd'or veräußert und einen zweiten gleicher Art zum Zweck der Belustigung des französischen Gesandten, des Grafen d'Affry, zu Staub zertrümmert.

Es gab nur wenige Fürsten, zu denen er nicht persönlich in Beziehung gestanden. An den größten Höfen Europas hatte er als hochangesehener Gast dauernd verweilt, mit dem Kaiser Franz I. alchemistische Studien betrieben. Er war geheimer Gesandter König Ludwigs XV. von Frankreich im Haag zu einer Friedensvermittelung mit Preußen gewesen, und der dortige sächsische Resident berichtete im Jahre 1760 über ihn in einer Depesche nach Dresden in überschwenglichen Ausdrücken scheu ehrerbietiger Bewunderung seiner Alles übertreffenden Kenntnisse, seiner Staunen erregenden Reichthümer, seines zum mindesten auf ein Jahrhundert zu bemessenden Lebensalters, obwohl er den Eindruck eines Vierzigers hervorrufe. In Petersburg hatte er dem Umsturz seine Kräfte geliehen, der die Zarin Katharina II. auf den Thron gebracht, und war von dieser zum russischen Feldmarschall ernannt worden. Als er in der Uniform eines solchen als Graf Soltikow zu Livorno auftrat, war ihm dort zu allgemeinstem Erstaunen der wegen seines aristokratischen Ueberhochmuths verrufene Graf Alexis Orloff, der berühmte Sieger von Tschesmur, mit höchster Auszeichnung und Ergebenheit begegnet, hatte ihn in einem Empfehlungsschreiben an seinen Bruder „seinen vertrautesten Freund" benannt, „un homme qui a joué un grand rôle dans notre révolution". In besonderer Gunst war er bei der Marquise de Pompadour und bei Ludwig XV. gewesen, dem er durch Erbauung eigenartig construirter großer Flachboote einen durch den Tod des Königs vereitelten Lieblingswunsch zu erfüllen getrachtet, eine Armee über den Kanal zu führen und England auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Um die Mitte der siebziger Jahre hatte ihn intime Freundschaft mit dem Markgrafen Carl Alexander von Anspach-Baireuth verbunden, der ihn auf sein Lustschloß nach Triersdorf eingeladen, das der Graf Saint-Germain geraume Zeit lang allein mit der schönen Geliebten des Markgrafen, der berühmten Schauspielerin Hippolyte Clairon, bewohnt hatte. In Paris bezeichnete man ihn allgemein als „un prodige" — „une merveille"; ein Brief Voltaire's an Friedrich den Großen über ihn enthielt die Mittheilung: „Saint Germain on dit a soupé autrefois dans la ville de Trente avec les pères du concile. C'est un homme qui ne meurt point et qui sait tout."

Dabei schien nicht anzuzweifeln, jede Nachricht stimmte darin überein: Er trachtete nicht nach irdischem Rang und Ansehn. Sie reizten ihn nicht; wo sie ihm geboten, gewissermaßen aufgenöthigt wurden, nahm er sie aus höflicher Rücksicht an, ohne von ihnen zu reden und Gebrauch zu machen. Er stand über derartigen Auszeichnungen, sie konnten seinem Leben, seinen Bestrebungen keinen bereichernden Werth verleihen, die sich einzig auf Vermehrung und Erhöhung der Glückseligkeit der Menschheit richteten.

So lebte der Graf von Saint-Germain, in geheimnißvolle Schleier eingehüllt, seit ungefähr einem halben Jahrhundert unter seinen Zeitgenossen, für jeden ein Räthsel bezüglich seines Ursprungs, seines Alters, seiner übernatürlichen Kräfte; wohin er kam, ein Gegenstand der bewundernden Scheu, der Ehrerbietung und Furcht. Seit bald vier Jahren verweilte er auf Gottorp als Gast des Statthalters und Landgrafen Karl von Hessen, der vielleicht von allen Fürsten der Zeit den unwiderstehlichsten Drang zur Erforschung und Selbsterlangung geheimer Naturkräfte in sich trug und in einem unterirdischen Gemache des alten Thurms von Louisenlund ein Laboratorium eingerichtet hatte, in welchem er oft nächtlicher Weile zusammen mit dem Grafen lange Stunden an der Entdeckung des Steines der Weisen arbeitete, der wundersamen Materie, durch deren Beimischung sich Zinn, Blei und Kupfer in echtes Gold umwandelte. Es waren sehr kostspielige Versuche, die vorderhand in ihren Schmelzessen, Pfannen, Tiegeln und Retorten selbst sehr viel von dem echten Gold aus dem Kassenschrank des Landgrafen verschlangen und in Rauch aufgehen ließen, aber er fühlte, und sein in der Tiefe der Naturgewalten erfahrener Beihelfer bestätigte es ihm, daß sie langsam, Schritt um Schritt, dem großen Endziel näher gelangten, welches ihnen den höchsten Rang unter den Alchemisten und den Wohlthätern der Menschheit verhieß.

* * *

Die Vögel sangen, die Wasser sprangen, vielfältige Stimmen klangen. Im Gottorper Schlosse hatte große Tafel stattgefunden, und die vornehme Gesellschaft bewegte sich, gesättigt und von vorzüglichen Weinen heiter angeregt, nach der alten Vorschrift „Post coenam stabis aut passus mille meabis!" langsam in den Gängen des Neuwerks durch einander oder stand in Gruppen zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sammen. Viel an hohem Rang, Staatswürden und klangvollen Landesnamen, an jungem Cavalierthum und jugendlich weiblicher Schönheit, Alles in der Galatracht der Zeit, die Damen in höchster jemals erreichter Unnatur der Reifrockroben und Thurmfrisuren, die Herren wenigstens noch menschliche Gestalt darbietend, verschieden gewandet. Hier ausgeschweifte, dort mehr abgerundete langschößige Röcke mit breiten Aermelaufschlägen und gewaltigen Metallknöpfen; dazwischen ein neumodischer „Redingote à la Washington", unter ihm eine Weste mit goldener Quaste à la turque. Sonst zumeist lange, gold- und silberbestickte Schoßwesten, Batist-Jabots, Atlas-Kniehosen, seidene Strümpfe, Schuhe mit blitzenden Agraffen. Die Hand spielt mit dem Gefäß des zierlichen Galanterie-Degens, hier und da bedeckt den Kopf ein Dreispitz; aber die Mehrzahl trägt diesen in der Hand, unter'm Arm und geht barhäuptig mit kurzem Haarbeutel oder langhängendem steifen Zopf, den oft eine mächtige Bandschleife umflattert. Doch Alles sorglichst grau oder weiß gepudert; nur ganz vereinzelt mischt sich auf dem Scheitel eines sehr alten Herrn noch eine blonde, braune oder schwarze Allonge-Perücke ein, mit den geringelten Locken über die Schulter herabfallend. Man lächelt zu einem mot d'esprit hinter seinem Rücken, man begreift solche Geschmacklosigkeit nicht und nennt den Träger ein komisches Original.

Auch Ihre Königliche Hoheit berührte heute den Erdboden mit ihren Füßen oder hatte es, aus ihrer Tragsänfte absteigend, ein Viertelstündchen lang gethan. Jetzt ruhte sie von dieser ungewohnten Anstrengung in einem vergoldeten Armsessel auf terrassenartig breithingestreckter Sandsteinplatte neben einer weißquirlenden Cascade aus. Die Luft war noch nicht so sommerhaft, um zum Sitzen den Baumschatten aufsuchen zu lassen, doch andererseits fielen die Goldstrahlen der Maisonne zu heiß herunter, als daß nicht für den Teint ein Schutz gegen sie nöthig gewesen wäre. So hielten zwei Leiblakaien in silberbetreßten Röcken einen gewaltigen purpurfarbigen Schirm über dem Sessel ausgespannt und rückten mit ihm jede Minute achtsam um eine Linie gegen Westen vor, damit kein vorwitziger Strahl eine Gelegenheit benutze, das Gesicht oder eine Hand der Frau Landgräfin zu incommodiren.

Diese selbst bildete eine andere Sonne, um deren Stand oder vielmehr Sitz sich die ihrer Gnadennähe am meisten würdigen, höchstbenannten und -betitelten Persönlichkeiten der Gesellschaft angesammelt hielten. Unter denselben befand sich auch der Graf von Saint-Germain, der in seiner Schaubengewandung sehr schlicht und dunkel von dem prächtig kostümirten Kreise abstach. Er besaß Hofkleider, aus früherer Zeit, in unzähliger Menge, doch er legte sie nie mehr an. Einer der am elegantesten gekleideten Höflinge, der ihn vor einiger Zeit bei der Tafel laut deshalb befragt, hatte die Antwort von ihm erhalten: „Sind Sie geworden ein Anderer, wenn Sie tragen an sich ein anderes Kleid? Wenn Sie werden dazu durch das Kleid, mir scheint, Ihren Wunsch kann verbessern der tailleur. Wenn Sie haben selber Werth in sich, warum Sie wollen ihn machen kleiner, daß man soll sehen auf Ihr Kleid? Was ich hab' gelernt kennen an große Menschen, hatte bestickt mit Gold den Geist, nicht den Rock. Ob ihn trug von weißer Farb' Sokrates, oder von schwarzer Erasmus Rotterdamus und Michaelis Nostradamus, sie sind geblieben am Leben im Menschengedächtniß noch heut. Aber die gehabt haben viel, die gelebt mit ihnen zu gleicher Zeit und sich meinten groß wegen ihr kostbar Kleid, keiner weiß mehr ihr' Namen. Sie gewesen sind Vögel in bunt Gefieder ohne Gesang; man sieht nach ein Augenblick, wenn sie fliegen vorbei. Doch es bleiben stehn immer und für lang die Leute, um anzuhören, wenn singt die Nachtigall und die Schwarzdrossel in ihr unscheinbar-s Kleid."

Dem Höfling war danach der Anreiz vergangen, eine weitere Aeußerung über die stets gleiche Tracht des Grafen von Saint-Germain kundzugeben, wie überhaupt Keiner, der einmal einen ähnlichen Versuch gemacht hatte, nach der empfangenen Antwort zu einer Wiederholung Lust empfand. Gegenwärtig aber erwiderte Jener auf eine Anfrage anderer Art. Die Herzogin von Augustenburg, welche Scheu getragen, sich selbst mit einem Ansinnen an ihn zu wenden, hatte ihm durch die Frau Landgräfin den Wunsch aussprechen lassen, etwas über seine Kindheit von ihm zu hören, und er richtete seine Entgegnung an die Letztere: „Si votre Altesse royale veut savoir de mon bas âge heureux" — er sprach französisch fort, in der Mitte eines um ihn versammelten, gespannt aufhorchenden Kreises stehend:

„Hélas, meine Erinnerung hat nicht viel von meinen frühesten Tagen bewahrt; sie sind mir wie ein Traum, der im Morgenlicht noch vor dem Aufgewachten dasteht, daß er die Hand nach seinen Bildern ausstrecken zu können meint; aber wie er sie fassen will, weichen sie zurück und fließen aus einander. Wie immerwährender Sommer liegt es um mich mit linder, von köstlichen Blüthendüften angefüllter Luft. Ich bin ganz niedrig noch am Boden, doch meine Augen sehen Alles, wie es kommt und vorüber geht. Jetzt weit in die Ferne, unendlich, bis dahin, wo der Himmel niedersteigt, und auch so blau wie er, — das Meer, — und ich fühle zum ersten Mal, das Erhabene: das große Geheimniß des Weltalls will zu mir reden. Aber nun sind weiße Berge da, hoch wie Wolken; Nebel ziehen glänzend um ihre Häupter; mir ist's, daß ich Riesengestalten in ihnen unterscheide, herrlich und furchtbar, sie lächeln und drohen mir. Darunter im Thal funkelt es von hundertfarbiger Pracht, Blumen wie Gold, Rubin, Saphir, Smaragd; dann liegt Alles, wie zu Opal umgewandelt, im Mondglanz. Ueberall befinden sich hohe, weit über mir aufragende Menschengestalten um mich, in fremdartiger, vielfarbiger Tracht: ich glaube, zumeist die nämlichen, die mich stets hierhin und dorthin begleiten. Männer mit ernsten Zügen und sonderbar geformten, von Gestein blitzenden Waffen am Gürtelgehenk; bei ihnen schöne, schlanke Frauen, Alle anders gewandet und von dunklerer Gesichtsfarbe, als hier, auch als in Frankreich und Italien. Eine will mich in den Armen aufheben und mich küssen, doch mir kommt vor, es wird ihr verwehrt. Da ist eine Stelle, wo sie am deutlichsten vor mir sind, eine weiße Terrasse. Ihr Marmor flammt mit tausend kleinen glitzernden Punkten in der Sonne; ich laufe von einem zum anderen, und mein Schatten läuft neben mir. Wie ich aufblicke, bin ich unter mächtigen Säulen, wie in einem Wald, und weiße Standbilder von Thieren und Menschen sehen auf mich herunter. Eines, deucht mich, hat Aehnlichkeit mit einem sehr hohen, lebendigen Manne, zu dem ich schon öfter gekommen, — nur ist dies Marmorbild weiß, und er trägt einen langen Mantel von der Farbe der Granatapfelblüthe, — so scheint's mir in der Erinnerung. Hélas, da schwanken die Säulen mir vor dem Blick, Berge und See, Sonne und Menschen und mit ihnen auch meine Erinnerung selbst, daß ich mir von Allem nicht zu sagen weiß, ob es ein wunderbarer Kindheitstraum gewesen oder Wirklichkeit."

Der Erzähler schwieg, mit der Hand über die Stirn gleitend, während die Zuhörer noch stumm den in der sonnigen Luft verklungenen Worten nachhorchten. Er hatte mit manchmal traumhaft klingender Stimme und doch mit einer die Einbildung erfassenden, überwältigenden Lebendigkeit gesprochen, daß Jeder die von ihm geschilderten Dinge leibhaft vor sich zu sehen vermeinte. Nur der Landgraf flüsterte einem neben ihm Stehenden in's Ohr: „Allerdings hat er das als ganz kleines Kind in Wirklichkeit gesehen, denn die Säulen, Statuen und Thiergestalten sind ohne Frage die wundergleichen Marmor-Säulen, Standbilder und Löwen der Alhambra gewesen. Nach anderen Mittheilungen von ihm, die ich in geschichtliche Uebereinstimmung gebracht, bleibt mir kein Zweifel, daß er entweder ein Sohn Mohammeds Abu Abdallah al Zagal oder des Bruders desselben, Abu Abdilafi, des Boabdil ist, des letzten Königs von Granada, und von seinem Vater getrennt worden, als dieser vor der Uebermacht Ferdinands und Isabellas aus dem eroberten Maurenreich nach Afrika flüchten mußte. Da beginnt eben Alles ihm durch einander zu schwanken, und das Kindergedächtniß verläßt ihn. Ich will den Anlaß doch benutzen, eine Frage an ihn zu stellen, über die ich mir schon länger Auskunft gewünscht habe."

Der Landgraf näherte sich dem Beredeten und sprach ihn laut an: „Würde es keine Pflicht der Geheimhaltung verletzen, Herr Graf, wenn ich Sie um eine Beantwortung bäte, ob die Mittheilung in den Essays de Monsieur Michel de Montaigne auf Wahrheit beruht, daß Sie später in der Stadt Vitry an der Marne als —"

Der Sprecher hielt ein wenig, wie zweifelnd, ob er fortfahren solle, an, und der Befragte ergänzte lächelnd: „Als ein Mädchen aufgewachsen, — oder auferzogen sei, meint Eure Durchlaucht? Ja, Monsieur de Montaigne hat es von mir gesagt; ich weiß nicht, woher er es erfahren, denn von mir selbst ist er nicht darüber unterrichtet worden. Er behauptet, daß ich damals kein Knabe gewesen und zwanzig Jahre lang den Namen Maria getragen, — oh, es ist wohl der schönste Name, den die Menschheit besitzt, mit dem ihr Glaube das Höchste ihrer Vorstellung benannt hat. Es hat mich immer beglückt und erhoben, daß man mir diesen Namen beigelegt, und es klingt mir kein anderer auf der Welt so wohllautend, so holdselig, ich möchte sagen, wie heimathlich vertraut im Ohr. So viel ich kennen gelernt, ist es sonst nur einmal geschehen, daß ein Mensch in seinem Leben Mann und Weib gewesen, Teiresias, der große Wahrsager, den sie damals in Böotia im siebenthorigen Thebai den Mantis benannten, und seine Tochter nach ihm Manto, die Seherin; freilich sie durch einen Namen mit der Aphrodite in Vergleich zu bringen, hätte der Wirklichkeit ihrer Erscheinung nicht wohl entsprochen. Eure Durchlaucht erinnern Sich des Anlasses, durch den Teiresias in seiner Jugend zum Weibe verwandelt wurde, — die Gegenwart der Damen verbietet ein näheres Eingehen darauf, — und sieben Jahre hindurch so verblieb, bis er wieder zum Manne ward. Auch er erreichte ein hohes Leben, denn er zählte neun Menschenalter, als er bei Galiartos an der Quelle Tilphuse starb, wo sie ihm den Grabstein setzten, über dem die hohe, silberstämmige Platane steht oder früher stand; sie wird lange abgestorben sein. Es gab Keinen, den man so geehrt hat wie ihn, aber ich möchte doch nicht mit ihm tauschen und bin meinem Schicksal dankbar, daß ich nicht geblendeten Auges umhergehen muß gleich ihm, obwohl er die Stimmen der Vögel zu verstehen und in der Zukunft zu lesen vermochte. Denn er verkündete die beiden Thebanischen Kriege voraus und den Tod des Königs Oedipus."

„Wie unser edler Freund schon vor vielen Jahren den Tod Seiner Majestät des Königs Ludwig des Fünfzehnten und dessen Abscheiden an den schwarzen Blattern auf die Stunde des zehnten Maitags des Jahres 1744 vorher verkündigt hat," äußerte der Landgraf Karl halblauten Tones. „Auch den Ursprung, von welchem die bösartige Krankheit bei ihm ausgehen werde —"

Doch eine nähere Erläuterung des letzteren verbot gleichfalls die Gegenwart der Damen, und die Fortsetzung ließ sich vom Sprecher dem neben ihm Befindlichen — nur für die Uebrigen unvernehmbar — in's Ohr flüstern. Der Graf von Saint-Germain hatte eine Pause gemacht, in der die Hörer staunende Blicke und einzelne halbe Worte ausgetauscht, dann erhob sich seine an hellen Metallklang erinnernde Stimme wieder:

„Ja, Vitry, von dem Eure Durchlaucht gesprochen, wie anmuthig ist das Städtchen am Fluß belegen; ich liebe es, wie kaum einen anderen Ort noch. Vitry-le-François, das neue; Sie wissen, das alte Vitry-en-Perthois wurde in den damaligen unablässigen Kriegen durch den Kaiser Karl den Fünften zerstört und vollständig dem Erdboden gleich gemacht. Es brannte acht Tage lang, und viele seiner Bewohner verloren bei der Erstürmung und in den Flammen ihr Leben; doch sonst um die Stadt selbst konnte man nicht besonders trauern, denn sie war unschön, düster und unfreundlich, mit engen, krummen und schmutzigen Gassen. Darum erbaute der König François der Erste ein Jahr darauf, als der Frieden zu Crespy geschlossen worden, die neue, noch jetzt bestehende Stadt, die nach ihm Vitry-le-François benannt wurde. Die großen Fürsten hatten sich ausgesöhnt und waren freundschaftlich in einem alten Schloß zusammengekommen, wie ihre nahe Verwandtschaft es ja auch natürlich machte, da die Fürstin Eleonore, die Witwe des Königs von Portugal und Schwester des Kaisers, die Gemahlin des Königs François geworden. Freilich wohl nicht aus einer Herzenswahl von ihm, denn sie war weder sehr jung mehr noch sehr anziehend, und Anne d'Heilly, die Gemahlin des Herzogs Jean de la Brosse von Etampes war Beides, — oh, von einer delicaten Schönheit an Gestalt, Gesicht und Esprit, die Menschengeschichte hat wenige ihr Ebenbürtige gesehen. Der König konnte keinen Tag ohne ihre Gegenwart leben und hatte sie mit zu der Zusammenkunft gebracht; sie besaß auch große Klugheit und rieth ihm, sich des Kaisers zu bemächtigen, um für seine lange Gefangenschaft von Pavia her Vergeltung zu nehmen. Aber sie veränderte ihren Sinn, denn der Kaiser Karl war gleichfalls klug, und als sie neben ihm in dem großen Rittersaal mit den vielen alten Rüstungen an der Kaminwand in Conversation stand, ließ er, wie durch Zufall, eine Armspange von Diamanten auf den Boden fallen, die mindestens einen Werth von hunderttausend Goldgulden hatte. Die Herzogin bückte sich danach und hob sie auf, doch als sie dieselbe dem Kaiser zurückreichte, sprach dieser, er erkenne, die Spange habe die Absicht gehabt, ihren Besitzer zu vertauschen und an den schönsten Arm auf der Erde zu gelangen. Oh, das war kaum ein Compliment, Monseigneur, denn einen Arm, wie den von Anne d'Etampes hatten Augen, seitdem die Königin Kleopatra an Schlangengift gestorben, nicht mehr gesehen. Da spielte ein Lächeln um ihre Lippen, die viel Aehnlichkeit mit denen der Mademoiselle Ninon de l'Enclos in späteren Tagen besaßen, und sie rieth nicht mehr, den kaiserlich freigebigen Herrn gefangen zu nehmen. Der König François hatte das Klirren der kostbaren Spange auf dem Boden gehört, er sah auch aus der Entfernung von etwa einem Dutzend Schritten, was danach geschah, und es ging wie der Schatten einer Wolke über seine Stirn, als er sich zu mir, — ich meine zu seinem Sohne Karl, dem Herzog von Orleans, umwandte und sagte: „Unsere Freundin scheint Wohlwollen bei Unserem kaiserlichen Schwager zu finden." Hélas, es kamen rasch böse Tage danach: der Herzog Karl starb schreckensvoll an der Pestilenz und bald darauf auch der König François der Erste, sehr ähnlich wie zur jetzigen Zeit sein hoher Nachkomme, der König Louis der Fünfzehnte, mein edler Freund, an einer Krankheit, deren Art und Namen sich hier nicht mittheilen lassen. Die schöne Anne d'Etampes überlebte ihn jedoch noch um zwanzig Jahre, und als sie im Sarge ruhte, glaubte man ein auf dem Bett eingeschlafenes junges Mädchen liegen zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Frauenarbeit und Dilettantismus.

Von J. Stockbauer.

Der Zug und der Drang nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit ist so sehr in der menschlichen Natur begründet, daß es uns nicht wundern kann, demselben überall und immer zu begegnen: der Mann sucht seine Selbständigkeit in der Gründung eines Geschäftes, in der Erringung eines Amtes, und das Weib sucht seine naturgemäße Selbständigkeit in der Stellung als Hausfrau.

Mann und Weib sind physiologisch und psychologisch so sehr von einander unterschieden, daß eine Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, so wie heute sie Viele verstehen, eine Anomalie in der Natur-Gesetzmäßigkeit, ein wissenschaftliches Unding ist.

Hunderte und Hunderte von Mädchen aber sind darauf angewiesen, einst für sich selbst zu sorgen, und nicht alle kommen dazu, als Hausfrauen sich nützlich zu machen. Soll die Erziehung dieser Mädchen, soll die weibliche Erziehung überhaupt nicht mit diesem Factor rechnen? Wir sehen Tausende von Mädchen in Comptoiren als Buchhalterinnen, wir sehen sie als Ladenmädchen in größeren Stickerei-Geschäften und Mode-Bazars beschäftigt, wir sehen sie als sogenannte Stützen der Hausfrau, als Erzieherinnen der Kinder, wir sehen sie in dienstlichen Verhältnissen, allüberall im engeren oder weiteren Anschlusse an die Familie, wir sehen sie aber auch selbständig auftreten und arbeiten in den zahllosen Fabriken als bloße Nummern mit viel Freiheit und viel Elend. Vielfach gehen die Wege der weiblichen Welt aus einander, führen da in die Familie, dort aus derselben heraus, kreuzen da die Wege der Männer und unterstützen dort die Arbeit derselben auf Gebieten, auf denen die männliche Hand zu derb und ungelenk ist: läßt sich da ein Grundsatz aufstellen, der für die Erziehung der Mädchen im Allgemeinen und im Durchschnitt maßgebend ist, läßt sich ein Programm finden, das eine sichere Grundlage für das Glück der Hausfrau und damit der Familie bildet und auch weit genug ist, um dem alleinstehenden Mädchen einen passenden Wirkungskreis im socialen Leben zu sichern? Es sind dieses Fragen von weittragender Bedeutung, wohl werth, daß man sich mit ihnen beschäftige.

Wie bei den Männern stellt auch bei den Frauen die Erziehung in dreifacher Stufenfolge sich dar; sie umfaßt:

1. die allgemeine Elementarbildung,
2. die besondere Berufsbildung und
3. die freiwillige Ausbildung für Arbeiten, die außer dem Berufe liegen, — Dilettantenarbeiten.

Ist die elementare Bildung bei beiden Geschlechtern gleich, so tritt mit der Berufsbildung sofort eine strenge Scheidung ein.

Die Hauptaufgabe der Frau besteht unter allen Verhältnissen darin, sich jene Fähigkeiten anzueignen, die zur gedeihlichen Führung eines Haushaltes nothwendig sind. In den höchsten und niedersten Ständen muß die Frau verstehen, den Haushalt zu leiten, zu überwachen. Sie muß mehr verstehen als ihre Dienstboten, welchen Namen immer diese führen, sie muß in der Lage sein, diese selbst noch zu erziehen, zu überwachen, sie auf ihren eigenen Thätigkeits-Gebieten zu beherrschen, zu dirigiren.

Küche und Wäsche gehören in das eigenste Departement der Frau. Ohne Kenntniß in der Küche, ohne Sinn und Verständniß für die specifisch weiblichen Handarbeiten, ohne gründliche Erfahrungen bezüglich der Bedürfnisse eines Haushaltes und einer darauf sich beziehenden einfachen Buchführung spielt jede Hausfrau eine klägliche Rolle, die nicht dadurch gebessert wird, daß sie vielleicht in Dilettanten-Künsten zu Hause ist.

Kenntnisse in Bezug auf Küche, auf weibliche Handarbeiten und einfache Buchführung sind Berufskenntnisse der Frau, und wer sie nicht besitzt, weist einen ebenso großen Mangel an Bildung auf, als ein Bäcker, der kein Brod backen, ein Schneider, der kein Kleid machen, ein Kaufmann, der nicht rechnen kann.

Diese Arbeiten gelten seit ewigen Zeiten als die specifischen Berufsarbeiten der Frau bei allen Völkern, die eine fortgeschrittene Cultur zeigen. Von den Griechen an im heroischen Zeitalter, durch das Mittelalter und die gefeierte Renaissance war die Frau die Trägerin der Cultur im Hause, dasselbe regierend und beherrschend, verschönernd und verfeinernd. Im „Frauenzimmer", umgeben von ihren Dienerinnen und Gefährtinnen, fertigte und dirigirte sie jene kunstvollen Arbeiten, die wir heute noch bewundern; die Ausstattung von Tisch und Tafel war ihr Werk, die gediegene Führung und Leitung der Küche ihr Stolz, und dem von den Berufs- und Amtsgeschäften in Anspruch genommenen Mann war sie die treueste Verwalterin seines Gutes und seines Erwerbes.

Mit diesen wirklichen Fachkenntnissen errang sich früher die Frau eine selbständige und geachtete Stellung, wenn sie sich auch nicht verheirathete. Anstatt im Dienste der eigenen, verwerthete sie ihr Können im Dienst einer fremden Familie und gewann dadurch Anspruch auf eine Familien-Angehörigkeit, die sie den Mangel eines eigenen Haushalts fast vergessen ließ: und Liebe und Dankbarkeit erntete sie auch hier im vollen Maße.

Wenn heutzutage diese Verhältnisse verschoben sind, so hat weniger unser sociales Leben als jener ungemessene Drang nach Selbständigkeit und ein gewisses weibliches Streberthum die Schuld, welches junge Mädchen veranlaßt, um jeden Preis aufzufallen und sich vorzudrängen ohne ernste Arbeit, durch Dilettanten-Künste im guten und schlechten Sinne.

Alles, was gedeihen soll, muß sich naturgemäß und demnach langsam entwickeln: eine feste, sichere Fach- und Berufskenntniß ist Männern und Frauen die Gewähr einer sicheren Zukunft.

Eine Frau, die gründliche Berufskenntnisse sich angeeignet hat, braucht nur einen Schritt zu thun, um diese Kenntnisse so zu erweitern und zu vertiefen, daß sie für sich allein ihre Zukunft sichern kann. Als Lehrerin für weibliche Handarbeiten, als Leiterin eines derartigen Geschäftes, selbst für den Verkauf solcher Arbeiten hat eine gutgeschulte Frau tausend Gelegenheiten, ihre Kenntnisse zu verwerthen; die einfache häusliche Buchführung macht ihr selbst die kaufmännische Buchführung durchführbar und erlernbar. So tritt eine Frau mit tüchtigen weiblichen Fachkenntnissen überall auf sicheren Boden, sie hat etwas gelernt, was man überall braucht, überall schätzt, überall bezahlt.

Etwas Anderes ist es mit den Dilettanten-Künsten. Sie helfen vielfach das Leben verschönern, sie gewähren Freude und Vergnügen, aber sie bleiben im Großen und Ganzen brodlose Künste, die eine Berechtigung nur dann haben, wenn sie bei einer streng und gründlich durchgeführten Berufsbildung sich nebenbei entwickeln. In erster Linie gehören hierher die zeichnenden Künste und die Musik.

Mittelmäßige Maler und mittelmäßige Musiker haben wir mehr, weit mehr, als wir brauchen; diese Künste gewähren in den allerseltensten Fällen ein nur einigermaßen sicheres Auskommen.

In erster Linie verdient das Zeichnen und Malen unter den Dilettanten-Künsten eine Empfehlung. Beide Künste hängen auf's Innigste mit den weiblichen Handarbeiten zusammen und können unter Umständen, und namentlich in Verbindung damit, der betreffenden Frau einen großen Vorsprung vor anderen bieten, die dieselben nicht beherrschen. Auch für die wohnliche Ausstattung des Hauses, für zweckmäßige Auswahl der Kleider, harmonische Zusammenstellung der Farben, überhaupt für das ganze Gebiet der weiblichen Berufsarbeit haben diese Künste Bedeutung, und sie entsprechen so recht dem weiblichen Charakter, der in der Stille sich entwickelt und in stiller Arbeit sich zur Geltung bringt.

Ganz anders verhält sich's mit der Musik. Es kann ja sein, daß da und dort ein Mädchen hierzu eine besondere Begabung hat, und daß es schade wäre, das Talent nicht zu pflegen, aber die allgemeine Musikwuth der heutigen weiblichen Welt ist eine pädagogische Verirrung, die Schuld daran ist, daß Zeit und Mühe besseren Lehrgegenständen entzogen und die weibliche Erziehung auf eine schiefe Ebene gebracht wird. Gerade zur Musik gehört mehr Anlage, als die Durchschnitts-Menschen haben, und zu ihrer Ausbildung mehr Zeit und Geld, als die Meisten aufwenden können. Von den Genüssen, die mittelmäßige Musik verschafft, wollen wir lieber erst gar nicht reden.

Die so weit verbreitete Klage über unbotmäßige und anmaßende Dienstmädchen ist zum nicht geringen Theil eine Folge der sogenannten besseren Erziehung der Hausfrauen, die Dilettanten-Künste über Fachkenntnisse gestellt haben. Eine Hausfrau, die noch so schön musiciren, declamiren, malen und Gott weiß was noch Alles kann, wird dem Dienstmädchen nicht imponiren, wenn sie in ihren Berufskenntnissen Lücken zeigt, wenn sie in Küche und Keller nicht Bescheid geben kann. Kommt dann noch eine von Reichthum und Rang unterstützte Ueberhebung und eine gewisse Scheu vor der Arbeit hinzu, so darf man sich nicht wundern, daß Dienstmädchen, die ihre Arbeiten gründlich verstehen und Tüchtiges leisten, etwas verbittert werden. Die Autorität kann in allen Fällen nur durch Superiorität erworben und erhalten werden.

Wir könnten hier noch das Erlernen fremder Sprachen anführen, über dessen Werth für Mädchen man sicherlich verschiedener Meinung sein kann, soweit hier dessen pädagogische Bedeutung in Betracht kommt. Jedenfalls schadet eine allgemeine Kenntniß fremder Sprachen nicht, und sie kann unter Umständen Mädchen, welche ihre Rechen- und Buchführungs-Wissenschaft in Comptoirs verwenden, sogar sehr empfehlen. Aber der alte classische Satz — Multum, non multa, muß auch für unsere ganze weibliche Erziehung gelten: Gediegene Fachkenntnisse, dann erst die Dilettanten-Künste, wenn Zeit dafür übrig bleibt.

Was soll aber aus jenen Mädchen und Frauen werden, die von Jugend auf ihren Erwerb selbständig in den Fabriken suchen? — Man muß in Fabrikstädten leben, um die ganze Trostlosigkeit dieser Kategorie von Menschen zu begreifen. Alle Anstrengungen, die zur Besserung der Lage dieser Leute gemacht worden sind und werden, sind vor der Hand nicht mehr wie ein Tropfen im Meere, und daß sie nicht ausgiebiger wirken, dafür sorgt Leichtsinn und Gedankenlosigkeit im höchsten Grade.

Das Radicalmittel hier ist das allgemein bekannte, den Besitzlosen in einen Besitz zu bringen durch Herstellung von kleinen Häusern, die Arbeiterfamilien nach und nach auch wirklich erwerben können. In einem geordneten Haushalt mit festem Grund und Boden sind die Hauptbedingungen gegeben auch für eine entsprechende weibliche Erziehung, weil die Mädchen von Jugend auf dabei mithelfen und mitarbeiten müssen. Tüchtige Kenntnisse im Haushalt und eine damit verbundene gründliche Anweisung zur Sparsamkeit im Kleinen können Wunder wirken und den kleinsten Haushalt zum Himmel machen, die Familie in den scheinbar dürftigsten Verhältnissen zufrieden erhalten.

Der Mißbrauch gerade der höchsten Güter ist der schrecklichste und folgenschwerste. Zu einem dieser höchsten Güter gehört die Freiheit. Wie beglückt fühlt sich der unreife Jüngling, und das Mädchen nicht minder, unabhängig von jedem sittlichen, erziehenden Zwange in die Welt hinauszustürmen, und, — da man leben muß, — gerade das Nöthigste zu arbeiten, um leben zu können, im Uebrigen frei und ungebunden zu sein. Da bietet sich nun die Fabrik dar. Ohne Familien-Angehörigkeit und die Wohlthat eines Familienkreises zu gewähren, öffnet die Fabrik ihre Thore den einzelnen menschlichen Nummern und lohnt sie am Samstag für geleistete Arbeit ab, — aber außer der Fabrik fühlt sich diese Nummer von Mensch frei und unabhängig, zu einer Zeit oft, wo dieser Mensch erst recht einen Berather brauchte. So geht es Jahre lang, bis Krankheit, Unfall, Alter und dergleichen zu unangenehmen Mahnern werden, bis eine Erkenntniß da, daß man eine vermeintliche Freiheit gegen Elend eingetauscht habe, die Unzufriedenheit mächtig groß zieht. Hier gründlich zu helfen, ist unmöglich: es hieße dem Menschen den freien Willen nehmen. Das unzufriedene Dienstmädchen, das nicht genug Freiheit hat, geht in die Fabrik, um frei zu sein; der Junge, der nichts lernen, aber Geld haben will, geht in die Fabrik; das junge Landvolk läßt Feld und Wald im Stich, um die Genüsse der Stadt zu kosten, und geht in die Fabrik. Auf dem Lande herrscht Dienstboten-Mangel, in der Stadt herrschen Dienstboten-Klagen: die Fabrik klagt nicht, — sie stellt ein, entläßt, entlohnt.

Où est la femme? Gebt uns Hausfrauen, die, in strenger Zucht und Sitte erwachsen, das Hauswesen nicht blos zu repräsentiren, sondern auch zu leiten verstehen, die, bewandert in allen weiblichen Berufszweigen, im Stande sind, die dienenden Kräfte zu beherrschen, zu erziehen, ihnen Achtung abzunöthigen durch ihr Wissen, ihr Können, ihre Arbeit, durch ihre Hingebung an das Haus und die Familie, die ihre Dienstboten nicht als Fabriknummern, sondern als Mitarbeiterinnen betrachten und behandeln, gebt uns eine, hundert, tausend solcher Frauen, die nicht Dilettantinnen auf allen Gebieten, sondern Autoritäten im Haushalt sind, und es müssen die Verhältnisse sich bessern: Das Pflichtgefühl muß und kann allüberall wieder gestählt und geweckt werden, aber nur durch Beispiele, nicht durch Worte. Je höher im Range eine Frau steht, je größere Mittel ihr zur Verfügung stehen, desto mehr ist sie gehalten, dieses Beispiel von Pflichtgefühl gegenüber ihren Aufgaben als Hausfrau zu geben.

Nachdruck verboten.

Am Quell.

Novellette von Gabriele von Lieres und Wilkau.

Alle Familienmitglieder sitzen um den wärmenden Kachelofen, und mit schalkhaft blitzenden Augen erzählt der Alte:

„Ihr wißt, als ich ein junger, unverheiratheter Mann war, besaß ich ein Waldgut in Kujavien. Es hatte ausgedehnte Holzbestände und war durch den Leichtsinn des Vorbesitzers zum Verkauf gekommen. Ich hatte es preiswerth erworben und dachte, mit deutschem Fleiß und deutscher Tüchtigkeit aus ihm einen Vortheil zu ziehen. Ich widmete all' meine Zeit dem Gute und führte ein rauhes und einsames Junggesellenleben. Meine Besitzung hatte keine andere Nachbarschaft, als die von Polen, welche den Eindringling mit um so feindlicheren Blicken betrachteten, da die vergeblichen Erhebungsversuche des Jahres 1846 noch kaum vorüber waren; sie waren scheinbar unterdrückt, aber die Unbotmäßigkeit, welche sie erweckt hatten, wucherte im Stillen fort, wie im Dunkeln rankendes Unkraut.

Wie gesagt, ich kam zunächst mit keinem Schritte in die umliegenden Herrenhäuser, weder in die lustigen, wo die Würfel klapperten, Musik erklang und die Füßchen schöner Frauen sich im Tanze bewegten, noch in das mir am nächsten benachbarte, stille, das Lenliewo hieß, und in dem ganz allein eine Frau von Gorcki wohnte, die ich noch nie gesehen hatte. Ich stellte sie mir, da vor Jahresfrist ihr Gatte als ein Sechziger gestorben war, als eine betagte, nach der Weise alternder Polinnen ganz den Werken der Kirche ergebene Dame vor. Der Wald war mein Arbeitsfeld, meine Gefährtin die Einsamkeit, und wenn mich nach einer Stimme verlangte, die zu mir spräche, so ging ich hinaus und lauschte den Weisen, die aus den wogenden Wipfeln des Forstes zu mir drangen.

Einmal kamen von Thorn herüber zwei meiner Freunde, um mich zu besuchen. Sie waren guter Dinge, verpufften auf meiner Jagd manchen Schuß Pulver und fuhren nach einigen Tagen wieder davon. Ich begleitete sie bis zur Bahnstation. Meine Freunde mit ihrem leichten Gepäck waren im Jagdwagen untergebracht, ich ritt nebenher, theils weil das Gefährt außer dem Kutscherſitz nur zwei Plätze hatte, theils weil ich nachher noch zu Pferde einige Geschäfte erledigen wollte.

Der Weg führte über das Gut Lenliewo. Als wir dort an einer Waldparcelle vorüberkamen, die mit maststarken Fichten bestanden war, sagte mein Freund Wolf lachend zu mir:

‚Hollah, was habt Ihr hier für liebliche Waldgeister? Ich sah eben hinter den Sträuchern das weiße Kleid einer Dame verschwinden.'

Ich hatte es auch gesehen, aber ich schwieg. Uebrigens machten die guten Freunde mit ihrer Unterhaltung einen solchen Lärm, daß ich es keinem Geist verdenken konnte, wenn er so rasch wie möglich entschwand.

Sie neckten mich noch eine Weile, fanden dann einen anderen Gesprächsgegenstand, und an der Bahn trennten wir uns in größter Herzlichkeit. Geschäfte hielten mich auf, und es war fast zwei Stunden später, als ich auf dem Rückwege von Neuem durch den Wald von Lenliewo kam. Indem ich die ragenden Fichten vor mir sah, fiel mir der Geist, oder was es sonst war, wieder ein; ich lenkte mein Pferd zwischen die Bäume und schnitt meinen Weg über die Parcelle hinweg ab.

In der Höhe rauschten die Wipfel über dem von braunen Nadeln bedeckten Boden; eindringlicher als anderswo erklang ihr endlos an- und abschwellendes Wogen und Sausen. Als ich etwas weiter geritten war, bemerkte ich, daß am Rande der Parcelle, seitwärts in eine grünverwachsene Schlucht abstürzend, eine starke Quelle lief. Sie brach unter einem großen Feldstein hervor, der auf dem von den darüber verstreuten Fichtennadeln schlüpfrigen Boden lag. Die eine Hand auf ihn gestützt, saß auf dem Steine eine weibliche Gestalt. Sie trug ein bis über die Füße hinabfließendes, weißes Gewand, ihr Haar fiel schwarz zu beiden Seiten des Gesichtes hernieder, aus dem dunkle Augen sich auf den Reiter hefteten. Träumerei lag in den edlen Zügen, und da mein Blick sie traf, senkte sie die Wimpern und ließ mich vorüberreiten, ohne durch eine Bewegung zu verrathen, daß sie mich gesehen.

Als ich aus dem Waldesschatten wieder in das freie Sonnengold tauchte, fragte ich mich zweifelnd, ob mich nicht ein Traumbild getäuscht hätte?

So setzte ich denn meinen Weg fort, während meine Gedanken sich in einer eigenthümlichen Erregung mit der durch ihre Schönheit wie durch ihre Haltung fesselnden Erscheinung beschäftigten.

Wer mochte sie sein? Ich ahnte es nicht. Plötzlich erinnerte ich mich einer Volkssage, die ich irgendwo und irgendwann einmal gehört oder gelesen hatte. Sie erzählte von der Quellnixe der Slaven, die mit dem Wasser zugleich aus der Tiefe emporsteigt und mit weltfremden Augen den Wanderer ansieht. Indem ich mir das fließende Gewand, das wellige Haar, den traumhaft stillen Blick vergegenwärtigte, sagte ich mir:

‚Die Quellnixe, das kann sie sein!' Und obwohl ich über mich selbst lächeln mußte, lief mir doch ein fremdartiger Schauer durch die Glieder, als mir einfiel, daß es nicht gut sein solle, solcher Quellnixe zu begegnen, zumal sie gleich dem Vampyr alsbald an Mark und Gedanken dessen zu zehren beginnt, der sie erblickt.

Ob sie wirklich eine Nixe war? Schon am zweiten Tage darauf trieb mich um die gleiche Stunde ein schier unwiderstehlicher Zwang auf den Platz, auf dem ich sie zuerst angetroffen. Sie war wieder da, und um sie her wehte der gleiche Zauber, der so gut mit ihr eins schien, wie das Rauschen der Bäume und das Spiel der Sonnenlichter über dem Boden. Wieder ritt ich an ihr vorüber, ohne sie zu grüßen. Sie war eine Polin, soviel sah ich ihrem Gesichte an, und ich wußte, daß den Polen deutscher Gruß unerwünscht war.

War sie die Herrin von Lenliewo? Vielleicht, doch traute ich es ihrem jungen Antlitz nicht recht zu. Eine Scheu hielt mich ab, mich nach ihr zu erkundigen. Aber ich kam wieder und wieder; ich weiß nicht, wie oft ich an den sehnsuchtsschwülen Sommertagen zur gleichen Stunde am gleichen Platz die Nixe sah. Wir grüßten uns nicht, sie lächelte nicht einmal, wenn ich erschien, nur in ihre Augen trat ein tieferes Leuchten, eine Röthe in ihre Züge.

Wenn ich die unbelauschte Waldeseinsamkeit um uns her bedachte und den Mangel jeder Ermunterung von ihrer Seite, erfaßte mich auf dem Hinwege bisweilen ein bitterer Gedanke: ‚Vielleicht ist es ihr lästig, wenn sie mir begegnet!' Um so freudiger erregte es mich dann, wenn ich sie immer wieder an

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In der Kinderstube. Nach dem Bilde von Fritz von Uhde. — Siehe Seite 71.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Stelle fand, wo sie nachgerade bestimmt erwarten durfte, mich zu sehen.

Aus dem Rauschen der Fichten klang es hernieder: lassen, entsagen!

Immer strahlender wurden die Augen meiner Fee, immer mächtiger zog es mich zu ihnen.

Einmal fehlte sie, und ich fand statt ihrer eine weiße Blume auf dem Stein. Mich dünkte, die Blume sähe ihr ähnlich. Ich hob sie auf und bewahrte sie, ich besitze sie noch heute.

Da kam ein Tag, an welchem ich mir sagte: ‚Es ist genug, es geht nicht weiter so!' Ich wollte kein leichtsinniges Spiel treiben mit dem lieblichen Geschöpf, und was konnte ich sonst wollen? Ich kannte nicht einmal ihren Namen, zwischen uns stand der Rassenhaß.

Ich blieb aus, und lauter noch erklang der Sang des Waldes vom Entsagen.

Ich arbeitete und vergaß, oder glaubte doch zu vergessen. Nach kurzer Zeit befand ich mich eines Tages zu Wagen auf der Chaussee, als mir ein vierspänniges, offenes Gefährt entgegenbrauste. Es war mit braunen Juckern bespannt und trug drei Herren mit Schnürröcken und Knebelbärten, offenbar Polen, und eine Dame, in der ich die Fremde vom Quell erkannte. Sie trug schwarze Kleidung und sah ernst über mich hinweg, während wir an einander vorüberfuhren.

‚Das war die Herrin von Lenliewo,' sagte mein polnischer Kutscher vom Bocke zu mir herab.

Also doch! ‚So jung!' stieß ich hervor.

‚Ihre Leute lieben sie, sie ist eine sanfte Herrin, und ihr Mann war ein guter Herr. Daß er sterben mußte!'

‚Wer verwaltet das Gut?'

‚Ach, Herr, da sind die Verwandten! Drei allein waren soeben bei ihr. Einer möchte immer den andern fortstoßen, und alle trachten sie nach dem Gute und der Witwe. Aber sie will von Keinem wissen, sie bleibt wohl dem guten Todten treu.'

Bartosz verstummte, wahrscheinlich eingedenk meiner sonst bekundeten Abneigung gegen Erzählungen der Dienstleute.

Ich dachte an diesem Abende wieder viel an die Dame vom Quell.

Am nächsten Tage war ich schwach genug, der Versuchung nachzugeben, den einsamen Platz im Walde wieder aufzusuchen.

Sie war da! Ich sah ihr weißes Kleid leuchten, ich sah, wie die Herrin von Lenliewo, die Hände im Schoß, das dunkle Köpfchen gesenkt, müde, müde in das zu ihren Füßen rieselnde Wasser blickte, wie es davoneilte und, die durch die Wipfel zitternden Sonnenstrahlen in tausend Farben brechend, über die Kiesel sprang. Und da glaubte ich plötzlich zu wissen, was die Witwe hierherführte, immer wieder hierher. Sie hatte ihren Gatten sehr geliebt, sie dachte, während sie in die Wellen blickte, des Volksglaubens, der auch mir jetzt durch die Seele zog: ‚Wer abwärts in fließendes Wasser blickt, dem fließt mit ihm davon das Leid. Sitzest Du am See, so bringt jede Woge, die an das Ufer schlägt, Dir den Gram zurück, den Du hinausdachtest. Aber wie der Bach von Dir rinnt, so rinnt mit ihm davon der Kummer, den Du ihm anvertraut hast.'

Ich wandte mich und ging. Ich schritt durch die Schlucht, wo der Fink sang und wo blaue Glockenblumen blühten in der tiefen Einsamkeit, doch ich sah nicht Vogel, noch Blume, ich sah nur das Bild der weinenden Liebe, das ich soeben erblickt hatte. Sie liebte den Todten, da war nicht zu kämpfen, aber ich empfand, daß ich mit allen Lebenden hätte kämpfen mögen um ihretwillen.

Die Bäume zu den Seiten des Weges neigten sich, während der Wind hindurchfuhr; ein machtvolles Rauschen war in ihnen, verklang und brauste von Neuem empor. Nachts vor meinem Fenster schluchzte der Bach, der im Walde von Lenliewo unter dem Steine und den Fichtenwipfeln entsprang.

Nixenlieder! Ich war ungeduldig geworden, ich war krank vor Verlangen, aber ich ging doch nicht mehr dorthin, wo die Quellnixe die Augen schwermüthig und bethörend auf den Wanderer richtete.

Eines Abends im August, sagte mir Bartosz, der Schlingel:

‚Die Frau von Gorcki geht in das Kloster. Am Montag führen sie sie für das Probejahr nach Warszawa. Die Hälfte der Kirche, die andere Hälfte der Verwandtschaft, so soll Lenliewo vertheilt werden.'

‚So!' sagte ich. Die Nachricht war mir doch schwer auf die Seele gefallen. Arme Schönheit, mit deinem jungen Blut, deinen sehnsuchtsvollen Augen in's Kloster! ‚Arme Schönheit!' murmelte der Bach zu meinen Füßen. Ich biß die Zähne zusammen und entfernte mich. Ich mochte die Wellen nicht sehen, die ihr Antlitz wiedergespiegelt hatten.

In dieser Nacht kam mir der Gedanke mein Gut zu verkaufen, fortzuziehen von hier irgendwohin, wo das Leben heiterer kreiste, wo die tiefe Einsamkeit die Seele nicht krank machte, wo der Bach nicht war, der seine Lieder von der Quellnixe gelernt hatte.

Das war am Sonnabend gewesen. Blutroth ging die Sonne unter und wieder empor. Ich hielt mich aufrecht. Ich verlor etwas, woran mein Herz gehangen hatte. Es war eine alte Geschichte, die mir begegnete, schon Viele hatten sie vor mir erlebt.

Am Sonntag war es drückend heiß, von meinem Zimmer aus hörte ich die einförmige Musik, nach welcher die Mägde in der Backstube tanzten. Im ganzen Lande mochten die Schenken gefüllt sein. Schon neigte sich die Sonne zur Rüste, als Bartosz mit dem Schrei zu mir hereinstürzte:

‚Sie plündern in Lenliewo!'

Mit einem jähen Ausruf riß ich die Pistolen vom Nagel und sprang hinunter in den Stall. Die Schwermuth, die bisher öde auf mir gelastet hatte, wich wie die Finsterniß des Gewitters vor dem Blitz. Secunden später trug mein Brauner mich Lenliewo entgegen. Mein deutscher Vogt begleitete mich. Plötzlich bemerkte ich, daß auch Bartosz bei uns war. Ich sah mich nach ihm um. Er lachte wie ein Teufel, und ich sagte mir: ‚Braver Bursch, Du gehst schon um des Raufens willen jetzt mit mir gegen wen immer es sei!' — Das machte das Kosakenblut, von dem Bartosz etliche Tropfen in den Adern hatte.

Abgebrochen hörte ich, was die Männer wußten.

‚Sie plündern in Lenliewo!'

Wer? Gesindel, wie es während der Insurrection überall emporschoß, gleich giftigen Pilzen. Und was hatten sie sich zur leichten Beute ausersehen? Das Eigenthum der schutzlosen Frau. Pole gegen Pole, was fragten sie darnach!

‚Sie plündern in Lenliewo!' Und in Lenliewo war das Weib meines Herzens!

‚Erbarmen!' schrie meine ganze Seele.

Schauer rüttelten mich. ‚Es kann ihr nichts geschehen!'

Ich liebte sie — —. So schrecklich schuf diese Stunde mir Klarheit darüber! Und auch darüber Klarheit, daß Liebe Wunder ist, Gottesgnade, um die man kämpfen soll im Glauben.

Der Hof von Lenliewo war erreicht. Vor dem Herrenhause stand ein verwildert aussehender, halbwüchsiger Bursch, die ausgestellte Wache des Gesindels. Bei unserem Nahen wollte er in das Haus hinein, doch Bartosz sprang vor und schleuderte ihn zur Seite. Nun waren wir im Flur. An seinem dunklen Ende erschienen die schreckensbleichen Gesichter der Dienerschaft. Ich trat in die Zimmer zur ebenen Erde. Ein wüstes Durcheinander bot sich uns. Der Schreibtisch war erbrochen, Kleidungsstücke, Schmucksachen, Eßwaaren lagen wirr verstreut auf Hausrath und Diele. Ein halbes Dutzend zerlumpter, nach Branntwein riechender Gesellen befand sich uns gegenüber. Bis auf Einen zogen sie sich bei unserem Anblick feige in die Ecken zurück; der Eine aber, der mir entgegenzutreten versuchte, war so betrunken, daß er wankte. Da steckte ich meine Pistole in die Brusttasche und hieb ihn mit der Reitgerte in das Gesicht. Mein Vogt und Bartosz stürzten sich auf die Banditen. Nicht Einer widersetzte sich ernstlich.

‚Und die Herrin von Lenliewo?'

Ich rief es laut.

Man antwortete mir: ‚Sie ist nicht da, sie ist ausgegangen, wahrscheinlich weiß sie noch gar nichts von dem Ueberfall.'

Ich athmete auf, eine entsetzliche Last sank mir von der Seele. Meine Leute und die Diener des Hauses, die unterdeß ihren Muth wiedergefunden, diese mit um so größerem Geschrei, je stiller sie sich vordem verhalten hatten, brachten die Banditen inzwischen auf mein Geheiß in dem vergitterten Keller hinter Schloß und Riegel.

Ich schloß die Fächer des Schreibtisches und trat an das Fenster. Hinter mir räumten die Mägde die umhergeworfenen Sachen fort, vor mir auf dem Sims lag ein Medaillon in goldener Einfassung, das Pastellbild eines zehnjährigen Mädchens zeigend. Ein altmodisches Ding . . . doch ich erkannte in dem Kinderköpfchen die Züge der Frau von Gorcki. Ohne es zu berühren, starrte ich auf das Schmuckstück nieder.

Eine Hand nahm das Medaillon vom Fenstersimse, im jenseitigen Hofthore erschien die Herrin von Lenliewo. Ich sah, wie auf ihrem Gesicht eine durchsichtige Klarheit lag, die von den Uebeln und Schrecken dieser Welt nichts wußte, wohl aber von einem soeben siegreich beendeten Kampfe der Seele um Frieden. Ich sah, wie eine Magd rufend auf meine Quellnixe zueilte, wie die Letztere erbleichte bei dem, was sie vernahm, und wie dann eine rosige Gluthwelle in ihr Antlitz stieg, als die Dienerin mit der Hand nach dem Fenster hinzeigte, an welchem ich stand.

In ihren Zimmern trat ich Frau von Gorcki entgegen.

‚Wie soll ich Ihnen danken!' sagte sie auf Deutsch und in innigem Ton. Sie ging mir voran in das letzte Gemach der Reihe. Wir waren allein.

‚Ich danke Ihnen,' wiederholte sie. ‚Sie haben sich für mich in eine große Gefahr begeben. Sie konnten nicht ahnen, daß Sie die Uebermacht so leicht zwingen würden.'

‚Sie sind schlecht behütet, gnädige Frau!' Plötzlich hatte ich Muth, konnte ich reden, sah ich die Berge nicht mehr, die sich vordem gethürmt hatten zwischen ihr und mir. ‚Aber man sagt mir, Sie wollen einen besseren Schutz aufsuchen. Sie wollen in ein Kloster eintreten?'

Sie richtete sich empor. ‚Das sagt man voreilig,' sprach sie mit dunkel strahlendem Blick. ‚Noch gab ich nirgendhin mein Wort, noch ist die Probezeit nicht angetreten, in deren Verlauf ich vor Allem meines eigenen Herzens Entschließungen prüfen müßte.'

‚Wo waren Sie eben?' fragte ich gedämpft.

‚Am Quell.'

Es durchzuckte mich, es flammte blendend vor mir empor.

‚Herrin, vergeben Sie Einem, der keinen besseren Weg vor sich sieht, der nur die Wahl hat, sein Glück aufzugeben, oder zur Stunde sich's zu erobern, einen Sprung über die Sitte hinweg! Obwohl ich ein Fremder bin für Sie, obwohl Sie nicht wissen können, ob Sie mir Vertrauen schenken dürfen, liebe ich Sie mehr als mein Leben. Wenn Sie mir Dank zu schulden meinen, beantworten Sie mir eine Frage: was suchten Sie in der Waldeseinsamkeit am Quell, wo ich Sie immer wieder sah?'

Sie antwortete nicht, sie athmete kaum.

‚Lieben Sie die Quelle?'

‚Nicht die Quelle,' murmelte sie erglühend.

‚So flüchteten Sie mit der Trauer um Ihren verstorbenen Gatten in die Einsamkeit?'

Sie hob treu und still den Blick zu mir auf. ‚Er war ein Greis. Nicht meines Herzens Wahl, Verwandte hatten ihn mir bestimmt.'

‚So — —' die Stimme versagte mir.

Ein liebliches Lächeln irrte über ihre Züge, während sie halblaut sprach: ‚Oder doch . . . . ja, ich liebte die Quelle! Ich liebte sie, weil es sich so gut träumen läßt, wenn man in ihre rinnenden Wellen blickt, weil man, in sie hineinschauend, unwillkürlich zu dem trostreichen Gedanken kommt, die eilenden Wasser müßten etwas bewahren von den Träumen, der Sehnsucht, den Wünschen, welche man ihnen anvertraute, und müßten sie auf ihrem Wege wiedersagen.' Ihr Ton wurde noch leiser, doch ihre Augen strahlten, strahlten in frommer Gläubigkeit. ‚Wiedersagen Dem, an welchen sie gerichtet sind, und müßten erreichen, erwirken — —'

‚Was?' Das war ein Schrei des Entzückens, der über meine Lippen brach.

‚Daß Sie wiederkämen!' rief sie jauchzend.

— — Und das, Du langer blonder Schlingel, wurde zu meines Lebens Segen meine Frau, Deine Großmutter!"

Nachdruck verboten.

Zur Lebensgeschichte des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke.*)

Von Georg Malkowsky.

„Vor Allem das Gemüth muß der Seele verbleiben, wenn sie unsterblich ist. Die Freundschaft war beruht auf Gegenseitigkeit, bei ihr spricht noch die Vernunft mit, aber die Liebe kann bestehen ohne Gegenliebe. Sie ist die reinste Flamme unseres Wesens."
H. von Moltke.

Man hat viel und mit Recht gegen das Zettelsammeln nach dem Tode eines bedeutenden Mannes geeifert, gegen das Durchstöbern seines Papierkorbes, der doch nur neben dem Arbeitstische gestanden, um werthlose Abfälle aufzunehmen. Statt das Andenken des großen Todten zu ehren, schädigen es die übereifrigen Verehrer, denen es eine bewußte oder unbewußte Freude bereitet, zu zeigen, daß auch der Halbgott gelegentlich Schlafrock und Pantoffeln getragen. Wenn sie ihren Heros auch so noch anbeten können, so ist das ein unwiderlegbares Zeugniß für die Größe ihrer Adulationssucht, nicht für die ihres Götzen.

Aber es giebt Männer, deren Bedeutung sich nicht in ihrer Hauptthätigkeit, durch die sie der Menschheit oder ihrem Volke genützt, erschöpft, Vollmenschen, auf deren ganzes Sein, wie es sich entwickelt und ausgelebt, die Nachwelt ein unbestreitbares Anrecht hat. Was der Schlachtendenker Helmuth von Moltke gewollt und geplant, ist That geworden in der Einigung des Deutschen Reiches, was er empfunden und in stillen Stunden in der ihm eigenen krystallklaren Form niedergeschrieben, ist ein theures Vermächtniß, das er noch über sein der Geschichte angehöriges Wirken hinaus seinem Volke hinterlassen. Wie reich muß das innere Leben eines Mannes gewesen sein, der uns durch sein Denken und Handeln Bewunderung, durch die Tiefe seiner Empfindung Liebe und Verehrung abzwingt!

Der soeben erschienene erste Band der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten Moltke's bringt neben einer Reihe von Documenten und Daten zu seiner äußeren Lebensgeschichte eine Fülle einzelner Züge, die das stille, scharfgeschnittene Antlitz des großen Schweigers eigenartig beleben. Um die festgeschlossenen Lippen zuckt es, wie die Erinnerung an tiefes Leid, in den klugen, stahlgrauen Augen flammt es auf, eine gewaltige Liebe über das Grab hinaus, auf der sein umrissenen Stirn leuchtet die Freude an allem Schönen in Natur und Kunst, und neben dem großen Feldherrn, wie er in Bronze und Marmor verherrlicht worden, erhebt sich in unserem Herzen ein anderes Bild, das Bild des edlen Menschen mit dem schlichten, reinen Empfinden.

Daß Moltke ein vorzüglicher Stilist gewesen, wußten wir schon lange aus seinen kriegswissenschaftlichen Schriften und Reise-Erinnerungen, daß er ein feinsinniger Poet war, hat er niemals so recht zugeben wollen. Wer mit zweiundvierzig Jahren schreibt: „Zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft," muß immerhin recht lange ein erkleckliches Quantum dieses „Ballastes" mit sich herumgetragen haben, und wer mit neunzig Jahren seine Mußestunden durch die Uebersetzung der Gedichte von Thomas Moore ausfüllt, ist ihn niemals so recht losgeworden. Seine im Jahre 1827 in dem von Dr. August Kühn herausgegebenen „Freimüthigen" erschienene Novelle ist allerdings zum größeren Theil berühmten Mustern, wie L. Tieck, nachempfunden, aber sie zeigt uns Moltke zum ersten Mal als Dichter. „Die beiden Freunde," preußische Offiziere zur Zeit des siebenjährigen Krieges, lieben scheinbar dieselbe schlesische Schloßherrin, bis sich herausstellt, daß Jeder eine Andere meint. Das ist weder besonders originell erfunden, noch eigenartig dargestellt, doch der Dichter verräth sich in der Verarbeitung eigener Erlebnisse und in der lebhaften, den einzelnen Situationen angepaßten Naturschilderung. Es ist eine Jugendliebe zu einer Gräfin Reichenbach, die den jungen Lieutenant zu diesem ersten poetischen Versuch begeistert hat, und ihr Felsenschloß an der Elbe muß seine empfängliche Phantasie stark in Anspruch genommen und lange beschäftigt haben.

Das lebhafte Naturempfinden, der feine Sinn für die Linien der Bodenbildung, das scharfe Auge für Luft- und Lichtstimmung, das sich in seinen türkischen und spanischen Tagebüchern bemerkbar macht, geht weit über die Begabung des geborenen Topographen hinaus. Wenn Moltke die Felsenenge des Donaulaufes oder das Thal des Manzanares schildert, dann sieht man sie, und wenn er sie zeichnet, — die dem ersten Bande der Denkwürdigkeiten beigegebenen Reproductionen seiner Skizzen sind besonders dankenswerth, — so ist sicher das Wesen der Landschaft erfaßt und mit wenigen charakteristischen Strichen festgehalten. Mit der Liebe für das Naturschöne geht die Freude am Kunstschönen Hand in Hand. Moltke hat die römischen und spanischen Galerien eifrig besucht und zeigt ein besonders durchgebildetes Verständniß für den organischen Aufbau der Architektur. Noch auf seiner letzten italienischen Reise im Jahre 1883 hat der greise Feldmarschall vom Garten von Monte Carlo aus in festen Bleistiftlinien das Vorgebirge von Monaco mit seinen Mauern und Geländen aufgenommen.

Für das Schöne empfängliche Naturen finden ihre eigentliche Vollendung trotz aller Geschlossenheit nur in der Verbindung mit einem geliebten Weibe. In der Neujahrsnacht 1836 schrieb die Generalin von Moltke aus Schleswig an ihren in der Türkei weilenden Sohn: „Reichen Segen und Gesundheit für Dich, mein theurer Helmuth, darum bitte ich Gott in dieser Stunde, und bald eine liebende Gefährtin an Deiner Seite, die Dir eine frohe Häuslichkeit verschafft. Du bist in dem Alter, wo man nicht mehr mit blinder Leidenschaft wählt, dafür ist mir für Dich nicht mehr bange. Du hast es mit unermüdlichem Streben dahin gebracht, auf eine glückliche Häuslichkeit Anspruch machen zu dürfen. Möge Dir die Versehung nun ein Deinem Herzen würdiges Wesen zuführen." Moltke selbst sagte einmal zu seiner Schwester Auguste: „Die Ehe ist eine Lotterie, Keiner weiß, welches Loos er zieht. Soll ich einmal heirathen, so möchte ich ein Mädchen wählen, das Du erzogen hast." Sein Herzenswunsch sollte ihm erfüllt werden. Auguste Moltke hatte sich im Jahre 1834 mit dem Engländer John Burt verheirathet. In dem Hause seines Schwagers in Schleswig lernte Moltke bei seiner Rückkehr aus dem Orient dessen Tochter aus erster Ehe, Maria Burt, kennen und lieben. Das muntere, natürliche Wesen der kaum Fünfzehnjährigen

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Erster Band. Zur Lebensgeschichte. Berlin 1892. E. S. Mittler und Sohn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nahm den ernsten stillen Mann unwiderstehlich gefangen und die lebhaften braunen Augen des Backfisches hingen mit athemlosem Interesse an den wettergebräunten Zügen des Weitgereisten, wenn er von seinen Erlebnissen erzählte. Er verlobte sich mit der Sechzehnjährigen und wurde im Jahre 1842 in der St. Laurentii-Kirche in Itzehoe mit ihr vermählt. Es ist merkwürdig, wie diese beiden grundverschiedenen Naturen sich in ihrem Urtheil über einander spiegeln. Kurz vor seiner Vermählung hatte Moltke seine junge Braut auf sein verschlossenes Wesen und seine geringe Mittheilungsfähigkeit aufmerksam gemacht; darauf schrieb sie ihm: „Ich weiß wohl, daß es im Moltke'schen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzutheilen, Du hast auch oft etwas in Deinem Wesen, was zurückhaltend scheint und manche hautain nennen. Mag die Welt Dir denn auch öfters eine Aeußerung des Gemüthes geraubt haben, so trägst Du ja doch einen Schatz von Reichthum, Weichheit und Adel des Herzens in Dir, wie man es gewiß bei Männern nicht wieder findet. Und selbst Frauen giebt es wenige, die Dich an Wärme des Gemüthes und an so rührend tiefem Mitgefühl für Andere übertreffen. Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters und vor Allem die Gutmüthigkeit, die Du bei jeder Sache an den Tag legst. Sobald Du irgend Jemand unfreundlich begegnet bist, so thut es Dir nachher leid und Du suchst es auf alle Weise wieder gut zu machen." Und Moltke wußte von ihr zu sagen, er habe sie nie traurig, nie verdrießlich gesehen. „Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei Anderen. Ein wirkliches Unrecht wolle man ihr nie zufügen, sie würde es beim besten Willen nie vergessen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüthes hat sie einen entschieden festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten beweisen würde." Sie ist ihm sechsundzwanzig Jahre lang eine treue Gefährtin gewesen, und als sie ihm in der Christnacht 1868 durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde, da war das Glück seines Lebens dahin. Seine Neigung übertrug sich auf das Plätzchen, das er für sie und sich in Schlesien bereitet. Mit steter Sehnsucht zog es den Schlachtendenker nach seinem Landsitz Creisau, wo er sie in einem von ihm selbst entworfenen Mausoleum zur letzten Ruhe gebettet.

Der Gutsherr von Creisau, das ist der Mensch Moltke mit der Sehnsucht nach ruhigen Naturgenüssen, mit dem Verständniß für die stillen Freuden des Zusammenhanges der Person mit dem Werden und Vergehen rings umher. Das Kapitel „Stilleben in Creisau" ist das anziehendste der bisher erschienenen Denkwürdigkeiten. Ueber dieser Villegiatur liegt bei aller friedlichen Gemüthlichkeit ein Schleier unausgesetzten wehmüthigen Erinnerns. Nur einen Sommer hatte er dort mit seiner Gattin zugebracht, dann war sie auf einem wenige Minuten vom Gutshof entfernten Hügel zur ewigen Ruhe bestattet worden. „Fast täglich besuchte der General diesen stillen Ort, er war sein erstes Ziel; wenn er im Frühjahr nach Creisau kam, dann trat er mit entblößtem Haupt an den Sarg und legte liebkosend die Rechte auf dessen Kopfende. Oft brachte er kleine Liebeszeichen mit hinauf, eine schöne Blume oder einen Blüthenzweig, den er unterwegs gepflückt und behutsam hinaufgetragen hatte, um ihn auf dem Sarge niederzulegen."

Die Vorliebe Moltke's für Dickens und Mozart, sein tiefes Verständniß für die Goethesche Faustdichtung, das Alles sind Züge, die mit dem historischen Bilde des großen Feldherrn nichts zu thun haben, die sich anders und unvergeßlich unserem Herzen einprägen. Das schönste Vermächtniß aber hat er uns in seinen „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben" hinterlassen. Hier ist eine harmonische, in sich gefestete Lebensanschauung in wenige, scharf präcisirte Formeln zusammengefaßt. Aus diesem schlichten Glaubensbekenntniß einzelne Sätze anführen, hieße es in seinem Gefüge zerreißen und zu Aphorismen verunstalten, was als das zusammenfassende Resultat eines unendlich reichen Lebens gedacht ist. Tiefe Religiosität verbindet sich hier mit einer energischen Zurückweisung des Buchstabenglaubens, strengste Selbsterziehung mit mildester Beurtheilung menschlicher Schwäche.

Helmuth von Moltke ist mehr, als einer der bedeutendsten Männer seines Jahrhunderts, er ist eine jener harmonisch entwickelten Naturen, die Alles in sich aufnehmen und eigenartig ausgestalten, ein verkörperter Kanon der Lebensführung, an dessen Ebenmaß man sich jederzeit erfreut und erbaut.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Maiblumen. Von L. Barrau. Siehe das Bild Seite 65. — Weiß und still wie die Lilie, die sie in ihrer Hand trägt, in ihrem Herzen nichts wie Unschuld und Glauben, geht sie zur ersten Communion, — ein kindlich anmuthiges und rührendes Bild. Sie gleicht den Maiblumen, den holdesten Kindern des Frühlings, der die Wiese hinter ihr in einen Teppich verwandelt und die Lerchen aufjubeln läßt. Aber noch bleibt sie unberührt von all den Farben und all dem Duft, von Frühlingssonne und Lerchenjubel. Nicht lange mehr, dann wird die Maiblume erblühen und sich in die lieblichste Rosenknospe verwandeln, die jemals auf den Sommer wartete, um sich zu voller Schönheit zu entfalten.

In der Kinderstube. Von Fritz von Uhde. Siehe das Bild Seite 69. — Unser Holzschnitt „In der Kinderstube" zeigt den Meister, dessen Portrait wir an der Spitze des Beiblattes bringen, gleichsam ausruhend von größeren Entwürfen, aber auch in dem anmuthigen Genrebilde sich selbst und seinem Streben nach absoluter Wahrheit getreu. Es ist ein richtiges Kinderzimmer, das er gemalt hat, ein Kinderzimmer, in dem gelärmt und getollt wird, je lauter, je besser. In all dem Spektakel sitzt die Kinderfrau strickend und mit jenem charakteristischen Stumpfsinn, der sich bei älteren Kinderwärterinnen einzustellen und nur dann in plötzliche Lebhaftigkeit umzuwandeln pflegt, wenn einer der ihnen anvertrauten Pfleglinge ihrer unmittelbaren Fürsorge bedarf.

Aus Haus.

Nachdruck verboten.

Fester Wille. — Ich las einst als junges Mädchen ein französisches Bühnenstück, wenn ich nicht irre, von Dumas. Der Inhalt ist meinem Gedächtnisse ziemlich entfallen, den Titel: „Vouloir c'est pouvoir" habe ich nicht vergessen, und oft, in manchen Nöthen des Lebens, hat sich mir die Erinnerung an ihn segensreich erwiesen. Wir können nicht Alles, nicht das Unmögliche, aber — wir können Vieles, wenn der rechte Wille da ist. Nur zu oft hören wir, gerade aus Frauenmund, die schwächliche Klage: „Ich kann nicht." Sie ist ein bequemer Abweis von Pflichten und Anforderungen des Lebens, aber sie bringt keinerlei innere Befriedigung, sondern macht mißmuthig und schlaff. Wo Zweifel an Fähigkeit und Kraft unsicher machen, sollte doch nie im gegebenen Falle eine sofortige unbedingte Ablehnung erfolgen. „Ich will, — ich will's versuchen," das klingt schon viel tröstlicher; und mit dem Versuch kommt vielleicht ein kleines Gelingen, mit diesem die Freude am Schaffen, im Streben wächst die Kraft, und schließlich sind wir erstaunt, das vollbringen zu können, was uns erst so unmöglich schien. Wer einmal durch festen Willen einen solchen Erfolg errang, und es braucht kein großer zu sein, denn das Leben, — namentlich das der Frau, — setzt sich aus vielen kleinen Pflichten zusammen, der wird den Segen desselben in sich verspüren und gewiß dessen eingedenk sein, daß in vielen Fällen

„Wollen — Können" ist.

Elisabeth Kaselowsky.

Die Fußbekleidung kleiner Kinder. — So viel auch über die Gesundheitspflege der Kinder geschrieben und gesprochen wird, erregen doch manche, nicht geringe Uebelstände kaum einen Anstoß. Betrachte man nur die Fußbekleidung der Kleinen. Unter hundert Müttern kaufen gewiß neunzig ihren Kindern die Stiefelchen und Schuhe fertig im Bazar. Nun ist es zwar gar nicht nöthig, daß der Schuh auf den Kinderfuß passe, wie der Handschuh auf die Hand; der Fuß wächst schnell und braucht Spielraum. Aber die fertigen Schuhe, wie sie in allen Schuhwaarenläden, die ich kenne, verkauft werden, — wären sie auch um zwei Nummern größer als das zu bekleidende Füßchen, — sind in hohem Grade schädlich. Die Zehen des Kindes liegen zierlich eine neben der anderen, frei, voll, rund und rosig; das Füßchen ist vorn um die Zehen breiter als am Ballen, ja die Zehen gehen bisweilen fast fächerartig aus einander. Und wie verhält sich dazu der Schuh? — Die armen, weichen, rosigen Glieder werden in eine höchst unnatürlich zugespitzte Form gepreßt, so daß sie sich nicht bewegen können und die Blutcirculation gestört wird. Die Zehen spielen beim Gehen fast gar nicht mit, und das ganze Körpergewicht ruht deshalb auf dem Ballen, der sich unverhältnißmäßig entwickelt. Hühneraugen, Frostbeulen und wie all die lästigen Fußleiden heißen, werden künstlich groß gezogen, der Fuß wird für andauerndes Gehen oder gar für Steigen in schwierigem Gelände unfähig gemacht und verunstaltet. Es würde hier zu weit führen, wenn man aller schädlichen Folgen gedenken wollte, welche die künstliche Verkrüppelung der unteren Extremitäten mit sich bringt. Möchten doch die jungen Mütter vor der allgemein verbreiteten Form der Kinderschuhe gewarnt sein! Es ist mir wohl bekannt, daß Stiefel nach Maß ungefähr das Doppelte von fertig gekauften kosten, und daß Kinder bis zum fünften Jahre ihr Schuhwerk selten auftragen, sondern meist „auswachsen". Die rationelle Beschuhung des Kindes ist daher mit einigen Kosten verbunden. Wenn aber die Besitzer der Schuhwaarenlager die Erfahrung machen würden, daß ihre gesundheits-schädlichen, zugespitzten Kinderschuhe keine Abnehmer fänden, so schafften sie sich sicherlich bald andere, der natürlichen Form entsprechende Leisten an. Dann brauchte man, falls man die Kosten scheuen muß, den Kindern nicht besondere Stiefel anmessen zu lassen, obwohl dies stets vorzuziehen wäre. Aber immerhin, — ein Kinderfuß ähnelt dem anderen. Die jetzigen Kinderstiefelchen ähneln aber durchaus nicht den Füßchen, und das ist der Uebelstand, dem zu steuern ich alle jungen Mütter auffordere, im Interesse ihrer eigenen Kinder und der ganzen heranwachsenden Jugend.

Lili Freifrau von L., geb. von E.

Fußboden-Wichse. — Hausfrauen, die immer noch auf alte Art ihre gebohnten Fußböden entweder durch einen Bohner streichen und wachsen lassen, oder die mühsame Arbeit selbst übernehmen, empfehlen wir die in allen Droguen-Geschäften käufliche „Parquet-Boden-Glanzwichse". Mittelst eines wollenen Lappens trägt man dieselbe gleichmäßig und recht dünn auf die Dielen oder Parquet-Tafeln auf und bürstet einfach blank. Der Erfolg ist ein ausgezeichneter und das Verfahren leicht, auch kann man in gleicher Weise bisher gestrichenen Fußböden den Glanz von gebohnten geben. Ebenso verwendbar ist die Wichse für geschnitzte Möbel, die stumpf und unansehnlich geworden sind, nur nehme man recht wenig von der Masse auf den Lappen, es genügt die kleinste Quantität; zu viel macht die Fußböden und Möbel klebrig. B. M.

Etwas über Käsebereitung. — Gemeinhin dient zur Bereitung des Käses Kuhmilch, doch findet für einzelne Sorten auch Schaf- und Ziegenmilch allein, oder mit Kuhmilch gemischt, Verwendung. Je nachdem man einen fetten Rahm-, oder einen mageren Sauerkäse bereiten will, nimmt man süße, unentrahmte, frische Milch, oder die als „Schlickermilch" bekannte saure. Bei Bereitung der erstgenannten Art wird die Milch durch Zusatz von Lab oder Lab-Extract zum Gerinnen gebracht. Seiner Reinlichkeit wegen verdient der Extract den Vorzug, und man kann mit 10 Gr. desselben 100 Kilogr. Milch bei 28° R., — bis zu dieser Temperatur muß sie unter aufmerksamem Rühren mit Einlegung eines Thermometers auf dem Feuer erwärmt werden, — in 40 Minuten verdicken. Sobald sich die Molke von den käsigen Theilen scheidet, läßt man sie rein ablaufen, thut die Masse in ein festes Leinentuch und entfernt durch Pressen alle wässerigen Bestandtheile. Ein Beweis richtiger Behandlung ist die grünlich durchsichtige Farbe der Molke; hat dieselbe ein trübes, weißliches Aussehen, so war die Milch nicht vollständig geronnen, und der Käse wird unschmackhaft. Ist die Masse durch wiederholtes Pressen zu einer genügenden Festigkeit gekommen, so salzt man sie und drückt sie in hölzerne, mit vielen Löchern versehene Formen, bedeckt diese mit passenden Holzdeckeln und beschwert sie mit Steinen. Jeden Käse wendet man täglich drei Mal, bis er fest gepreßt ist; dann nimmt man ihn aus den Formen, reibt ihn mit Salz ein und bringt ihn zum Trocknen in die Vorrathskammer. Für den Sauerkäse nimmt man die in den Milchsetten zurückbleibende, abgerahmte saure oder Schlickermilch, schüttet dieselbe in große Steintöpfe, die zweckmäßig unten mit einem Loche und gut schließendem hölzernen Zapfen versehen sind, um ein Ablaufen der Molke zu gestatten, und stellt sie an eine warme Stelle des Herdes. Ebenso kann man die saure Milch in einem Kessel direct auf's Feuer bringen und sie sich mäßig erwärmen lassen, doch ist hier Vorsicht geboten, weil bei zu großer Hitze der Quark körnig und bröckelig wird. Sobald die Scheidung der Molke eingetreten ist, kommt die Masse in einen reinen leinenen Sack, der zugebunden, niedergelegt, zuerst mit einem Brette, dann mit Steinen beschwert wird, bis die ganze noch in dem Käse enthaltene Molke abgelaufen ist. In ein flaches hölzernes Gefäß geschüttet, wird der Quark mit Kümmel und Salz gemengt und mit den Händen in beliebig längliche oder runde Formen gepreßt. Während der wärmeren Jahreszeit packt man diese Käse zum Trocknen in dazu bestimmte Käsekörbe, oder auf dünne, mit Stroh bedeckte Horden in besonders eingerichteten Käsekammern, wo sie häufig gewendet werden müssen. Im Winter müssen sie in einem gewärmten Raume getrocknet werden, und man packt sie dann in Fässer oder Töpfe, die, fest zugedeckt, an einem weder zu feuchten noch zu trockenen Orte aufbewahrt werden. Will man diese einfachen, aber sehr beliebten Sauerkäse weich erhalten, so benetzt man jede Schicht mit Bier und wiederholt dieselbe Befeuchtung nach einiger Zeit. Es würde zu weit führen, auf die Bereitung der verschiedenen feinen Käse einzugehen. Wir beschränken uns daher auf die Angabe der beiden vorerwähnten gangbarsten Arten, wollen aber noch das Recept eines „Schafkäses", des bei Feinschmeckern so sehr beliebten „Roquefort" hinzufügen, bei dem ein sich üppig entwickelnder Schimmelpilz die Umwandlung des Caseins in Fettsubstanz bewirkt. Man verwendet zur Bereitung desselben die Abendmilch, welche erwärmt hingestellt, am Morgen abgerahmt, mit ebenso viel Morgenmilch vermischt wird. Nach dem Zusatz von Lab-Extract und der wie oben angegeben erfolgten Scheidung der Molke wird der Quark in Käseformen gefüllt und schichtweise mit Mehl von schimmeligem Brod bestäubt. Nachdem die Käse zwei Tage in den Formen geblieben, täglich zwei Mal gewendet wurden, bringt man sie in sehr luftige, nach Norden gelegene Keller, in denen die Temperatur nur 4—8° C. beträgt und die Luft feucht ist. Hier werden die Käse gesalzt, nach 5—6 Tagen entfernt man die Rinde, die man mit scharfem Messer abkratzt, und wiederholt dies nach 14 Tagen. Nach 30—50 Tagen sind die Käse reif und müssen dann einen bläulich-grauen Belag mit einem Stich ins Röthliche haben. E. K.

Fragen und Antworten.

Ich ersuche um die gefällige Bekanntgabe der Bezugsquelle und des Preises einer Broschüre über die Cultur der Orchideen.

A. W., Wien.

Würde mir eine freundliche Leserin eine Adresse angeben, um weiße, baumwollene Strümpfe echt schwarz färben zu lassen?

M. S., Bernburg.

Wer kann mir ein unschädliches Haarfärbe-Mittel nennen? Mein Haar hat die Farbe einer hellen Kastanie, und ich möchte es gern dunkler haben. Eine alte Abonnentin.

Von wo bezieht man wirklich echtes Veilchenpulver zum Parfümiren der Wäsche? Eine Reichsländerin.

Erfrorene Hühnerkämme (40). — Das einzige Mittel ist ein wiederholtes Bestreichen der Kämme mit Glycerin.

Behandlung von Messing-Bettstellen (56). — Den schönsten Glanz bekommt fleckig gewordenes Messing durch Putzen mit Messing-Feilspänen. Sind diese nicht vorhanden, so mischen Sie zwei Weingläser voll warmen Wassers mit einem Eßlöffel Vitriol und fügen ein etwa haselnußgroßes Stück schwarzer Seife zu. Mit dieser Mischung benetzt man einen wollenen Lappen, reibt das Messing tüchtig und putzt mit einem zweiten Lappen und Wiener Putzpulver nach. Auch scheuert man mit feinem weißen Sand und einem weichen Wisch, der in heiße Branntweinschlempe oder heiße Molke getaucht wurde. Gut mit Wasser nachgespült, werden die Bettstellen in der Sonne getrocknet.

Bunte Bilder für eine Laterna magica (56). — Die bunten Bilder, nach deren Herstellung Sie fragen, sind, — mit einigem Geschick, — leicht anzufertigen. Man hat das erwählte Bild, auf Papier gezeichnet, unter die passend geschnittene Glasplatte zu legen, die Contouren mit einem in schwarze Oelfarbe getauchten, feinen Pinsel nachzuziehen und die Figuren mit Lasur-Farben, die durchsichtig wirken, auszutuschen. Verwendbar sind, — mit wenigen Ausnahmen, — sämmtliche Oelfarben, die, mit Terpentin verdünnt, ganz dünnflüssig aufgetragen werden. Ein kleiner Versuch wird sehr bald die richtige Mischung ergeben. Angaben über die Herstellung der Glasbilder für eine Laterna magica finden Sie ferner in der 4. Lieferung der „Häuslichen Kunst", welche in unserem Verlage erscheint. Jede Lieferung ist einzeln zum Preise von 50 Pfg. zu beziehen.

Rostflecke (64). — Man reibt die beschädigten Stücke mit Salzsäure, die mit einer gleichen Menge Wasser verdünnt ist, ab, wäscht mit reinem Wasser nach, trocknet sie, bestreicht sie mit Oel und putzt sie nach einigen Tagen mit sehr fein pulverisirtem Bimsstein und weichem Leder.

Th. in N. — Bezugnehmend auf Ihre Frage, wie man gutes Leinen von geringerem und Baumwolle unterscheidet, theilen wir Ihnen Folgendes mit. Gute Leinewand zeichnet sich von der minderwerthigen durch die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Fadens aus. Die Verfälschung mit Baumwolle, oder den Unterschied beider Fasern, erkennt man durch Befeuchten des Stoffes mit Leinöl. Während der Flachsfaden transparent, wie geöltes Papier wird, bleibt die Baumwolle weiß und undurchsichtig; es würden also, wo Beides gemischt ist, Streifen entstehen. Ganz absolut sicher ist die Benutzung eines Mikroskopes, weil man mittelst desselben die vollkommene Verschiedenheit der Leinen- und Baumwollfaser erkennt. Die Flachsfaser gleicht einem feinen Glasfaden, oder zwei parallel laufenden Linien, deren Hohlraum, — einen kleinen, kreisrunden Durchschnitt zeigend, — mit einem glashellen, durchsichtigen Zellstoff gefüllt ist. Die Baumwollfaser besteht dagegen aus schmalen Bändern, die sich schraubenförmig zu winden scheinen; sie ist mehr plattgedrückt, und der Faden läuft in ein langes, feines Ende aus.

W. N. in Düren. — Ueber die von Ihnen bezeichneten Unterkleider vermögen wir leider keine nähere Auskunft zu ertheilen. Wenn Wolle die Haut zu stark reizt und im Sommer zu warm hält, so empfiehlt sich zunächst, wenigstens zum Uebergang die Bigogne, welche die Haut wenig reizt und auch bei längerer Benutzung und öfterem Waschen sich wenig verändert. Empfehlenswerth sind auch locker gewebte, weitmaschige oder netzartige Baumwollenstoffe, weil sie der Hautausdünstung keine oder doch nur geringe Hindernisse entgegensetzen. In neuester Zeit werden auch lockere und weitmaschige Leinengewebe hergestellt. Wesentlich ist in gesundheitlicher Beziehung bei allen Unterzeugen die Lockerheit des Gewebes. Dr. D.

Polin in Galizien. Getragene wollene und Tuchkleider von Kindern lassen sich schwer anderweitig anwenden. Wenn nicht kleinere Geschwister vorhanden sind, welche die Anzüge der größeren „erben", so bleibt nur die Verwendung als Futterstoff, zu Putzlappen u. s. w. — wenn man nicht vorzieht, Brauchbares seinen Hausarmen zukommen zu lassen. — Die von Ihnen bezeichnete Toilette kann eine Dame in angegebenem Alter ohne jedes Bedenken tragen. — Fabriken wie die von R. Eichmann in Ballenstedt am Harz giebt es auch in Oesterreich und zwar Jg. Ortmann's Nachfolger, Pernitz, N.-O., A. Berl Söhne in Traun, O.-Oesterr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kleiner Salon-Tisch mit Platte in Vernis Martin-Malerei.

Nachdruck verboten.

Malerei „Vernis Martin".

Von Clara Lobedan.

Unsere eleganten Zimmer-Einrichtungen bieten viel Raum für immer neue Phantasie-Möbel, Tische, Ständer, Truhen ꝛc., welche unsere Zimmer wohnlich zu machen bestimmt sind, und die Malerei „Vernis Martin" erscheint ganz besonders geeignet, alle diese hübschen Dinge zu schmücken.

Diese alte, jetzt wieder hervorgesuchte, eigenartige Malerei verdankt ihren Namen dem berühmten Lackirer zur Zeit König Ludwigs XV., Martin, welcher sie erfand oder doch in Aufnahme brachte. Jetzt hat man sein Verfahren neu belebt, sucht es sogar zu vervollkommnen und dem jetzigen Geschmack anzubequemen.

Um die zierlichen kleinen Möbel dem Stil der Epoche gemäß zu bemalen, muß man sich in die dem „Vernis Martin" eigene Art vertiefen, womit nicht gesagt sein soll, daß man genau zu copiren braucht. Aber die reizenden Malereien von Watteau, Boucher, Lancret, all' jene Laubgewinde, Trophäen, Gehänge von Früchten, Blumen, Muscheln, verbunden durch leichte Rococo-Ornamente, bieten Anregung genug, um danach selbständig Compositionen zu schaffen. Auch moderne Möbel können Platten oder Füllungen mit dieser Malerei erhalten, und da sind dann naturalistische Blumen, Zweige, Vögel u. s. w. am Platze, auch in der Art, wie die Japaner es uns gelehrt haben.

Einen hervorragend schönen Wandschmuck, dessen Werth künstlerische Ausführung und stilgerechte Composition natürlich erhöhen, bilden in Rococo-Rahmen gefaßte Panneaux, die für das Boudoir der eleganten Frau wie geschaffen sind. Bei Metallrahmen ist, nebenbei gesagt, das helle leuchtende Gold zu vermeiden, da es leicht die Wirkung der Malerei beeinträchtigt. An die Stelle der üblichen länglichen Panneaux können auch Decorationen in Querformat treten, welche dann ein selbständiges Bild oder die Füllung eines kleinen Wandbrettes, in der Art des veranschaulichten, ergeben.

Die Herstellung der Malerei ist keine gar zu schwierige, erfordert aber allerdings große Sorgsamkeit. Sie zerfällt in drei Theile: in das Grundiren, das Malen des Ornaments, mit dem man die Fläche zu beleben denkt, und das Lackiren. Erleichtern kann man sich die Arbeit, wenn man das Grundiren sowohl, wie auch das spätere Lackiren einem geschickten Vergolder und Lackirer überläßt und sich auf die eigentliche Malerei beschränkt. An Material ist erforderlich, außer dem zu bemalenden Gegenstande, Bronze, Blattgold, Brocat, verschiedene Pinsel und Oelfarben, Gummilack Nr. 3, Mastixlack und Schlußfirniß.

Der Gegenstand selbst, wenn von Holz, muß sehr gut und glatt mit Sandpapier abgerieben, wenn von Metall, mit Schmirgelpapier geglättet werden. Holz überzieht man mit einer dünnen Lage von Gummilack Nr. 3, der vor dem Grundiren mit Farbe eine Viertelstunde trocknen muß. Sind die Poren des Holzes mit dieser ersten Lage Gummilack noch nicht genügend ausgefüllt, so läßt sich noch eine zweite darüberlegen, diese darf aber erst nach einer Stunde mit dem farbigen Grund bedeckt werden. Dieser Grundton kann sehr verschieden in der Tönung sein. Entweder seladongrün, altgrün, altroth, grau, einfarbig, oder mit leichten Goldwolken überzogen, kann er auch mit Brocat bestreut oder ganz vergoldet werden; Gold mit einem alten Schimmer stellt man her durch Ueberziehen des Goldes mit Gummilack Nr. 3, dem etwas braune Oelfarbe beizumischen ist.

Die ganz zu vergoldenden Flächen bestreicht man mit Mastixlack, der vor dem Belegen mit Blattgold soweit getrocknet sein muß, daß er bei der Berührung mit dem Finger nicht klebt, sondern nur leicht haftet. Das Auflegen des Blattgoldes geschieht mit einem breiten Vergolderpinsel. Nachdem die viereckigen Stücke Blattgold dicht neben einander aufgelegt, wird das Ganze leicht mit Watte angedrückt und jedes überstehende Theilchen abgerieben.

Den farbigen Grund streicht man mit feiner Oelfarbe, der man, um sie flüssiger zu machen, etwas Mastixlack beimischt. Will man diesen gemalten Grund noch mit Goldwolken versehen, so pudert man, wenn er halbtrocken ist, Bronze-Pulver, in einem feinen Mullbeutel, leichter oder dichter darüber. Auch kann man kleine Brocatblättchen, wie man sie beim Modelliren mit Gummiknetmasse anwendet, dazwischen streuen.

Erst nachdem dieser Untergrund mehrere Tage gut ausgetrocknet ist, darf mit der eigentlichen Malerei mit Oelfarben begonnen werden. Entweder macht man die Contour-Zeichnung freihändig oder man pauft sie mittelst weißen oder farbigen Copirpapiers auf. Bei der echten Vernis Martin-Malerei ist starker Farbenauftrag zu vermeiden; die Nachahmung mit naturalistischen Blumen, Blättern, Vögeln kann ihn eher vertragen.

Der Schlußfirniß, der auch erst nach vollständigem Trocknen der Malerei aufgetragen werden darf, kann verschiedene Male wiederholt und inzwischen mit Bimsstein und Wasser leicht und vorsichtig geschliffen werden, bis er die Glätte eines Spiegels erhält. Diese Mühe, wie auch die des Grundirens, erspart man sich, wie gesagt, wenn man sie einem geschickten Arbeiter überläßt, der den Schlußfirniß im Ofen härten lassen kann. Das Schleifen mit Bimsstein fällt dann fort; der Farbenauftrag darf also etwas pastoser sein.

Runde Platte in Vernis Martin-Malerei.
1/4 der natürlichen Größe. Zum Salon-Tisch.

Von den dargestellten Gegenständen zeichnet sich das zierliche Tischchen durch besonders gefällige Form aus. Bei einer Höhe von 64 cm beträgt der Durchmesser der 2 cm starken Tischplatte 48 cm; diese, sowie das geschweifte Fußgestell sind in Altgrün gehalten. Feine Goldstreifen markiren die Kanten der Füße, die Außenränder der Platte und des ausgebogten, 5 cm breiten Rahmens, auf dem dieselbe ringsum 2½ cm vorspringend, ruht. Die auf ein Viertel natürlicher Größe verkleinerte Platte schmückt leicht hingeworfen, ein graziöser Zweig bunter Nelken mit Knospen und Blättern, der sich trefflich von dem dunklen Grün des Grundes abhebt. Verdient auch die feine Nüancirung der rothen, gelben, rosa und roth-gelb gemusterten Nelken vollste Anerkennung, so muß doch die richtige Wahl der stumpfen graugrünen Töne der Blätter, die hin und wieder in's Braune übergehen, besonders hervorgehoben werden. Den Außenrand der Tischplatte umgiebt eine eigenartige, 8 cm breite Grelot-Franze, die genau dem Altgrün des Grundes angepaßt und mit feinem Goldfaden durchwirkt ist. Ihre birnenförmigen, reichlich 2 cm langen Grelots bestehen aus durchbrochen gearbeiteter Bronze und sind oben wie unten mit krausen Bällchen abgeschlossen; diese wurden aus kleinen Oesen des krausgesponnenen Wollfadens gebildet, der auch den nach beiden Seiten in Spitze Zacken auslaufenden Kopf der Franze ergiebt.

Von nicht minder reicher Wirkung wie die Tischplatte ist die Füllung des Wandbrettes. An dem sich fast plastisch von dem altrothen Grunde loslösenden Anemonen-Zweige ist die Eigenart der Blume mit feinem künstlerischen Verständniß wiedergegeben. Ungemein zart wirkt an den rosa angehauchten Blüthen der Übergang von dem leuchtenden Weiß zu dem tiefen Rosa, mit dem der dunkle Kelch trefflich stimmt. Die grünen Blätter sind nur leicht angedeutet.

Ueberhaupt empfiehlt sich die Anemone durch ihre äußerst decorative Form in allen Stadien der Entwicklung, von der zierlichen Knospe und der kaum erschlossenen Blüthe bis zur vollerblühten Blume, die selbst im Entblättern reizvoll erscheint. Graziös sind auch die langen, schlanken Stengel und die vielfach gefiederten Hüllblätter, besonders werthvoll aber die reiche Scala der Farbentöne vom zartesten Weiß mit rosa, rothen und lila Streifen bis zum feurigen Roth und satten Violett, in dessen Tiefen der schwarze Stempel kaum noch erkennbar ist.

Nicht minder ausgezeichnet durch die charakteristische Form ihrer Blumen und Blätter ist die Mohnblume, welche sich trefflich zu den einfachsten wie kunstvollsten Arrangements eignet. Ein lose gebundener Strauß Mohnblumen wirkt so anspruchslos, verlangt aber nicht allein genaue Kenntniß, sondern ein liebevolles Eingehen in die Eigenart der Blume; ein ganz besonderer Reiz liegt in den feinen Blumenblättern, deren Rand sich gern leicht nach innen umlegt. Die leuchtend rothe Farbe findet die beste Folie in dem tiefen Grün der gezackten Blätter, die sich von jedem farbigen Grunde der Vernis Martin-Malerei kräftig abheben. Zarte Gräser, dem Strauß hinzugefügt, und eine Schleife mit flatternden Bandenden, welche theilweise die glatten Stiele decken, passen gut zum Charakter der Malerei.

Giebt es aber eine Blume, die zur Wiedergabe in Vernis Martin-Malerei wie geschaffen erscheint, so ist es die vielgestaltige japanische Aster. Unzählig sind die oft seltsamen, stets aber wirkungsvollen Formen der Chrysanthemen, für deren zarte wie kräftige Farben die Palette kaum hinreichende Nüancen bietet. Formen und Farben vereinigen sich hier ungesucht zu künstlerischer Wirkung, welche der Pinsel nur festzuhalten hat.

Bemerkt sei, daß der zur Hälfte verkleinerte Anemonen-Zweig sich auch in der dargestellten Größe als Vorlage zur Verzierung kleinerer Gegenstände verwenden läßt; er kann sowohl für den Deckel wie als Wandfüllung von Brief- oder Schmuck-Truhen, Handschuh-Kasten u. dergl. dienen.

Längliche Platte in Vernis Martin-Malerei.
1/2 der natürlichen Größe. Zum Wandbrett.

Wandbrett mit Füllung in Vernis Martin-Malerei.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 10. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 15. Mai 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Der Graf von Saint-Germain hatte seine Erzählung, zu der er halb unvermerkt durch Erwähnung der Stadt Vitry fortgeführt worden war, unter gespanntester Aufmerksamkeit aller Zuhörer beendigt. Ihre Königliche Hoheit sprach ihm huldvoll ihren Dank aus für die außerordentlich anschauliche Schilderung der interessanten Umstände bei der Zusammenkunft des Königs Franz mit dem Kaiser Karl und geruhte, mit der Herzogin von Augustenburg noch einmal eine kleine Promenade durch den Park zu machen. So löste sich die Gruppe um den leer zurückbleibenden vergoldeten Sessel auf, und Alles setzte sich, gleichfalls in respectvollem Abstand von den beiden hohen Damen, in Bewegung. Diese wandelten gemessenen Ganges nebeneinander, so weit die Glocken ihrer Brocat-Reifröcke eine derartige Annäherung zuließen, tauschten Bemerkungen hin und her über das eben Vernommene, die darin völlig zusammenstimmten, es sei unmöglich, eine so genaue Darstellung der Einzelheiten eines Vorganges zu geben, wenn der Berichterstatter nicht selbst Augenzeuge desselben gewesen sei. Die Frau Landgräfin sammelte Belege dafür aus ihrem Gedächtniß: die enggassige Häßlichkeit der zerstörten alten Stadt Vitry — die Rüstungen in dem Rittersaal des Schlosses — die Schilderung des Armes der duchesse d'Etampes — das Klirren der Diamantspange auf dem Boden und die Wolke, die über die Stirn des Königs gezogen. Ergänzend fügte die Herzogin hinzu: „Einmal entglitt dem Herrn Grafen auch die Aeußerung: ‚Wie der König sich zu mir umwandte,‘ und er verbesserte rasch: ‚zu dem Herzog von Orleans!‘“ Ihre Königliche Hoheit nickte: „Es ereignet sich begreiflicher Weise ab und zu — ich habe es schon einige Mal gehört — daß sich ihm in der Lebendigkeit der Erzählung ein Hinweis auf seine Anwesenheit bei solchen seit Jahrhunderten vergangenen Vorkommnissen einmischt. Aber dies Entschlüpfen ist ihm jedesmal äußerst unangenehm, denn er giebt durchaus nicht zu, schon seit so langer Zeit gelebt zu haben, und mir ist gesagt worden, daß er über einen sehr vornehmen Herrn, der sein Alter auf ein halbes Jahrtausend geschätzt, deutlich wie über einen Mann von geringen Verstandeskräften die Schulter gezuckt habe.“

In nicht weiter Entfernung lieferte ein augenblicklicher Vorgang gewissermaßen eine Bestätigung dafür. Ein nicht gerade im Ruf hervorragender Klugheit stehender Kammerherr aus Kopenhagen hatte sich dem Grafen hinzugesellt und befragte ihn, ob er vielleicht den dänischen König Waldemar Atterdag persönlich gekannt und ob dieser wirklich die Redensart, daß morgen wieder ein Tag sei, oft im Munde geführt habe. Der Angesprochene erwiederte: „Mich schon einmal hat gefragt Jemand so, Monsieur, und ich ihm geantwortet, daß ich damals, als gelebt der König, wohl zugebracht im Schlaf, wie manchmal lange Zeit. Es war ein Mann, vor deß Geist ich sonst besaß Achtung, daß er nicht war von Einfältigkeit, darum ich ihm so Antwort gegeben. Aber wenn ich Ihnen damit kann machen Vergnügen, Monsieur, will ich sagen gern, daß ich bin damals gewesen wach und hab' gehört den König alle Stund' reden den Spruch, der so gut gefällt Ihnen, wie scheint.“

Die Lippen der umher Befindlichen konnten einen Lachreiz nicht ganz klanglos verhalten, und der Kammerherr ergriff einen Anlaß, sich mit roth angeflogenem Gesicht seitwärts davon zu machen. Es war bekannt, daß der Graf Saint-Germain oftmals Jahre hindurch völlig aus der Kenntniß der Menschen verschwunden gewesen sei, um sich in tiefer Verborgenheit der Bereitung seines Lebens-Elixirs hinzugeben, und es schien, daß er solche Zeiten damit bezeichnete, ‚er habe in ihnen geschlafen‘. Dann und wann konnte ein ihm entfallenes Wort den Eindruck machen, als ob eine derartige Periode sich über ein halbes, selbst ein ganzes Jahrhundert ausgedehnt haben müsse. Etwas seitwärts von dem Standpunkt, den er im Augenblick einnahm, ward in einer Gruppe über seine Panacee gesprochen, und ein vom Süden Deutschlands auf Gottorp zum Besuch eingetroffener, noch ziemlich jugendlicher adliger Gast äußerte, man erzähle, in Paris habe eine alte Kammerfrau am Hofe unvorsichtiger Weise zu viel von dem Elixir des Grafen zu sich genommen und sei dadurch allmählich immer jünger und jünger und zuletzt wieder zum Säugling geworden. Der Ton des Sprechers ließ zweifelhaft, was er von diesem Bericht halte und welche Auffassung desselben er bei den Hörern erwarte. Einige zuckten die Achsel, Andere lächelten halb, doch dann wandten sich alle Köpfe zugleich, denn hinter ihnen ertönte artigen Klanges eine Stimme in französischer Sprache: „Ganz so war der Verlauf der Sache nicht, Monsieur. Da Sie ein Interesse daran bekunden, gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen das Irrthümliche in dem, was Ihnen mitgetheilt worden ist, aufzuhellen. Der Fall betraf keine Frau, sondern einen noch jüngeren, etwas schwach-

Am Waldteich. Nach dem Bilde von L. Munthe. — Siehe Seite 79.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

köpfigen Mann, der seine äußerst geringfügige Naturmitgift von Vernunft für so beträchtlich hielt, daß er begreifen zu können glaubte, was ihm ebenso verschlossen war, wie dem Auge eines Blinden das Licht. Nach der Art solcher Wahnidee kam er durch diese geistig immer mehr herab, so daß er zuletzt die Geschichte von der alten Kammerfrau erfand, und sein Witz, den der arme Mensch damit an den Tag zu legen wähnte, zu dem eines Säuglings geworden war. Davon wird man in Ihrer Gegenwart erzählt haben, Monsieur, und Sie werden muthmaßlich in dem Augenblick so zerstreut gewesen sein, nicht genau aufzufassen, auf wessen Kosten die pikante Historie sich belustigte."

In liebenswürdigstem Ton hatte der Graf von Saint-Germain diese Aufklärung ertheilt, verabschiedete sich von dem antwortlos betroffenen Empfänger derselben mit einer halb würdig-ernsten, halb jovialen Kopfneigung und begab sich an die Seite des Landgrafen Karl zurück, um mit diesem weiter auf und ab zu schreiten. Er mußte ein außerordentlich scharfes, noch aus beträchtlicher Entfernung auffangendes Gehör besitzen, denn er legte bald danach nochmals Zeugniß von dieser Befähigung ab. Zwei junge Cavaliere gingen in Unterhaltung neben einander, ihr Geplauder überrauschte das Geplätscher der Wasserstrahlen aus den sieben Köpfen der lernäischen Schlange um den Herkules. Einer der beiden hatte aber des Briefes Erwähnung gethan, den Voltaire vor zwanzig Jahren über den Grafen an den König Friedrich den Großen geschrieben habe, und der Andere entgegnete, daß er gleichfalls davon gehört, wie auch von der Antwort, die der König darauf gegeben: „Le comte Germain est un conte pour rire." Doch um ein paar Augenblicke später sprach die Stimme des Beredeten hinter ihm: „Sie sich irren in der Zeit, Herr von Sehnstedte, und auch in dem Adressaten von dem Brief. Denn Sein Majestät der König Frédéric mir hat erst vor ein paar Tag geschrieben, was Sie eben gesagt, und ich hab' erhalten den Brief erst heut Morgen."

Der mit dem Statthalter herzugetretene Sprecher zog aus der Brusttasche seines Talars ein zusammengefaltetes Schreiben und fügte, halb gegen den Angeredeten, halb gegen den Landgrafen gewendet, lächelnd hinzu: „Ihnen wohl wird sein bekannt die écriture und das Siegel." Das war bei dem Landgrafen, wie fast bei allen Fürsten der Zeit der Fall; er erkannte auf den ersten Blick die Handschrift und das sogenannte kleine Petschaft-Siegel des großen Preußenkönigs auf dem „A monsieur le comte de Saint-Germain" adressirten Briefe und bekräftigte dies durch laute Aeußerung. Der junge Offizier Herr von Sehnstedte stand verlegen, mit roth übergossenen Zügen. Er bot eine sehr einnehmende, zugleich kraftvolle und anmuthige Erscheinung; aus seinen hellblauen Augen lachte für gewöhnlich ein jugendlicher Uebermuth; als der Einzige der Hofgesellschaft auf Gottorp trug er sein Haar weder zum Zopf gedreht, noch als Haarbeutel zusammengefaßt, sondern zu halber Kürze geschnitten, in seiner natürlichen lichtbraunen Farbe frei um den Kopf. Schon seit einigen Jahren erfreute er sich der besonderen Gunst und Zuneigung des Landgrafen, und um so peinlicher war ihm die Beschämung, die er sich jetzt in der Gegenwart desselben zugezogen; er war vorschnell mit dem Munde gewesen, wie leider schon manchmal im Leben; ihm blieb nichts Anderes, als niedergeschlagenen Blicks stumm auf den Brief Friedrichs des Großen hinunter zu sehen. Der Graf hegte indeß ebenfalls eine Zuneigung für ihn und hatte ihm nur eine leichte Zurechtweisung ertheilen wollen; er bestrafte ihn nicht weiter durch eine Inhalts-Kundgabe des an ihn gerichteten königlichen Schreibens, sondern barg dies ungeöffnet in seine Tasche zurück. Zugleich indeß näherte sich ihm einer seiner reich livrirten Diener vom Schloß her und überbrachte einen andern, soeben durch einen Courier an ihn eingetroffenen Brief. Der Empfänger betrachtete kurz die in italienischer Sprache abgefaßte Aufschrift: „Al illustrissimo supremo dominatore e Sovrano dei spiriti e spettri, à chi piace di nominarsi Conte di Saint-Germain"; dann wandte er sich mit einer Verbeugung gegen den Landgrafen: „Si votre Altesse me permette," und öffnete auf ein rasches Zustimmungszeichen des Befragten das große, ein phantastisch-absonderes, kronenüberdachtes Wappen zur Darstellung bringendes Wachssiegel. Der Inhalt des Briefes schien nur kurz zu sein, doch den Lesenden zu überraschen, und ein einmaliges schnelles Auf- und Niederschlagen seiner Wimpern konnte den Eindruck machen, als ob das Schreiben eine ihm unliebsame Mittheilung enthalte. Indeß beruhte das offenbar nur auf Täuschung, denn die Miene des Grafen von Saint-Germain nahm gleich danach einen Ausdruck hoher Erfreuung und Befriedigung an, und er sagte, das Blatt zusammenfaltend: „Es mir ist avisirt der Besuch von einer Person, ich habe noch nicht kennen gelernt bis heut, aber immer gewünscht besonders, zu sehn und hören. Ich schon hatte in voriger Nacht durch eine Stimme Botschaft voraus empfangen, daß mir stände bevor die Freude dieses Besuches. Doch ich in Besorgniß war, es noch könne eintreten dazwischen ein Hinderniß, welches ich hatte erkannt drohen aus der Conspiration böswilliger Einflüsse, die sind bemüht, zu operiren dagegen."

Der Landgraf beeilte sich zu äußern: „Ein Besuch, Herr Graf, dem Sie mit so freudiger Erwartung entgegensehen, ist selbstverständlich auch mir höchst willkommen. Ich weiß nicht, ob die Frage nach dem Namen der Persönlichkeit verstattet ist, die sich Ihnen angemeldet hat?"

„Oh, ich davon bin überzeugt, er wird auch sein sehr willkommen Euer Durchlaucht, denn es ist ein Mann, nur wenige leben und haben gelebt auf der Erde, die sich können messen mit ihm an Bedeutung. Ich würde willfahren natürlich Euer Durchlaucht Wunsch, aber mir selbst ist geblieben unbekannt noch, welch' Namen ihm wird belieben zu tragen hier, und ich bitte darum, Monseigneur, daß Sie mir wollen erlassen jetzt noch die Antwort darauf. Doch wenn es könnte geschehen, daß Eure Durchlaucht mir erlaubten, mich umzusehn sogleich nach einem Quartier passend für den Herrn —"

Der Sprecher hielt, den Kopf drehend und sich in Wirklichkeit umschauend, kurz an; sein Blick fiel auf das unferne, gelblich durch frischgrünes Gebüschlaub herüberschimmernde Gemäuer der unbewohnten und auch sonst nur selten mehr benutzten „Amalienburg", und er fuhr fort:

„Vielleicht Eure Durchlaucht giebt Ihre Einwilligung, daß ich darf lassen herrichten für den Besuch auf die nicht lange Dauer dort das kleine château, welches steht ohne Gebrauch leer."

„Gewiß, Herr Graf," pflichtete der Statthalter sogleich bei, „wenn es Ihnen für Ihre Absicht geeignet erscheint."

„Oh ja, ganz geeignet." Die Augen des Antwortenden verweilten auf dem Gebäude, wie wenn seine Vorstellung sich über die Zweckdienlichkeit desselben noch weiter vergewissere. Dann wandte er sich um: „Was giebt es, Herr Graf?"

Ueber die Parkmauer des Neuwerks ertönte von Nordosten her ein unbestimmt-verworrenes Geräusch, und zugleich kam der Hofchef und maitre de plaisir auf Gottorp, Graf von Ahlefeld-Langeland, beschleunigten Schrittes herzu und meldete dem Landgrafen, daß nach dem Lärm, den man draußen vernehme, auf der Anhöhe über dem Lollfuß ein Haus in Brand gerathen zu sein scheine; eine Weiterausbreitung des Feuers auf benachbarte Gebäude stehe nach der Windrichtung zu befürchten. Doch fiel der Graf Saint-Germain in die letzte Aeußerung beschwichtigend ein:

„Es wird nicht sein Grund zu solcher Besorgniß, wenn Seine Durchlaucht wollte haben die Gewogenheit, zu bringen in Anwendung seine geheime Kraft, zu gebieten den Flammen, daß sie sollen löschen aus."

Der Landgraf wendete ihm mit einem ungewissen Blick das Gesicht zu: „Glauben Sie, lieber Graf, daß ich —?"

„Oh, sans doute, Monseigneur, ich weiß, daß Sie sind Besitzer von dieser wunderbaren Gewalt. Es ist nicht worden gegeben mir selbst, zu üben solche Macht über eine Feuerbrunst, nur zu wissen die Formel, der sie muß gehorchen, wenn Einer, welcher hat die Kraft in sich, befiehlt damit."

Allerdings hatte sich dem Statthalter schon einmal ein Zeichen kundgethan, daß ihm diese geheimnißvolle Kraft verliehen zu sein scheine, doch fühlte er sich derselben nicht sicher und stand deshalb etwas zaudernd. Andererseits indeß trieb es ihn mit stärkstem Drange, sich darüber zu vergewissern, und so schritt er, achtsamen Ohres auf die Unterweisung des Grafen Saint-Germain horchend, mit diesem dem Schlosse zu. Dann erschien er bald danach auf einem weißen Pferde und ritt, von sämmtlichen Herren der Gesellschaft begleitet, zur Brandstätte hinan. Es war nur eine ziemlich abseits belegene Scheune, die von dickem Rauch umhüllt stand; wodurch das Feuer ausgebrochen sei, ließ sich nicht ergründen, denn Niemand hatte sich in ihr befunden, ihr Thor war verschlossen, auch der Eigenthümer kam jetzt erst jammernd von der Stadt herzugelaufen. Eine beträchtlich angesammelte Volksmenge drängte sich gaffend im Halbbogen und wich nur vor dem Landgrafen zurück, der auf seinem Schimmel dreimal das, wie es schien, nur an einzelnen Stellen erst brennende Gebäude umritt, die rechte Hand gegen dies ausstreckte und halblaut in unverständlicher Sprache die arabische Zauberformel wiederholte, über deren Wortlaut der Graf ihn mehrmals genau unterrichtet hatte. Man sah dabei bald hier, bald dort in überraschender Weise eine Flamme wie erschreckt zucken, noch einen Versuch zum Aufzüngeln machen, doch danach kraftlos auslöschen. Als der Statthalter langsam zum dritten Mal seinen Kreis um die Scheune herumgezogen, qualmte nur noch etwas halb schwarzer, halb weißer Rauch oder Dampf aus ihren kleinen Fensterlücken hervor; unverkennbar war der Brand drinnen zum Ersticken gekommen. Der Graf Saint-Germain kam jetzt an den Landgrafen heran und sagte, nach einer ehrerbietigen Verneigung: „Ich den Dank ausspreche für den armen Mann hier, daß Eure Durchlaucht hat angewendet Ihre übernatürliche Macht und vollbracht so wunderbar dies menschenfreundliche Werk." Der Angeredete versetzte: „Durch Ihre Beihülfe, lieber Graf," und reichte diesem, sichtlich ergriffen, die Hand. Nun zog der Letztere seine Börse, nahm ihren Inhalt von einer erheblichen Anzahl an Louisd'or heraus und sprach: „Eure Durchlaucht mißt mir zu unverdient, was nicht gestanden in meiner Kraft, sondern was nur konnten bringen zur Ausführung Sie allein, Monseigneur. Ich nichts weiter kann hier helfen mit, als leisten dem armen Mann eine kleine Unterstützung für den Schaden, er hier gehabt vom Feuer."

Er reichte dem hochüberraschten Eigenthümer die Goldstücke, ein Gemurmel der Bewunderung klang von der Menge näher, der Landgraf äußerte: „Ein fürstlicher Edelmuth, lieber Graf, wie ich ihn schon öfter bei Ihnen kennen gelernt, und wie ihn Jemand, der eine Schuld an der Entstehung des Brandes getragen hätte, nicht größer bethätigen könnte."

Der Sprecher war von der Erkenntniß seiner geheimen Macht, die er durch die Bezwingung des Feuers erlangt hatte, in freudig erhöhte Stimmung versetzt worden, er blickte heiter um sich, und seine Wahrnehmung traf unweit auf Etwas, das ihm mit einem Ton des Wohlgefallens von den Lippen kommen ließ: „Da steht ja auch unsere Mundschenkin von neulich mit dem ungewöhnlichen Gesicht und hat mit angesehen, wie die Flammen erloschen sind. Wie heißt sie doch? Dorothea."

Merkbar berührte es den Landgrafen mit einer angenehmen Empfindung, daß Dorret Gorries Augenzeugin seines Triumphes über den Brand gewesen sei. Sie befand sich auf dem Wege zum Holm, um ihren Onkel Pidder aufzusuchen und ihn zu bitten, er möge sie bei sich im Haus aufnehmen, da es ihr täglich unertragbarer werde, im Ruge Krug mit ihrem Vater zusammen zu leben. So war sie hier vorbei gerathen und beim Gewahren des Auflaufs stehen geblieben; nun hob sie bei der Nennung ihres Namens den Kopf, und andererseits wandten die Gesichter der Umgebung des Statthalters sich nach ihr hin. Dieser fügte seinen Worten noch gegen den Grafen Saint-Germain nach: „Ich sagte schon, das Mädchen müsse eigentlich eine andere Tracht, irgend etwas Besonderes anlegen." Dann wendete er sein Pferd, befriedigt nach Gottorp zurückzukehren. Die silbergrauen Augen Dorrets schauten hinter ihm drein, wie sie es am Mittag auf der Landstraße vor dem Krug gethan, und begegneten dadurch dem Blick Herr von Sehnstedtes, der den Kopf noch einmal nach ihrer Richtung umdrehte. Im Ausdruck seines Gesichtes lag etwas, als pflichte er der von dem Landgrafen geäußerten Meinung bezüglich der Tracht des von ihm zum erstenmal wahrgenommenen, eigenartigen Mädchens bei. So hielten Beide ein flüchtiges Weilchen die Blicke gegeneinander gerichtet, dann folgte der junge Offizier der Schloßgesellschaft nach. Dorret blieb noch kurz an ihrer Stelle und fragte darauf eine neben ihr stehende alte Frau, wer der Herr ohne weißgepudertes Haar gewesen sei. Doch die Alte wußte es nicht, und das Mädchen setzte jetzt ebenfalls seinen Weg nach dem Holm hinunter fort, über dem vor der breiten blauen Schlei-Ausbuchtung, in der spätnachmittägigen Sonne glimmernd, das hohe Dach des St. Johannis-Damenstifts aufragte.

4.

Der Graf Saint-Germain gab sich in den nächsten Tagen mit eifriger Beflissenheit der Fürsorge hin, das Absteigequartier für seinen angekündigten Besucher herzurichten, und die Vorbereitungen ließen erkennen, welche Bedeutung er demselben zumaß. Eine Anzahl seiner Diener vollzog den Tag hindurch die von ihm ertheilten Anweisungen, doch sogar bei Nacht war er selbst noch mit einigen von ihnen oder allein thätig, Vorkehrungen zur Aufnahme des Erwarteten zu treffen. Die Amalienburg bildete einen absonderlichen, ziemlich im Verfall befindlichen Bau, dessen Mitte einen großen, ringsum von mythologischen Gemälden und Portraits der dänischen Königinnen und Prinzessinnen eingefaßten Saal enthielt. Diesen umlief oben eine auf vorspringenden Trägern ruhende Holzgalerie mit durchbrochenem Geländerwerk, zu der man nicht vom Saal aus, sondern nur von zweien der vier Flankenpavillons des Gebäudes

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hinaufgelangen konnte. Die beiden andern besaßen eine Zugangsthür in den großen Mittelraum, und sie stattete der Graf reichhaltig mit Möbeln, Vorhängen, Teppichen und Schmuckgegenständen aller Art aus, den einen Pavillon als Wohn- und den zweiten als Schlafgemach. Der Saal ward mit Armsesseln, die sich hier und dort um Tische von kunstreich eingelegter Arbeit gruppirten, gleichfalls zum Empfang-Salon umgewandelt; das Schloß hatte auf Anordnung des Landgrafen aus reichem Vorrath alles Erforderliche zu Gebot gestellt. So präsentirte sich die Amalienburg wohl seit einem halben Jahrhundert zum ersten Mal wieder in wohnlicher Einrichtung, nur die Beleuchtung nach Eintritt der Dunkelheit mußte voraussichtlich Manches zu wünschen übrig lassen. Aber das entsprang zum Theil aus der mangelhaften Fähigkeit der Zeit, helle Lichtstärke zu erzeugen; Lampen ließen sich dazu nicht anwenden, da die Verbesserung derselben durch Argand noch nicht erfunden worden, sondern sie immer noch fast von der gleichen einfachsten Construction wie im Alterthum und Mittelalter verblieben waren. Allerdings sprach man da und dort von einer wundersamen Entdeckung, die in Schottland der Lord Dundonald und in Würzburg der Professor Puttel gemacht haben solle, aus Steinkohlen und aus Knochen eine brennbare Lichtart zu gewinnen, die sich durch eine Röhre fortleiten und am Ausgang derselben zu einer bläulichen Flamme entzünden lasse. Doch gesehen hatte von diesem unglaubhaften Wunderlicht Niemand etwas, und auch in den vornehmsten Fürstenschlössern fand die nächtliche Erhellung noch auf die nämliche Art, wie seit Jahrhunderten statt: draußen auf Hofplatz und Gängen durch Pechpfannen und Laternen, im Innern der Zimmer durch Wachskerzen in hängenden Kronleuchtern oder an der Wand befestigten Armleuchtern. Zur Anbringung der Letzteren an den Wänden des Saales der Amalienburg beließen indeß die dicht zusammengereihten Bilder wenig Raum, so daß der Graf sich hier mit einer nur kärglichen Beleuchtungs-Möglichkeit begnügen mußte. Das ganze Schlößchen war offenbar vom Erbauer lediglich zur Benutzung bei Tageslicht bestimmt gewesen, und es gab so manches Wichtigere für den bevorstehenden Zweck umzuändern, daß die Frage einer glänzenden abendlichen Erhellung, zumal um die Zeit der langen nordischen Tage, nicht in Betracht gerieth. Die Fertigstellung drängte, und wenn Jemand — wie z. B. Herr von Sehnstedte es gern that — noch nächtlicher Weile durch den Neuwerk-Park kam, konnte er hören, wie sich in das Schlagen der zahlreichen Nachtigallen manchmal aus dem Innern des todten, lang verödeten Baues ein dumpfes Klopfen und Hämmern von Werkzeugen einmischte.

So war's in der Abenddämmerung eines der letzten Maitage, als ein berittener Diener des Grafen von Süden her im Galopp auf Gottorp ansprengte, um seinem Herrn eine Meldung zu überbringen. Um eine halbe Stunde später überhellte sich in Friedrichsberg die von Rendsburg nach Schleswig führende Straße mit rothem Fackelglanz. Zwei Vorreiter verbreiteten diesen, denen eine sechsspännige geschlossene Kutsche nachfolgte. Sie bewegte sich über den Schleidamm dem Schlosse zu, an dessen Inselthor Lakaien des Grafen sie empfingen und dem reichbetreßten Kutscher den Weg über die nördliche Brücke zum Neuwerk und bis vor die Amalienburg anwiesen. Hier stand der Graf Saint-Germain harrend, beim Anhalten des Wagens sein weißes Haar von dem schwarzen, an eine Sendelkappe des Mittelalters gemahnenden Barett entblößend. Er öffnete mit eigener Hand den Schlag, aus welchem der Erwartete, der allein das Innere der Kutsche einnahm, hervorstieg; hinter ihm rollte ein zweiter, umfänglicher Wagen mit seiner Dienerschaft heran.

Der Ankömmling trug die höchste Ehrerbietung zur Schau, er sagte unter tiefer Verneigung in italienischer Sprache: „Ich genieße die Ehre und das Glück, in diesem bedeutungsvollsten Augenblick meines Lebens den ersten Geist unseres Jahrtausends zu begrüßen, den hohen Meister, zu dessen Füßen mich als Jünger setzen zu dürfen, mein Verlangen so unwiderstehlich in mir angewachsen war, daß es mich ohne Anhalt aus der Sonne Italiens über die weißen Schneefirnen hinweg bis hierher in die Welt des Nordens genöthigt hat." Doch auch der Graf Saint-Germain gab gleiche Hochschätzung in seiner Erwiederung zu erkennen: „Ich wüßte keinen Lebenden, dessen Ankunft mich mit so freudiger Erwartung hätte erfüllen können, und ich rechne diesen Tag zu den hocherfreulichsten, die mir auf meinem langen Lebenswege zu Theil geworden sind. Darf ich meinen edlen Gast bitten, hier einzutreten und gütig mit der leider nur sehr bescheidenen Aufnahme, die ich bereiten konnte, vorlieb nehmen zu wollen."

Zwei Pechpfannen erhellten den Eingang des Gebäudes, über das die Augen des Ankömmlings kurz hingingen. „Befindet sich auch Ihre Wohnung hier, Herr Graf?"

„Nein, ich wohne auf Gottorp selbst. Dies Schlößchen hat Seine Durchlaucht, der Herr Landgraf, mir zum Quartier für Sie zur Verfügung gestellt."

„Seine Durchlaucht wußte also von meinem Eintreffen?"

„Nur von dem eines besonderen Gastes, der mich durch seinen Besuch auszeichne."

„Ah so, ich dachte —"

Der Antwortende warf einen kaum bemerkbar flüchtigen Blick nach dem anderen Wagen, aus dem seine Dienerschaft hervorstieg, dann trat er in den zum Wohngemach für ihn hergerichteten Pavillon ein. Ihm folgte, nur eine Secunde lang hinter seinem Rücken den Kopf gleichfalls in die Richtung drehend, wohin seine Augen gegangen waren, der Graf Saint-Germain, und der hell von Wachskerzen erleuchtete Raum ließ jetzt zuerst die leibliche Erscheinung des Fremden deutlich gewahren.

Es war ein Mann, der etwas über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus aussah, ziemlich klein, doch sehr breitschulterig, zur Corpulenz neigend, mit auffällig starkem Nacken, vorgewölbter Brust und rundgeformtem Kopf. Dichtes, tiefschwarzes Haar fiel ihm noch etwas über die niedrige, gedrungene Stirn herein, deren Farbe, wie die des Gesichtes überhaupt, einen gelbbräunlichen Grundton besaß. An den Seiten der leichtgebogenen, breitrückigen Nase lagen die sehr beweglichen, gerundeten Augen ein wenig zurückgezogen, mit brauner, abwechselnd aufblitzender, dann wie trübverschleierter Iris; aufgeworfene, etwas geöffnete Lippen ließen die weißen Zähne leis hervorschimmern. Außerordentlich kräftige, einen eisenharten Eindruck erregende Kiefer schlossen sich nach unten zu einem festen, vorstrebenden Kinn zusammen; Ohren, Füße und Hände waren überraschend klein und die beiden Ersteren sehr feingebildet, während die Letzteren zu stark Fleischiges besaßen. Alles gab Vollblütigkeit zu erkennen; der Klang der Stimme war mehr laut, als wohltönend. So bildete er körperlich eine eigenthümliche Mischung von Feinem und Plumpem, Einnehmendem und wenig Ansprechendem. Doch im Vergleich mit der hohen, vornehm-aristokratischen Erscheinung des Grafen Saint-Germain erhielt er fraglos einen plebejischen Anstrich, den auch seine Kleidung nicht auszugleichen vermochte. Im Gegentheil stach die prunkende Ueberladung derselben gegen die einfache, würdevolle Tracht des Grafen ebenfalls unvortheilhaft ab. Auch als Reisegewandung hatte er einen braunsammetnen Rock getragen, an dessen mit Gold und Edelsteinen übersäeten Aermelumschlägen als Knöpfe gewaltige Rubine funkelten. Sein Jabot und seine Manschetten bestanden aus den kostbarsten flandrischen Spitzen, die Knöpfe der reichbestickten Atlasweste gleichfalls aus Rubinen. Diamant-Agraffen hielten die Schuhschnallen und Kniespangen besetzt, und jeden Finger, selbst den Daumen umschlossen mehrere, blaue, grüne und feurige Strahlen um sich blitzende Saphir-, Smaragd- und Brillantringe. Die Edelsteine, die er an sich trug, mußten, gering veranschlagt, einen Werth von hunderttausend Thalern darstellen.

Wie so das Licht zuerst die beiden in dem Pavillon Eingetretenen überhellte, betrachteten sie sich gegenseitig mit unverkennbarem Interesse. Allerdings nur einen kurzen Augenblick lang, in dem Jeder die körperlichen Eigenschaften und das Wesen des Andern in sich aufnahm, wie es bei zwei Menschen, die sich dem Namen nach lange gekannt, doch zum ersten Mal gewahrten, natürlich fiel. Doch war es eigentlich nur wie ein zufällig gleichzeitiges sich aneinander vorüber Bewegen der Augen; der neue Ankömmling drehte den Kopf, um seinen Dreispitzhut zur Seite auf einen Stuhl abzulegen, und kaum merkbar schien hinter seinem Rücken um die Lippen des Grafen von Saint-Germain, flüchtig wie das Zucken einer Wimper, der Anflug eines Lächelns hinzugleiten.

* * *

Alles für die Ankunft des Besuchs Erforderliche war in Bereitschaft gesetzt: ein Tisch stand zur Abendmahlzeit gedeckt, Diener trugen von Gottorp her Schüsseln und Flaschen auf; die Schloßküche hatte auserlesene Gerichte, der Keller von seinen feinsten Weinvorräthen geliefert. Sie zeigten, welches Ansehn der Graf Saint-Germain am Hofe des Landgrafen genießen müsse, und der Gast ließ sich, mit einem Blick angenehmer Befriedigung die kleine Tafel übermusternd, an dieser nieder. Das Gleiche that sein Wirth, doch befand sich vor seinem Sitz weder Gedeck noch Glas, und der Jüngere äußerte verbindlich: „Sie haben, wie ich sehe, bereits zu Nacht gespeist, Herr Graf. Ich bedaure, einen schon Gesättigten zum Anblick meines Appetits zu nöthigen, aber die lange Fahrt läßt mich von Ihrer liebenswürdigen Aufmerksamkeit mit Vergnügen Gebrauch machen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Kaiser Wilhelms I. Lieblingsschwester.

Von Georg Malkowsky.

Das langsame Absterben eines Jahrhunderts macht einen wehmüthigen Eindruck, und das Modewort fin de siècle gewinnt eine gemüthstiefe Bedeutung, die seine Erfinder und Verbreiter niemals beabsichtigt. Mit dem ersten Hohenzollern-Kaiser ist ein Stück Weltgeschichte zu Grabe getragen worden, das mächtig hinüberragt in das kommende Säculum; mit seiner Lieblingsschwester, der Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, verschwindet aus dem Kreise der Lebenden eine jener anmuthigen Frauengestalten in Brusttuch und Spitzenhäubchen, die in dem gewaltigen Epos der preußischen Geschichte das idyllische Element vertreten. Sie war das letzte Luisen-Kind.

Schon über ihrer Geburtsstunde schwebte ein Hauch kleinbürgerlicher Poesie. In dem bescheidenen Königshause unter den Linden, dem späteren kronprinzlichen Palais, fand am 23. Februar 1803 ein Hofball statt. Die Königin Luise und ihre Oberhofmeisterin Frau von Voß hatten das Fest früher als gewöhnlich verlassen. Da öffneten sich plötzlich die Thüren des Saales, und Frau von Voß erschien in einer nichts weniger als courfähigen Toilette, im Nachtkleide mit übergeworfenem Schlafrock. Die Musik schwieg, und durch die Reihen der Spalier bildenden Tänzer und Tänzerinnen schritt mit unerschütterlichem Ernste die Oberhofmeisterin, um dem Könige pflichtschuldigst, tief knixend, die Mittheilung von der Geburt eines Töchterchens zu machen. Der feinsinnige Kammerherr, Fürst von Wittgenstein, erfaßte die Komik der Situation, er ließ sie malen und das Bild der Frau von Voß mit einem Epigramme überreichen. Die Hof-Etikette gestattete dermalen, die Geburt einer Prinzessin des königlichen Hauses scherzhaft zu nehmen.

Die Tage von Jena und Auerstädt warfen ihre Schatten auf die früheste Jugend der Luisen-Kinder. Mit ihrem Bruder Carl wurde die Prinzessin Alexandrine, krank in Bettkissen verpackt, von Königsberg nach Memel gebracht, und in den nächsten Jahren mag das lebhafte Kind das schöne Antlitz ihrer Mutter selten anders, als thränenfeucht gesehen haben. Als die Zeit der Erhebung kam, waren die preußischen Königssprossen längst verwaist. Die Gemahlin des Bruders des Königs, die Prinzessin Marianne, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, vertrat die Mutterstelle bei den Waisen und fand, soweit es sich um die Erziehung der Prinzessin Alexandrine handelte, eine verständnißvolle Helferin in der verwittweten Frau Auguste Henriette Bock. Als diese im Jahre 1845 gestorben war, ließ ihr ehemaliger Pflegling ihr auf dem Parochial-Kirchhof in Berlin ein Denkmal setzen mit der Inschrift: „In dankbarer Erinnerung an ihre mütterliche Führung."

Während der Freiheitskriege mußten die Königskinder auch die Fürsorge des Vaters entbehren. Der Friedensschluß vereinigte sie dann wieder alle zu innigem Familienleben, und nun begann auch für die Prinzessin Alexandrine eine Zeit fröhlichen Gedeihens und Aufblühens. Eine frische, jugendlich anmuthige Erscheinung, war sie der Liebling der Berliner. Heinrich Heine hat ihr in einem seiner Berliner Briefe vom 16. März 1822 eine begeisterte Schilderung gewidmet. — „Jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist — unsere Alexandrine. Im braunen, festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und worin wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus." — Der ungezogene Grazien-Liebling schließt sein Loblied natürlich mit einer Disharmonie, aber Prinzessin Alexandrine muß wirklich eine überaus anziehende Erscheinung gewesen sein, denn sie fand, kaum dem Kindesalter entwachsen, unter den Fürstensöhnen die glühendsten Verehrer. Am 25. Mai 1822 vermählte sie sich mit dem Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, dem sie in seine Heimath folgte. Dort harrte ihrer eine Ueberraschung, die den schlichten Familiensinn Friedrich Wilhelms III. in rührendem Lichte zeigt. Er war dem jungen Paare heimlich auf kürzerem Wege vorangeeilt und empfing es unter dem reichgeschmückten Portal von Ludwigslust.

Die frische Natürlichkeit der nunmehrigen Erbgroßherzogin gewann Aller Herzen. Die Berliner hatte sie durch ihr unverfälschtes Berlinisch für sich eingenommen, in Mecklenburg gelang ihr das Gleiche durch ein ebenso urwüchsiges Plattdeutsch. Zwischen ihr und ihren künftigen Unterthanen entwickelte sich auf Grund dieser Sprachgleichheit ein patriarchalisches Verhältniß, das durch keinen Mißton getrübt worden ist. Das Idyll von Paretz wiederholte sich in dem Idyll von Ludwigslust, und auch die Thronbesteigung vermochte hierin nichts zu ändern. Die Mecklenburger haben ihre Herrscherfamilie von jeher als eine Art Gutsherrschaft betrachtet, an deren Leid und Freud sie ihren wohlberechtigten Antheil geltend machen. In der zwanzigjährigen Ehe des großherzoglichen Paares überwogen die glücklichen Stunden, und diese warfen ihren sonnigen Wiederschein auf die getreuen Landeskinder. Als der Großherzog im Jahre 1842 starb, wurde seine trauernde Gattin, die ihm drei Kinder geschenkt hatte, zur Großherzogin-Mutter, und die „Großherzogin-Mutter" ist sie im Munde der Mecklenburger geblieben bis an ihr Lebensende. An ihrem einfachen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wohnhause in Schwerin ging Niemand vorüber, ohne einen Blick in das bekannte Spiegelfenster zu werfen, von dem aus die verwittwete Landesmutter das nicht allzu rege Straßenleben beobachtete. Bemerkte sie unter den Passanten ein bekanntes Gesicht, so grüßte sie wohl selbst zuerst durch freundliches Kopfnicken. In ihren späteren Jahren erschien sie auf den Hoffestlichkeiten stets im weißen Spitzenkleide, auf dem Scheitel, von dem seitwärts wohl frisirte Löckchen herabhingen, die Tüllhaube, wie sie unsere Großmütter tragen, und in der Hand als Stütze einen Elfenbeinstock.

Es giebt Naturen, denen das Leid nichts anhaben kann, deren unerschöpflicher Schatz an Liebesfülle sich immer aus sich selbst ergänzt, sobald ihnen ein Gegenstand geraubt wird, an dem er sich bisher bethätigt. Die Großherzogin Alexandrine hat im Laufe ihres langen Lebens das Schicksal ihres kaiserlichen Bruders getheilt, der fast Alle, die ihm persönlich nahe gestanden, um sich her sterben sehen mußte. Der frühe Tod ihres Gatten warf den ersten Schatten auf ihr Leben; ihm folgte im Jahre 1859 ihre einzige, an den Fürsten Hugo von Windischgrätz vermählte Tochter; zwanzig Jahre später starb ihr zweiter Sohn Herzog Wilhelm, und im Jahre 1883 mußte die Achtzigjährige ihren Aeltesten, den Großherzog Friedrich Franz II., zu Grabe tragen. Es wurde still und einsam um die Greisin, aber der Liebesquell in ihrem jung gebliebenen Herzen versiegte nicht. All ihr Empfinden wandte sich dem Bruder zu, der inzwischen den neu errichteten deutschen Kaiserthron bestiegen hatte.

Es existirt ein rührendes Bild des greisen Geschwister-Paares aus der Mitte der achtziger Jahre. Sie haben sich damals zusammen photographiren lassen, still neben einander sitzend. Mit klugen, freundlichen Augen blicken die beiden einander so ähnlichen Gesichter aus dem Bilde heraus in eine Welt, die nicht mehr die ihrige ist, die sie mit ihrer milden und versöhnlichen Lebenserfahrung zu begreifen suchen, so fremd sie ihnen auch erscheinen mag.

Die Großherzogin Alexandrine hielt sich gern und oft in Berlin auf, das sie über ihrer neuen Heimath nicht vergessen hatte. Ihre alljährlichen Reisen nach Marienbad unterbrach sie stets, um den Bruder zu begrüßen, und wohnte dann immer in den mecklenburgischen Kammern im Schlosse. Die herzliche Zuneigung der Geschwister äußerte sich mit dem wachsenden Alter in zartester Rücksichtnahme. Schon von Schwerin aus pflegte die Großherzogin an den Kaiser zu telegraphiren, sie werde zwar, wie gewöhnlich, in Berlin Station machen, würde sich aber zu müde fühlen, um sich von ihm auf dem Bahnhof oder im Schlosse empfangen zu lassen. Der Kaiser wußte diesen Vorwand wohl zu schätzen, ließ sich aber nie von einer persönlichen Begrüßung seiner Lieblingsschwester abhalten. Die Fahrt nach dem Bahnhof mußte er allerdings in den letzten Jahren aufgeben, aber im Schlosse trat er ihr stets als Erster in den für sie bereit gehaltenen Räumen mit einem Blumenstrauße entgegen. Wenn die Großherzogin ihm dann sanfte Vorwürfe machen wollte, pflegte er ihren Kopf mit beiden Händen zu fassen und ihn fest und innig an seine Brust zu drücken. Dann nahm er gewöhnlich mit ihr allein oder doch im engsten Kreise den Thee ein. Sie hatten sich eben viel zu erzählen, die beiden Alten, an deren Augen fast ein Jahrhundert vorübergezogen.

Die Großherzogin Alexandrine war eine deutsche Fürstin im edelsten Sinne des Wortes. Auch in den Gesichtszügen am meisten von den Geschwistern ihrem kaiserlichen Bruder ähnlich, theilte sie mit ihm jene gesunde Verständigkeit, die überall das Richtige zu treffen weiß. Mit der Politik hat sie sich niemals befaßt, aber ihre Menschenkenntniß war sprichwörtlich und selbst von gewiegten Diplomaten gefürchtet. Wen sie nicht leiden konnte, den ließ sie es entweder mit einer gewissen derben Urwüchsigkeit fühlen, oder sie behandelte ihn mit seinem Humor, unmerklich ablehnend. Wem sie aber einmal ihre Gunst zugewandt, der konnte felsenfest auf sie bauen.

Mit der mecklenburgischen Fürstin ist eine echte deutsche Frau in's Grab gesunken, unter deren Brusttuch ein warmes Herz schlug, deren Spitzenhäubchen mit seinen Barben einen kühl und klar denkenden Kopf umschloß.

Nachdruck verboten.

Eine Streberin.

Studie aus dem Bühnenleben.

Von Olga Wohlbrück.

Sie war Schauspielerin und hieß — — — doch ihren wahren Namen will ich der Indiscretion einer Zeitschrift nicht preisgeben — nennen wir sie also Mizi Kondor. Ihr Glaube — eigentlich glaubte sie nur an sich selbst — war schwer zu bestimmen und wechselte je nach den Städtchen und Kreisen, in denen sie sich gerade aufhielt. Sie hüllte ihre Kindheit, sowie sämmtliche Stadien ihrer künstlerischen Entwickelung in ein geheimnißvolles Dunkel und datirte ihre Existenz nicht von ihrer Geburt, sondern von ihrem ersten „glänzenden" Erfolge in — — Neiße, der natürlich mit ihrem ersten Betreten der Bühne identisch war. Dieser Umstand machte sie um sechzehn Jahre jünger und ließ ihre gegenwärtige Routine doppelt erstaunlich erscheinen.

Sie war — wenigstens im Leben — eine vortreffliche Schauspielerin und verstand es, den kleinsten Erfolg meisterhaft auszubeuten. Es fehlte ihr etwas, wenn die Zeitungen einen Tag nicht von ihr sprachen; sie war außer sich, wenn ihre künstlerische Thätigkeit momentan keinen Anlaß zu Besprechungen und spaltenlangen Artikeln bot. Sie war dann im Stande, bei einer Kahnfahrt mit guten Freunden gleichsam zufällig in's Wasser zu fallen (natürlich an einer seichten Stelle), einen Selbstmord zu simuliren, sich bestehlen zu lassen, nur um selbst während der Ferien ihren Namen in die Kunstnotizen einzuschmuggeln. Unter den diversen Briefen, die täglich bei den Redactionen einliefen, befand sich auch meist einer, der die Unterschrift Mizi trug. Der Vorname Mizi genügte. Die raffinirte Schauspielerin hatte das Princip, sich zu allen Journalisten so intim wie möglich zu stellen. Sie kannte sie alle: vom verantwortlichen Redacteur an, der für das „sitzen" muß, was er nie geschrieben, bis zum eigentlichen Leiter des Blattes. Freilich erfreuten sich Referenten und Reporter ihrer besonderen Gunst.

Traf sie dieselben bei Premièren, auf öffentlichen Bällen oder in den Palais befreundeter Finanzleute, so schüttelte sie ihnen herzlich, fast collegial die Hand und begrüßte sie bei ihrem Familiennamen, ohne das Prädicat Herr, wie z. B.:

„Ach lieber B., wie reizend, daß ich Sie hier treffe. Unter Larven die einzig fühlende Brust!"

Und diese kleine, unscheinbare, ja geschmacklose Phrase — on disait long! Sie war identisch mit dem gewissen „Wir", das zwei Menschen von der sie umgebenden Welt isolirt, dem „Wir", das nicht nur eine Uebereinstimmung der Gedanken und Empfindungen bezeichnet, sondern eine unerschütterliche Solidarität der Interessen.

Mizi's größtes Bestreben war, zwischen sich und jedem Journalisten diese Solidarität herzustellen. „Wir haben freilich diese Anschauungen", „Uns kann das natürlich nicht befriedigen", hieß es da. Welcher Mann wäre ungalant genug, sich diesem „Wir" zu entziehen, welcher Mann genügend rücksichtslos, um die Verpflichtungen, welche dieses „Wir" auferlegt, von sich zu weisen.

Mizi Kondor hatte noch keinen solchen Mann kennen gelernt, vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie schön, noch immer jung und liebenswürdig war. Sie hatte es fast mehr diesen drei Eigenschaften, als ihrem Talente zu verdanken, daß sie recht bekannt wurde. Bis zur Berühmtheit brachte sie es freilich nicht. Sie konnte sich ganz ruhig in einen Badeort begeben und brauchte nicht die Belästigung der neugierigen Menge zu fürchten. Man bildete nicht Spalier auf der Promenade, wenn sie vorüberging; kein unerhofftes Ständchen weckte sie aus ihrem Morgenschlummer; sie hatte noch nicht ein einziges Mal auf den Balcon hinaustreten müssen, um sich der enthusiastischen Menge zu zeigen, wie dies in Frankreich bei der Rachel, dem genialen Talma, Coquelin und in Deutschland bei mancher international berühmten Sängerin der Fall war. Ja selbst in Berlin konnte sie, ohne sonderlich aufzufallen, in die Pferdebahn steigen; höchstens gab ihr extravaganter Hut Anlaß zu boshaften Bemerkungen. Vergebens suchte sie ihren zahllosen Photographien, die in den Kunsthandlungen ausgehängt waren, auf der Straße recht ähnlich zu sehen; vergebens ließ sie sich in jeder neuen Promenaden-Toilette photographiren; vergebens schickte sie jedem Wohlthätigkeits-Bazar ihre Bilder mit handschriftlichen Widmungen — es gab doch Menschen, die Mizi Kondor nicht kannten.

Sie „graste" als Gast alle kleinen und großen Provinzstädte ab; sie spielte die Directoren arm, sie versuchte zwei Mal ihr Glück in Amerika und gab, als Berichterstatterin ihrer vermeintlichen steten Triumphe, Hunderte und Hunderte für Kabeltelegramme aus.

So vergingen die Jahre. Mizi Kondor hielt schon längst bei den berüchtigten vingt-neuf de l'Opéra, und ihr Reclame-Repertoire hatte sich allmählich erschöpft. Diamanten-Diebstähle, Feuersbrünste, Selbstmordversuche, Indianer-Ueberfälle, Zugentgleisungen ꝛc. wirkten nicht mehr. Selbst ihre „lieben Freunde und Gönner", die Redacteure, fingen an, sich über die ewig wiederkehrenden, ungeschickt ersonnenen Geschichten zu moquiren, begannen zuerst, dieselben zu kürzen, warfen sie aber nach und nach immer häufiger in den Papierkorb.

Da ereignete es sich, daß ein Stück, in welchem sie die überaus dankbare Hauptrolle creirte, einen sensationellen Erfolg errang. Auf der Straße hörte sie nun oft ganz unbekannte Menschen ihren Namen rufen; ihre Bilder „gingen" glänzend, und junge Mädchen aus dem Bürgerstande warteten nach dem Schluß der Vorstellung auf sie am Bühneneingang, überschütteten sie mit Briefen und Blumen. Nachdem man das Stück zweihundert Mal hintereinander gegeben, wurde es schließlich durch ein anderes ersetzt, in dem Mizi Kondor nicht beschäftigt war. Zum ersten Mal ertrug sie diese unfreiwilligen Ferien gleichmüthig, in der Ueberzeugung, daß sie nun eine Popularität erlangt, welche selbst ein langes Fernbleiben von der Bühne nicht abzuschwächen im Stande sei.

Da nahm sie eines Tages die Einladung ihres Arztes zu einer größeren Abendgesellschaft an. Die Gesellschaft war eigentlich ihr zu Ehren veranstaltet und mit Rücksicht auf sie zusammengestellt. Außer den vielen Collegen des Herren vom Hause waren auch ein paar Banquiers, einige Schriftsteller, kleinere Schauspieler und andere Künstler zugegen. Mizi, deren Erscheinen eine gewisse Sensation erregte, war überaus leutselig. Nachdem sie mit viel Huld die Schmeicheleien der auf sie zustürzenden Herren angehört und sich in dem ihr zum Theil fremden Kreise umgesehen, ließ sie sich im Nebensalon auf einer Ottomane nieder, winkte eine kleine, unbekannte Collegin zu sich heran und plauderte mit ihr, zum ersten Mal in ihrem Leben vielleicht nicht von sich selbst sprechend.

„Wer ist das eigentlich?" hörte sie einen Herrn hinter sich fragen.

„Wahrscheinlich eine Schauspielerin," antwortete ein zweiter.

Die arme Kleine! dachte Mizi Kondor und blickte mitleidig auf die anspruchslose kleine Person, deren Beruf man ebenso wenig kannte, wie ihren Namen.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Eine dritte Stimme sagte: „Das! Das ist ja die Kondor."

„So!" sagte wieder der erste Herr. — „Gott, den Namen kenne ich doch, ich weiß nur nicht, wo ich ihn hinthun soll!"

„Haben Sie sie denn nie spielen gesehen?"

„Nein, ich glaube nicht," antwortete der Gefragte, „oder doch? Wer kann sich so etwas merken, man sieht ja so viele Schauspielerinnen."

Mizi Kondor war sehr blaß geworden, so daß die kleine Collegin in ihrem Geplauder erschrocken inne hielt.

„Fühlen Sie sich unwohl?" fragte sie theilnehmend.

„Ja, ein leichter Schwindel; es wird gleich vergehen; ich will Sie nicht länger der Gesellschaft entziehen."

Die kleine Schauspielerin ging; die Kondor aber ließ den Kopf auf die Polster der Ottomane zurücksinken und dachte nach.

Das also war das Resultat ihrer jahrelangen Arbeit? Hier, in der Residenz, wo sie kaum vor Wochen ihren größten Triumph errungen, wo die Zeitungen seit Jahren fast täglich von ihr sprachen, wo ihre Bilder nicht aus den Schaufenstern kamen, hier in dem Hause ihres eigenen Arztes konnte es einen Menschen geben, der sie nicht kannte, sich kaum ihres Namens, viel weniger also ihres Spieles entsann? Hieß das berühmt sein? Und doch, es mußte ein Mittel geben, sich in das Gedächtniß der Menschen einzuätzen, es mußte der Weg zu bleibendem Ruhme gefunden werden! Mit der plumpen, geistlosen Reclame ging es nicht mehr, das fühlte sie deutlich. Womit nun?

Sie erhob sich, wehte sich mit dem Fächer Kühlung zu und schritt in den glänzend erleuchteten Saal. Dort hatte man ihre Abwesenheit bereits bemerkt. Der Herr des Hauses trat ihr entgegen, bot ihr den Arm und führte sie zu einem Sitz.

Vor dem großen Bechstein, inmitten der reichgeputzten Damen, von den zahllosen Flammen der tief herabhängenden Gaskronen beleuchtet, stand ein kleiner, häßlicher Mann.

Er war noch sehr jung; das sah man an der Ueberfülle und hypergenialen Unordnung seiner Locken, an dem verlegenen Lächeln und der Schüchternheit seiner Haltung. Mechanisch wickelte er die dünne Pincenez-Schnur um seinen Zeigefinger und bohrte seine Blicke in den glatten Parquetboden.

„Wer ist das?" fragte die Kondor den Hausherrn.

„Ein Dichter," antwortete dieser mit einem Lächeln.

„Weiter nichts?" Die Kondor zuckte mit den Achseln. Für Poeten und Prosaiker hatte sie nicht das mindeste Interesse, insofern sie nicht gleichzeitig auch Journalisten waren.

„Dichter und Rentier," fügte der Arzt hinzu.

„Ah!"

„Ja, von den 2000 Mark Rente muß er seine Mutter, sich und seine Gedichte erhalten."

Der kleine, häßliche Mann begann, eine eigene Dichtung vorzutragen.

Da einzelne Gruppen noch immer lebhaft plauderten und seine schwache Stimme daher nicht durchdringen konnte, mußte er die erste Strophe noch einmal wiederholen.

Das machte ihn unsicher. Es war ein kleines Frühlingsgedicht, das schlecht hineinpaßte in die winterliche Jahreszeit und die Stimmung des Ballsaals. Alle Gäste empfanden dies und waren froh, als das Gedicht aus war.

„Etwas Anderes!" bat der Hausherr den Dichter.

Dieser gab nun eine kleine, kurze Geschichte zum Besten; so prickelnd, graziös und amüsant, daß das Publicum in lebhafteste Beifallsbezeugungen ausbrach.

Auch die Kondor klatschte in die Hände.

„Er kann keinen Verleger auftreiben und hat nicht das Geld, seine Geschichten selbst drucken zu lassen — darum erzählt er sie," sagte der Arzt, sich wieder zur Schauspielerin wendend. „Ist er jetzt nicht ein ganz anderer Mensch? Man könnte Wunder glauben, was er Alles erlebt hat! Und doch fließt sein Leben so glatt und eintönig dahin. Ich staune darüber, daß die Schauspieler nicht mehr schreiben, deren reichbewegtes Leben doch so viel interessantes Material bietet. Sie z. B. sollten wirklich etwas schriftstellern. Das wäre eine süperbe Reclame!" setzte er vertraulich flüsternd hinzu.

„Stellen Sie mir den jungen Mann vor," bat die Kondor hastig, ohne auf die letzte Bemerkung näher einzugehen.

Einen Augenblick darauf war sie mit dem kleinen, häßlichen Dichter in ein vertrauliches Gespräch vertieft.

„Also nicht wahr, Sie besuchen mich morgen," sagte sie ihm zum Abschied, — „wir besprechen dann die Sachen weiter." Sie reichte ihm ihre Hand; er preßte dieselbe an seine Lippen und verschwand.

Acht Tage später erschien ein reizendes Feuilleton in einem der ersten Berliner Blätter, unterzeichnet Mizi Kondor.

Dieses Feuilleton bildete das Tagesgespräch an der Börse, in den Klubs, den Salons und sogar den „Berliner Stuben".

„Schau, schau, wer hätte das gedacht?" sagten die lieben Freunde, die Redacteure. „Mizi ist auf ein neues Mittel verfallen; es war aber auch die höchste Zeit, die alten verfingen nicht mehr."

Zwei, drei andere Feuilletons folgten diesem ersten „literarischen Debüt". Sie hatten alle in ihrer Form eine gewisse Aehnlichkeit mit der graziösen, geistsprühenden Plauderei, die der kleine Dichter an jenem denkwürdigen Abend gesprochen, aber da man seine Plaudereien nicht kannte, so fiel auch Niemand die besagte Aehnlichkeit auf.

Ein rührendes Freundschaftsverhältniß entwickelte sich zwischen dem Schriftsteller und der Schauspielerin. Sie spielte seine Beschützerin, seine Muse, er widmete ihr dafür seine Gedichte. Doch bald begann der kleine Mann ihr unbequem zu werden. Er war zu häßlich und unscheinbar. Er entstellte sie. Vielleicht auch fürchtete sie eine Indiscretion? Sie schüttelte ihn ab, wie eine lästige Fliege.

Wenn man sich bei ihr nach ihm erkundigte, so pflegte sie zu antworten: „Ich habe ihn schon seit einer Ewigkeit nicht gesehen. Es scheint, seine Verhältnisse haben sich gebessert; ich glaube, er will endlich seine Frühlingsgedichte drucken lassen."

Mizi Kondor spielte unermüdlich weiter. Ihre kleinen schriftlichen Arbeiten nützten ihr insofern, als sie auch die Aufmerksamkeit derjenigen Leute auf sie lenkten, die sich sonst wenig um Theater-Prinzessinnen bekümmerten. Wenn man ihre Arbeiten lobte, so glitt ein verächtliches Lächeln über ihre Lippen. Für sie war die Schriftstellerei ja blos ein Reclame-Mittel wie jedes andere. Hatte man denn früher die Reclame-Notizen, die sie meist selbst verfaßt, bewundert?

So standen die Dinge, als sie sich zu ihrer dritten und letzten Tournée durch Amerika rüstete. Sie war nicht mehr jung und wußte, daß sie jetzt mehr denn je äußerer Hilfsmittel bedurfte, um zu interessiren. Ihrer Abreise nach der Neuen Welt ließ sie das Erscheinen eines Buches vorangehen. Es war ein Künstlerroman, in welchem eine Schauspielerin — für das naive Publicum natürlich sie selbst — die Heldin bildete. Der Titel desselben lautete: „Ohne Pauken und Trompeten".

In diesem Roman lag eine solche Fülle von Esprit, feinpointirtem Humor und drolligen Einfällen, das ganze Künstlervölkchen war mit so prächtigen Farben charakterisirt, mit so liebenswürdiger Malice persiflirt, die moderne Kunstrichtung mit so tiefem, sittlichem Ernst gerügt, die Erzählung dabei so einfach und anspruchslos gehalten, die Handlung so geschickt entwickelt, daß sich Niemand der Wirkung dieses Buches entziehen konnte, der einen Blick in dasselbe geworfen. Es schien fast undenkbar, daß eine Schauspielerin so objectiv Erlebnisse, Menschen und Verhältnisse schildern konnte, mit denen sie selbst eng verknüpft war. Es schien undenkbar, daß die Schauspielerin, welche bald ein viertel Jahrhundert mit fremden Ideen gedacht, mit fremden Empfindungen gefühlt und mit fremden Worten gesprochen, nun plötzlich über einen solchen Schatz eigener, ganz individueller Gedanken, Gefühle und Ausdrücke zu verfügen hatte. Und doch war dem so.

Niemand war wohl mehr darüber erstaunt, als die Autorin selbst.

Es ärgerte sie fast, daß man nur von ihrem Buche sprach. Sie hatte geglaubt, es würde in verstärktem Maße die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Schauspielerin in ihr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Getrennt. Nach dem Bilde von F. Bezin. — Siehe Seite 79.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl A. G. München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lenken; statt dessen trat fast das Gegentheil ein. Das Buch, das nur eine Reclame sein sollte, machte rascher seinen Weg, drang tiefer in die Massen, prägte sich leichter in das Gedächtniß der Leute, als die beste ihrer schauspielerischen Leistungen.

Wohl schüttelte Mancher, der sie persönlich kannte, den Kopf und konnte es nicht begreifen, wie sie es zu Stande gebracht, ein so fesselndes Buch zu schreiben. Sie selbst war ja eigentlich nichts weniger als geistreich. Was unerfahrene Menschen bei ihr für Geist hielten, war nur der Geist der Kaste, der sie angehörte. Ihr Interesse überstieg nicht das Gebiet der Personalfragen, und ihr Hauptgesprächs-Thema war — sie selbst und Alles, was mit ihr zusammenhing.

Der vielgerühmte Roman, der ihren Namen in Riesenlettern auf dem Titelblatte trug, stand in grellem Widerspruch zu ihrer ganz unbedeutenden Individualität und erschien gar Vielen verdächtig. Das große Publicum jedoch, das Mizi Kondor — trotz ihres Alters nannte sie sich immer noch Mizi — nur von der Bühne her kannte, grübelte nicht weiter über das Räthsel des Buches, sondern las und bewunderte es.

Wieder waren viele Jahre vergangen. Mizi Kondor hatte schon seit geraumer Zeit von der Bühne Abschied genommen.

Sie kaufte sich Haarfärbemittel, künstliche Zähne, ein winziges Palais im Westen von Berlin und spielte Schloßfrau, richtiger Schloßfräulein, denn sie war unvermählt geblieben; anfänglich weil sie das Interesse des Herren-Publicums nicht abzuschwächen wünschte, später — weil der Prinz oder Millionär, von dem jede Künstlerin in Stunden spießbürgerlicher Heirathslust träumt — sich durchaus nicht einfinden wollte.

Die alte Mizi war, seitdem sie sich in's Privatleben zurückgezogen, sehr vornehm geworden, sprach aber noch immer mit Vorliebe von ihren schauspielerischen Triumphen. Sie wohnte allen Premièren bei und liebte es, sich in den Prosceniums-Logen zu exponiren. Sie saß da, wie ein radschlagender Pfau, wähnte die Blicke Aller auf sich gerichtet und hielt sich für die great attraction des Abends. Sie hatte eine aufdringliche Art, sich über die Logenbrüstung zu beugen und mit weit vorgestreckten Händen unhörbar, aber sichtbar zu applaudiren. Sie haßte all' die jungen Talente, denen das nach ihrer Auffassung anspruchslos gewordene Publicum jetzt huldigte, sprach ihnen im intimen Kreise jede Begabung ab, war aber noch immer Komödiantin genug, in der Oeffentlichkeit ihre Verbitterung zu verbergen und geheuchelte Begeisterung zur Schau zu tragen. Um die Schauspieler zu veranlassen, von ihrer Gegenwart Notiz zu nehmen, geruhte sie manchmal, ein kurzes Billet voll überschwänglichen Lobes im Zwischenact hinter die Coulissen zu schicken. Während sie sich einbildete, daß die Darsteller heute ihr bestes Können in's Treffen führten, weil sie der Vorstellung beiwohnte, hatte von der neuen Generation, die sich auf der Bühne breit machte, kaum Jemand eine Ahnung von ihrer Existenz und ihren längst abgethanen Leistungen.

Aber nicht nur mit den tonangebenden Kräften der Bühne, sondern auch mit denen diverser Blätter hatte sie nach und nach jede Fühlung verloren, denn wie auf den Brettern, so führten auch in den Redactionen jetzt ganz andere Menschen das Wort.

Als sie einst im Interesse einer von ihr patronisirten Wohlthätigkeits-Vorstellung an die Journale eine Bitte richtete, leitete ein Blatt ihre zum Abdruck gebrachte Zuschrift mit den Worten ein: „Die einst vielgenannte Sängerin Mizi Kondor ersucht uns ꝛc." Eine andere Zeitung enthielt den Passus: „Die geistvolle Verfasserin des noch immer beliebten Künstler-Romans: „Ohne Pauken und Trompeten", die, wie sich vielleicht einzelne unserer Leser noch erinnern werden, einst selbst der Bühne angehört hat, bittet uns ꝛc."

Das war ein zu harter Schlag!

Der Eine nahm sie für eine Sängerin, der Andere nannte sie in erster Linie eine Schriftstellerin und hielt es für nöthig, daran zu erinnern, daß sie einst auch, gleichsam nebenbei, der Bühne angehört.

Und um dieses jämmerlichen Resultates willen hatte sie jahrzehntelang gelächelt und geknixt, Freundschaften geschlossen, ganze Tonnen Tinte in Reclame-Briefen verschrieben, alle Puder- und Schminken-Fabrikanten bereichert und einen beträchtlichen Theil ihrer Gastspiel-Honorare für Kränze geopfert, die sie sich werfen ließ. Wo blieb die Wirkung der unzähligen Recensionen, deren Abdrücke sie sorgfältig in viele große Folianten eingeklebt und deren günstigste sie besser auswendig gekannt, als manche Rolle? Ein einziger, kleiner, unscheinbarer Roman, dem einst ihr Name zu großem Erfolg verholfen, hatte sich länger im Publicum erhalten, als die Erinnerung an ihre lange Bühnen-Laufbahn.

Wie haßte sie jetzt diesen Roman, namentlich — da er gar nicht von ihr war.

In dem Augenblick, als Mizi Kondor diesen trüben Betrachtungen nachhing, trat ein ältlicher, häßlicher Mann in eine kleine Verlagsbuchhandlung der Friedrichstadt.

„Schon wieder?" ruft ihm der Chef entgegen, dem ein Commis gerade ein elegant eingebundenes Buch vom Regal herunterreicht.

Der kleine Mann bleibt an der nur angelehnten Thür stehen und blickt hilflos um sich.

„Diesmal aber bringe ich Ihnen einen Band Gedichte," antwortet er schüchtern und tritt näher zum Tisch.

Der Chef streichelt wohlgefällig den schönen Einband, den er in der Hand hält und sagt, indem er leise ein Stäubchen vom Buche bläst:

„Sie Undankbarer! Ich verlege Ihre unverkäuflichen Romane und Sie bringen mir Gedichte in's Haus? — Tragen Sie doch dem Zeitgeschmack Rechnung; liefern Sie uns einmal hübsche, pikante und vor Allem kurze Novellen, Skizzen; allenfalls auch einen realistischen Roman à la Zola, oder einen aus dem Künstlerleben, etwa in diesem Genre."

Der Chef hält ihm das hübsche Buch entgegen.

„Sehen Sie, das geht immer! Ohne Pauken und Trompeten von Mizi Kondor, vierte Auflage. Hm? Was sagen Sie aber auch zu dem Einband, zu der Ausstattung!"

Der kleine, häßliche Mann zuckt zusammen. Eine Antwort will sich von seinen Lippen ringen: Das ist ja mein Buch, ich habe es geschrieben in vielen kalten Nächten, um Brod zu haben, Brod für mich, für meine Mutter! Mein bestes Können habe ich an das Buch gewandt. Ein falscher Name steht auf dem Titelblatt, mein Name gehört dahin, mein Name! . . .

Aber sieghaft unterdrückt er jeden Laut: das Bild einer Komödiantin steht vor ihm, die eine gefüllte Brieftasche in seine Hand drückt und ein Päckchen kleiner, engbeschriebener Bogen in ihren Schreibtisch schließt.

Er hatte sich verkauft, er war bezahlt und mußte schweigen.

„Na, na, wie sehen Sie denn aus?" ruft der Chef. — „Da, ich schenke Ihnen das Buch. Nehmen Sie es mit nach Hause und lesen Sie es durch, falls Sie es nicht schon kennen. Vielleicht regt es Sie zu etwas Gutem an. Bringen Sie mir nur Etwas in der Art."

„Ich werde es versuchen," sagt mit zitternder Stimme der kleine häßliche Mann, steckt das Buch in die Tasche seines Ueberziehers, grüßt linkisch und tritt aus dem stillen, düsteren Laden hinaus in die schöne, lärmende Welt. . . . .

Nachdruck verboten.

Trüffel und Champignon.

Von O. Altmann.

Die Pilze, „die Traumgestalten der Pflanzenwelt", gehören wohl zu den Erstlingsgebilden der organischen Schöpfung; durch ihre eigenthümliche Form, ihr schnelles Entstehen und Vergehen, durch ihre Vorliebe für feuchte, schattige Orte und ihre Lichtscheu machen sie den Eindruck des Räthselhaften und Geheimnißvollen. Zahlreiche winzig kleine und unvollkommene Schmarotzer, üben sie allerorten ein Zersetzungs- und Zerstörungswerk; sie sind als Krankheits- und Fäulnißerreger die gefährlichsten Feinde des menschlichen, thierischen und pflanzlichen Lebens. Von den größeren Pilzgebilden enthalten manche schädliche, ja todbringende Stoffe; andere dagegen werden von Alters her als Nahrungsmittel benutzt.

Da sie sich durch einen hohen Gehalt an Stickstoff und phosphorsauren Salzen auszeichnen, gehören die eßbaren Schwämme nicht nur zu den angenehmen und wohlschmeckenden, sondern auch zu den blutbildenden Speisen von großem Nährwerthe. Einzelne Pilze, wie Trüffel und Champignon, werden schon seit Jahrtausenden hochgeschätzt.

Unter dem Namen Misy standen die Trüffeln, ihres würzigen Geschmackes und eigenartigen Aromas wegen, bei den Römern in vorzüglichem Ansehen. Plinius und Theophrast erzählen uns, daß die duftenden Pilze aus Afrika bezogen wurden; oft verschmähten es die reichen Römer, die ja den Freuden der Tafel in hohem Maße huldigten, nicht, das auserlesene Gericht auf silbernen Schüsseln selbst zu bereiten.

In Eichen-, Buchen- und Kastanienwäldern der gemäßigten Zone erscheinen die Trüffeln 30 bis 50 cm tief unter der Erde als schwärzliche, rauhwarzige, rissige Knollen; das fleischige Innere ist gelblich-weiß und mit bräunlichen Adern wie bei Muskatnüssen durchzogen. Sie wachsen meist in Gesellschaften vereinigt und erreichen oft die Größe einer Faust. Diese eigenthümlichen, unterirdischen Gebilde haben besonders in frischem Zustande einen kräftigen, aromatischen Geruch und einen süßen, würzigen Geschmack. Frankreich und Italien sind die Haupt-Fundstätten der europäischen Trüffeln, doch gedeihen sie auch in Süddeutschland, in Baden, Württemberg, Bayern, Tyrol. Man sammelt sie besonders im Herbste, da sie dann viel inhaltreicher und nahrhafter sind, als im Frühling, und zwar meist durch abgerichtete Hunde. Zu diesem Zwecke läßt man die Thiere hungern und reicht ihnen nur bisweilen etwas Brod mit einem Stückchen Trüffel. Beides zusammen wird auch im Walde versteckt, wohin die Hunde geführt werden. Sie graben das Brod aus und lassen die Trüffeln liegen und gewöhnen sich bei fortgesetzter Uebung bald daran, durch Scharren die Stellen anzuzeigen, wo sie die Pilze wittern. In Italien, besonders bei Cherasco, benutzt man auch Schweine zum Aufspüren; man muß aber den Borstenthieren, da sie selbst in dieser Beziehung Feinschmecker sind, einen Ring um den Rüssel legen. — Außer der schwarzen oder Leckertrüffel giebt es noch manche Arten und Spielarten, welche mehr oder minder geschätzt werden; so die graue oder piemontesische, gleich der violetten etwas nach Knoblauch riechend, ferner die weiße mit röthlich gelben Adern. Leider fehlt es bei einem so geschätzten Handelsartikel nicht an Beimischung von minderwerthiger Waare; mitunter kommen auch Verwechselungen mit dem giftigen Hartbovist vor, doch ist derselbe leicht an seinem weißlichen Rand und dem nicht geaderten Fleisch kenntlich.

Von den französischen Trüffeln haben die aus Périgord stammenden den besten Ruf; im Handel bezeichnet man deshalb gern alle guten schwarzen Trüffeln als Périgords, gleichviel woher sie kommen. Mehr als fünfzig Departements liefern den wohlschmeckenden Pilz; Vaucluse allein führt jährlich 450000 Kilogramm aus. Diese enormen Ernten und die damit verbundenen hohen Einnahmen, die zum Theil von dürrem, unfruchtbarem Boden gewonnen werden, sind nur durch die künstliche Trüffelzucht erklärlich, worin die Bewohner des südöstlichen Frankreich es zu einer großen Meisterschaft gebracht haben. Wie bei uns zu Lande die Kartoffeln, so werden dort die unterirdischen Schwämme rationell angebaut. Aber noch in anderer Weise bewahrheitet sich auch hierbei Friedrich des Großen Ausspruch: „Alle Cultur geht vom Magen aus." Was wissenschaftlichen Besprechungen, mahnenden Aufrufen und Vereins-Versammlungen nicht glückte, der kleine Pilz hat es zu Wege gebracht. Frankreich, das in Folge übermäßigen Holzverbrauches und schlechter Forstwirthschaft in Gefahr stand, mehr und mehr seine Wälder einzubüßen und damit die natürlichen, segenbringenden Quellen seiner Fruchtbarkeit und seines milden Klimas, ist seit etwa zwanzig Jahren eifrig bestrebt, im Interesse der Trüffelzucht neue Waldungen anzulegen. „Säet Eicheln und ihr werdet Trüffeln ernten", hatte ein alter, würdiger Seminarlehrer in Nadaillac, Namens Chenier, gerathen, und sein Recept, das anfänglich verlacht wurde, hat immer mehr Würdigung erfahren. Zwar fand sein Ehrgeiz, zum Professor der Trüffelzucht ernannt zu werden, keine Befriedigung; wohl aber glückte es ihm, zwei Hektar unfruchtbaren Landes in ergiebige Trüffelculturen und damit in werthvollen Besitz umzuwandeln. Seine Erben verkauften das Feld, das er für 300 Francs erworben, nach wenigen Jahren für 5200 Francs.

Bei der künstlichen Trüffelzucht handelt es sich darum, Eicheln unter bestimmten Bedingungen zu säen, oder junges Holz nach gewissen Regeln, die sich aus der Erfahrung ergeben haben, anzupflanzen und zu behandeln. Man rechnet 3000 Eicheln oder junge Eichen auf den Hektar und kann nach der Aussaat oder Anpflanzung das Weitere getrost der Natur überlassen. Die Trüffel nimmt mit dem schlechtesten Boden vorlieb; sie gedeiht noch in steinigen, felsigen, kiesel- und kalkhaltigen Landstrichen, die zu jeder anderen Cultur ungeeignet sind, nur müssen sie vor Nordwinden geschützt liegen und einen durchlassenden Untergrund haben.

In manchen Gegenden sind schon an Stelle der durch die Reblaus zerstörten Weinberge Trüffelanlagen entstanden. Wie immer, wo der Menschengeist der Natur zu Hilfe kommt, größere Erfolge errungen werden, als wo sie sich selbst überlassen ist, so zeichnen sich auch die cultivirten Pilze durch Größe, Gewicht, Güte und Wohlgeschmack vor den wildwachsenden vortheilhaft aus. Bei der bedeutenden Nachfrage und dem hohen Preise der Trüffeln können die Besitzer von Anlagen, ohne zu düngen, ohne große Mühe und Arbeit, in guten wie in schlechten Jahren auf eine Einnahme von 1000 Francs für den Hektar rechnen. Und dabei vermehrt sich das Grundcapital trotz der hohen Zinsen, die es bringt, stetig: die jungen Eichen wachsen heran, und wenn nach fünfzig Jahren die Triebkraft des Bodens in Bezug auf Pilze erschöpft sein sollte, besitzt die Waldung selbst einen hohen Werth.

Die Franzosen, welche die Trüffelzucht in so großem Umfange betreiben, leisten auch Hervorragendes in der Verwendung der Pilze für die feine Küche, in der Bereitung von allerlei Saucen, Salaten, Ragouts und Pasteten. Selbst bedeutende Männer verschmähten es nicht, auf die Zusammenstellung neuer pikanter Gerichte zu sinnen. So haben der ältere wie der jüngere Dumas die Kochbücher mit einigen Recepten bereichert, in denen die Trüffel eine große Rolle spielt. Besonders ist durch „Francillon" der japanische Salat berühmt geworden; er setzt sich aus gleichen Theilen von schwarzen, in Wasser gekochten Muscheln, in Weißwein gedämpften Kartoffeln und in Champagner bereiteten Trüffeln zusammen. Doch habe ich mir sagen lassen, daß selbst manche Feinschmecker vorziehen, die Pilze in leichtem Weißwein kochen zu lassen und den Champagner zu trinken.

Gleich seinem unterirdischen Verwandten ist auch der Champignon seit alten Zeiten in der Küche wie auf der Tafel hochgeschätzt; hat uns doch die Geschichte sogar den Namen eines römischen Kochkünstlers Apicius aufbewahrt, der sich in der schmackhaften Zubereitung dieses Pilzes auszeichnete. Ebenso wissen wir, daß schon die Alten verschiedene Methoden anwandten, den beliebten Speiseschwamm künstlich zu züchten. Denn obwohl er wildwachsend ziemlich häufig angetroffen wird, ist sein Erscheinen doch stets an bestimmte Zeiten, Witterungs-Verhältnisse sowie die Beschaffenheit des Bodens gebunden. Wie nahe liegt der Gedanke, die eßbaren Schwämme, gleich anderen Producten des Pflanzenreiches, für die Küche zu cultiviren! Selbst der rohe Bewohner der Südsee-Inseln hat schon dies Bestreben; er sammelt die grünen Schalen der Muskatnüsse, die Blätter und Abfälle der Sagopalme und schichtet sie zu Haufen, weil ihm die Erfahrung gezeigt hat, daß sich auf diesem Untergrunde zwei ausgezeichnete Pilze entwickeln. Die Chinesen bringen morsche Rindenstücke und faules Holz von Pappeln, Ulmen, Maulbeerbäumen lagenweise in fruchtbaren, günstig gelegenen Boden, um das Wachsthum von mehreren eßbaren Blätterschwämmen zu beschleunigen. In Italien verkauft man sogenannte Champignon-Steine; werden diese in den Keller gebracht und stark begossen, so bringen sie bald eine reiche Ernte von schmackhaften Pilzen, die in Neapel und den nördlichen Theilen Italiens sehr beliebt sind und theuer bezahlt werden. Ein anderes Verfahren, das ebenfalls in Neapel in Gebrauch ist, besteht darin, Pilze in verrottetem, feucht gehaltenem Kaffeegrunde zu ziehen. Alle diese Versuche tragen den Wachsthums-Bedingungen der merkwürdigen Pflanzengebilde Rechnung; die Schwämme besitzen kein Blattgrün und können organische Substanzen nicht selbst bilden, sind also zu ihrer Entwickelung im Boden auf eine Unterlage von sich zersetzenden pflanzlichen oder thierischen Stoffen angewiesen. Die Vermehrung findet entweder durch die Aussaat der winzig kleinen Sporen statt oder häufiger durch Schwammbrut, d. h. eine Erd- oder Dungmasse von schmutzig-weißer Farbe, welche mit einem wurzelartigen feinen Fadengewebe, dem Pilzlager oder Mycelium, durchzogen ist. Für die künstliche Champignon-Zucht wird in Frankreich schon seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine Methode befolgt, die im Wesentlichen bis zum heutigen Tage keine Veränderung erfahren hat. An einem dunklen Orte, in möglichst gleichmäßiger Temperatur werden Beete aus Pferde-, Esel- oder Maulesel-Dung angelegt, mit einer dünnen Erdschicht überdeckt und mit der Brut bespickt. Dieses Schwammweiß, blanc de champignon, muß man aus einer bedeutenden Gärtnerei oder einer andern zuverlässigen Quelle beziehen, da der Erfolg wesentlich von der Güte und Frische der Brut abhängt. Ganz neuerdings soll es einem Franzosen, Dr. La Bordette, gelungen sein, den Dung durch schwefelsauren Kalk und Salpeter vortheilhaft zu ersetzen, doch fehlt es noch an sicheren Erfahrungen in dieser Hinsicht.

Die Champignonzucht hat namentlich in Paris einen so großen Umfang gewonnen, daß von hier aus fast die ganze civilisirte Erde mit dem köstlichen Pilz versorgt wird. In den Katakomben, den Brutstätten dieses Blätterschwammes, sind auch die denkbar günstigsten Bedingungen für sein Gedeihen vorhanden: jahraus, jahrein fast dieselbe Temperatur, Dunkelheit und eine für solche Tiefen verhältnißmäßig reine Luft. Anfangs genügten zu diesem Zweck Luftschachte; später, als die Anlagen bis zu einer Fläche von etwa 3407000 Quadratmeter (340 Hektar) heranwuchsen, wurden Luftwechselmaschinen, meist Windmotoren benutzt. Diese Pariser Champignonhöhlen produciren ungefähr täglich 25000 Kilogramm Schwämme. Abgesehen von dem allerdings großen Verbrauche in Paris, wird die ganze Production zu Conserven in Büchsen verarbeitet; nur ein geringer Theil der schlechtesten Waare wird getrocknet. Da England und Nordamerika selbst viele Champignons erzeugen und in Rußland jeder größere Grundbesitzer einen Gärtner hat, der Champignons zieht, auch in St. Petersburg und Moskau solche Culturen zum Verkauf bestehen, so kommt nach Deutschland, Oesterreich und den angrenzenden Ländern Alles, was die südlicheren Gegenden, wo die Champignonzucht schwierig ist, nicht verbrauchen. Deutschland giebt dafür nicht nur ein großes Capital an das Ausland, sondern verliert auch den Gewinn der Production. Der Reingewinn durch die Champignonzucht beträgt bei großen Anlagen etwa fünfzig Procent, bei kleineren etwa dreißig bis vierzig Procent. Es werden allerdings bei uns in vielen größeren Privat-Gärtnereien zum Selbstverbrauch Champignons gezogen und bei Ueberfluß ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kauft, auch bestehen in vielen großen Städten gewerblich betriebene Anlagen, aber was ist das gegenüber der großen Nachfrage.

Der Champignon ist in ganz Europa, Nordafrika, Asien und Nordamerika anzutreffen. Daß der Pilz mit dem französischen Namen auch in Deutschland heimisch ist, das beweisen schon die zahlreichen volksthümlichen Benennungen: Angerling, Brachmännlein, Tafelschwamm, Ackerblätterpilz, Herrenpilz, Trüschling, unter denen er in verschiedenen Gegenden bekannt ist. Auf Wiesen und Triften, an Waldsäumen und Straßengräben begegnen wir besonders im August und September dem weißen seidenglänzenden Pilz meist einzeln, oft auch in kleinen Nestern von sieben bis neun Stück. Da sehen wir ganz junge Pilzchen von fast kugeliger Gestalt, die für die schmackhaftesten gelten, etwas ältere mit glockenförmigem Hute und weißem, ringartig gefranztem Stiele, sowie alte, oft wurmstichige und dann für die Küche nicht mehr geeignete Häupter, die sich flach, fast tellerartig ausbreiten. Das wichtigste Erkennungszeichen für den echten Champignon aber bilden die unter dem Hute befindlichen Faltenblätter; dieselben reichen nicht bis zum Stiele und wechseln die Farbe. So lange sie dem Lichte noch nicht ausgesetzt waren, erscheinen sie weiß; später, wenn der Pilz sich aufthut und die dünne Haut, welche den Stiel mit dem Hute verbindet, zerreißt, nehmen sie eine blaßrosenrothe und zuletzt eine schwarzbraune Färbung an.

Zur künstlichen Zucht, die auch in Deutschland überall mit Nutzen angewendet werden könnte, genügt jeder dunkle oder zu verdunkelnde Raum, in welchem die Temperatur zwischen 9 und 13, höchstens 15 Grad R. gehalten werden kann. Am günstigsten sind natürliche und künstliche Höhlen und tief liegende Gewölbe, weil diese auch im Sommer eine niedrige Temperatur haben, welche leicht geregelt werden kann, während in oberirdischen Räumen, die nicht künstlich gekühlt werden können, die Culturen unsicher sind. Daß eine künstliche Abkühlung mit den jetzigen technischen Hülfsmitteln leicht ist, weiß Jedermann; aber solche Anlagen lohnen nur bei einem sehr großen Betriebe. Auch in Deutschland sind schon abgebaute Bergwerke und Höhlen-Steinbrüche zu Champignon-Anlagen nach Pariser Art mit Vortheil benutzt worden. Wo solche Oertlichkeiten nicht vorhanden sind, schafft man künstlich geeignete Räumlichkeiten. Da große Gewölbe zu theuer kommen, so errichtet man sogenannte Champignon-Hütten (in Wien Schwammhütten genannt). Das sind Erdhäuser nach Art der Gewächshäuser mit Satteldach, aber ohne Fenster, dafür mit einer Holz- oder Erdbedeckung.

In Belgien hat Freiherr von Hoogvoorst ein neues, eigenartiges Verfahren mit großem Erfolge in Anwendung gebracht. Er benutzt dazu seine Pferdeställe, wo zahlreiche Gestelle, ähnlich den Regalen in einer Bibliothek, angebracht sind. Doch statt der Bücher haben hier Kasten aus Fichtenholz von 1 Meter Länge bei 30 Centimeter Breite und 20 Centimeter Höhe Aufstellung gefunden; sie sind mit Pferdedung, guter Erde und Schwammbrut angefüllt. Ein Vorhang von dichtem Stoffe, oben an einer Stange in Ringen befestigt, wehrt das Eindringen des Lichtes ab. Sich selbst überlassen, sprossen hier bald die Brachmännlein hervor und liefern stetig zu jeder Jahreszeit reiche Ernten, ohne daß die Insassen der Ställe von der in ihrem Reiche getriebenen Cultur im Geringsten zu leiden hätten. — Aber der Freiherr und andere begeisterte Champignon-Freunde haben sich mit diesem Erfolge noch nicht begnügt. Sie sind noch einen Schritt weiter gegangen oder vielmehr nicht so weit, denn sie betreiben die Pflege der Pilze sogar im Zimmer. Wo sich nur ein geeigneter, dunkler Platz für einen gut vorbereiteten Champignon-Kasten findet, unter einem Tische, einem Schranke, selbst einer Bettstelle, da können auch bei genügender Bewässerung mit salpeterhaltigem Wasser die edlen Pilze gedeihen.

Vielleicht liegt die Zeit nicht mehr fern, wo man ebenso für andere eßbare Schwämme eine künstliche Zucht betreibt. Einige Versuche sind bereits in dieser Richtung gemacht; man erzählt sogar, daß es einem Geistlichen in Südfrankreich gelungen sei, sich einen kryptogamischen Küchengarten anzulegen, wo in regelmäßigen Beeten eine große Anzahl von ausgezeichneten Schwämmen, theils gesäet, theils durch Brut vermehrt, hervorsprießen. Wie würde durch solche Anlagen das Gebiet der Nahrungsmittel und Tafelfreuden bereichert werden! — Ist es doch anerkannt, daß die frischen Pilze sich durch Nährwerth wie auch durch Wohlgeschmack und Aroma vor den getrockneten und in Büchsen aufbewahrten auszeichnen.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Getrennt. Von F. Vezin. Siehe das Bild Seite 77. — Die Kunst des Malers vermag es, in einer einzigen Scene eine ganze Novelle zu erzählen, wenn er es versteht, die Phantasie des Beschauers anzuregen. Er ist in dieser Beziehung besser gestellt als der Dichter, von dem der Leser verlangt, daß er ihm die Handlung bis zur Katastrophe klar entwickele und ihn alle Seelenregungen seiner Helden und Heldinnen mitempfinden lasse. Vezin malt uns nur eine solche Scene, — einen Abschied. Weshalb das Liebespaar sich trennen mußte, das sich unter Rosen gefunden, ob es eine Trennung auf Nimmerwiedersehen ist oder ob eine glückliche Fügung oder die Standhaftigkeit der Liebenden die Hindernisse hinwegräumen wird, die sich ihrer Vereinigung entgegenstellen, das überläßt der Künstler der Phantasie des Beschauers sich auszumalen. Es liegt für die meisten Menschen ein eigener Reiz in diesem stillen Ausspinnen eines gegebenen Themas. So läßt sich denn annehmen, daß auch zu diesem Bilde eine große Anzahl von ungeschriebenen Novellen gedichtet werden, und da die Novellen mit tragischem Ausgange bei der Mehrzahl der Leser nicht sehr beliebt sind, läßt sich ferner annehmen, daß Vezin's Bild zwar die Hauptscene, aber doch nicht die Schlußscene dieser Novellen illustriren wird. Es läßt ja auch mancherlei darauf schließen, daß hier das böse Wort „Getrennt" nicht für immer Geltung behält. Der Umstand, daß die Liebenden es für angezeigt hielten, persönlichen Abschied voneinander zu nehmen, macht es zur Gewißheit, daß ihre Liebe nicht erkaltete, sondern daß nur äußerliche Hindernisse sich ihrer Vereinigung entgegenstellten. Die Gegenwart der Mutter kann wohl mit Sicherheit dahin gedeutet werden, daß die Liebenden in ihr einen mächtigen Bundesgenossen haben, der ihnen auch in Zukunft zur Seite stehen wird. Sollten der Vater der jungen Dame oder gar die Eltern des Kavaliers die Störenfriede sein, so muß es der Beharrlichkeit und Ausdauer ihrer Liebe gewiß gelingen, auch den zähesten Widerstand zu besiegen, und wie sie jetzt verzweifelnd auseinandergehen, so werden sie sich eines Tages jubelnd wieder in die Arme fliegen.

Am Waldteich. Von L. Munthe. Siehe das Bild Seite 73. — Der ausgezeichnete Landschafter, der, aus Norwegen stammend, seine Studien in Düsseldorf gemacht hat, ohne sich freilich der dort herrschenden Schule anzuschließen, hat eine besondere Vorliebe für die Stimmungen des ersten Frühlings und des vorgeschrittenen Herbstes, für feuchte Luft, regennasse Wege, halbkahle Bäume und stille Teiche. Zu den vielen Cabinetsstückchen dieser Art, die aus dem Atelier Ludwig Munthe's hervorgegangen sind, gehört auch der Waldteich mit seiner figürlichen Staffage von Bäuerinnen und zur Tränke schreitenden Kühen.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Eigener Heerd. — Wie goldig der Sonnenschein durch's offene Fenster fällt, mir ist als hätte ich ihn nie so schön gesehen, die Luft wie erfrischend und diese himmlische Ruhe rings umher! Ein erster Augenblick des Ausruhens ist es auch für mich, nach all dem Lärm und Unbehagen der letzten Wochen. Ja, ich verstehe das englische: „My house is my castle", ich fange schon an, mich selbst als Burgfrau zu fühlen. So ist er denn verwirklicht, unser innigster Herzenswunsch: nach einer zehnjährigen Ehe, nach treuem Ringen und Schaffen haben wir es errungen, das eigne Heim, das Vaterhaus für unsre Kinder. In einem Vorort, abseits dem Getriebe der Großstadt, die uns doch leicht erreichbar bleibt, auf die mein Mann angewiesen ist, fanden wir die kleine Scholle, auf der jetzt unsre Hütte steht. Hütte! Ein poetischer Ausdruck, den ich sehr übel nehmen würde, wenn ihn sich ein guter Freund erlaubte. Nein, wir haben ein Haus, ein sehr anständiges, gut gebautes Haus, und wenn der Eine oder Andere etwas am Stil auszusetzen hätte — heut zu Tage spricht ein Jeder von Stil und die Wenigsten verstehen etwas davon — so kümmert mich das nicht. Wir bauten, so gut wir konnten, unseren Mitteln, unseren Bedürfnissen entsprechend, es gefällt uns, das ist die Hauptsache. Da steht es, rings von einem kleinen Garten umgeben; zwar haben wir keine großen, schattenspendenden Bäume, doch eine hübsche verdeckte Veranda, und welche reichen, schönen Zukunftspläne, was wird dereinst in unsrem „Park" — so sagen wir scherzend — Alles erblühen! Im Garten also bleibt noch etwas zu thun übrig, das gebe ich zu; das Haus ist aber fertig und allen Erfindungen, Verbesserungen der Neuzeit Rechnung tragend. Da ist im Souterrain die Küche, bei deren Anblick Einem das Herz im Leibe lacht, die große helle Speisekammer, Mädchenzimmer, Waschküche, Plättkammer — eine englische Drehrolle fehlt noch, aber es giebt ja Geburtstag und Weihnachten — und ein so schöner Keller, den Weinkeller, das Departement meines Mannes nicht zu vergessen, wie wir einen ähnlichen nie besaßen. Mein höchstes Entzücken ist indessen der neue „Gas-Kochherd"; wenn ich von ihm spreche, behaupten meine Lieben, daß sich mein Gesicht verkläre, er ist aber wirklich aller Anerkennung werth und vereint Zeit-, Material-Ersparniß, größte Sauberkeit mit bester Leistungsfähigkeit. — Es war recht dumm, daß gestern gleich das Gemüse ein wenig anbrannte, ich werde es noch lange hören müssen, aber es war unsere Schuld, man muß die Behandlung, das Stellen der Flammen, natürlich erst kennen lernen. —

Im Parterre, links von dem luftig hellen Entree, von dem die Treppe nach oben führt, liegt das Spiel- und Arbeitszimmer der Kinder, in dem sie sich frei bewegen können, ohne — wie in der Stadt — durch meine immer wiederkehrende Ermahnung auf die Nachbarn Rücksicht zu nehmen, gestört zu werden. Dann kommt das Eßzimmer mit dem Aufzug für die Speisen, der großen, auf den Balcon und in den Garten führenden Thür, mein Zimmer mit dem Erkerplätzchen, wo ich am Schreib- und Nähtisch, umgeben von meinen liebsten Erinnerungen, eine kleine Welt für mich habe. — Sollten wir einmal eine große Gesellschaft geben, so gestattet die in die Wand zu schiebende, breite Thür eine Vereinigung beider Räume, ein Durchdecken der Tafel; doch an dergleichen denken wir für's Erste nicht. Im Gegentheil, was die Geselligkeit betrifft, da werden wir auf Manches verzichten müssen, denn wenn mein Mann Abends — wir speisen um sechs Uhr — müde von des Tages Last nach Hause kommt, wird ihm die Ruhe wohl thun, und er soll sich seines Heims, seiner Familie freuen, dann soll er uns gehören und Zeit für seine Kinder haben! Die guten Freunde freilich, die können wir nicht entbehren; sie gehören zu unserem Glück, und wir werden uns wie bisher zu finden wissen. Wie hübsch es sein wird, wenn Abends im Zimmer meines Mannes die Lampe brennt, wenn wir im Winter die Kohlen des Lönholdt-Ofens — der vom Flur heizbar unsere beiden Zimmer gleichzeitig erwärmt — durch die Marienglas-Scheiben glühen sehen; mag es dann draußen stürmen und regnen, wir sind geborgen, daheim. Und oben unsere schönen Schlafzimmer, kein enger, mit Schränken vollgestellter Corridor, der zu ewigem Schreien und Heulen der Kinder, zu Beulen und blauen Flecken Anlaß gäbe. Gestern Abend beim Baden, das war eine Wonne; sie tobten fast wie die kleinen Wilden, meine herzlieben Kinder, aber es war ein erstes Mal, ich mußte sie gewähren lassen, ich war ein Kind mit ihnen. Die rosigen, Gesundheit strotzenden Körperchen in die weißen Kissen bettend, standen Vater und Mutter bei ihren Lieblingen, sie dem Schutze des himmlischen Vaters empfehlend; die hellen Augen schlossen sich, süßer, holder Schlaf löste die Glieder, da empfanden wir die Seligkeit höchsten, reinsten Menschenglückes, unsere Hände umschlangen sich, unsre Herzen erhoben sich in wortlosem Gebet und Dank zu Gott. —

Aber was giebt es denn da draußen im Garten? Die Kinder bearbeiten mit Hacke und Schaufel ihre kleinen Beete, die sie bepflanzen und die ihnen gehören sollen. Was jubeln sie denn so? — „Mütterchen, Mütterchen, sieh doch, was wir haben!" — „Was denn?" — „Ich habe ein schönes rosa Gänseblümchen!" „Ich aber, komm doch heraus, ich habe einen Maikäfer, einen wirklichen, ganz lebendigen!" — „Das ist ja herrlich, das muß ich sehen, ich komme schon!" E. K.

Hübscher Brauch. — Ich war jüngst in Freundeshaus zu einem Mittagessen — Herren und Damen — eingeladen. Auf jedem Couvert lag die einfache Tischkarte, weiß mit goldenem Rand und dem entsprechenden Namen des Gastes. Kaum hatten wir Platz genommen, als der Diener die Karten sammelte und forttrug. Ueberrascht und erstaunt wandte ich mich an die Wirthin. „Eine neue Mode, gnädige Frau?" „Nein, mein Herr, ein Brauch unseres Hauses bei kleinen intimen Cirkeln. Wir bewahren diese Tischkarten, wie man eine abgegebene Visitenkarte aufhebt, um uns bei nächster Gelegenheit unsrer lieben Freunde zu erinnern und uns die Freude baldigen Wiedersehns zu verschaffen." — Die liebenswürdige Frau dürfte der Zustimmung ihrer Gäste sicher sein — selbst wenn auch eine kleine Sparsamkeit mitspräche. M. G.

Waldmeister für den Winter zu bewahren. — Man wäscht und trocknet den frischgepflückten Waldmeister sorgsam, legt ihn schichtweise mit feingestoßenem Zucker — auf 250 Gr. Kräuter 1 Kilo Zucker — in Gläser und schließt diese fest.

Motten. — Mit dem Frühling und den wärmer werdenden Tagen beginnt auf's Neue der alljährliche Kampf der „guten Hausfrau" mit dem Gesindel der Motten, das ihren Schätzen an Pelzen, Teppichen ꝛc. Vernichtung droht. Nun wissen wir, daß starke Gerüche, Pfeffer, Kampfer, Terpentin den kleinen Kobolden unleidlich sind; zu den genannten Mitteln gesellte sich in den letzten Jahren, als das energischste „das Naphtalin", das mit seinem Duft allerdings fast geeignet ist, auch Menschen umzubringen, oder sie mindestens zu verjagen, und gegen dessen Anwendung schon mancher Nothschrei laut wurde. Es bedarf desselben auch wirklich nicht; wenn man die betreffenden Sachen tüchtig klopft, sich überzeugt, daß Alles sauber sei, sie fest in Zeitungspapier einschlägt und in leinene Tücher einnäht, so darf man sicher sein, sie geschützt zu wissen. Da aber die Motten alle starken, nicht nur ganz ausschließlich alle schlechten Gerüche hassen, so erweisen sich auch Lavendel und Waldmeister, zwischengepackt, als gute Abwehr-Mittel.

Junge Tauben mit Griesklößen. — Die Tauben werden zeitig aufgesetzt, fast weich gekocht, dann aus der Brühe genommen, in kochendes Wasser gelegt, in dem sie völlig gar ziehen und sich heiß erhalten. In der Taubenbrühe aber kocht man $1^1/_2$ Stunden Klöße, die in folgender Weise bereitet wurden. 60 Gr. Butter werden zu Sahne gerührt, zwei ganze Eier, 125 Gr. trockner Gries hinzugethan und Alles mit Salz abgeschmeckt. Am besten ist es, die Masse einige Zeit rasten zu lassen, dann sticht man mit einem Löffel die Klöße ab, die wie angegeben in der Taubenbrühe kochen müssen und als Suppe in dieser angerichtet werden, während die Tauben auf einer besonderen Schüssel tranchirt auf den Tisch kommen. — Ein einfaches Essen, das außerordentlich wohlschmeckend und nahrhaft ist.

Briefmappe.

Nachdruck verboten.

Fragen und Antworten.

Gunnera scabra. — Wie müssen ältere Pflanzen der Gunnera scabra behandelt werden, um große, langstielige Blätter zu erzielen? Wie alt wird die Pflanze?

Euonymus. — Wie muß man weiß und grün gestreiften Euonymus behandeln, damit er im Winter die Blätter nicht verliert? Wie muß die Temperatur und Bewässerung sein?

Blattpflanzen. — Welche Gärtnerei ist für Blatt- und Decorations-Pflanzen zu empfehlen?

Welches Buch für die Behandlung von Zimmerpflanzen?

Frau v. G. geb. v. B.

Flanell-Reinigung. — Wie kann ich mir einen crêmo Flanell-Einsatz in einer buntfarbigen Bluse selbst reinigen?

Frau Rechtsanwalt S. in Freiburg i. B.

Wachsrosen (64). — Die Herstellung von Wachsrosen, die oft den natürlichen sehr täuschend nachgebildet sind, beruht zumeist auf einer Geschicklichkeit der Hand; man formt die Blätter mit den Fingern — unter Zuhülfenahme einiger feiner Modellirhölzer — und sucht ihnen die erforderliche Biegung und Bewegung zu geben. Ganz feine Wachstafeln finden Sie in den Geschäften für Zeichen-Material vorräthig, vielleicht aber ist Ihnen mit Angabe, wie man diese selbst anfertigen kann, gedient. Feines weißes Wachs wird in einer vollkommen gut emaillirten Casserole auf gelindem Feuer geschmolzen, und man fügt — auf einen Tassenkopf voll, — einen Theelöffel feines französisches Terpentinöl zu. Inzwischen bereitet man in einer Schüssel ein Seifenwasser, nimmt einen Schaumlöffel, spült diesen darin von allen Seiten, schwenkt die anhaftenden Tropfen ab und taucht ihn, — die obere dünne Lage erschöpfend, — in das flüssige Wachs, dann so schnell als möglich in das Seifenwasser. Zum Gelingen erforderlich ist, daß der Löffel überall von dem Wasser befeuchtet sei, und daß das Wachs die genügende Wärme habe. Ein Färben desselben geschieht durch Zusatz von etwas Carmin oder beliebig gelblichen Tönen.

Orchideen (71). — Wir empfehlen Ihnen die Broschüre: „Cultur der Orchideen des temperirten und kalten Hauses." Englisch von Burbidge, übersetzt von Lebl. Preis 8 Mk. Zu beziehen: Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch), Stuttgart. A. W., Wien.

Strümpfe färben (71). — Weiße baumwollene Strümpfe werden echt schwarz gefärbt in der bekannten chemischen Wasch- und Färbeanstalt von W. Spindler, Berlin. M. S., Bernburg.

Haarfärbe-Mittel (71). — Als unschädliches Haarfärbe-Mittel versuchen Sie den durch jedes Parfümerie-Geschäft zu beziehenden „Wallnußschalen-Extract". Die von Ihnen genannte Pomade ist uns unbekannt. Das Waschen mit Eigelb macht die Haare heller, denn es entfernt das Fett aus denselben. Alte Abonnentin.

Veilchenpulver (71). — Wirklich echtes Veilchenpulver finden Sie bei Lohse, Berlin, Jägerstraße; auch wohl sonst in guten Parfümerie-Läden. Frau Rechtsanwalt S., Freiburg i. B.

Malen auf Leder. — Gewiß können Sie mit Oelfarben auf Schafleder malen. Aquarell-Farben, die in Tuben hart geworden, müssen daraus entfernt, in ein Porzellannäpfchen gethan und mit etwas Glycerin übergossen werden. Abonnentin, Hannover.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kasten mit Wismuth-Malerei aus dem Jahre 1557.
Eigenthum des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

Nachdruck verboten.

Wismuth-Malerei.

Von Hildegard Lehnert.

Viel war in den letzten Jahren die Rede von Wismuth und Wismuth-Malerei, deren reizvolle Eigenart, auf einzelnen kleineren und größeren Museumsstücken erhalten, immer auf's Neue bewundert wurde, und lebhaft zur Nachahmung anregte. Die Technik galt aber nahezu für verloren. Was die Industrie als Wismuth-Malerei auf den Markt brachte, war wenigstens von so schwieriger Herstellung und dabei so kostbar, daß sie der häuslichen Kunst unzugänglich blieb. Erst den neuesten Forschungen und Bemühungen Sachkundiger ist es gelungen, das nichts weniger als schwierige Verfahren wieder aufzufinden. Dank der Anregung des Herrn Professor Dr. Justus Brinckmann hat Dr. F. Wibel im Jahresbericht 1891 des Hamburger Museums wissenschaftlichen Nachweis über Namen und Herkunft des vielumstrittenen Metalls geführt, und zu gleicher Zeit sind dann auch die Versuche gemacht worden, auf welche wir unsere Mittheilungen stützen. Eigenthum des Hamburger Museums ist auch der hervorragend schöne, alte Wismuth-Kasten mit innen und außen reich verzierten Wänden, Flächen und Schubfächern, der, uns bereitwilligst zur Verfügung gestellt, die Vorlagen für die nebenstehend veröffentlichten Einzelheiten geliefert hat.

Der Name Wismuth, welcher als Bismut, Bisemutum, Wiszmut, auch Wisemut und endlich Wismuth vorkommt, stammt nicht, wie es wohl angenommen wird, von den Wiesenblumen, welche in der, der Wismuth-Malerei eigenthümlichen, naiv naturalistischen Musterung so häufig vorkommen, sondern weniger poetisch, dafür aber viel wahrscheinlicher hängt die Bezeichnung „Wismuth" mit der Gewinnung des Metalles zusammen. Die Grube, in welcher das Erz nachweislich, wenn nicht zuerst, doch in größeren Mengen gewonnen, auf bergmännisch „gemuthet" wurde, hatte ihre Einfahrt an einer Wiese und erhielt daher den Namen „Wiesenmuthung". Von der Grube oder Zeche ging dann die Bezeichnung auf das Metall über, und dieses übertrug wieder den Namen auf die Malerei, für welche der leuchtende Metallgrund charakteristisch ist.

Das erste Vorkommen des Wismuths fällt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Man fand es im sächsischen und böhmischen Erzgebirge in ansehnlichen Mengen; der Ertrag anderer europäischer Staaten ist gegen den vorerwähnter Fundstätten nur verschwindend.

Im engen Anschluß an die Nutzbarmachung dieses Metalls für Legirungen, Farbe-Bereitungen u. s. w. tritt die Wismuth-Malerei zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zunächst in Deutschland als ihrer Heimath auf.

Die Anwendung des Wismuths für malerische Zwecke beruht auf der Herstellung eines Malgrundes, der den Farben als Folie dient und ihnen dadurch mehr Leuchtkraft und Intensivität verleiht. Die uns aus der Entstehungszeit überlieferten und zu Vorbildern dienenden Stücke, wie z. B. Truhen, Kasten, Bücherdeckel, Schränkchen, sind fast nur noch in Museen zu finden; ihr sonstiges Vorkommen ist sehr selten und der Werth dementsprechend äußerst hoch.

An diesen Gegenständen, die von allerlei äußeren Einflüssen oft arg gelitten haben und kaum noch den einstigen Glanz und das Feuer der Farben erkennen lassen, zeigt sich auf ebener Fläche ein jetzt stark nachgedunkelter, graugrünlicher oder auch goldiger, braunfleckiger Grund, auf dem in nunmehr mattgewordenen bunten Farben Figuren, Blumen- und Rankengewinde, Wappen, Spruchbänder und Ornamente in reichster Fülle und harmonischen Tönen gemalt sind.

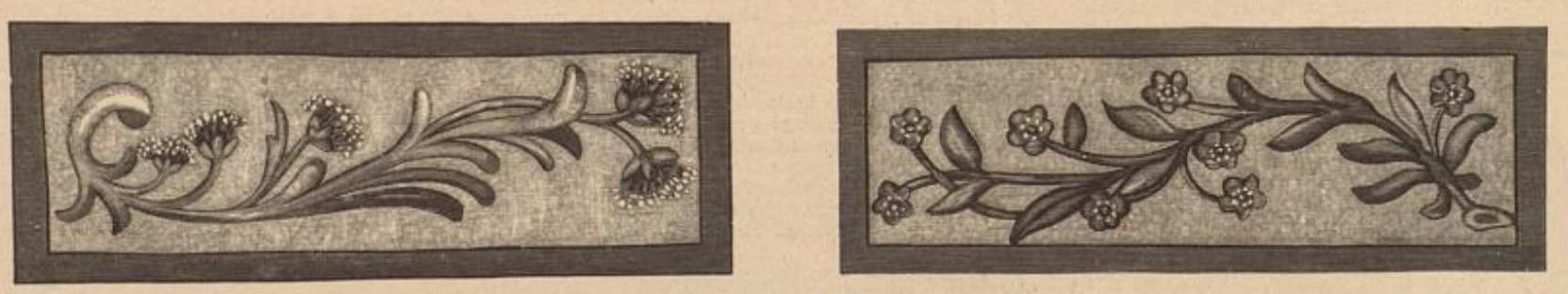
Die eingehendsten Untersuchungen ergaben nun, daß unter dieser eigenthümlichen Malerei eine Metallschicht von Wismuth lagert. Die hierauf angestellten Malversuche haben die schönsten Erfolge erzielt und somit diese anscheinend räthselhafte Technik auch für die häusliche Kunst wiederbelebt.

Die Herstellung des Malgrundes geschieht auf folgende einfache Weise: Es wird eine möglichst harte, gut ausgetrocknete Holzplatte genommen — am besten eignet sich Ahorn — und mit feinem Sandpapier sauber geschliffen. Auf diese Fläche streicht man mit einem breiten Borstenpinsel einen mäßig dünnen Brei — höchstens $^1/_2$ Millimeter stark — von Kreide und Leimlösung gleichmäßig auf, läßt ihn einige Stunden trocknen und schleift dann die Masse vermittelst Ossasepia glatt. Nun überzieht man diese Kreidefläche nochmals mit dünner Leimlösung, wobei die häufig entstehenden kleinen Bläschen sorgsam zu vertreiben sind, und streut das zu diesem Zwecke in einem Mullsäckchen befindliche Wismuth-Pulver dünn darüber, so daß der weiße Grund völlig bedeckt wird. Nicht mehr anhaftendes Pulver ist zurückzuschütten. Nach dem binnen drei bis vier Stunden eingetretenen, vollständigen Erhärten dieser Schicht entfernt man, abermals mit Ossasepia ganz leicht überreibend die vorhandene metallische Rauhheit und polirt nun die Fläche mit dem Polirstahl zu einem glänzenden, zusammenhängenden Metallüberzug.

Demnächst überträgt man die durchgepauste Umrißzeichnung mit Hülfe von rothem Oelpapier und Pausestift auf die Metallfläche. Die Malerei geschieht in opaker Weise mit Oelfarben, denen etwas Siccatif de Courtray zugesetzt ist, vermittelst weicher Pinsel. Die wirksame rothe Umrandung des inneren Musters besteht aus Lasurfarben-Auftrag, und zwar aus einer Mischung von rothem Krapp, Indischgelb und Siccativ; die Streichrichtung gehe mit der Holzfaser. Um die Tönung je nach Belieben dunkler herzustellen, muß man sie zwei- bis dreimal nach jedem Trocknen übermalen. Die vollendete Platte wird mit sogenanntem Goldlack dünn und rasch gefirnißt: zu diesem Zweck ist es rathsam, dieselbe vorher etwas anzuwärmen.

Bewegliche Vorderwand des Kastens mit Wismuth-Malerei.
Blumen-Ornamente und Wappen. Hälfte der natürlichen Größe.

Aeußere Deckelfläche des Kastens mit Wismuth-Malerei.
Figuren, Blumen-Ornamente und die Jahreszahl 1557. Hälfte der natürlichen Größe.



Seitenwände der inneren offenen Abtheilung des Kastens mit Wismuth-Malerei.
Blüthenzweige. Natürliche Größe.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft II. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. Juni 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Der Angesprochene erwiederte mit einer artig einladenden Handbewegung: „Es erfreut mich besonders, wenn die Speisen Ihrem Geschmack entsprechen, und erregt mir in diesem Augenblick seit langer Zeit zum ersten Male fast den Wunsch, ich möchte mich nicht des Essens und Trinkens entwöhnt haben.“

„Entwöhnt? Inwiefern?“ Der eifrig mit Messer und Gabel Beschäftigte blickte fragend zu dem ihm nicht verständlich Gewordenen auf.

„Man kommt halb unvermerkt dazu, wenn man der Nahrung nicht mehr bedarf.“

„Nicht bedarf? Jeder lebende Organismus hat doch Ersatz für seinen Verbrauch nöthig.“

„Natürlich, doch bei mir genügen dazu einige Tropfen meines Elixirs, die ich jeden Morgen zu mir nehme.“

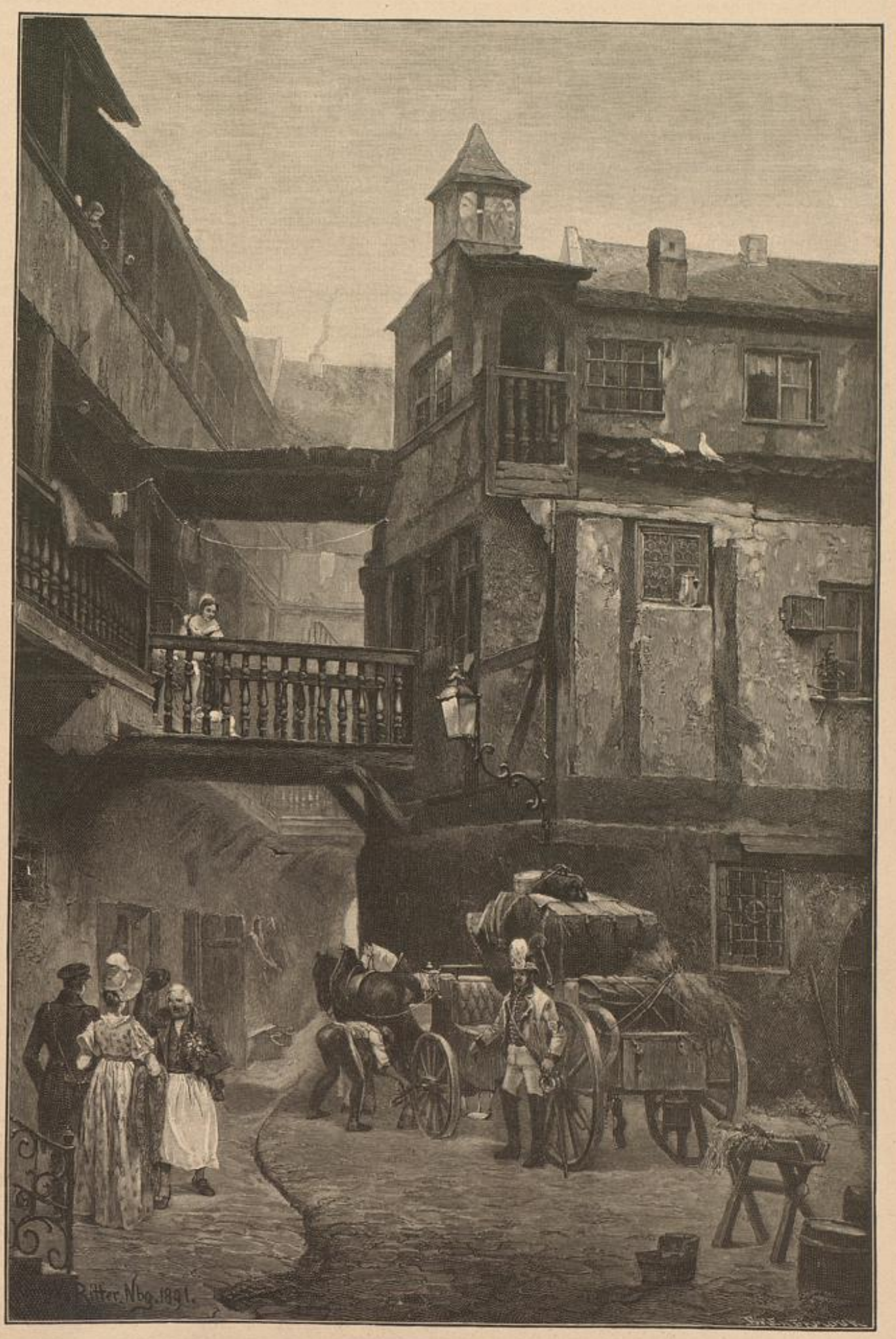
„Ah so — ich dachte im Augenblick nicht daran.“

Das kurze Gespräch hatte eine erste Berührung oder Kundgabe persönlicher Eigenschaften von Seiten des Wirthes mit sich gebracht, in gewisser Weise eine Einleitung zu näherer Bekanntschaft mit den außergewöhnlichen Bedingungen seiner Lebensführung gebildet, und der Gast fuhr nach einem kaum eine Secunde überdauernden Anhalten fort:

„Allerdings, ich begreife, daß man dahin gelangen kann, aber ich habe, aufrichtig gesagt, mich dazu nicht zu entschließen vermocht. Man entsagt einem Genuß damit, den die Natur uns bewilligt, und ich finde, wenigstens bis jetzt, in mir keinen Antrieb, auf ihn Verzicht zu leisten. Die vom Leben gebotenen Annehmlichkeiten sind doch im Grunde nicht so zahlreich, als daß es vortheilhaft bedünken sollte, sie sich selbst zu vermindern.“

Der Graf von Saint-Germain lächelte leicht: „Ihre Jahre stehen aber den meinigen erheblich nach, und solche Gleichgültigkeit gegen den physischen Genuß ist wohl erst eine Mitgift des hohen Alters. Ich erinnere mich, daß ich sie in dem Ihrigen gleichfalls noch nicht besaß und zumal den Wein, besonders den Falerner, außerordentlich schätzte. Während meines damaligen längeren Aufenthaltes in Campanien fand ich häufig Gelegenheit, — vielleicht etwas zu oft, da ich ihn unvermischt zu trinken pflegte, — seine Vorzüge vor allen anderen Rebensäften der Erde kennen zu lernen, und ich hoffe, daß der Inhalt dieser Flaschen ihm für Ihre Zunge nicht zu sehr nachstehen möge.“

„Sie hielten sich — damals — längere



Die alte Reichspost in Nürnberg. Nach dem Bilde von W. Ritter. — Siehe Seite 87.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit in Campanien auf, Herr Graf? Mir kommt in's Gedächtniß, daß ich davon vernahm, doch leider selbst erst etwas zu spät dorthin kam, um der Freude, mit Ihnen zusammenzutreffen, schon zu jener Zeit theilhaftig werden zu können. Jetzt aber ist dies hohe Glück mir vergönnt worden, und ich sehne mich danach, von meiner hiesigen Anwesenheit den köstlichen Gebrauch machen zu dürfen, den der Wissensreichthum und die Erfahrung des um so viel höher an Jahren Vorgerückten mir verheißen."

Der Antwortende leerte sein Glas mit Château d'Yquem und fügte bewundernd nach: „In Wahrheit ein unübertrefflicher Wein. Er ruft mir durch sein Bouquet lebendig den Tag zurück, an dem ich mich bei der „rothen Eminenz", dem Cardinal Richelieu, zum ersten Mal seiner Bekanntschaft erfreute. Die Botschaft der endlichen Eroberung von La Rochelle traf gerade ein, und der Herzog war in so freigebiger Laune, daß er das Beste aus seinem Keller heraufbefahl. Aber ohne Compliment, dieser Jahrgang von der Garonne steht dem damaligen nicht nach!"

„So bitte ich Sie, ihm auch in gleicher Weise Ihre Anerkennung zum Ausdruck zu bringen," erwiederte der Graf Saint-Germain. Er streckte die Hand nach der Flasche, das geleerte Glas seines Gastes wieder zu füllen, und es war, als ob seine rechte Schulter dabei eine kaum wahrnehmbare Bewegung mache, wie wenn er sich selbst dadurch etwas nicht Gesprochenes zum Ausdruck bringe.

* * *

Der Fortgang der Unterhaltung der beiden Tischgenossen bot sprachlich Eigenthümliches. Sie hatte italienisch begonnen, doch ging sie unvermerkt in's Französische über, verblieb indeß auch bei diesem nicht, sondern vertauschte es nach kurzer Zeit abermals mit einer anderen Sprache, setzte sich nun spanisch, nun portugiesisch fort. Der Urheber dieses Wechsels war der Gast, dessen lebendiges Temperament ihn ohne sein eigenes Wissen zu derartigem Ueberspringen zu verleiten schien, und der Graf Saint-Germain befliß sich stets mit höflicher Bereitwilligkeit, in der gleichen Zunge zu entgegnen. Dann traf auch er einmal eine Aenderung, indem er eine Frage auf Arabisch stellte, und der Angesprochene erwiederte seinerseits ebenso, um bald danach zu einem, wenn auch nicht klassisch vollendeten, doch sehr geläufigen Latein überzugehen. Die Antwort des Grafen darauf hätte dagegen aus dem Munde Ciceros zu kommen vermocht, und gleicherweise dasjenige, was er in griechischer Sprache nachfügte, aus dem des Demosthenes oder Thukydides. Einen Augenblick blieb der Hörer dabei unschlüssig, versetzte dann indeß, durch merkwürdige Schicksals-Constellation sei er nie in früherer Zeit nach Hellas und zur Erlernung des Altgriechischen gelangt, und mit einer leichten Kopfneigung, welche jene Constellation zu begreifen und zu würdigen schien, lenkte der Graf Saint-Germain die Unterhaltung zur zeitgebräuchlichsten französischen Sprache zurück.

Die beredeten Gegenstände waren hauptsächlich alchemistischer Natur, und das Meiste wäre anderen Zuhörern durchaus unverständlich geblieben. Bei Allem legte der Gast, dessen Name bisher noch nicht ausgesprochen worden, unverkennbares Bemühen an den Tag, seine Anschauungen denen des Grafen nachzuordnen, erkennen zu lassen, daß er als ein Jünger zu dem Zweck hierher gekommen sei, der Belehrungen eines ihn überragenden Meisters theilhaft zu werden. Im Weitergang des Gesprächs fragte er meistens nur und lauschte mit einem Mienenausdruck gespannter Aufmerksamkeit auf die Beantwortung. Einmal gerieth ihm dazwischen etwas Anderes in die Gedanken, ließ ihn mit einer Bewegung, sich vom Tisch zu erheben, äußern, er habe in der freudigen Erregung vergessen, für eine Unterkunft seiner Domestiken bedacht zu sein, und sie würden draußen auf seine Anweisungen harren. Doch der Graf fiel ein, daß vollständig Fürsorge für sie im voraus getroffen sei, ihre Unterbringung theils in einem Raum des Schlößchens selbst, theils in einem dicht benachbarten, zur früheren Orangerie gehörenden Gebäude zu bewerkstelligen. Es war mithin kein Grund zu einer Beunruhigung, die sich einen Moment im Gesicht des Gastes kundgegeben, sowie kein Anlaß für ihn vorhanden, sich aus dem Zimmer zu entfernen, und für die überaus sorgliche Bedachtnahme seines Wirthes dankend, ließ er sich wieder auf den Sitz nieder.

Nach einer Weile jedoch erhob er sich nochmals, wie von einem plötzlichen Ruck aufgeschnellt, so daß es Saint-Germain vom Munde kam: „Was haben Sie?" Der Befragte erwiederte mit der ungewissen Miene eines sich vergeblich Besinnenden: „Ich kann nicht sagen, was, — es hat mich magnetisch berührt, wie es mir geschieht, wenn ich unbewußt in die Nähe von etwas Hohem versetzt werde." Er blickte dabei nach der Thür, durch welche die Diener zum Auf- und Abtragen hereingekommen waren; sie hatte sich wieder geöffnet, und dem Anschein der Kleidung nach trat nochmals ein Lakai zu einer Besorgung über die Schwelle. Auch der Graf drehte jetzt seinen Kopf, dann stand er gleichfalls vom Sessel auf und sagte: „Oh, Monseigneur, ich ahnte nicht, wer sich hinter mir befinde."

Der Landgraf Karl war's, den Neugier oder Wißbegier noch zu einem Besuch der Amalienburg veranlaßte. Er hatte die unscheinbar einfache Tracht angelegt, die er auf der Jagd zu tragen pflegte, und im Ausdruck seiner Züge war zu lesen, daß die Aeußerung des noch nie von ihm gesehenen Fremden ihn überrascht anhalten ließ. Nun entgegnete er: „Ich kam noch auf einem Spaziergang durch das Neuwerk vorüber und sah die Fenster erhellt, — darf ich Sie bitten, lieber Graf, mich mit Ihrem Gast bekannt machen zu wollen."

Der Letztere hatte sich bei der Anrede „Monseigneur" mit tiefer Ehrerbietung verneigt; Saint-Germain erwiederte, sein etwas verspätetes Aufstehen entschuldigend: „Es bedurfte für mich erst eines Augenblicks, Eure Durchlaucht in dieser Gewandung zu erkennen, obgleich das weitbekannte Bild Sie darin darstellt. — Monsieur le marquis de Pellegrini."

Doch der Vorgestellte fiel mit einer leicht abwehrenden Handbewegung in das letzte Wort ein: „Ein Name, den ich allerdings bis vor kurzem trug, dessen ich mich indeß aus besonderen Rücksichten gewöhnlich nicht mehr bediene. Gestatten Eure Durchlaucht, daß ich selbst mich unter dem gegenwärtig von mir geführten präsentire: Alessandro conte di Cagliostro."

* * *

Der Landgraf hatte sich mit an den Tisch gesetzt, und Alles an ihm drückte, wenn er sich auch merklich Mühe zur Beherrschung gab, staunendes Interesse aus. Die französisch geführte Unterhaltung bewegte sich, hin und her springend, nur um allgemeine Dinge, doch tactvoll enthielt der Graf Saint-Germain sich regerer Betheiligung, überließ seinem Gast das Wort und bot ihm vielfache Gelegenheit, gleichsam ein Feuerwerk ungewöhnlichen Reichthums an treffenden Entgegnungen, Esprit und Kenntnissen aus seinem Munde hervorsprühen zu lassen. Der Anblick des Statthalters hob über jeden Zweifel, daß er sich einer der bedeutungsvollsten und genußreichsten Stunden seines Lebens hingebe; ihm entflog einmal, die Amalienburg bilde heut die Stelle, auf welche die gesammte Welt Europas hinblicken und lauschen würde, wenn sie wüßte, in welcher Gesellschaft ihm vergönnt sei, den Abend hier zu verbringen. Der Gegensatz des Wesens der beiden Grafen trat noch stärker als bisher an's Licht. Funkelnd gleich den Edelsteinen seiner Kleidung ließ Alessandro di Cagliostro seinen Geist wie aus geschliffenen Facetten hin und wieder spielen, während Joseph Maria de Saint-Germain in der dunkel-ernsten Tracht ihm zumeist schweigsam gegenüber saß und die Raketen von Bonmots und Impromptus des Ersteren nur mit artigem Lächeln begleitete. Seine Beflissenheit für den Gast ging so weit, daß er nach einer Stunde einmal mit der Aeußerung aufstand, er wolle über einen in Rede gerathenen zweifelhaften Gegenstand in seiner Bibliothek auf Gottorp Auskunft erholen. Fühlbar indeß bildete dies nur einen Vorwand, dem von ihm empfundenen Wunsche des Landgrafen, sich ein Weilchen unter vier Augen mit dem Grafen Cagliostro unterhalten zu können, entgegen zu kommen, und in's Freie hinaustretend, begab er sich auch nicht zum Schloß hinüber. Statt dessen kam ihm offenbar zur Ausfüllung der Zeit der Gedanke, sich zu überzeugen, ob seine im voraus getroffenen Anordnungen für die Unterbringung der fremden Dienerschaft richtig in's Werk gesetzt worden seien. Zu diesem Behuf trat er an den zum Schlafgemach bestimmten Pavillon und warf durch eines der Fenster den Blick hinein. Der Vorhang war zugezogen, doch ließ er durch einen Spalt einen Theil des kerzenerhellten Raumes übersehen, in welchem sich ein Diener mit dem Auspacken eines Kofferinhaltes beschäftigte. Er kniete dabei am Boden, in einen langen Mantel gehüllt, unter dem indeß bei'm Aufstehen und Hin- und Herbewegen eine elegante Pagentracht etwas zum Vorschein kam. Es mußte Jemand sein, der das besondere Vertrauen seines Herrn genoß und, mit allen Gewohnheiten desselben genau bekannt, die Obliegenheit besaß, stets das Zimmer des Grafen Cagliostro für die Nachtruhe herzurichten; vermuthlich hatte ihm der flüchtige Umblick des Letzteren bei der Ankunft und nachher die Beunruhigung in Betreff seines nächtlichen Verbleibens gegolten. Für einen Abendimbiß des jungen Pagen war Sorge getragen worden; der in's Fenster Hineinschauende sah einen geleerten Teller und ein Glas auf dem Tisch stehen. Doch er nahm Interesse daran, wie der kleine Mensch, der von äußerst zierlichem Wuchs sein mußte, seiner Pflicht nachkam, und betrachtete ihn, so weit der Spalt es ermöglichte, aufmerksam bei seinen Hantirungen. Der Beobachtete hatte diese jetzt beendigt und machte eine Bewegung, den Mantel abzulegen; allein er hielt plötzlich wieder inne, blies, an den Tisch tretend, eine der beiden brennenden Kerzen aus und stellte die andere hinter einen Gegenstand in eine Ecke auf den Boden, so daß es in dem Gemach beinah völlig dunkel ward und sich Nichts mehr von draußen unterscheiden ließ. Es schien, der junge Diener habe sich in einen Winkel begeben, dort auf das Kommen seines Herrn zu warten, oder vielleicht war er auch gewöhnt, mit diesem im selben Zimmer zu schlafen. Der Graf Saint-Germain blieb noch ein paar Minuten im Dunkel stehen, aber Nichts rührte sich drinnen mehr, und er kehrte in den anderen Pavillon zu seinem Gast und dem Landgrafen zurück, die er in so eifrigem Meinungsaustausch antraf, daß es erst einiger Zeit bedurfte, ehe er ihnen, zur Erhaltung des Anscheins, aus seinem Wissensvorrath von der angeblich im Schloß erholten Auskunft Mittheilung machen konnte.

5.

Wenn der Graf Alessandro Cagliostro auch weitaus noch nicht auf der Höhe seines späteren Weltruhmes stand, war sein Name doch bereits zur Zeit kaum minder genannt und gefeiert, als der des Grafen Joseph von Saint-Germain; vielfach galt er sogar als eine mit noch höheren übernatürlichen Kräften begabte Persönlichkeit. Ein gleiches räthselhaftes Dunkel umhüllte seine Herkunft, sein Alter und seine Lebensführung. Hier und da hatte er die darüber liegenden Nebelschleier ein wenig gelüftet, doch völlig vermochte auch er es nicht, da sein Ursprung ihm selbst ein Geheimniß bildete. Was er aus frühester Erinnerung wußte, war, daß er seine ersten Kinderjahre in Medina in Arabien verlebt und dort im Palast des Mufti Salahapin, von fürstlicher Pracht und zahlreichen ihn bedienenden Sklaven umgeben, gewohnt habe. Ein uralter Weiser, Namens Althotas, hatte ihn erzogen und in seinem zwölften Jahre nach Mekka, dann zu den Pyramiden Egyptens und endlich nach Malta geführt, wo er von dem Großmeister der Ordensherren mit glänzenden Ehren empfangen worden. Hier war ihm zum ersten Mal aus dunklen Andeutungen aufgegangen, daß er nicht von mohammedanischer, sondern, wenigstens zur Hälfte, christlicher Abkunft sei und seine Mutter eine Prinzessin von Trapezunt, eine Nachkommin Karl Martels, des Aeltervaters Kaiser Karls des Großen, gewesen. Auch Althotas hatte jetzt plötzlich ein Juwelenkreuz von unschätzbarem Werthe auf der Brust getragen und sich als Christ enthüllt. Doch war er später auf Malta gestorben und sein Zögling auf Anrathen des Großmeisters nach Neapel und Rom gegangen, wo er, wie aus einem unendlich langen Traum erwachend, eines Tages zu dem Bewußtsein gekommen, daß er sich mit dem Cardinal von York, dem Cardinal Garganelli, der bald darauf zum Papst Clemens XIV. gewählt worden, und vielen römischen Fürsten als ein Gegenstand der Betrachtung aller Augen an einer Tafel im Vatican befinde.

Von der Zeit an kannte auch die Außenwelt ihn unter wechselnden Namen als „Acharat" — „Althotas", wie er sich nach seinem weisen Lehrer benannt — „Conte Harat" — „Conte Phoenix" — „Marquis d'Anna" — „Marchese di Pellegrini", bis er sich im letzten Jahre ausschließlich des Namens „Conte Alessandro Cagliostro" bedient hatte. Beständig weite Reisen bald durch Europa, bald im Orient unternehmend, war er, nun hier, nun dort, als ein Inhaber wundersamster geheimer Wissenschaften in den Schlössern der Großen, wie an Fürstenhöfen oft sehnsüchtig erwartet und unter hoher Ehrbezeigung aufgenommen worden; man wußte, daß er sich in Venedig mit einer kaum sechzehnjährigen Dame, Namens Seraphina Felichiani, vermählt habe, über deren Geburtsstadt abweichende Meinungen bestanden, ob sie eine marchesa aus Rom oder aus Genua sei. Volle Uebereinstimmung herrschte dagegen, daß sie ihren seraphischen Vornamen mit höchstem Recht trage und etwas Aehnliches an zauberischer Schönheit selten von Menschenaugen gesehen sei. Nach der Schilderung derer, denen dies Glück zu Theil geworden, verband sie eine ätherische Erscheinung mit blühender Jugendpracht, war von kleiner, schmächtiger Gestalt und konnte doch durch die Schlankheit ihres Wuchses eine imposante Wirkung üben. Ihr alabasterfarbiges Gesicht umrahmte eine schwere Fülle tiefschwarzen, fast bläulich schimmernden Gelocks; aus dem Grunde ihrer Augen glomm und spielte es herauf wie der Feuerstrahlenwurf von Edelsteinen. Es hieß, ihr Gemahl trenne sich nie für einen Tag von ihr, sie begleite ihn stets auf seinen Reisen und sei durch das Wunder ihrer Schönheit vielfach der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gegenstand glühendsten Verlangens und königlicher Freigebigkeit der höchstgestellten Throninhaber Europas gewesen. Doch ihr Gatte hatte oftmals mit Stolz in großen, vornehmen Kreisen ausgesprochen, daß die Erde noch nie ein Weib von solcher Reinheit besessen, an dem jede Versuchung so ohnmächtig wie an einem Diamantfelsen zerschelle, das so über den Anhauch eines Verdachtes, nur in Gedanken ihre Unschuld und Tugend verletzen zu können, erhaben sei. Da seinem Blick, der erkennend in die geheimsten Regungen eines Menschengemüthes eindrang, Nichts verborgen bleiben konnte, ließ sich kein unanzweifelbareres Ruhmeszeugniß für die weibliche Makellosigkeit der Gräfin Cagliostro erdenken, und es konnte nicht Wunder nehmen, daß er hinzufügen durfte, in bald zehnjähriger Ehe habe seine leidenschaftliche Liebe zu ihr nicht abgenommen, sondern wüchse von Jahr zu Jahr noch höher an. Denn es bedurfte bei ihr noch nicht der Anwendung des von ihm durch geheimnißvolle Mischung hergestellten Schönheits-Elixirs, mit dem er alternde Frauen in die Jugend zurückversetzte. Seraphina Felichiani entwickelte sich vielmehr durch ihre eigene Natur zu noch immer höherem und reicherem Blüthenzauber.

Aus dem Orient, dem Vorleben des Grafen Cagliostro, ehe er den Boden Europas betreten, stammten seine übernatürlichen Fähigkeiten und Kenntnisse. Vor Allem umgab ihn der Ruf, daß er der größte und gewissermaßen einzige Arzt sei, dem es gelungen, in die letzten Tiefen des menschlichen Lebens-Processes einzudringen. Nicht allein durch unfehlbare Medicamente, in vielen Fällen auch durch das Auflegen seiner Hand, durch seinen bloßen Blick vermochte er zu heilen. Das größte, die Gemüther der Zeit im Innersten erregende Geheimniß der Wirkung durch den von Franz Anton Mesmer seit ungefähr einem Jahrzehnt entdeckten „thierischen Magnetismus“ befand sich in seinem Besitz. Doch leistete er seine ärztliche Hülfe niemals gegen einen äußeren Entgelt, sondern lediglich aus dem tiefen Drange, Beistand und Beschirmer der Leidenden zu sein, und er selbst wies die ihm dafür gezollte Bewunderung damit zurück, daß nicht edelmüthige Uneigennützigkeit ihn so handeln lasse, da er nicht wissen würde, wozu er eine Bezahlung für seine Heilmittel anwenden solle. Dazu lieferte allerdings sein öffentliches Auftreten in allen Ländern Europas den Commentar. Er mußte über unermeßliche Reichthümer gebieten, seine Reisen legte er stets mit einem Sechsgespann edelster Pferde und zahlreicher Dienerschaft zurück. Man erzählte, daß Fürsten ihm Millionen geboten, um seines magischen und alchemistischen Unterrichts theilhaftig zu werden, doch er bedürfe keines Geldes von Anderen, denn es stehe in seinem Belieben, jedes Stück Eisen in Gold zu verwandeln. Und obwohl er nach seinen eignen Angaben erst vor ungefähr einem halben Jahrtausend zur Welt gelangt zu sein schien, ging doch die allgemeine Annahme dahin, er besitze Gründe, sein wirkliches Alter zu verschweigen, und habe schon der Erbauung der ältesten egyptischen Pyramiden durch den König Cheops, dreitausend Jahre vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung, beigewohnt.

* * *

Am Morgen nach der Ankunft des berühmten Gastes in der Amalienburg begab sich der Graf Saint-Germain seiner Gewohnheit nach schon zu früher Stunde auf einen Spaziergang, nordwärts in den Buchenwald. Doch dehnte er seinen Weg weiter als sonst aus, bis an den Rugen Krog, trat in diesen ein und kam nach einem Viertelstündchen daraus wieder hervor, von Hanke Gorries begleitet, der mit äußerst devoter und zugleich hochbefriedigter Miene seine abgezogene Mütze in der Hand hielt. Der Krugwirth deutete diensteifrig seinem vornehmen Besucher in eine Richtung, die derselbe einschlug, und zog hinter dem Rücken des Davongehenden eine von Seide gestrickte Börse aus der Tasche. Durch ihr Maschenwerk schimmerte es von Goldstücken; prüfend wog Hanke Gorries ihr Gewicht in den Fingern und blickte, noch halb wie ungläubig, mit einem breitmäulig plumpen Grinsen dem Grafen nach.

Dieser bog von der Straße weglos in den Wald hinein; nicht weit, dann öffnete sich zwischen den Stämmen vor ihm ein kleiner lichterer Fleck. Strauchwerk aller Art wuchs darüber aus uneben gewelltem, mit Gras und Unkraut überzogenem Erdreich; da und dort sah ein bloßes, doch geringfügiges Stück alten Gemäuers aus dunkelbraunen Ziegelsteinen hervor. Offenbar eine verwucherte Trümmerstätte, auf der einmal vor Zeiten ein großer Bau gestanden; jetzt wies sie nur noch die kärglichen Ueberreste der alten Bischofspfalz „Groß-Gottorp“, die vor bald einem Jahrtausend hier vom Erdboden verschwunden. Rundum wie graue Säulen waren seitdem die mächtigen Buchenstämme darumher in die Höhe geschossen, gekommen und wohl auch schon manchmal wieder gegangen, doch im Wechsel geblieben. Nur der blaue Himmel sah noch ebenso darauf nieder, wie einstmals auf Burgthurm und Giebelzinnen, und wie ehedem über diese, warf die Sonne Goldfunken auf den unerkennbar gewordenen Schutt herunter. Es war eine heimliche Stille, ein Fleck, dazu angethan, sich mit träumerischen Gedanken-Umschweifen Vergangenes vorzustellen, Dinge und Menschen, von denen Niemand mehr wußte, und die doch einmal gewesen, sehend und hörend, fühlend und mit klopfendem Blut, wie das Leben am heutigen Tag. Doch schien dies hier einzig durch ein Eichhorn vertreten, das hoch oben in einem Baumwipfel vorjährige verdorrte Bucheckern aufklaubte und die dürren Schalen leis herunterrascheln ließ.

Nun aber klang ein anderer, hellerer und lieblicherer Ton darein, denn der Graf Saint-Germain hatte sich an einen halbbesonnten Graswall hingelehnt, eine kostbar mit Gold und Edelsteinen ausgelegte Flöte hervorgezogen und begonnen, darauf eine sanfte Weise zu spielen. Was der Ruf von ihm berichtete, gab sich als vollste Wahrheit kund; er bethätigte wundersame musikalische Befähigung, denn wie ein Ineinanderklingen verschiedener melodischer Instrumente tönte es durch die kleine Waldlichtung hin. Nun gleich Vogelstimmen und danach dem Singen des Windes im Eichenlaub, einem Wellengeflüster im Schilfrohr ähnlich. Und in der That, — nach einem Weilchen begann es leis zwischen dürren vorjährigen Blättern in einer Einstülpung des alten Trümmergesteins zu rascheln; eine blau-gelbe Ringelnatter hob neugierig den züngelnden Kopf und bog sich in geräuschlosen Windungen näher dem Ursprungsort der unbekannten Töne zu. Auf der anderen Seite kam ebenso eine Eidechse aus dem Gebröckel des Bodens hervorgeschlüpft, schwänzelte hurtig mit lugenden Augen an einem Mauerbruch in die Höhe und hielt dann, unbeweglich horchend, an. Der weißhaarige Urheber der lieblich lockenden Weisen nahm Beide gewahr, denn seinem Blick entging Nichts rings um ihn her, ohne daß er die Augen zu regen schien, und er freute sich sichtlich seiner Zuhörer, der Macht, die er über sie ausübte, nickte ihnen freundlich zu und spielte für sie auf der Flöte weiter.

Doch wieder nach einer Weile kam einmal aus einiger Entfernung ein stärkeres Blätterrauschen; drüben im Buschgezweig bewegte sich hörbar etwas Lebendiges von größerer Art, warf einen Schatten auf den besonnten Boden, kam Schritt um Schritt, wie an einem unsichtbaren Bande von den Tönen gezogen, heran. Dann stand Dorret Gorries da und sah mit reglos großblickenden Augen auf den Flötenspieler hin. Sie hatte, wie sie's gern that, zwischen den alten Gemäuerresten gesessen; ihre Hand hielt ein kleines Häufchen Anemonen, die sie neben ihrem Sitz abgepflückt und deren weißröthliche Farbe als ein Wiederspiel ihres Gesichtes erschien. In der Weise ihres Herzukommens aber lag etwas an das der Ringelnatter und der Eidechse Gemahnendes; gleich diesen trieb ein Zug der Natur sie, wie ohne Wissen und Willen.

Der Graf Saint-Germain setzte sein Spiel noch eine Minute lang fort, danach schaute er das Mädchen an, nickte ihm freundlich zu, wie vorher seinen beiden anderen Zuhörern, und sagte: „Ah, Dorette, bist Du hier auch und hast gern, zu hören, was kann sprechen die Flöte? Es sind nicht Viel, welche haben bekommen mit ein feines Ohr, es zu verstehn. Sie müssen können verstehn, was der Wind sagt zu den Blättern und was reden die Strahlen von der Sonne, wenn sie machen goldene Wellen in der Luft. Denn sie immer führen eine Sprach' Alle, aber nicht Menschen Viel wissen davon. Sie müssen sein selbst Kinder von Wind und Sonne, wie es sind hier die Lacert' und die unschuldige Schlang', die Keinem thut Schaden an mit Gift, man kann sie nehmen ruhig in die Hand.“

Der Sprecher führte mit der Linken wieder die Flöte an die Lippen und blies leise, während er die Rechte nach der jetzt nur auf Armeslänge von ihm befindlichen Natter ausstreckte. Sie wich nicht zurück, wie verzaubert ließ sie sich ohne eine Gegenregung von der Hand fassen und auf die Schulter des Spielenden legen, wo sie scheulos den Kopf ein wenig gegen die Flöte vorreckte. Und wie sie, stand Dorret, ohne sich zu rühren und ohne Laut, bis der sonderbare, vornehme alte Herr die Schlange sanft von sich zur Seite in's Gras abthat und, von dem Wall aufstehend, wieder sprach:

„Ich habe gesucht nach Dir, Dorette, darum ich bin gekommen hierher. Meine Augen die Kraft haben, zu lesen in Dir, was nicht sagt Dein Mund. Es ist nicht gern, daß Du Dich hältst auf im Haus von Deinem Vater, Ihr Beide nicht habt Freundschaft füreinand'. Er hat ein' Natur rauh, wie der Nam' von seinem Krug, und Dir es nicht ist lieb, zu sein, wo trinken zu Viel die Bauern, und zu bringen ihnen die Gläser. Du lieber möchtest sein bei Menschen, die haben bessere Manier, nicht sprechen mit Dir roh und garstig. Denn Du selbst nicht bist von solcher schlechten Art, und darum ich habe hier gesucht, zu finden Dich und zu fragen, ob Du willst kommen zu mir auf das Schloß, wo ich kann brauchen Dich, zu halten in Ordnung hübsch meine Stuben und zu lernen bei mir, daß Du kannst bekommen nachher vielleicht einen Dienst bei einer Hofdam' von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Landgräfin.“

Dorret war bei'm Zuhören eine Röthe über das Gesicht heraufgezogen, die sich während der letzten Worte des Sprechers dunkler vertiefte. Ungläubig brachte sie stockend hervor: „Ich soll — auf das Schloß — Sie wollen mich, Herr Graf —?“ — die Anrede hatte sie aus dem Munde des Landgrafen vernommen — „bei der Königlichen —?“ In ihren Silberaugen leuchtete es staunend und wie verlangend auf, doch dann schüttelte sie den Kopf: „Der Vater läßt mich nicht aus dem Haus weg. Nicht weil er mich — weil ich seine Tochter bin — aber er muß sonst Jemand anders für Lohn haben.“

Doch Saint-Germain fiel ein: „Ich schon habe gesprochen mit Deinem Vater, und er schon hat gewilligt ein gern. Es ist nothwendig mehr nichts Anderes, als ob Du willst kommen mit mir, Dorette.“

Jetzt durchlief ein plötzliches Zittern das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß hinunter. Man gewahrte, sie besaß dem Sprecher oder der Aufforderung gegenüber, die er an sie gerichtet, keinen Willen, sondern ward, wie sein Flötenspiel sie herangezogen, auch von einer Uebermacht getrieben, ihm zu folgen. Nur kam ihr noch gestottert von den Lippen: „Mein Onkel in der Stadt — den muß ich noch erst fragen —.“

Der Graf erkundigte sich, wer das sei und wo er wohne; dann erklärte er sich sogleich bereit, mit Dorret zu dem Onkel zu gehn, und nach wenigen Augenblicken lagen die Ueberbleibsel der alten Pfalz in ihrer gewöhnlichen verlassenen Waldesstille. Die Beiden schlugen, den langen Lollfuß vermeidend, die Straße über die Höhe ein, von der sie gradab zur Altstadt hinunterstiegen und rasch durch das kurze Gassengeflecht derselben auf den Holm gelangten. Dorret ging lautlos neben ihrem Begleiter, wohl mit offenen Augen, doch als ob sie nachtwandle; so kamen sie zu der kleinen Runde niederiger Häuser auf der stillen Halbinsel, wo kaum ein anderes Geräusch erscholl, als das Anglucken des Wassers in den schmalen Bootrinnen, die sich von der breiten Schleibucht als gesicherte, winzige Häfen neben jedem Hause gleichartig heraufzogen. An dem seinigen saß Pidder Sörenbroder, sein Netz ausflickend; er sah verwundert die beiden Kommenden an, der Graf Saint-Germain erkannte ihn sofort wieder und begrüßte ihn: „Ah, ist Er der Onkel von Dorette, der mir hat gezeigt neulich im Wald, warum ich bat Ihn. Ich wieder komme, zu bitten, aber nicht für mich, für Sein' Nichte, was wird sein zu Gutem für sie. Denn mir es thut leid, sie zu sehn im Haus von ihrem Vater nicht an ihrem richtigen Platz.“

Er wiederholte, was er dem Mädchen vorher im Wald gesagt; der Fischer hörte ohne Wort zu, nur ein paarmal die kurze Pfeife aus den Zähnen herausziehend und Rauchwolken wegblasend. Dann, als Saint-Germain schwieg, erwiederte er:

„So, Herr, thut Ihnen das leid? Ja, das kann es denn Einem auch wohl thun. Und Sie meinen, Herr, sie wär' da im Ruge Krog nicht an ihrem richtigen Platz? Ja, wenn Sie das meinen, dann werden Sie ja wohl auch Recht damit haben. Dagegen kann man nix sagen.“

Er drehte den Kopf nach dem Wasser, das in langen, flachgestreckten Wellen von der Schlei hereinkam, gegen sein Boot angluckte und es leicht hob und senkte. Dazu nickte er: „Wie das immer kommt und geht. Ein' Augenblick is es weg, dann is es wieder da. Das hat es so an sich; blos wenn der Wind mal nich geht, is es so 'ne Zeitlang still. Aber wenn die Luft wieder da is, bleibt es immer bei seiner Art.“

Pidder dampfte wieder aus seinem „Näsenböter“ und sah danach den Grafen an. „Auf's Schloß wollen Sie meine Schwestertochter mitnehmen, Herr? Sie sagten, auf's Schloß Gottorp? Ja, weil's Ihnen so vorkommt, Herr, daß sie im Krug nich an ihrem richtigen Platz ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Der Pfingststurm von 1860.

Von Wanda Bartels.

Mit Zeichnungen von Hans Bartels.

Der Strandvogt erzählt:

„Das war kein fröhliches Pfingstfest. Schon des Morgens, als wir Alle zur Kirche wandelten, jagten die Wolken über die Sonne, die nur noch matt darum kämpfte, uns ein fröhliches Fest zu bescheren. Die Wellen waren grün und mißfarben und hoben die weißen Schaumköpfe, als witterten sie den Sturm. Die Aelteren unter den Fischern schüttelten die Köpfe, wenn sie den Horizont betrachteten, wo sich leise eine Wolkenbank über die andere schob. Die Ebbe, die am Nachmittag kam, schien alle Gewalt über das Wasser verloren zu haben; trotzig zischend und gurgelnd bestanden die Wellen auf ihrem Platze und sträubten sich, den Sand zu verlassen. Nun, das ist gewiß, daß sie ihr schließlich folgen mußten, denn die Ebbe ist stärker als die wildesten Wogen, aber es wußte sich doch Niemand unter uns zu erinnern, daß sich das Wasser so unheimlich lebendig gegen Etwas gesträubt hatte, dem es seit all den Tausenden von Jahren gewohnt war zu gehorchen.

Auch am Nachmittage in der Schenke wollte keine Lustigkeit aufkommen, trotzdem viel junges Volk beisammen war; es lastete Etwas auf uns Allen, etwas Ungewisses, Drückendes, und als um halb elf Uhr des Abends die Fluth kam, da war noch Niemand zu Bett.

Mit einem Hagelschauer fing es an, der wie ein Warn-Signal gegen die Fenster prasselte, hinter denen die Frauen saßen und beteten, denn die Meisten hatten wohl einen Mann oder Sohn auf der See.

Da draußen aber war er das Signal zu etwas Anderem. Da hieß es, daß der große Wächter, die Ebbe, abgelöst sei, und daß der Tanz nun angehen könne.

Hei, wie der Sturm daherraste, als hätte er irgendwo auf der Lauer gelegen! Wie er die Donnerböe auf seine Schwingen nahm und sie wie die Fahne der Vernichtung über dem Meere entfaltete. Das war ein Wurf, bei dem die Falten in Stücke gingen und die weißen Blitze daraus in das Meer tauchten, um es zum Tanze zu laden. — Und ob es sich bitten ließ! Eine Welle donnerte es der anderen zu, daß das Spiel begonnen, und sie rasten auf den Sand, daß der Schaum in großen weißen Bällen durch die dämmernde Nacht flog. — Wer das gesehen hat, wie die Wogen ihre weißen Leiber in die Höhe reckten, als wollten sie den Blitzen in das schwarze Gewölk folgen, um sich dann brüllend, vom Donner umtobt, auf dem Sande zu zerschmettern, — der vergißt es nicht wieder.

Längst schon hatte sich der Strand mit Menschen bedeckt, und wenn der wahnsinnige Sturm, der jeden Ton verschlang, außer dem Rasen der Wogen, — auf Momente die Wolken zerriß, dann zitterte das Mondlicht auf all den dunklen Gestalten, die wie Ameisen durch einander wimmelten, sich in dem nassen Sande spiegelnd. Es zeigte die Frauen, deren weiße Mützen hell durch die Nacht schimmerten, wie sie mit bebenden Lippen Gebete murmelten, deren Sinn sie in dem Toben umher verloren, — es zeigte die Männer, wie sie mit allerlei Ferngläsern die Finsterniß zu durchdringen suchten, denn es ging das Wort, — und Keiner hatte es zuerst gesprochen, — daß ein Schiff in der Nähe der Küste fahre.

Aber jetzt sah Niemand Etwas, denn die Wolken hielten das ganze Firmament bedeckt, und Niemand wußte, was für eine Ueberraschung uns Sturm und Wogen unter dem Mantel der Finsterniß bereiteten.

Da, — was war Das? Es kam ein Ton durch die Finsterniß, halb erstickt vom Brausen der See und des Sturmes, der, so schwach er war, unsere Herzen im Innersten erschütterte, — der dumpfe Knall eines Schusses. Wie unser ganzes Leben in den Ohren lag, während die Hand der Nacht unsere Augen bedeckte!

Und es war keine Täuschung, denn noch einmal und noch einmal hallte der schwache Laut an uns vorüber, während Sturm und Wogen über den Sand donnerten, als wollten sie mit ihrem Jauchzen jeden menschlichen Ton ersticken.

Auf einmal klaffte das Gewölk von einander, und in dem Mondlichte, das die schäumende See überfluthete, kam es dahergefahren wie ein schwarzes Gespenst, — das Schiff, das wir Alle erwarteten. Hei, wie die Wogen damit spielten! Wie sie den schweren, schwarzen Rumpf einander zuwarfen! Es war ein Dreimaster, der da wie ein todwunder Kämpfer auf uns zutaumelte; aber es stand nur noch der vorderste Mast, das konnte man deutlich sehen, die beiden anderen hatte die gewaltige Art des Sturmes abgehauen. Mit der Schnelle des Gedankens theilte er die Wogen, raste er seinem Untergange entgegen; denn Sturm und See trieben ihn erbarmungslos der Sandbank zu, die keine drei Wellen weit vom Strande entfernt liegt. Und wir, ein ganzes Dorf voll kräftiger Männer, mußten thatlos mit ansehen, wie sich sein Schicksal erfüllte, denn in dem Aufruhr der Elemente gab es keinen Kampf, da gab es Nichts, als stumme Unterwerfung.

Einen Augenblick schwiegen Wellen und Wind, als schöpften sie Athem, einen Moment nur, — dann ein Aufbäumen, ein Donnern, ein gewaltiger Stoß, — und wir wußten, daß es nun feststaß. — Das war um Mitternacht.

Was nun folgte, läßt sich schwer beschreiben. Es war ein entsetzlicher Kampf, — und doch kein Kampf, — denn Sturm und Wogen thaten nach ihrem Willen, und die Menschen mußten gehorchen.

Wie schwarze Schlangen peitschten die zerrissenen Taue das Wasser, aus dem sie sich bei jedem Athemzuge, mit dem sich das Schiff aus dem überstürzenden Schaume hob, wie in Todesangst emporringelten. Oben an dem einzigen Maste raste das letzte Segel, von seinen Banden befreit, als wollte es fort, — fort von dem todgeweihten Fahrzeuge. Aber der Sturm spottete sein und schlug es gegen den Mast, daß es wie Gewehrfeuer knatterte. Und die Menschen auf Deck! Wie sie in wilder Verzweiflung sich an Alles klammerten, was da oben noch lag! Wie ihre weitgeöffneten Augen verzweiflungsvoll zu uns herüberstarrten, die wir machtlos ihrem grausigen Todeskampfe zusehen mußten. Aber der Sturm verwehte jeden Schrei, lange bevor er zu uns herüberdrang, und jede Sturzsee riß erbarmungslos ein Opfer nach dem anderen über die Brüstung, es im Schaume versenkend.

Das war eine Nacht! —

Wie Sturm und Wogen sich an jedem Opfer berauschten! Wie wahnsinnig, einander überstürzend liefen die bergehohen Wellen daher, vom Sturme mit wildem Pfeifen aufgestachelt. Erbarmungslos stampften sie den Rumpf des Schiffes auf den Sand, wieder und wieder, daß die Rippen krachten, und ihr wilder Genosse, der Sturm, faßte das schlagende Segel und tauchte die Spitze des Mastes in den Gischt, wie ein Spielzeug.

Sie wußten es wohl, die Vernichter, daß da oben noch Einer saß, — und der mußte herunter. Es war entsetzlich. Er klammerte sich an die kahlen Stangen, sein Haupt bedroht von dem tödlichen Schlage des zerfetzten Segels, — unter sich die schäumende See, die mit pünktlicher Genauigkeit mit jedem Schlage Einen seiner Kameraden fortriß, — bis er allein noch übrig war, — doch er sah Nichts von Allem. Sein Denken, sein Fühlen, seine Hoffnung lag in seinen Fingern.

Und die See wußte das. Wie der eisige Schaum hinaufleckte, seine Füße erstarrend, seinen Oelrock tränkend und seine Augen mit dem prickelnden Salz quälend. Aber er hielt fest.

Der Thor, der da hoffte stärker zu sein, als die See!

Stoß auf Stoß erschütterte den Rumpf, der bis in den Mast hinauf zitterte, aber er hielt fest; — der Sturm packte den Mast und tauchte ihn in die brüllenden Wogen, — aber wenn er auftauchte, saß der Mann fest, trotzdem seine Finger längst abgestorben sein mußten von dem eisigen Pfingstwasser. Das war ein Kampf, der durch zwei Stunden währte, — Stunden, die zu Ewigkeiten wurden.

Da auf einmal wurde es still, so still, daß man das Knistern des Dünensandes hörte, der trotz der Nässe in feinen Streifen über den Strand lief, — eine Secunde vielleicht, oder der Bruchtheil einer Secunde, — schauerlich, grauenvoll still, weil der große Tiger, das Meer, sich zum Sprunge kauerte.

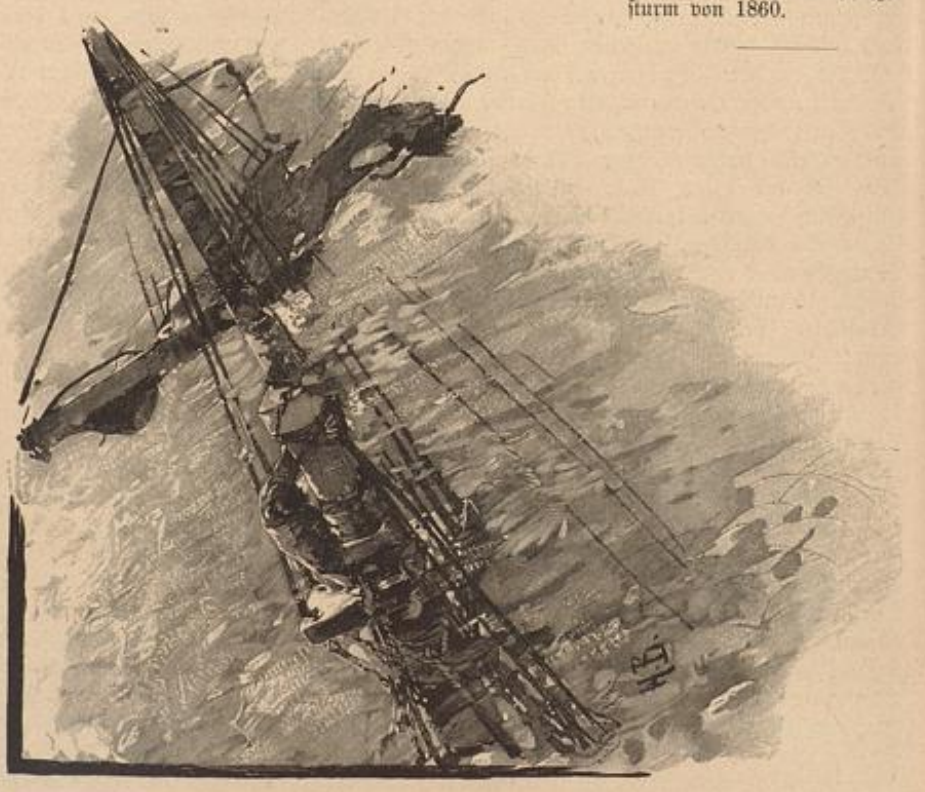
Und dann ein Donnern, ein Schlagen und Rollen, und so weit man sah, Nichts als Schaum, Schaum, Schaum, — Berge von Gischt und Schaum, als sei die ewige Vernichtung hereingebrochen. — Und als es vorbei war und der Schaum sich zischend verzog, — da war die Stelle leer, wo das Schiff gekämpft, vollständig leer. — —

Wir hatten keine Zeit, um über das Unglück nachzudenken, denn wir hatten in den zwei Stunden, die uns von der Fluth noch blieben, alle Hände voll zu thun, um das zu bergen, was sie uns von den Ueberbleibseln des Schiffes wie höhnend an's Land warf, ehe die Ebbe kam, die Alles unwiderstehlich mit sich fortnimmt.

O, sie war ehrlich, die See. Sie gab uns Alles wieder, was sie geraubt: die Tonnen und Kisten und Hölzer und das farbige Bildniß, das so stolz an des ausfahrenden Schiffes Bugspriet geprangt; auch die müden Kämpfer, die sie in ihren großen Armen in ewigen Schlaf gewiegt. Eine einzige Welle spülte ihrer sieben an's Land, — sie behielt keinen.

Und als mit der fahlen Dämmerung die Ebbe kam, da folgte ihr die See, wie sie ihr in all den tausenden von Jahren gefolgt war; ein wenig athemlos zwar, und gelb vom aufgewühlten Sand, aber doch friedlich, wie ermüdet vom Werk der Vernichtung.

Nur der Wind raste weiter hinein in das Land und brachte den Menschen den Nachklang des großen Festes, das er draußen auf der Nordsee gefeiert, und das die Menschen an der Küste noch heute mit Grausen nennen: den Pfingststurm von 1860.



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blumenmarkt in Triest. Nach dem Bilde von W. Gause. — Siehe Seite 88.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Das Ende der Frühlings-Nymphen.

Von Fr. Wilh. Groß.

Ueber dem umfangreichen und stattlichen Kirch- und Fabrikdorfe Woskresonsk, der selten bewohnten Residenz eines bekannten russischen Fürsten, lagert noch das Grau der Morgendämmerung. Es ist die Johannisnacht — die ebenso kurze, wie bezaubernd schöne — die zu Ende geht. — Die noch nicht lange untergegangene Sonne verkündet wieder ihr Nahen durch rosige Reflexe und Farbenstriche, die sie in wundervollen Nüancirungen und Tintenmischungen an dem Rand des Horizonts entlang zieht, um dann selbst zu erscheinen und dem Ziele ihres Siegeslaufes am Zenith entgegen zu steuern.

Von Minute zu Minute wird es heller, und der beträchtliche Häuserkreis, der sich Anfangs wie eine zwischen die Berge auf die Erde herabgelassene dunkle Wolke ausnahm, wickelt sich immer mehr aus seiner Verschleierung heraus, bis der hübsche Ort — wohl einer der hübschesten im südöstlichen Ural — in allen seinen einzelnen Theilen und Umrissen klar und deutlich sich abzeichnet.

Auf dem mit einer blauen Kuppel verzierten Thurme der freundlichen griechischen Kirche hämmert bald darauf der Glöckner in den bekannten Tactschlägen die Glocken, deren Klänge in dem reizenden Thale gar wohlthuend wiederhallen und selbst bis nach Alaberdin — einem zwanzig Werst entfernten Baschkiren-A-ule (Dorfe) — dringen, wo eben der Gebetverkünder von dem Minaret des muhamedanischen Bethauses seinen Ruf zum Sabah oder Sonnenaufgang ertönen läßt.

Der Johannismorgen prangt jetzt in seiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit, an deren Schilderung alle Poesie des Dichters erlahmen muß. Obwohl nach dem acht Monate langen Winter der kurze Frühling sehr spät eintrat und kaum mehr als vier Wochen seine Herrschaft ausüben wird, hat doch die Natur Alles aufgeboten, um nachzuholen, was versäumt worden war. Sie arbeitet eben mit voller Kraft und muß in der halben Zeit Ergebnisse hervorbringen, die anderwärts Monate erfordern würden. Kaum ahnt man, woher alle diese Herrlichkeit gekommen, so schnell ist die Verwandelung vom tiefsten Winter zum vollen Sommer, von unermeßlichen Schneewüsten zu einem lachenden Blumenmeer vor sich gegangen. Die mit urwaldlichem Dickicht bewachsenen Uralberge, die sich dicht am Dorfe erheben und noch vor wenigen Wochen unter Flockengespinnst und Diamantbehängen flimmerten, stehen jetzt in vollem Blätter- und Blüthenschmuck, und der Kamm des Gebirges, der schon haushoch aus seinem nächtlichen Dunkel in die lichten Höhen des Aethers emporragt, liegt wie verklärt da und sein Wald scheint im Frühroth güldene Blätter zu tragen, während unterwärts das allmälig zerreißende Nebelgewoge noch Dreiviertel des Bergwalles einhüllt.

Am Fuße des Höhenzuges schlängelt sich ein ansehnliches — bald sich zusammendrängendes, bald wieder zu einer stattlichen Breite sich erweiterndes — Flüßchen hin, das murmelnd und lullend über Gestein, Kiesel und erratische Felsblöcke oder Trümmer hinwegrieselt und dann durch das Dorf fließt, dem es mitten im heißen Sommer doch frisches — und trotz der herabsengenden unerträglichen Sonnengluth ein durch seine Kühle berühmtes Wasser zuführt.

Jetzt in früher Morgenstunde schweben auch über dem Fluß noch schleierhafte Dunstwölkchen, die ihn verhüllen. — Möven streichen darüber hin oder schnellen mit pfeilartiger Geschwindigkeit aus dem aschgrauen Gewölk hervor. Wildenten gleiten unsichtbar über die verdeckten Wogen, um in dem Schilf und Röhricht der grünbewachsenen Buchtungen nach Wassermücken und anderen Insecten zu jagen, oder zum Frühmahl die erforderliche Menge kleiner Frösche und Fischchen, sowie deren Laich zu erbeuten. Ihr Geschrei und Geschnatter läßt sie wenigstens hören, wenn man sie nicht sieht, wogegen Strandläufer und allerhand ähnliche Sumpfvögel auf dem thaufeuchten Rasen der Ufer umhertrippeln oder am Rande des Strandes nach Schnecken und Muscheln suchen, die von der Fluth an das Land gespült worden. —

Hie und da hört man ein geräuschvolleres Plätschern im Wasser, ein mädchenhaftes Kichern und zuweilen auch ein dem Windwehen ähnliches Singen. — Dort am Rande des Ufers steht ein alter Weidenbaum, der seine langen Zweige in den Wasserspiegel taucht. Auf zwei zusammengebundenen Ruthen sitzt ein badendes Mädchen von bezaubernder Schönheit, das sich über dem vorüberrauschenden Strome wiegt und lachend in die Fluth hinabfallen läßt, während andere im Wasser sich schaukeln oder sich emporschwingen, um das Spiel ihrer Genossin auf dem Weidenbaum zu wiederholen.

Es sind die meist nackten, zuweilen aber auch mit einem gürtellosen Rubaschki (Hemd) bekleideten „Russalkis" — dem Nymphen-Geschlecht ähnliche Wesen, die sich ungeachtet einer gewissen Gutartigkeit doch den Menschen — namentlich aber den jungen Mädchen und noch mehr den Burschen — feindlich gesinnt zeigen. — Als echte Frühlingsgeister den Lenz mit allen seinen Freuden und Gefahren versinnlichend, dauert ihr kurzes Dasein von Beginn der schönen Jahreszeit bis zum Ende derselben, oder genauer — vom Pfingstsonnabend, wo sie aus der Tiefe der Gewässer emporsteigen, bis zum Johannistage oder Iwan Kupalo, an welchem sie nach wenigen Wochen ausgelassener Fröhlichkeit und nachdem sie in Flüssen, Seen und auf dem Lande ihr Unwesen getrieben, mit ihrer Königin in den auf dem Grunde verborgenen Krystallpalast zurückkehren.

Die Gefahr einer Annäherung kennend, sucht sie ein Jeder zu fliehen und die Ufer zu meiden, aber Alle kennen sie und ihr Thun und Treiben auf das Genaueste. Sie sind von bestrickender Grazie und Lieblichkeit, haben Schwimmhäute an den Händen und Füßen, und Kenner wollen behaupten, daß die Letzteren eigentlich nichts Anderes als ein gespaltener Delphinenschwanz wären. Das blonde oder meergrüne lange Haar, das bis auf den Boden herabwallt und den ganzen Körper einhüllt, trieft von Wasser, und im Besitz eines Kammes ist eine Russalka im Stande, durch unaufhörliches Kämmen ihre ganze Umgebung in einen See zu verwandeln. Sie sitzen gewöhnlich bei Nacht auf dem feuchten Strande, gehen auf dem Ufer spazieren, pflücken und sammeln Blumen und winden dieselben zum Kranze, um sich damit zu schmücken. Die Furcht, trocken zu werden — was ihren Tod bedeuten würde — hindert sie, sich weit vom Ufer zu entfernen, und mit Tagesanbruch in die Flüsse zurückkehrend, verwischen sie ihre Spuren, lassen aber solche zurück, wenn sie überrascht werden.

Am gefährlichsten gelten diese nordischen Najaden am Pfingstsonnabend, dem Tage ihres Erscheinens, oder in der darauffolgenden Woche, wo sie ihre Streifereien bei Nacht — zuweilen auch am Tage — bis in die nahen Wälder ausdehnen, die Bäume ersteigen, den Wanderer durch Täuschungen necken und junge Leute verfolgen, weshalb es nicht rathsam ist, in offenen Gewässern — besonders aber in tieferen Flüssen und Seen — zu baden, allein in den Wald zu gehen oder in der Nähe der Gewässer auch nur in die Hände zu klatschen. Die größte Lust der Russalkis ist es, den Fischern die Netze zu verstricken oder zu zerreißen, mit Vorübergehenden allerhand Unfug zu treiben und Mädchen — oder noch lieber Buben — mit Lachen und anderen Verführungskünsten, wie Zaubereien und Wahrsagereien, heranzulocken.

Unerfahrenen Mädchen, die darauf eingehen, werden Räthsel aufgegeben, von welchen man mehrere kennt. Folgendes mag hier zur Probe eine Stelle finden:

„Schönes Jüngferchen, so höre,
Was ich Dir jetzt hier erzähle;
Löse dieses Räthsel mir.
Räthst Du es, so magst Du gehen
Und den Vater wiedersehen.
Räthst Du's nicht, dann wehe Dir!
Was wächst ohne Wurzeln? Mädchen,
Sag, was läuft vom Dorf zum Städtchen
Ohne Füße durch das Land?
Was blüht ferner ohne Blume
Ueberall am Waldessaume —
Reicher noch am Grabenrand?"

Häufig wird das etwas hinkende Räthsel gelöst, und man weiß jetzt allgemein, daß der wurzellose Stein, der ohne Füße und Muskel laufende Fluß und das blumenlose (?) Farrenkraut gemeint sein soll. Im Lösungsfalle ist das Mädchen gewöhnlich frei; andernfalls aber wird dasselbe in die Tiefe gezogen und muß im Palaste Dienste verrichten.

Anders ist das Verfahren, um junge Männer heranzuziehen, die mit Aufwendung aller weiblichen Liebenswürdigkeit und Schalkheit aufgefordert werden, sich neben die Sirenen zu setzen, mit ihnen zu spielen, zu schaukeln, Blumen zu winden und andere Zerstreuungen zu pflegen, bis sie sich zu Tode gelacht haben. In den auf dem Flußgrunde liegenden Palast herabgezogen, wird der Mann in das Leben zurückgerufen und gezwungen, sich mit seiner Entführerin zu vermählen, um ein herrliches Dasein weiter zu führen; allein — obgleich ihm sogar gestattet wird, sich alljährlich auf Augenblicke zu den Menschen auf das Land zu entfernen, läßt ihn die Sehnsucht nach den Letzteren doch zu einem Genuß aller ihm gebotenen Herrlichkeiten nicht kommen.

Bestrickend für Männer ist der Anblick der Russalkis und unwiderstehlich ihr Gesang. Es ist vorgekommen, daß junge Burschen, die schwach genug waren, auf solche Gesänge zu hören, jahrelang an einer Stelle gebannt stehen blieben. Fälle dieser Art sind allerdings weniger zahlreich, da man, bereits hinreichend gewarnt, sich bei dem Ertönen dieser Melodien entweder sofort die Ohren verschließt oder die Flucht ergreift, die um so eher gelingt, als die Verfolgerinnen aus den schon erwähnten, ihnen sehr gefährlichen Gründen sich nicht weit vom Flusse zu entfernen pflegen.

Neben diesen Johannisfreuden und dem Singsang der Strommädchen ist jedoch trotz der urwaldlich beschatteten Berge an ein Vogel-Concert von der Vielstimmigkeit unserer singenden Gärten, Wälder und Felder nicht zu denken. Gegen alles Erwarten dringt uns aber aus den wohlig umsorten, quellenreichen Wildnissen der bestrickend süße und schmelzende Schlag der Nachtigallen entgegen, die einander hier in selten gehörter Anzahl antworten. In diesen Wettstreit der gefiederten Sängerköniginnen, von welchen einige im fürstlichen Park den lieblichen Chor vervollständigen, mischen sich allerdings noch einige andere Naturlaute, die — wie überall — mit Anbruch des Tages auf dem Wasser wie auf dem Lande das Erwachen der schlummernden Welt offenbaren. — Es blöken die Schafe, meckern die Ziegen, brüllen die Rinder oder wiehern die Rosse nah und fern, die — ungeachtet zahlreicher Wölfe — im Walde oder in der umherliegenden Steppe nächtigen. Es sind Stimmen, die sich nicht durch hervorragenden Wohlklang auszeichnen, die aber in diesem Accord und zu dieser Stunde dem Naturfreund dennoch unglaublich stimmungsvoll vorkommen und in die Landschaft zu gehören scheinen.

Auch im Dorfe wird es mit der sich mehr und mehr lichtenden Frühstunde lebendiger. Von außerhalb vernimmt man die monotonen Weisen russischer Liedchen, die von jungen, in das Dorf zurückkehrenden Frauen und Mädchen angestimmt werden. Von weiblicher Eitelkeit getrieben, sind sie unter dem Schutze der Nacht hinausgewallt, um sich im Wiesenthau zu baden. Der Thau der Johannisnacht ist nach allgemeinem Volksglauben von wunderbarer Wirkung und besitzt die Kraft, selbst Häßliche schön und Schöne selbstverständlich noch schöner zu machen, und die Sucht, zu gefallen, überflügelt sogar die Furcht vor den Russalkis und den damit verbundenen Gefahren.

Wie aber eine Stimme die andere herausfordert, so wiederholen sich auch die Wechselgesänge der Frauen bald darauf im Orte selbst. Aus verschiedenen Richtungen erschallen die eigenartigen Volksweisen von Buben und Dirnen. An den gegenüber liegenden Straßenecken werden eine Anzahl Mädchen sichtbar, die in festlichem Schmuck, mit Kränzen aus wilden Blumen und Kräutern auf dem Kopf, auszuspähen scheinen und von ebenso geputzten Burschen begleitet werden. Es sind Auszüge vom Johannisvorabend, die sich mit Sonnenaufgang am Morgen in ganz derselben Form wiederholen.

Auf der breiten, hinter dem fürstlichen Park entlang führenden und einem langen größeren Platz gleichenden Dorfstraße erscheint bald darauf eine weibliche Truppe mit einem von Bändern, Kränzen und Blumengewinden behangenen Weidenbaum, den man „Marena" nennt, während von der entgegengesetzten Seite sich eine andere Gruppe heranbewegt und eine angekleidete Strohpuppe von Menschengröße mit Namen „Kupalo" oder „Täufer" (wohl von dem russischen „Iwan Kupalo" oder „Johannes der Täufer" herrührend) herbeiträgt und unter dem bereits in den Boden eingelassenen und befestigten Marena-Baum aufstellt. Klagegesänge ertönen, und die im Reigen geordneten Mädchen umkreisen tanzend den Baum, bis sich das Bild plötzlich ändert. Buben umlauern — erst aus der Ferne, dann näher und näher kommend — die Gruppe und nehmen endlich eine herausfordernde Haltung an. Der Tanz wird unterbrochen, und die Tanzenden formiren sich in Kampfstellung, um den Angriff abzuwehren. — Es ist das Zeichen zum Beginn des nun folgenden offenen Kampfes. Längere Zeit schwankt der Sieg zwischen beiden Parteien hin und her, bis der Baum trotz der heftigsten Gegenwehr der Vertheidigerinnen von den Burschen erobert und geplündert wird, womit der Kampf sein Ende gefunden und die streitenden Parteien sich vereinigen.

In ländlicher — nicht selten etwas urwüchsiger — Fröhlichkeit zieht jetzt die vereinigte junge Welt mit der Puppe Kupalo durch das Dorf nach einem am Flusse liegenden erhöhten Ort oder Hügel, auf welchem die Figur von Neuem Aufstellung findet. Buben und Dirnen umtanzen wiederholt singend das in seiner Bedeutung nicht ganz aufgeklärte Symbol. In einem daneben in den Boden ausgehöhlten Kessel lodert ein mittlerweile angezündetes Strohfeuer empor, die Puppe wird hierauf entkleidet und zerpflückt und ihre einzelnen Theile in das Feuer geworfen, wonach die geschmückten Jungfrauen der Reihe nach durch die Flammen springen, was Glück in der Liebe und Ehe bedeuten soll.

Mit der Vernichtung der Johannispuppe hat die Ceremonie ihren Abschluß gefunden, und die nun versöhnten Strommädchen oder Russalkis sind — wie der Volksmund zu sagen pflegt — „heimgeleitet", was wohl heißen soll, daß die vorübergehende Lebensdauer der Frühlings-Najaden außerhalb der Gewässer, d. h. auf dem Lande, als beendigt zu betrachten sei; denn von diesem Augenblick an hört die Unsicherheit an den Flüssen und Seen auf und nur sehr ausnahmsweise kommt es noch vor, daß eine Russalka gesehen, oder ein Badender oder Wanderer ihr Opfer wird.

Uebrigens kennt man eine Menge vorzüglicher Mittel, die sich gegen die Bestrickungen dieser Wesen auf das Beste bewährt haben. An sich ist schon das Tragen eines Kreuzchens ein vortrefflicher Schutz; doch hat man die Erfahrung gemacht, daß z. B. Zweige von Liebstock oder auch von der Feld-Cypresse, sowie die Blätter einiger Minzen — namentlich der Pfefferminze — von außerordentlicher Wirkung sind und als Volksmittel gegen den Zauber der Russalkis nicht genug empfohlen werden können.

Wie lange die Letzteren eigentlich bestehen, ob sie vom Anfang an vorhanden waren oder erst später sich einstellten und woher sie gekommen sind, darüber vermag der Volksglaube keine bestimmte Antwort zu geben, und ebensowenig sind die russischen Gelehrten noch bis heutigen Tages in dieser Beziehung einig geworden. Man behauptet aber, daß die Seelen der todt zur Welt gekommenen oder vor der Taufe verstorbenen weiblichen Kinder — ebenso erwachsene Mädchen, die beim Baden ohne das übliche Kreuzchen ertrunken sind, Russalkis zu werden bestimmt wären, weshalb man niemals das schützende Amulettchen beim Baden vergessen sollte.

In vielen Fällen gelingt es auch, die armen Wesen vor dieser Bestimmung zu bewahren, da — wie man weiß — die Seelen oder Seelchen vor ihrer Entfernung in die Luft emporsteigen und dreimal um die Taufe bitten. — Man kann dieselbe sehr leicht gewähren, wenn man aufpaßt und zufällig das Flehen vernimmt, indem man dem kleinen Geiste zuruft: „Annissi — oder — Maruschka, ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! — Amen!" Das Zeichen des Kreuzes, das man dazu macht und etwas dreimal in die Luft gespritztes Wasser — wenn man solches in der Nähe hat — erhöht noch die Wirkung, doch ist Letzteres keineswegs absolut nöthig. In den meisten Fällen ist freilich diese erlösende Ceremonie nicht möglich, weil man den Ruf des kleinen russischen Engels nicht vernimmt, der nun — anstatt seiner himmlischen Bestimmung zugeführt zu werden — zur Russalka wird und die Zahl derselben abermals um eine erhöht.

Den dunklen Sinn dieser — ohne Zweifel uralten — Gebräuche hat man jedoch bisher noch nicht zu erklären vermocht, vielfach aber bis in die Zeit des Heidenthums nachzuspüren versucht. Es kann sein, daß der Ursprung ein heidnischer ist, aber — Alles ist nur Vermuthung geblieben. — Bei einigem Nachdenken scheint es gleichwohl nicht allzu schwer, einen Sinn in dem Nymphen-Zauber und seiner Abwehrung zu finden. Die Russalkis sind ganz gewiß echte Kinder der Phantasie, die mit dem Kukuk — dem Genius des Frühlings — erscheinen und mit diesem wieder verschwinden, weshalb auch der — übrigens dort nicht häufige — Kukuk in der Russalki-Sage eine hervorragende Rolle spielt. Was aber den Sprung der Jungfrauen durch die Flammen betrifft, der in vieler Hinsicht günstige Bedeutungen haben soll und nicht blos eine verbreitete russische Sitte ist, so sind symbolische Beziehungen zu dem großen Weltereigniß des Passirens der Sonne durch die Feuerlinie am Johannistage gewiß als recht naheliegend anzunehmen. Es ist mehr als einmal dagewesen, daß man einfache Dinge nicht zu erklären vermochte und sich Jahrhunderte lang darüber den Kopf zerbrach, weil sie eben — zu einfach und wenig gelehrt waren.

Nachdruck verboten.

Mirza Schaffy.

Von Georg Malkowsky.

Im deutschen Dichterwalde erschallen dermalen alle möglichen unartikulirten Naturlaute, nur das melodische Singen des „Vogels, der auf den Zweigen wohnet", ist verstummt. Ich glaube, man nennt das Naturalismus, und besagter Naturalismus ist so fanatisch natürlich geworden, daß er gar keine Natur mehr neben sich anerkennt und das Vogelsingen für ein unberechtigtes Kunstproduct hält. Und doch gehört auch der Vogel zum Thierreich und kann Nichts dafür, daß ihm nicht nur die derzeit moderne Gabe des Schreiens, sondern auch die veraltete des kunstgerechten Singens zu Theil geworden ist.

Aber wir wollen nicht ungerecht sein! In einer Zeit, die sich so ausschließlich und liebevoll mit dem ewigen Leiden der Menschheit beschäftigt, wie die unsrige, ist das Schreien die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

natürliche Mittheilungsform des gemeinsamen Schmerzes, und der Kunstgesang mag das Ohr des in die Wollust des Weltgrams Versunkenen schier beleidigend berühren. Möchten die Herren nur begreifen, daß sie erst dann berechtigt wären, uns der Lüge zu zeihen, wenn auch wir in unartikulirten Tönen zu schreien begännen, denen für die Schilderung des uns umgebenden Schönen noch immer die schöne Form als das Angemessenste erscheint. Das Schreien ist verzeihlich, warum sollte das Singen so ganz unentschuldbar sein?

Es ist ein eigen Ding um einen todten Dichter: zunächst flattern ihm die papierenen, seit Jahren bereit gehaltenen Nekrologe der Tageszeitungen auf die Bahre, dann werfen ihm die näheren Bekannten und Freunde die obligaten Lorbeerkränze nach, und schließlich geht auf den frischen Hügel ein Schauer kritischer Würdigungen der Wochen- und Monatsschriften nieder. Die Schreiber der Letzteren haben Zeit gehabt, Material zu sammeln, sie empfinden das unabweisbare Bedürfniß, etwas Neues zu sagen, und so überraschen sie uns dann mit der Mittheilung, daß der todte Dichter eigentlich gar kein Dichter gewesen ist. Die Nekrologe wandern in den Papierkorb, die Lorbeerkränze verdorren, aber die Wochen- und Monatsschriften erhalten einen dauerhaften Einband, und ihr Inhalt wird von kommenden Literarhistorikern als schätzbare Quelle benutzt. Wenn Mirza Schaffy nicht in mehr als hundert Auflagen lebte, könnte man den verstorbenen Friedrich Bodenstedt wirklich für einen todten Mann halten. Die Schriftgelehrten, denen die Erscheinungsform ihrer Blätter mehr Zeit und Muße läßt, haben ihn hübsch einbalsamirt und dem Dichter des Weines und der Liebe das Aussehen einer zierlich bemalten Mumie verliehen.

Wer sich die Würdigung Friedrich Bodenstedts aus der zwölfbändigen Gesammtausgabe seiner Werke mühsam erlesen will, wird sein Urtheil durch eine Sachkenntniß trüben, die ihm Niemand dankt. Friedrich Bodenstedt ist Dramatiker und Dramaturg gewesen, er hat auf einem Münchener Universitäts-Katheder und auf verschiedenen Redactions-Stühlen gesessen, und das Alles hat er uns in seinem Buche „Aus meinem Leben" selbst erzählt. Aber man trägt nicht zwanzig Jahre lang ungestraft den Turban. Der Epiker und Dramatiker, der Redacteur, Literatur-Professor und Theaterleiter ist vergessen, Mirza Schaffys geistvolle, in leichter Weinlaune leuchtende Züge haben sich unauslöschlich der Erinnerung eingeprägt.

Aber das war eine Maske, sagen die Monatsschriftler, und wenn man die Sache genau nimmt, hat uns der Pseudo-Orientale mit seiner wein- und liebetrunkenen Weisheit dupirt und seine zierliche Nippes-Waare unter falscher Marke an den Mann gebracht. Es ist wahr, man hat zwanzig Jahre lang an die wirkliche Existenz des persischen Dichter-Philosophen geglaubt. Eine Leipziger Zeitschrift ließ es sich viel Mühe und Geld kosten, sein Portrait zu erjagen, eine Concurrentin stellte sich die Sache billiger und brachte den Kopf eines beliebigen beturbanten Moslem als sein authentisches Bildniß, und noch Gerhard Rohlfs suchte sein Grab in Tiflis, ohne es finden zu können. Zu Alledem hat Bodenstedt geschwiegen und es über sich ergehen lassen, bis der russische Staatsrath Bergé in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft im Jahre 1870 das Räthsel löste. Da mußte auch Mirza Schaffy Farbe bekennen und sich als schlichter deutscher Dichter enthüllen, der in Tiflis von seinem Lehrer manche Anregung erhalten, ohne doch mehr von ihm lernen zu können, als den behaglichen Lebensgenuß, der den Grundton seiner frischen Weisheitssprüche und Lieder bildet.

Für Friedrich Bodenstedt handelte es sich bei der ganzen Sache um keine eitle Maskerade, das kann jeder Empfängliche aus seiner „Tausend und eine Nacht im Orient" herauslesen. Ihm war Mirza Schaffy eine willkommene Figur, in deren vollsaftiges Wesen er Alles hineindichtete, was ihm gerade das Herz bewegte. Wäre er ein nachempfindender Stubendichter gewesen, der nie Erlebtes und nie Empfundenes in verkünstelte Reimformen gepreßt, dann hätten Jene Recht, die ihm das ursprüngliche poetische Gottesgnadenthum absprachen. Aber er hatte die Poesie des Orients in jahrelangem Aufenthalt in Asien wirklich in sich aufgenommen und man schätzt ihn noch heute in Tiflis nicht weniger, als in Deutschland. Zu seinem siebzigsten Geburtstage erhielt er „im Namen der Georgier" ein Pracht-Exemplar des georgischen Nationalepos „Der Mann im Tigerfell", und in seinem bescheidenen Wohnhause in Wiesbaden wurde es nicht leer von asiatischen Besuchern, die ihn als Einen der Ihrigen betrachteten. Das Alles hat ihn aber nicht verhindert, voll und ganz Einer der Unseren zu bleiben. Wenn er in der Zeit, in der er lebte, seine Lieder und Sinnsprüche in ein orientalisches Gewand kleidete, so machte er von einem Rechte Gebrauch, das seit Hamlet nicht ohne Erfolg geübt worden ist. Der Weinlaune Mirza Schaffys verzieh man Manches, was dem nüchternen Friedrich Bodenstedt gar übel bekommen wäre.

Eine aggressive Natur war er allerdings nicht, aber ihm das zu verübeln, hat Niemand ein Recht. Um sein Denken und Dichten voll zu würdigen, muß man es versuchen, sich in den Anfang der fünfziger Jahre zurückzuversetzen. Nach all dem Wirrwarr des verfrühten Freiheitstaumels, den das junge Deutschland literarisch in Scene gesetzt hatte, war es wahrhaft herzerquickend, einmal wieder von den harmlosen Freuden des Daseins singen und sagen zu hören. Daß Bodenstedt es in vollendeter Form gethan hat, wird Niemand bestreiten können.

Seine Begeisterung soll unecht, seine Weisheit hausbacken gewesen sein. Das sind schwer zu beweisende Behauptungen. Die Begeisterung, die sich in sorgfältig gefeilten Versen ausspricht, ist niemals so ganz echt; denn sie hat behufs künstlerischer Gestaltung den Umweg durch den Kopf gemacht. Und mit der Weisheit ist es ein eigen Ding. Wenn sie allgemein anerkannt ist, erscheint sie nicht mehr neu, und wenn sie neu ist, entbehrt sie der allgemeinen Anerkennung. Die Poesie formulirt den geistigen Gehalt ihrer Zeit und prägt ihn in allgemein verständlicher Form dem Gedächtniß ein, aber sie erfindet ihn nicht. Wer Schillers selbständige geistige Bedeutung würdigen will, wird sich zunächst an die Adresse Kants zu wenden haben.

Mirza Schaffy hat niemals „Gedankenfreiheit" gefordert, aber er fand die Wahrheit auf seine eigene Manier — im Wein. Zuleikha hat wenig gemeinsam mit dem deutschen Gretchen, aber hinter der exotischen Edlitham lugt schalkhaft die germanische Mathilde hervor, und sie war — die Gattin des Dichters. Unter dem Turban des orientalischen Lebenskünstlers steckte der philiströse Kopf eines guten Familienvaters, und Bül-Bül ist im Grunde genommen doch derselbe Vogel, den wir gemeinhin Nachtigall nennen. Aber man sollte aus diesem Maskenscherz dem Dichter keinen Vorwurf machen.

Das Dichten ist heut zu Tage eine gar ernste Sache geworden, und wer sich nicht klagend durch diese Thränenwelt hindurchreimt, darf kaum noch auf ein bescheidenes Plätzchen auf dem Parnaß Anspruch erheben. Friedrich Bodenstedt hat es zeitlebens mit dem herzerfrischenden Lachen gehalten, und Hunderttausende haben ihm nachgelacht. Das ist ein Verdienst, das ihm kein Literarhistoriker schmälern kann.

Nicht zum wenigsten aber sollten ihm die deutschen Frauen danken. Man hat ihnen jüngst die trübsinnige Wahrheit beigebracht, daß sie die unterdrückte Hälfte der Menschheit repräsentiren. Wenn sie sich einmal von dem peinlichen Gefühl der Unterdrückung erholen wollen, mögen sie sich nach wie vor an Mirza Schaffy wenden, der ihr Lob in einer anderen Tonart zu singen weiß, wie die modernen Naturalisten. Ihr selten trügendes Empfinden wird sie entscheiden lassen zwischen der Aufrichtigkeit des naiven Bewunderers ihrer Anmuth und den Lobrednern ihrer angeblich gewaltsam in der Entwickelung gehemmten Geistesgaben.

Ueber den Anspruch Friedrich Bodenstedts auf die Unsterblichkeit mögen die Literarhistoriker streiten; Mirza Schaffy, sein poetischer Doppelgänger, wird fortleben, so lange es daseinsfrohe Menschen giebt, denen die Philosophie des gesunden Genießens annehmbarer und trostreicher erscheint, als die der krankhaften Uebersättigung.

Nachdruck verboten.

Grüne Moden!

Eine Plauderei.

Von Zoë von Reuß.

Daß es keine größere Tyrannin giebt, als die Mode, ist eine Thatsache, belächelt, bespöttelt — aber unanfechtbar! Die Erwähnung solchen Ausspruchs ist fast zu einem Gemeinplatz geworden, den die feinere Bildung überhaupt verschmähen würde, wenn es für den ernsten Denker nicht dennoch wieder interessant bliebe, die Erfolge Ihrer Majestät zu constatiren!

Selbst die Natur leistet ihr Tribut! Denn auch unser Garten, der Schmuck unseres Hauses, die Freude und Erholung seiner lustlechzenden Bewohner, der Tummelplatz unserer lieben Kleinen, hat vielfache Phasen durchmachen müssen, ehe er das geworden ist, wozu ein an der Hand fortschreitender Bildung erworbener besserer Geschmack — durch gleichzeitig verfeinertes Natur- und Kunstgefühl — ihn gemacht hat! Wenn wir von einigen bekannten Gärten der Sage absehen, welche aber wohl kaum Gärten in unserem Sinne zu nennen sind, wie beispielsweise der Paradiesgarten und die hängenden Gärten der Semiramis, bei denen die Fabel die Geschichte ergänzt, sind es, besonders zur Renaissancezeit, die Gärten der Mediceer in Florenz, die für den guten Geschmack maßgebend bleiben. Die deutschen, hochgelegenen Gärten der Ritterburgen behielten allerdings ihren einfachen Charakter, ungefähr wie ihn z. B. die Wartburg noch heute als artiges Spielzeug aufweist. Sie waren kaum etwas Anderes als ein geebneter Platz, mit ein paar schattenden Linden, unter welchen Fräulein Kunigunde an schönen Sommerabenden, ausruhend oder die Spindel drehend, saß. Während ein fahrender, von der Haustochter gastlich bewirtheter Minnesänger seine Weisen sang und von seinen Wanderungen in fremden Ländern erzählte, schaute das Fräulein Kunigunde wohl in's Thal hinab, nach der im Waldgrün blinkenden Helmzier des Geliebten. Ein paar selbstgepflegte Beete mit Gelbveigelein und ein kunstvoll angelegter Schneckengang, der sich der räumlichen Enge des Burghofs gefällig anpaßte, genügten als Garten dem Naturbedürfniß der erlauchten Ritterfamilie. — Zeit und Cultur schritten weiter und schufen auch immer lebhaftere Beziehungen, besonders Handelsbeziehungen, zu den außereuropäischen Staaten. Nachdem die chinesische Mauer gefallen war, ward von China und Indien aus eine After-Cultur nach Europa und in unsere Gärten getragen. In England zuerst fing man an, die Bäume in Thierformen zu schneiden und künstliche grüne Laub-Pagoden zu errichten. Wohlgewachsene, etwas steife Bäume eigneten sich dazu am besten, besonders Linden, Buchen und der uralt werdende Taxus. Die Holländer trieben den lächerlichen Tulpen-Cultus; die formenschönen, aber duft- und geistlosen Blumen genossen hier von ernsthaften Männern eine Liebe und Verehrung, die an's Wahnsinnige grenzte. In zahlreichen Varietäten cultivirt, wurden seltene Zwiebeln von den Mynheers mit zehntausend Gulden bezahlt.

Die neue Geschmacksrichtung in der Gartenbaukunst ging von Frankreich aus. Da ihm die europäischen Staaten die Weltherrschaft überließen, konnte man es Frau Mode nicht übel nehmen, daß sie sich gleichfalls seiner Führung anvertraute, zumal es seine Herrschaft, den Damen gegenüber, jederzeit sehr liebenswürdig und cavaliermäßig auszuüben verstand. Der Gartenkünstler André Lenôtre legte die Gärten von Versailles, St. Cloud, Meudon und Fontainebleau an und entwickelte darin eine Schöpferkraft und Geschmacksrichtung, der man die bestimmte Absicht anmerkte, die Größe und Macht des Staates Ludwig des Vierzehnten zum Ausdruck zu bringen. Die Raumverhältnisse, welche die französische Gartenbaukunst verlangte, waren eben so großartig, daß sie nur Wenigen zugänglich blieb. Dennoch wurde ihre Nachahmung vielfach versucht, auch in Deutschland von verschiedenen Königen, besonders aber von vielen kleinen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts, die in Ludwig dem Vierzehnten den Halbgott sahen, dem sie es gleichthun wollten. Sogar in die deutschen Patricier-Gärten fand die Lenôtre'sche Geschmacksrichtung ihren Weg. Noch jetzt trifft man neben dem „französischen Garten" verlassener Fürstenschlösser auch in einigen alten Städten, wie Frankfurt, Lübeck, Nürnberg, kleinere und größere Hausgärten, die in altfranzösischem Geschmack angelegt sind. Steifgeschnittene, imponirende Buchen- und Taxushecken bieten darin dem sandsteinernen Göttergeschlecht willkommene Verstecke vor dem heißbewegten und doch so eiseskalten Treiben der Neuzeit. Eine arme, frierende Flora lehnt sich schmachtend an ihre grüne Wand, und die Hirtenpfeife des bocksfüßigen Pan scheint verstummt zu sein vor dem Hämmern und Fauchen der Maschinen.

Neben den sogenannten französischen Gärten entwickelte sich, wenn auch nicht ganz unbeeinflußt von jenseits des Rheines, doch selbständig den Verhältnissen Rechnung tragend, Ende des vorigen und Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts das buchsbaumumsäumte, gemüthliche Hausgärtchen des ehrlichen deutschen Pfahlbürgers, in welchem neben ranunkelbepflanzten Rabatten-Beeten auch die Artischocke, ja selbst der plebejische Weißkohl seinen Platz fand. Es war der Lieblingsort unserer Vorfahren an schönen Sommerabenden und so recht eigentlich die „Lunge der Familie". Denn das Reisen war noch nicht Mode geworden und das Spazierengehen noch nicht entdeckt. Neben der häuslichen Versorgung mit Obst und Gemüse war es die Haupteigenschaft, Wohlgeruch zu spenden, welche man gebührenderweise von seinem Hausgärtchen verlangte, und zwar den Nerven eines kräftigeren Geschlechts entsprechend: darum sind Riechpflanzen wie Melisse, Ebereis und Götterduft stark vertreten. Mit einer Centifolie, dem einzigen, urewigen „Bilde der Rose", zusammengebunden, geben sie den herrlichsten Kirchenstrauß, dessen Duft stark wie Weihrauch zum Himmel aufsteigt.

Aber die „grüne Mode" hat auch dem liebenswürdigen praktischen Hausgärtchen den Garaus gemacht. Das feinere, stimmungsvolle Naturgefühl, welches mit fortschreitender Bildung allmälig doch Allgemeingut der Menschheit zu werden verspricht, fast wie zum Ausgleich des herrschenden und gleichfalls fortschreitenden Materialismus, verdammt es. Der vermehrte und erleichterte Reiseverkehr, der fast Jedwedem das Anschauen großer und eigenartiger Naturbilder gestattet, hat den Wunsch in dem Gebildeten erstehen lassen, echte, unverfälschte Natur in dem Schmuck seines Hauses, seinem Garten, zu besitzen. Der Schöpfer des gegenwärtigen Stils, Fürst Pückler-Muskau, nimmt keine andere Lehrmeisterin an, als die unverfälschte Natur selbst. Eine umfassende Bildung und Geldmittel setzten ihn in den Stand, theoretisch und praktisch zugleich für die von ihm vertretene Ansicht Propaganda zu machen. Wie André Lenôtre der Gartenbaukunst des achtzehnten Jahrhunderts den Stempel aufdrückte, so Pückler-Muskau der des neunzehnten.

Es ist fast der Charakter des Malerischen, Stimmungsvollen allein, den man bei Neuanlage eines modernen effectvollen Gartens festzuhalten hat. Darum dient solchem Zwecke eigentlich Alles, was die Natur überhaupt bietet: es kommt eben nur auf passende, verständnißvolle Zusammenstellung der Gruppen an. Deutsche, schlichte Waldbäume, vornehme exotische Pflanzen, melancholischer Wachholder, von öder Heide genommen, selbst die verachtete Kiefer — je verwitterter, um so stimmungsvoller — sie alle stören bei richtiger Verwendung keineswegs. Sogar die buntgesprenkelte Distelpflanze, die Lieblingsblume Freund Langohrs, vermag unser Auge zu erfreuen, wenn sie gligernd zwischen dunkelm Strauchwerk hervorschimmert. Denn die Eindringlinge aus Feld und Wald stellen sich, an geeignete Stellen versetzt, plötzlich so vortheilhaft dar, zeigen so vollendet weltmännische Tournüre, daß ihr Anblick, anstatt zu stören, nur erfreut, das kleine Landschaftsbild ergänzt und zu dem Grundzuge unserer heutigen Gartenbaukunst, eine veredelte und idealisirte Natur darzubieten, vollkommen paßt.

Selbstverständlich braucht die Kunst der Landschaftsgärtnerei, um zu voller, ausgedehnter Wirkung zu kommen, eigentlich ein großes Areal. Aber sie besitzt die glückliche Eigenschaft, daß sie auf kleinen Flächen immer noch die Idylle zu erzeugen vermag, und dies vor Allem macht sie traut und anwendbar. Der Gartenbaukunst eines Lenôtre war dies nicht möglich, Marie Antoinettes Klein-Trianon, bei welchem nothgedrungen der Stil fallen mußte, bezeugt es.

Und — dennoch! Die capriciöseste aller Göttinnen, Majestät Mode, beginnt sich diesem wieder stark zu nähern. Die neue „grüne Mode" hat in dem Teppichbeet ein Product geschaffen und zu ihrem anspruchsvollen Lieblingskinde gemacht, das weit besser zur altfranzösischen Gartenkunst, oder in Großmamas steifen, aus der Schachtel genommenen Hausgarten, als in unsere Landschafts-Idylle paßt! Mit seinen gekünstelten Mustern sieht es nicht nur wie eine riesige Salatschüssel à l'italienne aus, auf welcher Eigelb, rothe Rüben, grüne Petersilie und graugrüne Kapern gaumenreizende Zeichnungen bilden, sondern erweckt, neben Theetisch-Vorstellungen, auch lebhafte Erinnerungen an das Rococo. Denn der Charakter der Teppichbeete ist zopfig, und ein consequenter Geschmack müßte zu ihrer Umgebung geradlinige Wege, steif und kunstvoll geschnittene Buchen und Taxus-Hecken und wasserspeiende Tritonen verlangen. Statt dessen verstecken sich im Hintergrunde derselben blühende Schneeballen zwischen Goldregen und knospendem Flieder und schaffen — scheinbar ungesucht — malerische Effecte. Und im maifrischen Rasen lauschen anspruchslose Veilchen und liegt verstreuter Apfelblüthenschnee. In solcher Umgebung erscheint das theuere, kokette Teppichbeet nur wie ein hängengebliebener, schleifengeschmückter Zopf!

Aber — was hilft's? Die grüne Mode verlangt es nun einmal.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Die alte Reichspost in Nürnberg. Von W. Ritter. Siehe das Bild, Seite 81. — Man behauptet, daß mit der Zeit der Postkutschen auch ein ganzes Stück Romantik dahingeschwunden sei. Mag sein; aber unzweifelhaft möchte Niemand die Errungenschaften der Cultur, die im Gefolge von Eisenbahn und Telegraphen ihren Einzug gehalten haben, um die entschwundene Romantik der Postkutschenzeit wieder dahingeben. Es lebte sich gewiß behaglich zur Zeit unserer Urgroßväter, aber Geduld müssen sie gehabt und an Comfort die denkbar geringsten Ansprüche gemacht haben. So wenig Ansprüche, daß selbst Nürnberg sich sträubt, seine Rolle als mittelalterliche Stadt noch ferner zu spielen, und im wachsenden Bedürfniß nach Licht und Luft sein historisches Gewissen mit dem Niederreißen von alten Thoren, Thürmen und Stadtmauern arg beschwert hat, trotzdem ihm diese Rolle doch einen stattlichen Zufluß von Fremden sichert, die, des Lobes der mittelalterlichen Stadt voll, erleichterten Beutels wieder von dannen zu ziehen pflegen. Der Zauber der Romantik, der den Fremden so stimmungsvoll umfängt, wenn er vierundzwanzig Stunden in Nürnberg Rast macht, will dem Einheimischen manchmal als Enge erscheinen, die ihn an der freien

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Entfaltung seiner Kräfte hindert. Das ist der Gegensatz zwischen der poetischen Stimmung und den nüchternen Forderungen der Gegenwart, — ein Gegensatz, den die Kunst überbrückt, indem sie festhält, was früher oder später doch dem Untergange geweiht ist.

Blumenmarkt in Triest. Von W. Gause. Siehe das Bild, Seite 85. — Das für das ewig Weibliche geschärfte Auge unseres Künstlers beobachtet mit Vorliebe die wechselnden Bilder, die das Straßenleben der Großstadt bietet. Schon die Kaiserstadt an der Donau, wo der Künstler seinen ständigen Wohnsitz hat, macht es ihm leicht, nicht nur interessante, sondern auch malerische Motive zu finden; denn so sehr und mit Recht man auch den deutschen Charakter Wiens betonen mag, läßt sich doch nicht leugnen, daß gerade die nichtdeutsche Bevölkerung Wiens viel dazu beiträgt, dem Straßenleben seinen bunten Reiz zu geben. Wie man mit einiger Berechtigung sagen kann, daß in Wien sich Occident und Orient berühren, so kann Triest, das Ziel eines Studienausfluges des Künstlers, als auf der Grenze zwischen Mittel- und Südeuropa gelegen gelten. Die mächtig wieder aufblühende Hafenstadt, die fast den gesammten Handel der österreichischen Kronländer mit der Levante vermittelt, hat naturgemäß ihren rein italienischen Charakter längst verloren, seitdem der Schwerpunkt ihres wachsenden Wohlstandes auf ihrer Verbindung mit Wien beruht. So erscheint auch die üppige Figur, die W. Gause in den Mittelpunkt seiner Scene vom Blumenmarkt in Triest gestellt hat, eine reinblütige Vertreterin feschen Wienerthums, eine jener „bildsauber" angezogenen und ausschauenden Madeln aus der Leopoldstadt, die vielleicht als Kammerzofe einer höheren Offiziers- oder Beamtengattin die Versetzung von Wien nach Triest über sich hat ergehen lassen müssen. Was der Künstler von mehr oder weniger jungen weiblichen Wesen um die Hauptfigur gruppirt hat, sieht zwar sicher nicht weniger malerisch, aber doch nicht ganz so bildsauber aus, — es sind ungepflegte Blüthen, ungepflegt, wie die meisten Blumen, die unter diesem gesegneten südlichen Himmel feilgeboten und in Riesensträußen verkauft werden, mit denen unsere bescheidenen Veilchen- und Maiblumen-Bouquets in den Körben der Straßenhändlerinnen sich nicht messen können.

Gärtnerei.

Nachdruck verboten.

Hochstämmige Isolepis gracilis. Wer kennt nicht diese zierliche Grasart, deren zahlreiche, 20 bis 30 Centimeter lange Stengel nach allen Seiten hin gefällig überhängen! Der leichte, graziöse Busch gewährt mit seiner frischgrünen Farbe und den sehr zarten, biegsamen Grasfäden einen wunderhübschen Anblick und wird häufig zur Ausschmückung von Terrarien, Tuffstein-Grotten, Ampeln, Consolen verwendet, wo er um so üppiger gedeiht, je reichlicher ihm Wasser zugeführt wird. Den meisten Blumenfreunden dürfte es aber noch unbekannt sein, daß man auch dieses anmuthige Riedgras hochstämmig ziehen kann, ja, Manche mögen bei diesen Worten ungläubig den Kopf schütteln und es ist ihnen nicht zu verdenken; denn zunächst erscheint es widersinnig, bei diesen zarten Grasfäden an die Bildung eines Stammes zu denken. Selbstverständlich kann dieser auch nicht holzig sein; er wird vielmehr künstlich aus den Wurzeln herangezogen. Auf der letzten Ausstellung in Berlin sah ich mehrere derartige Exemplare und erfuhr durch die Güte eines befreundeten Gärtners das einfache Verfahren, das nur einige Geduld und Achtsamkeit erfordert. Nachdem man eine recht kräftige Isolepis-Pflanze ausgetopft hat, was zu jeder Zeit geschehen kann, schneidet man den Wurzelballen, der den Stamm bilden soll, ringsherum etwas ab und bewickelt ihn dann in seinem oberen Theile sorgfältig mit Bast, um ihm größere Festigkeit zu geben. Die so behandelte Pflanze wird nun in einen hohen, engen Topf mit nahrhafter, recht zusammenhaltender Erde derartig eingesetzt, daß nur das untere Drittel des alten Ballens hinein kommt, der obere umwickelte Theil aber frei darüberstehend bleibt. Jetzt muß man besonders dafür Sorge tragen, daß die Isolepis, die — als eine aus Ostindien stammende Sumpfpflanze — stets viel Wasser bedarf, nie trocken wird; man muß sie nicht nur durch einen beständig mit Wasser gefüllten Untersatz tränken, sondern auch den kurzen, neugebildeten Stamm durch mehrfaches tägliches Bespritzen immer feucht halten. Bei dieser einfachen Pflege und guten Ernährung werden sich bald neue Wurzeln bilden, die das Stämmchen tragen und nach und nach den Topfballen füllen. Sobald dieser vollständig durchwurzelt ist, kann man das Umtopfen in der angegebenen Weise wiederholen und verlängert dadurch jedes Mal, falls man hohe Hyacinthen-Töpfe benutzt, den Stamm um etwa 6 bis 8 Centimeter. Läßt man es nicht an reichlicher Bewässerung fehlen, so gedeiht das Gras zu nie geahnter Größe und Vollkommenheit und bringt durch die vom Stämmchen getragene Krone von langen feinen Grasfäden, die sich in wunderbarer Ueppigkeit graziös nach allen Seiten neigen, einen fast palmenartigen Eindruck hervor.

Die Anlage junger Meerrettigbeete. Ende Mai ist die günstigste Zeit zur Anlage junger Meerrettigbeete. Man wählt dazu die über Winter im Keller in feuchtem Sand aufbewahrten, oder frischen von einem alten Meerrettigbeete ausgegrabenen dünnsten Nebenwurzeln, welche glatt, wenigstens $^1/_2$ Zoll stark und etwa 10 Zoll lang sind, reinigt sie von allen Warzen und Auswüchsen, indem man Letztere abschneidet, die Ersteren mit einem wollenen Lappen abreibt. Hierauf legt man die Wurzeln, nach einer ausgespannten Pflanzschnur, derart quer in die Erde, daß sie etwas schief, auf eine Tiefe von 6 bis 8 Zoll, und 10 bis 12 Zoll von einander entfernt, liegen und bohrt mit einem Pflanzholz zu diesem Zwecke Löcher in die Reihen, um die Wurzeln bequem einschieben zu können; das Kronenende derselben muß oben aus der Erde hervorragen und genau auf die bezeichneten Pflanzreihen kommen. Hierauf wird die Erde über den eingelegten Wurzeln fest angetreten, damit diese nicht hohl liegen, und das Beet mit einer Hacke geebnet, wonach es keiner besonderen Pflege mehr bedarf. Th.

Anbau von Sellerie. — Um recht große Sellerieknollen zu erzielen, werden die Pflanzen, sobald sie etwa 10 Centimeter hoch sind, auf eine halbschattige Stelle in einer Entfernung von 6 bis 8 Centimeter verpflanzt. Vor dem Setzen werden die Wurzeln um die Hälfte ihrer Länge eingekürzt, sowie auch die Blätter, mit Verschonung des Herzblattes, abgeschnitten; bei Sonnenschein sollten die Pflanzen beschattet werden. Man läßt sie einige Zeit fortwachsen und versetzt sie nun, ohne sie zu beschneiden, auf ihren bleibenden Standort. Zum Ausheben bedient man sich eines kleinen Spatens oder dergleichen, damit die durch das Beschneiden hervorgerufenen kleinen Wurzelverästelungen nicht zu sehr zerrissen werden, die Pflanze auch möglichst mit dem Ballen versetzt wird. Die Wurzeln der Sellerie sind sehr empfindlich gegen Sonne und trockene Luft; es dürfen deshalb nicht zu viele Pflanzen auf ein Mal herausgenommen werden. Das beste flüssige Düngmittel ist eine Mischung von Holzasche, Ruß und etwas Vieh- oder Dungsalz, mit genügend Wasser vermengt. Kann diese Mischung, die mit dem Rohr an die Pflanzen gebracht wird, nicht bereitet werden, so bestreue man die Beete einige Male, kurz vor einem Regen, mit altem, abgelagertem Ruße, da dieser das leidige Rostigwerden der Knollen verhindert. Das Salz, ein vorzügliches Düngemittel für alle Wurzelgewächse, wird, wenn nicht in flüssiger Form angewendet, im Herbst oder zeitigen Frühjahr oben aufgestreut. Ferner sei auf das schädliche starke Abblatten der Sellerie aufmerksam gemacht. Wenn die Knollen von den Seitenwurzeln gereinigt werden, bindet man die Blätter mit einer Schnur zusammen, die später wieder gelöst wird. Nach Mitte September erst wird ein Theil der Blätter abgenommen, damit Luft und Licht besser eindringen können, wodurch die Knollen eine gewisse Reife erhalten. Die Knollen erhalten sich im Freien, 25 Centimeter tief in Gruben eingeschlagen und bei starkem Frost mit Laub und Stroh bedeckt, frischer als in dumpfen Kellern im Sande. H.

Schattige Stellen des Gartens, an den Mauern, Zäunen ꝛc. sieht man vielfach unbenutzt und dem Unkraut überlassen. Als Grund dafür wird angegeben, daß dort doch keine Nutzpflanzen gedeihen, wie die Erfahrung gezeigt habe. In solchen Fällen hat man indeß nur nicht die richtigen Pflanzen angebaut, denn es giebt in der That eine ganze Reihe von Nutzpflanzen, die im Schatten fortkommen und eine Ausnutzung der schattigen Stellen ermöglichen. Als solche nennen wir in erster Linie Spinat, sodann Salat, auch Rapunzeln und schließlich Rhabarber. Diese kommen erfahrungsgemäß bei sonstiger richtiger Pflege an den schattigsten Stellen fort. Von den Bäumen und Sträuchern, welche sich zur Bepflanzung solcher Stellen eignen, nennen wir Hollunderstrauch, die späte Traubenkirsche und die Alpen-Johannisbeere. Man darf jedoch niemals junge schwächliche Pflanzen benutzen, sondern muß gleich große Büsche wählen und außerdem beim Pflanzen rigolen, oder doch große breite Löcher auswerfen und mit guter Erde füllen. Die wenigsten Gartenbesitzer thun dies und quälen sich oft Jahrzehnte herum, bis ihre Pflanzen im Schatten groß werden. Th.

Fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Billig! Billig! — Eine prächtige Frau, meine Tante, klug, energisch, praktisch, die beste Hausfrau! Nicht reich, ist sie stets gut angezogen, man ißt vortrefflich bei ihr, und ihr Heim ist künstlerisch, behaglich. „Wie fängst Du das nur an?" frage ich. „Sehr einfach!" — sagt sie — „ich habe ein Princip, an dem halte ich fest, und das spart mir viel Geld. Ich kaufe nie etwas Billiges. Mit Anpreisung von Ausverkäufen, außerordentlichen Gelegenheiten, Fünfzig-Pfennig-Bazaren, kann man mich böse machen. Geld für dergleichen Waaren ausgegeben ist fortgeworfen, schlimmer als fortgeworfen; denn man ladet sich meist noch einen unnützen Ballast auf den Hals. Merke Dir, mein Kind: das Beste — ist das Billigste, das paßt für Eßwaaren, Möbel und Kleidungsstücke. Wenn die Leute es doch nur begreifen wollten! Aber nein, das Wort „billig" hat meist für sie dieselbe Wirkung, die das rothe Tuch auf den Stier ausübt, sie stürzen blindlings darauf los. „Es kostet ja nichts," bleibt ihre Entschuldigung, so kommt ein Groschen zum andern, schließlich ist's die Mark, die man sparen wollte, geworden. Wie oft predige ich jungen Frauen: setzt Euren Gästen ein Glas gutes Bier vor, das ist besser als jener schlechte Champagner, auf den Ihr Euch Etwas einbildet, schmückt Euer Haus, aber mit Verstand. Ich will Nichts gegen all die neuerlichen Künste, Nichts gegen das Bemalen von Deckeln, Kochlöffeln, gegen das Drapiren von bunten Tüchern, Fächern, Papierblumen u. s. w. sagen, aber Ihr übertreibt. Eure Zimmer sind oft überfüllt mit Dingen, die einzeln gesehen ganz hübsch wären, so aber — verzeiht — ein wenig nach Trödel aussehen; dazu der Staub, die Enge, man fürchtet, sich zu rühren! Ein gutes Stück ist mir als Zierrath lieber; hütet Euch, mit dieser gepriesenen Billigkeit gebt Ihr Euer Geld aus und verderbt Euch den Geschmack für wirklich Schönes!"

Ich glaube, meine Tante hat Recht, ich will einmal darüber nachdenken. v. M.

Ein neuer Philanthrop. — Der frühere Chef eines großen Hotels — Herr Driessens zu Paris —, der als solcher ein bedeutendes Vermögen erwarb, verwendet seine Kenntnisse und einen Theil seines Geldes in folgender Weise für seine Mitmenschen. Ausgehend von dem Gesichtspunkt, daß ein Mann, der als Broderwerber seiner Familie abends ermüdet nach Hause kommt, berechtigt sei, ein ordentliches Heim und eine kräftige Kost zu finden, daß Beides am besten geeignet scheine, ihn dem Wirthshausleben mit seinen Verführungen fern zu halten, eröffnete er in St. Denis eine Kochschule für junge Mädchen. Sein Wunsch ist es, solche zu tüchtigen Hausfrauen auszubilden, die durch ihren Beruf, eine Beschäftigung in Läden ꝛc., verhindert sind, anderweitig die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Mit großen Erfahrungen, einem außerordentlichen Lehrtalent ausgestattet, unterrichtet Herr Driessens die betreffenden Mädchen abends, zeigt ihnen, wie sie mit geringen Mitteln eine nahrhafte, wohlschmeckende Mahlzeit bereiten können, und läßt sie mit den einfachsten Handgriffen beginnen. Auf einer alljährlichen Ausstellung seiner Kochschule werden die Schülerinnen dem Publicum vorgeführt und müssen ein angegebenes Menü bereiten. In diesem Jahre war es ein Frühstück, bestehend aus: Gebratener Kalbsleber, Lyoner Kartoffeln und einer Omelette. Zweiundzwanzig junge Mädchen im Alter von neun bis fünfundzwanzig Jahren — die Jüngste unter ihnen von hervorragendem Geschick — standen, mit weißen Schürzen geschmückt, an einem langen Tisch und erregten durch den Ernst und die Gewandtheit, mit der sie ihre Aufgabe lösten, die Bewunderung der Zuschauer. Auf ein gegebenes Zeichen begannen sie mit dem Schälen der Kartoffeln, dem Wiegen der Petersilie und Zwiebeln; der Weisung, eine Omelette zu backen, folgte eine Jede mit dem Hervorholen eines kleinen Gasofens und einer Pfanne, die Eier wurden eingeschlagen, die Flamme angezündet, und der fertige Eierkuchen der Jury — unter der sich erste Küchenchefs befanden — zur Begutachtung angeboten. Nachdem in ähnlicher Weise auch die Leber nebst den Kartoffeln bereitet worden war, begann die Vertheilung der von der Regierung gestifteten Medaillen. — Eine zweite Schule, für Haushälterinnen reiferen Alters, hat Herr Driessens in der rue Bonaparte eröffnet; dort verbindet er mit der Praxis gleichzeitig einen Unterricht in Theorie und Hygiene. Ein schätzenswerthes Kochbuch: „Das Alphabet der Wirthschafterin", machte der freundliche Lehrer am Eröffnungstage des Winter-Cursus jeder Anwesenden zum Geschenk. A. H.

Obst vom Cap. — In London, Covent Garden, gelangten in diesem Frühjahr zum ersten Mal Pfirsiche und Trauben auf den Markt, die am Cap gewachsen waren, und obgleich von denen, die man in den gewöhnlichen Kühlraum verpackt hatte, ein großer Theil erfroren war, hatten andere, die in Baumwolle gewickelt wurden, das Ansehen einer frisch vom Baum gepflückten Frucht. Allerdings war das köstliche Obst, das den Versendern guten Gewinn brachte, nicht für Jedermanns Tisch; denn der Preis, den beispielsweise ein Pfirsich erzielte, betrug 2 Mark.

Gratin von Spargel. — Guter, frischer Stangenspargel wird geputzt, gewaschen, in Bündel gebunden, in gesalzenes siedendes Wasser gethan, zwanzig Minuten gekocht, herausgenommen und zum Abtropfen auf ein Sieb gelegt. Inzwischen bereitet man folgende Sauce: Ein Kohlrabikopf, eine Mohrrübe, zwei Zwiebeln, 125 Gramm magerer Speck, werden mit $^3/_4$ Liter Fleischbrühe eine Viertelstunde gekocht. Kurz vor Ablauf dieser Zeit fügt man ein Bündchen Petersilie, nach Belieben ein wenig geriebene Muskatnuß oder einen Stengel Thymian, Salz und weißen Pfeffer zu, verrührt die Brühe zuletzt mit $^1/_4$ Liter weißer Sahne, bindet sie mit einem hellen Schwitzmehl, läßt sie recht dick einkochen und streicht sie durch ein Sieb. Nun wird ein Theil dieser Sauce auf den Boden einer tiefen, Ofenhitze vertragenden Schüssel gegeben, darauf legt man eine Lage Spargel, füllt wieder Sauce über und fährt so abwechselnd fort, mit einer oberen Spargelschicht schließend, die dick mit fein geriebenem Weißbrod bestreut und mit zerlassener Butter beträufelt wird. Der Ofen, in den man die Schüssel schiebt, muß genügende Oberhitze haben, um den Spargel schnell zu bräunen und ihn wie mit einer Kruste überzogen erscheinen zu lassen. Dies sehr feine und wohlschmeckende Gericht wird als Zwischenschüssel ohne Fleisch gereicht. E. K.

Stachelbeer-Trifle. — Man schneidet 125 Gramm Bisquit in feine Scheiben, belegt damit den Boden einer tiefen Schüssel oder eines Glasnapfes und feuchtet den Kuchen mit einem Glase Sherry an. Ein Liter grüne, noch unreife Stachelbeeren werden verlesen, in $^1/_2$ Kilo Zucker, der mit wenig Wasser geklärt wurde, weich gedämpft und erkaltet über das Bisquit gefüllt, das den Wein inzwischen vollkommen eingesogen haben muß. Weiter bereitet man von $^3/_4$ Liter Sahne, einer Stange Vanille, dem erforderlichen Zucker und 4—5 Eigelben eine dickschaumige Crème, rührt dieselbe — um ein Gerinnen zu vermeiden — bis sie vollständig abgekühlt ist, und giebt sie dann über die Stachelbeeren. Vor dem Anrichten wird die Speise, welche in England sehr beliebt ist, mit dick geschlagener Sahne garnirt.

Fragen und Antworten.

Wand-Decoration. — Kann mir Jemand einen Rath geben, wie ich eine Wand, an der eine Chaise longue schräg in's Zimmer geschoben steht, am besten mit einer gestickten Decke decorire?

Langjährige Abonnentin.

Monogramm. — Wie verwerthet man Monogramme von unbrauchbar gewordener Wäsche?

Schimmelflecke. — Auf welche Weise ist es möglich, Schimmelflecke aus Leinen zu entfernen? Abonnentin in Bukovar.

Gunnera scabra (79). — Die Gunnera scabra muß, um langstielige große Blätter zu treiben, namentlich im Winter gut geschützt werden. Sie verlangt einen warmen Fuß, deshalb bestreut man den Boden, in dem sie steht, gern dick mit Tannen-Nadeln und umgiebt sie im Herbst mit einem oben geschlossenen Deckelkasten. Rings um die Pflanze häuft man Laub und Zweige, so daß sie vollständig bedeckt ist, und fängt erst im Februar, etwa zur Mittagszeit, an, den Deckel ein wenig zu lüften, damit die warmen Sonnenstrahlen Eingang finden. Die Blätter beginnen sich unter dem Laub, das man nun allmälig entfernt, zu entwickeln und bekommen lange und kräftige Stiele. Ueber das Alter, das eine gute Pflanze erreichen kann, vermögen wir Bestimmtes nicht zu sagen, da es von mancherlei Bedingungen abhängig ist.

Euonymus (79). — Buntblättriger Euonymus überwintert — mit Ausnahme des seltenen, ganz weißblättrigen, der sehr empfindlich ist — am besten in einem dunklen trocknen Keller; man bringt ihn im Februar an's Licht und gießt vorsichtig. Ebenso kann er mit anderen Pflanzen in einer Grube überwintert werden, die, zu diesem Zweck entsprechend groß, auf dem Hof oder im Garten gegraben und mit aufgelegten, passenden Fenstern geschlossen wird. Auf dem Boden derselben sticht man eine zweite Vertiefung, bestimmt, das sich sammelnde Wasser aufzunehmen, und belegt die Sohle der oberen Grube mit Brettern, auf welche die Töpfe zu stellen sind, lüftet bei Eintritt milder Witterung fleißig, um das Faulen oder zu frühe Treiben der Pflanzen zu vermeiden, und deckt bei großer Kälte Strohmatten über die Fenster.

Blattpflanzen (79). — Als Gärtnerei für Blatt- und perennirende Pflanzen empfehlen wir Ihnen die des Kunstgärtners Herrn Mäcker, Berlin W, Kurfürstenstraße 114. — Eine gute Anleitung für Zimmer-Cultur finden Sie in dem Buche: Zimmer-, Fenster- und Balcon-Gärtnerei. Nach dem Englischen von Burbidge, deutsch bearbeitet von Lebl. (Schweizerbart'sche Buchhandlung, Stuttgart.)

Flanell-Reinigung (79). — Den Flanell-Einsatz einer Blouse reinigen Sie, sobald er, wie es meist der Fall ist, durch das Tragen unsauber wurde, am besten und leichtesten mit feinem Mehl. Man taucht in dieses ein weißes Wollstückchen, breitet den Einsatz glatt aus oder hält ihn straff, reibt ihn strichweise ab und wiederholt dies Verfahren einige Male, mit einer reinen Bürste nachbürstend. Etwaige Flecke müssen zuvor mit einem mit Benzin befeuchteten Leinentuch ausgerieben werden.

Haushaltungsbuch. — Wenn es Ihnen wirklich so schwer fällt, die verschiedenen Ausgabe-Posten der Haushaltung auseinander zu halten, so empfehlen wir Ihnen das in Klindworth's Verlag in Hannover erschienene Haushaltungsbuch für 1892. Die Etats des Hausherrn und der Hausfrau erscheinen hier vollständig getrennt. Der Preis einer jeden dieser beiden Abtheilungen beträgt 1 M. 10 Pf.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 12. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 12. Juni 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Er entdeckte an einer Stelle seines Netzes einen übersehenen Fehler, bückte sich und „knüttete“ daran. Dann richtete er sich lang in die Höh', es sah aus, als wachse er um einen Schuh über seine vorige Größe auf. „Was Sie da meinen, Herr, das is sonderbar. Aber Sie haben gesagt, das wär' zum Guten. Das wär' es nich, wenn sie im Krug bleibt, nich zum Guten. Aber darum brauchte sie nich auf's Schloß, sondern könnt' zu mir kommen. Sie glauben, es wär' besser auf's Schloß für sie; das kann ja möglich sein. Bei mir sind blos Fische und ich, das is man wenig. Sehn Sie, Herr, das da mit dem hellblauen Rücken is eine Silbermöve. Die hält sich nich bei den Häringsmöven und hat auch 'nen andern Flug. Was ich meine, das is —“

Pidder Sörenbroder hatte nach einem glänzendweißen großen, mit ruhigen Flügelschlägen vereinzelt über die Schlei hinsegelnden Vogel gedeutet. Nun zog er stark an seiner Pfeife und wiederholte noch einmal: „Was ich meine, das is, sie muß das selber am besten wissen.“ Und er sah Dorret an.

Sie nickte nur stumm dazu und ging mit den Augen über die weite sonnige Wasserfläche der davonziehenden Silbermöve nach. Der Fischer nahm den Südwester vom Kopf, um sich ein paarmal mit der Hand über das flimmerig graue Haar zu fahren. Dann sagte er; „Na ja, Du mußt es am besten wissen, Dorret; das is ja auch noch was näher zu mir, als vom Krug her. Dann geh' mit dem Herrn auf's Schloß hin.“

Die Miene des Grafen Saint-Germain drückte Befriedigung aus, und er äußerte: „Er ist ein Fischer nur, aber ich gehört habe, Er ist ein Mann, welcher hat guten Verstand. Ich noch will besorgen für Sein' Nichte ein anderes Kleid, besser passend bei Hof; sie soll noch bleiben hier bei Ihm bis zu Abend, dann ich komme wieder, sie zu nehmen mit mir in's Schloß, und ich bin der Hoffnung gewiß, es wird sein zum Guten.“

6.

Die gleichzeitige Anwesenheit des Grafen Alessandro Cagliostro und des Grafen Joseph Saint-Germain auf Gottorp bildete ein Ereigniß, auf das in der That die Welt, soweit sie davon Kenntniß erhielt, gleichsam mit verhaltenem Athemzug hinblickte und hinhörte. Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht durch die Umgegend in die benachbarten Städte, wie auf die ländlichen Adelssitze, und zog Vornehme und Geringe herbei, um die beiden geheimnißreichen Persönlichkeiten in der Nähe oder aus der Ferne mit eigenen Augen zu sehen. Auf den Straßen wanderte es karawanenähnlich zu Wagen und zu Fuß der Stadt Schleswig zu, deren Wirthshäuser und Herbergen bereitwillig der ungewöhnlichen Zahl von Gästen die Thüren öffneten: täglich sahen die Schloßtafel und das Neuwerk große Gesellschaft und Festlichkeit. Der Landgraf Karl befand sich fast stets wie in einem rauschartigen Zustand; sein höchstes Lebensverlangen hatte die erdenkbar beste Förderung gewonnen und verhieß ihm in vollendete Erfüllung zu gehen. Wenn der Abend herankam, fuhr er in Begleitung seiner beiden hochberühmten Gäste zu Boot nach Luisenlund hinüber; dort verbrachten sie viele Nachtstunden zusammen in dem unterirdischen Laboratorium des alten Thurmes, und Rauch und Feuerfunken wirbelten beständig aus einem Schlotrohr in's Dunkel. Der Statthalter war „Meister vom Stuhl“ der schleswig'schen Freimaurerloge, die ihre Zusammenkünfte gleichfalls auf Luisenlund hielt, und er lud einige der zu den höheren Graden vorgerückten „Brüder“ ein, den nächtlichen alchemistischen Arbeiten mit beizuwohnen. Durch jene verlautete da und dort ein Wort darüber, was in dem Thurmgelaß geschah, und kam auch zur

Am Scheidewege. — Nach einer Moment-Aufnahme. — Siehe Seite 96.

Photographie-Verlag der Artistischen Union E. L. Müller & Co., Berlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kunde, dem Grafen Cagliostro sei gelungen, wonach der Graf Saint-Germain bis heut immer noch umsonst gestrebt, einige, wenngleich nur kleine Körner reinsten, gediegenen Goldes in seinem Schmelztiegel zu erzeugen. Der Landgraf habe selbst das Gold geprüft und für den Urheber desselben die höchste Verehrung gefaßt, welche diejenige für Saint-Germain noch zu übersteigen im Begriff stehe. Und es flüsterte wohl Einer dazu, der Wunsch, dies Resultat zu erzielen, möge als eigentlichster Beweggrund den Grafen Cagliostro zu der weiten Reise von Italien hierher veranlaßt haben und der ältere Meister im Innern von dem Besuch des jüngeren nicht so beglückt sein, wie er äußerlich erscheine. Vor Anbruch der Morgendämmerung zog dann das fürstliche Gondelfahrzeug, von rothem Fackellicht umlodert, wieder nach Gottorp zurück, das, wie das Neuwerk, in den Vormittagsstunden still und fast wie unbelebt dalag, weil es galt, den versäumten Nachtschlaf einzuholen und diesen nicht durch Geräusch zu stören. Doch gegen die Mittagsstunde ward es in Schloß und Park lauter und lebendiger als je, oft zur Rathlosigkeit des Grafen Ahlefeld-Langeland, der sich als „maitre de plaisir" den Kopf zerbrechen mußte, welche neue Belustigung er den zahlreichen Gästen bereiten solle. Und auch als Kassenverwalter hatte der Hofchef mancherlei Noth und Sorge; denn der Inhalt der landgräflichen Schatulle erlitt tägliche Einbußen noch nie dagewesener Art. Freilich erheischten die fortwährenden Festlichkeiten Viel, aber sie erklärten eine so übermäßige Abnahme der Gold- und Silberrollen von Tag zu Tag doch nicht. Augenscheinlich mußte der Landgraf auch seinen Schlüssel zur Kasse sehr häufig benutzen, und der Hofchef begriff nicht, wo das Geld blieb; es schien nach dem Sprichwort „zum Schornstein hinauszufliegen".

Das Schloß bildete nur den hochragenden Mittelpunkt von Gottorp, rundhin umschlossen noch von einer beträchtlichen Anzahl anderer, kleinerer Gebäude, einem Theater, dem Marstall, Zeughaus, Cavaliers-, Beamten-, Dienerschafts-, Wacht- und Waschhäusern. Das größte und stattlichste dieser Nebengebäude mit hoher aufgetreppter Giebelfront diente allein dem Grafen Saint-Germain zur Wohnung, und darin hantirte nun Dorret Gorries als weibliche Hausordnerin oder „Demoiselle", wie der Graf sie von seinen übrigen Dienern benennen ließ. Er hatte ihr eine sehr bevorzugte Stellung eingeräumt und versah sie mit Allem, dessen sie bedurfte, aber eine Freudigkeit, wie sie's wohl erwartet hatte, brachte der Tausch mit dem Ruge Krog ihr nicht. Sie war im Abenddunkel in das Haus gekommen und seitdem gleich einer Gefangenen darin; denn sie durfte es nicht verlassen, nur aus den Fenstern über die Wasserumrahmung Gottorps nach den Wipfeln des Neuwerks hinübersehen, und sie sehnte sich aus der Stubenenge nach ihrem Wald, der einsamen Anhöhe drüben mit dem weiten, ahnungsvollen Rundblick umher; ihr kam selbst der Vergleich, sie sitze wie ein im Käfig gefangener Vogel. Doch dem Verbot des Grafen zuwider zu handeln, wagte sie nicht; denn sie hatte keinen Willen, wenn er sie Etwas thun oder lassen hieß; sie mußte ihm gehorchen, wie seine eigne Hand. Er war gütig und freundlich gegen sie; viel sah sie ihn nicht, aber er rief sie doch täglich einmal für eine Stunde zu sich und gab ihr Anweisungen, wie sie sich benehmen, ihre Glieder bewegen, sich verneigen müsse, wenn sie sich zu einem Dienst am Hofe vorbereiten wollte. Das begriff und lernte sie sichtlich mit angeborenem Geschick, fast zur Verwunderung ihres Lehrmeisters; er zeigte sich täglich mehr zufrieden, schenkte ihr als Belohnung Ringe und kleine Schmucksachen mancher Art. Indeß merkte sie nicht, daß er im Gespräch mit ihr auch geistig an ihr formte und modelte, ihre Sprachweise verfeinerte, nach mancherlei Richtungen ihre ländliche Unwissenheit belehrte. Er flößte ihr ein Gefühl von Ehrfurcht, Dankbarkeit und Zuneigung ein, doch zugleich fürchtete sie ihn. Und trotz ihrem Verlangen, draußen sein zu können, fürchtete sie sich allmälig jetzt auch davor, im hellen Tageslicht aus der Thür zu treten und am Schloß vorüberzugehen. Es kam ihr zum Bewußtsein, was für ein geringfügiges Geschöpf sie sei; sie begriff nicht mehr, wie sie so scheulos vor dem Wagen der höchsten Herrschaften habe dastehen können, und bangte jetzt zurück, ihnen wieder zu begegnen. Bei Nacht, im Dunkel hätte sie sich wohl hinaus getraut, aber dann lockte es sie auch nicht aus dem Haus, nur die Sonne that's.

Doch als sie bald eine Woche lang so in ihrem Käfig ausgeharrt, setzte er doch einmal ihre Folgsamkeit auf eine harte Probe. Die Tage des vorschreitenden Maimonats verlängerten sich immer mehr, und die Nächte waren sehr kurz; schon mit dem Beginn der vierten Morgenstunde kam im Osten der rothe Schein am Horizont herauf. Dazu schlugen unablässig die Nachtigallen im Neuwerk; bald näher, bald ferner rief der tiefflötende Ton über das Wasser her. Dorret hörte es bis in ihre Kammer herein, ihr war, der Gesang habe sie aufgeweckt, und sie konnte nicht wieder einschlafen. Horchend lag sie, dann sprang sie, unwiderstehlich getrieben, jählings vom Bett, kleidete sich rasch an und schlich geräuschlos die Treppe zur Hausthür hinab. Das enge Gebäude nahm ihr den Athem, sie mußte in's Freie, wenigstens ein paar Schritte weit, um die frische Luft vom Wald her in die Brust einzuziehen. Alles schlief; Schloß und Häuser umher standen todtenhaft laut- und reglos, nur die Lebensfarbe des frühen Taglichtes floß immer heller darüber. Es zog sie um eine Ecke und weiter; ihr kam's erst zum Bewußtsein, als sie sich auf der Brücke des nach Norden führenden Dammes befand. Erschrocken wollte sie umkehren, aber statt dessen lief sie im nächsten Augenblick hurtig gradaus fort, in die ersten vor ihr liegenden Bosquet-Anlagen des Neuwerks hinein. Hier verdeckte sie das schon dichter grünbelaubte Gebüsch; und sie schritt ruhiger durch die verlassenen Gänge weiter, die breiten meidend und die schmal gewundenen an der Seite aufsuchend. Ihr Schulweg vom Ruge Krog zum Lollfuß hatte sie täglich früher an der östlichen Parkmauer entlang geführt, doch drinnen war sie nie gewesen; nur an halbverfallenen Stellen des Gemäuers war ihr Blick hinübergegangen, die da und dort halb sichtbaren sonderbaren Steingestalten zu bestaunen, und sie hatte auf das Rauschen der springenden Wasser gehört. Immer hatte das Neuwerk etwas Verzaubertes für sie besessen, als müsse ein wunderbares Geheimniß drin verborgen sein; das war ihr heut Morgen aufgewacht, zog ihr den Fuß vorwärts. Sie ging auf verbotenen Wegen, und ihr Herz klopfte schneller, doch ein Stimmengejubel ringsumher übertönte seinen Schlag. Nicht nur die Nachtigallen, auch alle andern Vögel in den Bäumen, Drosseln, Finken, Zeisige, Grasmücken begannen zu singen, zu schmettern und zu zwitschern. Ein hundertfacher Morgengruß war's, der aufgehenden Sonne entgegen; die lernäische Schlange und der gigantische Herkules standen noch im Schatten, doch die oberste Spitze seiner hochaufgereckten Keule ward von einem ersten Strahl gefaßt, daß sie wie eine goldene Flamme über dem ganzen Park loderte.

Dorret nahm sich noch höher und schlanker aus, als früher. Der Graf Saint-Germain hatte mit seinem Verständniß eine Kleidung für sie herstellen lassen, die sich ihrer körperlichen Erscheinung eigenartig anpaßte. Ihr Obergewand war von einfachem, einer Dienerin angemessenem Stoff, und doch ließ es nicht an eine solche denken. Ebensowenig indeß an die modische Unnatur einer Dame, eher an ein Geschöpf, wie es sich die Phantasie, die Dichtung aus Gegenständen der Natur hervorgestaltete, eine Dryas oder sonstige Nymphe des Feldes. Die Farbe und der Zuschnitt des Kleides übten diese Wirkung; es besaß einen matten Bastglanz, an den Stamm einer noch jungen Birke erinnernd oder an Dünensand; denn im Verein mit der Farbe des Gesichtes und der Augen weckte eine scheinbare fließende Bewegung des Gewandes mehr noch die Vorstellung einer Najade oder nordischen Meerfrau. Offenbar trug das Mädchen darunter nicht mehr die verunstaltenden, bei den Bauerntöchtern landesüblichen dicken Röcke; eine weiche Wellenlinie ging von der ungezwängten Brust über die Hüften hinab; die ganze Gestalt war sittig verhüllt und doch sich bei einer schnelleren Regung anmuthreich ausprägend. Der Blick des Landgrafen hatte es richtig erfaßt, die auffallende Sonderart Dorrets würde erst durch andere Bekleidung deutlicher zum Ausdruck gelangen.

So morgenfrüh und -frisch war's noch, an allen Halmen und Blumenblättern blitzten Thaudiamanten; trotz dem Vogelgesang lag Stille für das Ohr weitum. Nicht Tag war's, sondern sonnenhelle Nacht; auch die Schmetterlinge empfanden, das aufweckende Licht sei nur Täuschung; ein Pfauenauge schlug, auf einer Primel sitzend, die buntäugigen Flügel einmal auseinander und klappte sie wieder zu, ohne sich noch weiter zu regen. Dorret hatte drauf hingesehen; sie kannte, wie alles Leben der Natur, den prächtigen Falter genau, aber ihr war's, als habe aus dem kurz wahrnehmbaren Farbenschmelz desselben heut' und hier etwas fremd Geheimnißvolles aufgeleuchtet. Unweit daneben standen eben erblühte weiße Narzissen; halb ohne Wissen pflückte sie eine davon und zog ihren Geruch ein. Doch auch der Duft des schneehellen Kelches war heut' und hier anders, wie drüben hinter den hohen Waldkronen im Garten des Ruge Krog. Und wie Alles besaß sein Anblick etwas Märchenhaftes, als habe sie noch nie vorher eine Narzisse gesehen.

Da schrak Dorret zusammen. Um eine Buschecke her scholl ein knisternder oder leicht klirrender Ton auf dem Weg, ein Fußtritt. Es kam Jemand, und zunächst dachte sie an den Grafen Saint-Germain. Freilich, der konnte es doch kaum sein, sondern wohl eher ein Gärtner, ein Parkaufseher. Aber auch diese Vorstellung ließ ihr das Herz klopfen; ihr war's, wie sie auf die Blume in ihrer Hand sah, plötzlich, als ob sie etwas streng Verbotenes und Strafbares im fürstlichen Garten begangen habe. Ihr Blick ging eilig nach einem Zufluchtswinkel herum, traf auf einen hohen und ziemlich breiten, leeren Steinsockel, neben dem eine von ihm heruntergestürzte Figur auf einer kleinen Rasenausrundung lag. Das Gras wuchs hochhalmig drumher, der Randweg hier gehörte zu den selten mehr besuchten Stellen des Bauwerks, wo die alte Herrlichkeit schon seit langem in Verfall und Verwilderung gerathen. Mit raschem Sprung flüchtete sich Dorret auf den Sockel zu und duckte sich hinter ihm nieder; denn der Schritt kam jetzt dicht vor ihr um den Buschrand. Dann erschien der an diesem Hervortretende; doch weder der Graf war's, noch ein Gärtner oder Aufseher, sondern ein junger Offizier, den sie schon einmal, vor noch nicht langer Zeit gesehen hatte; sie wußte auch wo, drüben auf der Höhe, als der Landgraf um die brennende Scheune geritten. Ihr war aufgefallen, daß er allein von Allen kein weißgepudertes Haar trage, daran erkannte sie ihn gegenwärtig bei'm ersten Blick wieder.

Herr von Sehnstedte liebte die Morgenfrühe, die Stille und Einsamkeit des Parkes in ihr, auch den Vogelgesang, der die aufgehende Sonne begrüßte. So besuchte er das Neuwerk öfter um diese Zeit, und die breiten, elegant gehaltenen Promenaden in der Mitte zogen ihn weniger an, als die mäandrisch gewundenen, da und dort halb verrankten Seitenpfade. Langsam schlendernd, ging er an der kleinen Lichtung vorüber, und Dorret athmete beruhigt auf, wenn auch sein Erscheinen ihren ersten Schreck nicht vermehrt, sondern eher vermindert hatte. Von ihm hier betroffen zu werden, hätte sie sich noch am wenigsten gefürchtet.

Aber nun hielt er, fast schon vorüber geschritten, den Fuß und schaute zurück. Die Statue im hohen Gras zog heut' seine Aufmerksamkeit an; er hatte sie wohl schon öfter dort gewahrt, ohne sie zu beachten, doch jetzt trat er hinzu. Es war keine hohe olympische Gottheit, sondern irgend eine Nymphe mit einigen gepflückten Blumen in der Hand. Sie nahm sich in ihrer Lage eigenthümlich aus, nicht als ob sie durch eine Gewalt vom Sockel niedergestoßen, vielmehr selbst heruntergestiegen sei, um sich zu einem Ausruhen von ihrem langen Stehen auf den weichen Grund hinzustrecken, wie in ein Blüthenbett; denn zwischen den Grashalmen dicht emporgeschossene, langgestielte goldgelbe Ranunkeln bogen sich über ihrer schönen, gewandentblößten Brust, als suchten sie diese zu verdecken, zusammen, und kleine Vergißmeinnicht-Kelche schienen sich ihr in das lang am schmalen Gesicht herabfließende lose Haar einflechten zu wollen. In dem Verfall — die Füße und einer der Arme lagen zerbrochen — war's ein poetisches Bild, und merkbar war auch Herr von Sehnstedte empfänglich dafür, es so aufzufassen.

Was mochte das anmuthige Steingebild so herabgestürzt haben — Sturm oder Verwitterung, oder rohe Menschenfaust? Prüfend sah er nach dem leeren Postament, doch da stutzten seine Augen. Die Gewandung Dorrets ragte etwas aus ihrem Versteck hervor; mechanisch machte er einen raschen Seitenschritt und gewahrte sie hinter dem Stein kauern. Indeß unwillkürlich hob das Mädchen sich zugleich vom Boden und stand danach reglos, mit niedergeschlagenen Augen, aufgerichtet da.

Es hatte in der That seltsam Ueberraschendes und machte begreiflich, daß der junge Offizier sich nach seinem Gesichtsausdruck im ersten Augenblick die Frage stellte, ob eigentlich die im Gras liegende Steinfigur oder die vor ihm stehende Gestalt von dem Sockel heruntergekommen sein möge. So genau entsprach die Letztere in Allem der Vorstellung einer lebendigen Dryade, und die Phantasie des jungen Offiziers war sichtlich lebhaft erregt.

Doch dann erkannte auch er in andrer Tracht das Bauernmädchen wieder, nach dem er bei dem Scheunenbrand den Blick zurückgedreht, und ihm kam vom Mund: „Warum hast Du Dich versteckt? Fürchtest Du Dich vor mir?"

Sie schüttelte den Kopf. Ein vornehmer Herr war's, allein ihr gerieth's nicht in den Sinn, sich vor ihm so zu verneigen, wie der Graf es sie gelehrt. Sie wünschte, fortzukommen, aber auch das wußte sie nicht in's Werk zu setzen und blieb stumm wie zuvor auf dem Fleck stehn. Nun fragte er hörbar mit einem Ton der Verwunderung wieder:

„Wie kommst Du hierher — zu dieser Zeit — und zu der andern Kleidung, als in der ich Dich neulich sah?"

Darauf gab sie Antwort, wo sie sei und wie es geschehn, daß sie hierher gerathen. Und nach einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kurzen Anhalten fügte sie nach: „Bitte, sagen Sie es nicht dem Herrn Grafen, denn er hat's mir verboten. Aber ich konnt's nicht anders, die Nachtigallen sangen hier so. Ich bin erschrocken genug gewesen und thu's sicher nicht wieder."

Dabei schlug sie zum ersten Mal die Augen auf und sah ihm in's Gesicht, als habe sie Zutrauen zu ihm, er werde ihre Bitte erfüllen. Er entgegnete Nichts; in seinen Zügen drückte sich Etwas aus, wie wenn er noch nicht zu klarer Besinnung gelangen könne, ob die absondere Erscheinung vor ihm Wirklichkeit sei oder er sie, in einem halb wachen Traum hier neben dem leeren Sockel stehend, sich nur einbilde. Sein Kopf wandte sich nach der Nymphe im Grase um, ließ die Augen über Gesicht und Gestalt derselben hingehen, dann sah er Dorret wieder an.

Nun machte sie eine Bewegung, sich zu entfernen; doch gleichzeitig trat er rasch dicht vor sie hin und sagte: „Darfst Du Blumen hier abpflücken?"

Sie fuhr, den Blick auf ihre Hand niederschlagend, zusammen und erwiederte halblaut: „Nein."

„Warum thust Du es dann, da Du weißt, daß Du es nicht darfst? Wenn Dir ein Aufseher begegnet —"

Er streckte die Hand vor, nahm ihr die Narzisse aus den Fingern und setzte hinzu: „So — ich habe Deine Unvorsichtigkeit gut gemacht — und ich werde auch dem Grafen Saint-Germain nicht sagen, daß Du sein Verbot übertreten hast. Bleibst Du bei ihm im Haus?"

Dorret nickte: „Ja — ich möchte nicht wieder draus fort." Es kam ihr urplötzlich, sie hatte es bisher noch nie empfunden, aber sie wußte auf einmal, daß sie nirgendwo anders mehr sein wolle. Jetzt fiel's ihr auch ein, sich mit einem Knix von dem vornehmen Herrn zu verabschieden; doch er fand offenbar kein Gefallen daran, denn er sagte: „Laß das — wenn wir uns wieder begegnen — es paßt nicht zu Dir, zu Deiner Kleidung. Deine Schwester thät' es nicht."

Nun ging Dorret in der Richtung des Parkausganges davon, zuerst langsam; als sie um eine Ecke gebogen, lief sie. Die letzten Worte waren ihr unverständlich gewesen, denn sie besaß keine Schwester, und ebenso die Aeußerung: „Wenn wir uns wieder begegnen," da sie kaum vorher betheuert hatte, sie werde sicher dem Verbot des Grafen nicht nochmals zuwider handeln. Aber sie fühlte sich dem jungen Offizier dankbar; unfraglich hatte er's gut gemeint, daß er ihr die Blume, die sie unbedacht in der Hand behalten, weggenommen. — Sie kehrte sich noch einmal um, als komme ihr Etwas, wonach sie zurücksehe; indeß Busch und Baum schlossen hinter ihr den Weg mit einer grünen Wand ab, und wiederum langsamer wanderte sie dem Schloß zu. Es war so schön im Neuwerk, ganz wie sie es sich als Kind immer vorgestellt und das Herz ihr bei'm Hereinblick über die Mauer geklopft, daß etwas Geheimnißvolles darin verborgen sein müsse. Gefunden hatte sie das allerdings nicht, nicht die Zeit gehabt, sich danach umzusehn, aber sein Vorhandensein war ihr gewisser als je geworden. Und sie hegte merkwürdiger Weise gar keine besondere Furcht vor der Entdeckung ihres Ungehorsams mehr, sondern begab sich, ohne daran zu denken, die köstliche Morgenfrische in tiefen Zügen einathmend, nur Schritt um Schritt weiter.

Herr von Sehnstedte war noch auf der kleinen Rasenausrundung stehen geblieben und betrachtete wieder die in ihrem goldenen Blüthenbett hingestreckte Nymphe. Danach wandte er den Blick gegen den Sockel hin, doch nicht auf die leere Platte, sondern ein wenig an der Seite desselben vorbei. Und dann sah er sich einmal plötzlich mit halb verwirrtem, sonderbarem Augenausdruck um, wie Jemand, den ein Gefühl anrührt, es müsse Etwas hinter ihm stehen.

Aber es befand sich Nichts da, als sein Schatten, den die jetzt höher gestiegene Sonne lang über die kleine Lichtung hinwarf. Er hatte vergessen, die weiße Blume, wie es wohl in seiner Absicht gelegen, in's Gebüsch zu werfen, hob sie gedankenlos gegen sein Gesicht auf und roch daran. Nach Narzissenart war ihr Duft äußerst lieblich, als ob ihn die ganze Frühlingsschönheit des Morgens daraus anhauche. Und aus dem Stengel floß es mit einer leisen Wärme hervor, wie wenn die Sonne diese schon in ihn hineingestrahlt habe. Doch konnte das nicht wohl sein, sondern die Wärme stammte vermuthlich noch von der Hand, welche die Narzisse vorher gehalten.

7.

Die Zeit war voll von seltsamen Dingen und Menschen mit wunderbaren Kräften. Das Jahrhundert hatte mit der theosophischen, übernatürlichen Sehergabe Emanuel Swedenborgs begonnen, dessen Stimme gleichsam als ein vom hohen Norden herabtönendes Präludium eines großen, ganz Europa überfallenden, thaumaturgischen Concertes erklungen war. Wie Johannes der Täufer der Verkünder seines größeren Nachfolgers gewesen, hatte der schwedische Bischofssohn der Zeitstimmung den leitenden Accord gegeben, die dürre und enge Nüchternheit der Menschheit nach dem dreißigjährigen Kriege mit einem von der Kirche unabhängigen Drange nach dem Uebersinnlichen, Mystischen ergriffen; ohne seinen Vorangang hätte das Verlangen der Gemüther nicht diese allgemeine gleichartige Richtung im Fürstenpalast wie im Bürgerhause eingeschlagen. Als eine mächtige Resonanz erscholl ihm vom Süden her, aus der Schweiz, der begeisterte Ueberschwang des Züricher Diaconus Johann Kaspar Lavater, des weitberühmten Physiognomikers, theologischen Rationalisten, Vorkämpfers religiöser Toleranz und Freundes Johann Wolfgang Goethes, sowie vieler anderer bedeutendster Männer der Zeit. Wenige glichen ihm an Einflußmacht auf die Vorstellungen, Empfindungen und Gedanken seiner in deutschen Landen Mitlebenden; sein Wort war für sie das der höchsten, aus der Gemüthstiefe geschöpften Geisteserleuchtung, sein Ohr vernahm die Stimme der Geisterwelt, die ihm ihre Erkenntniß vertraute. Er erkannte zuerst auch die geheimnißvolle Naturkraft, welche dem schwäbischen Forsthütersohn Franz Anton Meßmer verliehen worden, der durch eine Abhandlung „de influxu planetarum in corpus humanum" in Wien den medicinischen Doctorgrad erlangt hatte, und vor Allem der rastlosen Bemühung und Unterstützung von Seiten Lavaters verdankte die Wunderentdeckung des „thierischen Magnetismus" ihren Triumphzug durch ganz Europa. Doch kaum minder erfüllte der Ruhm des vormaligen Graubündener seeleifrigen Pfarrers zu Klösterle und gegenwärtigen bischöflichen Hofcaplans zu Regensburg, Johann Joseph Haßners, die Welt, der, mit höchster Beschwörungsgewalt ausgerüstet, zum Heil der Menschheit einen Vernichtungskampf gegen alle bösen Geister und die von ihnen gehandhabten tödtlichen Krankheiten aufgenommen hatte, und mit fast noch größerem Erfolg widmete sich der nämlichen Thätigkeit Johann Georg Schrepfer in Leipzig. Er zeigte, daß es dazu keiner gelehrten Vorbildung, sondern nur der übernatürlichen Begabung bedürfe; denn er war ein einfacher Kaffeewirth in der Klostergasse, früher Kellner in einem Gasthause gewesen, in welchem eine Freimaurerloge ihre Versammlungen abgehalten, und unter die dienenden Brüder derselben eingereiht worden. Doch scheue Ehrfurcht der ganzen Stadt umgab ihn; staunend vernahm man in ferner Weite von den Wundern, die er täglich vollbrachte, der Heilung unrettbar Erkrankter, der Teufelsaustreibung Besessener, der Voraussagung kommender Ereignisse und Offenbarung tiefstverborgener Geheimnisse. Noch manche andere Namen gesellten sich als kleinere diesen großen als Gegenstände der Bewunderung in engeren Kreisen hinzu; wohin das Auge sah, das Ohr hörte, war die Zeit, gewissermaßen die Luft angefüllt mit Erscheinungen aus dem Grabe, Geisterbeschwörung und Exorcismus, Magnetismus und Somnambulismus, Kabbala und Zaubermitteln, Elixiren, Materien, die zu Gold und Edelsteinen verwandelten, überirdischen Kräften und Wundern.

Die beiden unbestritten gewaltigsten Machthaber über das Alles aber bildeten die Grafen Joseph Saint-Germain und Alessandro Cagliostro. Sie waren die von der gesammten Welt anerkannten souveränen Beherrscher der Geisterwelt und ihrer Mysterien, zwei den Naturgesetzen nicht Unterworfene, denen gegenüber selbst die Sense des großen Schnitters alles Lebendigen sich seit Jahrhunderten, vielleicht schon seit Jahrtausenden ohnmächtig erwiesen. Auf sie hatten die Weckrufe Swedenborgs und Lavaters alle Gemüther bereitet, wie Jehosanan, der Prediger in der Wüste, das Volk Israels auf das Kommen des Erlösers von der Gewalt des Todes, des Parakletos, des Messias. Und kaum bestand irgendwo ein Zweifel, daß derselbe erschienen sei, der Alleswissende und Könnende, der Schirmer und Schützer der Menschheit wider all' ihre Feinde, der Herr und Obsieger jeder dämonischen Tücke. Nur wen von jenen Beiden man als den Höchstgebietenden, den eigentlichen Messias, anzusehen habe, unterlag noch nicht der allgemeinen Entscheidung.

Selbstbegreiflich indeß ward diese Frage gegenwärtig an keiner andern Stelle Deutschlands so vielfach und lebhaft erörtert als in Gottorp und der Stadt Schleswig, und wer Gelegenheit fand, häufiger als Ohrenzeuge dabei zu sein, konnte sich nicht wohl der Empfindung verschließen, daß die überwiegende Meinung sich von Tag zu Tage mehr der höheren Rangordnung des Grafen Cagliostro in der Beherrschung der Naturkräfte und der Geisterwelt zuneige. Auch der Landgraf Karl von Hessen erregte deutlicher den Eindruck, sich diesem Gefühl und einer daraus aufwachsenden Erkenntniß nicht entziehen zu können. Er erwies wohl seinem schon vierjährigen berühmten Schloßgast die gleiche Respectsbezeugung wie zuvor, doch merklich stach sie gegen die bewundernde Ehrerbietung ab, die er bei seinem Zusammensein mit dem neu Hinzugekommenen an den Tag legte. Einer der Hofcavaliere verglich nicht unzutreffend den Letzteren mit der über den Horizont aufgestiegenen Sonne, die ihre Leuchtkraft gegen den hoch am Himmel stehenden Vollmond emporfunkeln lasse und mit jedem Strahlenwurf sein Licht etwas an Glanz vermindere. Doch die beiden derartig in einem Gegensatz zu einander Gestellten schienen selbst ohne irgendeine Ahnung davon zu sein. Sie begegneten sich wie am ersten Tage, der Wirth mit ausgesuchter Aufmerksamkeit und Vorsorge für alle Wünsche seines Gastes, und dieser Jenem mit der ehrfürchtigen Unterordnung des sich als Jünger Bekennenden unter den Meister.

In der Stadt Schleswig aber gingen Erzählungen wunderbarer Geschehnisse von Mund zu Mund, die sich auf dem Schloß, im Neuwerk, in Luisenlund und den Wäldern draußen zugetragen, meistens bei Nacht, doch auch im hellen Sonnenlicht. Es gab Einzelne, die solchen übernatürlichen Vorgängen und magischen Erscheinungen als Augenzeugen mit beigewohnt hatten und zu beschwören vermochten, daß von dem Gerücht Nichts an ihrem überwältigenden Eindruck vergrößert werde. Mit einer gewissen Gelassenheit nahm man in der Stadt noch auf, daß dem Landgrafen und seinen Begleitern im abendlichen Walddunkel am Rande des Neuwerks der ruhelose Geist König Abels, auf einem Knochenpferde dahinjagend und begleitet von seinen drei feurigen Hunden, begegnet sei. Der Graf Saint-Germain sollte ihn auf den Wunsch des Statthalters aus seiner Sumpfgruft heraufbeschworen haben, und die Thatsächlichkeit seiner Erscheinung unterlag auch keinem Zweifel. Doch Manche hielten diese nicht durch magische Kunst bewirkt, sondern sahen nur eine zufällige Begegnung darin, da das nächtige Umirren des Brudermörders bekannt war und die alten Leute von Mehreren wußten, welche den gespenstischen Reiter in besonderen Mitternächten so droben im Wald angetroffen hatten. Dagegen versetzte ein anderes Vorkommniß die Bewohnerschaft Schleswigs auf's Aeußerste in vielzüngig umlaufendes Staunen. Erst acht Jahre waren verflossen, seitdem in Kopenhagen dem vormals allmächtigen Minister des geistesschwachen Königs Christian des Siebenten, dem Grafen Johann Friedrich Struensee, vom Henker-Richtbeil Hand und Kopf abgeschlagen worden, weil man ihn des Ehebruchs mit der Königin Caroline Mathilde bezichtigt. Kein Ereigniß des Jahrhunderts hatte wie in Dänemark, so auch in Schleswig-Holstein, eine so ungeheure und allgemeinste Erregung verursacht, als dieser jähe Sturz des aus unterem Stande durch Genie und Kühnheit zur höchsten Machtstellung aufgestiegenen Altonaer Pastorensohnes, den zahlreiche noch Lebende persönlich gekannt; die Frage seiner Schuld oder Nichtschuld bildete noch in allen Kreisen oftmals den Gegenstand heißester Ereiferung, ganz besonders am Gottorper Hofe, der Residenz der Schwester Königs Christian des Siebenten. Und kaum Glaubhaftes war zu zweifelloser Wirklichkeit geworden. Auf eine Wunsch-Andeutung des Landgrafen hin hatte der Graf Saint-Germain vor einer auserlesenen Versammlung der vornehmsten Gesellschaft zu später Abendstunde im Mittelsaal der Amalienburg den Geist des Grafen Struensee genöthigt, oben auf der Balustrade zu erscheinen. Die Kerzen drunten an den Wänden loschen plötzlich aus, und hin und her schwebend überhellte nur die Galerie ein bläulicher Lichtschein, in welchem der Gerufene emportauchte, erst wie in Nebel gehüllt, dann deutlicher, mit einem rothblutigen Strich um den Hals, so unverkennbar von Gestalt und Gesicht, daß allen den Anwesenden, die ihn öfter im Leben gesehen, Athem und Herzschlag stillgestanden. Stockenden Mundes, kaum eben hörbar, brachte Ihre Königliche Hoheit, die Landgräfin Luise die Frage von den Lippen, ob es wahr gewesen, daß ihre unglückliche Schwägerin ihn geliebt und er um ihretwillen gerecht die Todesstrafe erlitten habe. Er antwortete Nichts, wandte der Fragenden nur zwei scheu blickende, glanzlos trübe Augen entgegen und machte danach langsam, wie gegen seinen Willen gezwungen, eine nickende Bewegung mit dem Kopf. Dann schwand er in Nebel zurück, und dunkle Nacht lag über dem Saal, bis die Diener die Kerzen wieder angezündet.

Der Eindruck auf die Versammelten war Schauer erweckend, gewaltig gewesen, doch — wenigstens für den Landgrafen — am nächsten Tage durch einen andern Vorgang noch überboten worden, bei dem sich zwar kein sonstiger Augenzeuge befunden, indeß Aeußerungen des Statthalters selbst hatten denselben geschildert. Einem schon früher einmal von seinem neuen Gast in der Amalienburg kundgegebenen Wunsche gemäß, das alte Geithabu kennen zu lernen, fuhr der Landgraf allein mit dem Grafen Cagliostro nach Gaddeby hinüber, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als sie die sagenreiche Kirche besichtigt, stiegen sie durch den Wald zu dem Hügel hinan, auf dem ehemals die verschwundene „Markgrafenburg“ gestanden. Es war sonnenhelle und heiße Mittagsstunde; Cagliostro ging allmälig zaudernden Schrittes, als hege er ein Vor-

Monseigneur; denn diese Mittagsstunde ist absonderlich, und wenn wir dort hinauf kämen, würden Sie den Gegenstand Ihrer Gedanken leibhaft vor sich gewahren, ich kann es nicht mehr abändern.“ Doch trieb diese Warnung den Hörer nur mehr an, auf dem Weiter-

verwachsen hoben sich als einzige Ueberbleibsel der Markgrafenburg die alten Erdwälle auf, tiefeinsam, Nichts regte sich, nur die heiße, gelbe Sonne brannte durch die Wipfellücke herab. Doch da raschelte es leise, und hinter einem Fliederstrauch bewegte sich die Gestalt eines

Der alte Soldat. — Nach dem Bilde von G. A. Storey.
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

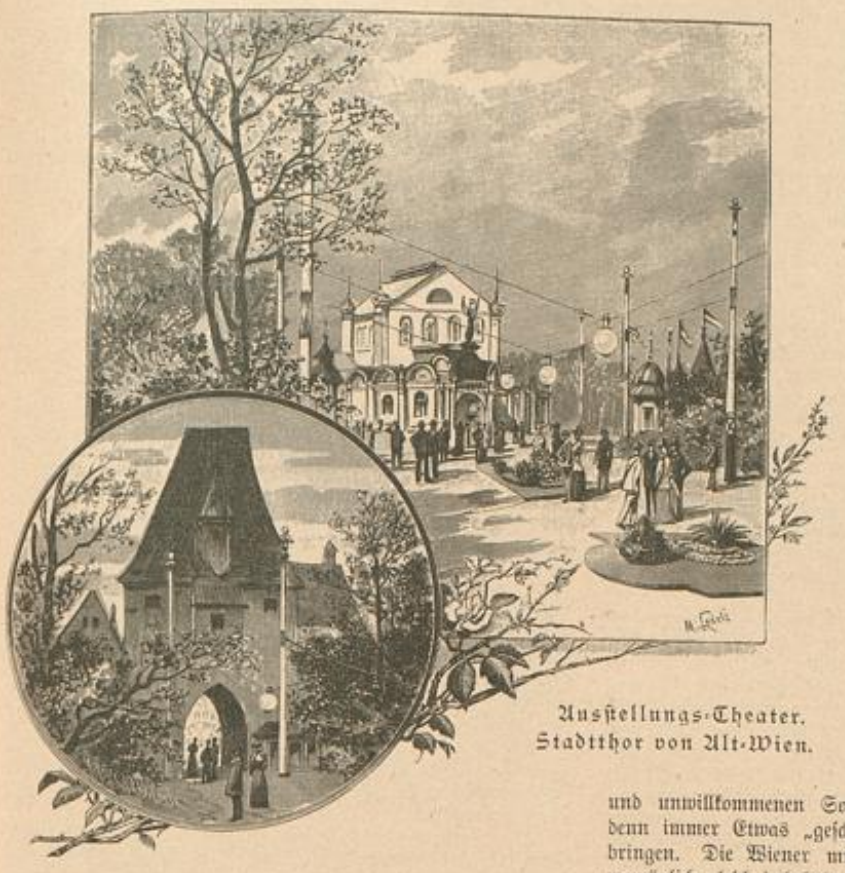
langen, den Weg nicht weiter fortzusetzen, so daß sein Begleiter ihn fragte, was ihm sei. Darauf sprach er in der That das Begehren aus, umzukehren, und fügte, als er die Verwunderung des Statthalters darüber wahrnahm, die Frage nach: „Woran denkt Eure Durchlaucht in diesem Augenblick? Lassen Sie uns zurückgehen,

gang zu bestehen, und der Graf raunte ihm flüsternd zu: „So bitte ich Eure Durchlaucht inständig, wenigstens nicht an Ihren durchlauchtigsten Herrn Vater denken zu wollen.“ Kurz stiegen sie noch zwischen den grünen Buchenstämmen aufwärts fort, dann lichtete sich über der obersten Höhe des Hügels etwas der Wald, busch-

Mannes hervor. Der Landgraf stutzte zurück, denn er kannte den Wuchs und auch die Kleidung desselben, einen sonderartigen grauen Hausrock, den, wie er noch als Kind in Kassel gelebt, sein Vater, der Kurfürst Friedrich der Zweite von Hessen, meistens getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Ausstellungs-Theater. Stadtthor von Alt-Wien.

Nachdruck verboten.

Die Wiener Theater- und Musik-Ausstellung.

Von Balduin Groller.

Mit Zeichnungen von M. Ledeli.

I.

Weibliche Handarbeit! Und etwas Kopfarbeit dazu, etwas viel Kopfarbeit — und ein Herz voll Muth und Begeisterung und unerschütterlicher Zuversicht! Wir sprechen von der Internationalen Theater- und Musik-Ausstellung in Wien. — Da streiten sich die Leute herum — zunächst in England, wir sind noch lange nicht so weit, — über die Wählbarkeit der Frauen und über ihre staatsbürgerlichen Rechte, während die staatsbürgerlichen Pflichten des Steuerzahlens ihnen ohne Weiteres und unverkürzt zugestanden werden, und inzwischen arbeiten die Frauen in aller Welt ruhig weiter an ihrem Befähigungs-Nachweis. So ein Befähigungs-Nachweis ist jetzt in Wien erbracht worden, wie er nicht glänzender gedacht werden kann.

Im Kopfe der Fürstin Pauline Metternich ist diese Idee entstanden; und wenn diese merkwürdige Frau eine Idee hat, so kann auch sofort Jeder, der dazu besondere Lust in sich verspürt, darauf Gift nehmen: erstlich einmal, daß die Idee gut ist, und zweitens, daß sie auch ausgeführt wird — „und wenn es Schusterbuben regnen sollte!“ Wer da glaubt, daß diese Frau durch irgendwelche Schwierigkeiten abgeschreckt werden könnte, — na, der kennt eben die Metternich nicht! Also die Metternich ist der Vater der Idee. Wir bitten um Entschuldigung, wir wissen, was wir sagen: der Vater der Idee oder, um uns in der Sprache Hegel's auszudrücken, die active Causalität. Dann hat sie sich ein Damen-Comité geworben, an dessen Spitze die Frau Statthalterin Gräfin Kielmannsegg steht, — nun, und dann wurde gearbeitet, gearbeitet mit einer Zähigkeit, einer Hingebung und Ausdauer, einem Scharfsinn und Witz, wie sie den Männern bei der Arbeit immer — auf das Lebhafteste zu wünschen wären.

Natürlich thun auch Männer mit, und sehr hochstehende und gescheidte Männer; die Damen haben klug gearbeitet. Es handelte sich ja nicht nur darum, das Werk fertig zu bringen, sondern auch darum, — um uns sehr deutlich auszudrücken, — ein Loch in die Welt zu schlagen. Mehr noch! die ganze Welt sollte in Bewegung gesetzt, interessirt, für das Werk gewonnen und günstig gestimmt werden, und da wäre es doch entschieden ein taktischer Fehler gewesen, das schwächere Geschlecht, die Männer, ganz zu übergehen.

Die Idee war eine sehr naheliegende; das aber hindert nicht, daß sie eine geniale ist. Das Geniale und Classische ist gewöhnlich sehr einfach, und die Fürstin Metternich ist eine classische Frau, so behaupten wenigstens Alle, die sie kennen. Ihre Ideen fänden somit eine genügende Erklärung. Etwas klappt bei der Geschichte freilich nicht ganz; classisch ist die Fürstin, aber sie ist keine einfache, sondern eine sehr complicirte Natur. Steckt da ein Widerspruch in Dem, was wir gesagt haben? Auch gut. Bei dem Naturell der Fürstin geht es ohne Widersprüche nicht ab.

Mit der Entwickelungs-Geschichte der Idee verhält es sich aber folgendermaßen: Wien hat eine wunderbare Umgebung. Das hat sein Gutes, aber auch seine Nachtheile. Wien ist im Sommer nicht zu Hause, es geht auf's Land. Das ist sehr angenehm für Die, die es thun können und fortgehen. Das ist aber sehr fatal für Die, die zurückbleiben und nun keine Geschäfte machen können oder nur sehr schlechte, weil die Stadt verödet und ausgestorben ist. Die Theater schließen die Pforten, weil doch kein Mensch hineinginge, Handel und Gewerbe stocken, die Arbeit ruht, die Sonne brennt auf entvölkerte Straßen, das Wienflüßchen trocknet aus und die Erwerbsquellen auch, und der Verkehr ist zu einem unfreiwilligen und unwillkommenen Sommerschlaf verurtheilt. Da muß denn immer Etwas „geschehen“, um Leben in die Bude zu bringen. Die Wiener müssen nach Wien hereingelockt oder womöglich gleich dabehalten werden, und außerdem muß der Strom der Fremden hereingeleitet werden. Man begreift, daß da im Sommer immer Etwas „los sein“ muß.

Die Erfahrung lehrt, daß sich als große Anziehungskraft Nichts besser bewährt, als eine ordentliche Ausstellung. Also stellen wir 'was aus! Aber was? Gewerbe-Ausstellung war schon da, die Elektrische auch, die Land- und Forstwirthschaftliche auch, Pferde-, Möbel-, Hunde-, Schafe-, kurz jede Ausstellung war schon da; Kunstausstellungen haben wir so wie so immer, und so wie so sind sie immer leer. Es muß etwas Großes sein, was die ganze Welt interessirt. Eine Idee, eine Idee, ein Königreich für eine gute, für eine große Idee! Wenn man in Verlegenheit ist wegen einer glücklichen Idee, dann geht man zu der Fürstin Metternich; die hat sicher immer Ideen. So war's denn auch dieses Mal, und das Resultat ist die Internationale Theater- und Musik-Ausstellung.

Theoretisch mag sich ja Manches gegen die Idee sagen lassen. Eine Ausstellung will in erster Linie gesehen, die dramatische Kunst und die Musik gehört werden. Eine Ausstellung ist natürlich für die bildenden, aber nicht recht tauglich für die tonischen Künste. Theoretisch ist das ja ganz richtig, aber in der Praxis behält die Ausstellung doch siegreich Recht. Zunächst ist die Idee derselben eine völlig neue; eine solche Ausstellung war unsres Wissens wirklich noch nicht da. Das ist schon viel werth. Das Nochnichtdagewesene hat eine Bürgschaft des Erfolges in sich. Was in aller Welt sollte denn „ziehen“, wenn nicht das? Und dann das Stoffgebiet, das die Ausstellung umfaßt! Wien ist eine Theaterstadt und eine Musikstadt, die Stadt Wien war also von vornherein gewonnen, und damit die natürliche und gesunde Basis für den Erfolg. Und dann! Wo in der civilisirten Welt interessirt man sich nicht für Theater und Musik? Wo ist das deutsche Haus, in welchem die Musik nicht gepflegt, wo eine stille Schwärmerei für das Theater nicht gehegt würde?

Ja, meine Herren, wenn Sie das nicht einsehen, dann ist Ihnen nicht zu helfen! — Und ob sie's eingesehen haben! Siehe die Theater- und Musik-Ausstellung.

Nun bemerkt man in der Rotunde und in den Pavillons an tausend und tausend Einzelheiten, wie's gemacht und vorbereitet wird; man geht in's Ausstellungs-Theater oder in die Concerthalle und — bekommt dort das fertige Kunstwerk geliefert; da erst hat man die rechte Freude daran, weil man nun gesehen und studirt hat, wie so ein Gesammtkunstwerk entsteht. Man hatte sich's ja ungefähr gedacht, daß die Sache nicht ganz einfach sei; aber daß da gar so Viel, so ungeheuer Viel erst vorhergehen müsse, das hatte man sich doch nicht ganz klar gemacht.

Musikinstrumente, historisch und ethnographisch geordnet, Decoration, Ausstattung, Einrichtung, Maschinenwesen, Bilder und Handschriften großer Dichter und Tonkünstler, und Altes aus allen Ländern und allen Zeiten, — wer studiren will, hat die schönste Gelegenheit dazu. Wer es ganz genau nehmen will, der wird sich auch mit heißem Bemühen sogar mit der „Entwickelung der armenischen Kirchenmusik“ beschäftigen, der eine ganze Abtheilung eingeräumt ist. Kann es einen schöneren Stoff für ein neues, gelehrtes Buch geben, als die Entwickelung der armenischen Kirchenmusik? Und es wird sicher geschrieben werden. Wie ich mich heute schon freue, wenn das Buch da sein wird und ich es nicht werde lesen müssen! — Die Ausstellung ist nämlich nach dem sehr zweckmäßigen System eingerichtet, daß man die Gerichte, die Einem nicht schmecken, auch stehen lassen kann, und es wird Niemand gezwungen, Specialstudien in armenischer Kirchenmusik zu machen. Das ist doch sehr angenehm! Es bleibt genug übrig für jeden Geschmack.

Und hat man sich dann genug gethan in seinen wissenschaftlichen Special-Studien, zu welchen ich die bildende Conversation mit den hübschen Loosverkäuferinnen nicht einmal dazurechne, so geht man in's Theater oder in's Concert. Dort absolvirt man nach den peripathetischen Studien die eigentliche ernste Wissenschaft der Ausstellung, — man wird zugeben, daß das Studium des Schönen kaum auf angenehmere Art erledigt werden kann. Man kann den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein studiren, und man wird eine außerordentlich günstige Meinung von der Arbeit des Studirens gewinnen. Man versuche es nur!

Concert-Halle.

Das Studium des Schönen! Der Aesthetiker der Ausstellung ist nicht gebunden, seine Studien nur an den leblosen, ausgestopften Theaterfiguren zu machen. Er begiebt sich zur rechten Zeit auf die Avenue, wo die Comité-Damen Corso halten. Auch eine Idee der Fürstin Metternich. „Alle Achtung!“ sagt sich da der sinnende Aesthetiker. „Eine solche Ausstellung lasse ich mir gefallen!“ Aber was versteht der Aesthetiker von Frauen! Frauen wollen von Frauen beurtheilt sein. Auch das wußte die Fürstin Metternich, und darum gab sie ein eisernes Gesetz für die Institution des Corsos heraus: „Meine Damen, legen Sie Ihr schönstes G'wand an!“ Eine solche Disciplin hat noch nie eine Armee von Soldaten gehalten, wie hier das Fähnlein der opfermuthigen Comité-Damen. Ohne zu murren, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, haben sie Alle, von der Ersten bis zur Letzten, ihr schönstes Gewand angelegt. Wo solche Manneszucht herrscht, da müssen die Schlachten gewonnen werden. Sie werden auch gewonnen, und die Historiker werden von Eroberungen zu berichten haben, welche noch die späteste Nachwelt in Erstaunen setzen werden.

Die Bedeutung dieser Corsos ist vorläufig noch gar nicht abzuschätzen. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß sie zum Ausgangspunkt für eine wirkliche Weltherrschaft werden, für die Herrschaft einer von Paris unabhängigen Mode, die hier nun selbständig und mit großartiger agitatorischer und propagandistischer Kraft auftritt. Liegt es an der Mode oder an den Frauen, die sie tragen, — die Weltherrschaft scheint mir vollkommen plausibel. Oder ist Das verkehrt, was ich hier sage, die Phantasie eines verdrehten Kopfes? Auch möglich; ich bitte um Entschuldigung: ich habe nämlich so einen Corso mitgemacht.

Blick auf die Rotunde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Vom Grabe zur Wiege.

Erinnerungen aus dem Kaukasus.

Von A. G. von Suttner.

Das Herrenhaus mit festem Unterbau aus Stein, mit breiter Holzveranda, von türkischen Zimmerleuten so kunstvoll geschnitzt, daß die Verbindungsbogen der Säulen feinster Spitzenarbeit gleichen, steht auf dem oberen Absatze einer sanft aufsteigenden Höhe, hinter der sich eine bewaldete Hügelkette in der Richtung nach dem Flusse Ingur hinzieht.

Nach drei Seiten beherrscht die Anhöhe das freie Land, die weite Ebene, die erst fern am Horizonte in den Ausläufern des blauen, nebelumschwebten Gebirges ihr Ende findet. Maisfelder, hellgrüne Gebüsch-Inseln, Baumwoll-Pflanzungen, vereinzelte Strohdächer, hinter Erlengestrüpp halb verborgen, und ausgedehnte Haiden, auf denen massenhafte Farrenkräuter wuchern, — so präsentirt sich die Landschaft, die da ausgebreitet liegt, so weit das Auge reicht.

Gegen Osten fällt das Plateau schroffer ab, und dort sprudelt der Djumi vorbei, im Sommer und Herbst ein unscheinbares Flüßchen, im Winter und Frühjahr aber ein schlimmer Gesell, der wie toll kocht und brandet, in den höheren Lagen Bäume entwurzelt und blind Alles mit sich reißt, was ihm im Wege steht. Um zum Anwesen zu gelangen, muß man die Furt durchreiten, oder den Hängesteg benutzen, dessen Pfeiler diesseits und jenseits je eine mächtige Buche bildet, — ein Uebergang von primitiver Arbeit, bei jedem Schritt hin- und herschwankend, so daß es eines schwindelfreien Kopfes und sicherer Gewandtheit bedarf, um hinüber zu gelangen. Die Bewohner sind von Kindheit auf daran gewöhnt; sie laufen nur so darüber weg, als befänden sie sich auf fester Erde und nicht auf einem Schaukelpferde, das bei jeder Bewegung in bedenkliche Schwingungen geräth.

Die Stirnseite des Hauses ist stellenweise mit Epheu überwuchert und mit der mingrelischen Schlingrebe, die gleich einer endlosen Schlange vom Gebäude auf die nächststehende Linde klettert, von da den Stamm herabgleitet, am Boden fortkriecht und sich dann wieder am nächsten Baume emporzieht, um weit hinauf bis zu den Wipfeln sich zu verästeln und so ein dichtes Gewebe von Guirlanden und Festons zu bilden, die zu Beginn des Herbstes von köstlichen schwarzen Trauben strotzen.

Vor dem Herrenhause dehnt sich der freie, mit üppigem Grase bewachsene Raum aus, stellenweise von den kolossalen Eichen und Linden tief beschattet, die noch die letzten Ueberbleibsel des Urwaldes bilden, welcher in der Vorzeit das ganze Land überzogen hat.

Die Hauptlinie der Djasamidze hat hier ihren Stammsitz; die Zahl der kleineren Verwandten gleichen Namens ist Legion, — jedes bessere Haus und auch jede ärmliche Hütte, soweit der Blick reicht, gehört einem Djasamidze, so daß die Familie in jenem Theile Mingreliens fast einen eigenen Volksstamm bildet, und ein Forscher könnte leicht zur Ueberzeugung gebracht werden, daß es wirklich so sei; denn Alle weisen denselben Typus auf: blondes Haar, meerblaue Augen, von dichtem Stirnhaar beschattet. Die Meisten sind arm, leben von Diebstahl, Raub, Schmarotzen, nur dort oben, bei den „Herren" herrschen insofern Wohlstand und Ordnung, als man nicht darauf angewiesen ist, jenseits der Grenzen nächtliche Besuche abzustatten und je nach Gelegenheit ein Pferd, einen Büffel, eine Kuh, oder ein Schwein zu entführen. Man hat, was man zum Leben braucht, und es fallen hie und da ein paar Rubel ab, wenn irgend ein kleiner Vetter auf Besuch kommt und seine zerlumpte Kleidung deutlicher für Das spricht, woran es ihm fehlt, als er selbst, — was auch nie der Fall ist, denn die Djasamidze sind stolze Burschc, die wohl stehlen, wo sie können, — nie aber betteln.

Fünf Generationen leben dort oben in vollster Eintracht und Zufriedenheit: Da ist vor Allem das ehrwürdige Haupt, der „Uralte", vor dem Jeder den Rücken krümmt, dessen Ausspruch als Evangelium gilt, dessen Wort genügt, um einen noch so hitzigen Streit unter den Verwandten aus der Ebene zu schlichten; er ist der Stolz, das Idol des Stammes, der alte Petre, der seine hundertvier Jahr auf dem Rücken trägt, als wögen sie nicht schwerer, wie ein Bündel Heu; sein Kopf ist hell, sein Auge klar, der Körper noch kräftig genug, um einen Spazierritt in's Thal zu unternehmen, oder einen Aufstieg in den Wald, wo sich zur Winterszeit die Wölfe ansammeln, um nächtlicher Weile dem Gehöfte ihre unliebsamen Besuche abzustatten. Er war der Jagdgefährte des großen Lewan, des Fürsten und Nimrods von Mingrelien, gewesen, er hatte als Zeuge gesehen, wie dieser gewaltige Recke den Hirsch beim Gehörn gepackt und demselben im Handumdrehen das Genick ausgerenkt und noch viele andere Herkules-Thaten ausgeführt hatte, die im Lande bis auf den heutigen Tag Legende geblieben sind; er wußte so Vieles zu erzählen, was er im Laufe der langen Jahre erlebt, immer Neues und Spannendes, — ein lebendes Tagebuch, in dem Stunde für Stunde eingeschrieben stand, ein Erzähler, der seines Gleichen suchte und dem Alles gern lauschte, wenn im großen Kamin die Buchenklötze prasselten, der Sturm an den schweren Läden rüttelte und die Schakals ihr Kindergewimmer ertönen ließen.

Sein Sohn Zakaria, der Einundachtzigjährige, ist ein wahrer Hüne; wenn gerade Keiner von den „Jungen" anwesend ist, nimmt er die schweren Weinkrüge, die an die fünf Wedros halten, auf die Schulter, wie wenn es ein Lämmchen zu tragen gälte, und spottet der Knechte, die unter dem halben Gewichte zusammenknicken und keuchen. Weniger kräftig ist dessen Sohn Lazar, der in seiner Jugend einen schweren Fall gethan, — sechs Manneshöhen über eine schroffe Felswand herab, — und welchem man statt fünfundfünfzig um zehn Jahre mehr gäbe, — dafür aber hat sich die alte Rasse in Djuba, seinem Sohne, wieder aufgefrischt, das leibhaftige Ebenbild des großen Lewan, wie Petre mit Stolz versichert; er steht im schönsten Mannesalter, im zweiundvierzigsten Jahre.

Und der letzte Sproß dieser langen Reihe, — „das Kind", — die siebzehnjährige Babo, groß, schlank, flink wie ein Reh, schmeichlerisch wie ein Kätzchen, lebensfroh wie eine Lerche! Der Liebling des Uralten und der Anderen bis zum Vater herunter. Sie verhätscheln sie Alle und pflegen sie und heißen Alles gut, was in ihrem Köpfchen aufblitzt, denn sie ist ja, wie gesagt, „ein Kind", und Kindern muß man schon ihre närrischen Einfälle zu Gute halten. Sie ist also die eigentliche Herrin auf dem Hofe, wenn sie auch Klugheit genug besitzt, diese ihre Macht nicht offen zur Schau zu tragen, — und übrigens waren ihre Wünsche bisher nie übertrieben, . . . nur manchmal wunderlich, — kindisch mit einem Worte.

Von den Frauen leben ihre Mutter und Großmutter; die beiden Aeltesten haben ihre Gefährtinnen längst zu Grabe getragen, — so weit reicht das in die Vergangenheit hinein, daß Babo meint, es müsse zur Zeit gewesen sein, als sich die Erde erst langsam wieder mit den Nachkommen Noahs zu bevölkern begann.

Auch wird unter den Ihren nie vom Tode gesprochen; es ist, wie wenn der dürre Klappermann von hier verbannt wäre und sich nicht in die Nähe wage, um nicht etwa ein Stück Blei in den kahlen Schädel zu bekommen. Babo hat somit nie Jemanden sterben gesehen. Wohl giebt es unten der Todesfälle genug, denn Alle vom Stamm der Djasamidze sind nicht so lebenskräftig wie die „Herren"; allein Niemand dachte bisher daran, die „Kleine" zu solchen Begräbnissen mitzunehmen, und da es in der Regel heißt, dieser oder jener Vetter sei auf einem Raubzuge ertappt und getödtet worden, so ist sie beinahe versucht zu glauben, die Menschen lebten unter gewöhnlichen Umständen eben so lange wie die Eichen oder Linden, die auch nur dann zu Tode erstarren, wenn sie das Beil des Holzfällers in's Mark trifft.

Mit Arbeit ist sie nicht geplagt, denn eine Herrentochter darf nicht arbeiten. Auf dem Hofe giebt es übrigens der dienstbaren Geister in Hülle und Fülle; für jedes Amt ist ein besonderer Tagedieb bestellt, so daß Einer dem Anderen im Wege steht; was bliebe also da ihr zu thun übrig? Hin und wieder unternimmt sie mit dem Vater einen Ritt nach Zagdidi, oder sie schweift im Walde umher, sitzt auch bei den Frauen und dreht zwischen ihren schlanken, wohlgepflegten Fingern die Seidenfäden, während die Anderen schnattern und plaudern, ohne nur auf eine Minute zu Athem zu kommen. . . . am liebsten kauert sie jedoch unter der mächtigen Eiche, dem Lieblingsplätzchen des Uralten, der dort mehrere Stunden des Tages verbringt, seine Pfeife schmauchend, merkwürdige Geschichten aus der Zeit des großen Fürsten erzählend. Babo leiht ihnen ein andächtiges Ohr, während ihre großen blauen Augen mit dem Ausdrucke des Staunens in die Ferne schweifen und die Hand mechanisch mit den Bernsteinperlen des Rosenkranzes spielt. Da ist ihr so eigenthümlich wohl zu Muthe; die Frühlingsluft ist mit dem Aroma der geknickten Gräser erfüllt, zu dem sich noch allerlei Blumendüfte gesellen, die Pfirsichblüthen liegen wie ein rosafarbener Hauch auf den korallenartig verzweigten Aesten, und die Sonnenstrahlen stehlen sich durch das jungbelaubte Dach zu ihren Häupten, gleiten an ihrem goldigen Haar herunter, ergießen sich kosend über ihre sammetnen Wangen, über Schulter und Arm, . . . sie meint zu fühlen, wie ihr diese Strahlen durch die Adern rieseln, ihr Gesundheit und Lebenskraft einträufeln.

Und der Alte wird nicht müde zu erzählen; sein Blick ruht mit Wohlgefallen auf dem jungen Dinge, das so aufmerksam lauscht und immer tausend Fragen zu stellen weiß, die Pfeife schmeckt so köstlich, und die Sonnenwärme thut den alten Knochen so wohl. Zur Zeit, wo sich die ganze Natur verjüngt, fühlt auch er immer einen neuen Lebensstrom durch den Körper ziehen, und er denkt, das müsse von Jahr zu Jahr so fortgehen bis in die Unendlichkeit.

So sitzen der Aelteste und die Jüngste wieder eines Tages beisammen; die Geschichte ist die spannendste, die sie je gehört: Lewan, der Fürst, jagt auf seinem Renner dahin; das Thier ist trotz der Riesenkraft seines Reiters nicht zu bändigen; er weiß: nur wenige Schritte noch, — und der Abgrund gähnt vor ihm, in dem Roß und Reiter zerschellen müssen, — da — —

„Da?" fragt endlich Babo, weil der Alte plötzlich geschwiegen.

„Da, Petre!" drängt sie ungeduldig, „was geschah da?" Ihr Blick begegnet dem des Ahnen, der so eigenthümlich starr auf ihr haftet, daß ihr ganz unheimlich zu Muthe wird, und jetzt bemerkt sie auch, daß die Pfeife der Hand entfallen ist. „So sprich doch, Herr Petre! warum bist Du so —" Da blitzt plötzlich eine Ahnung in ihr auf, und mit einem Schreckensschrei schnellt sie empor.

Rathlos schaut sie um sich; wie festgebannt steht sie unter dem stieren Blick des Alten, der sie zu verfolgen scheint, als plötzlich ein fröhlicher Zuruf an ihre Ohren tönt und sie den heranjagenden Reiter erkennt, der wenige Schritte von ihr aus dem Sattel springt, um sich rasch zu nähern.

Ein Seufzer der Erleichterung dringt aus ihrer Brust, während der Bursche herantritt, den Baschlik vom Kopf reißt und den Alten mit einer ehrerbietigen Verbeugung begrüßt.

„Oh Tamoa!" flüstert sie mit bebender Stimme.

Er bemerkt die Blässe ihres Gesichtes, und sein betroffener Blick streift den Alten, der regungslos an der Eiche lehnt. „Herr Petre, . . . heilige Frau von Keliskar!" stammelt er erschrocken: „Er ist — todt!"

Dieses Wort bringt Babo zu sich: „Todt!" Sie stößt einen schluchzenden Laut aus und flieht von dannen . . .

Wenige Minuten später verkündet ein langgedehntes Klageheul den Bewohnern der Ebene, daß es dem Sensenmanne doch gelungen ist, sich in den gefeiten Ort einzuschleichen und sein Opfer zu holen . . . .

* * *

Zwei Tage später wimmelt es auf der Anhöhe von Trauergästen, und immer neue Reitertrupps kommen herangezogen; das ganze Land scheint auf den Beinen; Alles, was den Namen Djasamidze trägt, hat sich hier versammelt, und von Nah und Fern eilen die Freunde, die Bekannten herbei, um dem allverehrten Manne die letzte Ehre zu erweisen. Der Ort gleicht einem Heerlager: die Pferde, in förmlichen Rudeln zusammengekoppelt, von Dutzenden von Knechten und Jungen bewacht, füllen den jenseitigen eingefriedeten Raum bis auf das letzte Plätzchen aus, und die Gäste, alle in ihren besten Kleidern, mit ihren kostbarsten Waffen ausgerüstet, kauern und stehen theils in Gruppen beisammen oder drängen dem Herrenhause zu, um abtheilungsweise in den Raum eingelassen zu werden, wo die Leiche aufgebahrt liegt.

Alles in Allem mögen an dreitausend Personen anwesend sein, die alle bewirthet werden müssen, — aber auch Jeder bringt, wie es die Sitte erheischt, sein Scherflein mit, sei es in Gestalt von Eßwaaren, Weinschläuchen oder auch blanken Rubelstücken. Diesmal haben die Faullenzer von Dienern angestrengte Arbeit gehabt; es hieß in zwei Tagen die langgestreckten Laubhütten errichten, die sich zu beiden Flanken des Wohngebäudes über das ganze Plateau ziehen, es hieß Tische und Bänke zimmern, und es heißt auch heute flink auf den Beinen sein, um die schier endlosen Tafeln zu decken, Eß- und Trinkgeräthe aufzustellen und, sobald das Zeichen gegeben wird, bereit zu sein, damit die Bedienung der speisenden Abtheilungen keine Stockung erleide.

Alles spricht gedämpft, fast im Flüsterton, und doch wächst die Gesammtheit dieser Laute zu einem Gebrause an, das schon von Weitem vernehmlich ist. Zakaria, der nunmehrige Aelteste, dessen Sohn und Enkel schreiten die Reihen der Gäste entlang. Sie tragen über ihrer Kleidung Ueberwürfe von dünnem schwarzen Zeug, stellenweise als Zeichen tiefster Trauer eingerissen, so daß die Lappen in leichtem Luftzuge flattern; die Patronenhülsen an der Brust und die Waffen sind mit Flor verhüllt.

Jetzt entsteht plötzlich eine Bewegung in der Menge, Alles streckt die Hälse nach einer Richtung, und die Leidtragenden eilen einem stattlichen Reiterzug entgegen, der am Ende des freien Platzes auftaucht: die Dedopali ist es, die „Mutter der Mütter", wie ihr Titel lautet, die Witwe des letzten regierenden Landesfürsten, welche da, von zahlreicher Eskorte umgeben, auf weißem Zelter an der Spitze der Schaar reitet und nun den Sattel verläßt, sobald sie der drei Männer ansichtig wird. Mit beredten Worten beklagt sie den Verlust des Besten, den das unerbittliche Schicksal hinweggerafft, und sie erbittet sich Zakarias Arm — eine große Auszeichnung —, um die Reihen entlang zu schreiten, während alle Häupter sich entblößen und alle Rücken sich krümmen, als lebte man noch in der Zeit, wo ein Blick der „Herrin" genügte, um einen Kopf vom Rumpfe fliegen zu lassen.

Nur wenigen Auserwählten ist es gestattet, gleichzeitig das Haus zu betreten, auf dessen Schwelle der Bischof von Marwili, vom gesammten Clerus des Landes umgeben, zu ihrem Empfange bereit steht.

Das Trauergemach ist ein geräumiger Saal, in dessen Mitte die Leiche aufgebahrt liegt. Zu Häupten ein großes Silber-Crucifix und Heiligenbilder, zu den Hüften die Waffen des Verblichenen, zu beiden Seiten, in je zwei Reihen die Klagenden, die nun ihr Gewinsel, Geheul und Gejammer anstimmen, sobald die Gäste in der Thür erscheinen.

Plötzlich aber erhebt der Bischof die Hände und es tritt tiefe Stille ein; der nächste Verwandte der Fürstin, ein stattlicher Greis in russischer Uniform, die Brust mit Orden behängt, tritt knapp an die Leiche heran und hält ihr die Todtenrede. Er spricht von den längst vergangenen Zeiten, wo Petre als junger, hoffnungsvoller Bursche an der Seite des „großen Herrn" auf flinkem Renner dahingesprengt, wo man bald zur Jagd gegen Wölfe, Bären, Auerochsen ausgezogen, bald zum Kampfe gegen den Feind, den eroberungssüchtigen Perser, den raubgierigen Tartaren; er erweckt die Erinnerung an die glänzenden Zeiten seines mächtigen Ahnherrn, wo an friedlichen Tagen eitel Jubel und Freude geherrscht, wo Allen die Thore der Burg offen gestanden und freie Tafel für Jeden gehalten worden, der Lust empfunden, sich hinzusetzen, wo schöne, reichgekleidete Frauen den Reigen geführt, wo die großen Trinkhörner die Runde gemacht und Gold und Silber mit freigebigen Händen unter die Menge gestreut worden. Von jenen Zeiten hat Petre, der letzte Zeuge, so gerne und oft gesprochen, sich in Gedanken zurückversetzt und in der glänzenden, glorreichen Vergangenheit geschwelgt. „Jetzt ist auch Dein Auge für immer geschlossen!" sagt der Sprecher mit schmerzbebender Stimme. „Von Deinen Lippen werden keine Worte mehr kommen, um jene Tage zu preisen und Deinen Kindeskindern von ihnen zu erzählen; aber Dein Andenken wird fortleben unter uns und unseren Nachkommen! Leb wohl, wackerer Mann, letzter Gefährte meines großen Vorfahren! mögest Du an seiner Seite nun auf uns herabblicken, uns und die Deinen segnen!" Der Redner schluchzt, wie es geboten ist, und das ist das Zeichen für die Klageweiber, wieder ihres Amtes zu walten: sie zerren heftig an den Strähnen ihrer gelösten Haare, sie schlagen sich an die Brust, sie jammern und wimmern, und die Eifrigsten werfen sich mit gellendem Aufschrei zu Boden, um sich dort zu winden und die Fingernägel in's Fleisch zu krallen.

Babo kauert mit weitaufgerissenen Augen in der Ecke. Sie ist über den nie gesehenen Anblick entsetzt, und Todtenblässe überzieht ihr Gesicht, aber Niemand kümmert sich um sie, und allmälig wird es auch wieder stiller, da die Dedopali das Gemach verlassen hat.

Ehe die Fürstin sich zur Tafel setzt, heißt sie Djubu, Babo's Vater, sie zu seiner Gattin führen, die seit dem Schreck über Petres plötzlichen Tod das Bett hütet und ihrer Niederkunft entgegensieht. Auch hier macht sich eine Schaar Frauen zu schaffen; das eintönige Gesumme, das die Leidende einschläfern soll, verstummt jedoch, als der hohe Gast die Schwelle überschreitet. Ehrerbietig weichen die Frauen zurück, um der Herrin Raum zu geben, die sich jetzt mit ein paar tröstenden Worten an die Fiebernde wendet.

Anica weint still vor sich hin und schüttelt den Kopf: Nun, es ist bestimmt, daß der Hauptstamm der Djasamidze aussterbe. Natela, die Alte, die im Rufe der Hellseherei steht, hat es ihr am Tage ihrer Hochzeit gesagt, daß sie nur Töchter zur Welt bringen werde.

Ihre alte Amme tritt näher zu ihr heran, flüstert ihr beruhigende Worte zu und wehrt durch allerlei Armbewegungen nebst Beschwörungen die bösen Geister ab, welche der Kranken schlimme Gedanken einzugeben suchen. Auch die Dedopali spricht ihr Muth zu, allein Anica schüttelt ohne Unterlaß den Kopf; Natela muß Recht haben, denn Petres sehnlichster Wunsch war es immer gewesen, noch einen Stammhalter in den Armen zu wiegen; jetzt ist der Alte heimgegangen und hat auch seinen Wunsch mit sich in's Jenseits genommen!

Die Frauen beginnen wieder, ihren monotonen Gesang anzustimmen, und die Herrin zieht sich leise zurück, um der Wöchnerin nicht weiteren Grund zur Aufregung zu geben.

Draußen warten geduldig Zakaria, sein Sohn und sein Enkel, um die Fürstin zur Tafel zu geleiten und eigenhändig zu bedienen. Weit lieber träte sie den Heimweg an, aber das wäre eine Kränkung für das ganze Haus, und so muß sie sich denn auf dem Ehrenplatz niederlassen, während vor Allem die Vornehmsten unter den Gästen aufgefordert werden, desgleichen zu thun. Die beiden Laubhütten fassen je dreihundert Personen;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenn die erste Abtheilung gesättigt ist, folgt eine zweite und dritte; der Rest, lauter kleine Leute, Bauern, Knechte, wird draußen auf dem Grasplatze abgefüttert, wo bereits das Wasser in den Braukesseln brodelt und die Lämmer an den Spießen sich bräunen.

Allmälig geht der Tag zu Ende; die Dämmerung dauert nicht lange, urplötzlich, wie auf Befehl, leuchten dort oben hunderttausende von funkelnden Sternlichtern auf, und der Nachthimmel ist in jenen Strichen so rein, so hell, daß ein matter Schein die ganze Gegend überzieht, auch wenn der Mond gerade keinen Dienst hat.

Bald nach der Dedopali haben sich die anderen Gäste ebenfalls verabschiedet, nur Jene, welche zum Stamm gehören, sind zurückgeblieben, um der Bestattung, die um die neunte Stunde stattfinden soll, beizuwohnen; auch ein Häuflein Hungerleidender sitzt noch am Feuer, Leute, die nur selten im Jahre einen Bissen Fleisch zu kosten bekommen und welche nicht weichen, ehe nicht das letzte Stückchen verzehrt, der letzte Tropfen aus dem Schlauche gepreßt ist. Aber Keiner von ihnen vergißt sich, wenn auch Mancher des Guten zu Viel gethan hat und die Sterne in einem wilden Tanze durcheinander flimmern sieht; sie sprechen leise, mit gedämpfter Stimme, eingedenk, daß unweit von hier der greise Petre schläft.

Babo hat sich in ihrer Ecke nicht gerührt. Wie versteinert sitzt sie seit Stunden dort; sie sieht die Leute kommen und gehen, ein fortwährendes Herein- und Herausdrängen, aber sie unterscheidet keinen Einzelnen, ebenso wie sie auch aus dem allgemeinen Geflüster kein verständliches Wort heraushört. Die Klageweiber sind seit dem Aufbruche der Dedopali still geblieben; das Gejammer hat sie so erschöpft, daß sie neue Kräfte erst sammeln müssen, um wieder dienstauglich zu sein, wenn die Angehörigen zum letzten Abschiede kommen, ehe man den Todten herausträgt. Aber die schmerzlichen Laute klingen der Kleinen noch in den Ohren; der schauerliche Anblick dieser durch Krämpfe verzerrten schwarzen Gestalten hat sich ihren Augen so eingeprägt, daß sie meint, da und dort winde sich jetzt wieder Eine, und sie liefe lieber auf und davon, wenn sie ihre Glieder nur nicht wie gelähmt fühlte.

Nun, da mag sie dem alten Petre nicht Lebewohl sagen; sie faßt es auch nur zeitweise, daß er für immer erstarrt ist, daß ihn ein unsichtbares Beil in's Lebensmark getroffen, aber in solchen Augenblicken des Bewußtseins rinnen ihr auch die heißen Thränen über die Wangen, während ihre Lippen nichts Anderes zu murmeln wissen, als: „Petre! O, Herr Petre! . .“

Morgen indeß, wenn die Sonne jenseits der Auen emporsteigt, will sie allein zum Grabe wandern; alle Blüthen, deren sie unterwegs habhaft werden kann, sollen gesammelt und über den Hügel gestreut werden, unter dem er für immer schlummert; und dann will sie horchen und wachen, vielleicht vernimmt sie doch seine Stimme, vielleicht erzählt er ihr doch eine Geschichte aus der alten, alten, grauen Vorzeit, wo auch er jung gewesen und — — sie lauscht: es ist auf einmal eine Bewegung in der düstern Versammlung entstanden: Einer der Diener war hereingeeilt, und sie vernimmt nun, wie er ankündigt, daß sich die Leidtragenden sammeln, um dem Todten den letzten Gruß zu bringen.

Die zusammengeknickten Gestalten schnellen empor, die Führerin des unheimlichen Chors mustert ihre Genossinnen, dann vergräbt sie ihre Hände in die zerzaus'ten Flechten, — und „wuaih! wuaih!“ gellt es durch den Raum, immer lauter, immer durchdringender, — „wuaih! wuaih, tschemi tzodna! Petre! Petre!“ . . . . und die Augen glühen in wahnsinnigem Feuer, die Fäuste schlagen mit hohlem Klang an die Brust, die Nägel krallen in das Fleisch, daß das Blut zu fließen beginnt, — und Babo springt entsetzt empor, da sie sieht, daß die Führerin sich ihr nähert, zweifellos in der Absicht, die Kleine mit in den wahnwitzigen Reigen zu ziehen. Sie stößt die Nächststehende zur Seite, sie hastet zur Thür und flieht hinaus in die Nacht.

Sie bemerkt nicht, daß auf der Treppe eine Gestalt zurückprallt und ihr dann eilig folgt, — wie ein gehetztes Wild, kaum den Boden berührend, springt sie davon, mit beiden Händen die Ohren verhaltend, unaufhaltsam den steilen, schmalen Pfad hinunter, der zum Djumi führt. Sie achtet nicht darauf, daß ein Fehltritt ihr den Tod bringen kann, nur fort, fort aus dieser Umgebung, aus dieser Versammlung wilder Teufel, die dort ihren höllischen Sabbath um die Leiche aufführen . . . .

Endlich! Sie hat den Steg erreicht und bleibt in der Mitte desselben hochaufathmend stehen; die hohe Felswand bildet eine Scheidemauer, durch die kein Laut zu ihr dringt; da ist es gut, da ist es still und friedlich! Ihre zitternden Hände haben das schwache Geländer erfaßt, und sie blickt in die ruhige, dunkle Fluth, die zu ihren Füßen dahinzieht, die Spiegelbilder der funkelnden Sterne mit sich führend, immer neuen Nachschub bringend, so daß es scheint, als entquellten diese Funkenschwärme dem fernen Felsgebirge, in welchem das Flüßchen seinen Ursprung nimmt. Lau umweht die Mailuft ihre Wangen; kein anderer Laut, als der Schlag der Nachtigall am jenseitigen Uferrande, wo die wilden Azaleen in voller Blüthe sind.

Horch! Jetzt rollen Steinchen in den Fluß hinab, und hastige Schritte knirschen im Gerölle. Ist das die Anführerin jener schwarzen Hexen, die sie verfolgt? Ihr ganzer Körper bebt zusammen, und schon ist sie bereit, ihre Flucht fortzusetzen, als ein leiser Ruf zu ihren Ohren dringt: „Babo, wo bist Du?“

Ah, er ist's, Tamoa. Der heiligen Frau sei Dank! Der schwarzäugige Junge, dessen Bild so oft vor ihr auftaucht, sie weiß nicht warum, — dessen Stimme sie gerne hört, sie weiß auch nicht warum, — der ihr Herz klopfen macht, . . . wieder, ohne daß sie eigentlich den Grund zu sagen wüßte.

„Tamoa!“ flüstert sie kaum hörbar, aber sein feines Ohr hat ihre Antwort vernommen. Jetzt schwankt ein wenig die Brücke, und nach wenigen Minuten steht er neben ihr: „Babo, Du hattest Furcht?“

„Oh, Tamoa, es war so gräßlich!“

Er hätte ihr so Vieles zu sagen und vielleicht findet er deshalb keinen rechten Anfang; endlich wagt er es, schüchtern seinen Arm um ihren Leib zu legen: „Babo, Du könntest fallen.“

Er sieht nicht ihr Lächeln, aber er ahnt es, und das ermuthigt ihn zu einem leisen Druck, dann, mit etwas bebender Stimme: „Babo, neulich, als ich kam, war es meine Absicht, Herrn Petre ein Geheimniß anzuvertrauen, — ein Geheimniß, das Dich betrifft, — und ihn zu bitten, daß er . . . Babo, ich denke Tag und Nacht an Dich.“

„Auch ich, Tamoa,“ sagt sie unschuldig, dabei aber schmiegt sich ihr Körper fest an ihn, wie wenn sie da ihren sichersten Schutz ahnte, . . . und, ohne daß Beide recht wissen, wie es geschieht, begegnen sich ihre Lippen. Da sprüht durch den Nachthimmel eine wunderbare Kugel, — roth, blau, grün leuchtet sie auf, während sie langsam durch das Firmament zieht, um endlich jenseits der dunklen Auen zu verschwinden. Beider Blicke haben sich erhoben, um der farbenschillernden Erscheinung zu folgen, und Tamoa sagt leise: „Das bedeutet die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches.“

„Ja, so sagen sie,“ bestätigt sie kopfnickend. Mit diesem leuchtenden Himmelskörper ist auch in ihrem Innern ein Licht aufgegangen. Jetzt weiß sie, warum sein Bild so oft vor ihr auftaucht, — warum sie seine Stimme so gerne hört, — warum er ihr das Herz klopfen macht, . . . und sie weiß auch, was sie mehr wünscht, als Alles auf der Welt. Im Herzen des „Kindes“ ist die Blüthe aufgebrochen, und Tamoa, der kecke Bursche, fühlt recht gut, daß er es ist, der die Hand danach ausstrecken darf.

„Babo, Du bist mein Liebstes auf Erden!“

Sie erwiedert Nichts, aber ihr Köpfchen lehnt sich sanft an seine Brust, und ihr Ohr lauscht den stürmischen Schlägen seines Herzens. Der Sang der einsamen Nachtigall hat ein Echo gefunden: von Busch zu Busch setzt er sich fort, immer lauter und jubelnder, bis er mit einem Schlage verstummt und nun das klagende Wimmern eines Schakals vernehmlich wird. Das weckt sie aus ihrem süßen Traume: „Tamoa, — ich muß hinauf; man wird mich suchen.“

„Noch eine kleine Weile!“ fleht er, und sie kann ihm die Bitte nicht abschlagen. Dann aber heißt es scheiden: „Leb' wohl, Tamoa!“ ein Kuß, ein langer, glühender Kuß, in den sie all ihre Liebe legt, — und sie huscht davon . . . .

Oben angekommen, schöpft sie Athem. Alles ist still, kein Klagelaut läßt sich mehr hören, aber als ihr Blick hinabschweift, gegen die Ebene, sieht sie eine feurige Schlangenlinie, die sich dort unten weiterwindet: dort tragen sie ihn, den alten Petre, im Schein der Kienfackeln zur ewigen Ruhe, . . . aber drüben, vom Hause, wo die Mutter liegt, tönt ein leises Gewimmer zur Thüre heraus, in die gerade eine dunkle Gestalt getreten ist, — — dort ist zum Ersatze ein neues Leben erwacht! Erregt eilt Babo auf die Stelle zu.

Martha, die alte Amme, sieht unter der Thür: „Ein Knabe ist's!“ ruft sie freudig, als sie die Kleine erkennt, — dann plötzlich wehmüthig: „Ach, daß Petre das Glück nicht erleben konnte!“

„Petre sollen sie ihn zum Andenken nennen; seine Seele ist vielleicht in den Kleinen gefahren.“

„Freilich: Petre . . . Er wird stark werden und groß, ein echter Sohn der Djasamidze . . . . Und wie wird einmal der Deine heißen?“ fragt die Alte, listig ein Auge schließend, denn ihr Blick ist scharf, ihr entgeht Nichts: „Tamoa etwa?“

Brennende Röthe ergießt sich über Babo's Wangen, und eilig schlüpft sie vorbei, in's Haus hinein; sie muß doch den Knaben sehen und an's Herz drücken und — an die Zukunft denken . . . . . .

Nachdruck verboten.

Die neuen Lehrpläne unserer Gymnasien.

Brief eines Schulmannes an eine Dame.

Gnädige Frau!

Nehmen Sie vor Allem meine herzlichsten Glückwünsche dazu, daß Ihr Eberhard soeben das Abiturienten-Examen bestanden hat. Wenn Sie mir für die Mühe danken, die ich als Freund Ihres Hauses und als Eberhards früherer Lehrer zur Zeit meiner Wirksamkeit am Gymnasium zu H. auf seine Ausbildung verwandte, so muß ich Dem gegenüber betonen, daß er seine besten Erfolge Ihnen verdankt. Sie lachen? Sie hätten nicht Latein mit ihm gelernt, wie Frau X. mit ihrem Felix, der nicht einmal das Zeugniß für den einjährigen Dienst erreicht habe, Sie wüßten nicht, inwiefern Sie Ihrem Sohne geholfen hätten? O viel, sehr viel! Sie achteten darauf, daß er stets sauber und ordentlich schrieb, genau lernte und bei der Arbeit nie tändelte. Sie ließen sich von ihm erzählen, was er über die alten Griechen und Römer, über Pflanzen und Thiere, Länder und Menschen in der Schule gelernt hatte, und so oft Sie auch Ihrem vielbeschäftigten Gatten klagten, daß viele dieser Dinge Sie recht fremdartig anmutheten, dem Knaben zeigten Sie eine stets gleichbleibende Theilnahme für seine Thätigkeit. Dadurch rückten Sie die Schule in den Mittelpunkt seines Lebens, und Ihr Interesse für seine Fortschritte entzündete und erhielt das Interesse Eberhards am Lernen. So hat er sein Ziel, trotzdem sich sein Vater verhältnißmäßig wenig mit ihm beschäftigen konnte, in der normalen Zeit ohne große Angst und Pein erreicht. Wollen Sie sich überzeugt halten, gnädige Frau, daß recht Viele unserer Zöglinge, die jetzt ihr Ziel auf der Schule verfehlen, ebenso gefördert werden würden, wenn ihnen in gleicher Weise eine treu sorgende Mutter zur Seite stünde. Je wichtiger also für die Erziehung unserer männlichen Jugend zu einer höheren Bildung die mitwirkende, verständnißvolle Theilnahme der Mutter erscheinen muß, um so bereitwilliger bin ich, Ihnen Einiges über die neuen Lehrpläne zu schreiben, das Sie in Stand setzt, Ihren Walter, der nächste Ostern in die Sexta eintritt, ebenso wie Eberhard durch das Gymnasium zu begleiten. Ja, ich bin fest überzeugt, daß Sie diese Ihre Mutterpflicht nach den neuen Grundsätzen mit doppelter Lust erfüllen werden.

Zunächst ist im Lateinischen und Griechischen mehr die Lehrart, als das Lehrziel geändert. Wir wollen stets an der Hand der alten Sprachen unsere Zöglinge in die Cultur des Alterthums einführen. Davon können und dürfen wir nicht abgehen. Wenn ein Goethe anerkannte, daß, wer vom Alterthum Nichts wisse, die Cultur der Neuzeit nicht verstehen könne, wenn Herbart, der Begründer einer wissenschaftlichen Pädagogik, sagt, daß unser Wissen bald bodenlos werden würde, wenn jemals die alten Sprachen uns ungeläufig würden — so genügt dies wohl schon allein, die Nothwendigkeit darzulegen, daß diejenigen Knaben und Jünglinge, die dereinst die Wächter der Cultur unserer Nation sein sollen, die alten Sprachen nicht aufgeben dürfen. Wie aber nun unsere Jugend wirklich mit dem Geiste classischer Bildung getränkt werden kann, das ist eine schwierige Frage. Die neuen Lehrpläne suchen sie bei verminderter Stundenzahl dadurch zu lösen, daß sie die Lectüre in den Vordergrund stellen und für das Griechische die Fertigkeit, Schriftsteller in dieser Sprache zu lesen, sogar als einziges Lehrziel bezeichnen.

Können wir aus Rücksicht auf wichtige Cultur-Interessen den Zöglingen unserer gelehrten Schulen Latein und Griechisch auch nicht erlassen, so soll doch bereits das Kindergemüth empfinden, daß wir mehr leisten können, mehr geleistet haben als die Alten. Freudig erstaunt werden Sie sein, wenn der Sextaner Walter Ihnen von unserem Kaiser, von Kaiser Friedrich und Wilhelm I. manche Kunde aus der Schule nach Hause bringen wird. Denn nicht mehr in die altclassischen Sagen soll der erste Schritt des Geschichte lernenden Knaben gerichtet werden, nein, er wird zunächst von unserer Zeit, unseren großen Männern hören. Das muß unsere empfindungswarmen Preußenkinder mit heißer Vaterlandsliebe erfüllen, und zudem verfolgt man den rechten Weg in die Vergangenheit, wenn man von der Gegenwart ausgeht. Es ist — wie Schiller ausgeführt hat — dies der Weg des Forschers, es ist der Weg, den die Natur des menschlichen Geistes fordert. Was zu meiner Zeit vorgeht, das will ich zunächst wissen. Um es zu verstehen, muß ich erkunden, was früher war, und so gelange ich ganz allmälig zu dem Triebe, weiter und weiter zu forschen, ich merke, warum ich weiter forschen muß, und so erwacht in mir der historische Sinn. Doch trauen wir unseren Kleinen nicht zu Viel zu! Wenn sie nur das Gefühl bekommen, daß sie gar zu gern erfahren möchten, was früher einmal war, so wollen wir zufrieden sein. Dann werden sie sich in Quinta gewiß gern wöchentlich eine Stunde von der sagenhaften Vorgeschichte der Griechen und Römer erzählen lassen, werden in Quarta sich für die Hauptpersonen der griechischen und römischen Geschichte erwärmen, in Unter-Tertia für das ritterliche Mittelalter schwärmerische Vorliebe hegen und endlich mit etwas gereifterem Verständniß in Obertertia und Unter-Secunda die Neuzeit bis an die Grenze der Gegenwart durchwandern. Die drei letzten Gymnasial-Jahre führen dem Jünglinge dann noch einmal in Kürze die alte, in größerer Breite die mittlere und besonders die neue Geschichte unter höheren Gesichtspunkten vor.

Ganz ähnlich wie in die Geschichte wird Walter in die Erdkunde eingeführt werden. Wie es um ihn aussieht, wird er zuerst lernen. Wo West und Ost, Nord und Süd, wird er am Himmel seiner Heimat sehen; es wird ihm Schritt für Schritt klar gemacht werden, wie man die Erdoberfläche im Relief verkleinert, wie man sie auf der Ebene eines Blattes Papier darstellt. Das Tellurium wird seinem klugen Knabenauge die Bewegungen der Erde und des Mondes, der Globus die Kugelgestalt unseres Planeten und die Vertheilung von Berg und Thal, Wasser und Festland auf ihm zeigen. So wird er sich feste geographische Vorbegriffe einprägen, und zwar ohne Lehrbuch. Denn das erhält er erst in Quinta, wo man Deutschland mit ihm bereist und ihn nöthigt, in einfachen Umrissen Länder und Flüsse an die Wandtafel zu werfen. In Quarta müssen Sie ihm dann schon ein Heft gewähren, in das er sich aller europäischen Herren Länder einträgt. Das so überaus belehrende Entwerfen solcher Kartenskizzen wird bis Unter-Secunda fortgesetzt und auch noch auf den oberen Stufen des Unterrichtes für zusammenfassende Repetitionen nutzbar gemacht. Aus den Lehrpensen der einzelnen Klassen will ich nur hervorheben, daß die jungen Colonien unseres Reiches in Ober-Tertia besonders berücksichtigt werden sollen.

Die größte Befriedigung werden Sie, gnädige Frau, über die Neugestaltung des deutschen Unterrichtes empfinden. Man muß einräumen, daß das Deutsche hier und da als Aschenbrödel behandelt wurde. Jetzt trägt es die verdiente Königskrone, die wir als Knaben übrigens auch schon auf sein Haupt setzten. Es ist in Sexta und Quinta dadurch, daß ihm die Geschichts-Erzählungen zufallen, um wöchentlich eine Stunde vermehrt worden und hat in Quarta, Unter- und Ober-Secunda je eine Wochenstunde zugelegt erhalten. Es wird, was mehr gilt, ausdrücklich für das Hauptfach erklärt, und die neue Prüfungsordnung für das Abiturienten-Examen enthält die der deutschen Schulen würdige Bestimmung, daß keinem Gymnasiasten das Zeugniß der Reife zuerkannt werden darf, der nicht in seiner Muttersprache zum mindesten genügende Leistungen aufzuweisen hat.

Doch zurück zu Walter's Anfängen! Im Rechnen ist die Stundenzahl nicht geändert, und die Lehrziele sind im wesentlichen dieselben geblieben. Daß die Kenntniß der deutschen Münzen, Maße und Gewichte durch die Anschauung vermittelt werden soll, wird Ihres Beifalls sicher sein. Es war doch zu ärgerlich, daß Eberhard noch als Quintaner ein Doppelliter-Maß für einen Scheffel hielt! Die Mathematik — doch mir fällt ein, Sie haben gegen dieses Fach eine gewisse Abneigung. Es genüge daher die Bemerkung, daß die Stundenzahl dieses Unterrichtszweiges zwar nicht vermehrt, die Lehraufgaben desselben aber etwas gesteigert worden sind.

Die Naturwissenschaften haben — wenn wir alle zusammennehmen — ihren Bestand an Wochenstunden behalten. Es wird Sie freuen, daß man schon in Sexta mit Walter vom Nutzen und Schaden der besprochenen Pflanzen und Thiere reden wird, daß man ihm später, wenn in der Ober-Tertia der Mensch mit seinen Organen behandelt wird, eine kurze Unterweisung über die Gesundheitspflege geben will. So richtig diese Beachtung des Praktischen, so löblich ist das andere Ziel, das man der Naturkunde steckt: sie soll unsere Söhne zur liebevollen, denkenden Betrachtung der Natur anleiten. Neu ist, daß schon in der Ober-Tertia ein vorbereitender Lehrgang in der Physik beginnt, der, in Unter-Secunda fortgesetzt, die wichtigsten Punkte der Wärmelehre und Mechanik, des Magnetismus und der Elektricität umfaßt. Hier zeigt sich wohl am deutlichsten der Zug unserer Zeit! Das Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität bietet seine großartigsten Errungenschaften schon frühe dem staunenden Knaben dar.

Doch ich darf nicht versuchen, hier auch nur leise auf das veränderte Bildungs-Ideal hinzuweisen, das an der Neugestaltung

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unserer Lehrordnung einen vielleicht noch zu geringen Antheil hatte. Nur noch ein Wort über die neueren Sprachen. Der Unterricht im Französischen beginnt nach den neuen Plänen erst in Quarta, also ein Jahr später wie bisher. Das war leider nöthig. Denn es ist in der That mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft, auf den untersten Klassenstufen in zwei aufeinander folgenden Jahren zwei fremde Sprachen zu beginnen. Noch bedauerlicher ist, daß die Zahl der wöchentlichen Stunden, die dem Französischen gewidmet sind, herabgesetzt werden mußte. Aber auch Das ließ sich nicht umgehen, wenn anders man die Gesammtzahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden beschränken wollte. Doch darf man wohl hoffen, daß bei klug berechneter Methode trotzdem noch mehr als bis jetzt erreicht werden wird. Der Quartaner lernt Vieles leicht, was dem Quintaner noch recht schwer wird, und die Sprechübungen, die auf allen Stufen betrieben werden sollen, sind ebenso nutzbringend wie anregend, vorausgesetzt, daß dieser Unterricht in der Hand eines Lehrers liegt, der die französische Sprache durch längeren Aufenthalt im Auslande völlig beherrschen lernte. Solche Lehrer sich bald in genügender Zahl heranzubilden, wird Sorge des Staates sein.

Große Anerkennung verdient es, daß Englisch als wahlfreier Lehrgegenstand von Ober-Secunda ab in den Lehrplan eingefügt ist. In der Regel wird der Zögling zwischen Englisch und Hebräisch zu wählen haben, und ich glaube zu wissen, für welches von beiden Fächern Walter sich dereinst — mit Ihrer Zustimmung, gnädige Frau — entscheiden wird.

Ueberblickt man die Eintheilung der Lehrpensen in den verschiedenen Fächern noch einmal im Ganzen, so entdeckt man leicht, daß die ersten sechs Unterrichtsjahre dem Zögling eine Bildung übermitteln sollen, die ihn ebensowohl zum Eintritt in das bürgerliche Leben wie zur Fortsetzung der Unterweisung bis zur Erreichung der Reife für die Universität befähigen soll. Bisher erkannte das Gymnasium seiner ursprünglichen Begründung gemäß nur ein Unterrichtsziel als verbindlich an, die Vorbereitung seiner Zöglinge für die akademischen Studien. Nun weist die Statistik aber nach, daß von allen Schülern höherer Lehranstalten in Preußen nur 20,5% das Abiturienten-Examen bestehen, während 40,2% sich mit dem Zeugniß für den einjährigen Dienst begnügen und nahezu ebenso viele nicht einmal dieses Zeugniß erreichen. Für die letzte Klasse von Schülern kann das Gymnasium, ohne seiner vornehmsten Bestimmung untreu zu werden, Nichts zuthun. Denen aber, welche bis an das Ziel der Unter-Secunda gelangen, soll von jetzt ab eine annähernd abgerundete Bildung in das Leben mitgegeben werden: hierin liegt der Schwerpunkt der Neuordnung des höheren Unterrichts in Preußen. Um Lehrende und Lernende im Verharren auf dem neu bezeichneten Wege zu stützen, um eine sichere Gewähr dafür zu haben, daß Zöglinge wie Erzieher die dem Gymnasium auferlegte zweite Bestimmung recht ernstlich zu erfüllen streben, ist die Abschlußprüfung nach dem sechsten Unterrichtsjahre angeordnet. Vielleicht erscheint Ihnen, gnädige Frau, unter diesen Gesichtspunkten das „neue Examen unseres examenreichen Jahrhunderts“ als Sicherung des Kernpunktes der Schulreform zum mindesten nicht mehr als eine „unbegreifliche Erschwerung“ für unsere Söhne. Und ich glaube, Ihr Unmuth wird sich völlig besänftigen, wenn Sie hören, daß die Abschlußprüfung durchaus den Charakter einer Versetzungsprüfung wahrt und so leicht wie nur möglich sein wird. Nur das Pensum der Unter-Secunda fällt in ihren Bereich, und dem mündlichen Examen haben sich nur diejenigen Schüler zu unterziehen, die in irgendwelchen Fächern oder Prüfungsarbeiten schlechter als genügend censirt sind; jedoch erstreckt sich die mündliche Prüfung nur auf das Fach oder die Fächer, in denen der Prüfling unzureichende Leistungen in der Klasse oder bei der schriftlichen Prüfung aufwies.

Wollen Sie sich also, meine gnädige Frau, die Freude über das Gute, das die neuen Lehrpläne bringen, nicht durch dieses Abschluß-Examen der Unter-Secunda vergällen lassen. Die neuen Pläne bergen noch manches Treffliche, das ich hier nur streifen kann. Die Zahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden ist im ganzen vermindert, die Turnstunden sind vermehrt worden. Die häuslichen Arbeiten haben eine Beschränkung, der gedächtnißmäßig anzueignende Stoff hat eine starke Sichtung erfahren.

Möchten diese Andeutungen genügen, um Sie, gnädigste Frau, zu überzeugen, daß die neue Unterrichtsordnung für unsere höheren Schulen in Verfolgung höchst anerkennenswerther Ziele entworfen und daß sie der rückhaltslosen, vertrauenden Unterstützung des deutschen Hauses werth ist. Denn wie der Schüler am besten in der Schule fortschreitet, dem das Haus — also in erster Reihe auch die Mutter — freundliche Theilnahme für sein Streben beweist, so wird auch nur die Schulreform Aussicht auf erfolgreiche Durchführung haben, der das Haus beistimmt, der die Mütter freundliches Entgegenkommen zeigen. Möchten Sie, gnädige Frau, möchten alle Mütter, die für ihre Söhne eine höhere Bildung erstreben, das Werk der Reform unserer höheren Schulen fördern, das ist der herzliche Wunsch Ihres aufrichtig ergebenen

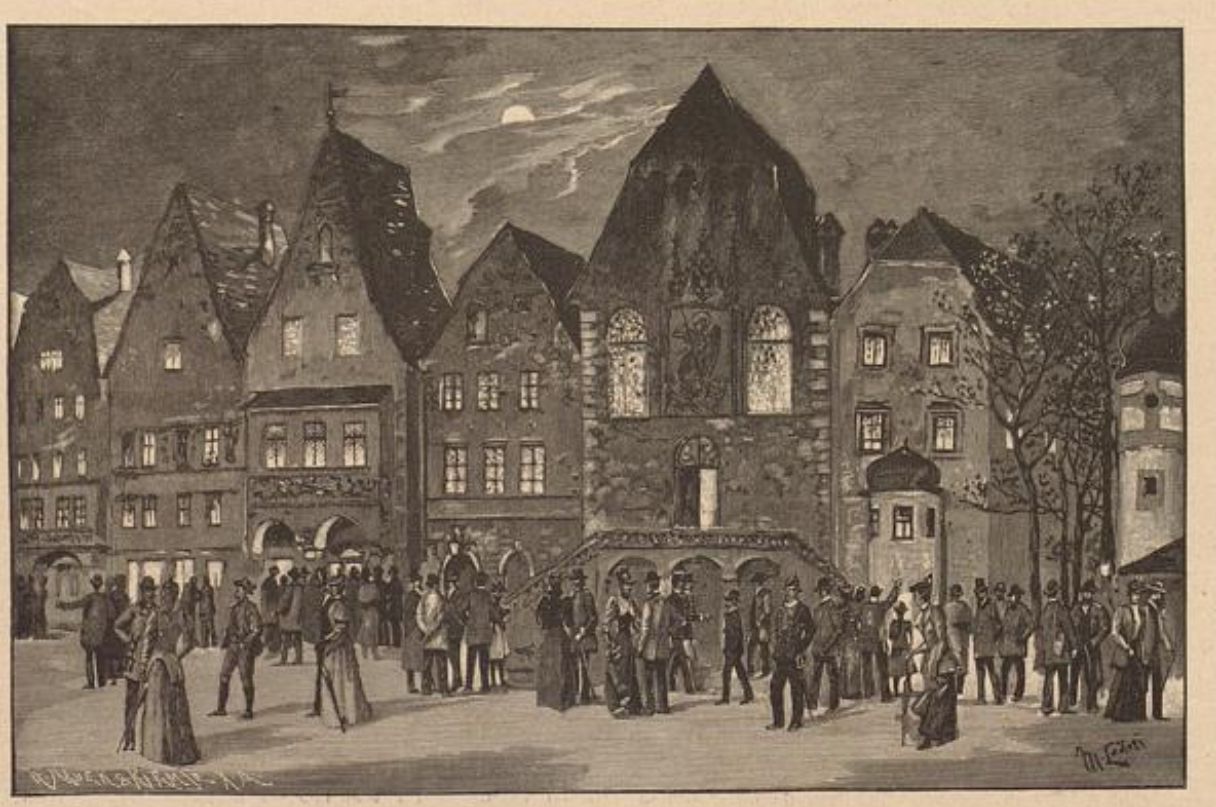
Hauspädagogen.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Am Scheidewege. Nach einer Moment-Aufnahme. Siehe das Bild Seite 89. — Bis dahin ist der Weg nicht zu verfehlen gewesen; breit genug schlängelt sich die Straße vom Ufer her, — die Kleine hatte nur nöthig, immer der Nase nach zu gehen, wie ihr geheißen war. Nun aber theilt sich die Straße: ein Seitenweg zweigt sich ab, breit und befahren genug, um Zweifel darüber aufkommen zu lassen, welcher von beiden als Hauptstraße zum Ziel führt. Die Kleine ist ein aufmerksames Kind, sie geht nicht achtlos an dem Wegweiser vorüber, der ihr Aufschluß geben kann. Aber die beiden Arme desselben sind in ziemlicher Höhe angebracht, die Schrift auf den Tafeln ist verwischt und unleserlich geworden. Auch mag die in der Schule des weltfernen Dörfchens erworbene Lesekunst des Kindes noch eine höchst bescheidene sein. Wird es der Kleinen gelingen, die verwitterten Buchstaben richtig zu entziffern und auf dem rechten Wege zu bleiben? Ein wenig ängstlich wird ihr um's Herz sein, und in ihren Zweifeln wird es sie gereuen, daß sie es versäumte, den wegekundigen Kutscher des Wagens, der eben an ihr vorüberrollte, um Rath zu fragen. Das Versäumniß läßt sich nicht wieder gut machen, aber es wäre Unrecht, die Kleine allzu hart deswegen zu schelten. Hat doch Jeder von Euch sich eines gleichen Versäumnisses oft genug schuldig gemacht, wenn ihn das Leben an einen Scheideweg führte und er nicht wußte, ob er sich nach rechts oder nach links wenden sollte. Denn zu rechter Zeit den rechten Mann um Rath zu fragen, läßt uns unser Selbstvertrauen nur zu oft versäumen, und noch öfter stachelt uns der Vorwitz an, dem guten Rath nicht zu folgen und der eigenen Nase nachzugehen. Derjenige kann von Glück sagen, dem sein Schicksal dann zu rechter Zeit einen Wegweiser aufrichtet, der ihn auf seinen Irrthum aufmerksam macht, ehe er sich noch in der Irre verlaufen hat.

Der alte Soldat. Von G. A. Storey. Siehe das Bild Seite 92. — Er ist ein stattlicher Kerl gewesen, und als er unter dem Herzog von Cumberland in's Feld rückte, hat ihm ein Paar schöner Frauenaugen schmerzlich nachgeweint. Aber seit ihn die Kugel getroffen — es wird in der Schlacht bei Dettingen gewesen sein oder vielleicht auch in dem Treffen bei Culloden, in dem der Prätendent Karl Eduard alle Hoffnung verlor, jemals das Erbe seiner Väter anzutreten — an jenem blutigen Schlachttage ist aus dem stattlichen Soldaten ein Invalide geworden. Lange hat er im Lazareth gelegen; als er endlich genesen, weinten die schönen Frauenaugen längst nicht mehr um ihn. Viele Jahre sind seitdem vergangen; auch er hat sich längst darüber getröstet, daß die Unbeständige Nichts mehr von ihm wissen wollte, als die feindliche Kugel ihn zum Invaliden gemacht hatte. Sein Haar ist weiß geworden, sein Rücken gebeugt; aber der Schwerenöther, der er in seiner Jugend war, ist er auch heute noch. Wenn er eine schöne junge Dame um eine Gabe anspricht, — leicht mag es ihm nicht werden, von Bettelbrod leben zu müssen, — dann thut er's sicher nicht, ohne daß er seiner Bitte die Form einer Galanterie giebt. Und was die junge Schöne als freche Zudringlichkeit empfunden haben würde, wenn ihr der stattliche Kerl von ehemals gegenüberstände, das zwingt ihr, von diesem alten Invaliden gesprochen, ein geschmeicheltes Lächeln ab, und sie greift nach ihrer Börse, um ein größeres Geldstück für ihn herauszusuchen, als sie sonst einem Bettler zu geben pflegt. Auch sie gedenkt eines stattlichen Kriegers, der da draußen die Schlachten des Königshauses und des Vaterlandes schlägt. Vielleicht — aber nein, das ist ja nicht möglich! Er ist so stattlich und mannhaft hinausgeritten an der Spitze seiner Rotte, ihm kann das wechselnde Schlachtenglück Nichts anhaben. Wenn nur die bösen Kugeln nicht wären, vor deren Tücke sich der sieghafteste Held nicht wahren kann! Das Alles geht durch das zierliche Köpfchen, und während die Hand in der Börse sucht, wollen sich die schönen Augen mit Thränen füllen. Aber sie unterdrückt muthig die aufquellenden Tropfen. Der alte Schelm da, der sie um eine Gabe anspricht, ist am Ende gar nicht so bemitleidenswerth, auch er ist galant, er weiß mit Damen umzugehen, ganz wie ... In die Hand des Invaliden rollt ein großes Goldstück! Der aber geht schmunzelnd von dannen; es lohnt sich immer, einer Schönen gegenüber galant zu sein — das ist die Weisheit, die ihn seine Jugend gelehrt hat und die ihm jetzt sein Alter behaglicher machen hilft.



Alt-Wien. — Hoher Markt. — Siehe Seite 93.

Fürs Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Einmache-Büchsen. — Wir wissen unseren Leserinnen bei der wiederkehrenden Zeit des Einmachens nichts Besseres als die immer noch nicht genügend zur Anwendung kommenden Schiller'schen Conserve-Büchsen zu empfehlen. Auf dem bekannten Appert'schen System beruhend und dasselbe durch ihre Construction wesentlich vereinfachend, dabei niedrig im Preise, bieten sie der Hausfrau, bei einiger Aufmerksamkeit, eine absolute Sicherheit des Gelingens. Man achte einzig und allein darauf, daß der Inhalt der Büchsen den genügenden Siedegrad erreiche; ist dieser eingetreten, so hebt die sich dehnende Luft, um zu entweichen, den nachgebenden Deckel, wird hierdurch dünner als die atmosphärische, die nun mit voller Kraft einwirkend auf den Deckel drückt und ihn hermetisch fest auf den Rand der Büchse preßt. Sobald man die Büchsen, nach dem Erkalten, dicht geschlossen findet, ist ein Verderben des Eingemachten nicht zu befürchten; lockert sich der Deckel gleich, oder nach einiger Zeit, so war das Kochen ein ungenügendes. Man braucht jedoch deshalb den Inhalt nicht verloren zu geben, ein nochmaliges Aufkochen der Büchsen genügt fast immer; es bedarf also, um sicher zu gehen, nur einiger Beobachtung. E. K.

Fragen.

Haus mit Garten. — Kann mir Jemand Auskunft geben, wohin ich mich zu wenden habe, um Adressen für den Ankauf oder das Miethen eines kleinen Hauses mit Garten in Görz oder dessen Umgebung zu erhalten?

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Wachsrosen (64). — Aus dem Leserkreise wird uns zur Erlernung der Anfertigung von Wachsrosen ein Handbuch von Braunsdorf, erschienen in Hartlebens Verlag (Wien), empfohlen.

Behandlung von Messing-Bettstellen (56). — Hierfür wird uns ein neues „Metall-Putz-Wasser“ von Speyer & Grund, Frankfurt a. M., genannt.

Hausfrau in Köln. — Als praktische Wasch-Maschine empfehlen wir Ihnen die unter dem Namen „Germania“ künstliche.

Abonnent in Magdeburg. — Sie können sich die Ihnen wünschenswerthen Schutzblätter selbst aus jedem Leder, wie man es zum Putzen der Fenster kauft, herstellen.

Abonnentin aus L. — Lederpappe in Bogen zu 80 Pfennig können Sie durch die Firma Werner & Schumann, Berlin, Spindlerhof, beziehen.

Abonnentin in Nancy. — Es ist uns nicht möglich, Ihren Wunsch so schnell zu erfüllen; wenn Sie unter den veröffentlichten Mustern nichts Passendes finden, so empfehlen wir Ihnen, sich an das Zeichen-Atelier von Fräulein Niemann, Berlin W, Steglitzerstraße Nr. 55, zu wenden.

Treuer Abonnent in Reval. — Seidenstoffe waschen sich vorzüglich auf folgende Weise: Man schäle einige rohe Kartoffeln, schneide sie in feine Scheiben und übergieße sie mit 1 Liter kochendem Wasser. Erkaltet, wird dieses Wasser durch ein feines Tuch filtrirt, mit derselben Menge Weingeist versetzt und damit der zu waschende Stoff, — glatt auf eine weiche Unterlage gebreitet — mittelst eines Schwammes recht gleichmäßig, strichweise abgerieben. Halb getrocknet, wird er auf der Rückseite geplättet. — Weiße Spitzen werden in einem mit lauwarmen Wasser geschlagenen Schaum von venetianischer Seife eingeweicht, leicht mit der Hand gedrückt und hin- und hergeschwenkt, in reinem, lauwarmem Wasser nachgespült, mit ein ganz klein wenig in Wasser aufgelöster Gelatine warm gestärkt und noch feucht auf der linken Seite geplättet. Schwarze Spitzen behandeln Sie mit einem Aufguß von Thee oder Kaffee in gleicher Weise, spülen — um Appretur zu geben — in Spiritus nach und plätten sie wie vorerwähnt. — Für Wolltücher bereiten Sie eine Lauge von 4 Liter Wasser und 25 bis 30 Gramm Elainseife. Nachdem dieselbe gleichmäßig in zwei Gefäße gefüllt, giebt man zu dem einen Theil, auf je ein Liter, einen Theelöffel Salmiakgeist, drückt die Tücher in dieser Lauge — die noch so heiß sein muß, daß man die Hand nicht eintauchen kann — mit Holzkellen gut durch, wäscht sie später nach und giebt sie in die abgekühlte zweite Lauge, in der sie nachgespült werden. Zwischen Handtüchern ausgedrückt, werden sie aufgehängt und, noch etwas feucht, geplättet.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 13. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. Juli 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Die Sonnenstrahlen wellten die Luft so zitternd, daß man in einiger Entfernung nur wie durch ein goldenes Schleiergewebe hindurchsah; doch nun drehte der Mann drüben im graufarbenen Rock seinen Kopf, und der Statthalter erschrak noch stärker. Die Augen und Züge seines Vaters waren's, wie sie ihm in der Knaben-Erinnerung vorstanden, aber fahl und zerfurcht von Krankheit und Gram. Man las in ihnen die Reue, die tiefe Verzweiflung, von der es hieß, daß sie sich des Kurfürsten wegen seines renegatenhaften Uebertrittes zum Katholicismus, des schnöden Verkaufs seiner Unterthanen nach Amerika und seines ganzen üppig-sündhaften Lebenswandels halber bemächtigt habe. Er richtete scheu die Augen zum Himmel und hob muthlos zaghaft seine Arme zu halber, bittender Aufwärtsbewegung empor. Doch sie fielen wieder schlaff herunter, sichtlich fand er keine Gnadenhoffnung in sich selbst. Sein Blick nahm einen irren Ausdruck an, und seine Hand tastete zitternd an seinem Gürtel nach einem kostbar mit Edelsteinen besetzten Dolch — auch diesen kannte der Landgraf noch — und zog ihn aus der Scheide. Deutlich prägte sich ihm im bleichen Gesicht die Versuchung zum Selbstmord aus — sein Sohn machte entsetzt eine Bewegung auf ihn zu. Doch zugleich verschwand auf einen gebietenden Wink des Grafen Cagliostro die Erscheinung, wie in durchsichtige Luft zergangen, und nur die Sonne flammte wie zuvor auf die todtenstille, leere Einsamkeit des Buschwerks und der alten Erdwälle herab. Schweigend stieg nach einer Weile der Landgraf wieder neben seinem Begleiter durch den Wald zurück, nur seine Züge vermochten heftigste innere Erschütterung nicht zu verbergen. Erst als sie sich dem am Schleiufer wartenden Boot näherten, hielt er kurz an und sprach unsicheren Tones: „Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, denn ich hatte Ihr Verbot nicht befolgt, sondern dennoch grad' in dem Moment an meinen Vater gedacht." Mehr brachte sein Mund nicht hervor, er drückte dem Grafen Cagliostro nur noch krampfhaft die Hand und sah, sich abgewendet auf die Hinterbank des Bootes setzend, während der Ueberfahrt reglosen Blicks stumm nach der verlassenen Waldhöhe zurück.

* * *

Es verging kein Tag mehr, an dem der Landgraf Karl sich nicht schon Morgens in die Amalienburg begab und dort mehrere Stunden mit dem derzeitigen Bewohner derselben unter vier Augen zubrachte. Wenn es auch zu erheblich späterer Stunde, als der geschah, in welcher Dorret Gorries einmal das Neuwerk aufgesucht hatte, so lag dieses doch ebenfalls immer noch von sonstigen Gästen verlassen, Niemand begegnete dem Statthalter auf seinem vormittäglichen Wege. Zumeist wählte er den Letzteren an den Cascaden-Terrassen vorbei, die ein griechischer Tempel und die Standbilder des Neptun und Pluto mit noch manchen anderen Statuen überragten; steigend und fallend, plätschernd, rauschend und zischend brachen überall die Wasser aus den Schlangen-, Drachen- und Riesenfrosch-Mäulern hervor, wallten in weißen Schäumen oder sprühten als feuchte, im Sonnenauffall regenbogenfarbene Staubschleier umher. Durch diese hin gaukelte es in der letzten Zeit dem Landgrafen zuweilen einbildnerisch vor dem Blick. Die mannigfachen Geister-Erscheinungen hatten ihm das Gehirn zur Heraufgestaltung von Visionen geneigt, und er empfand, seine Augen gewahrten manchmal nicht in Wirklichkeit vorhandene Dinge. Und auch jetzt eines Morgens, glaubte er, sei dies der Fall. Jenseits der vielfältig flimmernden, sich kreuzenden Springquellen sah er undeutlich vor den Tempelsäulen eine hingestreckte Gestalt, als ob sich eines von den Standbildern dort zum Ruhen niedergelegt habe. Nur spielte das Gewand, statt weiß zu sein, in mancherlei eigenthümlichen Farben, und das Haar des Kopfes war nicht von Marmor, sondern hob sich tiefschwarz um ein alabasternes Gesicht ab. Der Hinüberschauende sagte sich, das sonnenbeglitzerte Wasserspiel erzeuge ihm diese Täuschung, doch zog's unwillkürlich seinen Fuß näher, und das befremdliche Bild blieb unverändert. Oder vielmehr, es verdeutlichte sich, statt zu zergehen. Beinah klar nahm er nun gewahr, es sei eine weibliche Figur, in der Stellung einer Sphinx liegend, mit gekreuzten und entblößten wundervollen Unterarmen sich auf die breite Tempelstufe aufstützend. Darüber glänzte ein Stück der weißen, wie aus Marmor geformten Brust; der schlanke Hals trug ein aufgerichtetes, regungsloses Antlitz mit gesenkten Lidern. Doch dann schlugen diese sich plötzlich auf, und gleich einem Feuerstrahlenwurf von Edelsteinen glommen und glühten zwei Augen dem Landgrafen entgegen.

Guten Morgen! Nach dem Bilde von Th. Grust. — Siehe Seite 103.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl A. G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Das konnte keine Vision sein, mußte Wirklichkeit besitzen, aber gradaus vermochte er die räthselhafte Gestalt nicht zu erreichen, die Cascaden nöthigten ihn zu einem Umwege von etwa hundert Schritten. Rasch legte er diese zurück und befand sich jetzt drüben. Da erwies es sich dennoch als Sinnestäuschung; Nichts lag auf der Stufe, die er sich bestimmt gemerkt hatte. Er sah umher; der ganze Tempel, die Terrassen um ihn waren leblos leer, nur die Steinfiguren standen wie sonst weiß und unbeweglich da.

Der Statthalter setzte seinen Weg zur Amalienburg fort, wo er den Grafen Cagliostro, sein Kommen erwartend, antraf. Der Gesprächsaustausch zwischen ihnen vertiefte sich nach gewohnter Weise in bedeutungsvolle alchemistische Fragen, doch der Landgraf war heute zerstreut. Das Sphinx-Gebild wollte ihm nicht vor den Augen fortweichen, er zauderte noch eine Weile, doch dann that er desselben Erwähnung; der Ausdruck seiner Züge brachte zum Erkennen, daß die Sache ihn in eine innerliche, noch nicht beschwichtigte Erregung versetzt habe. Der Graf hörte achtsam zu, ließ sich die körperliche Erscheinung und Gewandung der Gestalt genau beschreiben und erwiederte darauf nachdenklich: „Eure Durchlaucht glaubt an eine Vision — verzeihen Sie, Monseigneur, daß ich anderer Meinung bin und es nicht recht dafür halten kann. Ich darf nicht aussprechen, was ich vermuthe — zur Zeit noch nicht — aber wenn Eure Durchlaucht ein Interesse daran nimmt, zu erfahren, ob die Sphinx Wirklichkeit oder nur eine Phantasmagorie gewesen" —

Der Hörer fiel augenscheinlich erwartungsvoll ein: „Es würde mich in der That interessiren," und Cagliostro fuhr fort: „So werden wir in der Mitternachtsstunde Gelegenheit haben, Monseigneur, uns darüber zu unterrichten, falls Eure Durchlaucht mir die Ehre erweisen will, dann wieder hier mit mir zusammen zu treffen."

Der Statthalter bejahte äußerst willig und entfernte sich nach näherer Abrede; die Lösung des Räthsels hatte sich unverkennbar seiner Gedanken und Sinne stark bemächtigt. Nach einer Anweisung des Grafen wurden am Abend um elf Uhr gegen den Brauch die Parkthore des Neuwerks verschlossen, und vor Mitternacht, mit seinem Schlüssel öffnend und hinter sich wieder abschließend, fand sich der Landgraf allein in der Amalienburg ein. Außer dem ihn Erharrenden lag hier Alles im Schlaf und Todtenstille rundum im Park. Es war eine Mondnacht, doch erst von halber Helle eines ersten Viertels; ab und zu zog ein weißes Wölkchen über die Glanzsichel, und da und dort traten größere Sterne noch sichtbar hervor. Cagliostro hatte ehrerbietig um unverbrüchliches Schweigen gebeten; möglichst geräuschlos vorschreitend, führte er seinen Begleiter durch dunkle Laubgänge fort. Dann öffneten diese sich, und Mond und Sterne spiegelten aus der Wasserfläche eines kleinen, eirunden Weihers auf, den tiefschattendes Gebüsch umgab; nur drüben schimmerte aus diesem ein schmaler hellerer Sandstein-Altan vor. Nirgendwo war ein Ton oder eine Regung, einzig fernher von Gottorp schlug die Schloßuhr Mitternacht, danach lag wieder die Lautlosigkeit von vorher ringsum. Graf Cagliostro hatte unmittelbar nach dem Verhallen des letzten Schlages seine Hand dreimal in besonderer Art durch die Luft bewegt, Worte in fremdklingender Sprache dazu gemurmelt und stand jetzt in unbeweglicher Haltung, auf Etwas wartend. Aber Minuten vergingen, ohne daß Etwas erschien, weder für das Auge, noch für das Ohr, und seine Lippen dem Ohr des Landgrafen dicht annähernd, flüsterte er nach einer Weile: „Die Meinung Eurer Durchlaucht, daß es eine optische Täuschung, nichts Wirkliches gewesen, muß das Richtige getroffen haben, denn über ein Nichts läßt sich auch keine Macht üben. So hätte ich mich, wie es mir schon ein paar Mal ähnlich vorgekommen, doch geirrt —"

Der Sprecher brach indeß plötzlich aufhorchend ab. Ueber den Weiher her kam ein eigenartig summender Ton, ein metallisches Klingen, dem ähnelnd, wenn eine große Thurmglocke mit dem Finger angeschlagen wird; es konnte eine Erinnerung an die Berichte von Strabo und auch neuerer Reisender über die alte egyptische Memnonssäule wachrufen, daß diese bei Sonnenaufgang töne. Gleich danach aber schien sich drüben auf dem Altane Etwas zu regen, nicht unterscheidbar, doch aus einem dunkleren Gegenstand sich zu einem helleren umwandelnd. Dann ward dieser so licht wie die niedrige Steinbrüstung selbst, hob sich darüber empor und verschwand jählings wieder; nur ein Geräusch, wie es das Aufschnellen eines Fisches verursacht, scholl zugleich aus der Richtung. Cagliostro faßte respectvoll den Arm seines Gefährten und zog diesen schweigend einige Schritte vom Weiherrand tiefer in den schwarzen Laubschatten zurück; denn nun begann das Wasser in der Mitte leise zu rauschen und trieb langgedehnte, glimmernde Wellchen an's Ufer. Dann kam auch die Ursache dieser Wirkung näher, zwar nicht deutlich zu erkennen, doch offenbar eine schwimmende Menschengestalt mit weißen Schultern und auftauchenden Armen, an denen silbern im Mondlicht blinkende Tropfen niederrieselten. So schimmerte und flimmerte es und wiegte sich in einem Halbbogen dem Standpunkt der beiden unsichtbaren Zuschauer entgegen, war dem Rand so nah, daß der Landgraf auch Umrisse eines von dunklem Haar umflossenen Gesichtes zu unterscheiden begann und daß es ihm plötzlich war, als sähen zwei Feuerstrahlen werfende Augen auf ihn hin. Unbedacht, wider das Verbot stieß er aus: „Das ist sie — die Sphinx vom Tempel!" Doch im selben Augenblick schoß die Gestalt, wie eine vom Jäger verfolgte Fischotter, senkrecht in die Tiefe, das Wasser quirlte und schäumte über ihr, glättete sich glimmernd aus, und todtenruhig lag die Weiherfläche wieder da. Nirgendwo rundumher mehr eine Regung, kein leisester Ton, der ein Zurückkommen von unten angedeutet hätte.

Der Graf Cagliostro hielt wieder den Arm seines Begleiters gefaßt, den er jetzt rasch mit sich in den dunklen Baumgang davonzog. Er war in einiger Erregung, denn ihm entflog, tadelnden Klanges: „Das war unvorsichtig, Monseigneur, — ich hatte doch gebeten —"

Allein der Landgraf war merklich nicht minder erregt und fiel ein: „Wer ist sie? Dürfen Sie jetzt sprechen?"

Der Befragte hielt den Fuß an und stand eine halbe Minute lang ungewiß, schweigend, dann erwiederte er aus tiefem Nachsinnen herauf: „Ich muß Eurer Durchlaucht gestehen, daß ich selbst es nicht weiß, noch nicht. Die mir verliehene Macht konnte sie zwingen, um diese Stunde in dem Weiher zu baden, weiter reichte meine Gewalt heute über sie nicht. Aber wenn Sie befehlen, Monseigneur, werde ich ihr Räthsel in drei Tagen gelöst haben."

„Und können sie nöthigen — sind im Stande, sie mir nochmals — zu genauer Betrachtnahme — vor Augen zu bringen?"

Es war zu hören, daß der Landgraf gespannt auf die Antwort harrte. Cagliostro schwieg abermals zaudernd, eh' er versetzte: „Auch darüber, Monseigneur, kann ich mich gegenwärtig nicht bestimmt äußern. Wenn Eure Durchlaucht nicht den Ruf ausgestoßen hätten — ich will versuchen, ob es danach trotzdem noch in meiner Macht steht."

„Wenn es Ihnen möglich ist, lieber Graf, — daß Sie meiner Dankbarkeit gewiß sind, wissen Sie."

Der Statthalter verabschiedete sich mit einem Händedruck von seinem nächtlichen Gefährten und ging zum Schloß zurück, das Parkthor jetzt geöffnet hinter sich lassend. Doch war er nicht der Letzte, der heut' hindurchschritt; denn um eine halbe Stunde später folgte ihm noch eine hohe, dunkelgewandete Gestalt auf demselben Wege nach. Das Mondlicht ließ den Grafen Saint-Germain unterscheiden, der die schöne Sommernacht auch noch zu einem späten Besuch des Neuwerks benutzt hatte; man sah ihn nur über den Damm auf Gottorp zugehen, ohne selbst in nächster Nähe seinen Schritt zu vernehmen. Denn wie in seiner Wohnung trug er auch bei kleineren Spaziergängen auf guten Wegen gern unter den Sohlen nur Sandalen von feinstem und weichstem Leder, das bei'm Aufsetzen der Füße nicht den leisesten Ton hervorrief.

8.

Dorret Gorries hatte nicht zum zweiten Mal dem Verbot des Grafen Saint-Germain entgegengehandelt, die Hausthür seiner Wohnung nicht wieder überschritten. Sie wußte nicht, aus welchem Grunde er diese Vorschrift ertheilt, aber ihr war aufgegangen, es sei für sie selbst am besten, dem Geheiß Folge zu leisten. Bei seiner Aufforderung, zu ihm nach Gottorp zu kommen, hatte es sie zwar unwiderstehlich gezogen, als ob sie in ein Märchenland hinüber solle, von dem sie einmal geträumt habe; sie konnte sich nicht erinnern, wann und wo, beinah wie wenn es gewesen, noch eh' sie auf die Welt gekommen. Doch an die Stelle jenes Verlangens war ihr ein anderes Gefühl getreten, daß sie nicht hierher gehöre, nicht zum Schloß und den vornehmen Leuten darin passe. Sich vor diesen richtig zu benehmen, hatte der Graf ihr zwar etwas äußerliche Schicklichkeit beigebracht, allein sie empfand, das reichte nicht aus. Erst nachträglich ward es ihr von Tag zu Tag deutlicher, wie kindisch und tölpisch sie sich an dem Frühmorgen im Neuwerk bei der Begegnung mit dem jungen Offizier betragen; es konnte nicht anders sein, als daß er nach ihrem Weggang über das unbeholfene Bauernmädchen gelacht haben mußte. Denn das war sie, wie sie's früher gewesen, ohne es zu wissen; jener Morgen erst hatte ihr diese Selbsterkenntniß wie ein Spiegelbild vorgehalten. Freilich mit den Mägden im Ruge Krog und mit ihrem Vater besaß sie auch keinen Zusammenhang, ebensowenig, oder, nach einem innersten Gefühl in ihr, noch weniger. Sie gehörte nirgendwo hin, mindestens zu Keinem von den Menschen, die sie kannte, nur zu den Bäumen, Blumen, Vögeln, Schmetterlingen draußen in Feld und Wald. Und eigentlich auch nicht dahin; am liebsten — wenn sie Flügel hätte, wie der Silberschnäbler — flöge sie nach der Insel hinüber, die ab und zu als Trugbild am Horizont aufschwebte, wo sie geboren worden, wo ihre Mutter gelebt und von welcher der Onkel Pidder ihr oft erzählt. Sie wußte wohl nur durch ihn davon, doch so lebendig stand es vor ihr und in ihr, daß ihr's war, sie könne sich selbst erinnern, als ganz kleines Kind im sonnenwarmen Dünensand gelegen, das Flimmern blaugrüner Halme um sich gesehen, unter sich das Rauschen anrollender Wellen und über sich das rastlose Kreischen jagender, weißbrüstig blitzender Möven gehört zu haben. Dort, fühlte sie, würde sie glücklich sein — oder wenn auch nicht glücklich, doch nicht bedrückt von einer immer wie unsichtbar auf ihr lastenden Schwere, — an einer Stelle, in einer Umgebung, zu der sie gehöre. Aber sie besaß keine Flügel; einmal hatte sie halb ohne Wissen dem Grafen davon gesprochen, doch dieser hatte geantwortet, ihr Wunsch, dorthin zu kommen, sei thöricht: er kenne ihre Zukunft, ihr sei bestimmt, hier zufriedener und glücklicher zu werden, als irgendwo sonst.

In den Krug wollte Dorret allerdings noch weniger zurück, die Vorstellung davon erregte ihr nur tiefen Widerwillen; so war nichts Anderes, als daß sie hier blieb und zumeist aus den Fenstern nach dem Himmel, den weißen Wolken und grünen Baumwipfeln in der Ferne hinüber schaute; denn ihre Dienstleistungen nahmen nicht viel Zeit des Tages in Anspruch. Einige Mal sah sie drunten nach der Schloßseite zu den jungen Offizier vorübergehen und stets dabei heraufblicken. Sie hatte erfahren, welche hochberühmte, geheimnißvolle Persönlichkeit der Graf Saint-Germain sei, das von ihm bewohnte Haus bildete häufig den Zielpunkt mit scheuer Begier daraufhin gerichteter Augen, — begreiflicher Weise deshalb auch derjenigen Herrn von Sehnstedtes, der sich als Offizier des Küraſſier-Leibregiments in weißer Uniform, lichtblauen Beinkleidern und langen hellfarbigen Stulphandschuhen äußerst vortheilhaft ausnahm. Er war Kammerjunker und Adjutant des Landgrafen, vor dessen Schlafgemach die Leibgarde nächtlich auf Wache zog, die ihm zu inspiciren oblag; der Statthalter schenkte ihm besonderes Vertrauen. Sein Tagesdienst mußte ihn in letzter Zeit häufig an dem Hause Saint-Germains vorbei nöthigen, so nahm Dorret ihn mehrfach gewahr und er sie am offenen Fenster des oberen Stockwerks. Doch es schien nicht, daß er sich ihrer erinnere, denn er gab kein Anzeichen davon; nur das Gebäude zog die Aufmerksamkeit seines Blickes an sich. Freilich war's nicht anders möglich, als daß er sie ebenfalls dabei gewahren mußte und wohl auch wieder erkannte. Aber sie fühlte in sich selbst wie in seinem Blick, sie war eine Magd, zu niedrig für ihn, sie eines Grußzeichens zu würdigen.

Eines Abends indeß, schon in halber Dämmerung, hörte sie plötzlich einmal von oben her seine Stimme drunten im Hausflur nach dem Grafen fragen. Ein Diener antwortete, derselbe sei nicht zu Hause; doch erwiederte Sehnstedte darauf, das müsse ein Irrthum sein, er habe einen Auftrag vom Landgrafen auszurichten, und er stieg rasch an dem Lakaien vorüber die Treppe hinan. Dorret hatte dies nicht erwartet und war durch das Unvermuthete so überrascht, halb erschreckt, daß sie nicht Zeit und Besinnung fand, die geöffnete Thür, in der sie stand, zuzumachen. So traf sein Blick sie schon von den oberen Stufen her, er trat geschwind auf sie zu und wiederholte, etwas stockend, seine Frage nach dem Grafen. Auch ihr wollte die Zunge nicht recht gehorchen, und die Gedanken versagten ihr gleichfalls im Kopf; sie stand, ihn ansehend, die Augen niederschlagend und unsicher den Blick wieder hebend. Dann kam ihr die Antwort vom Mund, sie glaube, — sie wisse nicht — vielleicht — der Herr Graf sei fortgegangen, — sie wolle nachsehen. Dazu hob sie den Fuß, doch mit einem schnellen Schritt vertrat der junge Offizier ihr den Weg und entgegnete: „Nein — er ist nicht — ich sah ihn selbst vorhin im Park." Einen Augenblick hielt er an, seine Hand hob sich auf, in der er eine frisch gepflückte Narzisse trug, und er setzte hinzu: „Da ich grad' hier bin, — es war sinnlos neulich von mir, sie Dir zu nehmen, sie gehörte Dir, und Niemand hatte solches Recht daran. Deine Schwester hat's mir auch gesagt und mich beauftragt, sie Dir wieder zu bringen —"

Er streckte seine Hand nach der reglos herabhängenden des Mädchens aus und drückte ihr sacht die Finger um die weiße Blume zusammen. Danach sagte er noch: „So muß ich den Herrn Grafen ein andermal — viel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

leicht morgen — ich komme vorbei, — wenn er zu Hause ist und Du grad' am Fenster bist, gieb mir ein Zeichen. Auch wenn er wieder nicht hier wäre, damit ich es weiß — die Blume wird morgen verwelkt sein, Du kannst sie mir dann als Zeichen herabwerfen."

Nun befand Dorret sich wieder allein in der offenen Zimmerthür, hörte seinen Schritt hastig, als habe er sich zum Dienst verspätet und müsse davon laufen, die Treppe niedersliegen, nach draußen verhallen. War das wirklich gewesen, oder hatte sie's nur mit offenen Augen wunderlich geträumt? Ihr kam's so vor, aber — sie sah an sich nieder — von selbst konnte die Narzisse ihr nicht in die Hand gerathen sein. Also kein wacher Traum, doch wunderlich blieb's darum nicht weniger. Er hatte drunten dem Diener gesagt, der Herr Graf müsse zu Haus sein, und hier oben — genau konnte sie sich nicht entsinnen, allein ihr lag's im Ohr, daß er hier oben gesprochen, er habe den Herrn Grafen eben drüben im Park gesehen. Das, beinah in einem Athem, ließ sich nicht zusammenbringen und begreifen. Und dann — sollte sie denn morgen den ganzen Tag am Fenster stehen und darauf warten, ob er vorüberkomme? Und wenn das geschah, wozu sollte sie ihm ein Zeichen geben, ob der Herr Graf zu Hause sei oder nicht? Machte es denn so viel Mühe, unten in die Thür zu treten und einen Diener zu fragen?

So wunderlich war's. Dorret mußte plötzlich lachen. Doch sie fuhr leicht zusammen dabei, es klang ihrem eigenen Ohr fast unbekannt, sie konnte sich nicht mehr erinnern, über Etwas gelacht zu haben. Die Dämmerung ward tiefer, durch das nach Norden gehende Fenster scholl vom Neuwerk her das Schlagen der Nachtigallen. Sie trat, ihre Hand zum Gesicht aufhebend, an die Oeffnung; die Narzisse duftete ebenso, wie die neulich von ihr im Park unbedachtsam abgepflückte. „Eine Unvorsichtigkeit, die er gut gemacht habe," hatte er gesagt.

Und eben hatte er auch wieder, wie damals, von ihrer Schwester gesprochen. Wer sollte denn ihre Schwester sein?

Es war, als trage der zarte weiße Blumenkelch einen ganzen Frühlingsmorgen in sich. Wie Dorret seinen Duft mit zugeschlossenen Augen einzog, sah sie tausend Thau-Diamanten um sich in der aufgehenden Sonne funkeln, Schmetterlinge schlugen wunderbar leuchtende Flügel vor ihr auseinander, sie hörte den Jubelton von hundert Vogelstimmen. Alles redete in einer Sprache von Goldstrahlen, Farben und Klängen von dem seltsamen Geheimniß, das irgendwo in dem fürstlichen Park vorhanden sei, doch sie war nicht bis dorthin gekommen. Wenn der junge Offizier ihr nicht begegnet wäre, hätte sie es vielleicht aufgefunden.

Der Duft der Narzisse war ihr von jeher, so lange sie denken konnte, der liebste von allen Blumen gewesen, hatte sie immer mit einem sonderbaren Schauer überlaufen. So that er's auch jetzt, und sie blieb, ihn einathmend, mit den geschlossenen Lidern stehen, bis hinter ihrem Rücken eine Stimme klang. Es war die des Grafen Saint-Germain: „Ah, Dorette, ich nach Dir suchte. Komm in mein' Stube zu mir, ich will geben Dir Unterricht."

9.

Zwei Tage waren vergangen, seitdem der Landgraf Karl um Mitternacht das Neuwerk besucht hatte, als ihm am Morgen ein Diener des Grafen Cagliostro eine Zuschrift des Letzteren mit dem Inhalt überbrachte, falls er noch Interesse an der Lösung des Sphinx-Räthsels bewahrt habe, so bitte der Schreiber ehrerbietig, Seine Durchlaucht um die neunte Abendstunde im Pavillon der Amalienburg erwarten zu dürfen. Häufig blickte der Empfänger des Briefes den Tag hindurch auf seine Uhr, saß, zerstreute Antworten gebend, an der Mittagstafel; Ungeduld und Spannung auf etwas Erharrtes ließen sich unverkennbar an ihm wahrnehmen. Im Park lag noch Abendhelle, als die Zeit sich endlich so weit vorgeschritten zeigte, ihm das Antreten des Wegs zu verstatten; Cagliostro empfing ihn vor der Thür seiner Behausung und bat um Entschuldigung, daß er genöthigt sei, seinen hohen Besuch zunächst in einen vollständig lichtlosen Raum führen zu müssen. Außerdem fügte er die dringende Bitte hinzu, diesmal auf's Genaueste seiner Vorschrift Folge zu leisten, ohne eine Umwendung des Kopfes in lautlosem Schweigen zu beharren, da er sonst nicht für einen Erfolg seines mit großen Schwierigkeiten verknüpften Unterfangens bürgen könne. Die Hand des Statthalters fassend, brachte er diesen an einen Sessel; die Läden des Gemachs waren geschlossen, doch offenbar die Fenster obendrein dicht verhängt, todte Finsterniß erfüllte das Zimmer. Nach einer Weile indeß begann vor dem Sitz des Landgrafen ein matter Schein aufzutauchen, nicht unterscheidbar, ob nah vor dem Gesicht oder in weiter Ferne. Langsam wuchs er, sich mehr und mehr verstärkend, zu einem großen bläulichen Kreise an; dann — der Zuschauer zuckte heftig mit den Gliedern — erschien darin jählings, ohne Vorbereitung, wie plötzlich aus Nichts entstanden, eine weibliche Gestalt.

Ein Gebild von wundervoller Schönheit war's, in fremdartiger, prangender Tracht. Eine weißseidene, durch ihren Glanz fast blendende Obertunika fiel von den Schultern bis über die Hüften auf eine untere von lichtblauer Farbe herab; aus dem geschlitzten Untergewand trat, beinahe bis zum Knie hinan sichtbar, der eine Fuß in classischer Form, von Purpurbändern gleichgefärbter Sandalen umwunden, hervor. Herrliche Arme, an den Handgelenken von breiten Goldspangen blitzend, sahen aus weiten, perlen-überstimmerten Aermeln; das blaue Unterkleid war mit glimmernden Sternen und fremdländischen Blumenkelchen durchwebt. Ein königlicher Rubinschmuck umgab den schlanken Hals, und über der Stirn hielt ein Diadem, in allen Farben des Regenbogens funkelnd, das tiefschwarze, üppige, im Nacken zu einem griechischen Knoten lose verschlungene Haar. Doch die Edelsteine wurden an feurig strahlender Macht noch von den Augen überboten, die sich aus dem alabasternen Antlitz gegen den Sessel des Landgrafen aufgeschlagen hielten. Hoheit und weiche Anmuth verbanden sich in dem Ganzen zu berückendem Zauber; die Gewandung wies in lang vergangene Zeit zurück, die Obertunica schien eine alt-byzantinische kaiserliche „Dalmatica" zu sein.

Ob es nur ein Bild oder ein wirkliches, körperhaftes Wesen sei, ließ sich nicht bestimmen; denn ein leichter bläulicher Schleier eines süßduftend die Stirn umnebelnden Rauches zog daran vorüber. Aber unzweifelhaft waren es Gestalt, Gesichtszüge und Augen Derjenigen, die der Landgraf in der Sphinxstellung auf den Tempelstufen wahrgenommen hatte. Und zugleich sah er sie auch, sich im Mondlicht mit den glanzrieselnden Schultern und Armen auf der Weiherfläche wiegen. Doch gehorchte er diesmal dem Gebot, durch keinen Laut und keine Regung seine Anwesenheit kundzugeben. Nur mit dem Blick verschlang er stumm die wundersame Erscheinung.

Sie machte mehr den Eindruck eines von einer Spiegelfläche zurückgeworfenen Bildes, als der Wirklichkeit, und doch offenbarte sie sich als Letztere. Denn der Graf Cagliostro durchbrach jetzt die hauchlose Stille mit der Frage: „Wer bist Du?" und man sah die Gestalt ihre feingeschwungenen Lippen öffnen, und von ihnen her klang eine antwortende Stimme:

„Prinzessin Irene von Trapezunt."

Cagliostro's Erwiederung scholl erstaunt:

„Aus dem kaiserlichen Hause des Palãologos?"

„Ja."

„So kommst Du, mich aufzusuchen, der auch aus Deinem Geschlecht stammt?"

„Nein."

„Lebst Du noch auf der Erde, oder bist Du ein Geist?"

„Ich bin ein Geist, aber ich lebe noch auf der Erde, da ich wieder einen Körper angenommen habe."

„Warum?"

Die Befragte schwieg. Dann versetzte sie: „Du weißt es."

„Ich weiß es nicht. Sprich mir's; ich will es. Warum kommst Du seit drei Tagen in diesen Park?"

Die Lippen der Gestalt suchten sich zusammen zu pressen, doch sie wurden wider ihren Willen von einer Gewalt gezwungen, sich zu öffnen. „Die Sehnsucht führt mich hierher."

„Sehnsucht, nach wem?"

„Du bist grausam."

„Nach Jemandem, den Du liebst?"

Unter der Tunica holte die Brust mit einem leisen Seufzer Athem, daß die weiße Seide sich gleich einer Glanzwelle hob und senkte. Der Graf Cagliostro fragte weiter:

„Verbietet Dir die Scham, seinen Namen auszusprechen, so verschweige ihn. Aber sage mir, ob er Dich kennt."

„Er hat mich einmal gesehen."

„Wo?"

„Am Tempel des Neptun."

„Sonst nicht?"

„Was fragst Du?" Das Gesicht der Antwortenden übergoß sich mit Röthe. „Ich hoffe, sonst nicht."

„Badest Du um jede Mitternacht drüben in dem Weiher?"

„Es ist mir vorgeschrieben."

„Auch heute?"

Ein sichtbares Zittern überlief die Befragte, sie wandte augenscheinlich alle Kraft auf, nicht zu entgegnen, doch sie mußte, und kaum vernehmbar klang's ihr vom Munde: „Ja."

Der Landgraf hatte mit verhaltenem Athem gesessen; jetzt verließ ihn mit der bisher behaupteten Besinnung wieder das Gedächtniß an die ihm ertheilte Vorschrift. Er sprang ungestüm auf, sein Sessel flog laut knarrend zurück. Aber im selben Augenblick loschen der helle Lichtkreis und die zauberische Gestalt darin mit Gedanken-Schnelligkeit spurlos aus, und schwarze Nacht lag wieder um ihn.

* * *

Dann stand der Landgraf, in's Freie zurückgelangt, etwas sinnverworren von dem aromatischen Nebel, der sich in dem dunklen Gemach mehr und mehr verdichtet gehabt, doch ebenfalls von einem Zustand oder Vorgang in ihm selbst. Das Herz klopfte ihm mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Stärke, er fühlte das rasche Pulsiren der Adern in seinen Schläfen. Nach der Zeit, die er drinnen zugebracht, mußte es noch etwa zwei Stunden vor Mitternacht sein; ein letztes bräunliches Roth lag am westlichen Horizont.

Er wandte den halb betäubten Kopf zur Linken. Dorthin, durch den Baumgang war er vor drei Tagen in der Nacht von Cagliostro fortgeführt worden.

Der Letztere hatte sich entschuldigt, daß er von einer unaufschiebbaren Arbeit, welche die Constellation mehrerer Gestirne nur heut gestatte, in Anspruch genommen werde, und dem Landgrafen fiel es nicht unerwünscht, allein belassen zu sein. Nur war er unschlüssig, wohin er sich begeben wolle. Er sah auf seine Uhr; die Zeiger ließen noch eben unterscheiden, daß seine Zeitrechnung richtig gewesen, denn sie wiesen auf Zehn.

Gleich danach aber kam überraschend Laut und Licht in die Parkstille. Vom Schloßthor des Neuwerks her loderten Fackeln und erhellten den rothen Baldachin einer Portechaise, in der Ihre Königliche Hoheit, umgeben von Damen und Herren der Hofgesellschaft, herangetragen wurde; im Gespräch mit ihr neben der Sänfte schritt die hohe dunkle Gestalt des Grafen von Saint-Germain. Merkbar war dem Landgrafen augenblicklich diese Begegnung unlieb, er machte einige Schritte, sich ihr zu entziehen. Doch er hatte zu lange gezögert, eh' er sich deutlich besonnen; das Fackellicht fiel hell auf ihn, er ward von einem voranschreitenden Kammerherrn erkannt und begrüßt, so daß er nicht umhin konnte, zu seiner Gemahlin hinanzutreten. Auf verwundertes Befragen über den späten Parkbesuch erhielt er von ihr die Auskunft, bei der Abend-Conversation im Schloß sei die Rede auf den siebenjährigen Krieg gerathen, und der Graf Saint-Germain habe sich erboten, im Saal der Amalienburg einige interessante Bilder aus jener Zeit vorzuführen. Ob die Frau Landgräfin ihm den Wunsch danach ausgesprochen oder er denselben empfunden und ihr mit seinem Anerbieten liebenswürdig zuvorgekommen sei, ließ sich nicht klar entnehmen; jedenfalls befand man sich auf dem Weg zu der erwarteten Schaustellung, und ob der Statthalter augenblicklich Neigung fühlen mochte, dieser beizuwohnen, oder nicht, er fand keine Begründung, sich auszuschließen, und begab sich mit in den Saal hinein. Hier entzündeten Diener nach Anordnung Saint-Germains nur zwei oder drei Kerzen, welche, als die Gesellschaft Sitze eingenommen, vermittelst einer Vorkehrung so verschleiert wurden, daß Nichts als ein mattester Dämmerungsschimmer in dem großen Raume verblieb. Dann begann die Vorstellung.

Sie bot Nichts von einer Bethätigung übernatürlicher Zauberkraft, sondern offenbar nur die Anwendung der schon vor einem Jahrhundert von dem berühmten Physiker Athanasius Kircher gemachten Erfindung, vermittelst einer „laterna magica" auf Glas gemalte Bilder vergrößert auf eine weiße Fläche hinzuwerfen. Zur Herstellung der Letzteren schien einfach ein oben an der Galleriebrüstung festgespanntes Laken verwandt; die unsichtbar gehaltene magische Laterne befand sich muthmaßlich in der gleichen Höhe gegenüber. Auf dem weißen Tuch erschien ein Lichtkreis, in den plötzlich ein lebensgroßes menschliches Brustbild hineinflog und durch meisterhafte Naturtreue Bewunderung bei den Zuschauern hervorrief. Eines folgte dem Andern; es waren noch allgemein bekannte, bedeutungsvolle preußische Heerführer aus dem siebenjährigen Krieg; wie lebend blickten sie von der Leinwand herunter. Zuletzt der „alte Fritz" selbst in ganzer Gestalt, auf den historischen Krückstock gestützt, wie er gegenwärtig noch von Manchem, auf der Terrasse von Sanssouci stehend, gesehen ward. Mit den scharfen, grellen Falkenaugen blickte er in den Saal nieder, und wie ein leichter spöttischer Zug schien es ihm die Lippe aufzukrümmen. Der Graf Saint-Germain stand unten im Vordergrunde und begleitete das Erscheinen der wechselnden Persönlichkeiten mit kurzen geistvollen Bemerkungen. Zu dem Bilde des großen Königs äußerte er: „Es ist, als stände Seine Majestät, mein erlauchter Freund, wie ich dieselbe oft gewahrt, im Gespräch mit Jemandem und citire ihm eben die berühmten Verse von Nicolas Boileau Despréaux:

„Le monde est plein de fous et qui n'en veut pas voir,
Doit se tenir tout seul et casser son miroir."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Markt in Jaffa. Nach dem Bilde von G. Bauernfeind. — Siehe Seite 103.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die Wiener Theater- und Musik-Ausstellung.

Von Balduin Groller.

Mit Zeichnungen von M. Ledeli.

II.

Als wir unseren ersten vorläufigen Bericht in die Welt sandten, war die Ausstellung noch lange, lange nicht fertig — wann und wo ist eine Ausstellung rechtzeitig fertig geworden?! — Heute sehen wir uns aber doch schon vollkommen geordneten Verhältnissen gegenüber. Man muß sich nicht mehr über Erdgeröll, zwischen Kisten und Kasten, Balken und Gerüsten hinschlängeln, man wandelt endlich als Culturmensch auf gepflegten und gehegten Wegen der Spur des Schönen und Interessanten nach.

Gestrenge Richter — ich gehöre nicht zu ihnen — mögen ja an der Ausstellung Manches auszusetzen haben, aber Eines steht fest: langweilig ist sie nicht. Es giebt so Viel zu sehen und zu hören; auf der einen Seite des Kunstgenusses ist das Bier so kühl, auf der anderen sitzt es sich so angenehm im Kaffeehause; das frische Grün der Bäume und der Anlagen thut so wohl, die Frauen, die da auf- und niederwandeln und die zwar nicht ausgestellt sind, aber doch besichtigt werden dürfen, sind so schön und so elegant, — Den möchte ich sehen, dem eine solche Theater- und Musik-Ausstellung nicht gefällt!

„Aber, mein Lieber," höre ich da förmlich die liebe Stimme einer Leserin, „Sie erzählen uns da von der schönen Natur, von dem frischen Bier und dem guten Kaffee und von schönen Frauen. Keine Träumereien! Das Alles ist überflüssig. Bleiben Sie hübsch bei der Sache und erzählen Sie uns von der Ausstellung!"

Ich senke beschämt und — gekränkt das Haupt. Mir ist Unrecht geschehen. Ich habe ja nur von der Ausstellung geredet. „Ueberflüssig!" sagten Sie. Meine Gnädigste, das Ueberflüssige ist das Nothwendige. Nehmen Sie der Ausstellung das Ueberflüssige, und wir sind genöthigt, sie zuzusperren. Erinnern Sie sich an das Bild vom „Hohen Markt" in der vorigen Nummer? Eine kolossale Idee. Da ist gleich ein

Schillerzimmer.

Pfauenbett der Theodora.

ganzer großer Platz mit allen Häusern, die ihn umrahmen, wie er vor hundert und mehr Jahren ausgesehen hat, in voller „Lebensgröße" ausgestellt. Was hat denn der „hohe Markt", dessen Aufrichtung an die hunderttausend Gulden gekostet hat, auf der Theater- und Musik-Ausstellung zu suchen; wie kommt er hin und welche Existenz-Berechtigung hat er? Und wenn Sie mich erschlagen, — Sie werden es nicht thun, ich weiß es, — so kann ich Ihnen doch keine ausreichende, sachliche Erklärung dafür geben, und Niemand wird es können. Und doch, nehmen Sie der Ausstellung diesen Platz und Sie haben den schönsten Krondiamanten aus ihrem Schmuck gebrochen, Sie nehmen ihr das beste Theil und die wirksamste Anziehungskraft.

Dabei ist der Platz nicht einmal historisch getreu und nicht stilgerecht nachgebildet, zum großen Verdruß der Historiker und der gestrengen Kunstrichter. Wir Anderen freilich, — die harmlosen Gemüther, die wir furchtbar Wenig, oder, sagen wir gleich ehrlich, Nichts verstehen von der geschichtlichen und künstlerischen Stilgerechtigkeit bis zum letzten Nagel, wir sind herzlich froh darüber. Wir halten es für kein Unglück, daß die Nürnberger Thürmchen und Erker, Augsburger Fenster und Thüren und Stadtthore irgend einer kleinen deutschen Stadt hingedichtet worden sind, wo sie eigentlich nicht hingehören, wo sie sich aber wunderhübsch ausnehmen. Der Platz, wie er jetzt ist, bietet ein ganz einziges Bild. Man ist auf demselben vollkommen abgeschlossen von der modernen Großstadt, es ist ein bezauberndes Stück deutschen kleinstädtischen Lebens aus vergangener Zeit, das man da mitlebt. Die Verstöße gegen Stil und Geschichte sind noch das Beste an der Sache. Die volle Wahrheit wäre vielleicht etwas nüchtern ausgefallen, und nun hat man so reizend, so allerliebst gelogen, daß Jeder froh sein könnte, wenn er sein Lebelang im Stile dieser Stillosigkeit beschwindelt würde.

Ganz gewiß gehören die reichen, zum Theil historischen Musik-Instrumenten-Sammlungen, die elektrischen und nicht elektrischen Orgeln, all die Claviere, — es giebt auch schon solche, die ganz von selbst spielen; ich bitte Sie! von selbst, auch ohne Mann daran oder Fräulein! — mit viel mehr Berechtigung auf die Ausstellung, als der so überflüssige und so unentbehrliche hohe Markt; wenn man sich aber auf ihre Zugkraft hätte verlassen wollen, — ich weiß nicht, wie es da mit den täglichen Ausweisen über die Anzahl der Besucher ausgesehen hätte. Ich bin kein Barbar; ich habe selbst Clavier spielen gelernt, und sogar — ich bitte, mir das nicht zur Last zu legen, — das Flötenspiel ist mir nicht fremd, aber, um ein Clavier zu sehen oder eine Flöte, würde ich keine Reise unternehmen, und selbst nicht, wenn es zwei Claviere und zwei Flöten wären. Ja, es muß heraus: sogar hundert Claviere und hundert Flöten, wie wir sie hier haben, brächten mich nicht vom Fleck, es wäre denn, daß sie alle zu tönen begännen, dann allerdings, aber Viel hätte die Ausstellung davon nicht. Nun haben wir zwar hier auch noch Trompeten und Mandolinen und Baßgeigen, aber die Spannung, mit welcher sie betrachtet werden, ist im Allgemeinen doch keine fieberhafte.

Nur zum Vergnügen ist aber die Ausstellung auch nicht da. Der Fachmann kann die eingehendsten Studien machen, und der Nichtfachmann kann sich mit vollem Behagen dem Genusse des Gefühles hoher Befriedigung hingeben, daß er sie nicht machen muß. Der Laie geht zum Schillerzimmer und verrichtet dort seine Andacht; dann geht er zum „Grillen-Zimmer" der Friederike Goßmann (Gräfin Prokesch-Osten) und ruft sich eine der liebenswürdigsten Episoden der Theatergeschichte in's Gedächtniß zurück. Er steht vor den prächtigen Decorationen in der Rotunde, die eine Reihe fertiggestellter Bühnen aufweist. Wie schön die Decorationen sind! Und doch ein Bild ohne Gnaden, wie eine kalte, unbeseelte Schönheit, eine schöne Frau ohne Geist und ohne Anmuth. Und auch das ist anregend und lehrreich zu sehen. Der Laie wird da, fast ohne daß er es inne wurde, belehrt über die ästhetischen Wirkungs-Bedingungen des Theaters, und es dämmert in ihm das Bewußtsein auf, daß das dramatische Kunstwerk Etwas wie ein Gesammtkunstwerk sei. Die Malerei ist eine Kunst für sich, die Decorations-Malerei ist nur eine Hülfskunst, etwa wie die Geschichte ihre Hülfswissenschaften hat. Wenn die Decorations-Malerei selbständig auftritt, oder wenn sie auch nur mit größeren Ansprüchen sich geltend machen will, als sie ihr von Rechts wegen zustehen, dann bleibt im Beschauer ein Gefühl der Leere zurück, er bleibt geistig hungrig und es ergiebt sich ein Rest und ein Niederschlag von Unbehagen und einem Gefühl des Unbefriedigtseins. Man kann hier die rechte Werthschätzung vor dem Geist des Dichters lernen. Der Geist des Dichters bringt erst die rechte Stimmung in all diese gemalte Pracht, durch ihn wird die Pracht beseelt und dann erst zu einer gnadenvollen Schönheit mit Anmuth und mit Seele. Wie ein ölgetränktes Transparentbild erst durch die entsprechende Beleuchtung zu seiner vollen Wirkung gelangen kann, so muß auch die Decorations-Malerei das rechte Licht durch den Geist des Dichters erhalten. Der Vorgang auf der Bühne, die Stimmung dieses Vorganges und sein innerer Zusammenhang giebt der Decoration erst ihre Wirkung.

Viel mehr Stimmung erwecken im Beschauer die schlichten Reliquien der großen Meister des Wortes und des Tones. All die Gebrauchs-Gegenstände, die uns an Goethe, an Schiller, an Grillparzer, an Haydn, Beethoven und Mozart erinnern, ihre Scripturen und Bücher, ihre Tische und Claviere, ihre Mappen und Bilder bewegen uns mehr, als alle pompöse, aber innerlich leere Decorationskunst. Da wirkt der Geist nach, und das rege Gefühl der Pietät für die herrlichsten Geister, für die größten Wohlthäter der Menschheit gehört zu den schönsten Ergebnissen, die der Besucher mit heim nimmt von der Ausstellung. Es ist immer nützlich, wenn solche Reminiscenzen aufgefrischt werden, sie wirken befruchtend und segensreich nach.

Etwas von dem Segen dieser Wirkung zeigt sich auch in den Collectiv-Ausstellungen der großen deutschen Bühnen und auch in dem stimmernden Tand, der uns die Erinnerung an den unglücklichen Bayernkönig Ludwig wieder zurückruft. Man wird da von dem Kleinen in's Große geführt und man ist dafür dankbarer, als wenn man unter Fanfarenstößen und mit knalligem Farbenprunk in's Leere geführt wurde. Ein Wams aus der Wallensteiner Zeit, ein Mantel für Marquis Posa, eine Leier für die Medea, eine Hellebarde oder ein Thronsessel, ein gothisches Theaterfenster, Juliens Balcon, — an und für sich sind sie nicht vielsagende Katalog-Nummern aus der großen Requisiten-Kammer, aber sie werden doch beziehungsreich in der gefälligen Anordnung, in welcher sie da vorgeführt sind. Vor dem Geiste des die Ausstellung behaglich genießenden Gastes steigen Gestalten und Zeiten auf, er träumt von Weltgeschichte, von Poesie und von Kunst, und auch solche Träume bedeuten einen reellen Gewinn.

Wenn man aber nicht mehr träumen will', dann verläßt man die Rotunde mit ihren erinnerungsreichen Schätzen und flüchtet von den Geistern der Vergangenheit hinaus in das blühende Leben der Gegenwart und der Wirklichkeit. Im Musik-Pavillon in der Avenue werden Strauß'sche Walzer gespielt. Man sieht sich das Publicum an, die Frauen in ihren duftigen Sommertoiletten, — und merkwürdig! Es ist uns, als hörten wir aus diesem Bilde, auch wenn die Musik schweigt, etwas wie Strauß'sche Weisen klingen. Die Wiener Frauen, und die Art, wie sie sich anziehen und wie sie sich geben, — klingt ja recht unsinnig für Den, der nicht an Wunder glaubt, aber den Wunderglauben, — hier kann man ihn lernen.

Hat man das Promenade-Concert genossen, dann geht man in's Pimperl-Theater — der Fachmann sagt großartig Théâtre tintamarresque! — oder man vergnügt sich am Schattenspiel-Theater oder man läßt sich gar vom Wurstel-Theater Etwas vorspielen. — Es giebt viele gallige Verkleinerer Wiens, die Meisten darunter sind selbst Wiener, und ihre stehende bittere Redensart ist: So Etwas ist nur in Wien möglich! Wir nehmen dies Wort auf. Diese ganze Ausstellung, mit all der Unterhaltung, die sie bietet, dieses fröhliche Genießen und Inden-tag-hinein-leben, diese Freude und Sorglosigkeit, diese Anmuth im Genuß, diese geistige Regsamkeit und Empfänglichkeit — das ist wirklich nur in Wien möglich!

Indische Saiten-Instrumente und Trommeln.
Japanische Theatermasken, Indische Tänzerin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Miezchen.

Novellette von F. von Kapff-Essenther.

Miezchen ist ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen, recht niedlich, aber ein wenig schmutzig. Sie heißt Marie, wird auch von ihrer Mutter so genannt, aber ihre Gönnerin nannte sie Miezchen. Die Mutter des kleinen Mädchens ist Wäscherin; sie arbeitet außer dem Hause und muß das Kind der Aufsicht einer gefälligen Nachbarin überlassen. Frau Reinicke ist ja nun eine herzensgute Frau, aber sie muß ihr bischen Wirthschaft versehen, muß Mittags ihrem Manne, der Omnibuskutscher ist, das Essen zum Standplatze tragen, und Nachmittags ist sie auch einige Stunden nicht daheim, weil sie bei einem alten Fräulein „aufwartet". So ist denn Mariechen, wie so viele kleine Wesen ihrer Art und ihres Alters, dem Schutze des bekannten Engels der Kinder unterstellt.

Einmal stand Mariechen auf der Straße und weinte ganz bitterlich. Die dicken Thränen kollerten ihr über das trotz allen Elends rundliche, frische Gesichtchen, das übrigens in diesem Augenblick einigermaßen verunstaltet war, denn Miezchen hatte sich eine furchtbare Beule geschlagen. Nun heulte die Kleine allein und unbeachtet, während bei glücklicheren Kindern in solchem Falle das ganze Haus zusammenläuft. Da kam das Fräulein aus der Villa drüben vorbei; sie sah und hörte den Jammer, frug nach der Ursache — die Nachbarin kam hinzu und erzählte — genug, das Fräulein wurde von Mitleid ergriffen für das Kind, das so zu sagen gottverlassen auf der Straße aufwuchs.

Die Scene spielte in einem jener Berliner Villen-Vororte, die in den letzten Jahren aus ehemaligen Dörfern entstanden sind. Dicht neben hübschen, eleganten Bauten mit blumengeschmückten Vorgärten steht noch hier und da das baufällige, verschämte Häuschen eines Tagelöhners oder Halbbauern, der sich zum Verkauf noch nicht hat entschließen wollen. Drüben in der Villa wohnte ein Geheimrath, in dem schmutzigen Häuschen — und auch da in einem Hinterstübchen — die Wäscherin.

Marie oder Miezchen war jetzt täglicher Gast im Hause des Geheimraths. Fräulein Melanie nahm sich der Kleinen an, nähte ihr Kleidchen aus ihren abgelegten Toiletten, spielte mit ihr oder ließ sie im Garten spielen. Miezchen war ein stilles, verschüchtertes Kind, nicht durch die Straße verwildert, wie seines Gleichen.

Im Hause des Geheimraths herrschte keineswegs der Luxus oder auch nur Wohlstand, der sich sonst an den Begriff „Villa" knüpft. Es war eines jener Einfamilien-Häuser, die jetzt in der Nähe der Großstadt aus dem Boden wachsen, gut gepflegt, mit zierlichen Teppich-Beeten und einem Dutzend Rosenstöcken im Vorgarten. Größere Ausschreitungen gestattete das Budget schon um der vielen Kinder willen nicht. Melanie war die Aelteste — man wußte nicht, wie alt sie war; dann folgten mehrere Söhne, von denen der Eine Offizier war, zwei Andere studirten und ein Dritter eben vor dem Abiturium stand. Endlich Emmi, die Jüngste, ein echter und rechter Backfisch, fast sechzehn Jahr alt, sehr bestrebt, groß und erwachsen zu erscheinen, und hübsch, ganz besonders hübsch.

Was Melanie betrifft, so war sie eine Schönheit — gewesen, aber man merkte es ihr doch noch deutlich an. Auf den ersten Blick erschien sie noch heute blendend; bei näherer Betrachtung sah man deutlich, daß diese Rose im Verblühen war.

„Wo ist die Tante Lani?" rief Miezchen, das soeben ankam. Emmi öffnete die Thür zu dem gemeinsamen Zimmer der Schwestern.

„Na, da hast Du Deine Mieze," sagte sie, „aber weißt Du, an Deiner Stelle möchte ich mich nicht so alt machen und die Tante spielen, Melanie!"

Damit schob der vorlaute Backfisch das Kind zur Thür hinein. Melanie stand eine Weile ganz betäubt, während das kleine Mädchen schüchtern ihr Händchen hinreichte. Unbesonnen und lebhaft, wie Emma war, hatte sie die Worte hingeworfen. Aber sie hatten getroffen.

Alternde Mädchen, die bereits resignirt haben, nehmen fremde Kinder an. Es ist das Zeichen endgültigen Verzichtens.

Und es traf sie wie ein Blitz in diesem Augenblick! Denn sie hatte an ihn gedacht, an Emil. Man hatte ihr erzählt, daß er, nach zehnjähriger Abwesenheit von der Heimath, zurückgekehrt sei.

Emil war ihre erste und einzige Liebe gewesen. Er hatte Philologie studirt, fand aber lange keine Anstellung und konnte an die Begründung eines Hausstandes nicht denken. Endlich bot sich ihm ein bescheidener Posten an einer höheren deutschen Lehranstalt im Auslande, und man nahm herzbewegenden Abschied. Melanies strenger Vater hatte ihnen auferlegt, daß sie zunächst jeden Verkehr einstellten; der Geheimrath konnte nicht daran denken, seine Tochter einem kleinen Lehrer in Rumänien zur Frau zu geben. Vor Allem also sollte Emil Etwas erreichen, Etwas werden, und bis dahin schien dem alten Herrn eine Art Prüfung für die jungen Leute unerläßlich.

In der That hatten sie einander nicht geschrieben. Zwar, Melanie hatte wohl heimlich gewartet auf ein Lebenszeichen; aber es kam keines. So verzehrte sie sich in stillem Gram und war früh gealtert.

Nun war er zurück. Ob er sie besuchen würde? Tag und Nacht erwog sie diese Möglichkeit — alles Vergangene lebte in ihr auf.

Er hatte eine jener heißen, romantischen Jünglingsleidenschaften für sie empfunden, die so berauschend sind für das Weib. Seine glühenden Herzensergüsse, seine schwärmerischen Verse bewahrte sie wie einen kostbaren Schatz. Wie oft und in allen Formen, mit dem hinreißendsten Ausdruck der Wahrhaftigkeit hatte er ihr betheuert, daß er ohne sie nicht leben könne!

Und dann hatte er doch gelebt — ohne sie!

Wenn er nun wiederkäme, würde sie ihn jetzt noch bezaubern, wie damals? Mit unsäglicher Bitterkeit, mit vernichtendem Herzweh sagte sie sich, daß sie im Verblühen sei. Dahin — unwiederbringlich dahin die goldene Jugend!

Täglich sah sie es an der aufblühenden Emmi, wie sehr sie selbst verlor. Zu spät, zu spät für das Glück!

Eben stürmte Emmi wieder herein und brachte einen Brief.

„Von wem?" frug die Kleine neugierig.

Melanie zitterte. Sie erkannte die Handschrift, die sie so oft mit ihren Thränen begossen, so oft inbrünstig geküßt hatte. Er schrieb:

„Darf ich kommen? Darf ich Sie wiedersehen? Ihre verehrten Eltern werden es mir wohl gestatten. Ich wünsche sehnlichst, mich davon zu überzeugen, wie es Ihnen ergangen ist, Fräulein Melanie. Emmichen wird wohl auch recht groß geworden sein . . ."

„Wer ist das, der Dir so schreibt?" quälte Emmi. „Wohl gar ein Verehrer von Dir, Lanie?"

Und im nächsten Augenblicke schrie das grausame Kind das Geheimniß durch's ganze Haus.

Melanie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen süßem Schreck und angstvollem Entzücken. Wie kühl und schlicht diese nüchternen Worte gegen die Sprache von einst! Vielleicht ein bloßer Freundschafts- oder Höflichkeitsbesuch. Dennoch aber, er wollte sie gerne sehen — er wußte ja auch gar nicht, ob sie noch frei wäre . . . Vielleicht wäre es besser gewesen, zu verzichten, das leuchtende Jugendbild, das er von ihr im Gedächtniß trug, nicht zu verdunkeln. Aber das vermochte sie nicht; sehen, sprechen wenigstens wollte sie ihn.

Und sie lud ihn mit Zustimmung der Eltern ein, worauf er seinen Besuch für einige Tage später ansagte. Wie wenig eilig er es doch hatte! Sie dagegen verbrachte unruhige Stunden bis dahin — sie hätte nun nicht mehr so lange gewartet.

Im Hause erwachten verfrühte Hoffnungen, fielen allerlei vielsagende Andeutungen. Und wenn er sie nun zu alt fand? Wenn er sich kühl verhielt? Es wäre der Tod für sie! Freilich, auch bisher hatte sich wenig Hoffnung für sie gezeigt. Aber was in ihr noch unerfüllt, unausgelebt war, das hielt sie aufrecht. Nun endlich sollte die Entscheidung fallen!

Sie wollte Alles versuchen, wollte sich schön machen, jung erscheinen, liebenswürdig sein. Sie wählte eine Toilette, die zu ihrem brunetten Teint paßte — hellrosa, wie ihre Schwester. Freilich war das ein Wagniß, aber sie wollte wagen. Heimlich studirte sie jedes Löckchen an der Stirn. Aber ach — der Teint war welk, das vermochte sie nicht zu übersehen. Und ganz verstohlen besorgte sie sich etwas feines Rouge, und einen Crayon, um die Augen zu heben, auch ein wenig Puder. Dergleichen war in dem vornehm-philiströsen Hause verpönt, und sie selbst erschien sich dadurch verächtlich; aber sie wollte es versuchen.

Eines Abends legte sie ganz vorsichtig Etwas von ihren Verjüngungsmitteln an — man bemerkte es nicht, weil Niemand daran dachte. Und nun sah sie wirklich viel besser aus. Sie freute sich über den Einfall. Dieser schwache, rothe Hauch war in der That unsichtbar und kleidete sie ganz vorzüglich. Nun stand ihr auch das rosa Kleid zu Gesicht.

Ueberdies — Emil wußte ja ihr Alter; er mußte sich nur sagen: Wie jung ist sie geblieben!

Miezchen war in diesen Tagen recht vernachlässigt worden. Aber das Kind merkte es anfangs nicht — Kinder sind ja noch nicht so sehr empfindlich. Nur wenn sie wieder und immer wieder nach Hause geschickt wurde, kamen einige Thränchen.

„Kümmern Sie sich um das Kind," sagte Melanie zu der Wäscherin — „ich habe in diesen Tagen so wenig Zeit!"

„Ach Fräulein," antwortete die arme Frau, „ich habe gerade alle diese Tage besetzt und bin sehr froh darüber! Aber Frau Reinicke wird schon nach dem Mädchen sehen! Fräulein haben sich ja schon so viel bemüht — sich mit dem Kinde geplagt. Man darf nicht zuviel verlangen!"

Ach, Melanies Herz hatte sich von dem Kinde abgewendet. Gewiß — Emmi hatte vollkommen Recht: Das Adoptivkind machte sie alt! — Sie wollte auch einmal der Reinicke Etwas zukommen lassen, damit sie auf Miezchen achtete.

Da stand die Kleine betrübt mitten auf der Straße, während Melanie mit kurzem Gruße ging. „Tante" Lanie war gar nicht mehr so gut wie früher — aber gar nicht! Das Kind fühlte unbewußt, wie anders es geworden.

Nun war der große Tag gekommen. Alles im Hause schien heute ein wenig verstimmt. Melanie hatte zu weinen begonnen, weil man sie neckte — Emmi wurde gescholten, weil sie ihren vorlauten Mund nicht halten konnte.

Doctor Emil Kundmann kam gegen Abend. Er war ein vollendeter Weltmann geworden; sicher und unbefangen, selbstbewußt und heiter trat er auf.

Schon der erste Augenblick war vernichtend für Melanie. Emils Augen blieben eine ganze Weile bewundernd an Emmi hängen, die reizend aussah.

„Ach — die kleine Emmi!" rief er mit unverhohlener Freude. „Nein — wie Sie schön geworden sind, mein Fräulein — so muß ich jetzt sagen, wenn ich auch gestehe, daß mir's schwer wird!" Melanie schüttelte er herzlich die Hand, fand sie brillant aussehend, erkundigte sich sehr theilnehmend nach ihrem Ergehen, aber kein Blick, keine Anspielung verrieth: „Ich gedenke!"

Melanie war wie vernichtet. Nein — neben der frischen, anmuthig beweglichen und heute so ganz besonders hübschen Emmi konnte sie ihm nicht gefallen! Und sie gefiel ihm auch nicht — deutlich bemerkte sie es . . . Sein Herz sprach nicht mehr für sie. Sie war auch nicht liebenswürdig, vermochte keinen natürlichen, ungezwungenen Ton zu finden.

Er war ja auch so ganz anders geworden, hatte das excentrische Wesen abgelegt, war ein Mann geworden, während vor ihrem geistigen Auge noch immer der schwärmerische Jüngling stand. Er erzählte von seinen Erlebnissen. Wie er „da unten" sich anfangs so zu sagen unter Wilden befunden, und wie eigentlich erst aus seinen Schülern ein Umgang für ihn sich herausgebildet habe. Nun sei nach und nach der Kreis größer geworden, aber er dürfe wohl sagen, daß er sich diesen, ein anderer Robinson, mit eigenen Händen geschaffen habe.

Seine ganze Art imponirte den Eltern; sie hörten ihm mit unverkennbarer Antheilnahme zu.

Melanie aber hatte die Empfindung, als sei alles Vergangene nur ein Traum gewesen. Hatte dieser Mann ihr zu Füßen gelegen, geweint, gefleht — sterben wollen um ihretwillen? Wie ein vergifteter Pfeil drang es in ihr Herz. Sie hatte einem Traumbild nachgehangen — er hatte die Jugendliebe vergessen! Und weil sie nur ihn liebte, nur an ihn dachte und glaubte, hatte sie sich Anderes verscherzt in der langen Zeit. Wie hätte sie anders können! Ach — er erschien ihr noch immer liebenswerth!

Aber es lagen Abgründe zwischen ihnen — Welten! Er war ihr unerreichbar.

Die Tafel war aufgehoben worden, und während die Eltern ein wenig ruhen wollten, promenirten der Gast und die Schwestern im Garten. Die Sonne ging zur Neige; Emmi blieb absichtslos am Gitter stehen und sah einem Pferde zu, welches dort vor der Dampfbahn scheute.

Und nun waren sie zum ersten Male allein.

Mit einem gewissen Ernst erhob er den Blick zu ihr und sagte schlicht: „Ich war überrascht, Sie noch unvermählt zu finden, Fräulein Melanie!" Noch immer „Sie" und „Fräulein"! Und wie hatte er Emmi vorhin nachgeblickt, als sie zu dem Zaune sprang! Ja, Melanie mußte sich sagen: Er liebt mich nicht mehr — ihm gefällt das dumme, kleine Ding!

Ein böser Geist kam über sie.

„Es fehlte mir nicht an Bewerbern," sagte sie mit absichtlicher Nachlässigkeit, „aber ich bin zu sehr verwöhnt — mache auch vielleicht zu hohe Ansprüche, bin wohl zu sehr festgewachsen in dem Gesellschaftskreis, in dem ich erzogen bin."

Hätte sie jetzt nicht so gestissentlich an ihm vorbeigesehen, sie hätte bemerken müssen, wie sein Blick sich unter ihren Worten verdüsterte. Aber sie hörte nur, wie er, gleichsam um das Gespräch nicht stocken zu lassen, fragte:

„Sie würden also Berlin nicht gern verlassen?"

„Nein, gewiß nicht," lachte sie, „höchstens, um in Paris zu leben!"

Ihr eigenes Lachen klang ihr fremd, unheimlich; ihr war gar nicht zum Lachen! Sie wollte ihn nur nicht merken lassen, wie elend ihr zu Muthe war.

„Ganz Recht haben Sie, Fräulein Melanie," antwortete er jetzt mit leisem Nachdruck. „Für Großstädterinnen, zudem wenn sie verwöhnte Schönheiten — und Sie sind noch immer schön! — ist es ein großes Opfer, dem Gatten etwa in eine weltfremde Ferne zu folgen, in ein Land, wo es keine oder doch nur lächerliche Bälle, kein Theater, keine Concerte und vor Allem nicht einmal eine „Gesellschaft" giebt. Nur eine große Liebe wäre dessen fähig!"

„Giebt es noch eine solche?" lächelte sie mit blassen Lippen.

„Ich glaube selbst — nein!" sagte er kalt.

Sie hätte aufschreien mögen. Es war Alles zu Ende!

Da ertönte lautes Schmerzensgeschrei eines Kindes von der Straße her. Melanie zuckte zusammen — sie kannte diese Stimme — es war Miezchen. Und diese hülfeflehende Stimme des armen Kindes erschien ihr wie eine Offenbarung des Himmels.

„Mein Miezchen," rief sie, „was ist mit Dir?"

Und sie stürzte hinaus, durch die Gartenpforte, auf die Straße.

Da hockte das kleine Figürchen — mitten im Staube — in der wohlbekannten, von Melanies Hand genähten, blauen Schürze. Sie weinte schmerzlich; aus einer tiefen Stirnwunde rann Blut. Das Kind war schwer gefallen und hatte sich an den spitzigen Steinen des noch immer dörflichen Pflasters verletzt. Niemand kümmerte sich darum. Ein vorübergehender Arbeiter blieb eine Weile stehen und frug die Kleine, wohin sie gehöre; aber Miezchen konnte vor Schluchzen nicht antworten, und so ging er seines Weges. Dann kam ein großer Hund und schnupperte — das Kind schrie nur noch mehr — er lief davon.

Melanie nahm das Kind auf den Arm; sie sah gar nicht, wie auf dem lichten Grunde ihres blaßrosa Kleides dunkelrothe Röslein aufblühten — Blutstropfen, die herniederträufelten.

„Es thut so weh, und die Reinicke ist nicht zu Hause," schluchzte Miezchen — „es thut so sehr weh, Tante Lanie!"

Melanie hatte sich rasch überzeugt, daß die Wunde nicht gefährlich! Aber wie leicht hätte es gefährlich werden können — solch kleines Wesen, ganz ohne Aufsicht! Und sie war schuld daran. Wie konnte sie es auch so plötzlich von sich stoßen, buchstäblich hinaus auf die Straße! Nur aus thörichter Eitelkeit war es geschehen, und der Himmel hatte sie schwer dafür bestraft. Denn die Zukunft bot ihr ja keine andere Hoffnung mehr, keine andere Aussicht, als die Liebe und Dankbarkeit dieses armen Kindes. Aber sie wollte das arme Würmchen auch dafür entschädigen, daß sie sich seiner geschämt hatte. Von nun ab sollte es nur gute Tage bei ihr haben!

Mit leidenschaftlicher Inbrunst drückte sie das Kind an sich, welches von Blut, Staub und Thränen ganz entstellt war und in diesem Augenblick nichts weniger als „niedlich" aussah.

Sie überschüttete es mit Liebesworten und zärtlichen Tröstungen; sie selbst merkte kaum, wie die Thränen unaufhörlich über ihre Wangen rannen. Zuviel hatte sie in den letzten Tagen und Stunden gelitten — das gepreßte Herz mußte sich Luft machen.

Nun aber kam sie plötzlich zum Bewußtsein der vollen Gegenwart. Sie hatte sich mit ihrem Taschentuch die Augen getrocknet, und als sie das Tuch herabnahm, war es röthlich angefärbt. Das künstlich aufgetragene Roth und der Puder — sie hatte Beides gänzlich weggewischt.

Nun hatte sie sich auch noch lächerlich gemacht vor ihm, vor Emil. Da stand sie ihm gegenüber, als alternde Kokette, die sich die welken Wangen schminkt!

Er sah so aufmerksam zu — er mußte Alles bemerken. Aber sei es drum. Sie wollte es tragen, wie eine verdiente Buße.

Sie brachte das Kind in's Haus, sich flüchtig bei dem Gaste entschuldigend. Sie wusch die Kleine, verband ihr die Wunde und legte sie auf das Sopha zu einem kleinen Schlummer. Und nun wusch sie sich selbst das Gesicht; die letzte Spur der lügnerischen Schminke mußte fort. Freilich, jetzt mit ihren verweinten Augen, sah man ihr reichlich ihre dreißig Jahre an. Aber gleichviel; sie war ja so alt — zu alt für ihn, der sie einst geliebt. Mit voller Kraft, vollem Muthe wollte sie ihr Schicksal tragen . . .

Im Salon traf sie Emil und die Eltern, welche durch den Zwischenfall unangenehm berührt schienen.

In ruhigen und schlichten Worten entschuldigte sich Melanie bei dem Gaste und erzählte kurz, wie Alles gekommen. Wie sie das Kind an sich gezogen und nur heute entfernt hatte, weil sie fürchtete, es würde stören. Und nun mache sie sich die schwersten Vorwürfe, weil sie es vernachlässigt.

„Und wo ist jetzt die Kleine?" fragte Emil antheilvoll.

„Ich denke, daß sie jetzt eingeschlafen sein wird," versetzte Melanie.

„So können wir wohl, wenn Mama erlaubt, unseren Spaziergang von vorhin fortsetzen?" schlug der Gast vor.

„O gern," entgegnete Melanie unbefangen; „entschuldigen Sie nur, daß ich ein wenig angegriffen und zerstreut bin."

Wieder schritten sie durch die noch etwas spärliche Hauptallee des Gartens. Eine ganze Weile schwiegen sie. Und jetzt sah er sie plötzlich an, groß und voll mit dem zärtlich auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

flammenden Blick von einst. Und in einem Tone, den sie heute noch nicht von ihm gehört, sprach er:

„Es sind nur wenige Worte, die ich Ihnen zu sagen habe, Melanie, aber sie enthalten mein Schicksal. Errathen Sie, was ich meine?“

Sie schüttelte abgewendet den Kopf.

Leidenschaftlich ausbrechend, rief er:

„Ich liebe Sie noch immer, habe nicht aufgehört, Sie zu lieben! Allerdings hatte ich befürchtet, Sie seien ganz und gar Dame und Sie könnten nicht so lieben, wie ich es meine! Vorhin aber habe ich mich überzeugt, daß Sie ein Weib sind — fähig des tiefsten und edelsten Empfindens.“

„Tante Lanie! Tante Lanie!“ rief ein kleines hohes Stimmchen. Und Miezchen drängte sich zwischen die Beiden mit der vollen Sicherheit eines geliebten Kindes.

„Willst Du mich zu Deinem Onkel, Miezchen?“ fragte Emil.

„Ja, wenn ich die Tante auch behalten darf!“ antwortete die Kleine.

Zu Dreien betraten sie den Salon. Auf Emmis vorlauten Lippen erstarb eine alberne Bemerkung, so leuchtend strahlte das Glück von den Mienen der Kommenden.

Nachdruck verboten.

Die goldene Hochzeit am dänischen Hofe.

Bei uns kann man jetzt keinen Schritt machen, ohne zum mindesten auf eine königliche Hoheit zu stoßen, — mit diesen stolzen Worten empfing jeder richtige, d. h. patriotische Däne, — und patriotisch, unendlich patriotisch sind sie alle — die nach seiner Residenz zugereisten Fremden. Und alle die fürstlichen Persönlichkeiten fühlten sich in Kopenhagen augenscheinlich so wohl und sicher und spazierten so ungenirt, unbegleitet und unbewacht herum, als ob es gar keine Socialisten, Nihilisten und Anarchisten auf der Welt gäbe und das böse Dynamit noch gar nicht erfunden wäre.

Dieses idyllische Vertrauens-Verhältniß zwischen dem Volke und dem Hofe war das Erste, was jeden fremden Beobachter auffallen mußte. Gleich am Tage meiner Ankunft war ich Zeuge einer Scene, die ich sicherlich keinem Erzähler geglaubt hätte. — Der Kaiser Alexander wurde erst um zwei Uhr Mittags erwartet. Da aber die neue kaiserliche Yacht, „der Polarstern“, über eine unglaubliche Schnelligkeit verfügt, so erschien sie urplötzlich schon um ein halb zehn Uhr Morgens am Horizonte. — Was thun? — Der König von Dänemark hielt gerade Ministerrath und entsendete an seinen Schwiegersohn in aller Eile den Kopenhagener Commandanten, mit der Bitte, doch ein paar Stündchen auf der See spazieren zu fahren und erst zur festgesetzten Zeit zu landen, wie es auch der König von Griechenland Tags vorher hatte thun müssen; doch der Zar wollte Nichts davon wissen. „Was geht mich der officielle Empfang an,“ rief er lustig. „Ich bin ein alter Kopenhagener und kann meinen Weg allein finden!“ — „Aber Majestät, es sind ja gar keine Hofwagen zur Stelle,“ wagte man ihm zu widersprechen. — „Dann werde ich die paar Schritt zu Fuße gehen,“ erklärte Alexander III. lachend und landete richtig um zehn einhalb Uhr am „Tollboden“, dicht neben dem Palais. Von irgend einer Absperrung, oder sonstigen Polizei-Maßregeln keine Spur! Das durch den üblichen Salut herbeigelockte Publicum drängte sich so nahe um die kaiserliche Familie, daß ich den Zaren mit ausgestrecktem Arm hätte berühren können. — Ein paar Militär-Würdenträger aus seiner Begleitung ersuchten die Zuschauer, etwas zurückzutreten. „Warum denn! wir haben ja Platz genug!“ rief der Kaiser vergnügt in die ehrfurchtsvoll grüßende Menge hinein. — In diesem Augenblicke näherte sich ein Wagen mit dem dänischen Königspaar. „Da sind wir schon, Mutter,“ sagte der Zar, und es gab ein Küssen und ein Fragen und Gegenfragen, das wohl fünf Minuten dauerte, und alles Das mitten im Gedränge, das sich immer dichter um die hohen Herrschaften schloß. Erst nachdem die Hof-Equipagen mit der Königsfamilie sich entfernt hatten, erschien auf dem Schauplatze die Frau des russischen Botschafters, Gräfin Toll, mit einem prachtvollen Bouquet in der Hand, und die zur Ehrenwache commandirte Grenadier-Compagnie mit Musik und Fahnen. Sie wurden vom Publicum mit lautem Gelächter empfangen. —

Patriarchalisch wie dieser Empfang ist auch das ganze Leben am dänischen Hofe. Die Königin Luise, „Europa's Schwiegermutter“, hält strenge Ordnung unter ihrer zahlreichen Nachkommenschaft. Kinder, Schwiegersöhne und Enkel hängen an ihr mit wahrhaft rührender Liebe und Ehrfurcht, und selbst der nichts weniger als nachgiebige russische Kaiser hat einen gewaltigen Respect vor der klugen und energischen Mutter seiner Gattin. Auch unter sich halten Geschwister und Vettern gute Freundschaft. Namentlich die drei Töchter der Königin hängen mit tiefer Innigkeit an einander, und es vergeht kaum ein Tag, wo nicht Briefe gewechselt werden zwischen der Zarin, der Prinzessin von Wales und der Herzogin von Cumberland. Bei der Gelegenheit der goldenen Hochzeit trafen diese drei „Rosen von Dänemark“ zum ersten Mal seit ihrer Verheirathung zu gleicher Zeit in dem Hause ihrer Eltern wieder zusammen. — Am Tage der Ankunft der englischen Fürstenfamilie sah ich Mutter und Töchter durch die Stadt fahren. Sie hielten sich bei der Hand, und ein solches Glück strahlte aus ihren Gesichtern, daß die Augen der vorübergehenden Damen unwillkürlich feucht wurden. — Einen unendlich rührenden Charakter gab den ganzen, immer etwas steifen officiellen Festlichkeiten die Anwesenheit der blühenden Kinderschaar, die, mit weißen Kleidchen angethan, ihre Ahne zum Altar begleitete und in reizend unbeholfener Gravität aus ihren Wagen dem Publicum Kußhändchen zuwarf. — Auch das Söhnchen der griechischen Kronprinzessin Sophie befand sich darunter, ein süßes strammes Kerlchen, das bereits zu laufen anfängt, und das der greise Urgroßvater bei allen Festgelegenheiten — so z. B. bei der Riesen-Serenade aller Sängerbünde, am 26. Mai — auf den Armen trug. Um sich mit einander zu verständigen, muß die zahlreiche Familie, die aus nicht weniger denn dreiundvierzig Personen besteht, sich der englischen Sprache bedienen; doch lernen fast alle Enkel des dänischen Herrscherpaares auch die Sprache ihrer Großmutter, und die griechischen Fürstenkinder natürlich die russische dazu. —

Seit dem Brande des „großen“ Palastes, wo in den schönen Prachtsälen mehrere tausend Personen bewirthet werden konnten, müssen die Gäste des Kopenhagener Hofes recht beschränkt wohnen. Die kaiserlich russische und prinzlich Wales'sche Familie begnügen sich z. B. mit je einer Etage in dem nicht allzugroßen Hause auf der Amalienburg. Die Ausstattung dieser Räume ist sehr einfach, beinahe bürgerlich; nur die Zimmer der Prinzessin von Wales und der Großfürstin Xenia sind mit großem Luxus ausgestattet — eine besondere Aufmerksamkeit des Königs von Dänemark, die sich der Zar und die Zarin für ihre Gemächer ausdrücklich verbeten haben.

Die schöne englische Kronprinzessin war übrigens für dieses Mal in ihrer Neigung zur Eleganz beschränkt, da sie immer noch tiefe Trauer um den Herzog von Clarence trägt. Nur einmal hatte sie, gleich ihrer Schwägerin, der Königin von Griechenland, — die ja auch eine schöne junge Tochter beweint — die schweren schwarzen Kleider abgelegt, um an dem Festzuge zur Kirche theilzunehmen. Damit aber war die Betheiligung der beiden schwergeprüften Mütter an den lauten Hof-Festlichkeiten zu Ende. Selbst die Mahlzeiten wurden ihnen in ihren Gemächern servirt, und nur im engsten Familienkreis konnte man diese beiden immer noch bildschönen Prinzessinnen bewundern.

Es ist geradezu wunderbar, wie gut sich die fürstlichen Töchter des dänischen Hauses conservirt haben. Man könnte sie eher für ältere Schwestern als für Mütter ihrer erwachsenen Kinder halten. Ich hatte zweimal Gelegenheit, fast alle Mitglieder der Königsfamilie genau zu sehen, während der Vorstellung im Hoftheater und in der russischen Kirche, wo am 27. Mai, am Tage der Thronbesteigung des Zaren, ein Gottesdienst abgehalten wurde. Die Gala-Vorstellung bot einen wahrhaft feenhaften Anblick. Das hübsche kleine Theater war von blühend schönen Gesichtern buchstäblich überfüllt. Es ist erstaunlich, wie viel weibliche Anmuth in Kopenhagen zu finden ist. Der erste Rang, wo die höchsten Herrschaften Platz genommen hatten, glich einem lebendigen Blumenstrauß. — Die jetzt sechsundsiebzigjährige Königin Luise trug dasselbe Kleid, das sie während des Festzuges am Morgen des Tages angelegt hatte: eine schwere Princesse-Robe aus glattem Goldbrocat, mit Passementerien aus echten Perlen und kunstvollen Goldspitzen garnirt, ein Geschenk des Zaren. Das geschlossene Corsage zierte ein hoher Medici-Kragen, gleichfalls aus echten Perlen geflochten, und im Haar trug sie einen massiv-goldenen Myrtenkranz, die Festgabe der dänischen Schulkinder. Neben der Königin saß die russische Kaiserin in einem blauen Atlas-Kleid, mit unbezahlbaren venetianischen Spitzen garnirt — und einem strahlenden Diamanten-Diadem. An der andern Seite der Königin hatte die Kronprinzessin Sophie Platz genommen, in einer rosa Toilette aus duftiger Seidengaze mit einer miederartigen silbergestickten Taille. Brillantsterne schmückten das hochfrisirte Haar der lieblichen Kaiserschwester. Ganz allerliebst sah auch die Großfürstin Xenia Alexandrowna aus, in einem weißen Kleide mit Perlenstickereien und Perlenschnüren auf dem Kopfe und am Halse. Eine besonders geschmackvolle Toilette hatte die Gattin des jüngsten Sohnes des dänischen Königs angelegt, die Prinzessin Waldemar, geborene Prinzessin von Orleans. Sie trug ein heliotrop-farbenes Kostüm, bestehend aus einem gestreiften Moiré-antique-Rocke mit kunstvoll gesticktem Devant; die Stickerei bestand nämlich aus Auflagen aus tiefgrünem Sammet, mit Silber-Goldfaden ausgenäht. Dazu ein Mieder und Puffärmel, aus Goldbrocat gleichartig gestickt, und ein Schmuck aus riesengroßen Smaragden und Brillanten. — Der Raum fehlt mir leider, um all die übrigen Meisterwerke der Schneiderkunst zu beschreiben, die ich im Laufe dieser Tage zu sehen bekam. Doch kann ich nicht umhin, noch eine ebenso reizende als originelle Toilette derselben Prinzessin zu erwähnen, die sie beim Empfang des Zaren trug. Es war ein weißes Tuchkleid, mit einem nach oben gezackten Streifen blaugrauen Sammets am Rande des Rockes besetzt, woran sich eine zwei Hand breite Goldstickerei anschloß, dazu ein an den Schultern befestigtes Collet Henri II. aus gleichfarbigem Sammet, mit Gold ausgenäht, und ein weißes Capote-Hütchen, mit Goldspitzen und blaßrosa Blüthen garnirt. Die Toiletten der hohen Damen, die sie während des Festzuges trugen, wurden unter den fast durchgehend langen Mänteln kaum sichtbar, da es in Kopenhagen immer noch nicht warm genug war, um ohne Hüllen, namentlich am Abend, sich im Freien zu bewegen. —

Von der Ausschmückung der Stadt selbst nur annähernd einen Begriff zu geben, ist schwer. Es gab thatsächlich kein Haus, dessen Wände nicht unter Fahnen und rothweißen Draperien verschwanden; keine Straße, die durch quer gezogene grüne Gewinde nicht in eine schattige Laube verwandelt gewesen wäre. — Die Illumination ließ Manches an Pracht und Originalität zu wünschen übrig. Kopenhagen ist eben kein Berlin oder Paris. Dafür entschädigte aber die Allgemeinheit der Ausschmückung, die gar keine Lücken aufwies. Seit dem 24. Mai lebte die ganze Bevölkerung auf den Straßen. Nach der Gala-Vorstellung, als die hohen Herrschaften in offenen Wagen durch die Stadt fuhren, — im Schritt, da die Ueberfüllung der Straßen keine andere Fahrweise gestattete — spielte sich manche rührende Scene ab. Hie und da schwang sich ein allzubegeisterter junger Student oder Arbeiter an den Wagen heran und drückte einen Kuß auf die auf dem Wagenschlag ruhende Hand einer der Fürstinnen. Die hohen Damen lächelten dazu und nahmen die allzugroße Lebhaftigkeit der Volkshuldigungen nicht weiter übel. Tag und Nacht blieben die Zugänge zum Platz „Amalienborg“, an dem alle Paläste liegen, für Jedermann offen. Einfache Fiaker und Fußgänger aller Gesellschaftsklassen drängten sich ganz ungenirt bis unter die Colonnaden, welche die verschiedenen Paläste mit einander verbinden. Trotzdem aber herrschte überall die musterhafteste Ordnung, so daß die Polizei sich ruhig auf die Beobachtung der internationalen Taschendiebe verlegen konnte, vor deren Ankunft die guten Kopenhagener telegraphisch gewarnt worden waren. —

Besonderes Interesse erregte die russische Kaiser-Yacht, von deren Deck allabendlich Militärmusik ertönte, während ein breiter elektrischer Lichtstrom die beliebte Kopenhagener Promenade am Hafenquai taghell beleuchtete. Der „Polarstern“ gehört in der That zum Schönsten und Vollkommensten, was die Marine-Technik bis jetzt geliefert hat. Namentlich ist eine neue Einrichtung bemerkenswerth, die dank einem complicirten Röhren-System aus den sechs Riesen-Eisbehältern herauf eine kühlere Luft den Kajüten zuführt, so daß deren Bewohner niemals unter der Hitze leiden. Selbst für die Kohleneinnahme ist eine sinnreiche Vorrichtung angebracht, mit welcher die unentbehrlichen Vorräthe durch besondere Schläuche direct in den Schiffsraum befördert werden, ohne daß die Passagiere durch den sonst üblichen schwarzen Staub zu leiden haben. Zur Dämpfung des Wiederhalles bei den nothwendigen Deckmanövern ist über den Kajüten der Zarenfamilie eine Art dicken Teppichs aus Gummistoff ausgebreitet, der die Schritte der Matrosen absolut unhörbar macht. Außer den Kajüten für die Zarenfamilie enthält die Yacht noch sechs vollständige Compartiments, aus je einem Schlafzimmer, Salon und Badezimmer bestehend, für die Großfürsten oder sonstige hohe Gäste. Eine solche Wohnung wurde seiner Zeit speciell für die schöne Gattin des jüngsten Bruders des Zaren, Pawel Alexandrowitsch, eingerichtet, für die leider so früh verstorbene Tochter des griechischen Königspaares, Alexandra Georgiowna, den erklärten Liebling des Zaren und der Königin von Dänemark — Die Kajüten des Kaiserpaares sind einfach, wenn auch natürlich mit allem nur erdenklichen Comfort ausgestattet. Die Zarin hat hellen, blaugeblümten Cretonne für Wände und Möbel gewählt, der Zar weißes Leder mit eingepreßten Goldverzierungen. — Prachtvoll sind die Gesellschaftsräume, und vor allem der große Speisesaal decorirt, dessen Wände aus Holzmosaiken bestehen, die aus nicht weniger als einhundertzweiundachtzig verschiedenen russischen Holzarten zusammengesetzt sind.

Außer diesen Räumen enthält der „Polarstern“ noch eine kleine Kapelle mit Heiligen-Bildern in Goldrahmen mit ewigen Lampen aus schwerem, buntemaillirtem Silber. — Zur Bedienung dieses schwimmenden Gotteshauses muß ein Priester und ein Sängerchor aus vierundzwanzig Personen (darunter zwölf kleine Knaben von acht bis zwölf Jahren) den Zaren auf seinen Reisen begleiten. Auch ein Militär-Musikcorps ist auf dem Schiffe untergebracht, das bei dem großen Frühstück concertiren durfte, welches Alexander III. seinen Schwiegereltern zu Ehren in Kopenhagen veranstaltete. Es wurden ungefähr zweihundert Einladungen erlassen, und daß all' diese verwöhnten königlichen Gäste auf dem Schiff Platz zum Frühstücken, Promeniren und sogar zum Tanzen fanden, spricht für die Großartigkeit der Einrichtungen des russischen Zaren-Dampfers mehr als lange Berichte es thun könnten.

v. E.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Guten Morgen! Von Th. Gruß. Siehe das Bild, Seite 97. — Was giebt es Schöneres als einen freundlichen Morgengruß! Er ist wie eine gute Vorbedeutung für den ganzen Tag und kann Einen innerlich so froh machen, daß aller Tagesärger die dadurch hervorgerufene freundliche Stimmung nicht mehr zu dämpfen vermag. Doppelt willkommen, wenn er von so jungen Lippen kommt, wie auf unserm Bilde, aus dem Munde eines herzigen und fröhlichen Kindes, das offenbar noch gar nicht weiß, was Verdruß ist. Das ist wie ein Sonnenblick. Wenn nun gar Alles zusammentrifft, ein helles „Guten Morgen!“ von solchen Lippen und heller Sonnenschein, wie er hier durch's Fenster fällt, dann ist ein schöner Tag im Werden, und das Frühstück wird dem Glücklichen, für den es bestimmt ist, sicher schmecken.

Markt in Jaffa. Von G. Bauernfeind. Siehe das Bild, Seite 100. — Des Künstlers Bild führt uns auf althistorischen Boden. Die älteste Hafenstadt Syriens, wird Jaffa in der Bibel vielfach genannt — unter Anderem ließ König Salomo die Baumaterialien für den Tempel von Syrus über Jaffa nach Jerusalem schaffen, und der Apostel Petrus hatte hier sein Gesicht von dem mit allerlei Gethier angefüllten Tuche, das vom Himmel kam —; während der Kreuzzüge war Jaffa der Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer und vielfach umstritten von Ungläubigen und den zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogenen Christen; noch einmal wurde die Stadt Ende vorigen Jahrhunderts von den Franzosen unter Bonaparte gestürmt, und 1832 sah sie für kurze Zeit Muhamed Ali als Sieger in ihren Mauern. Als nächster Hafenplatz für Jerusalem ist Jaffa noch heute von gewisser Bedeutung und die Durchgangsstation für die meisten europäischen Reisenden, die das heilige Land besuchen. Zum ersten Mal tritt ihnen hier der unverfälschte Orient entgegen. Wie man das Leben der türkischen Städte sonst am concentrirtesten in den Bazars, in den Verkaufsgewölben findet, ist in Jaffa der nach der Landseite gelegene Markt der Brennpunkt des öffentlichen Treibens. Schöne Gärten zeigen hier eine üppigere Vegetation, als sie im Allgemeinen der dürre und von der Cultur vernachlässigte Boden des heiligen Landes zeitigt, und die Stadt mit ihren Kuppeln und Minarets bildet einen malerischen Hintergrund für das Durcheinander von Menschen, Verkaufszelten, Kameelen und Eseln.

Gärtnerei.

Nachdruck verboten.

Eine schwarzblättrige Pelargonie. Die volksthümlichste unter den billigen Blüthenpflanzen, der wir überall in den Gärten und an den Blumenfenstern begegnen, ist die Pelargonie. Durch Anspruchslosigkeit, Dauerhaftigkeit und dankbares Blühen verdient diese Pflanze aber auch in jeder Hinsicht die ihr zu Theil werdende Bevorzugung. Unter den hunderten neuer Pelargonien, die in den letzten Jahren in Deutschland, England und Frankreich gezüchtet worden sind, befindet sich auch die originelle schwarzblättrige Sorte „Black Vesuvius“, die sich vor allen ihren Verwandten durch ihre fast schwarzen, mit dunkeler Zone versehenen, metallisch glänzenden Blätter auszeichnet.

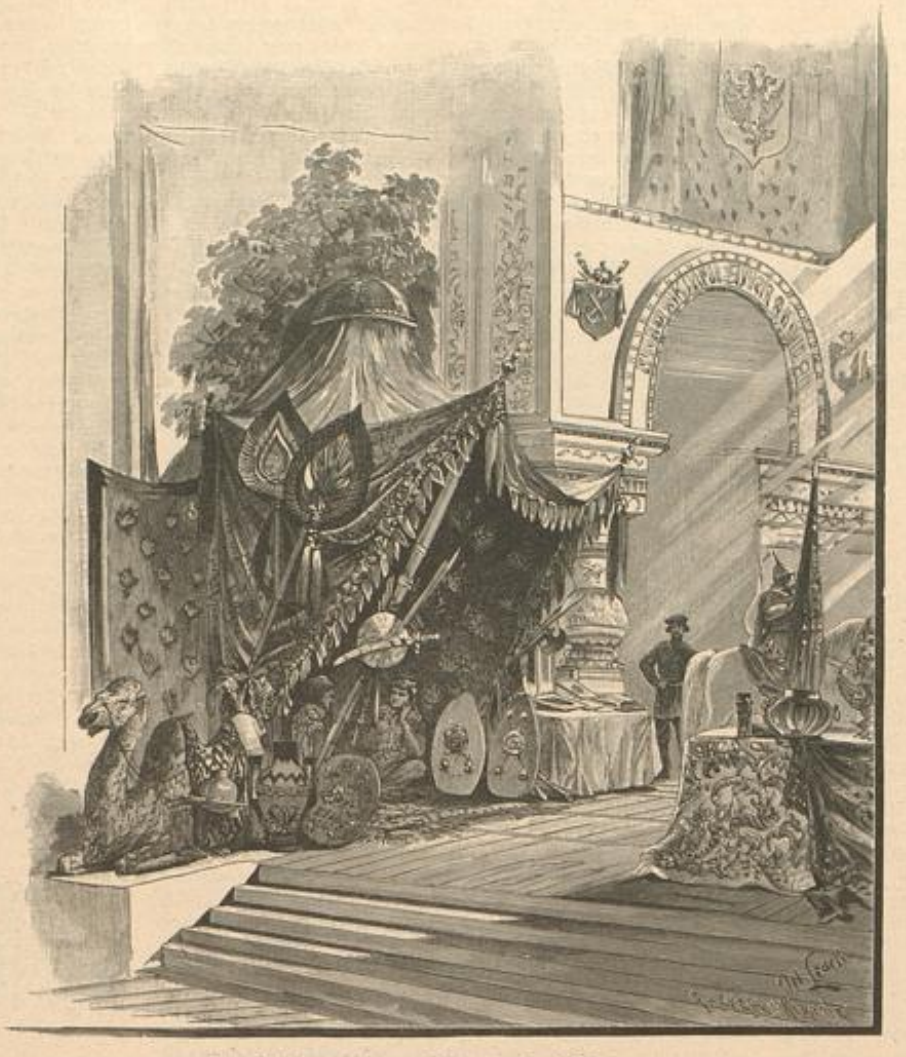
„Black Vesuvius“ stammt aus England; sie ist ein Sport der seit Jahren beliebten Sorte „Vesuvius“ und zeichnet sich wie diese durch feurigrothe Blüthen und gedrungenen Wuchs aus. Meinen freundlichen Leserinnen, welche es lieben, ihren Garten und die Fenster mit neuen Gewächsen zu schmücken, rathe ich, die Pelargonie „Black Vesuvius“ anzuschaffen. Ich habe sie mir im Vorjahre gleich nach ihrer Einführung direct aus England kommen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lassen, und sie hat sich bisher als eigenartige Blattpflanze und dankbarer Blüher trefflich bewährt.

Fortschritte in der Nelkencultur. Die Nelken in allen ihren Arten und Formen sind von jeher Lieblingsblumen der Menschheit gewesen, und ihre Cultur wird deshalb seit Jahrhunderten mit Vorliebe betrieben. Während man die Nelken früher nur als Sommerblumen kannte, sind sie heute Alltagsblumen geworden, die uns zu jeder Frist im Jahre aus den Schaufenstern der modernen Blumenhandlungen entgegenlachen. In der modernen Blumen-Bindekunst und in der Zimmergärtnerei nehmen heute die öfter blühenden sogenannten Remontant-Nelken die erste Stelle ein. Die einfarbigen, duftigen Blüthen dieser Nelken gelangen in jedem Winter aus dem Süden in großen Massen auf die europäischen Blumenmärkte, sie werden aber auch schon in nördlichen Ländern vielfach cultivirt. Eine besonders als Gartenpflanze werthvolle Remontant-Nelke, die zwar keine Winterblüherin ist, aber den ganzen Sommer hindurch ununterbrochen blüht, führt den Namen „Germania". Die Blüthen dieser Sorte sind reingelb, edel gebaut und sehr groß, und der Wuchs der Pflanze ist kräftig.

Sehr originelle Blüthenpflanzen sind neben den öfter blühenden auch die sogenannten Margarethen-Nelken, die erst in den letzten Jahren aus Italien zu uns gelangten. Unter den Margarethen-Nelken finden wir hohe, halbhohe und niedere Sorten, die alle ziemlich kleine, aber elegante, vielfach gefranzte Blüthen in reicher Fülle tragen. Während die Remontant-Nelken nur durch Stecklinge oder sogenannte Absenker vermehrt werden, vermehrt man die Margarethen-Nelken ausschließlich durch Samen. Dieses natürliche, aber bei edlen Nelken sonst nicht übliche Vermehrungsverfahren ist hier angebracht, weil einerseits die Aussaat dieser Nelken größtentheils nur gefüllblühende Pflanzen liefert und weil andererseits die jungen Sämlinge schon nach 4 bis 6 Monaten ihre vollkommene Entwickelung erlangen. In England haben die Züchter in neuester Zeit ihre besondere Aufmerksamkeit den reizenden, bei uns meist nur noch in ländlichen Gärten zu findenden Federnelken zugewendet. Eine ganz neue, wunderbar schöne englische Züchtung führt den stolzen Namen „Her Majesty"; sie hat edelgebaute, blendendweiße Blüthen von einer Größe, wie man sie bei Federnelken bisher noch nicht gesehen hat.



Ausstellung des russischen Hof-Theaters.

Aus Haus.

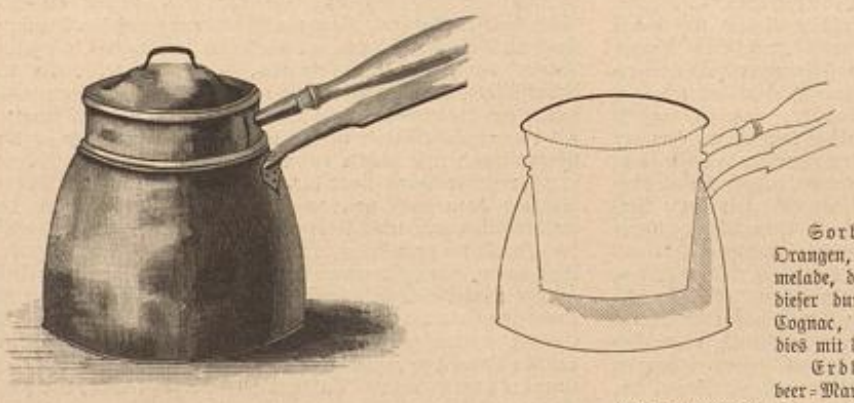
Nachdruck verboten.

Frauen-Erwerb. — Wir hören aus England, Amerika und Frankreich vielfach von verschiedenen Frauen-Thätigkeiten, die, auf durchaus praktischem Boden, auf irgend einer besonderen Geschicklichkeit, einem kleinen Talent beruhend, den Unternehmerinnen überraschend guten Gewinn eintragen. Sollten ähnliche Fähigkeiten nicht auch in Deutschland zu verwenden sein? Vielleicht käme es nur auf einen Versuch an, und nachstehende Beispiele mögen die Anregung geben. In beiden erstgenannten Ländern übernehmen Damen aus guter Familie, die oft selbst in glänzenden Verhältnissen lebten und durch Geschmack und wirthschaftliche Begabung bekannt waren, das Arrangement von Gesellschaften und Festen in reichen Häusern. Sie entlasten die Frau vom Hause, besorgen sämmtliche Einkäufe, stellen das Menu der Tafel fest, decoriren diese und dirigiren die Dienerschaft. Ein derartiger „erster Versuch" fand Anklang, wurde Mode, und die betreffende Dame war bald täglich in der Saison für ein neues Fest engagirt. Andere Frauen leiten Wohnungs-Umzüge, neue Einrichtungen, das „große Reinmachen", oder gehen für die Sommer-Monate auf's Land, um die Töchter, im Elternhause selbst, in allen wirthschaftlichen Künsten zu unterrichten. Auch an sonstigen Unternehmungen fehlt es nicht. Eine Dame errichtete ein Leihgeschäft von Handtüchern, sie lieferte ihren Abonnenten — die sie bald in großer Menge fand — wöchentlich drei derselben, nebst einem Stückchen Seife. Die Tücher wurden gebracht und abgeholt, das jährliche Abonnement kostete 20 Mark und soll einen sehr guten Ertrag liefern. In Paris finden viele Frauen als Vergolderinnen einen wöchentlichen Verdienst von circa 60 Mark; das Retouchiren von Photographien ist ein geschätzter Erwerbszweig. Zu empfehlen ist das Erlernen der Massage; auch das „Stimmen" der Instrumente wird im Auslande vielfach von Frauen besorgt. Eine tüchtige „Köchin", sei sie es auch nur in einem Punkte, kann ihr Talent fast immer nutzbringend verwerthen. Gute Pasteten aller Art, in Deutschland immer noch verhältnißmäßig wenig allgemein, kleine — in Conditoreien nicht käufliche, oder ausnehmend theuer bezahlte — Leckereien, wie Recepte zu solchen in vielen Familien existiren, finden willige Abnehmer. Es kommt beim Beginn meist nur auf den Muth des Wagnisses und auf die Unterstützung einiger guten Freunde an. Als Beleg diene zum Schluß folgendes Beispiel. In Berlin lebte eine Frau, die durch den Tod ihres Mannes mit drei Kindern vollkommen mittellos geworden war. Sie verstand — nach dem Recepte ihrer Mutter — kleine Oblaten zu bereiten, wie man sie zum Thee oder Eis reicht, und begann dieselben in einer ganz kleinen Küche ihrer Hofwohnung zu backen. Da das Gebäck vorzüglich war, mehrte sich der Absatz täglich; sie hatte bald nicht nur eine große Privat-Kundschaft, sondern ihr Erzeugniß ging an eine Menge von Conditoreien und Hotels, so daß sie vollkommen sorgenfrei lebte. — Wir meinen, daß der eine oder andere Erwerb dieser Art — und wir könnten noch viele aufzählen — zu dem es weder eines Anlage-Capitals noch einer hervorragenden Befähigung bedarf, — bei dem vor Allem die Selbständigkeit gewahrt bleibt, nicht zu unterschätzen sei und in Erwägung gezogen zu werden verdiente.

Kochtopf. — Im Anschluß an die neulich genannten Schiller'schen Conserve-Büchsen möchten wir eines „Conserven-Kochtopfes" desselben Erfinders Erwähnung thun, der, mit verschiedenen, verstellbaren Einsätzen versehen, das gleichzeitige Kochen von großen und kleinen Büchsen gestattet, das Einhüllen derselben in Heu entbehrlich macht und ein Zusammenschlagen verhindert; namentlich auch für das Einkochen in Gläsern praktisch. — Eben so machen wir unsere Leserinnen darauf aufmerksam, daß die sehr haltbaren, grau (marmorirt) emaillirten, amerikanischen Kochgeschirre, die vielfach die schwarzen Töpfe verdrängten, jetzt innen weiß emaillirt zu beziehen sind und hierdurch an sauberem Aussehen gewannen.

Butter. — Wie Herr Professor Soxhlet auf der Molkerei-Ausstellung zu München mittheilte, ist der Einfluß oder die Abschließung der atmosphärischen Luft auch auf die Butter von Bedeutung. Infolge vielfacher Versuche stellte der durch sein Ernährungs-Princip kleiner Kinder — mittelst abgekochter, sterilisirter Milch — rühmlichst bekannte Chemiker Folgendes fest. Er setzte Proben geschmolzener, filtrirter süßer Rahmbutter, der Luft zugänglich, unter vier Glocken von rother, grüner, gelber und blauer Farbe den Strahlen der Sonne aus und fand, daß die Butter unter der blauen Glocke, durch Einwirkung der kurzwelligen, gebrochnen Lichtstrahlen, in kurzer Zeit Farbe und Geschmack verlor, weiß und vollkommen talgig wurde, während die anderen Proben nur wenig von ihrer Güte einbüßten. In einem der Luft ganz abgeschlossenen Raum hielt sich die Butter lange Zeit vollkommen unverändert. Man wird also gut thun, in Milchkammern ein hell einfallendes Sonnenlicht auszuschließen und Butter in geschlossenen Gefäßen zu bewahren. E. K.

Bain Marie. — Ein zum Wärmen von Speisen, zur Bereitung feiner geschlagener Saucen, namentlich aber auch für das Kochen von Milch und für Krankenkost sehr zu empfehlendes Geschirr besteht aus einer ziemlich tiefen, innen verzinnten, kupfernen Kasserole und einem dem oberen Rand derselben aufliegenden Fayence-Einsatz. Letzterem ist ein kupferner Reifen umgelegt und an diesem ein Holzgriff befestigt. Man füllt die Kasserole genügend mit Wasser, welches — kochend — die Speisen in dem Einsatz heiß erhält, ohne sie der Gefahr des Gerinnens oder Anbrennens auszusetzen. —



Zur Bereitung von Hafergrütz-Umschlägen ꝛc., die oft Stunden lang warm erhalten werden müssen, ist dies Geschirr vortrefflich geeignet. Außerdem möchten wir rathen, sich dieser in den verschiedensten Größen käuflichen Doppeltöpfe beim Kochen auf Gas zu bedienen, da selbst bei nicht zuverlässiger Regulirung des Apparates ein Verbrennen der Speisen ausgeschlossen ist. Zum besseren Verständniß des geschlossen dargestellten Bain Marie fügen wir eine Durchschnitts-Zeichnung desselben hinzu. Die Bezugsquelle siehe im Beiblatt.

Fragen.

Waschen bunter Stickereien. — Wie werden bunte Stickereien auf weißem und grauem Stoff am besten gewaschen?

Unerfahrene junge Frau, Olten.

Englisches Riechsalz. — Kennt eine Leserin die Herstellung des englischen Riechsalzes?

Therese M., Augsburg.

Hummer, amerikanisch bereitet. — Wer lehrt mich diese köstliche Art der Bereitung?

M. v. K., Mainz.

Sommersprossen. — Hat vielleicht eine freundliche Leserin der Frauen-Zeitung das in Nr. 14 vorigen Jahres empfohlene Sommersprossenmittel: Cx. D. postlagernd Kempen am Rhein, versucht? Und wie war der Erfolg?

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Wand-Decoration (88). — Befestigen Sie, etwa in Höhe von $1^3/_4$ Meter, an der Wand eine Console, die so lang wie die Wandfläche ist, welche der schräg gestellten Chaiselongue als Hintergrund dient, und hängen Sie die gestickte Decke — die natürlich groß genug sein muß, um einer derartigen Decoration zu entsprechen — an drei bis vier Oesen auf Ziernägel, so daß sie in leichten Bogen den Zwischenraum von einem Träger der Console-Bretter zum anderen füllt. Der zwischen der Wand und dem Fußende der Chaiselongue entstehende Raum wird am besten mit einem Tischchen mit darauf stehender Visitenkarten-Schale, ebenso durch einen Ständer mit einer schönen Blattpflanze gefüllt. Das Brett der Console schmückt man beliebig mit Gefäßen oder Sculpturen.

Monogramme (88). — Zeichnen Sie um die Monogramme einen Rand, etwa in Form eines kleinen Schildes, und schneiden Sie dieselben — ringsherum einen Stoffstreifen zugebend — aus. Sorgfältig auf die neue Wäsche geheftet, wird die vorgezeichnete Randlinie in Stielstich einfach, oder mit beliebigen leichten Verzierungen überstickt, das überstehende Leinen abgeschnitten. Weniger hübsch, aber einfacher ist es, das Monogramm in graden, vielleicht an den Ecken abgestumpften Linien auszuschneiden und mittelst der Maschine aufzunähen.

Schimmelflecke (88). — Das einzige Mittel zur Entfernung dieser bösen Flecke, das aber nur Erfolg hat, wenn dieselben nicht zu alt sind, und wiederholt angewendet werden muß, ist folgendes. Man suche frisches Regenwasser aufzufangen, lasse die Leinenstücke 24 Stunden in demselben liegen, bringe sie auf die Bleiche und gieße fleißig. Tritt ein Hellerwerden der Stellen ein, so ist mit der Zeit auf ein völliges Verschwinden der Flecke zu hoffen.

„D. 12". — Städte Mittel-Deutschlands, in denen eine aus vier Personen bestehende Familie mit circa 4000 Mark leben kann, sind: Eisenach, Gotha, Coburg, Sondershausen, Ballenstedt a. H. Die erstgenannte Stadt möchte die theuerste sein, da sie im Sommer viel besucht wird. Die Wohnungspreise differiren — Ihren Ansprüchen genügend — zwischen 500 bis 750 Mark, ebenso die Preise der Lebensmittel, z. B. des Fleisches von 45 bis 70 Pfennige pro Pfund. Näheres werden Sie an Ort und Stelle erfragen müssen.

Leonore G. — Vielleicht ist nachfolgendes Recept das gewünschte; wenigstens werden in Frankreich die jungen Schoten in feinen Küchen wie folgt, bereitet. Auf 2 Liter junger zarter Kerne zerlasse man 125 Gramm guter Butter in einer passenden Kasserole, gebe eine ganze Zwiebel, ein Bündchen Petersilie, einen halben Salatkopf, eine kleine Prise Zucker, Pfeffer und Salz nach Geschmack hinzu und koche die Schoten auf schnellem Feuer darin weich. Vor dem Anrichten werden Zwiebel, Salat und Petersilie entfernt, ein wenig fein gewiegte frische Petersilie leicht unter die Kerne gemengt und diese mit beliebiger Beilage auf die Tafel gegeben.

Marie von O. — Sorbets, erfrischende, halb gefrorene Getränke, — deren eines bekannt unter dem Namen „punch romain" bei größeren Mittagsgesellschaften häufig gereicht wird, — sind auch für den Sommer, namentlich auf dem Lande, bei längerem Verweilen der Gäste, als selbständige Erquickung, etwa mit Theewaffeln oder Cakes servirt, zu empfehlen. Den Grundbestand bildet stets ein Wassergefrorenes von Citronen, das indessen nicht fest, sondern nur breiartig steif sein darf und beliebigen Zusatz von Spirituosen oder Früchten erhält; nach diesen Zusätzen wechselt die Benennung. Das erforderliche Gefrorene besteht nur aus $^1/_2$ Kilo Zucker, der mit einem Liter Wasser klar gekocht wird; in dieses wirft man die feine Schale zweier Citronen, läßt es — zugedeckt — erkalten, entfernt die Schale und giebt den Saft von drei bis vier Citronen hinzu.

Sorbet royal. — Man streicht geschälte Orangen, oder statt dieser englische Orangen-Marmelade, durch ein Sieb, mischt einen halben Liter dieser durchgestrichenen Masse mit zwei Eßlöffel Cognac, eben so viel Orangen-Syrup und läßt dies mit dem eben angegebenen Citroneneis frieren.

Erdbeer-Sorbet. — Vier Eßlöffel Erdbeer-Marmelade, mit dem Saft von Alkermes, wenn erforderlich ein wenig gefärbt, ein Weinglas Curaçao, ein halbes Weinglas Rum wie das Vorige beendet.

An Stelle der Erdbeeren- nehme man Himbeer- oder Johannisbeer-Marmelade, mit Zusatz von Maraschiner Cognac, gebe nach Belieben auch einige in Wein und Wasser weich gekochte Sultan-Rosinen hinzu. In Gläsern servirt, können die Sorbets auch mit den entsprechenden Früchten verziert sein.

Außerordentlich fein im Geschmack ist ein Sorbet von Bananen. Die reifen Früchte werden mit einem Liter Wasser, in dem $^1/_2$ Kilo Zucker klar gekocht wurde, verrührt, mit dem Saft von einer Citrone, oder zwei Orangen vermischt, durch ein feines Sieb gedrückt, etwas gelb gefärbt, in die Eisbüchse gethan und halb gefroren mit einem Weinglas voll Rum oder Cognac abgeschmeckt.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 14. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 17. Juli 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Damit verschwand der alte Fritz, und ein paar Augenblicke blieb der Lichtkreis leer. Doch dann sprang ein neuer Kopf in ihn hinein, und als lebensähnliches Portrait sahen die überraschten Zuschauer das Gesicht des Grafen Alessandro Cagliostro an. Einige Secunden lang, da tauchte neben ihm ein zweites auf, ein weibliches von ausnehmender, fremdländischer Schönheit, mit schwarzem Haar und feurigen Augensternen. Im verdunkelten Saal flog aus der Richtung, wo der Landgraf saß, von einem Munde ein unwillkürlicher, halb erstickter Laut durch die Stille; Saint-Germain blieb diesmal schweigend, doch statt seiner Stimme kam von den Lippen des weiblichen Kopfes, täuschend als sprächen sie in Wirklichkeit, die Frage:

„Wer bist Du?“

Nun antwortete der Kopf daneben mit männlichem Stimmklang:

„Ich bin Giuseppe Balsamo aus Palermo auf Sicilien, der Sohn des Israeliten Pietro Balsamo, der dort Bandhandel treibt, und seiner Frau Felicita Braconieri, Tochter des Handelsmannes Martello und Schwester der Vincenza Cagliostro, die bei mir als Pathin gestanden.“

„Wie alt bist Du?“

„Am achten Juni werde ich siebenunddreißig Jahre.“

„Kannst Du Gold machen?“

„Ja, wenn ich es vorher heimlich in den Schmelztiegel hineingethan habe.“

Nach der letzten Antwort ging ein leichtes Rütteln durch die beiden Köpfe, daß es den Eindruck erregte, als ob sie die Lippen zu einem Lachen verzögen. Dann hub der Kopf Dessen, der bisher erwiedert hatte, zu fragen an:

„Wie heißt Du?“

„Ich heiße Lorenza Feliciani.“

„Bist Du eine Marchesa?“

„Nein, ich war eine Dienstmagd in Rom.“

„Welchen Namen führst Du jetzt?“

„Den Deiner Frau.“

„Weshalb sieht und kennt man Dich denn nicht?“

„Weil ich als Page verkleidet bin und mich Niemandem zeige.“

„Und wozu begleitest Du mich?“

„Um mein früheres Geschäft in Deinem Auftrag fortzusetzen, Gimpel einzufangen und mit ihrem Gold unsere Taschen zu füllen.“

Nun schnellten die beiden Köpfe ein paar Mal hastig auf und nieder, als tanzten sie vor Lachlust miteinander, dann loschen sie spurlos aus und mit ihnen auch der Lichtkreis. Wie eine athemlose Starre lag's im Saal, nur eine seiner Seitenthüren knarrte, und von ihr her klang ein schneller, sich entfernender Tritt. Um ein paar Secunden später tönte die Stimme Ihrer Königlichen Hoheit auf, die mit unwillig forderndem Ton ihre Sänfte in Bereitschaft zu setzen befahl und sich vom Sessel erhob. Doch im gleichen Augenblick entflammte sich noch wieder eine umschriebene Helle, nicht wie vorher auf der Balustrade, sondern darunter an der dicht mit den Gemälden bedeckten Wand. Der Lichtwurf mochte gleichfalls von der laterna magica herrühren, doch war er klein zusammengeengt und zeigte diesmal kein vergrößertes Glasbild, sondern etwas nicht auf natürliche Weise zu Erklärendes. Nur ein Wimperzucken lang dauerte der Strahlenfall, gleich einem Blitz kommend und verschwindend. In diesem Moment aber sah man an der Wand das Portrait einer der dänischen Königstöchter — wie es nach dem Platz schien, der verstorbenen Prinzessin Luise, Tochter Christians des Sechsten und Schwester Friedrichs des Fünften — hell aus dem Rahmen aufleuchten. Das konnte nicht besonders überraschen, doch in sprachloses Staunen versetzend war, daß der eigenartig fesselnde Kopf nicht gemalt, sondern lebendig erschien, da jeder Blick ein Oeffnen, Schließen und wieder Oeffnen der Augen desselben, als würden sie von dem plötzlichen scharfen Licht geblendet, wahrge-

Wasserrosen. Nach dem Bilde von W. Roelofs. — Siehe Seite 111.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nommen hatte. Aber ein Nu war's, und als das Gesicht im vorherigen Dunkel verschwunden, war nicht mehr Zeit vergangen, als daß die Frau Landgräfin ihren Fuß zum Aufbruch vorsetzen gekonnt. Auf Weisung des Grafen Saint-Germain entschleierten Diener rasch die wenigen brennenden Kerzen; Ihre Königliche Hoheit verließ wortlos den Saal, und ihr Gemahl, wie die ganze Hofgesellschaft folgten ebenso nach; Unausgesprochenes hielt alle Zungen in schweigendem Bann. Einige Blicke richteten sich im Fortgang nach dem Bilde der Prinzessin Luise zurück; die karge Beleuchtung ließ es nur undeutlich erkennen, doch konnte trotzdem kein Zweifel sein, daß es wie immer reglos mit gemalten, todten Augen aus dem Rahmen sehe. Draußen loderten Fackeln, der rothe Baldachin setzte sich dem Schloßthor des Neuwerks zu in Bewegung, und nach einer Minute lag die Amalienburg nächtlich stillverlassen. Aber die andauernde stumme Lautlosigkeit der nach Gottorp davon Schreitenden besagte, die Vorstellung in jener sei eine außerordentliche und im höchsten Maß seltsam überraschende gewesen.

Und als solche mußte sie in gleichem Grade auch auf die zeitweiligen Bewohner der Pavillons und Nebengemächer des Parkschlößchens gewirkt haben; denn die vornehmen Zuschauer ließen die Amalienburg nur in scheinbar todter Nachtruhe zurück. Im Gegentheil begann dort sehr bald nach ihrem Weggang eine hochgradige Lebendigkeit und Eilfertigkeit, ein hastiges Laufen, Huschen, Hin- und Hertragen, doch Alles möglichst geräuschlos und in tiefem Dunkel; wenn irgendwo Licht brannte, ward sein Schein durch Fensterläden und Vorhänge völlig unsichtbar gemacht. Ungefähr eine Stunde lang dauerte dies gedämpfte Treiben an, dann erdröhnte der Erdboden vor dem Gebäude dumpf von schwereren als menschlichen Tritten, da und dort knarrte und klirrte es leise, und bald danach rollte eine sechsspännige Kutsche mit einer zweiten hinter sich davon. Nicht dem Südthor des Neuwerks zu nach Gottorp, sondern in der entgegengesetzten Richtung. Als sie das nördliche Thor durchfuhr, schlug die Schloßuhr Mitternacht; es war die Stunde, in welcher die Prinzessin Irene von Trapezunt aus dem kaiserlichen Hause der Paläologos, wie „es ihr vorgeschrieben war" — auch heute — wieder im Parkweiher baden zu müssen eingestanden hatte. Doch die kleine Wasserfläche lag die Geisterstunde hindurch völlig ungeregt und unbesucht im stillen Licht des runder angewachsenen Mondes.

Am anderen Morgen aber durchlief die Stadt Schleswig eine unerwartete und sonderbare Nachricht: Die Amalienburg stehe leer von den Gästen, die sie in den letzten Wochen beherbergt, denn der Graf Alessandro Cagliostro habe sie mit seiner Begleitschaft in der Nacht unbemerkt verlassen. Warum, wußte Niemand bestimmter anzugeben; ein Gerücht, das vom Hof herstammen sollte, ging dahin, er sei in der Absicht gekommen, sich zaubermächtiger als der Graf Saint-Germain zu erweisen und sich auf Gottorp an die Stelle desselben zu setzen, doch ein Fehlschlag dieses Planes habe ihn zu schleunigster Abreise veranlaßt. Dafür sprach — wie Jemand wissen wollte — daß der Landgraf, nachdem er von einer ihm widerfahrenen großen Enttäuschung zur Besinnung gelangt sei, in erster Frühe die Wache nach der Amalienburg geschickt haben solle, um den Grafen Cagliostro gefangen zu nehmen, indeß zu spät, da das Haus leer gewesen. Ob auch das auf Wahrheit beruhe, lasse sich schwer feststellen; denn man schweige, wie es scheine auf Befehl des Statthalters, im Schloß über den ganzen räthselhaften Vorfall.

10.

Eine derartige Schweigsamkeit ward in der That auf Gottorp beobachtet; das Verhalten Ihrer Königlichen Hoheit ließ nicht mißkennen, daß ein Erwähnen des am Abend Vorgegangenen unstatthaft sei, und ihre ganze Umgebung beeiferte sich, in Wort und Miene keine Erinnerung an das eigenthümliche Schattenspiel in der Amalienburg zu bewahren. Der nämliche Wunsch und Wille stand bei dem Landgrafen Karl zu vermuthen, denn er blieb den nächsten Tag hindurch unsichtbar; man nahm ihn nur ab und zu von draußen am Fenster seiner Arbeitsstube stehend gewahr und sah ihn sich rasch abkehren, wenn der Blick eines drunten Vorübergehenden sich zu ihm hinaufhob. Er war tief empört über Cagliostro, höchlich verdrossen über sich selbst und sehr mißgestimmt gegen den Grafen Saint-Germain. Daß Dieser die beiden letzten, mit einander redenden Köpfe täuschend ähnlich für die magische Laterne auf Glas gemalt habe, um einen Zweck damit zu erreichen, unterlag keinem Zweifel; unerklärbar dagegen blieb, woher die Stimmen gekommen seien, ebenfalls so täuschender Art, daß der Statthalter sowohl diejenige Cagliostros als der „Prinzessin von Trapezunt" selbst zu vernehmen geglaubt. Sein Nachdenken führte ihn allerdings nach und nach zu dem Ergebniß, die Aufhellung sei dankenswerth gewesen, da sie ihn vor einem Betrug bewahrt habe. Aber er konnte sich zugleich eines erwachten Mißtrauens gegen ihren Urheber nicht erwehren; denn ebensowohl wie er dem Anderen unverdient und thöricht Glauben geschenkt — das zeigte dessen nächtlich-jähes Verschwinden auf's Deutlichste — lag der Gedanke nicht allzufern, Saint-Germain möge sich gleichfalls ähnlicher Mittel zur Erzielung seiner übernatürlichen Wirkungen bedienen. Der Landgraf gestand sich, öfter seine Vernunft nicht genug zu Rath gezogen zu haben, und er empfand einen starken Argwohn. Sogar in sich selbst begann er Zweifel zu setzen; der Scheunenbrand kam ihm in's Gedächtniß, ließ einen Verdacht in ihm aufsteigen, das Feuer sei ein absichtlich verursachtes gewesen und nicht durch eine wirklich ihm innewohnende geheime Kraft, sondern von drinnen im Gebäude verborgenen Leuten mit Spritzen ausgelöscht worden. Diese Prüfungen und kritischen Betrachtungen dienten dazu, ihn aus dem Aerger über sich selbst herauszuheben; er fühlte mit Befriedigung, daß er seines nicht richtig benutzten Verstandes wieder völlig habhaft geworden, um künftighin mit beobachtendem Scharfblick jede etwaige Täuschung zu durchdringen. Das bot ihm eine freudig erhebende Genugthuung für das Gaukelspiel, dem er beinahe zur Beute geworden, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß dieser erlangten Klarheit seines Kopfes kein gleiches Gefühl der Zufriedenheit in seinem Innern entsprach. Nicht sein Vertrauen allein, sondern auch seine Phantasie hatte eine Enttäuschung erlitten, eine Einbuße, bei deren Vorstellung ihm das Blut wieder schneller vom Herzen aus zu kreisen anhub, um ihm rasch darauf eine Empfindung von Leere zu hinterlassen. Die letzten Tage waren ihm in einer immer mehr gesteigerten Erwartung vergangen, die sich plötzlich als trügerisch herausgestellt. Doch dies Erkennen hatte die von jener geschaffene Phantasie-Erregung nicht zum Mithinschwinden gebracht, nur den Gegenstand, auf welchen dieselbe sich gerichtet gehalten, zu etwas widrig Abstoßendem verändert. Der Blick des auf- und abschreitenden Landgrafen fiel auf ein Oelbildniß seiner hohen Gemahlin, das sie ihm vor nicht Langem als Wandzierde über seinem Schreibtisch zum Geschenk gemacht. Die Auszeichnung, der Gemahl einer Königstochter zu sein, war unstreitig eine außerordentlich große, allein daß die kalten und leeren Züge menschlich besondere Anziehungskraft ausübten, ließ sich nur von Höflingszungen behaupten. Zudem hatte der Maler durchaus nicht geschmeichelt, sondern getreulich gleichfalls die frühzeitigen Fältchen und den wenig blüthenartigen Teint des Gesichtes wiedergegeben; wenn dies auch keine alte Frau darstellte, so war es doch eine alternde, und der Landgraf erschien daneben als ein noch junger, sehr lebensfrischer Mann. Unwillkürlich trat ihm beim Anschauen des Portraits plötzlich das der anderen Prinzessin Luise in die Vorstellung, welches gestern Abend einen Moment lang von dem Strahl der laterna magica erhellt gewesen und den sonderbaren Eindruck erregt, als ob es die Augen zuschließe und öffne. Er hatte dem Bildniß bis dahin kaum Beachtung geschenkt, doch jetzt in der Erinnerung an das gestrige blitzgleiche Hervortauchen desselben aus dem Dunkel mußte er sich sagen, das Gesicht besitze etwas in hohem Grade eigenartig Einnehmendes, und die Natur habe die Schwester Königs Friedrich des Fünften weit mehr begünstigt gehabt, als seine Tochter. Sie war mit dem schon bejahrten Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen vermählt gewesen und bereits erheblich vor ihrem Bruder noch jung gestorben.

So verbrachte der Landgraf Karl den Tag auf seinem Zimmer, das er erst nach Einbruch der Abenddunkelheit, unkenntlich in einen Mantel gehüllt, verließ, um sich raschen Schrittes in die Wohnung des Grafen Saint-Germain hinüber zu begeben. Ueberrascht sah er den Letzteren schon zu seinem Empfang mit einer Kerze unten an der Treppe bereit stehen; auf seine verwunderte Frage entgegnete derselbe: „Ich wußte, daß Eure Durchlaucht mir um diese Zeit die Ehre erzeigen würde, mich zu besuchen, und ich habe nach Ihrem Wunsch meine Dienerschaft sich schlafen legen lassen, damit Niemand das Kommen Eurer Durchlaucht wahrnehme."

Einen solchen Wunsch hatte der Angesprochene allerdings im Stillen gehegt und deshalb erst die späte Stunde zu seinem Fortgang abgewartet; ein wenig verdutzt stieg er die Treppe zu der nur matt von einigen verhängten Kerzen erhellten Arbeitsstube des Grafen hinan. Geheimnißvoll seltsame Dinge schimmerten und glimmerten von Wandborden, Gesimsen und Tischen: Todtenschädel und Thiergerippe, alte, absonderlich verzierte Gold- und Glaspocale, Phiolen, mit verschiedenartig gefärbten Flüssigkeiten gefüllt, Hämmer und Messer aus der Steinzeit, Geräthe von wunderlicher Form zu nicht enträthselbarem Gebrauch. Pergamente und in Schweinsleder gebundene Folianten lagen aufgethürmt und aufgeschlagen, erzene Dreifüße trugen da und dort ein sonderbares Gefäß, in einer Ecke drehte sich langsam ein großer Himmels-Globus von selbst um seine Axe, und auf ihm blitzten die Sternbilder hell wie am nächtlichen Firmament. Der Landgraf stand ungewiß, nach einer Einleitung suchend, mit der er beginnen wolle, doch er fand nicht das Richtige, und nach einem Weilchen sagte der Graf Saint-Germain mit leicht lächelndem Munde:

„Sie schweigen, Monseigneur, weil Sie nicht selbst aussprechen, sondern von mir hören wollen, was Sie heute gedacht haben. Genehmigen Eure Durchlaucht mir, Alles ohne Rückhalt zu wiederholen?"

Der Befragte zauderte, doch dann nickte er rasch; Saint-Germain bat ihn, sich in einen Sessel niederzulassen, und begann die Gedanken, Vermuthungen, Folgerungen, Mißtrauens-Regungen seines hohen Besuchers seit der Morgenfrühe in Worte zu fassen. Alles, als ob er bei einem laut gehaltenen Selbstgespräch des Landgrafen zugegen gewesen sei; vielleicht nicht in der nämlichen Reihenfolge, wie es sich dem Letzteren aufgedrängt und fortentwickelt hatte — oder doch wohl — der anfänglich stutzende, dann mehr und mehr staunende Zuhörer vermochte sich selbst nicht deutlich zu erinnern, ob ihm dieser Gedanke vor jenem, oder umgekehrt, gekommen sei. Ab und zu konnte er sich überhaupt nicht entsinnen, Etwas, das der Graf anführte, gedacht zu haben, doch er fühlte, sein Kopf war von der unbegreifbaren Kenntniß-Kundgabe desselben verworren, hatte merklich Manches vergessen. Das Ganze concentrirte sich ihm zu einem einzigen überwältigenden Eindruck; er war außer Stande, den Anblick der ruhig heiteren Augen Saint-Germains zu ertragen, suchte, als Dieser schwieg, vergeblich nach einer Erwiederung. Ihm kam keine, nur statt dessen das Gedächtniß an eine Idee, deren Jener nicht Erwähnung gethan, und halb ohne sein Wissen entflog ihm: „Von der Scheune — dem Brand — haben Sie nicht gesprochen."

„Von dem Brand?" Der Graf wiederholte es langsam, und sein Gesicht nahm einen ernsten, halb schmerzlichen Ausdruck des Widerstrebens an. Doch er fügte nach: „Wenn Sie es verlangen, Monseigneur — obwohl dies Aussprechen mir schwer fällt, so daß ich es zu unterlassen suchte. Denn Eure Durchlaucht neigte sich der für mich tief betrübenden Annahme zu, daß ich selbst die Entzündung der Scheune veranlaßt haben könne —"

Der Landgraf sprang vom Sitz auf und stotterte: „Nein, lieber Graf — ja, Sie wissen auch das — verzeihen Sie mir, daß meine Verblendung einen Augenblick —"

Er ergriff die Hand Saint-Germains, der, sich auf die seines hohen Gastes herabneigend, mit bewegter Stimme versetzte: „Oh, Monseigneur, wer über die Beschränkungen der gewöhnlichen Menschennatur emporragt, ist an Mißtrauen und Kränkung gewöhnt. Auch ich habe viel und bitter darunter gelitten, aber für das Schwerste leistet ein solcher Augenblick, das erhebende Wort und Zeichen der Anerkennung durch ein hohes, fürstliches Gemüth unvergänglichen Ersatz."

Der Sprecher richtete sich aus seiner dankbar vorgebeugten Haltung auf, das leichte Lächeln kehrte um seine Lippen zurück, und er fuhr fort:

„Eure Durchlaucht verlangt mit Ihren augenblicklichen Gedanken eine Erklärung dafür, daß mir die Herkunft und der beabsichtigte Betrug des Signore Balsamo von Anfang an bekannt waren und ich ihn dennoch so lange unentlarvt beließ —"

„Allerdings — ja — das begriff ich noch nicht — das dachte ich in diesem Moment," brachte der Statthalter befangen heraus.

„Natürlich — ich meine, es war natürlich, Monseigneur, daß ich zuvor wußte, welchen Zweck dieser Abenteurer hier im Auge hielt. Wenn ich mein Verschweigen rechtfertigen will, bin ich zu dieser Selbstanschuldigung genöthigt. Als ich in Eurer Durchlaucht Gegenwart das Schreiben empfing, welches mir seinen Besuch meldete, nannte ich ihn hochwillkommen, nicht allein für mich, sondern auch für Sie, Monseigneur. Denn die Wahrheit empfängt erst den hohen Glanz ihres Gewandes durch die daneben stehende häßliche Tracht der Lüge; unsere Augen würden nicht im Strahlenlicht der Sonne die Alles belebende Wohlthäterin der Erde erkennen, wenn sie sich nicht als leuchtender Gegensatz aus nächtiger Finsterniß emporhöbe. Wir sind Menschen, Monseigneur, das sagt, auch die Höchsten, Geistesmächtigsten von uns unterliegen den Einflüssen schwacher Stunden, der Versuchung. Doch erst aus ihrem siegreichen Ueberwinden geht die vollendete Stählung der Kraft hervor, wie aus der Ery-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

stufe das Gold durch Feuergluth unter dem darüber hinwallenden Mantel des Rauches geläutert wird, und ich wagte es — vergeben Sie mir diese kühne Eigenmächtigkeit, Monseigneur — Eure Durchlaucht solcher Adepten-Prüfung zu unterziehen. Ich ließ das trügerisch Gleißende herankommen, ungestört sein bunt schillerndes Gaukelspiel betreiben und alle Augen damit verblenden. Die der Anderen galten mir gleich, meine Beobachtung verwandte sich nur auf die Schärfe eines Blickes, um zu erproben, ob er sich der Bethörung überlegen erweise. Alle Uebrigen zeigten sich zu schwach, ihr Widerstand zu leisten, mein Eingreifen war nöthig, ihre beschränkte Sehkraft zu erhellen. Nur der Eine bestand, denn ich sah, daß Eure Durchlaucht nicht meiner Beihülfe bedurfte, sondern bereits vorher aus eigener Kraft den Betrug durchschaut hatte und abwartete, wie weit der Abenteurer die Frechheit seines lügnerischen Blendwerks treiben werde, um selbst dies mit plötzlichem Schlage zu enthüllen. Daß ich mich fortreißen ließ, Ihnen darin zuvorzukommen, Ihrem reiflich erwogenen Plane dadurch entgegen zu handeln, Monseigneur, bereue ich tief. Es ist die Verschuldung, die ich auf mich geladen, die vielleicht kein Recht besitzt, auf die Verzeihung Eurer Durchlaucht zu hoffen."

„Ja — allerdings, — ich hatte es schon vorher durchschaut, — und es war meine Absicht —"

Der Landgraf äußerte es, etwas mit der Zunge anstoßend, hielt kurz inne und fügte nach: „Es wäre mir lieb gewesen, — indeß — ich mache Ihnen keinen Vorwurf, lieber Graf. Sie konnten nicht wissen, welchen Plan ich verfolgte, — aber wenn Sie es wüßten —"

Der Sprecher sah den Angeredeten fragend an, der demüthigen Tones erwiederte: „Ich habe meine Schuld schon bekannt, Monseigneur."

„Nein — ich denke nicht mehr daran. Eine Dienstmagd und frühere — es war empörend — ich hätte sie bei dem letzten Trugspiel im Pavillon entlarven sollen. Nur befand ich mich gerade nicht —. Können Sie mir auch sagen, Graf, was ich augenblicklich wünsche?"

„Zu erfahren, Monseigneur, durch welchen taschenspielerischen Kunstgriff es möglich fiel, Ihnen in so täuschender Weise die Erscheinung — das Bild —"

„Ja — der Prinzessin von Trapezunt —"

Saint-Germain nickte, wie ohne Unterbrechung in seinem Satz fortfahrend: „Eure Durchlaucht meint, der Courtisane Lorenza Feliciani — vorzuspiegeln. Wenn Sie befehlen und mir die Ehre erzeigen wollen, mich zur Amalienburg zu begleiten, Monseigneur, so werde ich im Stande sein, Sie von der einfach natürlichen Erklärung eines scheinbaren Wunders zu überzeugen."

Auch das — wie Alles — traf bei dem Statthalter zu; dieser Wunsch war es gewesen, den er gerade gehegt und der ebensowenig, als das von ihm den Tag hindurch Gedachte, dem Grafen Saint-Germain verborgen geblieben. Wie gewinnend und vornehm war der von Letzterem durch jede Regung, Miene und Aeußerung geübte Eindruck; eine hohe, ruhige Würde sprach aus jedem heitern, wie ernsten seiner Worte. Der Landgraf mußte sich in der Vorstellung Cagliostro daneben halten, und es erschien ihm unbegreiflich, wie er die Beiden in einen Vergleich habe bringen können. Der sicilianische Abenteurer war von plumpem Aussehen und plebejisch renommistischem Auftreten gewesen, seine Devotion hatte einen gemeinen, schmeichlerisch berechnenden Charakter getragen. Das Wesen des Grafen Saint-Germain hielt sich dagegen von erniedrigender Unterwürfigkeit fern, er verletzte niemals die dem fürstlichen Rang und Geschlecht gebührende Ehrerbietung, doch der Unterschied zwischen dem geborenen und dem angemaßten Aristokraten konnte in keinem schärferen Contrast zu Tage treten. Saint-Germain hatte eine Handleuchte angezündet und begab sich mit seinem erlauchten Begleiter auf den Weg zur Amalienburg. Diese bot überall Anzeichen des in ihr stattgefundenen eilfertigen nächtlichen Abzugs; besonders in dem Pavillon, den der Landgraf zuletzt im Dunkel betreten, lagen bunt durcheinander gleichgültig zurückgelassene Dinge am Boden. Ein Wandstück zeigte sich mit einem schwarzen Tuch verhängt, unter dem durch die Hand des Grafen ein großer, gleichfalls in der Hast des Aufbruchs vergessener Spiegel enthüllt ward. Saint-Germain bemerkte dazu: „Auf den Sessel dort ist Eure Durchlaucht geführt worden mit dem Ersuchen, unbeweglich zu bleiben, besonders den Kopf nicht umzuwenden. Hätten Sie dieser Vorschrift — die stets nur das Hülfsmittel eines Schwindlers ist — nicht Folge geleistet, Monseigneur, so würden Sie bei einer plötzlichen Umdrehung gewahrt haben, daß die sogenannte Prinzessin von Trapezunt sich in Wirklichkeit da drüben hinter Ihnen befinde und, von der Seite her mit einer besonderen Lichtflamme scharf beleuchtet, ihr Bild in den Spiegel hineinwerfe. Dadurch verlor es die irdisch körperhafte Erscheinung und erhob sich zu der verklärten Schönheit eines geisterhaften Wesens, das zugleich doch die Farben und Reize des Lebens besaß, und" — der Erklärer zog einmal leicht die Luft des Gemaches ein — „unterstützt ward die Täuschung noch durch unsichtbar entwickelte aromatische Dämpfe, die ein wenig verschleiernd an der Gestalt vorüberwallten und mit ihrem Duft die bezweckte betäubende Wirkung ausübten."

„Ja — so — so war Alles — Sie wissen auch das genau, als ob Sie zugegen gewesen wären. Und das konnten Sie nicht, da ich Ihnen gleich darauf draußen neben meiner Gemahlin begegnete."

„Mit meinen leiblichen Augen konnte ich es allerdings nicht, Monseigneur."

Der Landgraf wich unsicher dem ihm entgegengerichteten, bescheiden und doch mit einem gewissen Stolz lächelnden Blick des Antwortenden aus, als überkomme ihn eine Scheu, von ihm den gegenwärtigen Gedanken in seinem Innern lesen zu lassen. Umherschauend sagte er rasch: „Ich sehe die Gestalt noch so vor mir — die Augen, — es ist betrübend, daß die Natur einem niedrigen Geschöpf solche äußere Bildung verleihen kann —"

Unter den weißen Brauen hafteten die Augen des Grafen Saint-Germain auf dem abgewendeten, sich mit einer leichten Röthe überziehenden Gesicht des Sprechers gleich zwei glänzenden Pfeilspitzen. Ueber seine Lippen kam ein leichter Seufzer, und er antwortete:

„Gewiß, Monseigneur, Nichts erweckt dem edlen Gemüth tiefere Trauer, als zu erkennen, daß Schönheit des Antlitzes und Körpers mit Hinterlist, Gemeinheit und Schändung an Leib und Seele verbunden sein kann. Denn unsere Empfindung gestaltet sich diese hohe Mitgift der Natur zu einem Thron der Unschuld und Jungfräulichkeit; die Holdseligkeit des Weibes läßt das Herz des Mannes mit lieblichem Schlag erbeben, in unserem Ergriffensein von ihr fühlen wir uns im Innersten mit ihr verwandt, das Edelste in uns durch sie aus einem dämmernden Traumbann geweckt. Oh, Monseigneur, es war klug bedacht von der christlichen Lehre, die Monogamie unter ihre Gebote aufzunehmen, denn sie dient den Zwecken der Kirche und des Staates; aber dem erleuchteten Geiste Eurer Durchlaucht darf ich es aussprechen, daß sie mich als ein Frevel an der höheren Bestimmung des Mannes bedünkt, seine rauhere Art durch Frauenanmuth zu mildern und zu veredeln, wie die Legirung der Metalle sie mit wechselseitiger Vervollkommnung durchglüht. Einer alternden Gattin versagt die Kraft, solche Wundermacht fortzuüben, und die Lehre Mohameds war weiser, aus tieferem Born der Erkenntniß entquollen, als die heut' in Europa zur Herrschaft gelangte. Doch ist auch sie immer nur eine exoterische für den plumpen Sinn der Menge gewesen; den feiner Organisirten hat sich zu allen Zeiten das esotherische Verständniß der Ziele erschlossen, welche das geheimnißvolle Wirken der Natur durch die von ihr rastlos neu erschaffene reiche Fülle der Weibesschönheit erstrebt. Was leitete meine Gedanken zu ihr hinüber? Ja, so geschah's, das Bedauern Eurer Durchlaucht über den Widerspruch zwischen der äußeren Gestaltung und dem schamlosen Gewerbe jener Betrügerin rief mir die Erinnerung an eine der wundersamsten Blüthen des Frauengeschlechtes wach, die mein Auge, das viel gesehen, jemals entzückt hat. Sie war — oder sie ist — vielleicht in ihrer Sonderart ohne eine Zweite ihres Gleichen, von erlauchtem Blut, der höchst erdenkbare Gegensatz zu der buhlerischen römischen Dienstmagd, deren Niedertracht hier Eure Durchlaucht in sittliche Empörung versetzt. So reinen Ganges, wie eine weiße Sommerwolke im blauen Aether, Monseigneur, und der Dufthauch, der von ihr ausgeht, gleich dem eines Blattes der Buche, das zum ersten Mal in der Morgensonne seine weiche Frühlingsanmuth entfaltet. Oh beneidenswerth, wem sie vom Schicksal zur höchsten Vollendung seines Lebens bestimmt ist! Verzeihen Sie, Monseigneur, daß ihr Bild, da es lebendig vor meine Augen getreten, mir die Lippen mit Bewunderung gefüllt hat. Eure Durchlaucht wird nicht länger in diesem widerwärtige Vorstellungen erweckenden Raume zu verweilen begehren."

Der Landgraf sah sich um. „Nein — wir wollen, — Sie sagten von dem Fräulein oder der Frau, deren Gedächtniß Ihnen wachgerufen worden: ‚Sie war — oder sie ist'. Was hieß das? Wenn sie gewesen, ist sie nicht mehr, däucht mich."

Der Befragte machte eine leichte, bescheiden verneinende Kopfbewegung. „Das hieß, Monseigneur, was die Worte besagten. Innerhalb der Schranken des gewöhnlichen Erkennens scheinen sie sich zwar zu widersprechen, allein jenseits ihrer Grenzen giebt es, für jenes nicht faßbar, einen Raum und eine Zeit, darin sie sich zur Vereinigung erheben. Dort ist das Gewesene und war das Seiende; denn dies sind nur Ausdrucksweisen der Unvollkommenheit des menschlichen Begreifens. So bediente Eure Durchlaucht sich auch der zwei Worte ‚Fräulein' und ‚Frau', einer Unterscheidung, die wohl hier Gültigkeit besitzt, doch nicht in jener höheren Sphäre. Die Dame, von der ich sprach, war einige Jahre hindurch nach irdischer Benennung eine Frau, aber in ihrem gegenwärtigen Sein, das ihr keine Erinnerung an das Frühere bewahrt, ist sie wieder eine Jungfrau, wie sie's in der frühen Blüthezeit ihres ersten Lebens gewesen."

Der Sprecher ließ den Schein seiner Handleuchte gegen die Ausgangsthür fallen, um diese zum Verlassen des Pavillons zu erhellen; doch der Landgraf blieb noch zaudernd stehen, sein Gesichtsausdruck verrieth eine von ihm angestellte fruchtlose Gedankenanstrengung, und er murmelte nur halb verständlich: „Allerdings unfaßbar für unsere Geisteskraft — es sind die Schranken, in die sie gebannt ist. Aber ich fühle zuweilen den Anhauch von etwas Unsichtbarem, als ob es aus jener anderen Sphäre —"

Er brach ab: „Lassen Sie uns hier nicht länger davon reden, Graf, es ist nicht der richtige Ort dazu. Nur möchte ich, da wir uns an diesem Platz befinden, bevor wir gehen, noch einmal in den Saal treten, in welchem Sie uns gestern Abend durch Ihre Offenbarung zu höchster Dankbarkeit verpflichtet haben."

Die Züge Saint-Germains befiel ein plötzlicher Schreck, den er sichtbarlich umsonst zu beherrschen suchte. Er versetzte rasch: „Ich bitte Sie, Monseigneur, von diesem Vorhaben abzulassen."

„Warum?"

„Weil ich in Eurer Durchlaucht Gedanken lese, welche Absicht Sie hineinführt. Es ist die Folge der Unvorsichtigkeit, die mit dem Lichtstrahl begangen wurde und die mir heute genug Sorge bereitet hat."

Man sah, daß es den Statthalter überlief; er antwortete stockend: „Auch das wissen Sie? Ihre Macht ist unheimlich — was kann sich Ihnen verbergen, Graf? Ja, ich möchte das Bild der Prinzessin Luise anschauen, das mir gestern in der Beleuchtung, die einen Moment darauf fiel, den täuschenden Eindruck erregte, als ob es die Augenlider bewegte."

Der Graf Saint-Germain stand in schweigend tiefem Ernst, holte einmal schwer Athem, eh' er entgegnete:

„Eure Durchlaucht sagt, Sie möchten, aber ich lese: Sie wollen, und daß meine Bitte Sie nicht von Ihrem Vorsatz abhalten kann. Es ist meine Verschuldung, und ich muß die Verantwortung tragen; denn ich könnte Sie nicht hindern, Monseigneur, Ihren Willen ohne mich in's Werk zu setzen. Aber ich schwanke —"

Er hielt an und sah einige Augenblicke ungewiß vor sich hinaus, eh' er fortfuhr: „Da es unabänderlich geworden, wäre ein Verhehlen der Wahrheit mit noch höherer Gefahr verknüpft. Der Rahmen da drinnen umschließt das Abbild jener wundersamen Jungfrauenblüthe, von der die Erinnerung mich Eurer Durchlaucht vorhin reden ließ, daß sie gewesen und daß sie sei, und so ist auch das Bildniß todt und lebt doch zugleich. Sie täuschten sich nicht, Monseigneur; seitdem Diejenige, welche die Kunst des Malers dargestellt und aus ihrem früheren Sein erhalten hat, wieder in's Leben zurückgekehrt ist, läßt ein Mysterium, das auch ich nicht ganz erfasse, wenn sie die Lider hebt und senkt, ihr Portrait das Nämliche thun. Sie ist nicht das Bild, doch die Kraft ihres Lebens wirkt zu ihm hinüber; eines der größten, mich selbst durchschauernden Geheimnisse liegt in diesem von aller Körperlichkeit abgelösten Vorgange verborgen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Elegie.

Von Ernst Eckstein.

Für mich gab's Eine nur,
Und die ist todt nun manches lange Jahr —
Verweht ist ihres Lächelns holde Spur,
Das Licht versprüht, an dem ich selig war:
Der Augen Gluth
So mild, so engelgut,
Und ach, mein Frühlingstraum: ihr sonnengoldnes Haar!

Für mich gab's Eine nur —
Und die entschwand mir, wie die Blume sinkt,
Wenn kaum ihr Kelch auf neubegrünter Flur
Zum ersten Mal den Thau des Lenzes trinkt:
Welt-unbewußt
Hofft sie auf Maienlust,
Indeß am Wiesenrand schon fast die Sense blinkt . . .

Für mich gab's Eine nur, —
Erschauernd weilt mein Blick auf ihrer Gruft . . .
Ach, daß mein Herz so bittres Leid erfuhr,
Du frommste Blüthe, reich an Seelenduft!
Der Nebel steigt,
Dein Hügel schläft und schweigt,
Und trostlos weht im Laub die dunkle Abendluft.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Procession. Nach dem Bilde von Bennewitz von Loefen jr. — Siehe Seite 111.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl A. G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Philippine Welser.

Eine Charakter-Studie von Wendelin Boeheim.

I.

Keine Frau wird nur dann berühmt, wenn sie aus dem ihr beschiedenen Kreise des häuslichen Wirkens herausschreitet oder durch das Schicksal herausgerissen wird. In diesem Sinne hätte Philippine Welser, die Augsburger Patriziers-Tochter und Gemahlin des Kaisersohnes, Erzherzogs Ferdinand von Tirol, wie sie sich vor den Augen des ernsten Geschichtsforschers darstellt, Nichts weniger als ein Anrecht darauf, zu den berühmten Frauen zu zählen; mit einziger Ausnahme der Thatsache ihrer Ehe mit einem Prinzen eines der mächtigsten und erhabensten Dynasten-Geschlechter verrinnt ihr Leben so still und einfach, wie das irgend einer anderen Frau. Ihr Leid und ihre Sorge, ihr Glück und ihre Lebensfreude treten nicht über die Schwelle ihres Heims hinaus.

Man sollte nun glauben, daß darum gar kein Anlaß vorläge, uns überhaupt und noch dazu sehr angelegentlich mit ihrer Persönlichkeit zu beschäftigen, und dennoch veranlassen uns nicht unwichtige Gründe, ihren Lebensspuren nachzugehen. Der eine ist, daß aus dem, wenn auch spärlichen Material zu ihrer Lebensgeschichte Charakter-Züge an's Licht treten, welche sie uns ungemein verehrenswerth machen; ihre Persönlichkeit fesselt, nicht durch ihre Lebensschicksale, nicht als vornehme Dame, sondern als das Vorbild einer unermüdlich sorgenden deutschen Hausfrau und trefflichen Mutter, als ein unerschöpflicher Born der Herzensgüte gegen ihre Mitmenschen. Der andere Beweggrund ist aus der leidigen Wahrnehmung erwachsen, daß uns die Gestalt Philippinens in der Literatur von mehr als zwei Jahrhunderten entstellt vor Augen tritt. Veranlaßt durch irrige Angaben des Thuanus und nach ihm Köhlers in seinen „historischen Münzbelustigungen" u. A., hat sich eine vollkommen der Wahrheit widersprechende Tradition über sie herausgebildet, und die Schriftsteller der in Empfindsamkeit schwelgenden neuromantischen Schule fanden in ihr den trefflichsten Gegenstand für ihre wunderlichen Phantasien.

Erzherzog Ferdinand II., Graf von Tirol.
Um 1560.
Oelgemälde auf Leinwand, im Besitze des Herausgebers dieser Blätter.

Philippine Welser.
Um 1560.
Oelgemälde auf Leinwand, im Besitze des Herausgebers dieser Blätter.

Gehen wir diesen abgeschmackten Phantastereien näher nach, so gewahren wir, daß sie alle ihren Ursprung in der Erinnerung an das traurige Schicksal einer anderen Augsburgerin, der Baderstochter Agnes Bernauer hatten, die zwei Jahrhunderte vor ihr ihre Liebe zu Herzog Albrecht III. von Bayern mit ihrem Leben büßen mußte. Das ähnliche Verhältniß Philippinens genügte, um auch sie mit einem romantischen Nimbus zu umgeben; und was hierzu an geschichtlichem Rüstzeug fehlte, das wurde schlankweg hinzugedichtet, so daß bis in unsere Tage herein ein förmlicher Mythus der Welserin sich herauskrystallisirte, in dem es an dramatischen Effecten nicht gebrach, dem aber keine Spur von Wahrheit als Rückgrat dienen konnte.

Zunächst müssen wir einer irrigen Annahme entgegentreten, die durch die Literatur des vorigen Jahrhunderts sich eingewurzelt hat. Wenn nämlich von Philippinens Eltern die Rede ist, so wird immer des immensen Reichthums der Welser gedacht, deren Schiffe von Sevilla aus Venezuela eroberten und colonisirten. Das war das großartige Werk des Handelsherrn Bartholomäus Welser, der allerdings über große Reichthümer verfügte. Der Vater Philippinens aber, Franz Welser, der jüngere Bruder des Bartholomäus aus der älteren, sogenannten Antoninischen Linie, konnte mit seinem Vermögen kaum als wohlhabend bezeichnet werden. Er hatte, von jeher gering betheiligt, sich längst aus dem Geschäfte seines Bruders zurückgezogen und fand die Hauptquelle seines Erwerbes später in der Leineweberei. In den Steuerbüchern der Stadt finden wir ihn nur durch einige Jahre, allerdings mit ansehnlichen Beträgen, verzeichnet. Er steuert vom alten Weberhaus gegenüber der Moritzkirche aus, woselbst sein Contor sich befand. Im Jahre 1534 betrug seine Steuer 60 Gulden 6 Kreuzer. Nach 1567 nimmt er die Stelle eines Rathes des Erzherzogs Ferdinand mit einem jährlichen Dienstgeld an, wodurch er erst in die Lage kam, sich vom Bürgerrechte in Augsburg loszukaufen. Noch vor seinem Tode 1572 betrug das Vermögen der gesammten Familie, welches er bei der Tiroler Kammer niedergelegt hatte, nicht 30,000 Gulden, und einen natürlichen Sohn von ihm, Philipp, ließ er ein Handwerk erlernen, denn, erklärte er, „es sei sein Vermögen nicht, ihn aufziehen zu lassen, wie seine anderen Kinder." Philippinens Mutter war Anna, aus dem Geschlechte der Adler aus Speyer. Eine Schwester derselben, Katharina, war mit dem deutschen Vicekanzler der Krone Böhmens, dem schlesischen Ritter Georg von Logan vermählt, der um das Jahr 1554 starb. Ein Sohn derselben, Ferdinand, war Burghauptmann von Bresnic, wohin sich auch Katharina nach dem Tode Georgs zurückzog. Wir müssen diese Einzelheiten zum Verständnisse des Folgenden voransetzen.

Philippine wurde 1527, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu Augsburg geboren, sie war somit um zwei Jahre älter als ihr fürstlicher Gemahl, der am 14. Juni 1529 das Licht der Welt erblickt hatte; ihren Geburtstag meldet uns keine Quelle. Wenn nun Augsburg als der Geburtsort Philippinens angenommen wird, so ist das Haus ihrer Geburt sicherlich nicht jenes am ehemaligen Rindermarkt, später Heumarkt, jetzt Philippine-Welser-straße genannt, welches in allen Reise-Handbüchern einstimmig als solches angegeben wird. Nach den Ergebnissen der Forschungen des hochverdienten dortigen Stadtarchivars, Dr. A. Buff, wohnte der Vater Franz Welser seit seiner Verheirathung und bis 1530 bei seinem Schwiegervater Philipp Adler am ehemaligen Weinmarkt, jetzt Maximilianstraße. Das Haus bildet die linke Ecke der Katharinenstraße. Gerade vor demselben wurde im Jahre 1599 der schöne Herkules-Brunnen von Adrian de Vries aufgebaut. Ueber Philippinens Jugendzeit berichtet uns die Geschichte Nichts; es ist die dunkelste Partie in ihrem Leben, und es ist auch kaum Hoffnung vorhanden, sie je erhellt zu sehen, denn das Leben eines Kindes, einer Jungfrau in einem deutschen Bürgerhause verrinnt so still, einförmig und von jedem Außenleben abgekehrt, daß kaum in Briefen ihrer weitläufiger gedacht worden sein dürfte. War ihre Erziehung einfach und bürgerlich, so ging auch ihre Bildung nicht über das Maß hinaus, das man in einem minder wohlhabenden Patrizierhause voraussetzen kann. Außer der deutschen Sprache war ihr vielleicht nur die böhmische bekannt. Ihr natürliches Talent hob sie erst später über jene Sphäre des Jugendwissens hinaus; Vieles trug die tiefe Bildung des Erzherzogs bei, für dessen ideales Streben sie immer reges Mitempfinden äußerte. Wo aber ihre geistige Kraft selbständig auftritt, da sammelt sie sich im Gebiete ihres Familienwesens, getragen von einem tiefen Empfinden für die Menschheit. Als Philippine geboren wurde, war die Lehre Luthers bereits in nahezu alle Familien Augsburgs gedrungen, nur die Frauen hielten häufig am alten Glauben. Sicher wurde sie katholisch getauft, wenn auch der Katechismus des Reformators ihr die ersten Glaubenslehren vermittelt haben mochte. Während ihres Aufenthaltes in Böhmen folgte sie dem römischen Glauben, dem sie auch bis an ihr Ende strenge getreu blieb. Ihr Vater lebte und starb als Protestant.

Sie zählte zwanzig Jahre, als nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 der große Reichstag zu Augsburg eröffnet wurde. Da soll beim feierlichen Einzuge des Kaisers Karl V. und des Königs Ferdinand der Erzherzog die schöne Philippine im Erker ihres elterlichen Hauses am alten Heumarkt erblickt haben; so erzählen die Almanach-Schriftsteller und beten auch die, welche ernster genommen sein wollen, getreulich nach. Die Episode macht sich recht hübsch und ist auch als Kapitel eines Romanes ganz gut zu brauchen; sie leidet nur an dem einen Gebrechen, daß sie vollständig erdichtet ist, denn Erzherzog Ferdinand war im Jahre 1547 gar nicht in Augsburg und es ist kein Zeugniß darüber vorhanden, daß er überhaupt am Reichstage anwesend war.

Die ganze Scene wird sich wohl weniger effectvoll, dafür aber natürlicher abgespielt haben, wenn wir die folgenden Umstände in Erwägung ziehen: Georg von Logan stand in mehrfachem verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Welser'schen Hause; nicht nur war seine Ehefrau die Schwester der Gemahlin Franz Welsers, — eine Muhme derselben, Barbara Adler, war auch mit dem Bürgermeister Hans Welser verehelicht.

Wir finden nicht früher als 1556 Philippine in Bresnic, wohin sie zum Besuche ihrer Tante gekommen war, und diese ist die erste aus der ganzen Welser'schen Verwandtschaft, welche mit dem Erzherzog in Verbindung gekommen war. Immer Handelsgeschäfte treibend, erhält sie im Mai des obigen Jahres einen Paßbrief für einen Trieb Rinder.

Allerdings war Ferdinand zwischen 1548 und 1556, und zwar 1551, in Augsburg, allein gegen die Annahme eines ernsten Liebesverhältnisses seinerseits in jener Periode spricht sein damals nachweisbar leichtfertiges Leben. Es ist damit nahezu als sicher anzunehmen, daß erst 1556 und zu Bresnic Ferdinands Annäherung an Philippine unter Mitwissen und Vermittelung der Logan erfolgte.

Schon im Jahre 1557 fand zu Bresnic die Trauung des Erzherzogs mit der bereits 30 Lebensjahre zählenden Welserin durch den Beichtvater des Ersteren, Johann von Cavaleris, statt. Diese Thatsache bestätigt sich durch eine von Ferdinand ausgestellte Urkunde vom Jahre 1576 und durch die Anführung der Vermählungsurkunde in einem alten Inventare. Der Act der Trauung wurde im tiefsten Geheimniß vollzogen und außer jenen wenigen Personen, welche dabei zugegen waren, wurde Niemand in das Verhältniß eingeweiht. Der Ehe des Erzherzogs sollten bald auch die Unterpfande eines glücklichen Familienlebens nicht fehlen. Um die Mitternachtsstunde des Veitstages 1558 freuten sich die Gatten der Geburt eines Sohnes, Andreas. Bei der Geburt waren nur die Tante Logan, deren Tochter Katharina und die Amme Anna Ebesam gegenwärtig. Sechs Tage darauf wurde das Kind zwischen zwei Thüren — „für ehelich" — gelegt, alsbald vom Thorwart gefunden und vom Kaplan Jacob de Sterlowiz getauft. Beim Taufacte hielt Ladislaus von Sternberg, der Gemahl der Tochter der Logan, den Knaben, und neben ihm standen noch Ferdinand von Logan und Philippinens Diener Josef Hohenwarter als Gevattersleute. Ueber das seltsame Ereigniß wurde eine geheime Urkunde ausgefertigt und von allen Eingeweihten als Zeugen unterschrieben; in gleicher Weise wurde auch bei der Geburt der anderen Kinder verfahren.

Bald nach der Geburt des ersten Kindes, 1560, siedelte Philippine in das altberühmte Schloß Bürglitz über. Kerker und Königsburg zugleich, waren seine massigen Mauern und Wälle seit dem 12. Jahrhundert Zeugen des Elendes und der Verzweiflung wie des höchsten Erdenglückes. Hier gebar die Gemahlin Karls IV., Margaretha von Valois, la Blanche, 1335 ihr erstes Kind, und der überglückliche König ließ in der Umgebung alle Nachtigallen fangen, um die Gemahlin im Wochenbette zu erheitern. Auch der Uebersiedelung Philippinens nach dem prächtigen Bürglitz ging eine vorsichtige Maßregel voraus. Das Schloß war königliche Domäne; nun suchte der Erzherzog es dem Scheine nach seinem Vertrauten Ladislaus von Sternberg in Pfand zu geben; erst als dieses gelang, wurde es durch Philippine bezogen. Am 22. November 1560, gleichfalls um Mitternacht, kam ein zweiter Sohn, Karl, zur Welt. Auch diesmal wurde das Kind heimlich an einen anderen Ort gelegt, von einem Diener entdeckt und als Findelkind wieder zurückgebracht. Am Bette der Wöchnerin stand diesmal bereits die Mutter Anna Welser, aber auch der Kreis der Vertrauten erweiterte sich durch Graf Franz Thun und Graf Alois Lodron. Am Vormittage des 7. August 1562 kamen Zwillinge. Katharina Logan und Wenzel Schiffowski erschienen mit ihnen vor der Burg und gaben vor, eine Frau habe ihnen dieselben mit der Bitte übergeben, daß sie zu Philippine gebracht würden. Auch diesmal war Anna Welser nebst den Genannten und außerdem noch der Logan jüngere Tochter Virginia zugegen. Die Zwillinge, Philipp und Maria, starben im zartesten Alter. Dagegen gediehen die beiden älteren Kinder zu gesunden und kräftigen Knaben.

Das einzige Erinnerungsstück aus der ersten Kinderzeit der Söhne Philippinens ist uns in deren Wiege erhalten. Dieselbe wird in den kunsthistorischen Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien bewahrt, und wir bringen von ihr eine Abbildung nach einer gelungenen Photographie. Aus Birnenholz gefertigt und mit theils schwarzem, theils weißem Bein belegt, ist sie im Ganzen gut erhalten, nur fehlen ihr an den vorderen und hinteren Wänden die seitlich angeordneten Docken.

So sorgfältig das Geheimniß der Eheschließung Ferdinands mit Philippine auch bewahrt wurde, am Hofe selbst konnte die Thatsache schwerlich lange verborgen bleiben. Spätestens 1559 erhielt der Kaiser sichere Kunde von dem Vorgefallenen. Zweifelsohne durch Mittelspersonen, unter welchen auch Graf Franz Thun als thätig anzunehmen ist, kam es 1559, somit ziemlich rasch, zu einem Vergleiche zwischen Vater und Sohn. In einer Urkunde aus Prag vom 31. Juli baten Ferdinand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und seine Gemahlin den Kaiser um Vergebung ihres Ungehorsams und gestanden, „größlich“ gegen die kaiserliche Majestät gehandelt zu haben. Kaiser Ferdinand dagegen gewährte in einer weiteren Urkunde aus Augsburg, 1. August, zwar volle Verzeihung über das Geschehene, erklärte, Philippine zu seiner Gnade aufzunehmen, verpflichtete aber beide Gatten zur Geheimhaltung der Ehe auf ewige Zeiten gegen Jedermann, ausgenommen, welche bereits davon wissen und die sich der Kaiser vorbehalten. Weiter gewährte er die Succession des Mannsstammes für den Fall, daß das Haus Oesterreich bis auf diesen aussterben würde. Nachdem auch des Erzherzogs Brüder über den Bestand des Ehebundes aufgeklärt worden waren, die anfänglich „zum allerhöchsten entsetzt und bekümmert“ zu sein äußerten, erließ der Kaiser eine neue Urkunde, worin er die bisherigen Bestimmungen wiederholte und bekräftigte, den aus dieser Ehe stammenden Söhnen eine Jahresrente von 30,000 Gulden zuwendete und den Kreis der Einzuweihenden um zwei Personen erweiterte. Philippine und ihre Kinder sollten getreulich bei all' Dem erhalten werden, was ihnen die „väterliche und brüderliche Handlung“ garantirte. Aus staatsrechtlichen Gründen wurde die Erbfolge für Ungarn und Böhmen zurückgenommen.

Von einem herzbewegenden Fußfall Philippinens in Verkleidung vor dem Kaiser, umgeben von ihren Kindern, ist nirgends auch nur die geringste Andeutung zu finden; ja alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Kaiser die Gemahlin des Erzherzogs nie gesehen hat. Der ganze Urkundenwechsel läßt eine anfänglich vielleicht erregt geführte, später aber in's ruhige Geleise gekommene mündliche Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn voraussetzen.

Nachdruck verboten.

Ein dummer Streich.

Briefe aus zwei Sommerfrischen, mitgetheilt von Manuel Schnitzer.

Vorbemerkung des Herausgebers. Man gestatte mir, aus den liebenswürdigen Documenten, welche vor mir aufgeschichtet liegen, nur die für meine Geschichte wesentlichsten Stellen mitzutheilen, da die kleine Erzählung sonst den Umfang eines dreibändigen Romans annehmen würde. Man wird dies begreiflich finden, wenn ich andeute, daß die Briefe zum Theil von einer jungen Dame herrühren und an meine Frau gerichtet sind, die — nebenbei gesagt — eine leidenschaftliche Freundin der Ausführlichkeit ist ..., zum Theil von meinem Collegen Doctor Gustav Kreisel, einem etwas phantastisch angehauchten Manne von achtundzwanzig Jahren, der seine Angelegenheiten allzu wichtig nimmt, als daß er sie mit wenigen Worten abthun könnte. Die Briefe sind von „Zigeunerwald“ und „Jägerhütte“ datirt, zeigen aber alle den Poststempel einer und derselben schlesischen Fabrikstadt, in deren nächster Nähe die zwei genannten Sommerfrischen liegen, kaum eine halbe Gehstunde von einander entfernt, in einem weithin sich ausdehnenden Föhren- und Tannenwalde, inmitten von Harzduft und jenem großen Schweigen, das den Nadel-Waldungen eigenthümlich. Doch ich verfalle unwillkürlich in die Schreibweise meines redseligen Freundes und beeile mich, ihn selbst das Wort ergreifen zu lassen.

* * *

Zigeunerwald, den 3. August.

..... Mein Blut ist so leicht und frisch geworden, mein Denken so lustig und sommerlich, als ginge es, wie mein sterblicher Mensch, in Nanking, Piqué oder Leinen — ich weiß wahrhaftig nicht, wie das helle Zeug heißt, das ich am Leibe habe ... Kurz, so angethan, überdies meinen gelben Riesen-Florentiner auf dem Kopfe, machte ich heute meinen Morgenspaziergang, jener glücklichen Stimmung hingegeben, in der Einem die anmuthendsten Gedanken zufliegen, man weiß nicht wie und woher. Den Waldeszauber und den Frieden weltferner Einsamkeit in mir und froh darüber, keiner der hier immer nur rudelweise auftretenden, laut schwatzenden, lachenden, kreischenden und heulenden („drei Weiber und eine Gans machen einen Jahrmarkt,“ heißt es ja) Sommerfrischlerinnen zu begegnen — in poetischer Alleinheit lustwandelt hier weder Kind, noch Frau, noch Fräulein — ging ich gemächlich vor mich hin, immer weiter, quer über die Lichtung, wo die sogenannte „Jägerhütte“ steht, den steilen Bergwald empor, dessen tiefe Schatten mich bald umfingen. Plötzlich — ich war vom Gehwege abgewichen — halte ich still. Ich befand mich im dichtesten Gehölze, am Eingange eines freien, kreisförmigen Platzes, in dessen Mitte ein mächtiger, von Bänken aus Birkenzweigen umgebener Steintisch steht. Begrenzt ist der kleine Raum von röthlichen Tannen-Schäften, die gleich schlanken Säulen in die Höhe streben, dorthin, wo die weitgeästeten Wipfel ein luftiges Gewölbe bilden, durch welches die Sonnenstrahlen in goldiger Grüne hereindringen und mit ihrem gedämpften Lichte den geheimnißvollen Dämmer dieser natürlichen Kapelle verklären ... Aber aus der weihevollen Andacht, die mich ergriffen, riß mich bald der Anblick von etwas sehr Weltlichem. Beinahe hätte ich aufgelacht ... Es war ein Mädchenhut, ein Gebilde aus Stroh, Tüll und Blumen, der auf dem Steintische lag ..., denke Dir: ein Mädchenhut!

Du kennst mich zur Genüge, um zu wissen, wie das auf mich wirkte. Elektrisirend, sag' ich Dir; ich habe einfach kein anderes Wort. Eine Ahnung von etwas Romantischem stieg mit einer leichtsinnigen Blutwelle in mir auf, von einem jener kleinen, liebenswürdigen Abenteuer, die ich so oft geschildert, aber noch nie erlebt ..., denn im Grunde genommen bin ich ja genau so ein Stubenhocker wie Du! Doch, um weiterzukommen ..., höre, was ich that. Zuerst wartete ich discreter Weise ziemlich lange und hielt Umschau, aber das erwartete helle Kleid schimmerte nicht durch die Bäume, und keine niedlichen Füßchen trippelten über den glatten Waldboden dahin — nur die Nadeln, welche sich von den Tannen ablösten, fielen mit sachtem Knistern nieder ..., dann entschloß ich mich, das kleine Heiligthum zu betreten, mich zu setzen und gespannt zu warten ... Wieder eine lange Viertelstunde — und Nichts, gar Nichts! Schließlich nahm ich den Hut in die Hand, und da ... doch jetzt kommt eigentlich erst das Hübsche und Romantische ... Unter dem Flitterding von einer Kopfbedeckung lag nämlich ein zierliches Notizbuch ....

Und ... nun, ich öffnete dieses Notizbuch ... ich, ich ... doch wozu mich entschuldigen? ... ich öffnete es eben ... Ach, Freund, ich will Dir ja zugeben, daß ich damit jede feine Sitte mit Füßen getreten, aber siehst Du, es reut mich nicht, nicht so viel! Nie habe ich etwas Reizenderes erlebt! Eine junge Menschenblüthe hat sich mir offenbart in ihrer ganzen Thaufrische, in ihrer rührenden Einfalt, mit ihren kleinen Naivitäten und ihrer großen, strahlenden Herrlichkeit .... Ich habe in die Seele eines Mädchens gesehen, und die meine hat sich berauscht an dem Duft ...

Es war kein Tagebuch, worin ich, Alles um mich her vergessend, blätterte; es scheint vielmehr zum Aufzeichnen von Wirthschafts-Angelegenheiten bestimmt gewesen zu sein. Koch-Recepte, Berechnungen über das verwendete Taschengeld bilden den Hauptinhalt. Dazwischen aber finden sich Ausbrüche leidenschaftlichen Unmuths, guter Laune, Bruchstücke von Zeichnungen, Dragoner-Helme, Husaren-Röcke, Tschakos und Säbel vorstellend, eine volle Seite Nichts als das Wort „Liebe“ in allen Schriftarten und Größen, als wollte man sich an den Klang dieses seltsamen Wortes gewöhnen ... ferner ein Blatt, mit lauter Männernamen, bei manchen ein Punkt, wie von einer Stecknadelspitze herrührend ..., Vers-Citate aus Baumbach und Goethe ..., die letzte Seite zeigt eine Rechnung mit einem sehr wunderlichen Additions-Schnitzer; darunter aber steht, gleichsam zur Entschuldigung, der Goethe'sche Spruch:

„Ich bin so guter Dinge,
So heiter und so rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner sein.“

2. August.

Und darunter ... nun, darunter hat Dein Freund Doctor Gustav Kreisel ein paar Zeilen geschrieben ... Er konnte nicht anders. Er gehorchte einem unwiderstehlichen Zwange, Dein Freund Doctor Gustav Kreisel, einer jener Sonderlinge, welche bisher die Unfreiheit des menschlichen Willens geleugnet. Und da kommt so ein närrisches Notizbuch ... Doch höre, was ich schrieb:

„Auch ich berufe mich auf Goethe. Ich, ein Ihnen Unbekannter! Es kann kein Fehler sein, was ich begehe (siebenundvierzig und acht sind nicht dreiundsechzig, mein Fräulein, sondern fünfundfünfzig, aber Gott hat es verziehen). Wir kennen uns nicht, ich Sie nicht, Sie mich nicht! Nur die Anmuth Ihres Geistes ist mir bewußt ... ohne Schmeichelei! Ich will Sie um Etwas bitten. Ich gehe morgen Vormittag um neun Uhr hier vorüber und würde glücklich sein, dieses Buch auf dem Tische zu finden mit Ihrer — Antwort! Wollen Sie mich kennen lernen? Da ich Ihren Namen nicht weiß, verschweige ich auch den meinen ...“

Dann ergriff mich doch eine Art Scham, und ich rannte davon, in den Zigeunerwald zurück. Unterwegs blickte ich allen jungen Damen in's Gesicht, fand aber keine, die mir danach aussah, Eigenthümerin des Büchleins zu sein. Und jetzt warte ich gespannt auf Morgen. In Harren und Bangen

Dein Gustav.

* * *

Jägerhütte, den 3. August.

..... Erinnere mich daran, Liebste, daß ich bei den Puffärmeln der Frau Kreisgerichts-Präsidentin stehen geblieben bin. Jetzt kann ich davon nicht schreiben. Ich bin zu aufgeregt. Ich bin auf's Tiefste beleidigt worden, von einem Unverschämten, einem Gecken, dessen Namen ich nicht weiß. Laß' Dir erzählen. Tante Elfriede hat ein reizendes Plätzchen im Walde entdeckt, wo ich den ganzen Vormittag zu sitzen pflege. Man ist ganz ungestört dort, und vor Allem kommen keine Männer hin, „weil kein Wirthshaus dort steht,“ sagt Tante Elfriede. Du weißt ja, seitdem sie das fünfunddreißigste Lebensjahr überschritten hat, ist sie eine erbitterte Männerfeindin ... Von der „Jägerhütte“, wo wir wohnen, sind sieben Minuten bis zum Steintisch. Ich war heute schon um acht Uhr früh dort, mußte aber, da ich mein Arbeitskörbchen vergessen, zurück. Meinen Hut und mein Notizbuch ließ ich dort ... Als ich wiederkomme, sehe ich ein weißes Gespenst am Tische sitzen. Regungslos bleibe ich hinter einem Gebüsche stehen und beobachte den Mann. Denke Dir, er hält mein Notizbuch in der Hand und blättert darin. Du weißt ja, was für Allotria ich hineingeschrieben habe vor Jahren. Seitdem hatte ich's ja nicht wieder benutzt, bis jetzt. Ich wäre am liebsten vorgestürzt und hätte es ihm aus der Hand gerissen ... Es war zu spät ... Er schrieb Etwas hinein ... Dann legte er es unter meinen Hut und ging rasch davon. Er sieht nicht aus wie ein Hiesiger. Die haben alle den breitspurigen Turnergang und etwas Geschäftsmäßiges in ihrem Wesen. Ein kleines, blondes Schnurrbärtchen beschattet die Oberlippe. Er trägt einen Zwicker und sieht etwa dreißig Jahre alt aus. Sein Gang ist leicht und elastisch, nur den Kopf hält er vorgebeugt ... Nachdem er mir entschwunden war, stürzte ich zum Tische und öffnete das Notizbuch. Ich sage Dir, es stand eine unsägliche Frechheit darin. Ob ich ihn kennen lernen wollte? Und ich möchte ihm durch das Notizbuch antworten — — — Ich habe vor Wuth geweint, daß Jemand in der Welt mich für fähig halten sollte — — — ich werde den Burschen natürlich keiner Antwort würdigen .... Es ist offenbar ein Sommergast aus dem Zigeunerwald. Ich sage Dir, ich schmachte förmlich nach Rache. Lucie Martens.

* * *

Jägerhütte, den 4. August.

.... später überlegte ich mir's doch anders. Meine Meinung wenigstens soll er kennen lernen, wenn schon nicht mich selbst. Und so schrieb ich unter seine Sottisen mit meinen energischen Schriftzügen Folgendes:

„Sie sind ein Unverschämter! Ich wünsche durchaus nicht, sie kennen zu lernen (das „Sie“ schrieb ich klein). Kenne schon unverschämte Jünglinge genug!“

Das wird ihm seine Lust, mich zu molestiren, schon vergehen lassen .... Wenn Tante Elfriede (sie würde mir gar nicht glauben, daß ich unschuldig daran bin) um die Sache wüßte, sie würde Mama gewiß veranlassen, mich sofort nach Hause zu bringen. Und Mama bedarf doch so sehr der Erholung, und in Wien muß es jetzt schrecklich heiß sein! Jedenfalls würde sie es „räthselhaft“ finden — sie findet nämlich Alles „räthselhaft“, die gute Tante, am meisten, wie man jung, hübsch und heiter sein kann. „Räthselhaft“, das ist ihr Lieblingswort. Unausstehlich, sag' ich Dir. Doch jetzt komme ich wieder auf die Puffärmel ....

Nachschrift. Eben sehe ich das weiße Gespenst an der „Jägerhütte“ vorübergehen. Hat seine Lection also schon gekriegt! Was für ein dummes, verblüfftes Gesicht er macht! Ah, jetzt schaut er gar hinauf zu uns, aber er sieht mich nicht. „Abgeblitzt,“ denke ich mir hochbefriedigt — und beginne zu lachen. Nein, er ist kein Hiesiger. Er sieht so, so intelligent aus .... Lucie.

* * *

Zigeunerwald, den 6. August.

..... Ein dummer Streich! sagst Du, Philister! Aber sage, was Du willst, nur behalte Deine Weisheit jetzt für Dich ... Was ahnst Du denn von der reizenden Zerstreuung, die ich mir verschafft habe? Vor Allem beruhige Dich, sie hat geantwortet. Eine Grobheit allerdings, eine spitze, kernige Grobheit, die mir das Blut in's Gesicht trieb, aber sie kennt mich ja nicht, oder hat mich damals wenigstens nicht gekannt. Vielleicht hat sie mir dann aufgepaßt und mich gesehen ... Ich stelle nur fest, daß ihre Antworten seitdem höflicher geworden sind. Aus dem Büchlein sind die militärischen Zeichnungen verschwunden, dann die Seiten mit der „Liebe“ und den Männernamen. Aber eine kleine, köstliche Notiz habe ich in dem Wirrwarr doch gefunden, vom dreizehnten Juli: „Ich habe Fritz ordentlich meine Meinung gesagt wegen seiner schwärmerischen Phrasen. Meint auch, weil er eine schöne Uniform trägt — —“ Ist das nicht allerliebst? Meine Bekanntschaft will sie allerdings noch nicht machen, aber heute habe ich ihr meinen Taufnamen genannt und sie um den ihren gebeten. Und sie wird mir ihn verrathen ... Nein, mein Freund, ich werde diesen „dummen Streich“ niemals bereuen .... Gustav.

* * *

Jägerhütte, den 8. August.

.... Marianne, noch nie ist ein Mensch so in die Falle geplumst, wie dieser Gustav! Ich habe Dir ja schon erzählt, daß er auf meine lapidaren Sätze mit neuen Unverschämtheiten geantwortet hat. Darauf schlug ich den ironischen Ton an. Das nahm er für Entgegenkommen und begann, den Liebenswürdigen zu spielen. Er hat Geist, das muß ich gestehen, viel, sehr viel Geist und einen freundlich neckenden Humor; er ist auch ein hübscher Mensch ... ach, Marianne, wenn er es nur nicht gar so dumm angestellt hätte ... Aber halte mich nicht für weichherzig. Ich habe einmal beschlossen, dem guten Manne seine Kühnheit heimzuzahlen, und dabei bleibt's! Also höre ... ich wurde zuletzt scheinbar so zahm, daß er den Muth fand, mich um meinen Taufnamen zu fragen. Und weißt Du, was ich that? Ich schrieb einfach: „Ich heiße Elfriede!“ Den Namen der Tante „Räthselhaft“ habe ich ihm angegeben, verstehst Du? Es giebt nur eine einzige Elfriede hier, zumal in der „Jägerhütte“, die er ohnedies scharf beobachtet. Und ich werde schon dafür sorgen, daß er sie eines Tages kennen lernt, seine Elfriede ... dann bin ich gerächt ...

Nachschrift. Der Zufall begünstigt mich. Denke Dir, unter der Mittheilung des Namens finde ich ein sehnsuchtglühendes Gedicht, ein Räthsel mit der Lösung: „Elfriede“. Ein Waldelf ist geschildert, der einem Manne, in dessen Brust die „Stürme toben“, Frieden bringt ... Ach, wie schön ist das! Ich könnte die Tante beneiden um dieses: „das Ganze bist Du!“ Darunter steht: „Wann werde ich endlich des Räthsels Lösung finden?“ Dazu schrieb ich mit fester Hand:

„Dienstag, den 11., an dieser Stelle, zwischen 4 u. 5 Uhr. Bis dahin ist die Correspondenz abgebrochen. Elfriede.“

Und nun gilt's, Tantchen zur rechten Zeit hinzudirigiren ... Freilich muß ich dabei sein ... Und jetzt lache ich mich halbtodt. Eigentlich ist's doch schade um ihn. Ach, was ... Lucie.

* * *

Zigeunerwald, den 9. August.

..... in der Restauration, im Freien, unter den Tannen des Zigeunerwalds. Alle Bänke dicht besetzt ... die bekannten Gesichter. Aber zwei Tische von mir entfernt eine kleine Gesellschaft: drei Damen und ein blutjunger Kadettenschüler. Die älteste Dame, stattlich, grauhaarig, gutmüthig ... die Zweite, hager, eckig, harte, kantige Züge, bitteres Lächeln, scharfe, boshafte Augen, so um die vierzig Jahre ... hm, dann ... Nichts ... etwas Zierliches, Goldblondes ... etwas unsäglich Rosiges, Zartes, Süßes ... große, blaue Kinderaugen, himmelblaue Bluse, winzige Türkis-Boutons, ein Hütchen, ein Duft ... kurz ein Mädchen von etwa 18 Jahren ... Der Wirth sagt mir, daß die Damen in der „Jägerhütte“ wohnen, mehr wisse er nicht ... Ahnst Du was? ... Nur zu ...

Ich starre sie so lange an, bis sie mich bemerkt. Zuerst ein erstaunter Blick, dann ein Lächeln ... ach ... zwei holdselige Grübchen in den zarten Wangen, eines am Kinn, wie ein Schalk ... Dann erhebt sie sich und geht, den Kadetten neben sich, an mir vorüber in den Wald ... Wieder dieses vielsagende Lächeln ... hm, ich trabe gemächlich nach, ich alter Esel mit meinen romantischen Dummheiten im Kopf. Unterdeß hat das junge Volk auf dem Waldwege eine Art Wettlauf veranstaltet ... Der Kadett bleibt zurück, die Dame wirft sich auf eine Bank und lacht nun mit so hellen, silbernen Tönchen, daß es Einem in's Herz klingt. Zur Strafe soll er Brombeeren für sie pflücken, meint sie, worauf sich der Kadett in die Büsche schlägt. Ich ihm nach, verlange von ihm Feuer für meine Cigarette, biete auch ihm eine an, ihm „als Kenner“. — „Sie sind doch Kenner?“ füge ich hinzu. — „Ja, allerdings ... Brennt schon.“ Darauf spreche ich mit dem jungen Menschen über das Rauchen ... stelle mich vor ... als Reserve-Lieutenant ... hm, das bin ich ja schließlich ... und bitte, mich der Dame vorzustellen. Geschieht. „Doctor Kreisel — Fräulein Martens, meine Cousine“ ... Jetzt weiß ich eigentlich noch immer nicht, ob sie Elfriede heißt ... Du weißt ja, Elfriede ... Die mit dem Notizbuch ...

Fräulein Martens scheint die Sache nicht gerade zu freuen. Sie neigt zwar höflich das Köpfchen, meint aber dann, sie müsse Mama entgegen gehen ... Nun, ich begleite sie eben ... Plötzlich befinden wir uns in der lebhaftesten Unterhaltung, und ich beginne, vorsichtig zu sondiren.

„Wohnen viele Sommer-Parteien in der Jägerhütte?“ —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Außer uns noch eine." — „Sind junge Damen darunter?" — „Zwei Mädchen." — „Pardon, wie heißen diese?" — „Sie verhören mich ja förmlich, Herr Doctor," sagt sie lachend, „sind Sie Untersuchungsrichter?" — „Nein, Schriftsteller." — „Ah, Schriftsteller!" — Pause, darauf mit Erröthen: „Schreiben Sie auch Gedichte?" — Ich beginne vor Aufregung zu zittern. „Ja, auch Gedichte, manchmal auch Räthsel . . ." — „Ah, das ist interessant . . ." — „Möchten Sie mir nicht sagen, wie die Mädchen heißen, mit dem Taufnamen?" — „Laura und Martha." — Ein tiefer Seufzer der Erleichterung von meiner Seite und ein verzehrender Blick auf meine Begleiterin. — „Warum fragen Sie mich denn aus, Herr Doctor?" Ach, wie schalkhaft das klang! „Sprechen wir lieber von, von Ihren Gedichten und von den Räthseln." — „Sie ist's, sie ist's," jubelte es in mir. „Nein, mein Fräulein, ein andermal, wir werden uns ja noch sehen — — es ist für mich eine Lebensfrage, ein Mädchen zu finden mit einem ganz bestimmten Taufnamen . . ." — „Ah, das ist romanhaft, welchen denn?" Es streift mich dabei ein ganz eigener lächelnder Blick . . . „Elfriede," sage ich innig. — Pause. Das Mädchen ist stark erröthet. — „Gefällt Ihnen dieser Name so sehr?" Ein seltsames Vibriren in der Stimme . . . „Ach, mein Fräulein, ach" — — — „Kommen Sie rascher, Herr Doctor, rascher — —"

Wir stehen vor den zwei Damen, welche uns entgegengekommen waren. „Ich werde Sie Mama vorstellen," flüstert meine Begleiterin.

„Doctor Kreisel — Mama — Tante Elfriede — —"

Die hagere Dame hat sich steif aufgerichtet und ein langstieliges Lorgnon an die Augen geführt.

„Weißt Du, Tantchen, der Herr Doctor schwärmt so für den Namen Elfriede — —"

„Schwärmt?" wiederholt die alte Jungfer mit einem säuerlichen Lächeln, „das ist wirklich räthselhaft."

Bei diesem Worte zuckte ich zusammen. Bisher hatte ich nämlich mit dem Ausdrucke vollendeter Blödheit im Gesicht wie erstarrt dagestanden — — — —

Also, das war meine Elfriede . . . oh, oh, oh . . .

Was ich noch gesprochen, weiß ich nicht. Ich war wie betäubt. Ich habe nur das Bewußtsein, ein Kichern gehört zu haben, ein helles, silbernes, fröhliches Lachen und die Frage: „Fehlt Ihnen Etwas, Herr Doctor?"

Ich schützte plötzliches Unwohlsein vor und verduftete. Uebermorgen sollte ich mit meiner Waldelfe mein erstes Rendezvous haben . . . ich gehe nicht hin . . . ich packe meine Sachen, breche meinen Urlaub ab . . . Du hast Recht gehabt: ein dummer Streich! Daß die wirklichen Abenteuer so aussehen! In meinen Novellen sind sie viel hübscher. Ja, ja, so grob wie in der ersten Antwort konnte nur eine alte Jungfer sein. . . . Wenn mir nur das helle Lachen des Mädchens — Lucie hieß sie — nicht fortwährend in den Ohren klänge! . . .

Gustav.

* * *

Jägerhütte, den 10. August, Abends.

. . . aber es thut mir leid, so triumphirt zu haben. Wie der Aermste aussah! Wie er zusammengeknickt ist, wie, wie . . . kurz, ich fühlte ein so herzliches Mitleid mit ihm, und dann die Angst, er könne gegen Tantchen ein Wort fallen lassen . . . Die Strafe war doch zu hart, meinst Du nicht? Er ist ja doch derselbe Doctor Kreisel, von dem Du mir so viel erzählt hast, der Freund Deines Mannes. Ich habe auch seine Novellen gelesen, es liegt in ihnen soviel Herz, Gemüth und Heiterkeit und sonnige Lebensfreude . . .

. . . Ich bin ihm heute in der Stadt begegnet . . . Es war Markttag . . . Mama war mit . . . Denke Dir, bei welcher Scene ich ihn überraschte. Vor einer Marktbude stand ein alter, gebrechlicher Bauer, dem der Stock entfallen war. Mühsam bückte er sich danach, da sprang aber Doctor Kreisel hinzu, hob den Stock auf und händigte ihn dem Bauer ein . . . Niemand hatte das bemerkt, nur ich. Ist das kein hübscher Zug? Ein sehr, sehr winziger allerdings — — aber — — ich weiß wirklich nicht, wie ich mich ausdrücken soll . . . es hat mich stark gerührt . . .

Auf dem Nachhausewege begleitete er uns. Wir gingen zu Fuß und beeilten uns gar nicht. Er sah traurig aus, ja ein bischen verstört . . . Wir sprachen über ernste Dinge . . . Ich bemühte mich, sehr lieb gegen ihn zu sein . . . Von Elfriede kein Wort . . . Er blieb aber scheu und zurückhaltend.

Mama hat ihn eingeladen, uns zu besuchen, er schlug ab. Freilich, die Tante! Er glaubt sich vielleicht erkannt . . .

Ach Gott, Marianne, wenn er nur nicht so leichtsinnig gewesen wäre . . . Durch ein Notizbuch zu correspondiren, ohne zu wissen, wem es gehört . . . ja, ja, das war ihm eben gleichgültig . . .

Ich bin nur gespannt, ob er morgen kommt . . . halt, ich muß ihm doch den Glauben nehmen, daß Tantchen im Stande sei . . . Die arme Tante „Räthselhaft"! — Daß ich daran nicht gedacht! . . . Ich werde jedenfalls vor ihr dort sein — sie kommt mit Mama erst um fünf Uhr — und ihn aufklären . . . Und wenn er nicht kommt, dann schreibe ich ihm, ja, das thu' ich, das bin ich Tantchens Reputation schuldig . . . Ach, Marianne, . . . nein, ich sage Dir gar Nichts . . . aber ich glaube, heute Nacht wird Eine nicht schlafen können . . .

Lucie.

* * *

Zigeunerwald, den 10. August, Nachts.

. . . Nein, nein, sei unbesorgt. Ich liebe die sentimentalen Betrachtungen nicht . . . Ich bitte Dich nur, erzähle im Bureau Nichts von meiner großen Urlaubs-Blamage . . . auch Deiner jungen Frau nicht . . . die lacht mich zunichte . . . Also, wie gesagt, ich komme heim; die Landluft ist mir Großstädter zu scharf . . .

. . . Wenn sie wenigstens nicht Luciens Tante wäre, diese schändliche Elfriede! Bei Deiner Seligkeit, meinst Du, daß eine verbittert gewesene und wieder holdselig gewordene alte Jungfer schweigen, verzeihen und vergessen kann? Es ist wegen Lucie! . . . Doch was rede ich da? Ich glaube, ich bin im Fieber und phantasire . . . Kann denn solch' ein goldenes Wesen und ich . . . Ach, ich werde noch toll . . . Und diese Elfriede wird schwatzen . . . ich möchte Gift darauf nehmen . . . Das Schlimmste ist, daß ich mich wie ein dummer Junge benehme, wie ein Gymnasiast . . . Wie schön, wie herzig, wie lieb war Lucie heute . . . Ich hätte, ja was hätte ich nicht? Aber ich gab mich düster und tragisch. Es ist zu lächerlich . . . Freilich, was soll die Gluth, die mich jetzt mit all ihren Seligkeiten gefaßt hat? Wie ein drohender Schatten steht Elfriede zwischen uns mit ihrem Notizbuch . . . Natürlich wurde Lucie in Folge meiner Trübseligkeit ebenfalls schweigsam . . . Ah, sie ahnt noch Nichts . . . Morgen wird sie mich hassen, wird sich schämen, mich so leuchtenden Blicks angesehen zu haben . . . Nun, Du hast's ja gesagt: ein dummer Streich! Aber daß ich dadurch um mein Lebensglück kommen soll, das ist doch hart . . .

. . . . Und was für Gedanken mir durch den Kopf gehen . . . Wenn ich etwas Großes, Unerhörtes thun könnte, um sie vergessen zu machen, daß . . . um sie mir zu gewinnen . . . Dreimal war ich schon beim Fenster und habe in die Richtung der „Jägerhütte" geschaut, ob von dort kein Feuerschein kommt . . . Oh, ich würde sie retten, aus einem wogenden Flammenmeere . . . hahaha — so lächerlich bin ich geworden. . .

Nachschrift, 12 Uhr Nachts. Was werde ich morgen thun? Soll ich zum Rendezvous? Soll ich meine stille Waldkapelle, die Stätte so romantischer Träumereien aufsuchen? Ja, ich will hingehen und die große Demüthigung auf mich nehmen. Ich werde vor Elfriede hintreten. Ich bin es Lucie schuldig, ihre Tante aufzuklären. Für ganz unwürdig soll sie mich nicht halten. Ich werde Elfrieden Alles gestehen . . . Dann packe ich, mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, meine Sachen und bin Mittwoch wieder im Bureau . . . Ich habe den Urlaub satt. . .

Es gilt nur noch diese eine Nacht, und ich weiß Einen, der nicht wird schlafen können . . . Ach, meine süße, goldene, herrliche Lucie . . . für immer ist sie mir verloren. . . .

Gustav.

* * *

Jägerhütte, den 12. August.

. . . . . und sah mich erst, als er bereits vor mir stand. . . . Er fuhr zusammen, wurde roth und begann an seinem Schnurrbärtchen zu zwirbeln (nota bene, das thun alle Männer, wenn sie verlegen sind, nota bene wenn sie eins haben). „Fräulein Martens," stammelte er endlich, „Sie . . . hier?" — Mir war auch nicht ganz wohl zu Muthe, und ich wünschte sehr, ich wäre zu Hause geblieben. „Wie Sie sehen, Herr Doctor, wundert Sie das?" Es kam unbefangen genug heraus. „Oder vermutheten Sie jemand Andern hier?" — „Nein . . . ich wollte . . . (oh Du Lügner!) . . . Das heißt . . . offen gestanden, ja." Wie er aussah! Wie blaß und unglücklich. „Ihr Fräulein Tante vermuthete ich hier." — Man sah es ordentlich, welche Anstrengung es ihn kostete! Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Jetzt trocknete er sie mit seinem Taschentuch. „Tantchen Elfriede, deren Name Ihnen so gefällt? Die kommt um fünf Uhr." Er zog hastig seinen Stundenzeiger aus der Tasche, und sein Gesicht erhellte sich. „Vier Uhr," sagte er erleichtert. „Gestatten Sie, daß ich Platz nehme?" Ich setzte mich ihm gegenüber. Eine Weile lang war's ganz still. Ich bemerkte, daß er mich anblickte und dann finster zu Boden sah.

. . . . . Leise rauschte es in den Wipfeln. . . .

. . . . . „Glauben Sie, Fräulein," begann er endlich, „daß Elf — — daß Ihr Fräulein Tante einem Manne verzeihen könnte, der sie in Folge eines kleinen Mißverständnisses gekränkt hat?" — „Tantchen? Oh, die verzeiht Nichts — nie," gab ich mit schrecklicher Betonung zur Antwort. Ich dachte, er werde jetzt gehen. Aber er stöhnte nur tief auf. Pause. Dann erhob er sich plötzlich und trat rasch auf mich zu. — „Und Sie, könnten Sie einem Manne einen dummen Streich verzeihen?" flüsterte er leidenschaftlich und sah mich mit einem Blicke an, der mich erschütterte. „Ja," hauchte ich, „wenn er nicht aus einem schlechten Herzen — —" — „Ach, Fräulein Lucie, Fräulein Lucie" — — Es klang wie ein Freudenschrei. Mich überkam etwas Seltsames. — — „Pst, die Tante!" flüsterte ich. Er knickte zusammen, ließ aber meine Hand, die er ergriffen, nicht los. . . . „Also Sie würden einem Manne vergeben, der Ihre Tante — —" — „Ach, auch ich habe ihr Etwas abzubitten . . ." — „Auch Sie? Ich, ich habe sie unter falscher Voraussetzung besungen." — „Und ich habe mich ihres Namens bedient, um einen Unverschämten — —" — „Lucie! —" — „Pst, die Tante!" — Aber er fuhr fort zu sprechen, erregt, leidenschaftlich, strahlenden Blickes . . . Und ich, ach, Marianne. . . .

. . . Als Mama mit Tantchen kam, fanden sie ein Pärchen, das Hand in Hand dasaß und sich voll Glück in die Augen sah . . . Ein Notizbuch lag vor ihnen aufgeschlagen, und Jemand hatte eine lange, ernste Predigt anhören müssen. . . .

Tantchen fand es „sehr räthselhaft!" Natürlich.

Nachschrift. Gustav sagt, er hätte Deinem Manne geschrieben, daß er davon phantasirt, er müsse mich aus einem brennenden Hause retten . . . Schicke mir doch den Brief . . . Ich glaube ihm nämlich nicht Alles. Ich bitte Dich, einem Menschen, der unbekannte Damen besingt und berathselt . . .

* * *

Jägerhütte, den 12. August. (Telegramm.)

Mein Stellvertreter nicht abreisen. Ich bleibe hier. Ansuche Urlaubsverlängerung. Näheres in Luciens Brief an Deine Frau.

Gustav.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Wasserrosen. Von W. Roelofs. Siehe das Bild, Seite 105. — Wessen Auge hätte sie noch nicht entzückt, Nymphaea alba, unsere heimische Lotosblüthe, die regungslos auf dem stillen Wasserspiegel ruhende, in der Tiefe wurzelnde und ihren Kelch der Sonne öffnende Wasserrose! Kaum ein Dichter, der sie nicht besungen hätte, und gewiß Niemand, der sie gesehen und nicht bewunderte. In die Melancholie, die über stillen, schilfumflüsterten Wassern ruht, tragen ihre weißen Blüthenkelche hoffnungsfreudige, lichte Punkte, und unsere Phantasie zaubert aus ihnen herrliche Märchengestalten, Niren und Seejungfrauen, deren weiße Schultern sich aus dem stillen Waldsee heben.

Die Procession. Von K. Bennewitz von Loefen jr. — Siehe das Bild, Seite 108. — In katholischen Ländern gestalten sich noch heute die Kirchenfeste zu Volksfesten, und gerne tritt die Geistlichkeit mit allem ihren Pomp aus den weihrauchduftenden Kirchen heraus unter Gottes freien Himmel. Besonders aber am Frohnleichnamstage, dem höchsten Feste der katholischen Christenheit, dessen Feier am zweiten Donnerstag nach Pfingsten stattfindet, entfaltet die Kirche alle ihr zu Gebot stehende Pracht, um die Procession zu einem würdigen und zugleich prunkvollen Triumphgange zu gestalten. Jedes Haus in den Straßen, durch welche sich der feierliche Zug bewegt, ist geschmückt, grüne Birkenstämme sind vor den Thüren aufgepflanzt, Guirlanden umschlingen Säulen und Balcone, und im lauen Sommerwinde wehen vielfarbige Fahnen. Die Bewohner wetteifern miteinander, ihren Häusern ein festliches Ansehen zu geben, zu Ehren der geweihten Hostie, die in kostbarer Monstranz an ihnen vorübergetragen werden soll. Aus dem Zuge selbst hat der Künstler diejenige Gruppe für seine Darstellung gewählt, welche nicht am prunkvollsten, aber wohl am lieblichsten dem Auge des Zuschauers erscheint, die Schar kleiner Mädchen, welche die Procession zu eröffnen pflegen. Alle in reines Weiß gekleidet, Rosenkränze auf den schwarzen und blonden Köpfen, Blumensträuße und Lilien in den Händen, schreiten sie ernst und andächtig oder kindlich unbefangen dahin, nicht selten auch durch einen harmlosen Uebermuth aus dem kirchlichen Ton der Feier fallend, ein langer Zug von Engelsgestalten, den der Künstler mit seiner Wiedergabe der einzelnen Kindergesichter festgehalten hat, indem er zugleich in der Schar weißgekleideter Figuren ein coloristisches Meisterstück lieferte.

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

„Kaiserin Auguste Victoria" eine neue deutsche Thee-Hybrid-Rose. Die vorzüglichste unter den wenigen deutschen Rosenarten, die bis heute mit den besten französischen Züchtungen erfolgreich wetteifern können, ist ohne Zweifel die neue Sorte „Kaiserin Auguste Victoria". Diese Rose ist sehr wüchsig, sie bildet nur kräftige, aufrechtstehende, mit wenigen Dornen besetzte Triebe. Die schönen Blätter sind in der Entwickelung bräunlichroth, ausgewachsen dagegen dunkel glänzend grün gefärbt. Jeder Trieb wird von 1—3 stattlichen, gut gefüllten, stramm aufrecht stehenden Blüthen gekrönt. Die edle, außerordentlich wohlduftende Blume ähnelt in der Form der alten „La France", ihre äußeren, elegant zurückgebogenen Blätter sind rahmweiß, die mittleren Blätter crèmegelb und das Centrum orangegelb. „Kaiserin Auguste Victoria" ist als Gartenpflanze fast unempfindlich gegen harten Frost, und im Blumentopf am Fenster gezogen, zeigt sie sich als unermüdliche Blüherin. Wenn sich meine liebenswürdigen Leserinnen jetzt Topf-Exemplare dieser Neuheit beschaffen, sie in eine nahrhafte, am besten aus zwei Theilen Mistbeet-Erde, einem Theil verrotteten Lehm und einem halben Theil Sand zusammengesetzte Erdmischung verpflanzen, bis zum Spätherbst am Fenster pflegen und dann in den Keller bringen, so dürfte es nicht schwer halten, im Winter die schönsten Rosenblumen im Zimmer zu haben. Nimmt man die nach vorstehender Anleitung behandelten Rosentöpfe Ende Januar an das sonnige Fenster eines mäßig warmen Zimmers und schneidet hier die einzelnen Triebe auf drei bis vier Augen zurück, so bilden sich bald junge, saftig belaubte Zweige, an denen sich schon nach drei bis vier Wochen die ersten stolzen Blüthen erschließen. Neben „Kaiserin Auguste Victoria" kann auch die neuere großblumige, immerblühende Polyantha-Rose „Clothilde Soupert" als treffliche Fensterblume und dankbare Winterblüherin warm empfohlen werden.

Neue wohlriechende und gestreifte Blüthen-Begonien. Unter den gegenwärtig von der Mode bevorzugten Blüthenpflanzen nehmen die modernen Blüthen-Begonien die erste Stelle ein. Aus meist unscheinbar blühenden, vorzugsweise im tropischen Amerika heimischen Arten sind in der Cultur herrliche Sorten hervorgegangen, deren einzelne aufrechtstehende, einfach und gefüllt blühende Blumen einen Durchmesser von 15—18 cm erreichen. Im Garten und im Blumentopf sind diese Begonien mit ihrem überreichen, im leuchtendsten Farbenspiel prangenden Blüthen geradezu königliche Erscheinungen. Was den Begonien bisher fehlte, das ist der Duft, und es erscheint deshalb begreiflich, daß die Einführung einer Art mit wohlriechenden Blüthen als Ereigniß auf dem Blumenmarkt gefeiert wird. Diese Art führt den Namen Baumanns-Begonie (Begonia Baumanni); sie wurde in den feuchten Thälern der nördlichen Cordilleren entdeckt, wo sie in Massen wächst und vom Vieh gern aufgesucht werden soll. Die Knollen der Baumanns-Begonie erreichen in der Heimath die Größe einer mäßigen Melone und ein Gewicht von 400 Gramm. Die Blätter dieser Begonie sind nicht wie bei anderen Arten schief-herzförmig, sondern nierenförmig. Jede kräftige Pflanze bringt gleichzeitig 20 bis 25 Blüthenstengel, die je 3 bis 6 theerosenartig duftende, mittelgroße Blumen tragen und sich 40 bis 50 cm hoch über die Blätter erheben.

Kaum weniger interessant als vorstehend besprochene wohlriechende Art sind die jetzt zum ersten Mal auf den Blumenmarkt gelangenden Begonien mit gestreiften Blüthen. Die Streifen dieser Begonien sind bereits an der Knospe sichtbar und wechseln in allen Abstufungen der rothen, gelben und weißen Farbe.

Die Blüthen-Begonien sind die dankbarsten Gewächse, verlangen aber nahrhafte Erde und reichliche Bewässerung in der Zeit regen Wachsthums. Im Winter ziehen diese Pflanzen bis auf die Knolle ein, die man dann aus dem Topf nimmt, um sie bis zum Frühling trocken und frostfrei aufzubewahren.

Tabakstaub ein billiges und treffliches Mittel gegen Blattläuse. Während jetzt im Garten viele Gewächse im schönsten Schmucke prangen, haben die erblühenden Rosen, Formobst-Bäume u. a. so sehr unter ihren gefährlichsten Feinden, den Blattläusen, zu leiden, daß dadurch der liebenswürdigen Blumenfreundin die Gartenfreuden nur zu oft verleidet werden. Unter dem unheilvollen Einfluß der Blattläuse können viele Pflanzen geradezu verkümmern, weil diese stets in großen Colonien zusammenlebenden Schmarotzer nicht nur den jüngsten und zartesten Zweigen den Saft entziehen, sondern dieselben auch mit klebrigen Excrementen überziehen, dadurch die Spaltöffnungen verstopfen, was einerseits die unumgänglich nöthige Verbindung des Pflanzen-Inneren mit der Atmosphäre verhindert und andererseits die Ansiedlung schädlicher Pilze erleichtert. Die meisten bisher zur Vertilgung der Blattläuse empfohlenen Mittel sind entweder wirkungslos oder viel zu theuer. Einen durchschlagenden Erfolg habe ich mit Tabakstaub erzielt, der den Gartenpflanzen nicht schadet und in jeder Tabakfabrik als Abfallstoff billig oder kostenlos zu haben ist. Die Anwendung des Tabakstaubes ist höchst einfach.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nach einem Regen oder am frühen Morgen, wenn die Blätter noch vom Thau der Nacht benäßt sind, gehe man in den Garten und bewerfe die Pflanzen von allen Seiten mit dem Staube, der an den feuchten Zweigen und Blättern haften bleibt und die Läuse sowie deren Brut unfehlbar vernichtet. Haben sich die Läuse so massenhaft angesiedelt, daß die Blätter zusammengerollt sind, dann müssen die befallenen Triebe abgeschnitten werden. Da jetzt auch geflügelte Läuse auftreten, die immer und immer wieder aus fremden Gärten auf die mit Tabak behandelten Bäume gelangen, so liegt es im eigenen Interesse jeder Gartenbesitzerin, auch die Besitzer der Nachbargärten mit vorstehend beschriebenem Vertilgungsmittel bekannt zu machen und sie zu dessen Anwendung aufzumuntern.

Wirksamer Schutz der reifenden Trauben durch Papiertüten. Im Jahre 1890 begann man am Niederrhein, Versuche mit Papiertüten zum Schutz der Trauben zu machen, die sich, wie man jetzt feststellt, vorzüglich bewährt haben. Die Tüten werden aus Pergamyn-Papier hergestellt, das mit Oel getränkt ist und dadurch keine Feuchtigkeit, wohl aber Licht und Sonne durchläßt. Es hat sich herausgestellt, daß die Papier-Umhüllung das Wachsthum der Beeren fördert, deren Zuckergehalt steigert, und daß dadurch die umhüllten Trauben in kälteren Gegenden viel besser als ohne Umhüllung reifen. Trauben, welche einige Monate in den fraglichen Papiertüten steckten, hatten viel größere und süßere Beeren als Trauben am gleichen Stock, die ohne Tütenhülle hingen. Die mit Papier umhüllten Trauben bleiben ferner ungezieferfrei, rein und haben nicht durch Vögelfraß zu leiden. Der gefürchtete Sauerwurm, welcher immer verderblicher auftritt, hat den mit Papier umhüllten Trauben nicht beikommen können. Die Traubentüten aus Pergamyn-Papier sind gesetzlich geschützt und werden nur von P. J. Schmitz in Düsseldorf hergestellt.

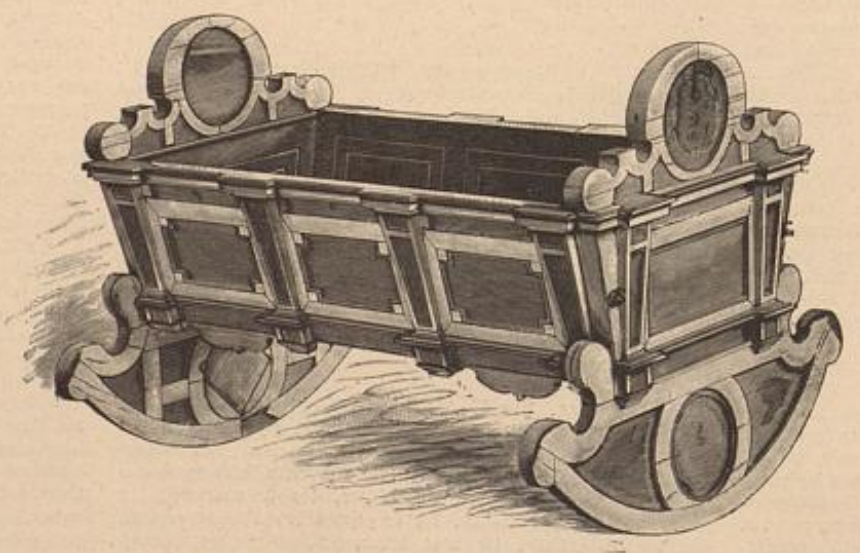
Für's Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Tafel-Decoration. — In Amerika — dem Lande, in dem man Extravaganzen liebt, Kosten nicht scheut, vor Allem danach trachtet, Neues zu bieten — tauchte schon vor einiger Zeit die Mode auf, die Tafel bei Gesellschaften in einem einzelnen, in's Auge springenden Farbenton zu decoriren. Infolge dessen schaffte man die bisher üblichen bunten Services ab und wählte weißes Porzellan mit goldenen Verzierungen, das in schönen Formen sich jedem Ton anpaßt. Die in Amerika und England nie fehlenden Seiden- und Plüschdecken im Mittelpunkt des Tisches, worauf die kostbaren Krystall-Aufsätze und -Schalen ihren Platz finden, trugen die erwählte Farbe, sämmtliche Schirme von Lampen und Lichtern, die zum Schmuck bestimmten Blumen zeigten sie, und wer von den Gästen die Tages-Losung etwa noch nicht erkannt hätte, dem verrieth sie das Kleid der Wirthin, die Folge der Speisen. Es gab rothe, grüne, gelbe und weiße Diners, — je schwerer die Durchführung, um so rühmlicher der Sieg. Wir wollen dieser Mode, die allmälig auch zu uns kam, nicht unbedingt das Wort reden, denn selbstverständlich kann sie leicht abgeschmackt werden und in's Extreme gehen. Was aber im Winter nur mit großen Kosten zu ermöglichen war, das gestattet die Blumen- und Fruchtfülle des Sommers und Herbstes im Ueberfluß; mit Geschick arrangirt, frei von Pedanterie, kann die Tafel eines ländlichen Festes, im Gartensalon oder selbst im Freien gedeckt, einen eigenen Reiz bieten und der anmuthigen Hausfrau zur Freude und Ehre gereichen. Gesetzt, man wähle „Grün", so würden die größeren Blumenschalen mit kräftigen Farnwedeln, die kleineren Gläser etwa mit zierlich gefiedertem „Frauenhaar" zu schmücken sein; bei jedem Couvert läge eine grüne Karte, ein Sträußchen von zarten Blättern, gebunden mit grüner Schleife, oder verschönt durch eine Orchidee; auch können Blätter und Gräser, scheinbar ohne Absicht, unsymmetrisch, auf das Tafeltuch gestreut werden. Es muß, um eine feine Wirkung zu erreichen, das Ganze nur den Eindruck des Unabsichtlichen hervorbringen. Will man weiter gehen — vielleicht zu weit — und sollen die Speisen den erwählten Ton durchführen, so würde das Menu etwa lauten: Suppe St. Germain, Schlei mit Dill, oder gerösteter Lachs mit Kresse und Montpellier-Butter, grüne Erbsen, Artischocken ꝛc., die Braten wären mit Petersilie ꝛc. reich zu garniren, Pistazien-Eis könnte den Schluß machen. Kräftiger, in der Farbe hervortretender würde „Roth" sein; welch' leuchtende Effecte lassen sich mit Mohnblumen, Tomaten, Erdbeeren und Hummern erzielen! Wer Freude und Lust am Schmucke seines Tisches findet, sollte den Versuch, der ja vielfach variirt werden kann, nicht scheuen; er darf des guten Erfolges sicher sein.

Forellen. — Wer kennt und schätzt nicht die Forelle, den feinsten unserer heimischen Fische, sei es nun jene große, dem Lachs ähnliche, die der Rhein und die größeren Seen bergen, oder jene kleine Art, welche im muntern Gebirgsbach, der Strömung entgegen, blitzschnell dahinschießt, sich unter Steinen versteckt, plötzlich aufschnellend ein kleines Insect im Fluge als Beute erhascht und dem Auge entschwindend davonhuscht. Es sind gar hübsche Thierchen mit dunkelgrünem, schwarz- und braungeflecktem Rücken, grünlichgelben Seiten und weißem Bauch, auch rothgefleckt auf hellerem Grunde; so schwer sie aber zu fangen sind, hat sich bedauerlicher Weise in den letzten Jahren, namentlich in dem einst so fischreichen Schlesien, eine bedeutende Abnahme bemerklich gemacht. Da wird es von allen Forellen-Liebhabern mit Freude begrüßt werden, daß die Regierung zu Liegnitz sich veranlaßt sah, das Unternehmen eines Mannes — des Gutsbesitzers Pietsch — zu unterstützen, der sich schon seit lange um die Fischzucht verdient gemacht hat. Im Besitze einer Bergquelle, die frei von allen den Forellen schädlichen Substanzen ist und selbst bei strengster Kälte nicht zufriert, errichtete er dort eine künstliche Brut-Anstalt, deren Erfolge die denkbar günstigsten sind. Man setzte 12 Brutkästen aus, brachte in jeden derselben fünftausend Stück durch künstliche Ablaichung gewonnene Forellen-Eier und hatte die Freude, fast sechzigtausend muntere Fischchen ausschlüpfen zu sehen. Einen beträchtlichen Theil davon kaufte der Staat und setzte ihn in anderen Gebirgswässern aus, der Rest — in die mit der Brut-Anstalt verbundenen Teiche gebracht, mit gekochtem Blut und gequirltem Schweinsdünger ernährt — wird bereits im Herbst auf den Markt kommen. Ermuthigt durch den glänzenden Erfolg, soll die Brut-Anstalt im nächsten Jahre auf vierundzwanzig Kästen vermehrt werden, so daß auf eine wünschenswerthe Preis-Ermäßigung des theuren Fisches zu hoffen ist, der, abgesehen von seinem Wohlgeschmack, für außerordentlich leicht verdaulich gilt und Kranken oft eine dienliche Nahrung bietet. So sehr die Forelle aber auch als winterliche Delicatesse geschätzt wird, die Zeit, in der sie am besten und fettesten ist, bleibt der Sommer.

Angebliches Geburtshaus der Philippine Welser in Augsburg.



Wiege der Kinder der Philippine Welser.
Deutsche Arbeit um 1558.
Kunsthistorische Sammlungen des Kaiserlichen Hauses zu Wien.

Fragen.

Wer kann mir eine gute Damen-Pension in Nürnberg nennen? Weiß mir eine der geschätzten Abonnentinnen ein Recept zu Salzburger Nockerln zu geben? M. G. Kärnthen.

Wodurch kann man den Glanz von getragenen Kammgarn-Röcken entfernen? C. A. Düsseldorf.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Englisches Riechsalz (104). — Zur Herstellung desselben nimmt man Aetzkalk und Salmiak zu gleichen Theilen, Ersteren fein gepulvert, mischt Beides und bewahrt es in einem mit eingeschliffenem Glasstöpsel hermetisch verschlossenen Glase.

Hummer auf amerikanische Art (104). — Zwei frische, weibliche Hummer werden auf ein Brett gelegt, der Schwanz lang gestreckt und mit einem scharfen Messer in etwa $1^1/_2$ Zoll lange Stücke getheilt. Den Leib schlägt man in Hälften, nimmt die Eier heraus und bricht die Schalen der Scheeren leicht ein, damit sie — gekocht — sich gut schälen lassen und man das Fleisch, ohne es zu zerreißen, herausnehmen kann. Nun gießt man in eine Pfanne $^1/_8$ Liter Oliven-Oel, erhitzt dieses, giebt einen Theil Thymian hinein und läßt die Hummerstücke — mit den Eiern — auf raschem Feuer 5 Min. darin kochen. Sobald sie sich roth zu färben beginnen, streut man eine gewiegte Zwiebel und einige Chalotten über, läßt sie weitere 5 Min. kochen und gießt dann $^1/_8$ Liter feinen Branntwein hinzu. — Hierbei ist Vorsicht zu empfehlen, damit derselbe sich nicht an dem Feuer entzündet. — Weiter füllt man ein knappes halbes Liter alten Rheinwein darüber, fügt 2 frische, gewiegte Tomaten bei und läßt weitere 10 Min. kochen, die Stücke fleißig umwendend. Während dessen schmilzt man in einer zweiten Kasserole 65 Gramm Butter, gießt die Hummerbrühe hinzu, that einen Theil fein gewiegten Kerbel, Esdragon und ein Lorbeerblatt hinein, läßt die Sauce sich bis zum Siedepunkt erhitzen, schmeckt sie mit etwas Cayenne-Pfeffer ab, wirft die Hummerstücke hinzu und bringt sie mit der Sauce übergossen auf die Tafel.

Waschen bunter Stickereien (104). — Bunte Stickereien dürfen vor Allem in kein Wasser gebracht werden, das irgend welchen Zusatz von Lauge oder Soda enthält; man weicht sie lauwarm ein, wäscht sie mit guter Seife in den Händen durch und spült sie, sobald der Ton ein klarer geworden ist, in einem Wasser, dem man etwas Essig beimischte. Das Stärken geschieht am besten durch Gelatine, die vollständig aufgelöst in das lauwarme Wasser gethan wird; für eine nicht zu große Quantität genügen schon einige Blättchen. Auch ist es zu empfehlen, die Stickereien nicht trocknen zu lassen, sondern sie noch feucht auf der linken Seite zu plätten.

Frau P. S. — Brünette pflegen allerdings stärkere Oberhaut zu haben als Blonde. Lufah ist ein gutes, aber nicht zu scharfes Reibemittel; durch Zusatz von Borax (ein Theelöffel auf ein Liter Wasser) läßt sich die auflösende Wirkung des Wassers und des Reibens verstärken. Schuppen werden ebenfalls durch Borax entfernt. Haaröl darf bei trocknem Haar angewendet werden, Reinlichkeit und sparsamer Gebrauch ist dabei nothwendig. Dr. D.

M. B. St. Wolfgang. — Bei einem heftigen, frühzeitigen Haar-Ausfall trägt vielleicht das Allgemeinbefinden die Schuld. Jedenfalls ist eine verständige Pflege des Haarbodens nöthig, wozu besonders Reinigung desselben mit lauwarmem Boraxwasser (5—10 Gramm Borax in 100 Gramm weichem Wasser aufgelöst) und nachfolgende kühle Abbrausung dient. Uebrigens finden Sie in Heft 12 des Jahres 1890 einiges Nähere. Dr. D.

Leserin in Schweden. — Damen, welche in einem bestimmten Fach wirklich etwas Tüchtiges leisten, finden immer Beschäftigung. Bestimmten Rath vermögen wir nicht zu ertheilen.

C. Fr. Oder. — Den Hut „Arlésienne" erhalten Sie bei Kirchhoff, Berlin C., Jägerstraße Nr. 23.

Abonnentin in Ungarn. — Ueber die Anfertigung der Politur finden Sie Näheres in der Nummer vom 17. Mai 1891, Redactions-Post, „Abonnentin vom Lande".

Abonnentin in Graz. — Versuchen Sie den betreffenden Fleck fortzubringen, indem Sie den Stoff mit einem in Benzin getauchten Wollstückchen abreiben. Sollte der Erfolg ungenügend sein, so mischen Sie 60 Gramm sehr starken Weingeist, 8 Gramm Citronen- und 25 Gramm Bergamott-Oel mit 8 Gramm ätzendem Salmiakgeist in einem Glase. Von dieser Mischung bringen Sie einige Tropfen auf den Fleck und reiben so lange mit Fließpapier nach, bis er verschwunden ist. — Wie man Schimmelflecke entfernt, ist aus Heft 13 und 14 des laufenden Jahrganges unseres Blattes zu ersehen. — Weißweinflecke auf Marmorplatten sind mit einigen Tropfen Eau de Javelle zu begießen und mit reinem Wasser nachzuspülen.

Neue Abonnentin, Italien. — Stellen Sie Ihre Polster-Möbel in einen Raum zusammen, schließen Sie Thüren und Fenster und entzünden Sie — auf eisernen Kohlenschaufeln oder ähnlichem feuersicheren Geräth — eine Quantität guten persischen Insectenpulvers. Dasselbe muß langsam schwelen und das ganze Zimmer, das vierundzwanzig Stunden geschlossen bleibt, mit Dampf erfüllen. Bei einem sehr intensiven und lang vorhandenen Motten-Uebel ist eine mehrmalige Wiederholung solcher Räucherungen, für die man ohne jegliche Schädigung der Sachen auch Schwefelfäden benutzen kann, anzurathen. Später bedarf es nur einer aufmerksamen Behandlung der Möbel, in deren Polster man kleine Stücke Kampfer oder Naphtalin steckt. Letzteres ist sehr zweckdienlich, aber von penetrantem, unangenehmem Geruch.

Eine ganz Verzagte. — Das gewünschte Mittel ist bei Rohrbeck Nachfolger, Wien, Kärthnerstraße 53, zu haben.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 15. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. August 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Aber ich sagte Eurer Durchlaucht bereits, daß sie keinerlei Gedächtniß mehr an ihr vorheriges Dasein besitzt, nicht ahnt, die Tochter eines Königs zu sein. Wenn meine Bitte — ich wiederhole sie nochmals — Sie deshalb nicht bewegen kann, Monseigneur, Ihre Absicht aufzugeben, so muß ich doch eine andere zur Bedingung meiner Begleitschaft in den Saal stellen, daß Eure Durchlaucht in Schweigen verharren und keine Aeußerungen über das Bild an mich richten wolle. Denn die Stunde macht es mir wahrscheinlich, daß sie selbst, von der die todten Augen ihr Leben empfangen, sich schon im Schlaf befindet, und das Gemälde würde einen ihm verursachten Schreck auf Jene in die Weite übertragen, der auf ihre durch die wiedergewonnene Jungfräulichkeit noch überaus zarte Organisation die allergefährlichste Wirkung auszuüben vermöchte."

Der Statthalter bewegte seine Hand ein paar Mal gleitend über die Stirn — ein verworrener, halb wie von Betäubung redender, halb glänzender Ausdruck seiner Augen kam unter jener wieder zum Vorschein, und er äußerte hervorgestoßen: „Ich verspreche es Ihnen, Graf." Dann traten sie in den Saal, in dessen weitem, dunklem Raum das Licht der kleinen Laterne beinahe völlig wirkungslos blieb. Das Bildniß der Prinzessin Luise hing einige Fuß über Manneshöhe an der Wand, und Saint-Germain hob nun etwas seitwärts seine Leuchte zu ihm auf. Er mußte an dieser irgend eine Aenderung vorgenommen haben, denn ihre Lichtflamme blitzte nicht grell wie bisher, sondern warf einen gedämpften, leicht röthlichen Schein, ausreichend, das Portrait zu überhellen, zugleich jedoch es in einen sanften Farbenton eintauchend, in dem es sich nicht wie ein gemaltes, sondern wie ein lebendes Gesicht ausnahm. Täuschend erregte es sogar den plastischen Eindruck eines Haut-Reliefs; die Züge mischten träumerisch Weiches mit einer gewissen jungfräulichen Herbheit überaus fesselnd zusammen. In der That ließ sich nicht wohl ein größerer Gegensatz zu dem Spiegelbilde Lorenza Felicianis erdenken. Sie hatte einer üppig entfalteten Tropenblume geglichen, in fremder Farbenpracht gleißend, verführerisch, wie berauschenden Duft ausathmend; hier war nordische Art, doch nicht mindere Schönheit, vielleicht für den feinen Sinn die noch höhere eines ahnungsvollen, von erst sich aufschließender Knospe noch dämmernd verborgenen Reizes. Schöpferisch zauberte die Phantasie ihn sich zu voller Blüthe hervor, und mit ihr vereinigte sich eine angeborene fürstliche Hoheit, welche die „Prinzessin von Trapezunt" nur als Maske anzulegen bemüht gewesen. Dem Landgrafen fiel zum ersten Mal in den Gesichtslinien der Prinzessin Luise eine große Familienähnlichkeit mit ihrem Bruder, seinem königlichen Schwiegervater, auf; er hatte ihr Bild anders in der Vorstellung getragen oder vielmehr wohl nie vorher genau betrachtet. Wunderlich war's; gegen den sonstigen Brauch bei allen Portraits hielt es die Lider fest geschlossen.

„Es ist, wie ich vermuthete, sie schläft," flüsterte Saint-Germain kaum vernehmbar.

Doch fast mit den gehauchten Worten zugleich, ging ein Zucken durch die Wimpern, schlugen die Augen sich auf und blickten mit zwei silbergrauen Sternen nieder. Erstaunt, wie die einer Schlafenden, die aufwachend noch ein Traumbild vor sich sieht. Und auch selbst wie eine Traumerscheinung war's, kaum die Zeit eines Herzschlags überdauernd, dann senkten die Lider sich wieder herab.

Philippine Welser. Um 1560.

Oelgemälde auf Leinwand, im Besitze des Herausgebers dieser Blätter.

Gleichzeitig aber verschwand auch das Bild vor dem Blick, der Graf Saint-Germain hatte seine Blendleuchte umgewendet, den Arm des Statthalters gefaßt und raunte: „Ich bitte Sie, Monseigneur." Geräuschlos auftretend, zog er seinen willenlos Folge leistenden Begleiter mit sich aus dem Saal in's Freie hinaus, wo er erst mit lauterer Stimme erklärend nachfügte:

„Zum Glück fiel sie wieder in den Schlummer zurück, aber es war Gefahr, daß wir sie nochmals aufweckten."

Die Mondscheibe hatte sich jetzt beinahe voll gerundet, helle Nacht lag draußen. Der Landgraf stützte sich mit der Hand gegen eine Steinbrüstung vor der Thür der Amalienburg und stand mehrere Athemzüge lang sprachunfähig, eh' er hervorbrachte:

„Wo ist sie — in Wirklichkeit — gegenwärtig?"

„Das weiß ich nicht, Monseigneur."

„Sie wissen es — Sie wollen es mir nicht sagen — Sie müssen es wissen. Ich muß sie sehen, mit ihr reden, sie über Etwas befragen — Etwas in Bezug auf meinen Schwiegervater — worüber sie allein mir noch Auskunft geben kann."

„Eure Durchlaucht vergißt, daß sie sich ihres früheren Zustandes nicht mehr erinnert."

„Einerlei — ich bitte Sie, Graf — ich weiß, Sie besitzen die Macht dazu, und ich würde an Ihrer Ergebenheit zweifeln, wenn Sie es mir nicht erfüllten. Morgen — morgen Nacht, wenn Alles im Schloß still geworden, erwarte ich Sie bei mir; ich werde Ihnen den Schlüssel zu der Wandthür meines Zimmers zuschicken. Es handelt sich um Wichtiges — für Dänemark, wie für die Herzogthümer — um eine folgenreiche politische Frage. Also ich zähle auf Ihre Dienstleistung — nein, verlasse mich auf die Gesinnung eines Freundes."

„Oh, Monseigneur, welch' ein Name für mich! Ihn zu verdienen, wäre auch die Erfüllung des Schwersten noch zu gering."

Der Landgraf schritt jetzt weit aus, das Mondlicht ließ eine tiefrothe Färbung seines Gesichtes erkennen, merkbar befand er sich in heftiger innerer Erregung, die er zu verbergen suchte. Pfeifend zogen Brachvögel über den Köpfen der beiden Gottorp Zuschreitenden durch die Nacht, und sich zu einem gleichmüthigen Ton beherrschend, knüpfte der Statthalter schnell ein Gespräch über Jagdinteressen daran. Er liebte das Ausstellen von Dohnen in den Wäldern zum Krammetsvogelfang, doch war dieser im Frühling bis jetzt nicht so ergiebig wie sonst gewesen, und er sprach die Muthmaßung aus, die Wachholderdrosseln möchten zu gewitzigt sein, in die Schlingen zu gehen; man müsse diese wohl in behutsamerer Weise, besser versteckt herrichten. Zuhörend ging der Graf Saint-Germain neben dem eifrigen Sprecher und erwiederte auf die letzte Bemerkung desselben: „Ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

glaube nicht, Monseigneur, daß man solche Besorgniß zu hegen braucht; es ist ihre Natur, sich zu fangen, und ihr Beruf, gefangen zu werden. Sie halten sich für klug, das bildet den Hauptgrund, weshalb es keiner feineren Vorkehrungen bedarf. Ich habe oft genug erfahren, auch solche, die schon einmal den Kopf in der Schlinge gehabt und durch einen Zufallsumstand daraus losgekommen sind — wenn man ihnen nur die richtige Lockspeise anbringt, so sitzen sie doch wieder auf derselben Leimruthe fest."

„Ja, es mag auch wohl sein, denn sie sind eigentlich sehr dumme Geschöpfe," pflichtete der Landgraf bei.

11.

Da trug sich um ungefähr vierundzwanzig Stunden später, gegen Mitternacht des nächsten Tages, im Gottorper Schloß etwas Sonderbares zu. Im Flur desselben war gerade noch einmal Herr von Sehnstedte erschienen, um die Leibwachen vor den Gemächern des Landgrafen zu inspiciren, als plötzlich die Wohnzimmerthür des Letzteren von innen her aufgerissen wurde und hastig, laufenden Fußes mit irrem Umblick und einem Ausdruck halber Betäubung Dorret Gorries aus jener hervorkam. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich, nach Beistand suchend, instinctiv an einen der Soldaten wenden wolle, doch im gleichen Moment traf ihr Blick auf den jungen Offizier, der sie, wie ungläubig, mit groß staunenden Augen ansah. Wie ein tödtlicher Schreck fuhr es über ihr Gesicht, ein Schrei, wie wenn sie die Besinnung verliere, flog ihr vom Mund, und blitzschnell an Herrn von Sehnstedte vorbeieilend, verschwand sie durch die offenstehende Schloßthür in's Freie.

Am anderen Morgen liefen seltsame Gerüchte in der Stadt Schleswig um. Der Statthalter befinde sich in heftigster und, seiner sonstigen Natur zuwider, zornigster Aufregung. Niemand wußte Sicheres, weshalb, nur daß ein Mädchen Anlaß dazu gegeben, wie Einige gehört haben wollten, sich respectwidrig gegen den Landgrafen benommen haben sollte. Es ward erzählt, er sei in der Nacht mit einem kleinen Geleit von Vertrauten zur Amalienburg hinausgegangen, habe dort bei verschlossenen Thüren ein im Saal an der Wand hängendes Bild herabnehmen lassen, hinter dem sich bei der Fortnahme eine in die Mauer hineingebrochene große Oeffnung gezeigt. In dieser schien sich Etwas befunden zu haben, was ihn derartig aufgebracht, daß er ein halbes Dutzend Wachen mit geladenen Gewehren um das Haus des Grafen von Saint-Germain beordert, diesen gefangen gesetzt und befohlen habe, falls er seine Wohnung zu verlassen suche, von den Schußwaffen gegen ihn Gebrauch zu machen. Dies Letztere war gewiß verbürgt; von dem Uebrigen sprach man eifrig, doch ohne einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gerüchten herstellen zu können. Nur fügte man noch hinzu, Ihrer Königlichen Hoheit solle Alles sorglichst geheim gehalten sein.

Ohne sich um dies mannigfache schwirrende Gerede zu bekümmern, kam gegen die achte Frühstunde vom Holm her Pidder Sörenbroder durch den Lollfuß geschlingert. In seiner beständig gleichen Tracht, mit dem Südwester auf dem Kopf, schien er den Gang zu machen, den er bis vor einem Monat jede Woche einmal zum Besuch seiner Schwestertochter im „Ruge Krog" angetreten hatte; nur der „Näsenböter" dampfte ihm heut' Morgen nicht unter der Nase, sondern sah in Unthätigkeit mit der Spitze aus seiner Flaustasche heraus. Und vom Gewöhnlichen abweichend war auch, daß Pidder nicht am Ende des Lollfuß gegen die Neuwerkmauer hin rechts aufwärts bog, vielmehr statt dessen auf dem Schleidamm weiter wanderte, über die Brücke nach Gottorp hinüber und hier grad' auf das große Schloßthor zusteuerte. Mit derselben ruhigen Bewegung wie immer that er's, und da Herr von Sehnstedte ihn im Schloßhof anhielt und befragte, wohin er wolle, gab er so gleichmüthig Antwort, er möchte mit dem Herrn Landgrafen sprechen, als ob es das täglich Bräuchliche sei, daß der Statthalter von Schleswig-Holstein seinen Tag durch eine Morgenunterhaltung mit einem Holmer Fischer anfange. Das wollte dem jungen Offizier nicht einleuchten, der übrigens sehr blaßfarbig und überwacht, fast krankhaft aussah. Doch auf ein paar sparsam von Pidder nachgefügte Worte hin änderte Sehnstedte, dessen Wimpern plötzlich ein Zucken durchfahren, seine Ansicht. Er versetzte rasch, daß er bei Seiner Durchlaucht anfragen wolle, hieß, die Treppe hinanlaufend, den Fischer nachfolgen und kehrte mit der Meldung zurück, der Landgraf habe befohlen, den Wartenden zu ihm zu lassen. Nun nahm Pidder Sörenbroder seinen Südwester ab, klopfte weniger mit den Fingernägeln, als mit der ganzen Hand, nach Hofüblichkeit etwas überflüssiger Weise, an die Thür Seiner Durchlaucht und schob sich über die Schwelle nicht anders, als über die eines seiner Nachbarn auf dem Holm, hinein.

Draußen auf dem Corridor blieb in einiger Entfernung der junge Offizier stehen, unverwandt den Blick auf die Thür gerichtet haltend. In seinen Zügen drückte sich eine höchste Spannung, Bangen und Hoffen ineinander gemengt, aus; wohl eine halbe Stunde verstrich, in der er, manchmal unwillkürlich den Athem anhaltend, wartete, als suche sein Ohr auf Das, was drinnen im Zimmer gesprochen werden müßte, hinüber zu lauschen. Dann öffnete sich endlich die Thür, und Pidder Sörenbroder kam genau ebenso wieder heraus, wie er hineingegangen. Schicklich machte er die Thür hinter sich zu, setzte seinen Hut auf und begab sich gleichmäßigen Schritts wieder die breite Treppe hinunter. Herr von Sehnstedte sah ihm nach; in seinem Gesicht ließ sich lesen, er wisse nicht, was er wolle und solle. So blieb er unschlüssig eine Minute lang oder mehr stehen, bis es zu spät geworden, den Fortgewanderten noch einzuholen; dann sprang er plötzlich ebenfalls über die Stufen abwärts. Voraussichtlich umsonst für Das, was ihn jetzt herzklopfend trieb; aber da stand Pidder noch draußen an der äußeren Schloßmauer, hatte Feuerstein, Stahl und Schwamm in den Händen, pinkte Funken auf den Zunder, blies ihn an, holte jetzt seinen schon vorsorglich gestopften Pfeifenstummel aus der Tasche, den er bedächtig in Brand setzte, und hastig ging der junge Offizier auf ihn zu.

Fast zur gleichen Zeit aber öffnete sich droben die Thür des Landgrafen wiederum, und dieser selbst trat aus ihr hervor. Seine Miene zeigte einen eigenthümlichen, nicht ganz zu enträthselnden Ausdruck, der eine Mischung von Staunen, Betroffenheit und umirrender Gedankenbemühung zu bilden schien; von dem zornigen Aufgebrachtsein indeß, welches das Gerücht ihm beigemessen, ließ sich kein Uebermaß mehr wahrnehmen. Er hielt ein Weilchen auf dem Corridor an und blickte nachsinnend vor sich hin, dann begab er sich eilig davon, zum Hause des Grafen Saint-Germain hinüber, wo er den umher aufgestellten Wachen kurz gebot, ihre Posten zu verlassen und zur Schloßkaserne zurückzukehren. Nun zögerte er abermals etwas, und sein Gesicht bedeckte sich mit Röthe; es machte den Eindruck, als ob er sich erst ein Herz fassen müßte, die Treppe des Hauses hinanzusteigen. Aber dann that er dies und klopfte an die Thür Saint-Germains.

Dieser erhob sich, den Eintretenden mit einer tiefen Verneigung empfangend. Danach stand er in aufgerichteter, doch merklich erzwungener Haltung; seine Augen konnten einen unruhigen Schimmer nicht verbergen, und er sagte mit ungewisser Stimme:

„Monseigneur, Sie kommen zu einem Gefangenen —"

Die Zunge wollte dem Statthalter nicht recht gehorchen, wie er rasch einfiel:

„Das nicht — nicht mehr — ein Mißverständniß, lieber Graf, für das ich um Ihre gütige Nachsicht —"

Sichtlich ließ Beschämung ihn nicht zu Ende sprechen; in der Erscheinung des Grafen von Saint-Germain aber ging langsam eine Veränderung vor. Seine Gestalt hob sich noch mehr und zu ihrer sonstigen Festigkeit auf, eine hohe, ernste Würde prägte sich in seinen Gesichtszügen aus. Er versetzte bewegt und hörbar bemüht, keinen Vorwurf in seine Erwiederung zu legen, doch unfähig, völlig den Ausklang eines solchen zurückzuhalten:

„Oh, Monseigneur, mein langes Leben hat mich an Verkennung gewöhnt. Freilich, daß auch diese schmerzlichste hinzukomme, hätte das Schicksal mir erlassen dürfen. Doch der irre geführte Glaube Eurer Durchlaucht ist jedenfalls von einer scheinbaren Begründung veranlaßt worden —"

Eine sich halb vorstreckende Frage klang aus dem Letzten, auf die der Statthalter befangen entgegnete:

„Erlassen Sie mir eine längere Erklärung, lieber Graf. Ich meinte, von Ihnen — vielleicht unwissentlich — getäuscht worden zu sein. Daher — in meiner ersten Aufwallung — als die Prinzessin Luise sich gegen mich — und als ich nachher ihr Bild —"

Der Sprecher brach, sich unklar verwickelnd, ab; Saint-Germain hielt einen Verständnißlosigkeit kundgebenden Blick auf ihn geheftet, und etwas leise Tastendes barg sich wieder unter seiner Frage:

„Und — Monseigneur? —"

Stotternd antwortete der Landgraf: „Sie könnten mir auch das Aussprechen Dessen ersparen, Graf, was Sie ja doch schon wissen. Aber wenn Sie es als Buße von mir verlangen — ich hatte vergessen, daß die Prinzessin keine Erinnerung mehr von ihrem früheren Leben hat — und da ich sie wieder erkannte und sie auf mein Befragen mir auch sagte, daß sie — mit kurzem Wort, Graf — ich erfuhr erst, nachdem ich meine Uebereilung gegen Sie begangen, daß keine Täuschung vorlag, sondern, daß Sie in Wirklichkeit erfüllt, was Sie verheißen — nur nicht die Schwester des Königs, sondern eine Tochter desselben zu mir geführt hatten —"

Der Statthalter sprach zu Boden geschlagenen Blicks; mit großaufgeweiteten Augen aber sah staunend der Graf von Saint-Germain auf ihn nieder, und es bedurfte einer Athemzugsdauer für ihn, eh' er entgegnete:

„Oh, Monseigneur, daraus entsprang das mir diesmal Verschlossene und unbegreiflich Gebliebene? Eure Durchlaucht vergaß, daß die Prinzessin in ihrem gegenwärtigen Dasein um eine Generation später lebt und deshalb nicht mehr als die Schwester, sondern als Tochter des Königs wiederkehren mußte."

„Ja, lieber Graf — meine Vernunft war blind — haben Sie genug an meinem reuigen Bekenntniß und lassen Sie uns nicht weiter davon reden!"

Auch in den Zügen Saint-Germains gab sich augenscheinlich eine Neuempfindung zu erkennen, die seinem erlauchten Freunde auferlegte Buße so weit verlängert und ihn zu solchem Eingeständniß vernunftlos blinden Thuns genöthigt zu haben. Schonend lenkte er jetzt rasch von der peinlichen Erörterung ab, bewies seine weltberühmte Meisterschaft auf dem Gebiet der Conversation, indem er fast unvermerkt in zwangloseste Weise das Gespräch in völlig andere Bahn und zwar feinsinnig auf einen Lieblingsgegenstand des Landgrafen, die Jagd, hinüberleitete. Und er knüpfte demselben an passender Stelle die erfreuliche Mittheilung an: „Eure Durchlaucht sprach neulich eine Besorgniß hinsichtlich der Krammetsvögel aus; ich begab mich deshalb gestern in den Wald, um mich selbst darüber zu vergewissern, und es dient mir zur Freude, Sie vollständig beruhigen zu können, Monseigneur. Der Fang geht ebenso wie immer von Statten — natürlich gehört dazu, daß der Schlingensteller die nöthige Geschicklichkeit besitzt und daß ihm manchmal Glück und Umstände etwas gewogen sind. Aber dann ist Nichts zu befürchten, denn ich habe mich wieder überzeugt, sie sind wirklich — wie auch Eure Durchlaucht sagte — ganz unglaublich dumme Vögel."

* * *

Herr von Sehnstedte hatte draußen vor dem Schloß eine rasche, kurze Zwiesprache mit Pidder Sörenbroder gepflogen, die ihn veranlaßt, sich mit dem Letzteren auf den Weg zum Holm hinaus zu begeben. Er ging immer rascher, lief zuletzt beinah in das Haus des Fischers hinein, doch seine Erwartung ward zu vollster Enttäuschung. Dorret Gorries, die inmitten der Nacht in das Häuschen ihres Onkels gekommen war, befand sich nicht mehr darin. Sie hatte auf seinen Weggang gewartet, um es wieder zu verlassen; in der Stube lag ein Stück Papier, darauf stand geschrieben, er möge ihr nicht bös sein, aber sie könne hier nicht bleiben, und er solle nicht nach ihr suchen; denn er finde sie doch nicht.

Die beiden Angekommenen hatten unterwegs noch mancherlei miteinander geredet, und sie sahen sich, als sie die Schrift auf dem Blatt gelesen, vorerst stummbetroffen gegenseitig in die Gesichter. Dann sagte Pidder: „Ja, Herr, was denn nu?" und der Befragte, dessen Glieder ein Zittern durchlaufen, stieß besinnungslos aus: „Wir müssen sie suchen!"

„Ja, das müssen wir ja wohl, denn hier ist sie ja nicht. Aber wo sollen wir sie suchen?"

„Vielleicht bei ihrem — im Ruge Krog —"

„Nein, da ist sie nicht hingegangen, Herr."

Ein Gedanke ließ tödtlichen Schreck über die Züge des jungen Offiziers fallen. „Wenn sie nicht mehr —" Er sprach nicht zu Ende, sondern sah starr auf das gluckende Wasser hinaus.

Doch Pidder Sörenbroder schüttelte ruhig den Kopf. „Nein, das thut sie nicht, Herr, dazu kenn' ich sie."

Aber Rath und Weg wußte er auch nicht, setzte nur nach einer Pause hinzu: „Ja, auffinden sollten wir sie ja, denn Sie scheinen das ja gern zu wollen, Herr." Und in den grauen Augen Pidders lag, dagegen habe er auch durchaus Nichts einzuwenden.

Nun kam Herrn von Sehnstedte plötzlich ein Gedanke. „Zu ihm! Vielleicht weiß er es!"

„Wer denn, Herr?"

„Der Schwarzkünstler —"

Der Antwortende ließ sich nicht zu Weiterem Zeit, sondern zog den Fischer mit sich, wieder durch die Länge der Stadt Schleswig. Anfangs hurtig, doch je näher sie Gottorp kamen, langsamer; man sah, die Hoffnung, die der Gedanke ihm im ersten Augenblick eingeflößt hatte, losch mehr und mehr in ihm aus. Aber dann standen sie doch in der Stube des Grafen Saint-Germain.

Diesen hatte der Statthalter erst vor kurzem verlassen, und der Zurückgebliebene sah überaus heiter in den herrlichen Junimorgen hinaus. Er empfing die beiden Ankömmlinge in liebenswürdiger Weise, allerdings von dem Anblick Sehnstedtes etwas überrascht, und erwiederte auf eine hastige Frage desselben, nachdem er ihn kurz mit prüfenden Augen gemessen:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ah, Dorette — sie hat verlassen mein Haus heut' Nacht. Sie ist gekommen nicht in das Haus von ihrem Onkel, sagen Sie, und Sie möchten wissen, Monsieur, wohin sie ist fortgegangen. Oh, Monsieur de Sehnstedt, die Welt ist groß und weit, um darin zu bleiben irgendwo."

Merklich nahm der Sprecher ein lebhaftes Interesse an der Mitanwesenheit des Fischers, und er wandte sich jetzt an diesen: „Es mich freut, Ihn bei mir zu sehen, denn Er ist ein Mann, welcher hat guten Verstand und gewußt, daß Sein' Nichte nicht war im Haus von ihrem Vater an ihrem richtigen Platz, und ich Ihm habe gesagt, es würde sein für sie zu Gutem, daß ich sie nähme mit mir hierher. Wenn Er will kommen mit mir da in die Nebenstub', ich Ihm will zeigen ein sonderbaren Fisch, wie Er ihn noch nicht hat gesehn in Seinem Leben, der Ihn wird sehr interessiren, weil Er ist ein Fischer. Ich bitte, Monsieur, zu nehmen einen Sitz und mich zu entschuldigen ein paar Augenblick; wir kommen zurück gleich von dem merkwürdigen Fisch."

Das Letztere geschah allerdings nicht grad', sondern die Betrachtung nahm wohl fast eine Viertelstunde in Anspruch, die sich dem jungen Offizier zu einer halben Ewigkeit ausdehnte. Aber dann kehrte der Graf mit Pidder wieder; sein Aussehen besaß etwas Strahlendes, es war, als müsse er gewaltsam einen aus ihm aufdringenden Lachreiz bezwingen. Frohlaunig sagte er: „Sie nicht sind Fischer, Monsieur de Sehnstedt, darum ich Sie nicht habe gebeten, zu kommen mit uns. Aber ich glaub', Sie auch sind Liebhaber, zu fangen Krammetsvögel — oh, Monsieur, es ist nöthig, zu haben viel Geschick dabei, aber es kommen vor Fälle, daß nicht hilft, zu besitzen die beste Kunst, wenn man nicht hat obendrein ein gutes Glück —"

Den Sprecher ungeduldig anblickend, fiel Herr von Sehnstedte ein: „Ich verstehe nicht, Herr Graf, — ich denke gegenwärtig nicht an Jagd, sondern bin zu Ihnen gekommen, um zu fragen, ob Sie —"

„Ah, pardon, ich vergaß, Monsieur. Sie nicht denken an Jagd auf ein' Königshahne, Sie haben beehrt mich mit Ihrem Besuch, weil Sie möchten erfahren von mir, wo ist geblieben Dorette, die Tochter von dem Wirth in Ruge Krog. Sie mir nicht hat gesagt, wohin sie ist fortgegangen, aber ich sehe dahin, nach Occident, ein graues Meer und darin liegen ein' Insel, — ich weiß nicht ihr' Namen, — doch ich sie nehm' gewahr schmal und lang, mit viel kleines Gebirg von Sand, darauf wächst Gras, mehr grau als grün —"

Pidder Sörenbroder öffnete plötzlich den Mund: „Das ist Sylt, daran hab' ich ja gar nicht gedacht. Ja, das wird ja richtig sein, Herr, daß sie dahin weggegangen ist."

Saint-Germain lächelte und wiederholte: „Ich nicht weiß den Namen, nur sehe liegen die Insel."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Sinnsprüche.

Von Anna Gräfin Pongrácz.

Das Kind: der Stoff zum einstigen Menschen. Forme ihn, Künstler, der du dich Erzieher nennst.

*

Alles kann verziehen werden, nur Gemeinheit nicht, denn sie ist kein Fehler, sondern eine natürliche Eigenschaft. Ihr gegenüber giebt es Nichts, als das Zerschneiden des Tischtuches.

*

In seinem Tief-Innersten ist jeder Mensch durch eine Mauer von allen anderen Menschen abgeschlossen. Einzig die Liebe vermag diese Mauer zu durchbrechen, aber auch sie nur in ihren höchsten Momenten.

*

Die Quellen, die in uns selber sprudeln, das sind die wahren Heilquellen.

*

Ein feinfühlender Mensch schämt sich fast, glücklich zu sein unter den vielen Unglücklichen, die es auf Erden giebt.

*

Unverstandene Kinder bleiben ihr Leben lang innerlich zaghafte Menschen und bringen es selten zu harmonischer Ausgestaltung ihres Wesens, für das die Unbefangenheit das erste Erforderniß ist.

*

Um mit Selbstvertrauen aufzutreten, muß man nicht nur fühlen, daß man Etwas werth ist, sondern auch wissen, daß man sich der Welt gegenüber durchsetzen kann.

In der Jugend sagt man zu jedem neuen Jahre: „Gieb mir," im Alter: „Laß mir, was ich habe."

*

Das Kind denkt von Natur durchaus logisch; erst wir Erwachsenen mit unseren Irrthümern und das Leben mit seinen Widersprüchen, die ihm sehr früh vor Augen treten, verwirren ihm sein Denken.

*

Es ist nicht nur natürlich, sondern nothwendig, daß jeder Mensch ein wenig Gefallen an seinem Ich finde; einigermaßen muß man doch von Demjenigen eingenommen sein, in dessen Gesellschaft man es das ganze Leben lang aushalten soll.

*

Stete innere Befangenheit ist schlimmer als Dummheit, denn sie macht Jene dumm, die nicht dumm sind.

*

„Die Frau sei ihrem Manne ohne Kritik unterthan." — Dieser Mann möchte ich nicht sein.

*

Eine von so vielen, verschiedenartigen Lebensauffassungen zerklüftete Zeit wie die unsrige hat es nie gegeben. Es ist die neue babylonische Sprachenverwirrung.

Nachdruck verboten.

Philippine Welser.

Eine Charakter-Studie von Wendelin Boeheim.

II.

1567 begiebt sich Philippine Welser nach Tirol, um an der Seite ihres erlauchten Gemahls dort ihren ferneren Aufenthalt zu nehmen, und von da an steht ihre Persönlichkeit licht und klar vor uns. Philippine bezog das bei Innsbruck gelegene Schloß Ambras; der Erzherzog löste dieses Schloß schon 1563 von den Erben des Georg Schurf von Schönwert und schuf es durch zahlreiche Zubauten und eine prächtige Einrichtung zu dem schönsten Herrensitze des Landes um. Im März des folgenden Jahres machte es der Erzherzog seiner Gemahlin zum Geschenke, mit welcher er es auch, sich stets einen Einfluß auf dessen Vergrößerung und Ausstattung bewahrend, zur Sommerszeit stets bewohnte.

Mit der Uebersiedelung nach Tirol wird ihr Haushalt bedeutend vergrößert und äußerlich glänzender umgestaltet. Lebte sie in Böhmen in fast bürgerlich-einfachen Verhältnissen, zurückgezogen von aller Welt, so wird sie nun, und je mehr das Geheimniß der vollzogenen Ehe durchsichtiger sich gestaltet, mit einem immer prächtiger werdenden Hofstaat umgeben. Diese Veränderung ihrer Lage scheint Philippine in ihrem Innern wenig berührt zu haben. Sie ließ sich eine bevorzugtere Stellung gerne gefallen, um ihrer immer schärfer sich aussprechenden Neigung nach einem gemüthvollen hausmütterlichen Walten Raum und Macht zu schaffen; sie selbst aber trat nie über den Kreis hinaus, den ihr das eigenartige Verhältniß angewiesen hatte; innerhalb dieses Kreises jedoch erwarb sie sich eine hinreißende Gewalt über alle Herzen des Landes.

Als der Erzherzog 1567 in Innsbruck einzog, erschien auch Philippinens Vater am Hofe; bei dieser Gelegenheit ernannte ihn der Landesherr zu seinem Rathe mit einem jährlichen Dienstgelde und erhob ihn und seine Nachkommen in den Freiherrenstand mit dem Titel von Zinnenburg, bei Besserung seines bisherigen Wappens. Seit dieser Zeit führt Philippine den Titel einer Freiin von Zinnenburg. Tausend kleine Züge vereinen sich, um uns zu überzeugen, eine wie treffliche, unermüdlich sorgende Gattin und Mutter Philippine gewesen war. Der Erzherzog, dem seine Gemahlin jeden Wunsch von der Stirne abzulesen trachtete, ergab sich gerne einer Hausordnung, die bis in's Kleinste darauf berechnet war, sein leibliches Wohl zu fördern und seine Behaglichkeit zu sichern. Stand der Prinz, was seine Pflege und den Haushalt betraf, ganz unter dem Einflusse Philippinens, so waltete er dagegen uneingeschränkt in der Ausführung seiner Pläne, der Bethätigung seiner Kunstliebe und in seiner Hinneigung zu einem prunkvollen Auftreten. Innig erfreute er sich über den lebhaften Antheil, welchen seine Gemahlin an seinen Lieblingsplänen nahm, und vergalt ihr alle liebevolle Sorge und Mitempfindung durch ein zartes und rücksichtsvolles Entgegenkommen und eine selbstlose Aufmerksamkeit. Als sie eines Tages mit ihrem Gemahl dessen Garderobe in Augenschein nahm, bewunderte sie einen kostbaren Pelz an einem seiner Mäntel. Sogleich ließ er denselben abtrennen und ihr überbringen.

Doch ein wenn auch umfangreiches Hauswesen genügte der gemüthreichen und nach Thätigkeit ringenden Hausfrau noch keineswegs. Sie trug die liebevolle Sorge hinaus, weit über die Mauern des herrlichen Ambras, um Leiden zu lindern und Thränen zu trocknen. Schon in Böhmen war sie an jedem Krankenlager in der Umgebung zu finden, um mit gutem Rathe zu dienen; später in Tirol wurde ihr die Krankenpflege fast zur Leidenschaft. Ihr Leibarzt nennt uns eine große Zahl von Kranken, die seine und seiner Herrin Pflege genossen, darunter auch türkische Gefangene, einen Moskowiter, Handwerker und Landleute aus der Umgebung, mehrere Einfältige, welche an Epilepsie litten, u. A. In Ambras besaß sie eine reich ausgestattete Apotheke, woselbst sie mit dem sachkundigen Gorin Guranta die Arzneien bereitete. Aus dieser eifrigen Bethätigung entwickelte sich eine reiche Erfahrung, die sie in ihrem Receptbuche niederlegte, welches noch heute in der Wiener Hofbibliothek bewahrt wird. In demselben, einem Foliobuche von 127 Blättern, sammelte sie alle bewährten Heilmittel und Methoden. Viele sind von ihr selbst erprobt, manche Rathschläge verdankt sie Doctor Wilebroch, den Augsburger Aerzten Dr. Paulinger und Schludy, der alten Heidenreichin, der Mutter eines ihrer Hoffräuleins, der Frau Schwendi u. A. An mehreren Stellen fügt sie bei, daß der Kranke durch das betreffende Mittel Genesung gefunden habe. Viele dieser Recepte wurden von ihr eigenhändig eingetragen.

Der Lebensgang Philippinens bezeichnet sich durch eine Kette von Wohlthaten, sie streut das Gold nicht blind hinaus, getrieben von einem empfindsamen Herzen, sie berechnet mit scharfem Verstande den Nutzen der großmüthigen Gabe für die Zukunft des Bedürftigen. Selten blieb Jemand unerhört. Wer es nicht wagte, an den Erzherzog oder an die Regierung seine Bitte um eine Gnade zu richten, der wandte sich an das gefühlsreiche Herz der Herrin auf Ambras, besonders Frauen. Mehr als ein halbes Hundert Bittschriften, welche noch im Landesarchive zu Innsbruck vorhanden sind, geben ein herrliches Zeugniß von ihrem Mitleid mit den Bedrängten. Frauen flehen für ihre verurtheilten Männer um Begnadigung, Gefangene um Befreiung, Schuldner um Stundung ihrer Zahlungspflicht, Mütter um Versorgung ihrer Kinder. Sie datiren aus allen Gegenden des Landes von Innsbruck bis Meran, von Jenbach bis Günzburg. Heiterkeit erregen die Titulaturen. Sie steigt da vom einfachen „gnädigen Fräulein" bis zur „durchlauchtigsten Fürstin Frau Philippine von Oesterreich". Einzelne wenden sich sinnig an „Ferdinand und Philippine". Mit welcher Thatkraft sie für die Bittenden einsteht, bezeugen wiederholte Fälle, daß schon abschlägig erledigte Bescheide durch ihre Empfehlung zu Gunsten der Bittenden geändert wurden.

Herzliche Freude empfand sie darüber, Mädchen an deren Hochzeitstage mit dem Geschenke eines Brautkleides zu überraschen. Eine noch vorhandene Rechnung eines Schneiders enthält Guthaben für eine lange Reihe von Hochzeitskleidern, die für Philippine geliefert wurden.

Der Kreis der Bittenden beschränkte sich nicht auf den Bauern- und Mittelstand allein, auch viele Leute von Rang und hohem Ansehen finden sich darunter, eine Gräfin Regina von Arco, welche Philippinens Hülfe zur Befreiung ihres Gemahls Gerhart aus der Haft erfleht. Unter anderen Bittgesuchen lesen wir die Namen von gar vornehmen Personen, wie Graf Georg von Thurn, Karl von Schwendi, Ginevra von Lodron, Christof von Welsberg u. A.

Tief hatte sich diese Frau in das Herz des Volkes eingegraben; es war keine leere Phrase, wenn wir sie in einem Bittschreiben als eine „Liebhaberin aller betrübten Herzen" angesprochen sehen, und viele Jahre nach ihrem Tode vernehmen wir noch einen Schmerzensruf: „Wir haben an unserer gnädigsten Frau sehr übel verloren."

Ueberaus glänzend wurde allgemach der Hofstaat Ferdinands. Sie selbst aber sah ihre Stellung darin ganz anders an, als eine Frau aus einem Dynasten-Geschlechte. Für sie erschien er als ein bürgerliches Hauswesen in einer reicheren Gestaltung, in welchem ein weiter Raum für eine hausmütterliche Thätigkeit blieb. So viel auch die Wirthschaft in Ambras sie beschäftigen mochte, ihre Hauptaufgabe erblickte sie doch in der aufmerksamsten Pflege ihres Gemahls. Ferdinands sonst kräftiger Körper war dennoch häufigen Störungen der Gesundheit unterworfen; er selbst beobachtete im Essen und Trinken nicht immer die gebotene Diät, und Philippine mußte gar häufig mit ihren bewährtesten Mitteln der Arzneikunst beispringen. Sie wurde ihm in den Tagen der Krankheit geradezu unentbehrlich, das fühlten auch alle anderen Personen, die dem Hofe näher standen. Bei Gelegenheit der Werbung Ferdinands um die polnische Krone sprachen die tirolischen Gesandten es auch unverhohlen aus, daß derselbe seine Gemahlin mit sich in's Reich nehmen müßte, damit „wenn er mit Schwachheit des Leibes beladen sein sollte, Ihre Gnaden ihm fleißig aufwarte und Seine fürstliche Durchlaucht selbe gewohnt sei. Ueberdies sei sie auch still, fromm und gottesfürchtig und habe sich in Böhmen stets in des Erzherzogs Erblanden so rühmlich und wohl gehalten, sei so geliebt worden und in hohem Ansehen gestanden, daß auch im Königreiche Polen Niemand sich über selbe zu beschweren haben werde."

Diese Gewohnheit steigerte sich bis zur Sehnsucht, wenn der Prinz in leidendem Zustande ihrer Pflege entbehren mußte. Auf dem zweiten ungarischen Feldzuge von einem Unwohlsein ergriffen, trat er unverzüglich die Heimreise an, um den Beistand der Gemahlin zu genießen. In den meisten Fällen begleitete sie den Erzherzog auf seinen Reisen, so 1570 zum Reichstag von Speyer, bis Günzburg. Sieben Jahre später bereist sie mit ihm die Vorlande, zweimal unternehmen sie zusammen Badefahrten nach Karlsbad.

Was zu den Fertigkeiten einer tüchtigen Hausfrau gehört, das übte sie mit Meisterschaft. Sie nähte und stickte für ihre eigene Garderobe wie für jene der Verwandten. Noch ist ein sogenannter Turnierdank, von ihrer Hand gefertigt, in den kunsthistorischen Sammlungen zu Wien zu sehen. Ein Faveur, bestehend in einem Achselflecken aus rothem Sammet, 24 Cent. breit und 22,5 Cent. hoch, gestickt mit Flinderwerk und ihrem Monogramm PH in Perlen. Ihre für die Zeit ungemein fortgeschrittene Kenntniß in der Kochkunst ist durch ihr Kochbuch belegt, welches wir noch in der Hofbibliothek zu Wien (11,375) sehen können. Das Buch in Klein-Octav enthält auf 136 Blättern eine große Anzahl von Koch-Recepten, die von verschiedenen Händen geschrieben sind; nur einige der ersten und letzten Blätter zeigen die Handschrift Philippinens. Die Ordnung der Recepte ist eine sachliche, beginnt mit den Torten und endet mit Fastenspeisen. Mehrere Recepte schließen mit der Bemerkung: „ist fast gut". Philippine zählt mit ihrem Kochbüchlein zu den ältesten und zu den besten Autoren der Kochkunstliteratur.

Zu den schönsten und werthvollsten Andenken an diese wunderbare Frau gehört deren Gebetbuch, welches in den kaiserlichen kunsthistorischen Sammlungen bewahrt wird. Dasselbe, 11,7 Cent. breit und 17,2 Cent. hoch, besitzt einen Einband von schwarzem Sammet mit prachtvoll emaillirten Beschlägen. Die Pergamentblätter sind geschrieben, und jede Seite ist mit Ranken und Initialen in Miniaturmalerei geziert. Statt des Titelblattes findet sich das Bildniß des Erzherzogs in jüngeren Jahren. Der Inhalt des Gebetbuches athmet tiefe Religiosität, zarte Empfindung und eine schöne poetische Sprache. Mit dem innigsten Gefühle belauschen wir ihr heißes Gebet, das sie in kindlicher Frömmigkeit und Gottergebenheit zu ihrem Schöpfer richtete.

Unsere Abbildungen zeigen die Außenseite dieses Gebetbuches und dessen aufgeschlagene erste Seite. Das Gebet, von welchem hier die Anfangszeilen ersichtlich sind, beginnt mit folgenden Worten:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Oeffentlicher Schreiber in Rom. Nach dem Bilde von P. Joris. — Siehe Seite 119.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ein andächtig Gebet, wie man Gott loben solle."

„Herr, Allmächtiger Gott, mein Herz und Gemüth begehrt Dich zu loben. Thue mir auf meine Lippen, daß mein Mund verkünde Dein Lob. Ich will den Herren loben allezeit, sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein. Meine Seele soll sich des Herrn berühmen, daß die Elenden es hören und sich freuen. Preiset mit mir den Herren und lasset uns miteinander seinen Namen erhöhen, denn der Herr ist ein großer Gott und ein großer König über alle Götter ꝛc."

Diesem folgen ein Sündenbekenntniß, Gebet über das Leiden Christi, um glückselige Regierung des Hausgesindes, zur Messe, beim Aveläuten, in Todesnoth, Gebet um Frieden, um eine selige Ehe, um eine glückliche Kinderzucht ꝛc. Wie das einleitende, so möge auch das eine rührende Hingebung athmende Schlußgebet hier seine Stelle finden: „Allmächtiger, ewiger Gott, in die Hände Deiner unaussprechlichen Barmherzigkeit befehle ich meine Seele, meinen Leib, meinen Sinn, meine Rede, meine Anschläge, meine Vernunft, meine Gedanken, meine Worte und Werke, mein Thun und Lassen und Alles, was mir zu Seele und Leib nothwendig ist, meinen Eingang und Ausgang, meinen Glauben, meinen Wandel, mein Leben, meinen Abschied und Sterben und letztes Ende, Ruhe und Rast, Auferstehung meines Leibes mit allen Deinen Auserwählten zu ewiger Freude und Seligkeit. Amen."

Schwer mochte das kaiserliche Gebot des Ehegeheimnisses auf den Gatten gelastet haben, aber auch da fand sich eine Lösung bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Erhebung ihres Sohnes Andreas zum Cardinal beim päpstlichen Stuhle 1576. Da die Kirchengesetze bei Erlangung einer kaiserlichen Würde die eheliche Geburt des Betreffenden voraussetzen, so fertigte der Priester, welcher die Trauung vollzogen hatte, ein Zeugniß über die richtig eingegangene Ehe aus, welches von Gregor XIII. wegen des Mangels eines zweiten Zeugen als unzureichend erklärt wurde. Erst als man ihn ein zweites Zeugniß vorlegte, welches auch die Loxan mit unterfertigt hatte, bestätigte der Papst die Ehe und entband zugleich die Gatten des Gelübdes der Geheimhaltung. Innerhalb dieser Verhandlungen wehrte sich der Prinz mit aller Kraft gegen die Zumuthung einer neuerlich vorzunehmenden Trauung, um jeden Makel an der Ehre seiner Gattin und seiner Kinder fernzuhalten.

Weit weniger anmuthig ist das Verhältniß, in welches der Erzherzog durch seine Verbindung mit der Welser zu seiner Schwägerschaft gerieth, ja Viele darunter haben die Gelegenheit geradezu unverschämt ausgebeutet. Nicht nur, daß dieselben den Prinzen und das Land durch Gehalte und Dotationen über alles billige Maß in Anspruch nahmen, erwiesen sie sich auch unersättlich in ihren Forderungen zur Bezahlung von Schulden, in Ansprüchen bei erledigten Stellen u. dgl. Der Erzherzog benahm sich gegen alle seine Schwäger mit vollendeter Noblesse, er wendete ihnen geradezu horrende Summen und Gunstbezeugungen zu und, erst als von einigen Seiten die Forderungen an Frechheit Alles überboten, da schien auch seine Geduld zu ermüden, wenn er auch immer abweisliche Bescheide nur in den äußersten Fällen ertheilte und nie den Fehler des Einen den Anderen entgelten ließ.

Wahrhaft fürstlich sorgte der Erzherzog für seine Gemahlin. Sie erhielt schon 1557 eine Morgengabe von 15,000 Thalern und gleich der Loxan ein ansehnliches Jahresgehalt. 1564 erhielt sie Ambras mit einigen Dörfern, 1577 das Landgericht Stubai. Sie selbst erkaufte das Schildlehen Hohenburg bei Igls. Weiter erhielt sie durch den Prinzen die Herrschaft Königsberg, Salurn und Hörtenberg. Dagegen hatte Philippine ihrem Gemahl längst ihre Morgengabe dargeliehen, und ihr Gold- und Silbergeschirr wurde allmälig unter das allgemeine Hausgeräth gemengt.

Ungemein prunkvoll war das Leben am Innsbrucker Hofe, aber das einfache gewinnende Wesen Philippinens benahm ihm jene Steifheit, die das Hofleben anderwärts Manchem so widerwärtig erscheinen läßt. Ja, diese Verbindung von äußerer Pracht und einer würdigen Ungezwungenheit machte den Innsbrucker Hof zum Anziehungspunkte nahezu des gesammten Adels. Mit Leidenschaft suchte der Erzherzog nach Gelegenheiten zu Festlichkeiten, die unzählbare Summen verschlangen. Festliche Gelage, Jagden, Stahl- und Büchsenschießen, Mummereien, Turniere lösten sich ab. Philippine, wiewohl lärmenden Unterhaltungen weniger zugeneigt, fehlte bei solchen Gelegenheiten niemals und verstand es dabei trefflich, ihre zahlreichen Gäste durch hinreißende Liebenswürdigkeit zu bezaubern.

Selbst kleineren Scherzen am Hofe zu Ambras, welche der stets heitere und lebenslustige Erzherzog ersann, schloß sich Philippine theilnehmend an, nur um ihrem hohen Gemahl die Freude nicht zu schmälern. Einen solchen Scherz bildete in Ambras auch das „Heiligthum des Bacchus". Es bestand in einer Felsenhöhle im oberen Garten, in welche jeder Gast von Rang hinein geführt wurde. Ahnungslos betreten die Fremden den Raum, sie bewundern die rings herum aufgestellten, schön bemalten Humpen, und gewahren zu spät, daß sie — eingesperrt sind. Plötzlich erscheint eine Schar von Priestern des dithyrambischen Dionysos mit gläsernen Trinkgefäßen in den Händen. Ihr Vorsteher liest den Gästen mit ernster Miene die Gesetze des Heiligthums vor. Die Fremdlinge werden gewarnt, den Zorn des stiergehörnten Gottes nicht zu reizen und sich in die Geheimnisse des Heiligthumes gutwillig einweihen zu lassen. Die Einweihung bestand in dem Leeren eines Glasbechers von der Form eines Fäßchens, etwa ein halbes Liter haltend, mit gutem Weine gefüllt, wonach der Eingeweihte der Ehre theilhaftig wurde, seinen Namen in das Verzeichniß der Trinker einzutragen. Einige dieser Trinkgefäße des Heiligthumes sind noch vorhanden. Die für die Damen bestimmten sind bedeutend kleiner, schiffchenförmig gestaltet und halten nur wenig mehr, als ein Viertel Liter. Ebenso werden in den kunsthistorischen Sammlungen zu Wien noch die Verzeichnisse unter der Bezeichnung der „Trinkbücher von Ambras" bewahrt. Die in die Hunderte zählenden Namen der angesehensten Adelspersonen geben uns ein anziehendes Bild der in Ambras verkehrenden Gesellschaft. Auch Philippine hatte sich 1567 mit einem Spruche eingetragen: „Ich hoff zu gott. ph. w."

Philippine Welser. Um 1575.

Oelgemälde auf Leinwand, im Besitze des Herausgebers dieser Blätter.

Gebetbuch der Philippine Welser.

Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien. Aufgeschlagene erste Seite mit dem Miniatur-Bildniß des Erzherzogs Ferdinand und Beginn des Textes.

Der Erzherzog benahm sich gegen alle seine Schwäger mit vollendeter Noblesse, er wendete ihnen geradezu horrende Summen und Gunstbezeugungen zu und, erst als von einigen Seiten die Forderungen an Frechheit Alles überboten, da schien auch seine Geduld zu ermüden, wenn er auch immer abweisliche Bescheide nur in den äußersten Fällen ertheilte und nie den Fehler des Einen den Anderen entgelten ließ.

In der Vorrede zu diesen Trinkbüchern hatte der Erzherzog selbst die Absicht bekannt gegeben, welche ihn bei der Einrichtung dieses Scherzes geleitet hatte; dieselbe lautet wörtlich:

„Im 1567 Jar, den letzten tag Januarii, ist in dem Schloß zue Ambras von wegen erzaigung guetter freuntschafft, guetwilligkait vnd gesellschafft aufgericht worden, das ain yeder so In gemalt schloß Ambraß kombt ain glaß wie ein väßlein gestalt mit vier geschmeltzten raiflein mit wein In ainem trunkh austrinkhen soll vnd seinen namen Zuer gdechtnus In dises buech schreiben, welcher aber solches in ainm trunkh nit endet sonder absetzet, dem soll es widerumb voll eingeschenkt werden auch aus dem schloß nit weichen bis er solchen trunkh wie obgemalt vollendet hat, das solle also dieses schloß vnd glaß gerechtigkait sein vnd bleiben. Deßgleichen vnd obgemalter massen solle auch ain yede fray vnd Jungfrav ain Cristallin glaß, wie ain schiff In ainem trunkh auszuetrinken verbunden vnd verpflicht sein."

Wo immer die Ueberlieferungen uns einen Einblick in das Leben am Hofe Ferdinands gewähren, ein Leben, in welchem der Sinn für Kunst und Wissenschaft mit überlustigen Ergötzlichkeiten wechselt, die gar oft das Gepräge derben Humors an sich tragen, tritt Philippine nirgends selbstthätiger hervor, als der Hausfrau geziemt. Bei Unterhaltungen im größeren Stile, bei Maskenfesten u. dgl., wie solche der Erzherzog zu veranstalten liebte, erscheint sie lediglich als Zuschauerin, während Ferdinand stets hervorragende Rollen darin übernimmt. In einer einzigen Lustbarkeit, dem Armbrustschießen, wie sie abwechslungsweise von den benachbarten Edelleuten veranstaltet wurden, betheiligte sie sich persönlich. Jakob von Payrsberg bemerkt in seinem Tagebuche, daß auf einem von ihm gegebenen Schießen Frau Philippine das erste Los, einen Becher im Werthe von 22 Gulden, gewonnen habe. Die liebsten Unterhaltungen waren ihr jene in kleinerem Kreise; oft lud sie eine mäßig große Gesellschaft von ihrem Herzen näher stehenden Persönlichkeiten zu sich. Bei diesen auf die Räume ihrer Gemächer beschränkten, aber äußerst vornehm ausgestatteten Symposien zeigte sie nicht selten eine kindlich fröhliche Laune, die auf alle Anwesenden ansteckend wirkte. „Als wir am 12. Februar 1579 von Venedig heimreisend nach Ambras kamen," schreibt ein Begleiter des Herzogs Ferdinand von Bayern, „hatte uns die Philippina zu Nacht in ihr Zimmer geladen, alles auf Majoliken in kleinen Schüsseln zu essen und zu trinken gegeben, stattlich traktirt; nach solcher Mahlzeit wurde ein Tanz gehalten, darnach ist ein jeder schlafen gegangen."

Buntscheckig genug war der Anblick des Hofstaates, für welchen die Hausfrau alljährlich zu sorgen hatte. Da war außer den zahlreichen Personen der eigentlichen Aemter der Edelleute, Edelknaben und deren Präceptoren, Kammerdiener, Lakaien, Trabanten, der Edelfrauen und Fräuleins und ihrer Bedienung, der sogenannten Stallpartei und der Jägerei, noch das zahlreiche Küchen-Personal und die Landwirthschaft. Außerdem lebten am Hofe Gelehrte, Aerzte, Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker; daneben tummelten sich Schwarzkünstler, Lustige Räthe, Riesen und Zwerge herum, selbst gefangene Türken wurden gehalten, welche man als Schmiede verwendete. Als berühmtester Taschenspieler erscheint der Parmenser Hieronymus Scotto; zu den Riesen zählte der neun Werkschuh messende Trientiner Hans Bona, zu den Zwergen der possirliche Feind des Riesen Bona, Namens Tromerle. Ferdinands lustiger Tischrath war Gabriel Frank, der mündlich wie schriftlich mit seinem Herrn eine Sprache führte, die an Derbheit Nichts zu wünschen übrig ließ.

Man kann sich die ungemeine Ausdehnung der Hofwirthschaft vorstellen, wenn man erfährt, daß, wenn keine Gäste zugegen waren, nach der Tafelordnung der erzherzogliche Tisch mit 24 Speisen besetzt war, welche in drei Gängen aufgetragen wurden. Im Jahre 1572 wurden täglich 900 Pfund Fleisch, das Wildpret ungerechnet, verbraucht. An Fasttagen betrug der Bedarf an Schmalz 100, an den übrigen Tagen je 50 Pfund. Die tirolische Hofküche genoß eines so großen Ansehens, daß Kurfürst August von Sachsen einen Mann seines Küchen-Personals in Innsbruck wohnen ließ, der bei Ferdinands Pastetenkoch Unterricht nehmen mußte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Kinderherz.

Skizze von Helene Engel.

Es war ein merkwürdiges Kind!

Stundenlang konnte sie still auf einem Fußbänkchen zu den Füßen der Mutter sitzen, — ihre geliebte Puppe oder ein Bilderbuch auf dem Schoße haltend. Kamen Fremde, so flüchtete sie in irgend eine Ecke oder verkroch sich in den Kleiderfalten der Mutter. Sie gab kein „Händchen" wie andere Kinder, blieb auch auf alle Fragen stumm, so daß die Leute die Köpfe schüttelten und meinten, es sei doch zu sonderbar: der lebhafte, geistvolle Vater, — die kluge, feingebildete Mutter — und dieses Kind! „Wo sie es nur her hatte, dies stumme, scheue Wesen?!"

Ja, wo sie es nur her hatte! — Ungeduldig fragte es oft der Vater und seufzte dabei. Er hatte sich einen Sohn gewünscht und mit großer Enttäuschung das kleine Mädchen begrüßt. — Wenn es sich wenigstens kräftig und lebensprühend entwickelt hätte! — aber so! — Alles bei ihm war langsam. Aeußerst schwerfällig hatte es laufen, noch viel später sprechen gelernt. Seine Begriffe verwirrten sich leicht. Und wenn der Vater die Kleine bei gar so viel bewiesenem Ungeschick zornig oder spöttisch anblickte, behielt sie erschreckt das Mündchen offen, und ihre Augen füllten sich mit brennenden Thränen. Sie beklagte sich nie, sondern schlich still zur Mutter, die ihr armes Kind auch ohne Worte verstand — ach, nur zu gut. — Mit rührender Zärtlichkeit hing das verschüchterte Kind an der sanften Trösterin, und oft schlang es die Aermchen um ihren Hals, während die Lippen bebend flüsterten: „Ich habe Dich lieb, o so lieb, Mama!"

Mit heimlicher Sorge sah die Mutter auf das kleine Wesen nieder, wenn es, wie so oft, haltlos in seinem kindlichen Kummer an ihrem Halse hing. Ach, was sollte aus dem scheuen Mädchen werden? Die Welt würde dies verschlossene, leicht verletzbare und doch so zärtliche Herz nie verstehen, — man würde ihr unglückliches Kind erbarmungslos zurückstoßen. — O, daß sie immer ihre Hände schützend über demselben halten könnte! Und mit zuckenden Lippen betete sie: Herr, laß' mich leben um meines Kindes willen! —

Eines Tages sprach der Vater ein Machtwort, Gretchen sollte mit andern Kindern Verkehr haben, damit sie unter gleichaltrigen Genossen lerne, froh mit den Fröhlichen zu sein.

Die Mutter seufzte; wußte sie doch, daß auch dieser Versuch vergebens sein würde, aber sie widersprach nicht. —

So füllte sich denn eines Tages das Wohnzimmer mit den kleinen Gästen. Schüchtern trippelten sie herein, aber gar bald machte die anfängliche Scheu einem kecken Wesen Platz, als man um den großen Tisch bei Chokolade und Kuchen saß und es sich wohlschmecken ließ. — Lebhaft schwatzte die kleine Gesellschaft durcheinander. Das gedrückt und stumm dasitzende Gretchen beachtete man anfangs gar nicht. Erst als man ein Spiel beginnen wollte, wurde sie mit Fragen bestürmt:

„Du, wo hast Du Deine Spielsachen? Zeige sie doch mal her," rief ein zierliches kleines Mädchen in rosenrothem Kleidchen mit flatternden Schleifen und faßte Gretchen bei der Hand.

Gehorsam holte diese ihre große Puppe und ein schönes Bilderbuch herbei, — Sachen, mit denen sie sich am liebsten beschäftigte.

„Wie heißt Du denn eigentlich?" — begehrte ein neugieriger kleiner Gast zu wissen. —

„Und wie alt bist Du?" — forschte ein anderer.

Gretchen blieb auf alle diese Fragen die Antwort schuldig und schaute nur verlegen vor sich nieder.

„Ach, seht doch," — rief ein drolliger kleiner Kerl, indem er die Arme in die Seiten stemmte, — „seht doch, sie kann ja nicht sprechen, sie hat ein Pflaster auf dem Munde."

Allgemeines Gelächter folgte dieser Aeußerung, und Gretchen schlich still in ihre Ecke, dicke Thränen in den Augen. Von hier aus schaute sie zu, wie die Andern sich vergnügten. — Sie sah, daß die Kleine im rosa Kleidchen eifrig die blonden, so sehr geschonten Locken ihrer Lieblingspuppe mit dem Kamme bearbeitete, bis dieselben glatt herunter hingen, — sah, wie der kecke Hans, welcher sie vorhin so sehr gekränkt hatte, mit hastigen Fingern in ihrem Bilderbuche blätterte und dabei tief in eine Seite einriß. — Ach, sie bemerkte das Alles, und es schnitt tief in ihr kleines Herz, aber sie wagte doch nicht, den Zerstörern entgegenzutreten. —

Die Mutter war nicht zu ihrem Schutze da, denn streng hatte der Vater verlangt, daß sie sich fernhalten solle, damit Gretchen selbständiger werde. So übernahm denn nur das zuverlässige, erfahrene Stubenmädchen die Oberaufsicht. Auf ihr Zureden, doch mit den kleinen Gästen zu spielen, schüttelte Gretchen nur stumm mit dem Kopfe. Sie verlebte qualvolle Stunden in ihrer einsamen Ecke.

Endlich, endlich brach die muntere Schar auf. Man hatte sich köstlich amüsirt und verabschiedete sich nun lebhaft von einander. Einige kamen auch auf Gretchen zu und boten ihr die Hand.

Ach, wie befreit athmete das arme Kind auf, als endlich Alle gegangen waren und es zu der geliebten Mutter durfte! — Der Vater, welchem der gänzlich verfehlte Ausfall des Experimentes mitgetheilt wurde, zuckte auch diesmal, wie gewöhnlich, stumm die Achseln. Aber er ließ das verschüchterte Kind von nun ab gewähren.

Gretchen war nach dieser kleinen Episode womöglich noch scheuer geworden. Ging die Mutter aus, so saß sie still und traurig da, bis dieselbe wieder zurückkehrte. Dann aber strahlten ihre sonst so matten Augen auf und wahrhaft rührend war die Freude, mit der sie die Heimgekommene begrüßte.

Das ging nun eine Zeit so hin. Da, eines Abends, kehrte die Mutter ganz blaß und ermattet aus einer Gesellschaft zurück und klagte über Stiche. Den andern Morgen hatte sie heftiges Fieber, und der herbeigerufene Arzt constatirte eine Lungen-Entzündung. Anfänglich zeigte sich eine leichte Besserung, so daß der besorgt dreinschauende Gatte schon erleichtert aufathmen wollte, aber diese Besserung war nur eine scheinbare gewesen. Das Fieber kehrte mit verdoppelter Gewalt zurück, und die Krankheit steigerte sich in so hohem Grade, daß schon das Schlimmste zu befürchten war. — Gretchen saß während all dieser bangen Tage in ihrem geliebten Winkel und bat immerfort, sie doch zur Mutter zu lassen:

„Mama ist krank, mein Herzchen," — sagte mitleidig die Wärterin, — „Du darfst sie jetzt nicht sehen. Bitte den lieben Gott, daß er sie bald gesund macht."

Und Gretchen betete in ihrer Angst, — sie betete so recht aus Herzensgrund. Ihr kleines Köpfchen konnte sich freilich keinen Begriff von dem großen, großen Verlust machen, welcher ihr drohte.

Unterdessen lag im verdunkelten Schlafzimmer ein junges Weib mit glühend heißen Wangen und sprach in heftigen Phantasien von ihrem kleinen Gretchen. Die brennenden Augen schauten unruhig umher, als wollten sie Etwas suchen. Dann blieben sie oft entsetzt in irgend einem Winkel haften und, wild aufschreiend, wehrte die Kranke den Spukgestalten, welche das Leben ihres Lieblings bedrohten.

Eines Abends kam dann die Wärterin mit thränennassen Augen, um Gretchen zur Mutter zu holen, welche heiß nach ihrem Kinde verlangte:

„Du mußt aber ganz still sein, Kleine, denn Mama ist sehr schwach," — sagte sie, mit dem Finger auf den Lippen. Gretchen strahlte vor Freude: Endlich, endlich sollte sie die so schmerzlich Entbehrte wiedersehen! o Gott, — die Erwartung sprengte fast ihr kleines Herz.

Eilig lief sie der Wärterin voran in das Krankenzimmer. Hier zögerte sie einen Moment, denn sie konnte in der Dunkelheit anfänglich gar Nichts erkennen, bis ihr ein bleiches, ach so abgezehrtes Gesicht entgegenleuchtete.

Wie ein heftiger Schreck ging es durch ihr kleines Herz. Was war denn mit ihrer geliebten Mama geschehen? „Mütterchen," flüsterte sie und legte ihre Wange an das Gesicht der Kranken. Diese sah immerfort voll unendlichen Erbarmens auf ihr Kind, und die zitternden Hände strichen über den kleinen blonden Kopf:

„Mein Gretchen, mein armer Liebling, was wird aus Dir werden, wenn ich Dich verlassen muß. Ach, wie unendlich schwer wird mir das Scheiden um Dich, um Dich, mein Kind."

Thränen erstickten ihre Stimme, und der Vater ergriff rasch Gretchen bei der Hand, um sie hinauszuführen.

Aber die Kleine war plötzlich wie ausgewechselt; — sie, die sich sonst nie zu widersetzen wagte, riß sich jetzt mit aller Kraft ihres kleinen Körpers los und stürzte zum Bette zurück: „Mama, ach, liebe Mama, laß' mich bleiben," — bat sie angsterfüllt, — „ich will auch gewiß ganz still sein."

Und sie blieb. — Am Fußende des Bettes kauerte sie fast bewegungslos.

Es war so still im Krankenzimmer, selbst die Wanduhr hatte aufgehört zu ticken. Nur wenn draußen ein Wagen vorüber rasselte, klirrten leise die vielen Medicinflaschen und Gläser auf dem Tische neben dem Bette aneinander.

Gretchens Augenlider sanken allmälig zu, der kleine Körper schwankte, und das blonde Köpfchen fiel vornüber. — Leise trug man sie aus dem Zimmer.

Am andern Tage war Gretchen eine Waise. — Heftig schluchzend kam der Vater zu dem erschreckt dreinschauenden Kinde und murmelte, es liebevoll umfassend: „Armes Ding Du, nun sind wir allein. Aber ich will Dir die Verlorene zu ersetzen suchen."

Ja, er wollte es ehrlich versuchen, hatte er es doch der theuren Heimgegangenen in ihrer letzten Stunde versprochen, als ihre Seele sich gar nicht losreißen konnte von dem müden Körper, weil die Angst um ihr Kind das entfliehende Leben immer wieder zur Erde zurückführte.

Gretchen wand sich scheu aus den umfassenden Armen und setzte sich wieder auf ihr Fußbänkchen: Wie sonderbar der Vater heute nur war. O, es ängstigte sie so sehr, so sehr!

Gegen Abend schlich sie auf Fußspitzen in das nebenan liegende Zimmer, um zu sehen, ob sie die Mutter vielleicht dort finden würde. Und beinahe hätte sie aufgeschrieen vor freudigem Schreck. Ja, da lag sie ja, und so weiß, so schön sah sie aus. Wie viele Blumen hatte sie auf ihrem weißen Kissen; — brennende Kerzen standen um sie her.

Aber sie schlief, man durfte sie nicht stören. Und leise auf den Zehen kam das Kind näher: „Sie wird ja bald aufwachen," — dachte sie, — „ich will darauf warten."

Aber es wurde ihr doch zu lange. Nur einmal wollte sie an den weißen Rosen riechen, nur einmal! Und ganz heimlich streiften ihre Lippen die Hand, in welcher die Blumen ruhten. — Wie kalt die war! Gretchen wurde von namenloser Angst gepackt: „Mama," — schrie sie gellend auf, — „o Mama!"

Da that sich die Thür auf und herein trat der Vater:

„Komm', Gretchen, laß' Mutterchen schlafen, sie ist so müde, so müde."

Gretchen folgte willenlos, aber etwas Furchtbares preßte ihr kleines Herz zusammen: Warum läßt Mama mich soviel allein, — war ihr einziger Gedanke. Ach, hatte Mama sie denn kein bischen mehr lieb?

Tagelang saß sie theilnahmslos da, — mochte Nichts essen, Nichts trinken. Nur großem Zureden gelang es, ihr einige Nahrung einzuflößen.

Sie magerte sichtlich ab, und der Vater schaute oft besorgt in das verhärmte Kinderantlitz. Auf alle Fragen Gretchens nach der Mutter erhielt sie zur Antwort, daß dieselbe verreist sei. Mit fieberhafter Sehnsucht erwartete das Kind nun die Rückkehr. Wenn sich Schritte näherten, hingen seine Augen erwartungsvoll und freudig an der Thür, während die Lippen wie fragend flüsterten: „Mama?!"

Ach, es war niemals die Ersehnte, und enttäuscht wandte sich das Kind jedesmal ab.

Ach, sie kam immer noch nicht, immer noch nicht!

Mit dem Worte: „Mama!" auf den Lippen schlummerte Abends die Kleine ein, nachdem sie den lieben Gott gebeten, daß er die Entfernte recht bald, recht bald zurückkehren lasse, — mit den Lauten: „Mütterchen" erwachte sie am Morgen wieder, wenn sie von der Entschlafenen geträumt hatte, so süß, — ach so süß!

Dabei verfiel der kleine Körper sichtlich, und der Arzt zuckte nur die Achseln dazu, denn er konnte keine Ursache dieser schnell zunehmenden Entkräftung finden: „Zerstreuung" und wieder „Zerstreuung" rieth er.

Ja, er hatte gut reden; Gretchen war ja nicht wie andere Kinder, die an einer lustigen Spazierfahrt, an fröhlichen Spielen Vergnügen fanden.

Der Vater überhäufte die Kleine mit allem erdenklichen Spielwerk. Dann zwang sie wohl die Lippen zu müdem Lächeln und eine Weile hielt sie die schönen Sachen aus Dankbarkeit auf dem Schoße. Dann aber packte sie still Alles wieder fort, um es nie mehr hervorzuholen. Sie lebte nur noch in sehnsüchtiger, fieberhafter Erwartung.

Eines Tages war der kleine Körper so schwach, daß Gretchen nicht aufstehen konnte. Aber ihre matten Augen strahlten heute so sonderbar glücklich, und heimlich flüsterte sie dem Vater zu, als er gekommen war, seinem blassen Kinde die Wangen zu streicheln: „Heute kommt Mütterchen, sie hat es mir über Nacht versprochen. O, ich habe sie gesehen so deutlich, so deutlich" — und selig lächelte der kleine Mund. — „Nicht wahr, Papa, sie kommt?"

Erwartungsvoll hingen die Augen an seinen Lippen.

„Ich weiß nicht, Gretchen," — sprach er zögernd. — Aber die Zuversicht des Kindes war nicht zu erschüttern.

Besorgt griff der Vater nach dem abgezehrten Kinderhändchen. Wie so matt der Puls ging, — kaum konnte er ihn finden. Nein, nein, das mußte anders werden. Er wollte sein Gretchen in eine andere Umgebung bringen; vielleicht würde sie dann vergessen lernen. Hier erinnerte sie ja Alles an die Heimgegangene.

Ganz still und freudig lag Gretchen den ganzen Tag, — sie fragte gar nicht mehr, aber ihre Blicke wichen nicht von der gegenüberliegenden Thür. Und als das Abendroth mit leuchtendem Finger die Scheiben vergoldete, richtete sie sich wie in plötzlicher Verzückung auf. Ihre mageren Aermchen breiteten sich weit aus, als wollten sie Jemand umfassen, — die Lippen stammelten leise jubelnd nur das eine Wort: „Mama," — und wieder „Mama".

Dann sanken die Aermchen schlaff herab, der kleine Körper fiel zurück in die weißen Kissen, und die müden Augen schlossen sich.

Der Tod hatte die Stirn des Kindes geküßt. Endlich, endlich war es bei seiner Mutter.

Nachdruck verboten.

Zur Aesthetik des Frauen-Bildnisses.

Von Georg Malkowsky.

> Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine gieb — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft. Lessing, „Emilia Galotti".

Die Aesthetik ist eine Geschichte der Geschmacks-Entwickelung, die Aesthetik des Frauen-Bildnisses eine Geschichte der weiblichen Schönheit, wie sie sich in den Portraits der verschiedenen Zeitabschnitte darstellt. Es hat verhältnißmäßig lange gedauert, bis sich aus der anspruchsvollen Lehre vom Schönen die bescheidene Geschichte des Geschmacks entwickelt hat, aber uns will bedünken, als sei Das, was man gemeinhin Kunstwissenschaft nennt, bei sothaner Resignation keineswegs zu kurz gekommen. Was sie an dogmatischer Sicherheit verloren, hat sie an fester, erfahrungsmäßiger Grundlage gewonnen.

Das erste Portrait wurde mit den Augen der Liebe gemalt. Die Braut sah den Schattenriß des für längere Zeit scheidenden Geliebten an einer Felswand, zog die Umrisse nach und schuf sich so einen körperhaften Anhalt für die liebende Erinnerung. Dieser Zweckbegriff der äußerlichen Aehnlichkeit haftet dem Bildniß als wesentliches Merkmal an, er ist das Regulativ für die Portrait-Malerei und fesselt sie trotz alles Idealisirens und Stilisirens fester noch, als andere Zweige der bildenden Kunst, an den Nährboden der natürlichen Erscheinung. Aus den Frauen-Bildnissen der verschiedenen Zeiten ließe sich jene nicht geschriebene Cultur-Geschichte construiren, die, das intimere Leben der Völker schildernd, mindestens denselben Anspruch auf Wahrheit hätte, wie die Geschichte der großen Thatsachen. Raphaels Fornarina weiß uns mehr von der Geschichte der Renaissance zu erzählen, als desselben Meisters berühmtestes Papstbildniß. Die Persönlichkeit des Mannes posirt im Portrait mit dem ganzen Beiwerk seiner äußeren Würde und Stellung, das Frauenbild wirkt nur durch seine natürlichen Gaben, und mit der Wiedergabe des individuellen Reizes ist der höchste Kunstzweck erreicht. So paradox und anfechtbar es auch klingen mag, das gelungene Frauen-Portrait ist meist wahrer und aufrichtiger, als das Männer-Bildniß, weil es sich mehr auf die Darstellung der von allen sonstigen Beziehungen losgelösten Persönlichkeit beschränkt.

Was wir von dem Frauen-Portrait des Alterthums wußten, war bis vor kurzem im wesentlichen kunstgeschichtliche Reconstruction. Man mußte von der Technik der Sculptur auf die der Malerei zurückschließen, und auch so war das Material ein außerordentlich beschränktes. Die eigentlich griechische Kunstübung dürfte uns außer den Büsten der Dichterinnen Sappho und Corinna kaum mehr hinterlassen haben, als eine Anzahl jener Grabstelen, auf denen die Hausfrau inmitten ihrer Familie oder in der Ausübung ihrer häuslichen Pflichten erscheint. Alle diese Darstellungen aber stehen unter dem Einfluß des klassischen Schönheits-Princips, bei dem es sich mehr um die Wiedergabe des idealisirten Typus, als um die der individuellen Erscheinung handelt.

Erst die hellenistische Periode verhilft der in ihrer Eigenart ausgeprägten Persönlichkeit zu ihrem Rechte. In diese Zeit dürfte trotz allen Widerspruches ein großer Theil jener Bildtafeln aus ägyptischen Gräbern zu versetzen sein, die der sich allmälig nach allen Windrichtungen zerstreuenden Sammlung Graf angehören. Der XVI. Jahrgang der „Illustrirten Frauen-Zeitung" brachte zwei dieser eigenartigen Frauen-Bildnisse, aus denen uns ein individuelles Leben anmuthet, dessen Darstellung die frühere Forschung der griechischen Kunstübung kaum zugetraut hätte. Hier endlich zeigt sich jene naturalistische Unterströmung, ohne die eine gedeihliche Entwickelung der bildenden Künste nicht denkbar ist.

In der Kunstübung der römischen Kaiserzeit gelangt sie zur Herrschaft und findet in den erhaltenen Büsten der Kaiserinnen ihren bezeichnendsten Ausdruck. Zugleich macht sich hier zum ersten Male ein gewichtiger Factor — die Mode, in burlesker Weise geltend. Ein Theil dieser Büsten hatte einen in Stein gebildeten, abnehmbaren Haaraufsatz, der je nach dem wechselnden Geschmack durch eine andere Frisur ersetzt werden konnte. Im Uebrigen schimmert das Princip der Idealisirung nur noch leise durch, man begnügt sich damit, unter Wahrung der Aehnlichkeit, der Portraitbüste den allgemeinen Typus irgend einer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

weiblichen Gottheit, der Juno, der Minerva, der Venus, der Diana zu verleihen.

Aus der antiken Kunstwelt hat sich im großen und ganzen Eins in die spätere Bildnißmalerei hinübergerettet: Das Ideal der klassischen weiblichen Schönheit, wie es sich vorzugsweise in der Profil-Linie ausspricht, die niedere Stirn, die gerade verlaufende Nase, das anmuthige Oval des Wangen-Umrisses.

Unter der Herrschaft dieses Ideals steht auch zunächst das Frauen-Bildniß der Renaissance, wenigstens insoweit die Wiedergeburt des klassischen Alterthums von Italien ausgeht. Aber das antike Profil fängt an, sich individuell zu beleben, die wachsende Geistesbildung der Frauen, die sich ihren Theil an dem hellenisch-römischen Wissen nicht nehmen lassen, überhöht die niedere Stirnlinie, um die voller gebildeten Lippen spielt ein Zug reizvoller Sinnlichkeit, und der Ausdruck des leuchtenden Auges verinnerlicht sich. In den Frauen-Portraits der italienischen Renaissance kommt allerdings nur die höher organisirte, durch Rang und Reichthum über das Gewöhnliche hinausgehobene Weiblichkeit zur Darstellung. Wo die Persönlichkeit für die Verdeutlichung dieser Exclusivität nicht ausreicht, tritt das prächtige Beiwerk oder gar die allegorische Auffassung helfend ein. Das Frauen-Bildniß der Renaissance bleibt auch in diesem Punkte von seinem antiken Vorbilde abhängig, es vergöttlicht die weibliche Schönheit mit den seinem epigonenhaften Charakter angemessenen Mitteln.

Daneben aber machen sich zwei andere, aus den europäischen Mittelländern mit germanischer Bevölkerung hervorgehende Strömungen geltend, die in einem merkwürdigen Gegensatze zu einander stehen. Die niederländische Kunst predigt mit leuchtenden Farben und vollen Umrißlinien den Cultus der Sinnlichkeit, und in deutschen Frauen-Bildnissen derselben Zeit gelangt zum ersten Male die Innerlichkeit des weiblichen Gemüths zum Ausdrucke. Rubens Helene Forman und Rembrandts Saskia einerseits, Dürers und Holbeins Frauen-Bildnisse aus patricischen und kleinbürgerlichen Kreisen andererseits liefern die treffendsten Beispiele dieser Kunstauffassung. Auch die Bildnisse der Philippine Welser, die zur Zeit in der „Illustrirten Frauen-Zeitung" veröffentlicht werden, sind wohl geeignet, diese verschiedenartigen Strömungen zu veranschaulichen. Die Geliebte des Erzherzogs Ferdinand und die gemüthstiefe, sorgende Hausfrau und Gattin, das sind die beiden Verkörperungen, in denen die Augsburger Patricier-Tochter erscheint.

Will man Das, was die weibliche Portrait-Malerei des späteren Mittelalters geleistet und der Nachwelt überliefert hat, abgesehen von den eben erwähnten Nebenströmungen, auf eine Formel bringen, so wird man sagen können: wir verdanken der Renaissance das Ideal der sinnlichen Frauenschönheit.

Das Rococo brachte eine neue, seltsam verschnörkelte Art des Frauen-Cultus, die auch im weiblichen Bildniß ihren adäquaten Ausdruck findet. Ueber der zierlichen Unnatur der Hackenschuhe, des Reifrocks, des gewaltsam geschnürten Mieders wiegt sich das graziöse Köpfchen, von Löckchen umrahmt oder von einer thurmhohen Frisur überragt, die seine puppenhafte Anmuth noch deutlicher hervortreten läßt. Die schmale Stirn mit den fein gezeichneten Schläfen, die schön — bisweilen künstlich — geschwungenen Augenbrauen, das unregelmäßige Stumpfnäschen, die wie zu einem Bonmot gespitzten Lippen, das Grübchen im Kinn, das Alles weist auf ein neues Ideal hin, auf das Ideal der anmuthigen Schönheit um jeden Preis, selbst um den der Natürlichkeit. Es tritt uns in den verschiedensten Vermenschlichungen entgegen, abwärts bis zu jenen seltsam zopfigen Frauenbildnissen Anton Graffs, in denen die eckige Anmuth sich ausnimmt, als ob sie ihre eigene Großmutter wäre. Die verbürgten Bildnisse der „Frau Rath" Goethe veranschaulichen am besten jene in der Bewegung erstarrte Zierlichkeit, die sich von dem Bewußtsein ihrer Würde mitten in einem Entrechat — horreur! — hemmen läßt. Das Frauen-Bildniß des Rococo hat etwas watteauhaft Pseudo-Ländliches, in der Würde Gespreizt-Pompöses, aber durch alle Unnatur schimmert als Gewolltes, wenn auch nicht Erreichtes das Ideal der anmuthigen Frauenschönheit.

Was dem Körper recht ist, ist der Seele billig, der weichlichen Anmuth des Leibes entspricht die zierliche Empfindsamkeit des Fühlens. In den Frauenköpfen der Wertherzeit und der darauf folgenden Romantik ist es nicht schwer, die Spuren der klassischen, einfachen Formengebung wiederzufinden, unklar nachempfunden und später im Sinne des nachwirkenden Empire-Stils zurechtgestutzt. Aber zu der überkommenen oder bewußt nachgeahmten Einfachheit der Linienführung tritt ein neues Element, das nach Ausdruck ringende Sentiment, die „schöne Seele". Eine gewisse mimosenhafte Anmuth, die sinnig seitwärts geneigte Kopfhaltung, die Schmachtlocken, das große „seelenvolle" Auge, die spitze, charakterlose Bildung des Kinns, das Alles weist auf eine einseitige Gefühlsrichtung hin, die man bis in die matte, pastellartige Farbengebung hinein verfolgen kann. Das Ende des vergangenen und der Anfang unseres Jahrhunderts haben uns mit dem Ideal der sentimentalen Frauenschönheit beschenkt.

Und wie haben wir mit all' diesen Vermächtnissen unserer Vorfahren gewuchert? Wie verkörpert sich das Ideal der modernen Frauenschönheit im weiblichen Portrait? Da wäre zunächst ein kräftig Wörtlein mit den Naturalisten zu reden, die da sagen: „Was gehen uns alle Ideale der Frauenschönheit an, wir geben die Natur wieder mit allen Mitteln der Kunst, sie ist uns schön genug, über sie hinaus wollen ist Vermessenheit." Darauf ließe sich mit einem alten naiven Künstlergeschichtchen antworten, das durch Ottokars Reimchronik verbürgt ist:

„Ein kunstfertiger Steinmetz in Speyer hatte ein schönes Bild aus Marmor sauber und rein nach Kaiser Rudolph gehauen, dessen überraschende Aehnlichkeit jeder, der es sah, eingestand. Der Künstler oder Meister war aber auch dem Könige lange nachgegangen und hatte so die Gestalt sich eingeprägt und abgenommen, daß er selbst die Runzeln des kaiserlichen Antlitzes gezählt hatte. So stand das Bild manche Jahre; als der Künstler aber vernahm, daß das Alter dem Herrn eine Runzel mehr gefurcht hatte, machte er sich auf bis in's Elsaß, um den Kaiser selbst wiederzusehen, und als er die Sache richtig erfand, ging er heim wieder gen Speyer und überarbeitete sein Standbild von Neuem, dem Kaiser getreulich und ähnlich. Später setzte man dieses Bild auf des Kaisers Grab."

Das war sicher ein gewissenhaft arbeitender Künstler, er ging der Natur nach bis in die geheimste Werkstatt des Werdens und Vergehens — wie ein Moment-Photograph. Er setzte sein „Kunstwerk" zusammen wie ein Registrator sein Acten-Bündel aus lauter einzelnen Documenten, aber ein Kunstwerk wurde es darum doch nicht. Jede Nachahmung der Natur muß sich auf die Wiedergabe eines Moments in der ewigen Bewegung beschränken, und die Aufgabe des Künstlers dürfte sich trotz der vielen, seit Lessings Tode verflossenen Jahre, noch immer darin erschöpfen, den schönsten oder charakteristischsten dieser Momente zu wählen. Das gilt vom Frauen-Bildniß nicht weniger, als von jedem andern freier erfundenen Gemälde. Die Grenzbestimmung des Schönen und Charakteristischen hängt von der Individualität des Künstlers, die Unterordnung beider unter das Ideal weiblicher Schönheit von seinem eigenartigen, durch das Schönheits-Ideal früherer Zeiten mehr oder weniger beeinflußten Geschmacke ab.

Man sollte eigentlich kein Frauen-Portrait ausstellen, das nicht über das Maß der handwerksmäßig hergestellten Aehnlichkeit hinausgeht. Das Kunstwerk im Portrait beginnt da, wo der Künstler aus seiner eigenen Auffassung heraus nach der Richtung des Schönen oder des Charakteristischen hin ein in den meisten Fällen undefinirbares Etwas hingethan hat. So lange er nicht über die bloße Aehnlichkeit hinausgekommen ist, hat er keinen Anspruch auf den Namen eines Künstlers.

Daß wir in einer jener Uebergangs-Perioden leben, in denen die Kunst das Gebiet der Darstellbarkeit auszudehnen sucht und für den neuen Gehalt neue Formen sucht, ist eine Thatsache, die sich am deutlichsten in dem Ueberhandnehmen des naturalistischen Frauen-Bildnisses ausspricht, dessen Verbreitung durch eine gewisse Handfertigkeit der Technik gefördert wird. Daß Frau Meier in der seidenen Gesellschafts-Robe ganz so pompös ausgesehen, wie sie Herr Kunze gemalt hat, daran wird die Kunstgeschichte der entferntesten Zukunft nicht zu rütteln wagen, aber das Factum hat im günstigsten Falle nur für die nächsten Angehörigen ein persönliches Interesse.

Ein Frauen-Portrait, das Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks erhebt, sollte zunächst einem jener oben in ihrer historischen Entwickelung dargestellten Schönheits-Ideale entsprechen. Will sich das dem Maler aufgedrungene oder frei gewählte Object keiner jener Formeln anpassen, so wird er sich mit dem vollen und treuen Erfassen des Individuums in der Gesammtheit seiner Erscheinung begnügen müssen. Das Charakteristische der weiblichen Persönlichkeit verflüchtigt sich leichter, als das der männlichen, es zeigt sich eher in einer im Fluge erhaschten Stimmung als im fest ausgeprägten Gesichtsausdruck. Daher gewinnt gerade beim weiblichen Portrait das Erfassen des richtigen Moments erhöhte Bedeutung. Die Mehrzahl der zur Ausstellung gelangenden Frauen-Bildnisse ist das Resultat einer Reihe von Sitzungen, die doch immer nur der äußerlichen Aehnlichkeit zu Gute kommen. Das blitzartige Festhalten eines günstigen Augenblicks erschöpft das Wesen eines Frauen-Charakters mit größerer Sicherheit, als die beiden Theilen bewußte, unwillkürlich zur Pose führende Beobachtung.

Der moderne Künstler ist sich des Mangels seiner naturalistischen Darstellungsweise wohl bewußt und sucht ihn durch allerlei Kunstgriffe zu verdecken. Da es ihm an Zeit und Kraft fehlt, Schönheit und zufällige Mängel der Bildung unbeschadet der Aehnlichkeit in das rechte Verhältniß zu bringen, oder andernfalls den sich verflüchtigenden Charakter der darzustellenden Frau im rechten Moment zu erfassen, hilft er sich mit einem willkürlich in ungefährer Anlehnung an die wirklichen Verhältnisse geschaffenen Milieu oder mit einem gleichwerthig behandelten Beiwerk. Die sorgfältig nachgemalte Natur setzt sich auf den ebenso sorgfältig gemalten Divan oder Plüsch-Sessel, und der an sich berechtigte Naturalismus wird zur Convention. Zu noch schlimmeren Resultaten führt die selbstbewußte Willkür bedeutender Künstler, deren archaisirende Einbildungskraft der weiblichen Individualität einfach einen Platz in der ihr ungefähr entsprechenden Vergangenheit anweist. Ein Rembrandt-Hut macht aus der Banquiers-Gattin eine Patricier-Frau des siebzehnten Jahrhunderts, ein gepudertes Toupet verbannt den naiven Backfisch in das Zeitalter Watteauscher Schäfer-Scenen. Das Resultat ist gequälte Unnatur, eine dem Individuum Gewalt anthuende Masken-Studie.

Die Vereinigung des Schönen und Charakteristischen, wie sie gerade das Frauen-Bildniß verlangt, ist selten einem modernen Künstler gelungen. Als Beispiel solchen Gelingens wäre etwa das Portrait der Miß Grant von Hubert Herkomer anzuführen. Diese schlanke Frauengestalt, deren dunkle Augen nicht nach dem Beschauer gerichtet sind, sondern aus dem Innern in unbewußter Träumerei herausleuchten, wirkt wahr, schön und charakteristisch zugleich, weil sich ihr ganzes Wesen in einem Augenaufschlag zwanglos concentrirt. Daß dieses Wesen zugleich dem Ideal entspricht, ist eben ein glücklicher Zufall, den echte Künstlerschaft zu benutzen verstand.

Das Ideal des modernen Frauen-Bildnisses ist noch nicht gefunden. Die Aesthetik der Zukunft findet dafür vielleicht die Formel: das Pseudoideal der Frauenschönheit im Salon und in der guten Stube.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Oeffentlicher Schreiber in Rom. Von P. Joris. Siehe das Bild, Seite 116. — Jedes Geschäft will gelernt sein, und wer als öffentlicher Schreiber in Rom sein Brod verdienen will, braucht mehr als eine schöne Handschrift. Da sitzen die beiden Concurrenten in nächster Nähe, des Einen Tisch umlagert, daß er kaum die Arbeit bewältigen kann, und um den andern kümmert sich in Wahrheit keine Katze, denn die seine macht's wie er und verschläft die beschäftigungslosen Stunden. Der Alte versteht aber auch nicht nur sein Geschäft, sondern auch die Reclame; er hält es nicht für selbstverständlich, daß die Leute wissen, ein öffentlicher Schreiber schreibt Alles, — er hängt ihnen ein Verzeichniß seiner Artikel unter die Nase: Bittschriften an den heiligen Vater, Eingaben an Seine Majestät, Geschäftsbriefe — auch Kaufleute, Kleinkrämer natürlich, giebt's in Rom, die der Kunst des Schreibens unkundig sind — und, was sich von selbst versteht — Liebesbriefe. Er weiß aber auch, daß das Tagesereigniß geschäftlich ausgenutzt werden muß. Schlechte Nachrichten sind aus Massauah eingetroffen, die braven italienischen Truppen haben auf dem ihnen ungewohnten Boden und in der selbst ihnen ungewohnten afrikanischen Hitze eine Schlappe erlitten. Sofort nagelt er sein Schild an die Mauer des Palazzo, in dessen Schalter er seine Schreibstube aufgeschlagen hat: „Lettere per l'Africa", Briefe nach Afrika! Das zündet bei mancher Vorübergehenden. Frauen, Bräute, Schwestern jener braven Soldaten, die dort vielleicht bereits verblutet oder der Sonne und dem Fieber zum Opfer gefallen sind, — sie Alle haben nur den einen Gedanken, einen Gruß hinüberzusenden; vielleicht, daß dennoch eine Antwort kommt, ein sehnsüchtig erwartetes Lebenszeichen, und geduldig wartet Jede, bis an sie die Reihe kommt. Der Concurrent würde vor Neid bersten, wenn er es nicht vorzöge, seinen Aerger zu verschlafen.

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Reseda im Zimmergarten. Um im Herbst und Winter blühende Reseda-Töpfe zu haben, macht man drei Aussaaten, und zwar Ende Juli für den Herbstflor, im August für den Weihnachtsflor und im September für den Flor im Februar und März. Das Cultur-Verfahren ist sehr einfach und dankbar, denn die Reseda wird gleich in jene Töpfe gesät, in denen sie ihre vollständige Entwickelung erlangt. Diese Töpfe sollen einen oberen Durchmesser von etwa 12 cm haben und werden mit fetter Mistbeet-Erde gefüllt, der etwas Sand beigemischt ist. In jeden Topf vertheilt man zehn bis fünfzehn Samenkörnchen, die man wenig mit feiner Erde bedeckt. Werden die Töpfe in ein luftiges Zimmer gestellt, gleichmäßig feucht gehalten und bei Sonnenschein beschattet, so lassen die jungen Pflänzchen nicht lange auf sich warten. Von den aufgehenden Sämlingen werden so viele der schwächsten entfernt, daß in jedem Topf nur vier bis fünf kräftige, gleichmäßig auseinanderstehende Pflanzen bleiben. Haben diese eine Höhe von ca. 10 cm erreicht, so schneidet man ihnen die Spitze aus, es entwickeln sich dann zahlreiche Seitentriebe, die alle Blüthen bringen. Rathsam ist es, den gut entwickelten Pflanzen auch im Winter wöchentlich einmal etwas künstlichen Dünger zu geben und die abgeblühten Blumenstengel möglichst bald abzuschneiden; man erzielt dadurch einen reichen und langen Flor. Die Reseda liebt keine große Wärme; sie gedeiht deshalb am besten auf dem Fensterbrett einer sonnigen Stube, die, so lange es die Witterung gestattet, reichlich zu lüften ist und im Winter nur wenig erwärmt wird. Die Reseda der jetzt und im August auszuführenden Saaten pflegt man bis zum Anfang October auf dem Blumenbrett vor dem Fenster. Die vorzüglichste Winterblüherin ist Reseda Machet, eine englische Züchtung mit röthlichen Blumen, die in England gegenwärtig eine beliebte Modepflanze ist und im Topfe förmliche Blüthen-Pyramiden bildet. Andere werthvolle neuere Sorten sind: aurea compacta (Golden Queen) mit goldgelben Blumen; Gabriele, dunkelroth blühend; Victoria, mit dunkelbraunrothen Blüthen, die weißblühende Sorte Diamant und die ganz niedrig bleibende pumila erecta.

Afrikanische Zierspargel-Arten. Ebenso moderne wie dankbare und schöne Zimmergewächse sind die afrikanischen Zierspargel. Nachdem in den letzten Jahren aus dem schwarzen Welttheil nur Arten von hervorragendem Schmuckwerth eingeführt und nachdem durch vielfache Versuche festgestellt worden, daß diese originellen Pflanzen-Schönheiten bei einfacher Behandlung selbst im Zimmer vorzüglich gedeihen, fangen sie an, das Interesse der Blumenfreundinnen zu erregen. Die afrikanischen Spargel zeigen sich zu jeder Frist im Jahre im schönsten Schmuck und mit ihren dünnen, rankenartigen Trieben, die bei einzelnen Arten eine bedeutende Länge erreichen und stets das denkbar feinste Blätterwerk tragen, gehören sie zu den elegantesten Pflanzen-Erscheinungen am Blumenfenster. Die bekannteste Art ist der federige Spargel (Asparagus plumosus), mit bis fünf Meter lang werdenden Ranken; seltener, aber auch etwas zarter sind der Comoren-Spargel (A. comorensis) und eine äußerst feine Art, A. tenuissimus. Vom federigen Spargel hat man auch eine sehr gesuchte Miniaturform, A. plumosus nanus, mit kleinen Trieben, die nur eine geringe Höhe erreichen und dann wagerecht wachsen. Diese reizende Pflanze hält den Vergleich mit den zartesten Farrenkräutern aus. Im vorigen Jahre ist auch eine Art aus Port Natal eingeführt worden, der man den Namen: Sprengers Spargel (Asparagus Sprengori) beigelegt hat. Diese Neuheit bildet ein bis zwei Meter lange Triebe und zeichnet sich im Gegensatz zu allen anderen bis jetzt bekannten Arten durch wohlriechende Blüthen aus, denen schöne korallenrothe Beeren folgen, die fast das ganze Jahr hindurch eine Zier der Ranken bilden. Alle die genannten Zierspargel-Arten entwickelten sich bei mir im Sommer auf einem sonnigen Blumenbrett vor dem Fenster zu kräftigen Exemplaren, und den Winter überstanden sie sehr gut am Fenster eines mäßig warmen Zimmers.

Die Sonne als Feindin der Fensterblumen. Es ist bekannt, daß viele unserer zarten Zimmerpflanzen brennende Sonnenstrahlen nicht vertragen können; weniger bekannt aber dürfte es sein, daß Blüthenpflanzen, die im Garten in voller Sonne gedeihen, am Blumenfenster durch Sonnenwärme zu Grunde gehen. Manches Blumenstöckchen, das im Vorsommer freudigstes Gedeihen zeigte, sieht jetzt, trotzdem es richtig gegossen und gewartet worden ist, welk am Fenster und will sich zum Leidwesen der sorgenden Pflegerin durchaus nicht mehr erholen. Traurig sieht so die Blumenfreundin oft ihre zarteren und dann auch die dauerhaften Lieblinge dahinwelken, ohne sich die Ursache dieser Mißerfolge erklären zu können. Die ungehindert auf die Töpfe brennende Sonne ist es, die manche Prachtpflanze zum Absterben bringt. Zweige, Blätter und Blüthen unserer meisten Fensterblumen können volle Morgensonne ertragen, nicht aber die Wurzeln. Die sogenannten Saugwurzeln, die in der Hauptsache die Ernährung der Pflanzen besorgen, legen sich gern um die Wände der Töpfe und bilden hier filzartige Gewebe. Fällt nun im Juli und August die volle Sonne auf den Topf, so erhitzt sich dieser schließlich derart, daß die an seinen inneren Wänden liegenden Wurzeln verbrennen, und dies führt die Pflanze dem sichern Tod entgegen. Den besten Schutz gegen die schädigende Wirkung der Sonne bilden kastenartige Blumenbretter, die man mit stets feucht zu haltendem Moos füllt, in das die Töpfe eingefüttert werden. Bepflanzte hölzerne Blumenkästen, mit welchen man jetzt vielfach Balcons und Veranden schmückt, bedürfen keines besonderen Schutzes, weil Holz bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fürs Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Eine neue Eisbereitungs-Maschine. — Wir haben in den heißen Sommertagen verflossener Jahre wiederholt auf die Bereitung des Gefrorenen hingewiesen, sei es mittelst einer Maschine, sei es durch das Einsetzen einer einfachen Büchse in gut zerkleinertes Eis, und im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo diese erquickende Speise zu den auserlesenen Tafelgenüssen gehörte und fast ausnahmslos vom Conditor bezogen wurde, versteht es heute manche Hausfrau, ein treffliches Gefrorenes mit geringen Kosten zu bereiten. Wenn wir noch einmal, durch Wort und Bild, auf eine „neue Maschine" aufmerksam machen, so geschieht es, weil sie uns außerordentlich praktisch erscheint und weil sie durch eine selbstthätige Spartel-Bewegung Das erreicht, was vor ihr noch keine andere leistete. Wir haben beispielsweise bei der vorzüglichen Meidingerschen Maschine gesehen, daß ein Drehen der Büchse entbehrlich wurde, nicht aber ein Oeffnen derselben, ein wiederholtes Abstoßen der sich an den Seitenwänden ansetzenden Masse, ein tüchtiges Durcharbeiten dieser, wovon in erster Linie die Güte des Gefrorenen abhängt. Unsere neue Maschine überhebt uns dieser Arbeit. Die stark verzinnte, unten mit einem Zapfen versehene Form wird mit diesem in eine am Boden des Eimers befindliche Metallhülse eingesetzt; oben durch einen über den Deckel fortlaufenden, an den Seitenwänden des Eimers mit kleinen Klammern befestigten Balken gehalten, steht sie absolut fest. Sobald man nun einen seitwärts befindlichen Griff zu drehen beginnt, setzt der durch ein Zahnrad mit einer im Innern der Büchse befindlichen Schaufel in Verbindung stehende Balken diese in Bewegung und es beginnt dadurch ein fortgesetztes Durcharbeiten der zu gefrierenden Crème und ein Abstoßen der sich ansetzenden Theile. Nachdem die Form eingesetzt, der leere Raum des Eimers mit kleingeschlagenem Eis gefüllt wurde, genügt ein 15—20 Minuten langes Drehen der Kurbel, um — ohne jedes Oeffnen der Büchse — ein vorzügliches Gefrorenes zu erhalten; während die Masse bisher durch das Frieren zusammensiel, lockert sie sich bei diesem neuen Verfahren und füllt die beim Beginn zu drei Viertel gefüllte Büchse vollständig; es wird ferner jenes „Hartwerden" der Crème vermieden, durch das sie den feinen Geschmack einbüßt und leicht schädlich auf den Magen wirkt. Zum Schluß erinnern wir daran, daß die größte Kälte-Erzeugung durch eine Mischung von je 3 Pfund Eis mit 1 Pfund Salz erzielt wird. — Die betreffende Maschine ist in gangbarster großer Nummer für den Preis von 14 Mark durch den Hof-Klempnermeister A. Bertuch, Berlin, Kanonierstr. 30, zu beziehen.

Forellen in Aspic. — Man wählt hierzu kleine Bach-Forellen, die, vorsichtig geschuppt, ausgenommen und gewaschen, auf eine große flache Schüssel gelegt, mit warmem Essig übergossen und mit Papier bedeckt werden, wodurch sie eine schöne blaue Farbe bekommen. Nun setzt man eine Kasserole mit so viel Wasser auf's Feuer, daß es zum Bedecken der Fische eben ausreicht, giebt Salz, Pfefferkörner, einige Löffel Essig und Zwiebelscheiben hinzu und läßt Alles aufkochen. Nachdem die Kasserole vom Feuer zurückgezogen, legt man die Forellen hinein, deckt sie mit Papier zu und läßt sie eine Viertelstunde ziehen — nicht kochen, dann hebt man sie heraus, damit sie erkalten. Nun stellt man eine ziemlich tiefe, mit Oel ausgestrichene Form in kleingeschlagenes Eis, gießt eine dünne Schicht Aspic hinein, garnirt diese, sobald sie steif geworden ist, mit hartgekochten Eiern, Sardellen, Capern, Citronen oder Trüffel-, auch Gurkenscheiben, gießt vorsichtig einige Löffel flüssigen Aspic darüber, läßt ihn erstarren, bringt eine Lage der Fische darauf — so daß sie, nebeneinander liegend, den Rand der Form nicht berühren — füllt in Höhe der Fische abermals Aspic auf und wiederholt dies Verfahren, bis die Form genügend gefüllt ist. Sobald nach Verlauf einiger Stunden Alles steif geworden, wird die Form einen Augenblick in heißes Wasser getaucht und der Inhalt, auf eine Schüssel gestürzt, mit Petersilie garnirt, zur Tafel gegeben.

Mandelkruste mit geschlagener Sahne und Erdbeeren. — 200 Gramm süße Mandeln, unter denen einige bittere sein können, werden gebrüht, gehäutet, gerieben, mit 200 Gramm feinem, gesiebtem Zucker und einem ganzen Ei vermischt. Den so gewonnenen Teig drückt man mittelst einer halb durchgeschnittenen Citrone gegen den Boden und die Seitenwände einer mit Oel ausgestrichenen Mehlspeiseform, stellt diese in eine Wärmröhre, läßt den Teig trocknen, stürzt ihn dann vorsichtig auf ein mit Puderzucker bestreutes Kuchenblech oder einen Tortenboden und bäckt ihn bei schwacher Hitze langsam gelblich. Mit in Zucker marinirten Erdbeeren gefüllt, die man mit Schlagsahne bedeckt, wird die Schüssel mit Löffel-Bisquit garnirt; auch kann man die Kruste nur mit geschlagener Sahne füllen und einen Kranz von Erdbeeren herumlegen.

Fragen.

M. S. in M. — Eine eifrige Leserin und angehende Kochkünstlerin bittet um das Recept eines englischen Beefsteak-Puddings?

Abonnentin in L. — Wie werden frische Blumen gepreßt, so daß sie die Farbe behalten?

M. v. B. in Bucarest. — Welche liebenswürdige Leserin kann mir ein Recept zu guter Gallseife geben?

J. F. in Breslau. — Wie kann man guten Seiden-Crêpe, der vom Tragen kraus und weich geworden, glätten und wiederstandsfähig machen?

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

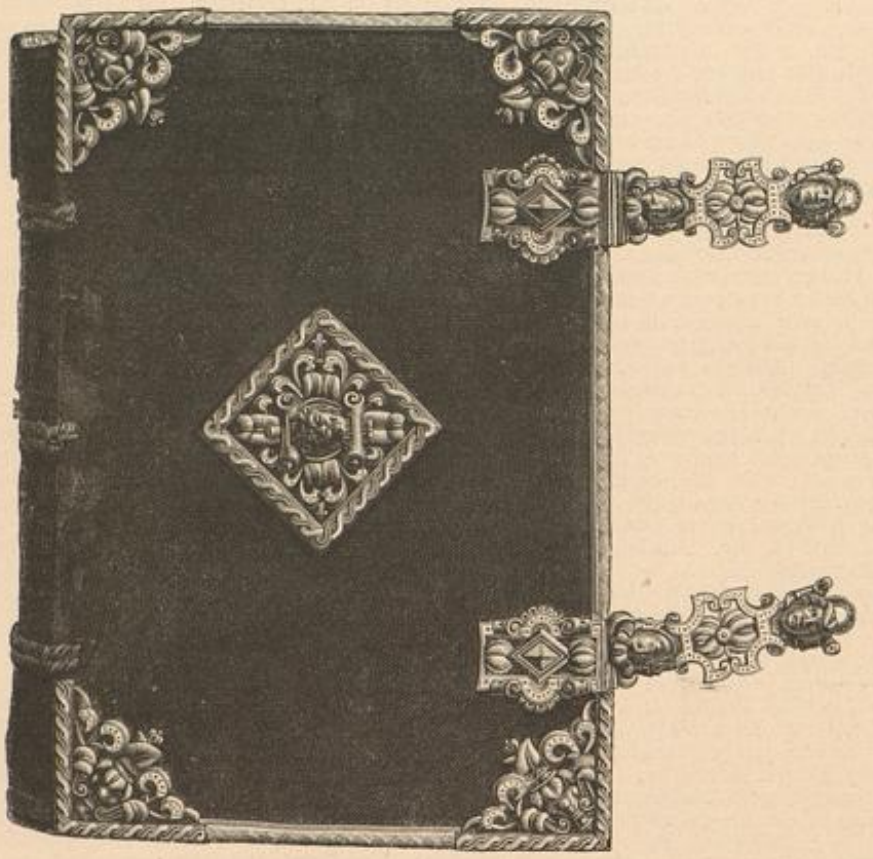
Haus mit Garten, Görz (96). — Wir haben uns erlaubt, die auf diese Frage eingegangenen Adressen — als von ganz persönlichem Interesse — der Fragestellerin sofort direct einzusenden.

Sommersprossen (104). — Das erwähnte Mittel gegen Sommersprossen betreffend, geht uns unter dem Motto: „Eine, die gern hilft" die Mittheilung zu, daß der Gebrauch desselben von bestem Erfolg gewesen sei.

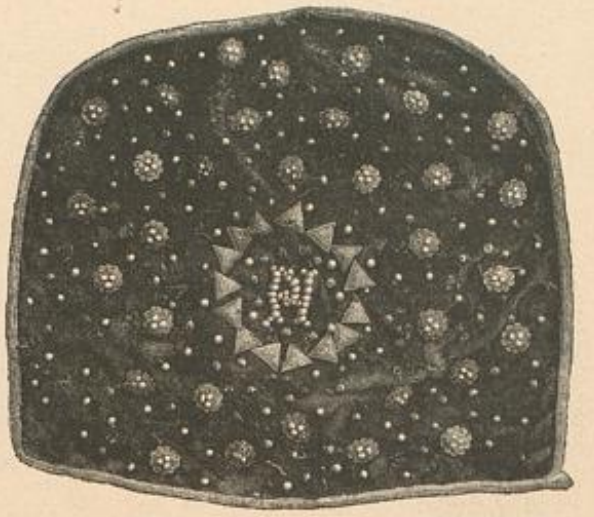
M. G., Kärnthen (112). — Die besten der Salzburger Nockerl bestehen aus „Nockerl" und „Schmankerl" gemischt, und wir geben hierzu das Recept; doch kann dasselbe nach Belieben, durch Fortlassung des zweitgenannten Gebäckes, vereinfacht werden. Man quirle in ein Viertel Liter Milch 125 Gramm feines Mehl, ebensoviel Zucker, ein wenig leicht abgeriebene Citronenschale, lasse in einer Kasserole 125 Gramm Butter zergehen, gebe die vorerwähnte Masse hinzu und achte darauf, daß sie sich unter beständigem Rühren von der Kasserole löse und einen ziemlich festen Teig, den sogenannten „Brandteig" bilde. Diesen verrührt man allmälig mit drei ganzen Eiern und ebensoviel Dottern, setzt inzwischen $^1/_2$ Liter Milch mit einer Prise Salz auf's Feuer und sticht — sobald sie zu kochen beginnt — mit einem Eßlöffel — kleine „Nockerl" von dem Teig, die, in die Milch gethan, neben einander liegend $^1/_4$ Stunde kochen müssen, dann herausgenommen und zum Abtropfen auf ein Sieb gelegt werden. Weiter bereite man „Schmankerl", indem man vier Löffel feinstes Mehl mit ein wenig Zucker, etwas Salz in $^3/_4$ Liter kalte Milch einquirlt und auf mäßigem Feuer zu einem glatten, nicht zu dicken Brei kocht. Nun streicht man eine Eierkuchenpfanne mit Butter aus, gießt soviel von dem Brei in die Pfanne, um den Boden derselben dünn zu bedecken, und achtet darauf, daß sich eine bräunliche Kruste ansetze. Diese schneidet man, den etwa noch dünnen Teig mit einem Löffel abkratzend, in viereckige Stückchen und legt sie auf eine Schüssel, mit dem weiteren Backen fortfahrend, bis die Masse verbraucht ist. Wenn diese Vorbereitungen beendet sind und eine Crème von $^1/_2$ Liter Sahne (Obers) bereitet ist, die man mit Zucker nebst einer Schote Vanille aufkochen ließ und mit einigen Eidottern abzog, bestreicht man die „Schmankerl" mit Aprikosen-Marmelade und beginnt nun mit dem Einbacken der Speise. In die gut mit Butter ausgestrichene Form kommt zunächst eine Lage Nockerl, dann Schmankerl und wieder Nockerl, das Ganze wird mit der Crème übergossen und im Ofen etwa $^1/_2$ Stunde gebacken. Statt der Aprikosen-Marmelade kann man auch etwa 150 Gramm geriebene Chokolade, mit Butter — in der 50 Gramm Zucker gelblich wurden — gemischt, zwischen die Nockerl geben.

Wand-Decoration. — Aus dem Kreise unserer Leserinnen geht uns folgender Vorschlag zu. Eine große weiche Decke läßt sich an zwei Bambusstäben sehr gut „baldachinartig" arrangiren. Die Stäbe sind für geringes Geld in Chinawaaren-Handlungen zu haben; man steckt sie, mit den Wurzelknollen nach oben, in kleine, an der Wand befestigte Eisenringe, — wie solche bei Fenstern gebräuchlich sind. — Das Tuch wird lose übergehangen, entweder in Falten geordnet, oder rosettenartig an den Stäben mit Bandschleifen und Blumen befestigt.

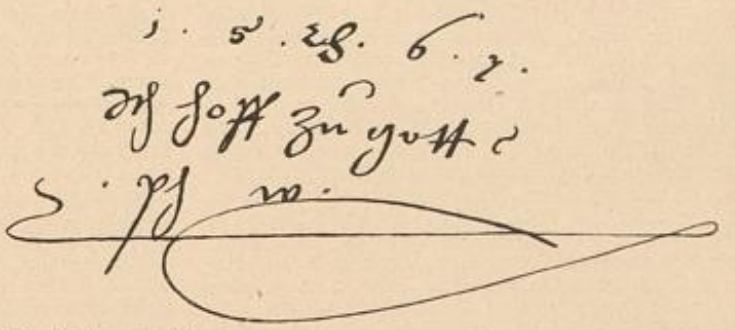
Lami. Das Geschäft von C. H. Mewis, Berlin, Kurstraße 27, hält jede Art von Passementerie-Franzen vorräthig, oder fertigt solche nach Angabe.



Gebetbuch der Philippine Welser.
Deutsche Arbeit um 1557.
Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien.



Achseldecke, sogenannter „Turnierdank."
Arbeit der Philippine Welser, Stickerei in Fließwerk und Perlen.
Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien.



Handschrift der Philippine Welser, aus den Ambraser Trinkbüchern.
Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien.

Neue Eisbereitungs-Maschine.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 16. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 14. August 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Wunder auf Schloß Gottorp.

Ein Gedächtnißblatt aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

12.

Um einige Stunden später rollte ein leichtes Fuhrwerk von Schleswig auf der Landstraße nach Flensburg davon. Herr von Sehnstedte und Pidder Sörenbroder saßen darin; der Tag ging zum Abend, als sie in Flensburg eintrafen, und die Pferde waren ermüdet, indeß der Offizier gebot, daß der Wagen ohne Anhalt westwärts zur Stadt Tondern weiterfahre. Doch durchkreuzte Mißgeschick zum Besten der Pferde seinen Willen; auf dem schlechten Wege brach ein Rad, und dies nöthigte ihn, in einem nur mit Mühe erreichten Haidedorf zu übernachten. Langsam setzte sich am anderen Tage mit dem nothdürftig ausgebesserten Wagen die Fahrt fort, so daß wieder Dunkel einbrach, bis sie an den windverweht unter den Nordseedeich hingekauerten Häuserhaufen des Dorfes Hoyer, dem der Insel Sylt nächstbelegenen Festlandspunkt, anlangten. Zu dieser wollte Sehnstedte sogleich weiter, noch in der Nacht mit einem Boot hinüber. Allein er mußte sich abermals bescheiden; denn die Ebbe begann und setzte ihm bis zum Morgen wieder höhere Gewalt entgegen. Aber im ersten Frühlicht weckte er den Fischer, der sich am Abend eines guten Fahrzeugs versichert hatte, und sie brachen zum kleinen Hafenplatz der „Hoyer Tiefe“ auf. Vom Deich her stand ihnen frischer Wind in's Gesicht, Pidder zog mit witternden Nasenflügeln, als sei's der wonnevollste Duft, Meeresathem und Seegeruch ein. Seine grauen Augen glimmerten, und er sagte: „Das is die Westsee, Herr, und kein Mergeltümpel, als die Ostsee. Da giebt's Wasser und Wind, aber der Wind is nich gut für uns. Das giebt viel Kreuzschläge und dauert lang und kann wieder Abend werden. Aber das is ja schön, und so ein Eile hat es ja nich.“

Da lag hinter'm Deich das eintönig grau anrollende Wattenmeer, scheinbar sich uferlos nach Westen fortdehnend. Ein starkes Segelboot harrte bereit,

Das Netz. Nach dem Bilde von H. Timmermans. — Siehe Seite 127.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit dessen Eigenthümer Pidder noch in friesischer Sprache einige Worte tauschte; danach wickelte er bedächtig die weißen Linnen ab, machte sie fest, setzte sich an's Ruder, und es ging rasch hinaus. Doch nicht weit, dann erkannte auch Herr von Sehnstedte, daß der Wind möglichst ungünstig sei; die Segel mußten umgelegt werden, und das Boot lief anscheinend wieder gegen die Abfahrtsstelle zurück. Pidder äußerte dazu: „Das is erst über Nacht aufgekommen, gestern war's noch besser, da ging's noch gut 'nüber, und die Ebbe kommt uns auch noch über'n Hals. Aber das is ja schön, je länger als es währt."

Das war eine Ansicht, die der Hörer offenbar durchaus nicht theilte, doch ihm blieb Nichts übrig, als sich darein zu schicken, und er saß stumm und sah nach Westen hinaus. Immer hin und her ging das Kreuzen, Stunden um Stunden schlichen hin, die Sonne stieg zu ihrem höchsten Punkt auf. Pidder Sörenbroder dampfte aus seinem Näsenböter, klopfte die Asche an der Planke in's Wasser, stopfte sich den kleinen Pfeifenkopf wieder aus seinem Seehundsfell-Beutel, hantirte mit Stahl und Stein und dampfte weiter. Dann sprach er einmal vor sich hinaus, nicht zu seinem Begleiter, wie in den singenden Wind:

„Ja, das Wasser bleibt sich immer gleich, das is just als damals. Ihm ward es auch zu lang, als ich ihn herüberholte, und er wollt' mir hundert Speciesthaler geben, wenn's schneller ging! Aber ich sagte, Herr, die behalten Sie man, das is dem Wind ganz egal, ob Sie mir hundert Speciesthaler geben."

Herr von Sehnstedte hatte aufhorchend das Ohr gespannt, er mußte vermuthen, schon vorher erfahren haben, von wem der Fischer spreche. Doch er fragte ungewiß: „Wer? Von wem redet Ihr, Pidder? Wen fuhrt Ihr hier hinüber? Den —?"

Pidder Sörenbroder nickte. „Ja, ich wußte ja ganz gut, daß er's war, aber ich sagte blos ‚Herr' zu ihm, ihm war das ja auch recht so. Er sah lang nich so vornehm aus, als Sie, Herr; blos 'nen grauen Rock hatt' er an, mit 'nem bischen Grün am Hals, als wär's ein Jagdaufseher oder so was, aber merken konnt' man's doch an Allem. Für meine Schwester wär's wohl nich nothwendig gewesen, sie hätt' ihn doch wohl gern gehabt. Denn er hatt' es so für 'ne junge Person, das konnt' ja nich gut anders gehn. Und mit Maren war's ja auch so, das blieb sich gleich, wer es war, wenn Einer sie sah. Sie hatten sich blos einmal gesehen, als er drüben zum Besuch gewesen, aber da war's mir gleich klar, er käme 'mal wieder. Es is ja gut, wenn Sie's wissen, Herr; denn es geht Sie ja doch was an. Ich konnt's ihm ja nich verdenken und ihr auch nich; das kann ja sein, andere Leute hätten gesagt, ich hätt's, weil ich ihr Bruder war, nicht thun sollen. Das kann ja auch recht sein, aber Jederein thut ja, wie es ihm danach is; das wollen Sie ja auch thun, Herr. Auf der Insel is es lange Winter und viel dicke Luft, die Sonne scheint nich oft. Aber wenn sie 'mal so einen Tag klar herauskommt, dann denkt man noch lange daran, wie schön daß er gewesen. Ich meinte so, Herr, es wär' gut für meine Schwester, so daran denken zu können, wenn sie nachher ihr Lebelang in der dicken Luft sein mußt'. Das war ja vielleicht nich richtig, aber man kann's ja nich anders machen, als man nu 'mal die Meinung hat. Die hab' ich auch noch immer ebenso, denn die Tage, als die Sonne ihr so in das kleine Haus unter der Düne hineinschien, waren ja nich lange, aber ich hab' keine so schönen im Leben wieder gesehn, als ihre Augen damals sagten, daß sie's wären. Sie hat die Augen nachher ja auch bald zugemacht, um von der dicken Luft nix mehr zu sehen. Aber sonst hätt' sie in ihrem Leben nie was anders, als die kennen gelernt, und so war's doch wohl besser, daß ich ihn hier herüber gefahren, denn dazu lebt man ja nich blos. Und für Sie war es auch besser, Herr, sonst führen wir heute hier wohl nich zusammen. Ich konnt's ja nich machen, aber als der Herr Graf kam und sagte, er wollt' sie auf's Schloß nehmen, da sagte ich mir ja, es war das Beste und sollt' wohl so sein. Das is es denn ja auch geworden, aber es is ja nich nothwendig, daß sie überhaupt was davon zu wissen kriegt, das meint der Herr Landgraf auch so."

Eigenthümlich waren die Worte in Pidder Sörenbroders gleichmüthiger Sprechart von seinem Munde in Wind und Wellen hinausgeklungen. Sein junger Bootgenosse hatte mit einem träumerischen Gesichtszug zugehört und zu erkennen gegeben, daß ihm ein Schlüssel zum Verständniß, wer es gewesen, den Pidder vor langer Zeit einmal hier herüber geführt habe, schon früher mitgetheilt sein müsse. Nun versetzte Herr von Sehnstedte: „Ich fürchte, wir finden sie nicht auf der Insel, mir wird's immer weniger glaubhaft. Was der Graf Saint-Germain sieht und sagt, darauf geb' ich Nichts. Er wollte uns los sein, darum log er es uns vor."

Doch der Fischer schüttelte den Kopf: „Nein, Herr, der kann richtig mehr, als blos Brod essen. Auf der ganzen Welt hat's kein Mensch gewußt, als ich, aber als er mir den ausgestoppten Fisch wies, da sagte er mir, wer sie wär'; das geht ja nich auf gewöhnliche Manier zu. Und richtig is sie auch da auf Sylt."

„Sie ist da?" Der Offizier sprang von der Bank auf. „Was heißt das? Woher wißt Ihr's?"

„Ich fragte da vorher Einen am Wasser, ob er nich so was gesehn hätte. Der sagte mir, sie wär' gestern herüber."

„Und das habt Ihr mir nicht gesagt, Pidder?!"

„Ja, wozu denn, Herr? Ich kenn' das nich und hab' nich gedacht, daß Ihnen das so wichtig zu hören wär'. Aber nu seh' ich ja, daß es grad' so is, als es damals bei ihm war, er konnt' es ja auch nich abwarten. Das is ja gut, dann wird sie ja nich in dicke Luft kommen, die wär' auch nix für sie. Denn das haben Sie ihr ja angesehn, Herr, daß sie nich zu den Heringsmöven gehört, und dafür segeln wir hier. Nu kommt uns aber die Ebbe über'n Hals."

Die Wassertiefe hatte schon seit einer Stunde mehr und mehr abgenommen, betrug jetzt kaum noch einen Fuß unter dem Boot. Die Augen des jungen Offiziers waren, seitdem der Fischer zu sprechen angefangen, nicht mehr in die Weite, sondern vor sich hin gerichtet gewesen; nun drehte er den Kopf, fuhr beinah schreckhaft zusammen und stieß, mit der Hand nach Westen deutend, aus: „Was ist das?"

Das Wattenmeer war dorthinüber nicht mehr uferlos, sondern langhin von einem Landstrich begrenzt. Ueber diesen hob es sich im Hintergrunde von Norden bis nach Süden gleich einem niedrigen Hochgebirgs-Modell auf, Düne an Düne, weiß in der Sonne wie Schneehänge blitzend, daneben im Schatten bläulich wie Gletscher, aber auch mattgebrochene gelbe, gräuliche, röthliche Farben mischten sich mit ein. Davor hob sich auf einer Anhöhe im Vordergrund eine alte dunkle Kirche mit viereckigem, von einer Dachhaube bedecktem Thurm hoch in die Luft. Die Insel war's, welche die Spiegelung der Fata Morgana ab und zu dem Blick Dorret Gorries' täuschend am Horizont in die Höh' getragen hatte.

„Das is blos Sylt, Herr, und da sitzen wir auf dem Schlick fest," antwortete Pidder.

Der Bootkiel grub sich in den weichen Grundschlamm ein; Herrn von Sehnstedtes Augen irrten verlangend nach der etwa eine Stunde entfernten Dünenkette, er machte eine mechanische Fußbewegung, über den Bord zu steigen, und sagte: „Ich will nicht warten, will zu Fuß —"

Doch der Fischer schüttelte den Kopf. „Nee, das geht nich an, Herr, bleiben Sie man sitzen. Das is ja ganz schön, daß Sie das so flink haben wollen, denn bei ihm war es ja ebenso, aber das kann nich angehn. Da laufen die Prielen dazwischen, über die können Sie nich herüber; da muß man töben, bis das Wasser wieder kommt, das is ja auch ganz schön. Sehn Sie, da fliegt ne Silbermöve, die kennt man gleich aus den Andern heraus. Das haben Sie ja auch gethan, Herr, sonst lägen wir nich hier zusammen fest."

Pidder Sörenbroder stopfte sich seelenruhig seinen Pfeifenkopf, schlug Feuer an und blies blaues Gewölk um sich herum. Dann wies er mit der Pfeifenspitze: „Das is die Kirche von Keitum, da drunter da liegt meine Schwester begraben. Das is nu zwanzig Jahr her, und das war für sie ja am besten. Die Leute hätten ja wohl gesagt, ich hätt's nich thun sollen; aber Jederein hat ja so seine Meinung, Herr. Und wenn ich denk', was sie für Augen hatte, als wir miteinander ankamen, dann thäte ich es heute doch grade so wieder, Herr. Das is ja, als wie man das Leben ansieht; ja, das wird ja 'was spät, bis wir hinkommen, aber das konnt' man ja bei dem Wind vorher wissen, und sie weiß ja nix davon, dann wird ihr das Warten ja auch nich lang. Sie is ja blos weggelaufen aus Schreck, weil Sie auf einmal in der Nacht da waren, als sie von dem Herrn Landgrafen herauskam; das läßt sich ja begreifen, denn so'n Mädchen weiß ja nicht recht, was sie thun soll, das is ja so in der Welt. Nu kriegt sie's besser, als ihre Mutter, denn für die war's mit der Sonne blos kurz. Wenn Maren das noch mit ansehn könnt', das würd' sie freuen. Aber das geht ja nich an, sie liegt ja da oben unter'm Stein, und wenn man den 'mal über sich hat, dann is ja Alles ganz egal, auch was mit Einem gewesen is."

Und Pidder Sörenbroder dampfte seine Wolken und sah, gleichmüthig auf die Wiederkehr der Fluth wartend, nach der sonnenbeglänzten alten Kirche von Keitum hinüber.

* * *

Dann war es wieder früher Morgen, die Sonne blitzte von Osten in „das kleine Gebirge von Sand, auf dem Gras, mehr grau als grün, wuchs" und mit den breiten, steifen Halmen leis im Wind flimmerte. Darüber, wie über dem flachen, mit kurzer Rasennarbe bedeckten Boden der Insel trillerten hundert unsichtbar im Blau stehende Lerchen, und Pidder Sörenbroder sagte: „Das bleibt sich ja Alles immer gleich und thun sie immer so, wenn's die Jahreszeit is. Das thaten sie damals ja grad' auch ebenso, und ich sagte zu ihm: Wenn wir sie finden wollen, Herr, müssen wir da herum gehn, da wird sie sein. Denn ich sagte ja blos ‚Herr' zu ihm, das hatte er ja auch am gernsten."

Unabsehbar dehnte sich nach Norden und Süden die weiße Dünenkette und davor der schmale mattgrüne Landstrich, aus dessen überschleierndem Sonnenduft da und dort in der Weite eine zusammengerückte Schar von Häusern oder ein völlig vereinzeltes Dach wie Würfel von tellerebenem Grund aufstiegen. Sie zeigten, daß Menschen auf Sylt lebten, doch man sah keine weitum, Alles war stille, helle Einsamkeit. „Das is es ja immer so," sagte Pidder; „wenn wir sie finden wollen, Herr, müssen wir da herum gehn, da wird sie wohl sein. Denn das bleibt sich bei ihnen ja auch immer gleich, wenn's die Jahrszeit is, und ihre Mutter war da am gernsten."

Der Schiffer ging leicht schlingernd über den sanften Boden gegen die kleinen Bergkuppen vor. Hin und wieder nickte ein blaues oder rothes Blümchen aus dem Grund; wie die beiden Wanderer an den Dünenhang kamen, lagen, flach auf seine Oede hingedrückt, seltsam hie und da weit aufgeschlagen, die gelblich-weißen Kelchsterne der wilden Zwergrose. Sie hatten etwas Märchengleiches in der fahlen Dürre umher, sahen aus ihr nicht wie Wirklichkeit, sondern wie Traumgebilde hervor, und wie in einem Traum ging der Blick Herrn von Sehnstedtes auf sie nieder. Pidder Sörenbroder aber hob den bestulpten Fuß aufwärts in den feinkörnigen, hurtig wieder um die Trittspur zusammen rieselnden Sand und sagte: „Da oben is en Platz, da wachsen sie noch mehr, da saß meine Schwester am gernsten und wird sie auch wohl sitzen, denn das bleibt sich ja immer gleich."

Nun stiegen sie etwas mühsam gradaus hinan, und Pidders Annahme erwies sich als richtig. Auf dem Fleck, wo Maren Eggen am liebsten gesessen, zwischen einem Halbkranz von Zwergrosen umher, saß auch Dorret Gorries. Sie wußte Nichts davon, daß es so sei, aber wie sie über den Dünenkamm entlang gegangen, hatte es sie hier am meisten zum Rasthalten heruntergezogen, und schon seit Sonnenaufgang befand sie sich so auf diesem Platz. Nun war Alles genau derartig um sie, wie sie's sich tausendmal vorgestellt und täuschend in ihrer eigenen Kinder-Erinnerung noch zu sehen und zu fühlen geglaubt. Unter dem steilen Abfall zu ihren Füßen rollten mit immer gleichem Rauschen die Wellen der grauen See auf den Vorstrand; draußen in der Weite, stets unveränderlich, stand ein weißer Brandungsgürtel von Gischt und Schaum. Rastlos kreischend, jagten weißbrüstig blitzende Möven über ihrem Kopf, der weiche Meerwind strich neben ihr durch die blaugrünen, zitternden Halme des Strandgrases. Nur die kleine Zwergrose hatte sie nicht mit in ihrem Traumbilde gesehn. Die war ihr nun, als etwas hold Fremdes hinzugekommen; ihre Hand hielt eine der kleinen, blaßfarbigen Blüthen gepflückt, und ein leiser, süßer Duft stieg daraus zu ihr hinan.

Wie Dorret aber in dem eigenartigen Gewand, das der Graf Saint-Germain für sie ausgewählt, dasaß, sprach Alles an ihr, dies sei die Umgebung, die Heimathstelle, wohin sie gehöre. Aus der sonnenglimmernden See schien der silbergraue Glanz in ihre Augensterne heraufgestiegen, das Fließende ihres weichen Haares ähnelte der Schmiegsamkeit der Wellen und seine Farbe zwischen Hell und Dunkel dem Dünengrat, wo ein Wolkenschatten über ihn hinglitt. Doch darunter sah, dem im Sonnenauffall perlenden Sandhange gleich, ihre hohe Stirn und das schmale, feine Angesicht hervor.

Sie saß abgewendet und blickte auf das uferlose Meer in die Weite. Hier, hatte sie gefühlt, würde sie glücklich sein — oder wenn auch nicht glücklich, doch nicht bedrückt von der immer, seit frühestem Kindheitsgedenken unsichtbar auf ihr lastenden Schwere — und nun war sie hier. Wie es so gekommen und weshalb, lag, als sei ein Nebel darüber gezogen, hinter ihr. Verworren hatte es sie in der Nacht angefaßt, daß sie fort müsse, ein jäh überwältigender Schreck. Wovor und warum — sie dachte darüber nach, doch sie wußte sich's nicht mehr zu sagen. Ihr kam vor, als ob sie's nur geträumt habe und ihr Thun so sonderbar ohne einen Grund dafür gewesen sei, wie man wohl im Traum Etwas thut.

Nun war sie hier, und die Fata Morgana brauchte ihrer Sehnsucht nicht mehr täuschend in der Ferne das Spiegelbild der Insel über den Horizont heraufzuheben. Aber seltsam, drüben, wo die See und der Himmel zusammen stießen, stieg ihr jetzt etwas Anderes vor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem Blick in die Höh'! Wieder nur ein Trugbild der Phantasie, doch zugleich auch, als entstehe es aus dem Herzschlag in ihrer Brust, denn mit jedem Klopfen desselben nahm es deutlicher Gestalt und Farben an, und wieder suchte vergeblich eine Sehnsucht in ihr Flügel nach ihm in die Weite auszuspannen.

Plötzlich fuhr der Kopf Dorrets einmal herum. Weshalb, wußte sie nicht. Es war Nichts, was einen körperlichen Sinn in ihr berührt hatte, keine Regung, kein Laut. Aber es überlief sie mit einem Schauer und zwang ihr das Gesicht zurück.

Da stand das Truggebild, das sie eben am Horizont gesehen, auch hinter ihr; nur nicht in der Ferne, sondern dicht vor ihren Augen. Unbeweglich blickte sie es an wie zuvor, nur hob sich ihre Brust zu keinem Athemzug. Herr von Sehnstedte aber bückte sich, brach eine der märchenhaften Rosen vom Sandboden und sagte mit etwas schwanker Stimme: „Sie ist Dein Abbild, Dorret, — wollen wir wieder tauschen, so gieb mir Deine. Oder wollen wir sie zusammen in einer Hand halten?"

Er kniete rasch neben dem Mädchen nieder, umfaßte ihre Hand, so daß die beiden Rosen ihre lichten Kelche zusammenschmiegten. Sie ließ es geschehen, ohne sich zu rühren, auch daß er die andere Hand um ihren Nacken legte, sich vorbog und ihre Lippen küßte. Es war ein Traum der einsamen Dünenwelt; ein Schauer, kühl und warm zugleich, durchlief sie nochmals und mit ihm ein aufdämmerndes Gefühl, als habe sie auch das schon einmal als Kind hier geträumt.

Etwas zurück stand Pidder Sörenbroder und sagte, nicht zu den Beiden, sondern wie für den Wind oder die Sonnenstrahlen oder die weißen jagenden Möven: „Das bleibt sich ja immer gleich, wenn es die Jahreszeit is; er machte das ja grad' ebenso, mit der Zwergrose und dem Andern. Das is ja schade, daß Maren das nich mehr mit ansehn kann. Aber das geht ja nich an, sie liegt da ja auch unter'm Stein, und da hat sie's ja auch gut."

13.

Um einige Tage später fand auf Gottorp große Verwunderung statt. Der junge Edelmann, Herr von Sehnstedte, aus alter Familie hatte seine Verlobung mit einem Mädchen aus niedrigsten Kreisen, einer Tochter des Wirths aus dem Ruge Krog bekannt gegeben. Wenn die Betreffende auch für ein Bauernmädchen von ungewöhnlichem und einem gewissen feinen Aussehn sein sollte, fiel es doch schwer möglich, eine derartige beabsichtigte „mésalliance" für glaubhaft zu halten. Aber zweifeln ließ sich trotzdem nicht daran, und obendrein war es nicht einmal angebracht, sich in der Hofgesellschaft anzüglich darüber auszulassen. Denn nicht nur mißbilligte der Landgraf die unwürdige Wahl seines jungen Günstlings nicht, sondern er hatte diesen vor aller Augen und Ohren geradezu beglückwünscht, sich eine Lebensgefährtin von so reizvoller und besonderer Naturmitgift ausgewählt zu haben. Das bildete keine geringe Anerkennung für sie, da dem Statthalter Competenz in der Beurtheilung weiblicher Vorzüge nicht abzusprechen war, und man mußte sich daran genügen, verstohlen die Achsel zu zucken, daß Herr von Sehnstedte von jeher einen absonderlichen, etwas „sehr einfach-natürlichen" Geschmack bewiesen habe.

Doch nun kam noch mehr Ueberraschendes und zu noch größerer Zurückhaltung der Zeugen Nöthigendes hinzu. Es war doch nicht möglich gewesen — oder vielleicht nicht achtsam genug in's Werk gesetzt — zu verhüten, daß nicht auch zu der Frau Landgräfin das Gerücht von einem spätnächtlichen weiblichen Besuch im Zimmer ihres Gemahls gedrungen, und Ihre Königliche Hoheit hatte sich mit einigen Anzeichen von Erregung zu dem Letzteren begeben, um von ihm sich unter vier Augen über den Anlaß und die Bedeutung dieses etwas unverständlichen Vorkommnisses näher unterrichten zu lassen. Die empfangene Erläuterung mußte ihr indeß vollkommen eingeleuchtet haben, denn sie war, zwar mit sichtlich hohem Staunen im Gesichtsausdruck, doch durchaus beschwichtigt fortgegangen. Und zu einem nicht minderen Staunen des Hofes sprach sie sich bald darauf nicht allein ebenfalls billigend über das Verlöbniß Herrn von Sehnstedtes aus, sondern ging in huldvoller Herablassung sogar so weit, daß sie ihre Bereitwilligkeit kundgab, sich die niedrig geborene Braut — „ungeborene" benannte das Flüstern der Hofdamen sie — des jungen Cavaliers vorstellen zu lassen.

Das war eine hohe Gnade und zugleich ein Befehl, dem es alsbald nachzukommen galt, so daß die Zeit mangelte, für Dorret erst eine schickliche Hofgewandung anzufertigen. Sie erschien deshalb zu der leutseligen Audienz in ihrem bastgrauen Kleide; der Landgraf empfing sie — ein klein wenig verlegen — mit ihrem Bräutigam zuerst, führte sie in das Zimmer seiner Gemahlin und stellte sie dieser vor, die in einem Armsessel saß, den sie ganz mit ihrer Brocatrobe überbauschte. Diesmal fühlte Dorret sich vor der Königstochter sehr befangen; sie stand nicht, wie damals vor dem Wagen, mit scheulos gradaus gerichtetem Blick, sondern hielt die Lider heruntergeschlagen, nachdem sie die vom Grafen Saint-Germain erlernte knixende Verneigung nur ziemlich ungelenk auszuführen vermocht hatte.

Ihre Königliche Hoheit ließ eine Weile die Augen aufmerksam, wie es schien mit Interesse, auf dem Mädchen verweilen, dann sagte sie: „Es freut mich, Dich zu sehen, liebes Kind, da Herr von Sehnstedte, den wir estimiren, Dich aus Deinem bisherigen Stande zu sich aufzuheben beabsichtigt. Ich erinnere mich, Dich schon einmal vor dem Hause Deines Vaters wahrgenommen zu haben, und bin Dir den Dank für die Milch schuldig geblieben, die Du mir damals reichtest. Deine Hochzeitsaussteuer, die ich für Dich anfertigen lassen werde, möge ihn Dir nachträglich ausdrücken und dieser Schmuck, der zu Deinem neuen Stande und zu Dir selbst paßt, Dich daran erinnern, daß ich Dir wohlwollend gesinnt bin."

Die Sprecherin nahm ein neben ihr liegendes Halsband aus werthvollen Perlen und reichte es Dorret entgegen, die jetzt, stockenden Athems, ihre vorher mißlungene tiefe Verneigung nachzuholen versuchte. Doch war sie unfähig, ein Wort des Dankes über die Lippen zu bringen; ihr kam's überdrängend zum Bewußtsein, wo und wie sie, das Kind des Krugwirths, hier stehe — wie von übergewaltigem Strahlenglanz geblendet, betäubt, bückte sie sich unwillkürlich, die Hand der Königstochter zu küssen. Doch diese überbot noch ihre vorherige Herablassung, erfaßte statt dessen die Hand des Mädchens und sagte, dieselbe einen Augenblick leicht drückend: „So wünsche ich Dir Glück zu Deinem künftigen Leben, liebes Kind." Die Audienz war beendigt, Herr von Sehnstedte führte seine Braut fort; von den beiden Hofdamen, die im Hintergrunde dem Empfang angewohnt hatten, raunte die eine: „Welche maladresse einer Bauerntochter!" und die andere versetzte lauter, halb vernehmbar in bewunderndem Ton: „Welche königliche Dankvergeltung für ein Glas Milch."

Der Landgraf geleitete die Fortgehenden in das Gemach zurück, aus dem er sie zu seiner Gemahlin herübergeführt, und sprach — noch immer ein wenig befangen und mit dem Blick an Dorrets Gesicht vorbeigehend — Sehnstedte seinen Glückwunsch aus. Doch ward dieser durch eine jähe Botschaft unterbrochen, ein Diener des Grafen Saint-Germain kam gestürzt und meldete, sein Herr sei plötzlich schwer, wie es scheine höchst gefährlich erkrankt. Der Statthalter befahl, schleunig nach einem Arzt zu schicken, und begab sich rasch selbst zum Hause des Erkrankten hinüber; erschreckt folgte Dorret, von ihrem Bräutigam begleitet, nach. Der Anblick Saint-Germains beließ keinen Zweifel, was geschehen — daß er von einem Schlaganfall betroffen sei. Mit geschlossenen Lidern lag er in einem Armstuhl reglos zurückgesunken, der Landgraf eilte auf ihn zu, suchte ihn aufzurichten und rief: „Wo ist Ihr Elixir? Ich will es haben, daß Sie davon trinken!" Nun öffnete der Graf die Augen, das Lächeln, das ihm so oft zu bezauberndem Ausdruck um die Lippen gegangen, kehrte noch einmal zurück, und er sprach hörbar mit halbgelähmter Zunge:

„Oh, Monseigneur, Sie sind es? Ich war unvorsichtig — hätt' ich nur einen Tropfen noch — aber das Elixirglas zerbrach mir gestern — und ich dachte, es sei noch früh genug, heute mir ein neues zu bereiten. Doch zu spät, Monseigneur — meine eigene Schuld —" Das Sprechen fiel ihm zu schwer; Dorret stand heftig ergriffen. Ihr Herz hing mit einem Gefühl von Kindesscheu und -Liebe an ihm; er hatte ihr zwar Sonderbares in der Amalienburg zu thun geboten, und weshalb er sie nächtlich auf einem geheimen Wege zum Zimmer des Landgrafen geführt habe, aus dem sie plötzlich erschrocken fortgelaufen, das lag unbegriffen hinter ihr. Aber ihr war's, daß sie ihm doch all ihr wundersames Glück verdanke, und in ängstlicher Sorge schlang sie den Arm um seinen Nacken, ihm zu helfen. Er sah sie an und lächelte noch einmal; doch offenbar verwirrten sich seine Sinne, denn er brachte mühsam hervor: „Oh — votre altesse royale vient aussi — merci, grand merci —"

Die letzten Worte waren's, die der Graf Joseph Maria von Saint-Germain sprach; denn sein Kopf glitt in den Händen Dorrets und des Landgrafen haltlos nieder, und bevor noch der Arzt eintraf, hatte das Leben ihn verlassen.

* * *

Der Landgraf Karl von Hessen und seine hohe Gemahlin haben noch, über ein halbes Jahrhundert hinaus, ein sehr langes Leben weitergeführt.

Hochbetagt ging endlich die Letztere ihm voran, und er folgte ihr erst 1836 im Alter von zweiundneunzig Jahren unter die Gruftplatte im Schleswiger Dom nach. Ihm gelang es noch, selbst in das große Geheimniß der Umwandelung unedler Metalle in Gold einzudringen, und mit einem Goldschmied zusammen arbeitend, ließ er aus der von ihm hergestellten gelben Masse durch Jenen zahllose Schmucksachen, Armbänder, Broschen, Ohrgehänge und Ringe anfertigen. Sie mußten gegossen werden, denn zu einer Schmiede-Bearbeitung war das aus Eisen gewonnene Gold zu hart und spröde. Mit freigebigen Händen aber verschenkte der Landgraf an vornehme Besucher zum Andenken von den Schmucksachen, breitete seinen reichen Vorrath an goldenen Schätzen vor ihnen aus und sagte in hohem Stolzgefühl: „Das Alles habe ich aus Nichts geschaffen." In seinen letzten Lebensjahren war er an den Rollstuhl gebannt, saß darin mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem silberweißen Haar und nickte seinen Hofleuten in den Gängen des Neuwerks zu als ein freundlicher Greis von ehrwürdiger Erscheinung.

Das Schloß Gottorp steht noch, gewissermaßen auch ehrwürdig, doch arg vom hohen Alter zerfurcht und in veränderter Umgebung. Alle Nebengebäude drumher, sowie die Befestigungsmauern sind dem Erdboden gleichgemacht; ein neuer Statthalter der Herzogthümer, der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer, wollte im Jahre 1847 das Schloß völlig in eine englische Parkanlage einschließen. Aber es kam nur zum Zerstören, nicht zum Neuschaffen; der Krieg von 1848—1850 brach dazwischen hinein, nach seinem Schluß ward der Statthalter landflüchtig und seine Residenz, das alte Schloß Gottorp, eine dänische Soldaten-Kaserne.

Auch vom Neuwerk ist nur wenig mehr erhalten; wo die Amalienburg und die großen Orangerie-Gebäude — die Pomeranzen-Häuser gestanden, zeigt keine Spur mehr, der gewaltige Herkules ist verschwunden, der Weiher eine Wiese geworden. Vorhanden sind zum Theil noch die Stein-Terrassen und Sockel ohne Gestalten; doch eine sommergrüne Welt schöner, einsamer Art umgiebt sie, wie ehemals, mit hohen aufgeschossenen Bäumen, und darin schlagen, wie in den Tagen des Doctor Casparus Danitzwerth, noch heute zahlreiche Nachtigallen fort, „so im Schlosse und in der Stadt hell und klar können gehöret werden."

„Denn das bleibt sich ja immer gleich," sagte Pidder Sörenbroder vor nun fast über hundert Jahren. Er hat seitdem lange aufgehört, seinen Schatten auf die Erde zu werfen, und Herr von Sehnstedte und seine „ungeborene" Frau, so jung sie damals auch noch waren, ebenfalls.

Der Graf Saint-Germain soll auf dem Friedrichsberger Kirchhof begraben worden sein. Dies „soll" ist bezeichnend, denn es zeigt, wie schnell der Tod Menschen in Gleichgültigkeit und Vergessenheit begräbt, deren Leben die Welt mit lautem Widerhall, scheuem Staunen und Bewunderung gefüllt hat. Der Landgraf Karl nahm seine Hinterlassenschaft an Briefen und Handschriften in Besitz, ist jedoch nie zu bewegen gewesen, irgend eine Auskunft daraus zu ertheilen, und hat sie muthmaßlich vor seinem Tode verbrannt. Im Triersdorfer Lustschlosse des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth befand sich bis zum Anfang des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts eine Copie eines Pariser Original-Bildnisses, das den Grafen Saint-Germain von mittlerer Größe, sehr kraftvoller Gestalt, mit klugen, höchst einnehmenden Gesichtszügen darstellt, dem Anschein nach als einen Vierziger. Der große Preußenkönig hat ihm in seinen „Oeuvres posthumes," Band IV, Seite 73, eine Grabinschrift gesetzt: „Un homme qu'on n'a pu jamais déchiffrer."

Doch Joseph Maria von Saint-Germain ist nicht wirklich gestorben, er war so alt, wie die Menschheit, und wird so lange fortleben, wie sie. Auf Swedenborg und Lavater, auf Meßmer, Geßner und Schrapfer, auf Joseph Saint-Germain und Joseph Balsamo folgen die Herren Wallain und Crookes, Hare und Home, Hansen und Hellenbach, Zöllner und du Prel — auf die materia prima, tinctura universalis, mercurius philosophicus praecipitatus solaris, auf Kabbala und Elixire, Magnetismus und Somnambulismus, Freimaurer, Rosenkreuzer, Geisterbeschwörungen und Erscheinungen aus dem Grabe folgen rückende und klopfende Tische, zweites Gesicht, Medien und Psychographen, Spiritismus, Suggestionen, Telepathie, vierte Dimensionen, aus dem Samenkorn blitzgleich aufschießende Pflanzen, fliegende Kartoffelschalen und Schinkenknochen — „und so weiter". Mit den letzten drei Worten schließt Lenau seine „Albigenser".

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Philippine Welser.

Eine Charakter-Studie von Wendelin Boeheim.

III.

Von ihrer Ankunft in Tirol an war Philippinens Stellung zum tirolischen Adel eine ausgezeichnete gewesen. Viel mochte dazu beigetragen haben, daß die anfänglich in Innsbruck, später im Stifte zu Hall residirenden Schwestern des Erz-

Philippine Welser. Partie aus einem lebensgroßen Bildnisse auf Leinwand. Um 1565.
Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien.

herzogs, Magdalena und Helena, sich schon in der ersten Zeit über die Bedenken einer ungleichen und heimlichen Ehe hinwegsetzten und mit der bürgerlichen Schwägerin auf das Freundlichste verkehrten. Philippine war bei der Königin mehrmals zu Gaste, und sie stand namentlich mit der Erzherzogin Magdalena in regem Briefwechsel. Auch mit den benachbarten Höfen unterhielt sie die besten Beziehungen, zunächst mit dem bayrischen und dem florentinischen Hofe; am letzteren wurde sie stets als Ferdinands rechtmäßige Gemahlin anerkannt. Mit Herzog Alphons von Ferrara verkehrte sie besonders freundschaftlich, und es ist bezeichnend, in welcher Art sie ihre Zuneigung äußerte. Sie erfreute ihn öfters mit Erzeugnissen ihrer Kochkunst, einmal mit mehreren Fäßchen eingemachter Preißelbeeren, wogegen der Herzog wieder schöne Jagdhunde nach Ambras sandte. Papst Gregor XIII. erwies ihr schon 1573 und auch noch später mancherlei Aufmerksamkeiten. Er erweiterte die Absolutions-Gewalt ihres Beichtvaters und beschenkte sie mit einem von ihm geweihten Rosenkranze.

Schon auf ihrer Reise mit dem Erzherzoge nach Günzburg, 1570, überfiel sie eine Krankheit, die sich in heftigen, von Fieber begleiteten Beklemmungen äußerte, nahezu jedes Jahr mit gleicher Heftigkeit auftrat und der sie auch erliegen sollte. Bei derlei Anfällen wurden die damals gebräuchlichsten Mittel, Purganzen und Aderlässe, häufig, — vielleicht überhäufig angewandt, und es ist nicht unmöglich, daß sich das später auftretende Märchen von ihrem durch Oeffnen der Adern erfolgten Tode auf ein gleichzeitiges abfälliges Urtheil über die zu häufigen Aderlässe gründet. Viel klagten die Aerzte über die verkehrte Behandlung ihrer Krankheit durch die Frauen. Dazu kam noch, daß Philippine selbst wohl nicht immer die von ihren Aerzten bestimmte Diät einhielt. Gegen das Jahr 1580 verwandelte sich ihr körperlicher Zustand allmälig immer mehr in ein Siechthum. Bei Gelegenheit der bereits erwähnten Hochzeit Johanns von Kolowrat mit Katharina von Payrsberg im Februar 1580 hielt sie sich nur mit Mühe aufrecht. Wenige Wochen darauf, am 13. April, schied ihre innigst geliebte Tante, ihre treueste Freundin und Vertraute, Katharina von Loxan, aus dem Leben. Von diesem Augenblicke an war der schwache Rest von Lebenskraft in ihr vollends gebrochen. Am Tage nach dem Ableben der Tante überfiel sie ein so heftiges Unwohlsein, daß sie sich zu Bett begeben mußte. Da die Schwäche von Tag zu Tag zunahm und kein Mittel der Aerzte die erhoffte Stärkung bringen wollte, ermahnte der Beichtvater, der Pfarrer Gampasser, die Kranke, ihren Geist dem Ewigen zuzuwenden. Noch am selben Tage legte sie nach katholischer Uebung die Beichte ab, am folgenden Morgen, den 24. April, empfing sie das Sacrament des Altars und darauf das der letzten Oelung. Noch wagte Niemand von einem nahen Tode zu sprechen, aber sie lenkte nun selbst das Gespräch darauf. Sie wendete sich zuerst an ihren Gemahl, den sie um Verzeihung bat, wenn sie vielleicht nicht immer nach seinem Willen gehandelt haben sollte; dann berief sie ihre Söhne, ermahnte sie, ihrem Vater stets Freude zu machen, und befahl sie Gott. Von den anwesenden Herzögen Otto Heinrich von Braunschweig und Ferdinand von Bayern verabschiedete sie sich auf das Herzlichste, Letzteren begrüßte sie als Vertreter des gesammten bayrischen Hauses. Darauf betete sie. Einmal drückte sie das in ihren Händen befindliche, ihr vom Papste gesendete Ablaßkreuz an sich und blickte lächelnd nach oben. Ferdinand befragte sie über die Ursache ihrer plötzlichen heiteren Stimmung. Sie erwiederte darauf: „Ich seh' Etwas, das mich freut." Unterdessen hatte sich eine große Zahl von befreundeten Personen um ihr Lager gesammelt, und für Alle hatte sie noch ein liebes Wort. Als die letzte Stunde gekommen schien, zündete der Herzog von Bayern die Sterbekerze an und hielt sie in der Nähe der Sterbenden. Noch immer war sie bei vollem Bewußtsein; wenige Augenblicke vor ihrem Ende regte sich noch das Gefühl für ihre Mitmenschen; sie lispelte, an Herzog Ferdinand gewendet, der mit thränenden Augen vor ihr stand: „Euer Liebden werden müd." Als der Augenblick des Todes nahte, küßte sie das Kreuz und versprach Allen fromme Erinnerung, wenn ihr die Gnade des Himmels zu Theil geworden sei. Noch hörte man die Worte: „Ich will bald bei Dir sein, —" dann entschlummerte sie, ohne jeden Todeskampf, für immer. —

Das Ableben Philippinens wurde vom Erzherzoge allen Höfen in den üblichen Formen, dem Lande durch ein landesfürstliches Mandat mitgetheilt. In Tirol wurde eine allgemeine Landestrauer angeordnet und befohlen, daß die Todes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

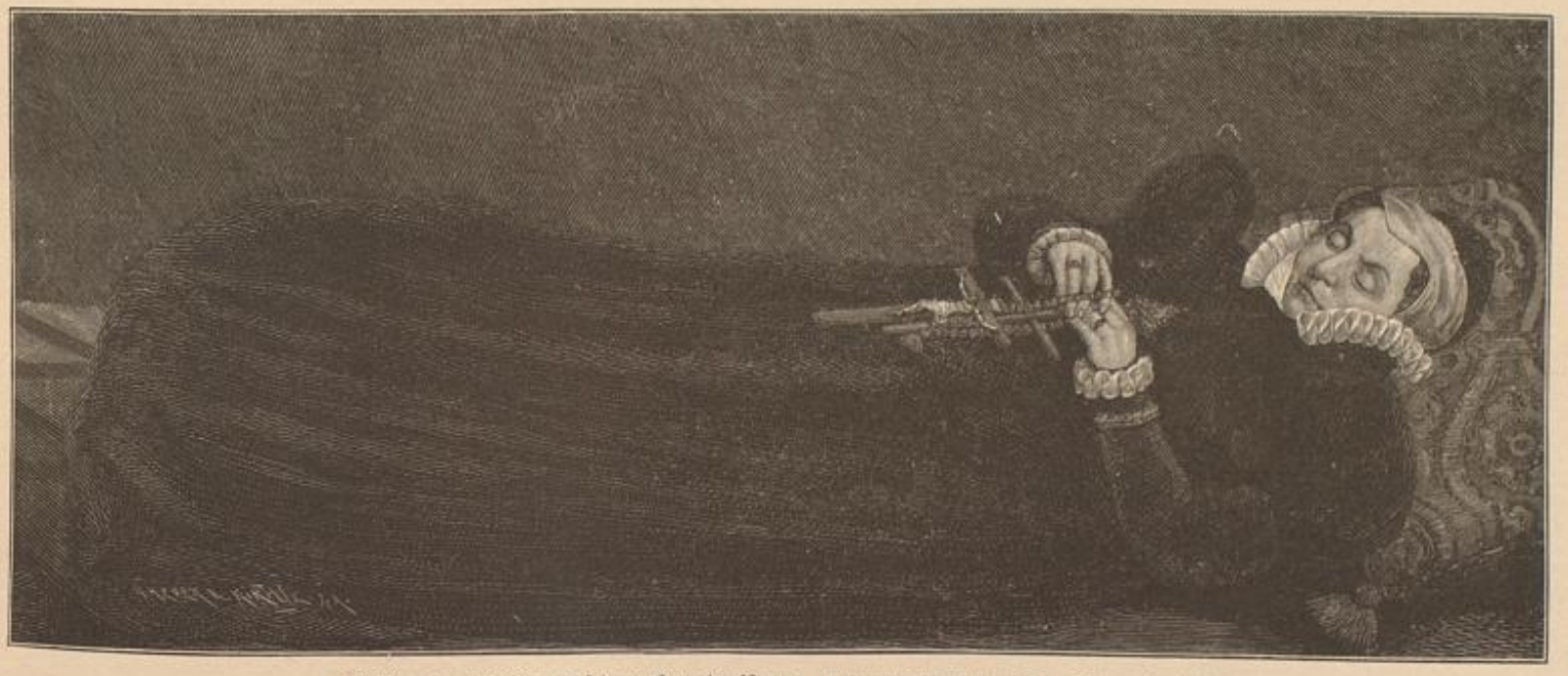
kunde von allen Kanzeln verlesen und Trauergottesdienste abgehalten werden sollten. Die Nachricht von ihrem Heimgange drang tief in die Seele des Volkes. Jeder Einzelne erkannte, daß das Vaterland die größte Wohlthäterin verloren hatte. Nie war eine Trauer aufrichtiger gewesen, als die um Philippine Welser, die Mutter der Armen. Ihr letzter Wille gab noch Zeugniß von ihrem milden Herzen und ihrer Nächstenliebe. Jeder ihrer Hofdamen mußte ein Heirathsgut ausgesetzt werden, zwanzig Witwen wurden mit einem lebenslänglichen Gnadengeld bedacht. Noch 1593 erscheint in den Rechnungen ein Pensions-Betrag von 1800 Gulden für sechzehn Personen aus dem Hofstaate Philippinens aufgeführt, darunter auch für eine Lappländerin. Den Erzherzog selbst hatte die Trennung auf das Tiefste erschüttert; zwei Tage nach Philippinens Ableben zeigten sich bei ihm bedenkliche Krankheits-Symptome, so daß schleunigst Aerzte aus Trient und Ulm berufen werden mußten. Zwei Monate währte das aufgetretene Uebel, das sich in einer über den ganzen Körper sich verbreitenden Gliederschwäche äußerte. Erst im Juni war er im Stande, mit seinen Söhnen eine kurze zerstreuende Fahrt zum Besuche des Herzogs Ferdinand nach Starnberg anzutreten. Wie hoch er das Andenken an seine Gemahlin hielt, davon giebt ein beredtes Zeugniß die Genauigkeit, mit welcher er die Bestimmungen ihres Testamentes vollzog.

Vier Tage nach ihrem Tode wurde in feierlichster Weise das Trauer-Begängniß abgehalten. Ihr Leichnam wurde am Nachmittage des 28. April in der sogenannten silbernen Kapelle der Hofkirche in die Gruft gesenkt. Der Abt von Wilten segnete denselben ein, der Hofanwalt Georg Roner hielt die Leichenrede, welche auch eine Schilderung der letzten Stunden der Verblichenen enthielt. Sogleich nach der vollzogenen Aufbahrung ließ der Erzherzog ein Bildniß der Verewigten fertigen. Dasselbe, ein Oelgemälde, in welchem Philippine in Lebensgröße mit aller Treue dargestellt ist, befindet sich noch gegenwärtig in den kunsthistorischen Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien, und wir verdanken es dem Wohlwollen der Oberleitung dieser Sammlungen, daß wir im Stande sind, die erste und bisher einzige Copie des interessanten Gemäldes unsern Leserinnen vorzuführen. Wir sehen Philippine auf dem Parade-Bette liegen, im schwarzen Seidenkleide, mit kleiner weißer Halskrause. Aus der englischen Haube quellen an der Stirn die goldblonden Locken hervor. In den Händen hält sie Rosenkranz und Kreuz. Ueber ihrem Grabe ließ der Erzherzog ein steinernes Denkmal errichten, bestehend aus einer Tumba-Platte mit ihrem Bildniß, ersichtlich nach dem obenerwähnten Gemälde gefertigt. Ringsherum, die Wände der Gruftnische füllend, zeigen sich neben der Grabschrift zwei Reliefs mit den allegorischen Darstellungen des Glaubens und der Barmherzigkeit. Ihre Wahl konnte nicht treffender sein; in beiden Tugenden war ja das Wesen der Verstorbenen einzig aufgegangen. Das Grabmal soll von der Hand des berühmten niederländischen Bildhauers Alexander Collin stammen.

Erzherzog Ferdinand II., Graf von Tirol.
Oelgemälde auf Leinwand, gez. 1592, im Besitze des Herausgebers dieser Blätter.

Medaille auf Philippine Welser.
Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien.

In den zahllosen Geschichten der neuromantischen Schule über Philippine Welser wird einstimmig deren ungemeine Schönheit gepriesen. Ein unglückliches Schicksal, einer häßlichen Frau angedichtet, hätte auf die empfindsame Leserwelt von damals gar keinen Eindruck gemacht, ihre Schönheit wurde damit zur Bedingung, wie bei den Frauen des Blaubart. Auch hier zwang der Mangel an thatsächlichen Anhaltspunkten zu Idealen, welche die in Wirklichkeit kräftige Dame in ein schwindsüchtiges Ritterfräulein der damaligen Roman-Schablone verwandelten. Bis zu welcher Abgeschmacktheit sich da die Autoren verlieren konnten, beweist die allenthalben auftretende Angabe, ihre Haut sei so zart gewesen, daß man, wenn sie rothen Wein trank, denselben „die Kehle hinunter fließen" sah. Abgesehen davon, daß man dieses Märlein auch Agnes Bernauer andichtet, zeugt die ganze Erfindung noch von einer rührenden Unkenntniß der Anatomie. Wir müssen auch dieses Phantasie-Gebilde aus Achtung vor der Wahrheit zerstören. Philippine Welser war nach idealer Anschauung nichts weniger als schön; ihr Antlitz trug vollkommen den Typus der helvetischen Abstammung ihrer Familie an sich: starke Backenknochen, eine verhältnißmäßig breite Stirn, nicht sehr große, wenn auch stets freundlich blickende Augen, eine mindere Ausbildung der unteren Gesichtspartie. Alle diese Wahrnehmungen bieten keine Beiträge zu einem vollendet schönen Gesicht. Schön zu nennen war ihr in jungen Jahren üppiges goldblondes Haar, ihre imposante Gestalt, die sich jedoch in späterer Zeit etwas zu markig ausbildete, endlich ihre feine und zarte Hand. Die kleinen körperlichen Mängel störten den Gesammteindruck ihrer Persönlichkeit nicht soweit, um dieselbe nicht liebreizend erscheinen zu lassen: ein Eindruck, der sich dadurch noch steigerte, daß ihre Physiognomie von einer schönen Seele durchgeistigt war. Philippine Welser ist begreiflicher Weise auch oft der Gegenstand der Dichtung gewesen. All das Ungereimte, was ihr angedichtet wurde, gab willkommenen Stoff zur weiteren Verarbeitung in's Maßlose. Wir wollen von den Gedichten über sie in Taschenbüchern und Familienblättern vom Beginn des Jahrhunderts ganz absehen. Sie haben dem Andenken Philippinens nicht jenen Nachtheil gebracht wie die dramatischen Werke, die ihren Namen an der Stirne tragen. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts hat Emanuel Schikaneder ein Nationalschauspiel „Philippine Welser oder die schöne Herzogin von Tirol" (sic!) zusammengeschrieben. Es ist das ein empfindsames „Ritterstück", das in seiner Handlung auf den absurdesten Fabeln beruht. Oscar von Redwitz hat denselben Stoff bearbeitet. Bei ihm wird Philippine zu einem nichtsnutzigen Fräulein, das mit ihrem Prinzen aus dem Elternhause flüchtet, um hinterher eine heimliche Ehe einzugehen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Andenken der echten deutschen Frau vor dem Volke wieder zu Ehren zu bringen.



Philippine Welser auf dem Parade-Bette. Oelgemälde in Lebensgröße auf Leinwand, 1580.
Kunsthistorische Sammlungen des kaiserlichen Hauses zu Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Vétyvert.

Von E. S.

Hier liegt es vor mir, und sein Duft umspielt mich — ein kleines, unscheinbares Päckchen, eine Handvoll Faserwurzeln, braun, unansehnlich, altmodisch, von Wenigen mehr gekannt . . .

Die mit dem Jahrhundert gehen, wissen's aus ihrer Jugendzeit, was das Wörtchen Vétyvert bedeutet, und eine Fülle von Erinnerungen bewegt der feine, kräftige Duft in ihren Herzen!

Lang, lang, fast ein Menschenalter hindurch bewahrt dies zarte indische Gewächs an sich und seiner Umgebung den angenehmen Geruch. Was der Lavendel für unsere Großmütter, ist das Vétyvert für diejenigen jenseits des Rheins. In dieser Pflanze seinem Hauch werden die rosigen Tage ihrer Jugend lebendig; die nimmer verschwindenden Eindrücke, die der Anfang des Lebens schafft, sind darein getaucht und für immer damit verwebt.

Wie sie vor mir aufsteigt, als hätte ich sie selbst erlebt, frisch und fröhlich, die Mädchenzeit der lebhaften alten Frau, die mich den Reiz des Vétyvert kennen gelehrt. Es war keine gute Zeit für ein warmes, deutsches Herz, wie es damals die Frau im jungen Busen trug, und die Männer preßten die Lippen zusammen und ballten die Faust . . . . Aber ein junges weibliches Menschenkind hat keine Macht, die Zeiten zum Besseren zu wenden, und das Gescheidteste, was es thun kann, ist, sie zu nehmen, wie sie sind.

Dieser Wege wandelte denn auch das feine, sittige Konstanzer Patrizier-Töchterlein, Ernestine benannt, von dem hier die Rede ist, und nahm es dem Schicksal nicht weiter übel, als es ihr einen jungen französischen Prinzen, den späteren dritten Napoleon, in den Weg führte.

Der war damals ein schmächtiger, feiner Mensch, der mit seiner Mutter, der Königin Hortense, und einem kleinen Hofstaat „einstweilen" auf dem nahe bei Konstanz, am Untersee gelegenen schweizerischen Schlößchen Arenaberg hauste.

Verliebten Herzens war die zarte Ernestine nicht, und sie wußte wohl, daß die häufigen Besuche des Prinzen ebenso gut ihrem Vater und etlichen schönen Freundinnen, als ihr selbst galten. Man wußte damals zwar noch nicht, was für Unheil dem Vaterland in dem Prinzen erwachsen sollte, und die guten Konstanzer Patrizier nahmen die vornehme Familie mit liebenswürdiger, aber doch mit etwas Zurückhaltung gemischter Würde auf.

Und was soll ein fröhlicher junger Prinz denn auch Anderes thun, als nach erfüllter Pflicht, die in diesem Fall in Ausarbeitung eines großen Artillerie-Werkes bestand, schleunigst anspannen zu lassen, seine schöngezeichneten Kanonen in die Schublade einzusperren und auf- und davonzufahren, den reizenden Weg nach Konstanz entlang.

Freilich stellten sich dem raschen Fortkommen schwerwiegende Hindernisse in den Weg: schon in Tripoldingen bedräute ein lieblich Schuhmachers-Töchterlein den prinzlichen Frieden. Ferner bewegte sich beim Einfahren in die alte Reichsstadt ein weißer Vorhang am Fenster des ehrsamen Thorwarts — und wenn ein erröthendes Gesicht hinter den Blumentöpfen des Prinzen höflichen Gruß erwiederte, so war's die Schuld des thorwartenden Vaters — er hätte das Kind ja an einen anderen Platz verweisen können!

Und noch ein drittes schönes, blondlockiges Mädchenhaupt war mit unweigerlicher Sicherheit beim Klang des damals nicht allzu häufigen Wagengerassels zu erspähen — ehrerbietig grüßte der Prinz auch da hinauf, und hätte seine hohe Mutter nicht gewußt, daß er sein Gefährt an das ehrenfeste Haus jener Ernestinischen Eltern lenkte, es hätte ihr billig noch mehr Angst um den Seelenfrieden der Mägdlein am Bodensee werden mögen. So aber wußte sie ihn wohl aufgehoben im Kreise jener Familie, wo der Prinz, in lebhaftem Gespräch über alles Neue und Wissenswerthe in Literatur und Kunst, gern und lang zu verweilen pflegte.

Es war zwar der klugen Königin nicht entgangen, daß des Sohnes Lebhaftigkeit in letzter Zeit etwas nachgelassen, und ein alter Vers war ihr zufällig in die Hand gekommen, den auch ein junges, fürstliches Blut einst zu Arbon am See gesungen:

„Was nützet mir die Sommerszeit
Und die viel schönen, lichten Tage —
Min Herz an einer Fraue leit,
Von der ich großen Kummer trage."

Das war der unglückliche Konradin gewesen, der letzte Hohenstaufe, dessen liederbegabter Mund so bald für immer verstummen mußte.

„Min Herz an einer Fraue leit," summte die Königin vor sich hin, und sie wußte schöner Frauen genug am See. — —

Einstmals, als im Wandel der Jahreszeiten die Narrheit, die jedem echten Seehasen im Blut steckt, ihr Haupt gesetzlicher Maßen erheben durfte, als auch die philisterhaftesten Konstanzer „wild" wurden, da kam der schönen Hortensia auf ihrem eingeschneiten Landsitz ein Bedenken, was für Früchte der Carneval im Haupte ihres Sohnes zeitigen möchte, und sie beschloß, ohne einem Menschen Etwas davon zu sagen, selbst zum Fastnachtsball hinunter zu fahren, um unerkannt auf des Prinzen Wandel zu achten.

Wie sie in dämmernder Februarnacht dahin fuhr, bangte ihr doch vor dem ungewohnten Alleinsein im Trubel des Tanzes, und sie ließ an dem grauen Patrizierhaus halten, um sich das Töchterlein zur Begleitung zu erbitten.

Selbander, klopfenden Herzens, eilten die Zwei bald darauf hin zum „Museum", allwo schon Geigen und Flöten mit mehr Energie als Grazie gehandhabt wurden. Noch einen letzten Blick warfen die beiden Vermummten auf einander im Vorzimmer. Die dunkellockige Ernestine hatte sich in einen weißen Domino verleugnet. Die Königin hingegen trug ein schlichtes, dunkles Sammetkleid ohne Besatz; es war eins von den ererbten Kleidern ihrer Mutter Josephine Beauharnais — der einfachsten eines, das zu unterst in einer Truhe gelegen hatte. Den Kopf trug die Königin mit Maske und Schleier dicht verhüllt, und ein gleichzeitiger Seufzer der Erleichterung ob der einleuchtenden Unmöglichkeit des Erkanntwerdens entschlüpfte den beiden Dominos.

Doch als sie sich durch die Thür bewegten, drang aus der Schleppe der fürstlichen Frau plötzlich der starke, unverkennbare Duft des Napoleonischen Lieblings-Parfüms, des Vétyvert, mit dem der verstorbenen Josephine ganzer Nachlaß durchfluthet war, und wie ein Blitz durchfuhr der Schrecken das eben noch so siegessichere Herz der jungen Ernestine.

Doch, zum Umkehren war's zu spät, sie standen schon mitten im Gedränge, und so blieb dem geängsteten Gemüth Ernestinens Nichts übrig, als ein Stoßgebet zum Himmel zu schicken, des Inhalts, eine wohllöbliche Konstanzer Fastnachtsgesellschaft möge doch augenblicklich mit allgemeinem Stockschnupfen geschlagen werden.

Die Bitte scheint erhört worden zu sein, denn die beiden Dominos konnten unbehelligt den Thaten des Prinzen und der verschiedenen Hofcavaliere nachgehen. Die Haltung des Prinzen war untadelhaft, trotz der ringsum tobenden Narrenlust, denn die Frau, die schöne, die dem Prinzen Herzweh schuf, war der Mutter unbekannt und zufällig gar nicht auf dem Balle anwesend.

Als nun die Königin der anscheinenden Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen inne ward, gab sie vergnügt ihren Sorgen Valet; und obwohl sie nun füglich nach erfüllter mütterlicher Pflicht hätte heimgehen können, so packte doch allmälig auch sie die unwiderstehliche Konstanzer Fastnachtsfreude, und — sei es nun der Umschlag ihrer Stimmung, sei es eine Regung ihrer alten Lebenslust — sie begann, trotz der ahmahnenden Armdrücke des weißen Dominos, den Prinzen übermüthig zu necken, ihm auszuweichen, ihm wieder zu nahen, ohne daß derselbe das graziöse Räthsel errathen hätte.

Da aber kam die Wende; als Hortense ihrem Sohn mit einer raschen Antwort den Rücken drehte, entströmte bei der lebhaften Bewegung voll der Duft des Vétyvert dem dunkeln Sammet. Augenblicklich errieth auch der Prinz die Trägerin, und sofort begann er gewandt seine Rache. Als hätte er Nichts gemerkt, fing er an, die arme Königin mit Fragen und Anspielungen zu quälen, sie und ihre Begleiterin zu verfolgen, auf alle Weise zu reizen, sie zum Lachen und zum Selbstverrath zu bringen, so daß die Königin vor innerlichem Aerger und Lachen fast erstickte.

Ihrer Helfershelferin ging's auch nicht besser, und sie konnte das verrätherische Gewand sammt dem königlichen Kern nur gerade schnell noch zur Thüre hinausziehen, bevor das unaufhaltsame Gelächter losbrach.

Und an diesem lustigen Fastnachtsstücklein ist das conservativste aller Kräuter schuld — es hält nicht nur Motten fern, sondern jagt auch königlichen Müttern schadenfrohe Söhne auf die Fersen!

* * *

„Hast Du denn später den Prinzen als Kaiser wiedergesehen?" —

„Nein, mein Kind; denn als der Kaiser nach Arenaberg kam, war er der Feind des Vaterlandes geworden. Und keine Freundschaft ist so fest, daß sie dagegen Stand hielte. Es waren freilich ihrer Viele, die dem Allmächtigen ihre Aufwartung machten. Wir aber brachten es nicht über uns; er hat es uns auch sagen lassen, daß ihn der Verlust seiner alten Freunde kränke. Es ist der einzige Verrath an alter Zuneigung, den ich in den achtzig Jahren meines Lebens begangen habe — aber er hat mich nicht gereut. — Willst Du dies Päckchen Vétyvert?"

Nachdruck verboten.

Merkwürdige Rettung.

Zur Erinnerung an die Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792.

Von A. von Winterfeld.

Am 10. August 1892 sind hundert Jahre verflossen, seitdem das französische Königsschloß, die Tuilerien, vom Volke erstürmt wurde und die königliche Familie, in die National-Versammlung flüchtend, nur mit genauer Noth dem Tode entrann. Die im Schlosse zurückgebliebenen Personen des Hofstaates fielen fast alle der blinden Mordgier des entmenschten Pöbels zum Opfer und wurden, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, auf grausame Weise niedergemetzelt.

Desto denkwürdiger erscheint die Rettung Einzelner, die dem allgemeinen Blutbade, unerwartet im Augenblick der höchsten Gefahr Mitleid und Beistand findend, wie durch ein Wunder entrannen. Bis jetzt fast unbekannt gebliebene Documente, zwei Briefe aus jener Zeit, schildern anschaulich und ergreifend die merkwürdige Rettung einer jungen, in nahen Beziehungen zum Hofe stehenden Dame, des Fräulein Pauline von Tourzel, der Tochter der Herzogin von Tourzel, der Erzieherin der königlichen Kinder. Diese beiden, von der Tochter und der Mutter an ihre in das Ausland geflüchtete Schwester, respective Tochter, die Marquise von St. Adelgonde, gerichteten Briefe sind interessant, nicht nur durch die Begebenheiten, die sie schildern, und die Stellung, welche die Schreiberinnen einnahmen, sondern auch durch die individuellen Charakter-Eigenschaften, welche sich in ihnen verrathen. — Der erste dieser Briefe, geschrieben von Fräulein Pauline von Tourzel, datirt Paris den 7. September 1792, lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

„„Gestern, meine theure Josephine, konnte ich Dir nur sagen, daß Mutter und ich gerettet waren; heute will ich Dir erzählen, wie wir den schrecklichsten Gefahren entgangen sind, deren kleinste mir der Tod selbst zu sein schien, dessen Schrecken vor den gräßlichen Umständen, von denen er begleitet gewesen sein würde, fast verschwanden. Ich fange meine Erzählung von dem Augenblick an, wo das Gefängniß unserem Briefwechsel ein Ende machte. Du weißt, daß meine Mutter mit dem Dauphin den König und die königliche Familie am 10. August in den Convent begleitete; ich blieb mit der Prinzessin von Tarent, der Mama mich anempfohlen hatte, allein in den Tuilerien, in den Zimmern des Königs, zurück. Wir versprachen uns gegenseitig, uns, es geschehe, was da wolle, nicht von einander zu trennen.

Bald nach der Flucht der königlichen Familie fing man an, das Schloß mit Kanonen zu beschießen; wir hörten die Kugeln pfeifen, und die zerschmetterten Fenster und zertrümmerten Scheiben machten einen gräßlichen Lärm. Um uns ein wenig zu schützen, entfernten wir uns aus dem Theil des Schlosses, auf den man schoß, und flüchteten uns nach dem Erdgeschoß in das Zimmer der Königin, das nach dem Garten hinaus geht. Hier kamen wir auf den Einfall, die Läden dicht zuzumachen und alle Kerzen der Wand- und Kronleuchter anzuzünden, weil wir glaubten, die Empörer würden beim Erbrechen der Thüren, von diesem Glanz geblendet, uns nicht augenblicklich ermorden und wir würden so vielleicht Zeit gewinnen, mit ihnen zu reden.

Kaum waren wir mit diesen Anstalten fertig, als wir in den Vorzimmern einen schrecklichen Lärm und ein Waffengeklirr vernahmen, das uns verkündete, daß das Schloß erstürmt und der Augenblick da sei, uns mit Muth zu wappnen. In einem Nu waren auch die Thüren erbrochen, und mehrere Männer mit bloßen Säbeln in der Hand stürzten in den Saal. Sie blieben einen Augenblick wie verdutzt stehen, als sie ein Dutzend Frauenzimmer — wir hatten uns mit mehreren Damen der Königin, der Prinzessin Elisabeth und der Prinzessin von Lamballe vereinigt — bei dem blendenden Glanze der Lichter erblickten, deren Helle zu dem Tageslicht draußen in solchem Gegensatz stand, daß es sie bestürzt machte.

Einige von den im Saal befindlichen Damen wurden ohnmächtig. Frau von Ginestoux warf sich auf die Kniee und hatte so ganz alle Besinnung verloren, daß sie eine Bitte um Gnade stammelte.

Wir umringten sie, um sie schweigen zu heißen, und während ich sie zu beruhigen suchte, wandte sich die gute Frau von Tarent an einen dieser Marseillaise-Helden und bat ihn, die Dame, die sehr schwach sei, unter seinen Schutz zu nehmen. Er that es und zog sie aus dem Zimmer, kam aber dann gleich wieder zu Der zurück, die nur für eine Andere gebeten hatte, und sagte, von dieser Großmuth ergriffen, zu Frau von Tarent: „Ich will die Dame retten und auch Sie und Ihre kleine Gefährtin da." Wirklich übergab er auch Frau von Ginestoux einem seiner Kameraden, nahm dann Frau von Tarent unter den einen, mich unter den anderen Arm und zog uns aus dem Saal.

Vor der Thür mußten wir über die Leichen zweier Kammerdiener der Königin wegschreiten; Beide hatten ihren Posten treu behauptet und waren, da sie das Zimmer ihrer Gebieterin nicht verlassen wollten, ermordet worden. Dieser Anblick beklemmte mein Herz; die Prinzessin von Tarent und ich sahen uns an und dachten, daß uns wohl bald ein gleiches Schicksal bevorstehen werde. Nach vieler Mühe gelang es endlich dem Manne, der uns führte, mit uns durch eine kleine, neben dem Souterrain befindliche Thür zu entkommen. Wir befanden uns nun auf der Terrasse und gingen von da nach dem Thore. Hier verließ uns unser Begleiter, da er nun, wie er sagte, sein Versprechen gelöst und uns sicher aus den Tuilerien geführt habe.

Ich faßte Frau von Tarent unter den Arm, die uns den Blicken der Menge entziehen zu können glaubte, wenn wir längs des Flusses nach ihrer Wohnung zu gelangen versuchten. Wir gingen ganz leise und ohne ein Wort mit einander zu sprechen, als wir hinter uns ein fürchterliches Geschrei hörten und, uns umwendend, einen großen Haufen dieser Mörder gewahr wurden, die mit den Säbeln in den Händen auf uns zustürzten; plötzlich stand Einer von ihnen vor uns, Andere legten ihre Gewehre auf uns an und schrieen, daß wir aus den Tuilerien entflohen wären.

Zum ersten Mal in meinem Leben fürchtete ich mich; es schien mir gräßlich, auf diese Art ermordet zu werden. Frau von Tarent redete die Menge an und erlangte es, daß wir unter Begleitung nach dem Bureau des Bezirks gebracht werden sollten.

Ueber den Platz Ludwig XV. mußten wir mitten durch umherliegende Leichen gehen, denn gerade hier waren Viele von den Schweizern ermordet worden. Ein unermeßlicher Volkshaufe begleitete uns schimpfend und schmähend.

Man brachte uns nach der Kapuzinerstraße, und hier nannten wir unsere Namen; der Mann, mit dem wir redeten, war ein redlicher Mensch; er sah ein, wie peinlich die Lage sein mußte, in der wir uns befanden, und stellte einen Empfangschein über unsere Personen aus, wobei er sehr laut erklärte, daß wir in's Gefängniß gebracht werden sollten, und Diejenigen verabschiedete, die uns zu ihm geschleppt hatten. Sobald er sich mit uns allein gelassen sah, versicherte er uns seiner Theilnahme und versprach, daß er uns mit Anbruch des Abends nach Hause bringen lassen wolle. Wirklich gab er uns auch um halb neun Uhr zwei sichere Leute zur Begleitung und entließ uns aus einer Hinterthüre, damit die Spione, die das Haus umgaben, uns nicht gewahr werden sollten. Wir gelangten auch glücklich zu der Großmutter der Frau von Tarent, der Herzogin La Vallière, bei der sie wohnte. Ich bat die Prinzessin, mich die Nacht bei sich zu behalten, und bettete mich auf einem Kanapee in ihrem Zimmer.

Um fünf Uhr des Morgens sprachen wir noch von Dem, was wir erlebt hatten, als wir an die Hausthüre klopfen hörten; es war mein Bruder, der die Nacht bei dem König geblieben war und nun kam, um mich zu benachrichtigen, daß die Königin meine Mutter aufgefordert habe, mich wieder zu sich kommen zu lassen; der König habe deshalb den Convent um Erlaubniß gebeten, die ihm auch zugestanden worden sei, und mein Bruder werde daher nach einer Stunde wiederkommen, um mich abzuholen und nach den Feuillants*) zu geleiten. Diese Nachricht machte mir viele Freude; der Gedanke, meine Mutter wieder zu sehen und mein Schicksal mit dem ihrigen und dem der königlichen Familie zu vereinigen, beglückte mich.

Um acht Uhr des Morgens kam ich in den Feuillants an und kann Dir nicht beschreiben, mit welcher Güte ich von dem König und der Königin aufgenommen wurde; auch Madame Elisabeth und der Dauphin empfingen mich mit rührender Freundschaft; sie umarmten mich und sagten mir, daß wir uns nicht wieder trennen wollten.

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt nach dem Temple rief mich Madame Elisabeth zu sich in ein Cabinet. „Wir kennen" — sagte sie mir — „Ihre Anhänglichkeit an uns, liebe Pauline, und Ihre Verschwiegenheit. Ich habe einen höchst wichtigen Brief bei mir, den ich gerne, ehe wir von hier fortgehen, vernichten möchte; helfen Sie mir dazu."

Wir hatten kein Feuer und kein Licht; der Brief war acht Seiten lang; wir rissen einige Stücke davon ab, die wir mit

*) Das erste Gefängniß der königlichen Familie.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Händen zu zerreiben und mit den Füßen zu zerstampfen versuchten; allein da Dies zu lange dauerte und die Prinzessin fürchtete, ihre Abwesenheit werde Argwohn erregen, knüllte ich eine ganze Seite zusammen, steckte sie in den Mund und verschluckte sie. Madame Elisabeth wollte es mir nachmachen, aber ihr wurde übel, und da ich Dies bemerkte, nahm ich die zwei noch übrigen Blätter und verschluckte sie auch. Nun gingen wir wieder zu den übrigen Herrschaften, und als die zur Abfahrt bestimmte Stunde gekommen war, stieg die königliche Familie in einen zehnsitzigen Wagen, dessen Plätze folgendermaßen vertheilt wurden: Der König, die Königin und der Dauphin saßen auf dem Rücksitz, ihnen gegenüber Madame Elisabeth, Madame*) und Manuel, der Gemeinde-Procurator; die Prinzessin von Lamballe und meine Mutter auf dem einen Seitensitz, und auf dem anderen ich und ein Mitglied des Gemeinderaths, Namens Collonge. Der Wagen fuhr im Schritt. Als er über den Vendôme-Platz kam, hielt er still, und Manuel zeigte dem König die umgestürzte Statue Ludwigs XIV. „Sehen Sie, wie das Volk die Könige behandelt!" sagte er ihm.

Seine Majestät erröthete vor Unwillen, faßte sich aber augenblicklich wieder und antwortete mit Gelassenheit: „Es ist ein Glück, mein Herr, wenn das Volk seine Wuth nur an leblosen Dingen ausläßt."

Auf diese Worte folgte ein tiefes Schweigen, das auch während des ganzen übrigen Weges nicht unterbrochen wurde. Es dämmerte schon, als wir im Temple**) ankamen.

Der Hof, das Haus, der Garten waren wie zu einem Fest erleuchtet, was zu der Lage und Stimmung der königlichen Familie einen furchtbaren Gegensatz bildete. Der König, die Königin und wir Alle, die wir zu ihrem Gefolge gehörten, traten in einen sehr schönen Saal, in dem wir über eine Stunde verweilen mußten, ohne Bescheid auf die Frage nach unseren Zimmern erhalten zu können. Der Dauphin war zum Umfallen müde und verlangte zu Bette gebracht zu werden. Man trug ein großes Abendessen auf, von dem wenig genossen wurde, und meine Mutter drang nur eifrig darauf, daß man ihe das für den Dauphin bestimmte Zimmer anweisen solle. Endlich meldete man, daß Alles bereit sei, sie in dasselbe zu führen.

Man zündete Fackeln an und führte uns über den Hof nach einem Thurm, dessen kleine Pforte wie die Eingangsthüre zu einem Gefängniß aussah. Die Königin und Madame erhielten Beide nur ein Zimmer, das von dem des Dauphins und meiner Mutter durch ein kleines Vorzimmer getrennt wurde, in dem die Prinzessin von Lamballe schlief. Der König wohnte im zweiten Stock, und Madame Elisabeth, für die sich kein Zimmer mehr fand, mußte in einer widerlich schmutzigen Küche schlafen. Diese gütige Prinzessin sagte meiner Mutter, daß sie mich zu sich nehmen wolle, und ließ auch wirklich ein kleines Ruhebett für mich neben das ihrige stellen. Schlafen konnten wir aber die ganze Nacht nicht — das Zimmer, in welches der Ausgang aus dieser Küche führte, war die Wachtstube.

Am andern Morgen gingen wir um acht Uhr zu der Königin hinunter, die schon aufgestanden war und deren Zimmer zum Salon dienen sollte. Hier brachten wir den ganzen Tag zu und gingen nur wieder hinauf, um uns schlafen zu legen. Allein waren wir aber nie in diesem Zimmer der Königin — stets war ein Municipal-Beamter zugegen, der alle Stunden abgelöst wurde.

In den Tuilerien hatten sich die Plünderer aller unserer Sachen bemächtigt; ich besaß durchaus Nichts, als das Kleid, das ich trug. Madame Elisabeth, der man einige von ihren Sachen hatte zukommen lassen, gab mir eins ihrer Kleider, das wir auseinander trennten, um es für mich zurecht zu machen; die Königin, Madame und Madame Elisabeth nähten alle Tage ein wenig daran. Dies war unsere Beschäftigung; aber wir konnten es nicht fertig bekommen.

In der Nacht vom 19. auf den 20. August klopfte man um Mitternacht an unsere Thüre, um uns zu sagen, daß die Prinzessin Lamballe, meine Mutter und ich sogleich aus dem Temple abgeholt werden sollten.

Madame Elisabeth stand augenblicklich auf, sie selbst half mir beim Ankleiden, umarmte mich dann und führte mich zu der Königin. Alle waren schon auf. Die Trennung von der königlichen Familie betrübte uns tief, und obgleich man uns versicherte, wir sollten nur verhört werden und würden dann zurückkommen, sagte uns doch eine geheime Ahnung, daß wir sie lange nicht wiedersehen würden.

Am Thore des Temple ließ man uns in einen Fiaker steigen, brachte uns nach dem Rathhause und führte uns in einen großen Saal, wo sich, damit wir nicht mit einander sprechen sollten, ein Municipal-Beamter zwischen uns setzte.

So mußten wir wohl zwei Stunden warten; endlich gegen drei Uhr des Morgens rief man die Prinzessin von Lamballe ab, um sie zu verhören. Dies dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Nun kam an meine Mutter die Reihe. Als ich sie begleiten wollte, wies man mich zurück und hieß mich warten, bis man auch mich vorfordern werde. Meine Mutter bat, als sie in den Saal gebracht wurde, wo sie öffentlich verhört werden sollte, man möge mich auch kommen lassen; allein man schlug es ihr sehr rauh ab und sagte, daß ich unter dem Schutze des Volkes keine Art von Gefahr zu befürchten habe. Endlich holte man mich ebenfalls, um mich zum Verhör zu führen. Hier mußte ich auf eine Erhöhung treten und war den Blicken der zahlreichen Volksmenge ausgesetzt, die den Saal anfüllte, dessen Tribünen voller Männer und Frauen waren. Billaud de Varennes legte mir stehend die Fragen vor, und ein Secretär schrieb die Antworten nieder. Man befragte mich nach meinem Namen, meinem Alter und dann nach den Begebenheiten des 10. August, indem man mich aufforderte, Alles zu sagen, was ich gesehen hätte, und was ich den König und die königliche Familie hätte sagen hören.

Sie erfuhren nur so Viel, als ich für gut fand, ihnen zu sagen, denn ich ängstigte mich gar nicht. Mir war, als halte mich eine unsichtbare Hand aufrecht, ein Gefühl, das mir auch Besonnenheit und kaltes Blut erhielt.

Sehr laut drang ich darauf, wieder mit meiner Mutter vereinigt und nicht von ihr getrennt zu werden. Mehrere Stimmen riefen: „Ja, ja!" Andere murrten; aber man ließ mich die Stufen der Erhöhung, auf die man mich gestellt hatte, wieder herabsteigen und führte mich durch viele Gänge zu meiner Mutter zurück, die sehr besorgt um mich gewesen war. Die Prinzessin Lamballe fand ich bei ihr, und wir waren nun alle Drei wieder beisammen.

Dann brachte man uns in das Gefängniß La Force, und zwar zuerst in das Zimmer des Kerkermeisters, um unsere Namen in das Verzeichniß einzuschreiben. Nie werde ich einen wohlgekleideten Mann vergessen, der sich mir, als ich allein in diesem Zimmer geblieben war, näherte: „Ihre Lage, mein Fräulein," sagte er, „interessirt mich, und ich rathe Ihnen, Ihre vornehme Haltung hier abzulegen und sich freundlicher und zwangloser zu benehmen!"

Empört von der Impertinenz dieses Herrn, sah ich ihn fest an und antwortete ihm, daß ich ganz so bleiben würde, wie ich sei. Nichts könne meine Ansichten und meinen Charakter ändern, und der Ausdruck, den er auf meinem Gesicht lese, rühre einzig von meiner Empörung über die Greuel her, deren Augenzeuge ich gewesen sei. Er schwieg und begab sich mit unzufriedener Miene hinweg.

Meine Mutter trat jetzt in das Zimmer, aber wir wurden nun leider alle Drei von einander getrennt. Man führte Mama in einen Kerker und mich in einen andern, und alle meine Bitten, bei ihr bleiben zu dürfen, fanden kein Gehör.

Der Kerkermeister brachte mir einen Krug Wasser. Er war ein sehr guter Mensch, und es rührte ihn, daß ich in solcher Verzweiflung über die Trennung von meiner Mutter war und um Nichts in der Welt bat, als nur um die Vergünstigung, mit ihr vereint zu bleiben. Der arme Mann suchte meinen Kummer zu lindern und ließ mir, da er sonst für mich Nichts thun konnte, seinen Hund zurück, um mir eine Zerstreuung zu verschaffen, wie er sagte. „Verrathen Sie mich aber nicht," setzte er hinzu, „ich werde mich stellen, als ob ich ihn aus Versehen bei Ihnen gelassen hätte."

Um sechs Uhr des Abends kam er wieder, und da er mich noch ebenso betrübt fand, sagte er mir, er wolle mir ein Geheimniß anvertrauen: meine Mutter sei in der Zelle, die unter der meinigen sich befinde, also nicht weit von mir entfernt.

„Uebrigens werden Sie auch" — setzte er hinzu — „in Zeit von einer Stunde einen Besuch von Manuel erhalten, der zusehen will, ob Alles in gehöriger Ordnung ist; lassen Sie sich aber ja nicht merken, daß Sie Etwas davon gewußt haben."

Wirklich hörte ich nach einiger Zeit die Riegel von der nächsten Thüre wegziehen, dann die von der meinen und sah drei Männer eintreten, unter denen ich Manuel erkannte, da er es war, der den König nach dem Temple gebracht hatte. Er fand die Zelle, in der ich war, sehr feucht und sprach davon, mir eine andere anweisen zu lassen. Ich ergriff diese Gelegenheit, ihm zu sagen, daß mir dies Alles ganz einerlei sei und daß ich mir als einzige Gnade erbitte, wieder mit meiner Mutter vereinigt zu werden. Ich flehte so innig und so dringend darum, daß es ihn rührte. Er sann einen Augenblick nach und sagte mir dann, er müsse morgen wieder kommen und dann wollten wir sehen, was zu thun sei; er werde mich nicht vergessen. Der gute Kerkermeister flüsterte mir, als er die Thüre zuschloß, leise zu: „Er ist gerührt, ich habe Thränen in seinen Augen gesehen; fassen Sie nur Muth bis morgen."

Der gute Franz — dies war sein Name — that mir durch diese Hoffnung, die er mir gab, unbeschreiblich wohl; ich fiel auf meine Kniee und betete. Dann warf ich mich ganz angezogen auf das elende Lager, das mir als Bett dienen sollte, und schlief sanft und ruhig bis zum Morgen.

Am andern Tag um sieben Uhr früh öffnete sich meine Thüre, Manuel trat ein. „Ich habe" — sagte er mir — „die Erlaubniß erhalten, Sie zu Ihrer Mutter zu führen; folgen Sie mir!"

Wir gingen die Treppe hinunter in das Zimmer meiner Mutter, und ich glaubte, als ich mich in ihre Arme warf, nun habe alles Leid ein Ende. Sie dankte Manuel sehr herzlich und bat ihn, sie auch wieder mit der Prinzessin von Lamballe zu vereinigen, da wir ja mit ihr hierher gebracht worden wären. Er sann einen Augenblick nach und gestand es ihr dann zu. „Ich will es auf mich nehmen" — sagte er — „und will Sie in ihr Zimmer führen!" In der That waren wir um acht Uhr Morgens alle Drei wieder beisammen und fühlten uns einen Augenblick glücklich, unser Unglück mit einander theilen zu können.

Am nächsten Tage erhielten wir ein Packet, das aus dem Temple kam und das unsere Sachen enthielt, welche uns die Königin zusandte und die sie selbst mit ihrer sich nie verleugnenden Güte zusammengesucht hatte. Ich fand auch das Kleid darunter, welches mir die Prinzessin Elisabeth geschenkt hatte und das nun für mich das Pfand eines ewigen Andenkens, einer ewigen Anhänglichkeit wurde, das ich gewiß lebenslänglich aufbewahren werde.

Die Unbequemlichkeit unserer Wohnung, das Schauerliche eines Gefängnisses, der Kummer, von der königlichen Familie getrennt zu sein, machten mich sehr traurig und erfüllten die Seele der unglücklichen Prinzessin von Lamballe mit Angst und Schrecken. Meine Mutter bewies dagegen jenen bewundernswürdigen Muth, den sie in allen Begebenheiten ihres Lebens bewährt hat und der ihr Gefühl nicht unterdrückt, aber ihrer Seele die Ruhe erhält, deren man nothwendig bedarf, um sich seinen Verstand zu Nutzen machen zu können. Sie arbeitete, sie las, sie unterhielt sich mit uns so ruhig, als wenn sie Nichts zu befürchten hätte; sie schien wohl betrübt, aber keineswegs unruhig und besorgt zu sein.

Schon hatten wir beinahe vierzehn Tage in diesem traurigen Aufenthalt verlebt und schliefen in einer Nacht so gut, als man in einem solchen Gefängniß schlafen kann, wo man selbst im Schlaf noch immer eine schwere Last auf dem Herzen fühlt, als wir gegen ein Uhr den Riegel vor unserer Thür wegziehen hörten; diese ging auf, und ein Mann erschien, der mir sagte: „Stehen Sie auf, Fräulein von Tourzel, und folgen Sie mir."

Ich zitterte an allen Gliedern, schwieg und rührte mich nicht. „Was wollen Sie mit meiner Tochter machen?" fragte ihn meine Mutter.

„Was geht das Sie an?" antwortete er ihr sehr rauh, wie es mir vorkam. „Sie muß aufstehen und mir folgen."

„Steh auf, Pauline," sagte meine Mutter, „und folge ihm; uns bleibt hier Nichts übrig, als zu gehorchen."

Langsam stand ich auf; der Mensch blieb immer bei uns und rief mir zwei- bis dreimal zu, mich zu beeilen. Auch meine Mutter trieb mich zur Eile.

(Schluß folgt.)

*) Die Schwester des Dauphin.
**) Das zweite Gefängniß der königlichen Familie.

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Das Netz. Von H. Timmermans. Siehe das Bild, Seite 121. — Frau Harms ist Witwe, eine junge Witwe, und das Trauerjahr ist vorüber. Eine gefährliche Nachbarschaft für Johann Jakobsen, der gleichfalls Witwer ist, gleichfalls Witwer nach dem Trauerjahr. Aber Johann Jakobsen, der manchem Sturm getrotzt hat, kennt keine Furcht. Außerdem, was könnte ihm auch geschehen, wenn er zu einem Plauderstündchen in dem Thürfenster der Witwe Harms lehnt? Da drinnen giebt es keine Stürme, da drinnen ist es still und friedlich, nur ein leises Lachen deutet manchmal darauf hin, daß Frau Harms die Witwentrauer überwunden hat, und Johann Jakobsen antwortete dann mit einem kräftigeren Ton, der darauf schließen läßt, daß auch er die Zukunft wieder in freundlichem Lichte sieht. Manchmal freilich will es Johann Jakobsen doch unheimlich werden, — eine junge Witwe, die Netze strickt, ein Netz, groß genug, um Stockfische darin zu fangen! Aber läßt sie nicht die Arbeit ruhen, sobald sein Schatten in das Thürfenster fällt, um ganz harmlos und ganz unverfänglich mit ihm zu plaudern? Der gute Johann Jakobsen, er merkt es nicht, daß Frau Harms an einem feineren Netze spinnt, während die grobe Arbeit ruht. An einem Stockfisch ist ihr nicht gelegen, sondern an einem tüchtigen und guten Menschen, der viel zu schade dazu ist, sein Leben einsam zu vertrauern, unbetraut von einer weiblichen Hand. Deshalb ist jeder ihrer Blicke wie ein Seidenfaden, den ihr Lächeln zu einer Masche verschlingt, und daraus wird ein Netz, das unzerreißbar ist, — zwischen ihren rothen Lippen aber blitzen die weißen Zähne hervor, der Köder, auf den Johann Jakobsen anbeißen wird. Unzweifelhaft wird er anbeißen, und während er selbst im Netze zappelt, wird er sich noch einbilden, daß er es sei, der einen Fisch gefangen habe. Vielleicht hat er auch Recht; schon manche junge Witwe ist gefangen worden, während sie selbst Filet zu stricken glaubte.

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Rankende Kapuziner-Kressen als Topfblumen. Unter unseren beliebtesten Sommerblumen, die bis zum Eintritt des Frostes die Gärten mit leuchtenden Blüthen schmücken, nehmen die Arten der Kapuziner-Kressen, auch Kapern genannt, eine bevorzugte Stelle ein. Besonderer Bevorzugung erfreuen sich in neuester Zeit die von Lobb's Kapuziner-Kresse (Tropaeolum Lobbianum) abstammenden Sorten, die zu den niedlichsten Schlingpflanzen gehören. Von den besten älteren Züchtungen dieser Art empfehlen sich die Sorten Kronprinz von Preußen mit dunkelblutrothen, Lucifer mit dunkel carmoisinrothen und La Brillante mit scharlachrothen Blumen. Neuere, besonders dankbare Züchtungen sind Spit-Fire, leuchtend-zinnoberroth blühend, Cardinal, mit dunkelrothen, oft blutroth gestreiften und gefleckten Blumen, und Peter-Rosenkränzer, eine Neuheit, die sich als vorzüglicher Winterblüher bewährt hat. Die neueste, eben in den Handel gelangte Kapuziner-Kresse ist eine in Frankreich gezüchtete buntblättrige Spielart der oben genannten Sorte Spit-Fire. Die Ranken dieser Neuheit, die merkwürdiger Weise gar keinen Samen reift und darum nur durch Stecklinge vermehrt werden kann, werden 6—8 Meter lang. Einen hübschen Contrast zu den ansehnlichen tiefrothen Blumen bilden die weißbunten Blätter, deren Panachirung in der Sonne ihre höchste Vollkommenheit erreicht. Sehr interessant ist auch die neue englische Züchtung Darkness mit dicht gefüllten dunkelblutrothen Blüthen.

Die Cultur der genannten Kressearten, die mit Ausnahme der gefüllten englischen Sorte auch fleißige Winterblüher sind, gehört zu den dankbarsten Beschäftigungen der Blumenfreundinnen. Zwei Töpfe dieser Pflanzen umranken, wenn man ihre Triebe an Schnüren emporleitet, in 6—8 Wochen selbst ein großes Fenster vollständig, und an entsprechenden Gestellen gezogen, bilden sie gar bald mit Blüthen überdeckte Blumenschirme, Säulen und Pyramiden. Im Sommer pflegen wir Lobb's Kapuziner-Kressen auf dem Blumenbrett vor dem Fenster, im Winter hinter den Fenstern eines nur wenig geheizten Zimmers. Bei sonnigem Standort und reichlicher Bewässerung werden sich die Pflanzen in nahrhafter Erde stets üppig entwickeln. Meine freundlichen Leserinnen, die gern im Winter ein blüthenumranktes Fenster haben möchten, machen jetzt zu Anfang August Stecklinge von Tropaeolum Lobb. Peter Rosenkränzer. Zu diesen Stecklingen verwendet man Triebspitzen, die unter dem dritten Blatt abgeschnitten und zu je 3—4 Stück in etwa 12 cm weite Töpfe in sandige Mistbeeterde gepflanzt werden. Gleichmäßig feucht und schattig gehalten, bewurzeln sich diese Stecklinge schon nach 10—14 Tagen; sie werden dann an Luft und Sonne gewöhnt und erhalten nach einigen Wochen größere Töpfe, in denen sie den ganzen Winter verbleiben. Die Leistungsfähigkeit der so gezogenen Pflanzen ist nach meinen Erfahrungen ganz erstaunlich; sie wachsen sichtlich empor und bilden in allen Blattachseln Blüthenknospen, die schon wenige flüchtige Strahlen der schwachen Wintersonne zur Entfaltung bringen.

Die frühesten Treibzwiebeln. Das Treiben der Blumenzwiebeln gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen der Zimmergärtnerin. Im Zimmer blühen die ersten Zwiebeln, die der Gärtner schon von October ab bietet, selten vor Mitte Januar, weil die Blumenfreundin entweder die frühesten Sorten nicht kennt, oder nicht rechtzeitig pflanzt. Die frühesten Zwiebelsorten müssen zu Anfang August gekauft und im Laufe dieses Monats gepflanzt werden; sie sind dann gegen Ende October schon reichlich bewurzelt und entfalten im November und December am Zimmerfenster ihren herrlichen Flor. Die am frühesten treibbaren Zwiebeln sind die Due van Tholl-Tulpen, vorzugsweise die gelb und rothblühende Form, die Marseiller Treib-Tazette und namentlich die weiße römische Hyazinthe. Von allen diesen Zwiebeln pflanzt man jetzt immer je drei Stück in einen Topf, der gerade so weit sein soll, daß sich die Zwiebeln gegenseitig nicht berühren. Die beste Erdmischung besteht aus gleichen Theilen Garten- und Mistbeeterde, reichlich mit grobem Sand vermischt. Sind die Töpfe mit Erde gefüllt, so drückt man die Zwiebeln derart hinein; daß der Zwiebelhals mit dem Topfrand eine Linie bildet; nur bei den Tazetten dürfen die langen Zwiebelhälse über den Topfrand hinaus-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ragen. Zu den frühesten Blumenzwiebeln gehören auch einige Hyazinthen mit stattlichen Blüthenschäften, deren Zwiebeln einzeln in 10 cm weite Töpfe gepflanzt werden. Es sind dies die Sorten Wilhelm I., einfach dunkelblau; Homerus, einfach roth; Blanchard, einfach weiß; Norma, einfach rosa, und Latour d'Auvergne, gefüllt weiß. Die gepflanzten Zwiebeln werden gut angegossen, dann in den Keller gestellt und hier gleichmäßig feucht, aber nicht naß gehalten, oder im Garten einen Fuß tief eingegraben. Ende October werden die ersten Duc van Tholl-Tulpen, Tazetten und römischen Hyazinthen in's Zimmer gebracht und Anfang December kann dann mit dem Treiben der anderen Hyazinthen-Sorten begonnen werden. Beim Einkauf von Blumenzwiebeln mögen die freundlichen Leserinnen darauf achten, daß jede Zwiebel fest ist, ein ihrer Größe entsprechendes Gewicht besitzt und einen gesunden, unbeschädigten Wurzelboden hat. Die Größe der Zwiebel ist an und für sich für ihren Werth nicht maßgebend, denn es giebt Zwiebelarten, die nur kleine Zwiebeln bilden und trotzdem durch riesige Blüthenstände ausgezeichnet sind.

Das Spritzen. Eine der wichtigsten Arbeiten im Garten ist jetzt neben dem Gießen auch das Spritzen der Pflanzen. Ebenso wie das Gießen ist diese Arbeit da sehr mühevoll, wo keine Wasserleitung vorhanden und sie deshalb mit der Pumpspritze oder Brausekanne ausgeführt werden muß. Während durch das Gießen den Wurzeln Nahrung zugeführt werden soll, hat das Spritzen den Zweck, die Pflanzen von Staub zu reinigen, sie und die Luft anzufeuchten und die Verdunstung aus den grünen Pflanzentheilen zu mindern. In einem Garten, der richtig gespritzt wird, werden sich niemals Blattläuse, Erdflöhe oder andere Ungezieferarten lästig machen, denn diese ungebetenen Gäste lieben die Feuchtigkeit nicht. Dem Spritzen muß stets das Gießen vorausgehen. Ist der Garten gegen Abend gründlich gegossen, so werden alle Pflanzen und auch die Wege gespritzt und dann kann sich die Blumenfreundin in der feuchten, kühlen Gartenluft von gethaner Arbeit ausruhen und bewundernd die erblühenden Reize ihrer Lieblinge beschauen. An besonders heißen Sommertagen empfiehlt es sich, den Garten nicht nur Abends, sondern auch Morgens zwischen acht und neun Uhr zu spritzen. Nach neun Uhr darf nicht mehr gespritzt werden, denn bei starker Sonnenhitze erzeugt das Wasser auf den Blättern der Rosen und anderer Pflanzen unschöne Brandflecken, ebenso schadet es auch zarten Blüthen, die man deshalb am besten gar nicht benäßt.

Für's Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Reine-Clauden einzumachen. — Man pflücke recht große, ziemlich reife Früchte und lege sie — mehrmals mit einer Nadel durchstochen — vierundzwanzig Stunden in kaltes Wasser. Nach Ablauf dieser Zeit thue man auf den Boden einer genügend großen Kasserole einige Weinblätter, gebe die aus dem Wasser genommenen, abgetropften Reine-Clauden hinzu und fülle soviel Wasser auf, daß sie von demselben bedeckt sind. Nachdem sie mit einer Prise gepulvertem Alaun überstreut, setze man den Topf auf scharfes Feuer, nehme die Früchte, sobald sie an die Oberfläche steigen, einzeln heraus und lege sie in einen Napf mit warmem Wasser. Jetzt reinige man die Kasserole, lege frische Weinblätter hinein, darauf die abgegossenen Früchte, überstreue sie nochmals mit einer Prise Alaun, gieße kochendes Wasser auf, decke das Gefäß zu und lasse es unberührt eine Viertelstunde an warmer Stelle stehen. Herausgenommen, zum Abtropfen auf ein Sieb gelegt, werden die Früchte gewogen, nebst der gleichen Menge gestoßenen besten Raffinade-Zuckers und wenigem Wasser in den Einmache-Kessel gethan, und so lange gekocht, bis sie durchsichtig grün erscheinen. Nachdem sie in Gläser gepackt, wird der ein wenig eingekochte Saft übergegossen. Man läßt die Pflaumen zwei bis drei Tage stehen, kocht den Saft nochmals mit einem geringen Zucker-Zusatz auf, giebt ihn über die Reine-Clauden und bindet, sobald Alles erkaltet ist, die Gläser mit Pergament-Papier zu. Die Früchte behalten, auf diese Weise eingemacht, ihre grüne Farbe, im Gegensatz zu den in Büchsen eingekochten, und eignen sich, außer zum Compot, zum Garniren von Speisen und Kuchen.

Brombeeren. — Man rechnet auf 1 Kilo Beeren das gleiche Zuckergewicht, verliest die Beeren, mischt sie mit dem gestoßenen Zucker, setzt sie in einer Kasserole auf's Feuer und läßt sie — ohne Rühren oder Abschäumen — eine Viertelstunde, bei langsamem Schütteln der Kasserole, kochen. Die mit den erkalteten Früchten gefüllten Gläser werden mit Pergament-Papier verschlossen.

Muscateller-Birnen. — Die sehr saftige Birne, von länglicher Form und eigenthümlich feinem Geschmack, wird geschält und sofort in kaltes Wasser gethan, in das man einige Tropfen Citronensaft träufelt. Sobald die genügende Menge beisammen ist, werden die Birnen gewogen, in kochendes Wasser geworfen, nur halb weich gekocht, herausgenommen und wiederum in kaltes Wasser gelegt. Inzwischen läutert man die dem Fruchtgewicht entsprechende Quantität besten Zuckers, siedet in diesem die Früchte vollends weich, schichtet sie in Gläser und gießt den ziemlich dick eingekochten Saft darüber. Am dritten Tage wird der Saft nochmals aufgekocht und über die Birnen gegossen; hierauf verschließt man — nach dem Erkalten — die Gläser.

Essigpflaumen mit Wein. — Vier Kilo reife, ausgesteinte Pflaumen legt man in einen Napf und streut Caneel, sowie einige Nelken dazwischen. — Dann kocht man ein Liter guten Weinessig, ein halbes Liter weißen Wein mit $1\frac{3}{4}$ Kilo Zucker, schäumt gut aus und füllt das Ganze über die Pflaumen. Am zweiten Tage wird der Essig abgegossen, aufgekocht und wieder übergefüllt; am dritten Tage läßt man ihn mit den Pflaumen ein wenig einkochen.

Kirschwein. — Zu einem Faß von 25 Liter Inhalt sind etwa 20 Liter Kirschen erforderlich. Sie werden, vollständig reif, abgestielt, in einen Napf gethan und mit der Reibekeule soweit gequetscht, daß sich das Fleisch von den Steinen löst. Man übergießt die durch ein Tuch gepreßten Rückstände mit Wasser, um sie nach einigen Tagen nochmals durchzuseihen. Auf ein Liter des gewonnenen Saftes setzt man ein Liter Wasser zu, rechnet auf das Liter dieser Mischung 125 Gr. Zucker, den man gestoßen zugiebt und gut verrührt. Das Ganze kommt auf das vollkommen reine, geschwefelte Faß, das voll werden, still liegen und ausgähren muß; das Spundloch bedeckt man mit einem Musselin-Läppchen. Nach vollendeter Gährung wird der Spund zugeschlagen, und erst etwa nach einem halben Jahre zieht man den Wein auf Flaschen, in denen er noch eine Weile bis zum Gebrauch liegen muß, da der Geschmack zunächst schal und stumpf ist. Nimmt man saure Kirschen, so ist, da diese mehr Saft geben, ein Wasserzusatz nicht nöthig; man nimmt in diesem Falle auf jedes Liter Saft 125 Gr. Zucker und verrührt ihn tüchtig.

Fragen.

M. S. in Leipzig. — Wie backt man Stollen mit Cremor tartari oder Natron?

Alte Abonnentin, Cosel. — Wer tauscht, respective leiht mir die englische Brief-Methode Toussaint Langenscheidt gegen meine französische?

Miniatur-Bildniß der Philippine Welser.
Aus dem Gebetbuche des Cardinals Andreas von Oesterreich. Um 1576.
Kaiserlich königliche Hof-Bibliothek zu Wien.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Waschen bunter Stickereien (104). — Aus dem Leserkreise gehen uns weitere gütige Beantwortungen zu, von denen wir nachstehend Mittheilung machen. Man schäle rohe Kartoffeln, reibe sie, gieße kaltes Wasser über, tauche die Stickereien in dieses und seife sie auf der linken Seite mit Gallseife. Nachdem sie durch die Hände gerieben, spüle man sie sofort in kaltem Wasser, trockne sie halb zwischen Tüchern und plätte sie feucht. — Eine andere freundliche Leserin ertheilt den Rath, die erforderliche Seife aufzulösen und sie einem Eimer Wasser nebst etwa zwei bis drei Löffel Alaun zuzusetzen. Die zartesten Farben, in dieser Lösung gewaschen, sollen vollkommen unversehrt bleiben; ebenso soll man auch unter das Spülwasser aufgelösten Alaun mischen und die Sachen in vorerwähnter Weise feucht plätten.

Abonnentin in L. (120). — Um das Ausblassen der Farbe von rothen, blauen und violetten Blumen beim Pressen nach Möglichkeit zu verhindern, empfiehlt es sich, die betreffenden Pflanzen in gefälliger Anordnung zunächst zwischen eine Schicht von Löschpapier zu legen und sie anfänglich nur einem gelinden Drucke auszusetzen. Wendet man gleich eine sehr schwere Belastung an, so wird der Saft zu schnell herausgepreßt, und hierdurch geht die Frische der Farbe verloren. Am folgenden Tage werden die nur halb getrockneten Blumen aus dem Löschpapier genommen und auf einem Fensterbrett der Einwirkung der Sonnenwärme überlassen. Sobald sich eine leichte Fältelung der Blumenblätter bemerkbar macht — was meist nach etwa einer Stunde geschehen wird — ist es an der Zeit, die Pressung zu vollenden. Die Blumen werden abermals zwischen recht trockene Löschblätter gelegt und können nun den stärksten Druck vertragen. Selbstverständlich ist stets große Achtsamkeit beim Ein- und Umlegen der Pflanzen anzuwenden, damit die hübsche Form unverletzt erhalten bleibt. Bei dieser Methode, bei der die Sonnenwärme mit zu Hülfe genommen wird, leidet die Schönheit der Farbe weniger Einbuße, als bei dem sonst üblichen Verfahren durch Pressung allein. Oft lassen sich auch gute Erfolge dadurch erzielen, daß man die zwischen Löschpapier, Watte oder Flanell gelegten Blumen mit einem nicht zu heißen Plätteisen einige Male überstreicht und sie dann zum vollständigen Austrocknen in gebräuchlicher Weise belastet.

M. S. in M. (120). — Beefsteak Pudding. Von einem guten, altgeschlachteten Rinderfilet schneidet man ungefähr zwei Finger dicke Scheiben, klopft diese ein wenig breit, bestreut sie mit Pfeffer und Salz, schwitzt sie auf raschem Feuer in Butter, auf beiden Seiten nur eben steif, und läßt sie erkalten. Weiter kocht man ein Liter Kartoffeln in der Schale halb gar, schält sie, schneidet sie in Scheiben und bestreut sie mit Salz; ebenso blanchirt man einen — nach Belieben größeren oder kleineren — Theil weiße Zwiebeln und schneidet auch diese. Nun, nachdem die Vorbereitungen beendet sind, fertigt man den Pasteten-Teig, mit dem die Form ausgelegt wird; er besteht aus 250 Gr. aus Sehnen und Häuten geschnittenem, sehr fein gewiegtem Nierenteig, 300 Gr. Mehl, einem Ei, einem Tassenkopf Wasser und dem erforderlichen Salz. Nachdem die angegebenen Ingredienzien gut durchgeknetet und zu einer glatten Masse durchgearbeitet sind, wird diese etwa federkiel-dick ausgerollt und der Boden nebst den Seitenwänden der Form damit belegt; es muß noch so viel Teig zurückbleiben, um eine für den Deckel bestimmte Platte zu ergeben. Man füllt den leeren Raum abwechselnd mit Fleisch, Kartoffeln und Zwiebeln, giebt Salz und Pfeffer hinzu, gießt die Butter, in welcher die Beefsteaks steif gemacht wurden, über und schließt die Pastete mit dem vorerwähnten Teigdeckel, indem man ihn an den mit Ei bestrichenen Rand festdrückt. In 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunde muß der Pudding im Ofen gar backen und eine schöne bräunliche Farbe bekommen. Vor dem Anrichten schneidet man den Deckel, mit einem scharfen Messer den Rand entlang fahrend, ab und gießt ein Glas Madeira über die Pastete, die sofort — mit dem Deckel wieder bedeckt — auf die Tafel kommt.

Alter Abonnent, Weimar. — Schicken Sie die weißen Hutflügel zu Spindler, Berlin, Leipzigerstr. No. 42.

Abonnent in Frankfurt a. M. — Lodenstoffe führt die Loden-Mannfactur von J. Hesse, München, gegenüber den Fürstenhäusern, ebenso farbige Touristen-Kostüme.

Cornelie. — Aufplätt-Muster für Leinen-Stickereien sind käuflich bei F. Ebhardt, Berlin W., Schaperstr. 8—9.

B. v. C., Wien. — Das Beizen von Holz ist auf die leichteste Art mit übermangansaurem Kali zu bewerkstelligen. Kaufen Sie aus einer beliebigen Droguen-Handlung für zehn Pfennig und lösen Sie die kleinen Stiftchen in einem Glase Wasser vollständig auf. Mit einem Pinsel, der in diese Lösung getaucht wurde, bestrichen, kann dem Holz beliebig ein hellerer oder tiefdunkler, nußbaumähnlicher Ton gegeben werden. Es ist der Gebrauch eines alten Pinsels anzurathen, da derselbe durch die Tinctur verdorben wird.

C. F. in M. — Was sollen wir Ihnen antworten? Sie müssen wissen, daß wir Ihnen nicht helfen können. Tragen Sie keine zu langen, aber unten garnirten Röcke und, sollten Sie sehr schlank sein, bauschige Blusen.

S. W. — Allerdings ist gegen ein beginnendes Kropfübel Pinselung mit Jod-Tinctur, oder ein Einreiben mit der von Ihnen erwähnten weißen Salbe — die auch, mit Jod zusammengesetzt, nur milder wirkt — zu empfehlen. Beides können Sie ohne ärztliches Recept in der Apotheke kaufen; sollten Sie Tinctur wählen, so fordern Sie dieselbe von „gebleichtem Jod", sie hinterläßt nicht die bösen braunen Flecke nach dem Gebrauch.

Violette de Parme. — Frühzeitige Runzeln entstehen zumeist durch ein bewegtes Mienenspiel des Gesichts; dagegen giebt es keine Hülfe, auch warnen wir vor allen sogenannten Schönheits-Mitteln.

Frau F., Schwaben. — Silber- und Goldstickereien von Uniformen müssen sorglich vor dem Einfluß der Luft gehütet werden, ebenso tragen oft einzelne Stoffe die Schuld an einem raschen Oxydiren des Metalls. Wickeln Sie die Stickereien, sofort nach dem Gebrauch der Kleidungsstücke, in ungekalktes (gelblich aussehendes) Seidenpapier. Was die Stickerei des Tischläufers betrifft, so sind die Gesichter bei derartigen Arbeiten meist schwarz contourirt, doch empfehlen wir Ihnen, „Haarseide" zu nehmen, damit die Formen recht genau und fein wiedergegeben werden und als Zeichnung wirken.

L. B., Freiburg. — Der materielle Werth von Strick- und Häkel-Wollresten ist zu unbedeutend, um — wenn dieselben nicht etwa für Seifenlappen ꝛc. ausreichend sind — noch eine anderweitige Verwendung zu suchen. Allenfalls ließen sie sich zum Füllen von Kinderbällen gebrauchen.

J. in Curland. — Ihre kleinen Leberflecken dürften durch Betupfen mit einer mäßig starken Lösung von Borsäure in Wasser in einiger Zeit beseitigt werden. Dr. D.

Dolores in Berlin. — Ich glaube eine polizeiliche Warnung vor dem fraglichen Mittel gelesen zu haben. Indessen sollte es einer solchen nicht bedürfen, da man bei einigem Nachdenken sich selbst sagen kann, daß ein und dasselbe Mittel nicht bei allen möglichen verschiedenen „Magenleiden" zu helfen vermag. Es kommt zunächst darauf an, die Art und Natur des zu beseitigenden Uebels genau festzustellen, was nur durch eine genaue ärztliche Untersuchung möglich ist, und danach die Lebensweise — Speise und Trank, Bewegung und sonstiges Verhalten — sowie die etwa nöthigen Heilmittel zu bestimmen. Die Apotheken stehen nur so weit unter staatlicher Kontrolle, als die Beschaffenheit und der Verkauf gewisser Mittel geregelt ist. Ueber die Zweckmäßigkeit im einzelnen Falle kann nicht der Apotheker, sondern nur der Arzt entscheiden. Dr. D.

Abonnentin aus Budapest. — Bei starker Fettabsonderung der Gesichtshaut wird vermuthlich die von Ihnen gebrauchte Hausseife zu stark reizen. Versuchen Sie unter Vermeidung jeder Sodaseife und starken Reibens Abwaschen mit einem in folgende Flüssigkeit getauchten Schwämmchen: Kohlensaures Kali 10 Gramm, destillirtes Wasser 100 Gramm, ätherisches Zimmtöl zwei Tropfen, Rosenöl ein Tropfen. Später können Waschungen mit verdünntem Glycerin (zwei Theile auf acht Theile Rosenwasser, etwa mit ein Theil Franzbranntwein) angewendet werden, um die erzielte Wirkung zu erhalten. Hüten Sie sich aber, die Haut zu sehr zu entfetten, weil sie dadurch spröde und sehr empfindlich gegen Sonne und Wind werden würde. Dr. D.

Wiener Palmkätzchen, dessen zarte Haut leicht durch Sonnenhitze geröthet wird und Blasen bekommt, die sehr schmerzhaft sind, theilt zu Nutz und Frommen ähnlich leidender Mitschwestern mit, daß die abgeschnittenen Scheiben einer frischen Gurke, mit denen man die betreffenden Stellen zu bestreichen hat, ein vorzügliches, unfehlbar helfendes Mittel gegen diese Plage seien; es müssen die Scheiben, unmittelbar vor dem Gebrauch abgeschnitten, immer eine saftige Schnittfläche bieten. Vielen Dank!

Dermatol. — Vor kurzem von den Herren Doctoren Heinz und Liebknecht erfunden, ist Dermatol, ein Mittel von beachtenswerther Eigenschaft da, wo es sich um frische Verletzungen und Brandwunden handelt; ebenso ist es mit bestem Erfolg bei einer Reihe nässender Hautaffectionen anzuwenden. Vollkommen unschädlich und bereits weit verbreitet, empfiehlt es sich für die Kinder-Praxis, vornehmlich gegen Abschürfungen und Wundreibung der Haut, welche, mit demselben bestreut, auffallend schnell trocknet und heilt.

A. A. in Lübeck. — Wollenreste weben: H. Georg Osten, Webermeister in Neubrandenburg in Mecklenburg und H. A. Hermann in Augsburg; wir rathen Ihnen, sich an eine der beiden Adressen behufs näherer Auskunft zu wenden. Sie werden dort die eingehendste Mittheilung über Preis und geeignete Verwendung Ihres Materials erhalten. — Wohnungen von drei Zimmern, in der von Ihnen genannten Gegend, werden nicht unter 12—1400 Mark jährlicher Miethe zu finden sein; sie sind theurer und seltener, als verhältnißmäßig größere Quartiere.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 17. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. September 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Calabrisches Mädchen. Nach dem Bilde von E. von Blaas. — Siehe Seite 136.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl A. G., München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Prügelstrafe.

Novelle von Frida Schanz.

Endlich!

Ja, endlich hatte Herr Doctor Max Viereck gefunden, was er suchte: — ein Heim voll Ruhe und Behagen, nicht zu weit vom Kern der Stadt und doch im freundlichsten Grün, nicht prunkend, aber doch durchaus seinen angenehmen Lebensverhältnissen und seiner Stellung als Privat-Docent und angehende Gelehrten-Autorität angemessen.

Das Wohnungssuchen war dem Herrn Docenten nichts Leichtes. — Er gehörte nicht zu den Leuten, denen Alles eben recht ist. Vielmehr besaß er jenen liebenswürdigen Eigensinn, der über kleine Aeußerlichkeiten nicht hinauskommen kann, der aus tausend kleinen Dingen tausend Aergernisse, aber auch tausend Freuden des Lebens schöpft, und der bei einem sonst frischen, jungen und urgesunden Menschenkind eine ganz behagliche und sympathische Eigenschaft, ja, gerade heraus gesagt, eine Tugend genannt werden darf.

Dem Herrn Doctor stand sein Theilchen Pedanterie doppelt wohl an, da sie sich im schönsten Einklang mit seinem Beruf befand. Doctor Viereck war Naturforscher und zwar Keiner von Denen, die mit dem langen Forschungsrohr voll rastloser Sehnsucht in die trotz Allem verschlossenen Unendlichkeiten zielen, vielmehr Einer von Jenen, die den feinsten Daseinserscheinungen des Kleinen und Greifbaren, dem innigen Zusammenhang der zartesten Räderchen im Schöpfungs-Uhrwerk mit liebevoller Genauigkeit nachzuspüren beflissen sind.

Einem solchen von Natur und Beruf genauen Herrn kann von der Beschaffenheit seiner nächsten Umgebung Himmel oder Hölle abhängen. Und Herr Doctor Viereck war nun im Himmel.

Dieser Himmel umfaßte das Hochparterre eines schönen, etwas alterthümlichen Herrschaftshauses, das durch einen dichten, üppigen Garten voller Büsche und Bäume nur von fern mit einem blaßgelben Schimmer nach der schmalen Straße hinübergrüßte und so aussah, als ob es die Aufnahme einzelner Miethparteien, die durch Todesfall der alten Besitzer und Vererbung des Grundstückes veranlaßt worden, als arge Entweihung betrachte. Doctor Viereck bezog diese ablehnende Haltung nicht auf sich, sondern nahm mit der Freudigkeit und Entschiedenheit eines wahrhaft Berufenen von der ganzen ehrwürdigen Abgeschlossenheit, dem stillen, tiefen, grünen Frieden Besitz. Und was hätte das aparteste alte Haus gegen einen solchen Miether einwenden können? Ja, als der Doctor mit allen seinen traulichen, vor Alter und Sauberkeit schimmernden Erbmöbeln, den vielen Bücherschränken mit den grünseidenen Vorhängchen, den schöngeordneten Sammlungen und blitzenden Mikroskopen — seine eigene angenehme, stattliche und elegante Persönlichkeit nicht zu vergessen —, in den behaglichen Räumen völlig eingerichtet war, hätte das alte Haus eigentlich meinen müssen, es sei mit allen seinen Vorzügen und Absonderlichkeiten extra im Hinblick auf diesen „eigenen" Herrn Doctor philosophiae erbaut worden.

Von dem beschriebenen, einstöckigen Wohngebäude zweigte sich ein kleiner, eben so solid gebauter und zartgestrichener Seitenflügel, den buschigen Garten freundlich flankirend, nach der Straße hin ab. Der von beiden Fronten gebildete, leicht abgestumpfte Winkel enthielt das Eingangsthor zu beiden Häusern. Wie der Oberstock des größeren, so waren auch die beiden Etagen des kleinen, sehr schmalen Seitenflügels von stillen und bescheidenen „einzelnen Leuten" bewohnt. Ein grüner Holzzaun theilte von dem ehemals einheitlichen, herrlichen Garten ein Streifchen ab, welches wieder durch ein Quergitter in zwei bescheidene Hälften für die jeweiligen Bewohner der beiden Stockwerke des Nebenhauses zerfiel. Das zu dessen Erdgeschoß gehörige Stück befand sich der Hauptfront am nächsten, gerade unter dem Arbeitszimmer des Doctors. Es enthielt eine neue Laube und lauter lachende Blumenbeete, zwischen denen der Doctor, so oft er zum Fenster trat, ein bleiches, greises Fräulein mit einem der so seltenen irdischen Friedensgesichter langsam und lautlos auf- und abwandeln sah. Dieser Anblick erhöhte für den fanatischen Freund der Ruhe den Eindruck unsäglicher Behaglichkeit.

So schien der junge Gelehrte schon in dieser Welt und eigentlich zu früh für seine Jahre den Hafen alles Glückes erreicht zu haben. Das Leben ging ihm so sanft und wohlig ein, daß er zu Beginn der Hochschul-Ferien kaum Lust zu einer Reise empfand. Nur seiner Wissenschaft zu Liebe entschloß er sich zu einer kleinen Studientour in die Berge, kehrte jedoch schon nach vier Wochen zurück, heimathfroh wie nie und überaus eifrig, die Resultate einiger neuer Forschungen, die ihm den Weg zur künftigen Professur bahnen sollten, einzureihen.

Der fleißige Mann saß an einem strahlenden Sommermorgen, dessen Pracht aber nur als gedämpfter goldiger Schein und wonniger Blätterduft durch die zartverhängten, nur wenig geöffneten Fenster drang, an seinem geräumigen Arbeitstisch, zur Rechten vor sich ein hoch herausgeschraubtes Mikroskop, zur Linken ein desgleichen und zwischen beiden ein mit äußerst accuraten Zahlen- und Zifferreihen bedecktes Notizenbuch, in welches er mit stecknadelspitzem goldenen Bleistift die Resultate seiner vergleichenden Untersuchungen einzutragen beschäftigt war.

Bei so subtiler Thätigkeit kann ein Blätterrauschen für empfindliche Leute zur Störung werden.

Wieviel mehr mußte das innere Gleichgewicht des stillen Arbeiters in's Schwanken gerathen, als mitten aus der heiligen Ruhe seiner Umgebung heraus plötzlich der alarmirende Anfangsvers der Wacht am Rhein von einer hohen gellenden Knabenstimme dicht vor seinem Fenster wie eine Rackete voll Uebermuth und falscher Noten in die Luft geschleudert wurde!

Der Doctor wurde geradezu roth vor Schreck und sah rasch zum Fenster hinaus. Er träumte doch nicht? Nein, wahrhaftig, draußen im Laubeneingang hing eine Schaukel, von der ein paar lange schwarze Knabenbeinchen herniederbaumelten, während der dazu gehörige Körper sich schlangengeschmeidig nach hinten überbog. — Von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, sank Herr Max wieder auf seinen Stuhl! —

Es war die Zeit der Schulferien!

Die stille Nachbarin hatte unzweifelhaft einen Feriengast! Das hieß mit anderen Worten: vier Wochen waren für ihn und seine Arbeit verloren! Eine fußfällige Bitte, dem Störenfried die Gastfreundschaft sofort wieder zu kündigen, wäre dem entsetzten Manne in diesem Augenblick ein Kleines gewesen.

Aber da kam es noch schlimmer!

Ein gedehnter Ruf voll Angst und Zärtlichkeit, der genau wie ein schmerzlicher Nadelstich wirkte, mischte sich auf einmal vom Nebengebäude her in den Alarmgesang.

„H—u—go! H—u—go!"

Der Sänger antwortete mit einem ungenirten Hallo; ein Quietschen, wie von ausgetrockneten Stricken in rostigen Haken, begann, und die an den Fenstern auf- und niederschwebenden Schatten deuteten auf den triumphirenden Aufflug der in Bewegung gesetzten Schaukel.

Der Doctor beugte einen Augenblick wie vernichtet sein Haupt.

„H—u—go, erhitze Dich nur nicht zu sehr!" mahnte die unerträgliche Stimme wieder.

Ein schmetterndes: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" war die tröstende Antwort.

„H—u—go, falle nicht! H—u—u—u—go, um Gottes Willen, halte Dich fest!"

Dieses eigenthümlich pronoucirte, halb schmelzend, halb klagend ausgestoßene „H—u—go" däuchte dem Doctor der entsetzlichste, peinlichste, störendste Laut, den seine Ohren jemals vernommen hatten. Unmöglich konnte das alte gemüthliche Fräulein in so kurzer Zeit diese Sprache zärtlich-nervöser Mutterſorge erlernt haben! Sollte der Besuch drüben etwa nicht nur aus einer Person bestehen?

Der Doctor eilte zur Thür und rief mit stark bewegter Stimme nach seiner schüchternen und schweigsamen Haushälterin.

Die brave Flora hätte dem Herrn Doctor „beinahe" gestern Abend schon Alles erzählt: im Nachbarhaus hatte sich Viel verändert! Das Fräulein Zimmermann war zwei Tage nach des Herrn Doctors Abreise gestorben; das kleine Parterre hatte kaum eine Woche leer gestanden und war nun von dem Verwalter des Grundstückes an eine verwitwete Frau von Lanken mit einem sechsjährigen Söhnchen abgegeben worden.

Für den Doctor bedeutete diese Nachricht für einen Augenblick das Ende der Welt.

„Gestorben? — Vermiethet? — Dann allerdings —" dies „Dann allerdings" war bei ihm immer ein Zeichen, daß eine gründliche Ueberzeugung über schwankende Ansichten Gewalt gewann — „dann allerdings ist dieser H—u—go sammt seiner Wacht am Rhein hier gewissermaßen im Recht — —"

Der schüchternen Flora wurde wieder abgewinkt, und der Doctor sann mit männlicher Fassung darüber nach, auf welche Weise eine Abfindung mit dieser neuen, schrecklichen Lage der Dinge möglich sei. Das Studirzimmer verlegen? Das war nicht thunlich; die nach Norden gelegenen Hinterzimmer kamen nicht in Betracht, und die übrigen beiden Vorderzimmer waren für alle Schränke zu klein; übrigens würde ihn das entsetzliche „H—u—go" bis zum letzten Fenster der Front verfolgt haben. Also ausziehen! — Großer Gott, eine furchtbare Aussicht: wieder umher-zigeunern mit seinen tausend auf Seßhaftigkeit gegründeten Schätzen, — er schauderte. Vielleicht konnte er sich mit den Thatsachen aussöhnen, sich an die fremden Stimmen gewöhnen? Nein, nein, — dieses Sänger-Organ und dieses „H—u—go! H—u—go!" — Es war niemals zu erwarten.

Nun denn, so gab es noch einen letzten Versuch! Mutter und Sohn sind doch voraussichtlich keine Unmenschen! Der Junge wird einem ernsten Manneswort und die Dame einer eindringlichen Vorstellung zugänglich sein! Ein schwacher Versuch, bei geschlossenen Fenstern zu arbeiten, erwies sich als unfruchtbar, — die Klänge kindlicher Daseinsfreude und ängstlicher Mutterliebe waren stärker, als der Widerstand einiger dünner Scheiben, — so versuchte es der Doctor kurz entschlossen mit dem Gegentheil, riß die Flügel weit auf und rief dem Jungen die für Mutter und Kind zugleich berechneten eindringlichen Worte zu:

„Höre einmal, mein Lieber, Du bewohnst dieses Grundstück hier nicht allein! Sei so gut und habe ein bischen Respect vor anderen Leuten! Ich arbeite hier und brauche Ruhe, — merke Dir das!"

„Was ist denn das, Mutter: Re—sch—pect?" schrie der Junge, — übrigens ein prachtvoller Bursche mit schönen furchtlosen Augen in einem keck und lieblich geformten Gesicht, — nachdem er sich dreimal wie ein Rad um das Schaukelholz gedreht hatte, ungenirt in das Nachbarfenster hinein.

Was Respect sei, wußte die neue Nachbarin offenbar selbst nicht. Einen Moment wurde Etwas, wie eine schmale, lichte Stirn unter dunkelblondem Scheitel sichtbar; eine empörte Stimme rief: „Hugo, komm sofort herein!" Dann wurde der Flügel so rasch zugeworfen, daß die Sprecherin Hugo's gleichmüthiges: „I, — dann!" dessen ungeachtet er seine Radwellen fröhlich jauchzend weiterschlug, unmöglich mehr hören konnte.

Der Doctor war rathlos. Also auch mit lauter Empörung Nichts zu erreichen! Eigentlich, sagte ihm sein klarer Verstand, war die Dame mit ihrem Zorn im Recht. Sie zahlte für Wohnung und Garten; weder Singen, noch Rufen war contractlich untersagt; wenn sie nicht aus eigenem freien Willen zu nachbarlichen Rücksichten zu bewegen war, so konnte sie Niemand dazu zwingen. Und für Einen, der um eine Gefälligkeit bittet, war er freilich gleich etwas derb in's Zeug gegangen! Vielleicht that ihm der Administrator den Gefallen, der Dame in seinem Namen ein paar freundliche Vorstellungen zu machen. An Arbeiten war jetzt doch nicht zu denken. Er wollte den Mann, der nur ein paar Straßen entfernt wohnte, gleich einmal um seine Vermittlung bitten.

Leider brachte ihm der Gang nichts Tröstliches ein. Der Beamte hatte schon unendlich viel Reibereien mit der neuen Mietherin bestanden und hatte die Unerquicklichkeiten nun einmal satt: Nichts war Frau von Lanken in ihrer kleinen Wohnung recht; sie that, als habe sie ein Schloß gemiethet und habe allen Grund, mit dessen unzulänglichem Zustand unzufrieden zu sein; Tapeten und Oefen sollten erneuert werden, die Fußböden gestrichen und Vieles mehr; bei allen Prätentionen stützte sie sich auf ihre Verwandtschaft mit dem in Berlin wohnenden Besitzer des Hauses, kurzum, sie war eine Dame, die aufzutreten verstand. Ihr Etwas vorzuschreiben, wagte der bedrängte Beamte wirklich nicht. Indessen konnte der Herr Doctor es ja einmal selbst bei Gelegenheit einer nachbarlichen Visite versuchen — Der arme Herr Doctor! Er stand am anderen Mittag, nach einem in heller Verzweiflung verbrachten Morgen, — Hugo übte sich heute im Trommelschlagen und fuhr dazwischen mit einem kleinen Schiebkarren immer im Kreise über den knirschenden Sand, — wirklich im schwarzen Besuchs-Habit, den Claque unter dem Arm, vor der Mutter H—u—go's.

Die Dame hatte ihn unglaublich lange in dem lächerlich kleinen „Salon" warten lassen, wo vor capriciösem Liebhaberkram von Möbeln und Luxus-Dingen kaum Raum, sich umzudrehen, blieb. Das über dem Klavier hängende lebensgroße Pastell-Bild eines schönen jungen Offiziers beherrschte mit dem rücksichtslosen Blick seiner prachtvollen, herrischen Augen das ganze kleine Gemach. Dasselbe kühne Gesicht war in allen Größen auf Staffeleien und Seitentischen aufgestellt: Doctor Viereck hätte zu der Vermuthung, daß dieser stolze Herr Hugos Vater sein müsse, wahrhaftig nicht so viel Zeit nöthig gehabt, als man ihm ließ.

Frau von Lanken hatte der Besucher sich anders vorgestellt; die kleine feine Gestalt erschien merkwürdig jung, das bleiche mokante Gesichtchen eigentlich reizend; jedenfalls konnte man einen liebenswürdigen Nachbarbesuch nicht großartiger und unverbindlicher begrüßen, als sie es mit ihrem kaum merklichen Kopfneigen und dem fragenden Blick ihrer sehr großen grauen Augen that.

Der Doctor wußte keine bessere Einleitung des Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sprächs, als sich wegen seiner gestrigen etwas barschen Anrede Hugo's zu entschuldigen, wobei Frau von Lanken ihn nicht unterbrach. Die Störung sei ihm unerwartet und, wie er bekennen müsse, bei einer wichtigen Arbeit sehr peinlich gewesen. Indessen könne man sich ja, wie er hoffe, über allerhand kleine nachbarliche Rücksichten auf's freundlichste verständigen. Er bitte dringend, die gnädige Frau möge ihn sofort aufmerksam machen, wenn er in irgend einer Weise als bequemer Nachbar zu wünschen übrig lasse, — vielleicht störe sie der Abendgesang der Schwarzdrossel, die vor seinem Mittelfenster hing? — Wenn nicht, — um so besser. Aber gewiß habe sie nun auch den Wunsch, den bescheidenen Gewohnheiten ihres Nachbarn in jeder Weise gerecht zu werden. —

„Den Wunsch?" unterbrach ihn die zarte Frau. „Durchaus nicht!" — O, Wünsche habe sie allerdings genug in dieser elenden Wohnung! Aber bis auf das besondere Wohlbefinden ihrer Nachbarn haben sich dieselben, sie müsse es ganz offen gestehen — er möge verzeihen — bisher noch nicht erstreckt.

Die inbrünstige Liebe für seine theure, bedrohte Ordnung und Ruhe gab dem Herrn Doctor die Spannkraft, trotz des kalten Wasserstrahls dieser Rede in dem munteren, warmen und verbindlichen Ton, in dem er begonnen, seinem Ziel weiter zuzusteuern. H—u—go selbst, der das glattgeschorene Köpfchen mit einem ungeduldigen: „Mama, kommst'e nicht bald?" zur Thür hereinstreckte, kam ihm dabei zu Hülfe.

„Da ist ja der kleine Störenfried!" sagte der Doctor so wohlwollend als möglich. Und dann nach Hugos Verschwinden rasch und muthig weiter: „Gnädigste Frau! Daß ich gekommen bin, um Ihrem Mutterherzen ein wenig nahe zu treten, werden Sie wohl schon errathen haben. Ihr Söhnchen scheint ja ein prächtiger kleiner Mensch zu sein, aber — ganz offen gefragt — macht er Ihnen, gnädigste Frau, nicht auch manchmal den Kopf ein bischen sehr warm?"

„Keineswegs," entgegnete die junge Dame mit hochgezogenen Brauen, ungeheuer verwundert.

„Sie haben Ihre häusliche Thätigkeit," fuhr der Doctor unverdrossen fort. „Ich bin Gelehrter, gnädige Frau. Ruhe und Ungestörtheit sind die Bedingungen meines Schaffens. Wenn Sie vermöchten — ohne dringende Noth würde ich diese Bitte nicht gewagt haben — wenn Sie vermöchten, das Ihrem Kleinen ein wenig klar zu machen!"

Frau von Lanken erhob sich plötzlich aus dem gestickten Fauteuil.

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte sie gereizt. „Soll ich meinem Kinde, meinem einzigen Kinde, die Luft verbieten? Ihretwegen?"

„Da sei Gott vor!" wehrte Doctor Viereck, gleichfalls aufstehend, ab. „Ich bitte Sie, gnädigste Frau, verstehen Sie mich nicht falsch! Ich bin kein Tyrann! Und übrigens: ich weiß, ich habe hier kein Recht; ich bitte nur: der Kleine möge die allzu laute Ausgelassenheit vor meinem Arbeitsfenster ein wenig mäßigen —"

„Allzu laut? Das ist gut!" fiel die junge Mutter spöttisch ein. „Das arme Kind! Ohne Abwechslung, ohne Spielkameraden nimmt es wie ein Engel mit diesem traurigen Gärtchen fürlieb. Sie finden ihn zu laut? Und ich finde ihn weder zu laut, noch zu ausgelassen, noch habe ich sonst Etwas an ihm zu tadeln."

„Das ist ja schön," sagte der Doctor in bitterem Schmerz. „So bleibt die Geschichte also beim Alten?"

„Ich wüßte nicht, was sich ändern sollte!"

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, gnädige Frau!"

„Adieu, mein Herr!" — Ein winziges Kopfneigen von unnachahmlich spitzer Grazie; — der Bittsteller war abgefallen. —

Doctor Viereck stand wieder in seinem Zimmer und machte sich, wie es so seine Art war, die Sache einfach klar: Zwei ungezogene, alberne Kinder statt eines! Kein blasser Schimmer von Aussicht auf Besserung! Vorbei, vorbei, was so schön einst war! Morgen wollte er anfangen, sich nach einer neuen Wohnung umzusehen. —

Ja, eine neue Wohnung! Doctor Viereck wußte von früher her, was das heißt! Dieser Lärm überall in der inneren Stadt! Und die Straßen der Vorstadt so langweilig und öde! Nirgends nur ein Hauch des Sonntäglichen, des Heimathlichen, das eine Wohnung, in der er sich wohl fühlen sollte, haben mußte! Ach, sein liebes verlorenes Nest! Mit jedem Schritt seiner Entdeckungsreisen erschien es ihm theurer, mit jedem vergeblichen Versuch, einen passenden Ersatz zu finden, wuchs der bittere Groll gegen die beiden Ruhestörer. Unverrichteter Dinge kam der Doctor am ersten Tage wieder heim.

Wäre die Sache ihm nicht so schmerzlich ernst gewesen, so hätte er lachen müssen. Hugo hatte offenbar gemerkt, daß der Nachbar in einem offenen Kampfe um die häusliche Ruhe seiner Mutter unterlegen sei. Er triumphirte. Als der Doctor an dem Gärtchen vorüberging — der Eingang zum Haupthaus befand sich zwischen Seitengebäude und Gärten — hing er sich in wagerechter Schwebe über die Schaukel, starrte den Doctor dreist an und ließ eine der bekannten Jahrmarktsquietschen, kleine Pfeifen mit Kautschukbeuteln, die zu großen rothen Ballons aufgeblasen werden, mit hellem Lärm ihre Seele aushauchen. Das holde Spiel wurde viel länger fortgesetzt, als je ein wilder Junge zu eigenem Vergnügen einen eintönigen Zeitvertreib ausgedehnt hat. Daß das mütterliche, heute noch von stärkerer Zärtlichkeit durchzitterte „H—u—go!" ihn nicht ernstlich zu stören beabsichtigte, schien er wohl zu wissen.

H—u—go war ein erfinderischer Geist! Daß ein einzelnes Kind im Laufe einer Woche eine so ungeheure Abwechslung von lärmenden Unterhaltungen aufzubringen im Stande sei, hätte der gute Doctor nie geglaubt. Hugos ganzer kleiner Besitz schien auf Lärmmachen begründet. Hugo besaß einen naturgetreu wiehernden Esel; Hugo besaß ein sehr schönes massives Kegelspiel, mit dem er sich wundervoll unterhielt. Er stellte zugleich Spieler und Kegelbuben dar und wußte die Rollen unter dem Purzeln und Poltern der Kegel und Kugeln durch schrilles und grobes Geschrei mit großer Kunst auseinander zu halten; außerdem gab es gar niedliche Offiziers-Waffen in seinem Besitz; Hugo war Hauptmann und der Gartenzaun das Bataillon; über alle Beete weg sauste er, mit gezogenem Säbel an den Pfählen rasselnd, die Front entlang, und wehe den armen hölzernen Gemeinen! Hugo verstand die Sprache der Kaserne merkwürdig gut.

Eine innere unerklärliche Nothwendigkeit zwang den armen Doctor, auf jeden Laut der Qual, über den er sich sehnlichst hinwegzusetzen wünschte, mit furchtbarer, peinlicher Genauigkeit förmlich zu lauschen. Wer je in concentrirter geistiger Arbeit durch äußere Geräusche heftig und ärgerlich unterbrochen worden ist, weiß, wie es geht: statt der inneren Stimmen, welche die Scene vorher belebten, hören wir plötzlich nur den äußeren Laut; wir zählen die rasselnden Wagen auf der Straße, wir zählen die Tacte des unter uns wimmernden Klaviers, ja die Tiktaks der Uhr, die uns plötzlich zu laut zu sprechen scheint. Ist das Räderwerk des Gehirns einmal im Gange, so hören wir alle die Geräusche kaum, aber einmal aus seinem Laufe gerissen, kommt es schwer wieder in Bewegung, der ganze feiernde Mechanismus ist zum Lauschen auf die zudringlichen äußeren Stimmen verdammt.

Der arme Doctor versuchte noch ein paar Tage lang hin und wieder, die Arbeit von neuem aufzunehmen; wenigstens, wenn er nicht auf der Wohnungssuche war, vor seinem Arbeitsheft zwischen den beiden Mikroskopen, gleichsam um die Sache abzuwarten und zu constatiren; einmal mußte im Laufe des Tages ja doch Ruhe eintreten!

Das geschah wirklich, regelmäßig zwischen fünf ein halb und sechs Uhr, jedesmal wenn des Doctors Verzweiflung und Trostlosigkeit ihren Höhepunkt erreicht hatten. Wie triumphirend klang dann der letzte Hugoruf, der den Jungen wirklich vom Schauplatz seiner Thaten verschwinden ließ. Fünf Minuten später trat er, frisch gewaschen und gestriegelt, als vollkommene moderne kleine Tricot-Silhouette, die große blaue Tellermütze auf dem Kopf, an der Seite seiner Mutter wieder an die Luft; Frau von Lanken sah dann in ihrem glatten, zartgelben Sommerkleid und dem schwarzen Tüllhütchen immer ungeheuer vornehm aus; der Doctor ballte die Hände, wenn er die Beiden so ruhig und erhaben, als wäre Nichts geschehen, den langen schmalen Gang unter den wehenden Akazienzweigen dahinwandeln sah.

Das Schlimmste war, daß er auch jetzt noch nicht arbeiten konnte; der bittere Aerger kochte und schäumte in ihm nach; — wo war denn jetzt Frieden, wo war denn jetzt Ruheseligkeit um ihn her? Die verhaßten Stimmen lagen noch in der Luft, Hugos manchmal gar lustige, stets äußerst ungenierte Fragen zum Nachbarfenster hinein klangen mit ihrem ganzen kecken Tonfall in ihm nach. Mit sich selbst und der Welt zerfallen, riß der ordentliche Doctor oft ungestüm den breiten Hut vom Nagel und stürmte durch Gassen und Gäßchen wie ein Träumender in den abendlichen Sommerduft der Fluren hinaus. — — —

Nun war auch noch Jahrmarkt in der Stadt! Das Folter-Register war noch nicht zu Ende, Hugo hatte ein neues Marterwerkzeug entdeckt; eines Nachmittags erschien er mit einem großen, roth und blau geringelten Ball im Gärtchen. Der Doctor lächelte erst freudig, als er das neue Spielzeug sah. Gott sei Dank, ein Ball hat wenigstens keine Stimme!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Volksbühne in Kraiburg am Inn.

Von Georg Malkowsky.

Eine deutsche Kunst, vom deutschen Volke geübt für das deutsche Volk, das klingt so homerisch nibelungenhaft, fast wie ein Märchen. Man hört die Botschaft, doch es fehlt der Glaube. Die Oberammergauer planen ein einträgliches Gastspiel auf der Weltausstellung in Chicago, und die Wagner-Vereine geben sich die erdenklichste Mühe, die Bayreuther Kassen zu füllen, um schließlich, wie der Wiener Zweigverein, die ihnen zustehenden Plätze besetzt zu finden — von neugierigen Fremden. Sollte das oben angedeutete Ziel, auf's innigste zu wünschen, in Kraiburg erreicht werden?

Das liebliche Innthal mit seinen bewaldeten Hügeln, deren Fuß der breite schiffbare Fluß umspült, gehört trotz seiner Anmuth nicht zu den bevorzugten Reisezielen erholungsbedürftiger Städter. Der Flecken Kraiburg schmiegt sich mit seinen aufsteigenden Häuserreihen traulich an den Schloßberg, von dessen Gipfel einst eine trotzige Feste herabdrohte, und zehrt in stiller Beschaulichkeit von seinen Erinnerungen. Ehemals ein blühendes Gemeinwesen, durch seine Lage an der belebten Wasserstraße nach Passau begünstigt, verdankt es heute die gelegentliche Nennung seines Namens der Nähe des Schlachtfeldes von Ampfing-Mühldorf.

In unserer Erinnerung taucht es auf, das seltsame Bild deutschen Bruderzwistes und echter deutscher Treue. Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer im blutigen Kampfe um die Kaiserkrone, und dann Beide versöhnt, in unzerstörbarer Eintracht das vielbegehrte Sinnbild der Macht hochhaltend und schützend gegen äußere und innere Feinde. Und daneben die vierschrötige Gestalt des Ritters Schweppermann. „Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann zwei", wer gedenkt nicht der Geschichtsstunde, in der ihn dieser naive Ausdruck fürstlicher Dankbarkeit gerührt und erhoben hat, wie ein auf dem Schlachtfeld unter wehenden Fahnen ertheilter Ritterschlag? Neben dem Weiler Wimpasing — „Wimmersing" (wenn wir siegen), mit diesem Ausruf soll Ludwig der Bayer vor der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf ein Kirchlein zu bauen gelobt haben — erhebt sich die „Schweppermanns-Kapelle", ein Merkzeichen mittelalterlicher Vasallen-Treue.

Das ernsteste Streben und das beste Können eines Gemeinwesens haftet an der Scholle und ihrer Geschichte. Als die Kraiburger beschlossen, die mittelalterlichen Bühnenspiele in neuer Form erstehen zu lassen, da bot sich ihnen der Stoff zur Bethätigung ihrer theatralischen Gaben von selbst. Zu ihren Füßen breitete sich das Schlachtfeld von Mühldorf aus, und ihr Landsmann Martin Greif hatte ihnen einen „Ludwig den Bayern" gedichtet, wie sie ihn sich volksthümlicher gar nicht wünschen konnten.

Zudem hatte Kraiburg eine theatralische Vergangenheit. Die Großväter seiner braven Bürger hatten sich schon von 1776 bis 1826 an einer stehenden Schaubühne im Rathhause erfreut und 1801, 1812 und 1821 wurden auf dem Marktplatze gar ergötzliche religiöse Schauspiele tragirt. Man brauchte also nur eine alte ruhmvolle Ueberlieferung mit keckem Muthe wieder aufzunehmen.

Sie haben's gewagt, die braven Bürger von Kraiburg, und ihr Wagniß ist ihnen gelungen: denn sie haben den ganzen Apparat moderner Bühnentechnik in den Dienst ihres ungeschulten, aber durch begeistertes Wollen unterstützten Könnens gestellt. Der bewährteste Theater-Techniker Lautenschläger hat ihnen ihre Bühne eingerichtet, und Mettenleitner hat ihnen die Decorationen geliefert, die eigentlich im Angesichte des Schlachtfeldes von Mühldorf-Ampfing überflüssig waren.

Pfingsten, das fröhliche Fest, war gekommen, da sie männiglich eingeladen, um zu schauen, wie eine deutsche Volksbühne denn doch nicht so ganz unmöglich ist, als die griesgrämige Schulweisheit annimmt. Und sie haben Recht behalten, die braven Bürger von Kraiburg. Die wuchtigen Verse Martin Greifs klangen aus dem Munde der dilettirenden Debutanten gar natürlich und ungezwungen, und sie schwangen ihre Spieße und Hellebarden so behende, als sei ein Theil des Geistes ihrer Vorväter in sie gefahren, die unter den Fahnen Ludwigs den Rittern Friedrichs des Schönen gar übel mitgespielt. Vier Stunden lang folgten die Zuschauer dieser ungewöhnlichen Première mit athemloser Spannung dem Gange der bewegten Handlung und kargten nicht mit stürmischem Beifall. Und seither wird das Bühnenspiel „Ludwig der Bayer" in ununterbrochener Folge bis in den Herbst hinein vor gefülltem Hause wiederholt. Das ist ein Zeichen der Zeit, das man nicht, ob des begeisterten Dilettantismus lächelnd, außer Acht lassen darf.

Das Gespenst der deutschen Volksbühne geht dermalen in gar vielen Ecken und Winkeln des heiligen römischen Reiches um, von naiven Gemüthern freudig begrüßt, die berufsmäßigen Theaterleiter erschreckend, von kundigen Thebanern bespöttelt. Vielleicht gewinnt es doch einmal Fleisch und Bein und überzeugt die Zweifler von seiner Daseinsberechtigung.

Warum sollte es dem deutschen Volke nicht hier und da einfallen, seine glorreiche Geschichte selbst noch einmal zu durchleben — in der Kunst der Darstellung? Der Theaterflitter des reisenden Virtuosenthums ist fadenscheinig geworden, und es würde der Kunst sicherlich keinen Abbruch thun, wenn in den echten Kostümen auch endlich einmal wieder echte, urwüchsige Begeisterung steckte.

Mit den Oberammergauer Passions-Spielen und mit dem vagirenden Luther-Festspiel ist es freilich nicht gethan. Der bloße Gedanke eines amerikanischen Gastspiels der biederen Oberammergauer ist der Anfang vom Ende. Sobald die dörflichen Mysterien-Darsteller für die „Fremden" zu spielen anfingen, ging ihnen der beste Theil ihres Könnens, die Naivität, verloren. Auch das Luther-Festspiel ist auf Reisen gegangen, und man weiß seither nicht mehr viel von ihm zu erzählen.

Der gesundeste Gedanke in den Kraiburger Bühnenspielen ist das Festhalten an der Scholle und ihrer Geschichte. Die Geschichte Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen, von den Nachkommen der Kämpfer von Mühldorf-Ampfing im Angesichte des Schlachtfeldes dargestellt, darin liegt das Geheimniß des Erfolges und ein deutlicher Fingerzeig für die Entwickelung einer volksthümlichen deutschen Schaubühne.

Freilich nur ein Fingerzeig; denn auch Kraiburg wird dem Schicksale Oberammergaus schwerlich entgehen. Schon im Werden steckt der Keim des Vergehens. Das Hereinziehen der modern-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Martin Greifs Bühnenspiel: „Ludwig der Bayer" in Kraiburg am Inn.

Tuschzeichnung von Otto H. Engel.

sten Bühnentechnik, die absichtlich archaisirende, aus München importirte Shakespeare-Scenerie, umwuchert die volksthümliche Eigenart des Unternehmnes — lockt die „Fremden", und sobald sie in geschlossener Masse vor der Scene erscheinen, ist es mit der Naivität zu Ende, die das Kennzeichen jeder wahrhaft volksthümlichen Kunstübung bildet.

Sich selbst darstellen vor einem gleichfühlenden und gleichempfindenden Publicum, das wäre vielleicht die Formel, auf die sich ein deutsch-nationales Theater begründen ließe. Dieses Gleichfühlen und Gleichdenken ist zunächst in seiner localen Beschränktheit zu verstehen. Die deutsche Einheit ist aus dem Stadium der dichterischen Phrase heraus auf den Schlachtfeldern in die Wirklichkeit übersetzt und darf ebenso wenig mehr rhetorisch verlangt werden, wie die ebenfalls antiquirte Gedankenfreiheit. Die deutsche Eigenart spricht sich am besten in ihrer an die Stämme gebundenen Vereinzelung aus. Wie wäre es nun, wenn man einmal von der zweifelhaften Gründung der nationalen Volksbühne absähe und es auf Grund des Kraiburger Versuches mit ähnlichen localen Instituten versuchte.

Die deutsche Kunst hat schon einmal in dem aufblühenden Städtewesen ihre Heimstätte gefunden. Die Mysterien wurden von den ehrsamen Bürgern gar erbaulich tragiret, und die Meistersinger sangen ihre Reime nicht minder kunstvoll, als die fahrenden Minnesänger, nicht wie Diese um Gunst und Brod, sondern um ein Kränzlein geringen Werthes. Die Hoftheater bedürfen, um auf der Höhe des künstlerischen Virtuosenthums bleiben zu können, hoher Subventionen, die Privattheater richten sich durch die Concurrenz zu Grunde, vielleicht liegt in der Combination des Stadttheaters mit dem übel beleumundeten „Liebhaber-Theater" der Keim einer gedeihlichen dramatischen Zukunft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Das Spatzenlied.

Von Hellmuth Mielke.

Er hatte eine große Begeisterung für die Poesie, nicht nur weil er in der Secunda den Unterricht im Deutschen ertheilte; Alles, was in das Gebiet der Dichtkunst fiel und einem Verse ähnlich sah, besaß seine Sympathie. Es war ihm das Zeichen einer idealeren Lebensauffassung, und er kannte auch als Lehrer keine höhere Aufgabe, als diese Auffassung seinen Schülern zu vermitteln.

Natürlich war auch er ein wenig Poet, aber er blieb es meistens nur im Verborgenen, von einigen Schulaufführungen abgesehen, wo seine Prologe und Epiloge im Munde von Primanern und Secundanern großes Glück hatten. Auch das verhinderte ihn nicht, nach wie vor in seiner Frau sein einziges Auditorium zu sehen. Abends, wenn die Stimmung über ihn gekommen war, beim Schein der Studir-Lampe, während seine Frau still im Schatten saß, las er ihr die Verse vor, welche die Muse ihm eingegeben hatte. Er sah nicht, wie die Augen seiner Marie glänzten, wenn seine sonore Stimme den kleinen Raum erfüllte, aber er fühlte den Widerhall eines jeden schwungvollen Wortes in ihrer Seele, sie verstand ihn — das war ihm genug. Nach anderen Lorbeeren geizte er nicht.

Seine Frau war damit nicht zufrieden; sie war stolz auf ihren Mann, und grade weil die Gedichte von ihrem Manne herrührten, verrrat sie das Goethesche Wort, daß Dichter nicht schweigen, sondern sich der Menge zeigen sollen. Sie drang in ihn, seine Gedichte doch drucken zu lassen; er müßte als Deutschlands Dichter sicherlich Anerkennung, Ruhm gewinnen.

Er widerstrebte. Eine peinliche Scheu vor der Oeffentlichkeit beherrschte den stillen Gelehrten, dem seine Familie und seine Schule die Welt darstellten; seine klösterliche Natur empfand, daß die Wurzeln ihres Wirkens allein hierin beruhten. Die andere große, lärmende Welt draußen war ihm wie ein Hohlspiegel, in welchem alle Dinge, am meisten die Ideale, verzerrt und entstellt werden. Er sollte die zarten Bildchen seines Gemüths, die jeder fremde Hauch trüben mußte, diesem Hohlspiegel aussetzen — nimmermehr!

Indessen, Frauen gehen von einem Gedanken, welcher ihre Phantasie und ihre Eitelkeit bewegt, nicht so leicht ab. Sie kam immer wieder darauf zurück, daß es seine Pflicht wäre, der Oeffentlichkeit seine Poesien nicht vorzuenthalten, sie machte als Hülfstruppen zuletzt alle Verwandte und Freunde mobil, denen sie ohne sein Wissen Gedichte von ihm vorlegte — man bestürmte ihn darauf mit Lobeserhebungen, mit Schmeicheleien, mit Bitten, und zuletzt, halb und halb um des lieben Friedens willen vermochte der Dichter nicht mehr zu widerstehen. Er wollte den Versuch wagen und die Menschheit durch den Druck seiner Verse beglücken.

Er begann also zu sammeln und zusammenzustellen, was er im Lauf der Jahre, während einer glücklichen, zehnjährigen Ehe gedichtet hatte. Da galt es nun zu prüfen und zu sichten. Der Gedanke aber, daß auf seinen stillen Versen so und so viele kritische Brillengläser ruhen, daß man mikroskopisch jeden Vers untersuchen, mit der feinsten Wage jeden Reim auf seine Reinheit abwägen, jeden poetischen Ausspruch sechsmal umdrehen würde, beeinträchtigte die Unbefangenheit des Dichters. Er konnte sich nicht leicht entscheiden, feilte und verbesserte und verwarf doch. Das stimmte ihn unbehaglich, und das Werk der Zusammenstellung zog sich in die Länge.

Es dauerte bereits ein Jahr und hätte vielleicht noch ein Jahr gedauert, als der Tod dem armen Poeten über die Schulter blickte und ihm die Feder aus der Hand nahm. Eine heftige Erkältung, die er sich an einem kühlen Herbstabend zugezogen, warf ihn auf's Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstand.

Der Schmerz der Witwe war untröstlich. Aber dieser Schmerz verklärte und erhöhte ihr das Bild des Theuren; sein Andenken wurde ihr eine Art Gottesdienst. Und jetzt empfand sie es als ein heiliges Vermächtniß, die poetischen Werke ihres Mannes dem Druck zu übergeben, damit die Welt erführe, was für einen Dichter sie in Fritz Werner verloren habe.

Sie besaß nur ein bescheidenes Einkommen als Witwe, da ihr eingebrachtes Vermögen nicht groß gewesen war. Muthig opferte sie einen Theil des Capitals, um den Druck zu ermöglichen, denn Alles, Alles sollte gedruckt werden, es durfte kein Vers von dem theuren Todten verloren gehen. In dieser Hinsicht widersprach sie heftig einem Freunde ihres verstorbenen Gatten, der sich erboten hatte, ihr mit Rath und That zur Hand zu gehen, und es schon der Kosten wegen mit einer Auswahl der von Werner zusammengestellten Gedichte genug sein lassen wollte.

Und endlich kam der Tag, wo sie einen stattlichen, goldschnittverzierten und prächtig ausgestatteten Band in den Händen hielt. „Gedichte von Friedrich Werner" — so lautete das Titelblatt, sie las es mit feuchten Augen, und dann umkränzte sie das Bild des Verstorbenen mit Lorbeerreisern. Sie that es nicht für sich, sondern gleichsam im Namen aller Derjenigen, die nun kommen würden, um dem allzu früh heimgegangenen Dichter zu huldigen. Lange stand sie und schaute in die ernsten Züge; in aller ihrer Trauer empfand sie eine süße Befriedigung, sein Vermächtniß erfüllt zu haben, einen freudigen Stolz, daß er ihr eigen gewesen war.

Mit Ungeduld wartete sie nun auf die Besprechungen und Kritiken. Der Freund hatte den Drucker angewiesen, die Gedichte den hervorragendsten Tagesblättern und Wochenschriften zugehen zu lassen, und er hatte der Witwe namentlich ein literarisches Blatt genannt, dessen Kritiker sich durch wohlwollende Unparteilichkeit und geläuterten Geschmack auszeichne. Dieser — das fühlte sie zuversichtlich — mußte der Herold für den Ruhm ihres Gatten werden.

Wochen vergingen, noch immer schien die Welt sich von dem Staunen über das große verkannte Talent nicht erholen zu können, denn keine Kritik ging bei der trauernden Witwe ein. Endlich, eines Morgens schob der Postbote ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt durch die Corridor-Thür. Als sie es aufnahm, schlug ihr das Herz: die erste Stimme, die sich zum Preise ihres Gatten erhob.

Sie suchte lange in den Spalten des Blattes, ehe sie fand, was sie suchte. Unter der Spitzmarke: Geschenk-Literatur war lang und breit ein Kochbuch besprochen, dann ein Führer durch's Leben für Jungfrauen, die confirmirt werden, die neue Ausgabe eines Cursbuches und zuletzt, ja zuletzt hieß es: „Denjenigen, welche bei einem Buch nicht auf den Inhalt, sondern nur auf den stilvollen Einband sehen, seien die Gedichte von Friedrich Werner bestens empfohlen. Die Ausstattung läßt Nichts zu wünschen übrig."

Das war albern; indem sie bedachte, was für sogenannte Kritiker es gebe, schleuderte sie das Blatt bei Seite.

Wieder eine lange Zwischenzeit vergeblichen Wartens, ehe ihr eine neue Besprechung zuging. Dafür waren es diesmal sogar zwei Kritiken, und sie standen in angesehenen Tagesblättern. Der eine Recensent hatte ein halbes Dutzend von Gedichtbüchern verarbeitet; fünf davon hatten bekannte Poeten zu Verfassern, die von ihm in den höchsten Tönen des Lobes besungen wurden, während Friedrich Werner mit dem weisen Spruch abgethan wurde, daß die Gedichte von einem „sehr jugendlichen Kopf" herzurühren schienen, in Summa einfach unreif wären. Der zweite Kritiker schrieb kurz und boshaft: „Wenn Spatzen wie Nachtigallen singen können, so ist Friedrich Werner ein Dichter. Solche Verse wie die da macht man in Tertia."

Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie diese Dinge las. Was waren das für Menschen, die sich anmaßten, ihren Gatten beurtheilen zu wollen! Der Eine konnte nur vor anerkannten Talenten schweifwedeln, denn da blamirte er sich nicht und machte sie sich zu Freunden, und der Andere trug augenscheinlich den Neid der Impotenz auf jedes künstlerische Können in seiner Brust. Schon sein spottender Ton bezeugte die Thersites-Seele. „Spatz und Nachtigall!" O pfui! Und die beiden Kritiken, die ihr als eine persönliche Beschimpfung des theuren Todten erschienen, flogen in's Feuer.

Es kamen noch andere, hämische und trockne, geistreiche und dumme, aber alle, alle lauteten ungünstig, waren kurz und absprechend, hatten nicht ein Wörtlein des Lobes übrig

Ein Kleeblatt. Nach dem Bilde von Jos. Straka. — Siehe Seite 136.

Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

für die Gedichte des armen Friedrich Werner. War es denn eine Verschwörung seiner Feinde oder was war es? In ihrem Herzen regte sich allmälig immer stärker ein unbestimmtes Bangen; oft, wie um gegen sich selbst zu kämpfen, mußte sie vor das Bild des Theuren treten, um aus seinen Zügen sich Muth und Hoffnung zu holen. Aber ach! hatte er nicht selbst von dem Druck abgerathen?

Einer, der große, wohlwollende Kritiker hatte sich noch nicht geäußert. Sie wartete und — hoffte auf sein Urtheil. Eine unnatürliche Spannung lebte in ihr, als enthielte dies Urtheil eine furchtbare Entscheidung.

Es kam spät, doch es kam, und es war nicht kurz in wenigen Sätzen zusammengedrängt, sondern es umfaßte mehrere Spalten der Zeitschrift. Und es erläuterte diesen Umstand mit dem bösen Satz: „Wenn die poetische Impotenz in einem so anspruchsvollen Gewande auftritt wie in diesem Falle, so ist es die Pflicht des gewissenhaften Kritikers, ihr energisch zu Leibe zu gehen und sie in ihrer ganzen Blöße zu enthüllen.“ Damit begann es, und nun folgte eine genaue, eingehende Betrachtung einzelner Gedichte, worin die schlechten Reime, die gequälten, nichtssagenden Empfindungen, die zahlreichen Anklänge an bekannte Muster in schonungslosester Weise dargelegt wurden. Ihr wirbelte es vor den Augen, als sie es las; sie unterbrach mehrfach ihre Lectüre, um sie bei Seite zu legen, und doch mußte sie weiter lesen, Alles, Alles, und ihr Glaube an den Todten löste sich auf, wie ein dünnes Gewebe von einer starken Hand zerfasert wird. Unter einem Thränenstrom schlug sie sich die Hände vor das Gesicht; sie fühlte sich todtkrank.

Immer gingen ihr die schrecklichen Sätze im Kopf herum. Getäuscht, sie hatte sich in ihm, dem Todten getäuscht, die Bewunderung, die sie ihm entgegengebracht, der Stolz, einen solchen Mann zu besitzen — Alles das war nur ein Wahn gewesen!

Noch einmal raffte sie sich auf; sie nahm den stattlichen Band seiner Gedichte zur Hand und begann zu lesen; sie hatte doch auch ein Urtheil, ein Gefühl für das Schöne, und so las sie denn die Gedichte von neuem mit pochendem Herzen, mit heißer Stirn. Es war eine Ballade „Priamos Tod“, die sie zufällig zuerst aufgeschlagen hatte, der Kritiker hatte sie besonders getadelt. Hohl und polternd klangen ihr jetzt die Verse in's Ohr, hier kam eine Anlehnung an „Kassandras Klage“ von Schiller, dort wieder eine, und wie matt war der Rhythmus dieser Strophen! Alle die Wendungen und Ausdrücke der Kritik schlichen sich in ihre Lectüre — schnell ein anderes Gedicht, ein besseres! Ach, es war nicht besser, es hatte keinen Schwung und keinen Gehalt. Nun die „Frühlingshymnen“, das Beste, was er einst geschaffen, wie er selbst erklärt hatte — sie las eine nach der andern, sie suchte die sonore, einschmeichelnde Stimme des Todten, die erloschen war, und sie vernahm nur ein pedantisches, abgemessenes Keuchen und Hantiren; alle Farben dieser Gedichte waren verwelkt, jede Stimmung hatte sich verflüchtigt, und ihre aufgeregte Seele stand einzig und allein dem Mechanismus einer pedantischen Reimkunst gegenüber, der wie eine Mühle Worte und Empfindungen zerhackte und zerrieb.

Verloren, sie hatte verloren, was sie in dem todten Gatten verehrte; ein Anderer, ein Fremder blickte ihr hier entgegen. Der Friedrich Werner, den sie geliebt, war nie auf der Welt gewesen!

Und den Kopf auf das Buch legend, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

* * *

Fortan ruhten Friedrich Werners Gedichte, die gedruckten wie die ungedruckten, der Welt verborgen im Bücherschrank. Die Witwe vermochte sie nicht mehr anzusehen. Sie hatte auch dem Buchhändler Anweisung gegeben, alle Exemplare aus dem Vertrieb zurückzuziehen. Brachte ein Bekannter das Gespräch auf die poetische Begabung ihres verstorbenen Gatten, so wich sie der Antwort aus, und ihre Augen sahen starr zur Erde.

Sie haßte sich manchmal selbst darum, aber ein leises, drückendes Gefühl der Bitterkeit hatte sich in ihrem Herzen gegen den Todten eingenistet; sie zürnte seinem Andenken, und diese Trübung ihrer reinen Empfindung, welche aus der verletzten Eitelkeit stammte, schien nicht schwinden zu wollen.

Es war ein Märzabend, die Luft mild und lau, als wäre draußen der Mai eingekehrt; die Witwe Friedrich Werners hatte das Fenster geöffnet, an dem sie in Gedanken versunken saß.

Unter ihr, eine Treppe tiefer, erklang ein Klavier. Der junge Musiklehrer, der dort wohnte, spielte eine Beethovensche Sonate.

Trotz ihres trüben Sinnens beobachtete sie, wie drüben im Nachbarhause ein Fenster sich auf einmal leicht öffnete — der Kopf eines jungen Mädchens ward für einen Augenblick sichtbar und zog sich dann wieder hinter die Gardine zurück. Gewiß, das junge Mädchen drüben lauschte auf das Spiel.

Und ein schmerzliches Lächeln ging über die Züge der Witwe. Die Beiden, der junge Musiklehrer und die Tochter des reichen Kaufmanns, hatten sich gern, vielleicht liebten sie sich, vielleicht glaubte sie auch an den Stern des Musikers — und eines Tages würde sie Enttäuschung ernten und der Mann, den sie für ein Genie gehalten, sich als ein gewöhnlicher Sterblicher erweisen. Nachtigall und Spatz — die Worte des bösen Kritikers schwirrten ihr wieder durch den Sinn ...

Unten begann der Spieler mit eifriger Hand zu phantasiren, als hätte er die Nähe der Geliebten gemerkt, und plötzlich erklang leicht und fröhlich eine Bariton-Stimme grüßend und verheißend hinüber zu dem anderen Hause:

„Blüht im Lenz der Fliederbaum
Und das liebe Veilchen,
Kehr' ich dir, mein Schatz, zurück,
Küß dein Zuckermäulchen.“

Oben die Witwe fuhr zusammen. Sie kannte die Verse, sie kamen ihr wieder wie aus ferner Zeit. Er, der Todte, hatte sie auf Bitten des jungen Musiklehrers diesem einmal überlassen. Damals, in jener fernen Zeit war sie ein junges, bangendes und fürchtendes Mädchen gewesen, er ein armer, aber hoffnungsfroher Student. Als Neujahrsgruß hatte er ihr das kindliche Liedchen gesandt ... wie war es doch?

Und weiter sang die Bariton-Stimme mit neckendem Ausdruck:

„Schenk' ein Ringlein güldenroth
Dir zum Brautgeschmeide,
Und wie Spätzlein unterm Dach
Leben wir dann Beide.“

„Und wie Spätzlein unterm Dach leben wir dann Beide“ — hallte es noch einmal jubelnd und frohlockend hinüber. Da zeigte sich wieder drüben das erröthende Mädchenangesicht, ein frohes Lächeln schien über seine Züge zu gleiten — dann wurde das Fenster geschlossen.

Und über sie war es gekommen mit der ganzen Macht der Erinnerung. Ihr Liebesleben, die Jahre des Wartens und Hoffens und die Jahre der Erfüllung und des Glücks ... ja des Glücks zogen noch einmal an ihr vorüber. Wie edel und gut war er gewesen, wie rein und hoch sein Geist, wie still und bescheiden und doch wie froh ihr Familienleben! Kein Leben voller Prunk und Glanz, keine Häuslichkeit voll Unruhe und Verschwendung — ein Spatzenheim und ein Spatzendasein, aber alle Genien des Lebens wohnten bei ihnen, gingen dort ein und aus, und Niemand, Niemand anders hatte sie in das kleine Spatzenheim geladen und sie dort festgehalten, als er, ihr Gatte, ihr theurer, unvergeßlicher Friedrich. O wo war der Poet in der Welt, dessen Meisterwerk sie mit dem Glück erfüllen konnte, das er ihr zehn kurze Jahre gespendet, wo war die Dichtung, welche an Werth seine Liebe und Güte aufwog?

Und sie fühlte, wie tief ihre Schuld sie niederdrückte und wie schwer sie sich an dem Geist des Todten versündigt, und ihr thränenvoller Blick, der noch einmal zu dem Fenster hinüberschweifte, während unten das Klavierspiel in einem langgezogenen Accord abbrach, wünschte der Jugend das Glück des Spatzenliedes, das für sie nun, ach, für immer vorüber war!

Nachdruck verboten.

Merkwürdige Rettung.

Zur Erinnerung an die Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792.

Von A. von Winterfeld.

(Schluß.)

Ich war nun angezogen, aber ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen; endlich trat ich an das Bett meiner Mutter und ergriff ihre Hand. Sobald der Mann aber sah, daß ich angezogen war, näherte er sich mir, faßte mich am Arm und zog mich fort.

„Lebe wohl, Pauline!“ rief mir meine Mutter nach. „Gott segne und beschütze Dich!“ Ich konnte ihr nicht antworten, zwei dicke, schwere Thüren trennten mich schon von ihr, und der Mann zog mich immer weiter fort.

Als wir die Treppe hinuntergingen, hörte er Geräusch, und sogleich stieß er mich sehr ängstlich in ein kleines Kerkerloch, schloß es hinter mir zu und verschwand.

Dieser Kerker war durch ein kleines Stümpfchen Licht erhellt, allein dies erlosch nach Verlauf einer Viertelstunde, und ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck sein Aufflammen und sein bald heller, bald erlöschender Schimmer auf mich machte; mir war, als sähe ich ein Sinnbild meines Todeskampfes, und es stimmte mich williger zur Hinopferung meines Lebens, als es die rührendste Predigt zu thun vermocht hätte.

Ich blieb nun in tiefer Finsterniß zurück; bald aber öffnete sich leise die Thür, man rief mich, und ich erkannte bei dem Schein einer kleinen Laterne den Mann, der mich vor einer Stunde eingesperrt hatte, als denselben, der mir bei unserer Ankunft in La Force im Zimmer des Kerkermeisters guten Rath hatte geben wollen. Er hieß mich leise gehen, und am Fuß der Treppe angelangt, brachte er mich in ein Zimmer, wo er mir ein Packet zeigte und mir sagte, ich solle die Kleider anziehen, die ich darin finden würde. Er schloß nun die Thüre hinter sich zu und ließ mich allein; ich konnte Nichts denken und Nichts unternehmen und weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustand geblieben bin, aus dem ich erst wieder zu mir selbst kam, als die Thüre geöffnet wurde und derselbe Mann wieder erschien. „Wie,“ rief er ängstlich, „Sie sind noch nicht angezogen, und doch hängt Ihr Leben davon ab, daß Sie schnell von hier wegkommen!“ Ich sah nun die Kleider an, die in dem Packet waren: es enthielt den Anzug einer Bäuerin, der mir groß und weit genug vorkam, um ihn über meine Kleider werfen zu können; in einem Augenblick war ich fertig.

Der Mann ergriff mich beim Arm und führte mich aus dem Zimmer; ich ließ mich auch von ihm fortschleppen, ohne ein Wort zu sagen; ich war so besinnungslos, daß ich kaum inne ward, was um mich her vorging.

Als wir jenseits der Thore des Gefängnisses waren, erblickte ich bei dem Glanze des schönsten Mondscheins eine ungeheure Menschenmenge, von der ich mich im nächsten Augenblicke umringt fand. Alle diese Männer sahen wild und schrecklich aus; sie waren mit Säbeln bewaffnet und schienen irgend ein Opfer zu erwarten, um es abzuschlachten.

„Hier ist eine Gefangene, die man retten will!“ schrieen sie Alle zugleich, indem sie drohend ihre Säbel gegen mich schwangen. Der Mann, der mich führte, that sein Möglichstes, um sie von mir abzuwehren und sich Gehör zu verschaffen; ich sah nun, daß er die Schärpe trug, welche die Pariser Municipal-Beamten bezeichnet; sie sicherte ihm das Recht, gehört zu werden, und man verstattete ihm, zu reden.

Er sagte, ich sei keine Gefangene, und da er mich zufällig in La Force gefunden, habe er von den Behörden Befehl erhalten, mich aus dem Gefängniß zu führen, denn die Unschuldigen müßten nicht mit den Schuldigen umkommen. Diese Worte ließen mich für meine Mutter zittern, die im Kerker zurückgeblieben war; sie machten aber Eindruck, und ich sah nun wohl, daß der Mann, dessen Benehmen mir so rauh vorgekommen war, es übernommen hatte, die Rolle meines Befreiers zu spielen. Man war schon im Begriff, mich gehen zu lassen, als ein National-Gardist vortrat und dem Volk verkündete, daß man es betrügen wolle; ich sei Fräulein von Tourzel, und er kenne mich recht gut, da er mich mehr denn hundert Mal in den Tuilerien bei dem Dauphin gesehen habe, wenn er auf Wache gewesen sei; das Schicksal der anderen Gefangenen müsse daher auch mein Schicksal sein. Nun stieg die Wuth gegen mich und meinen Beschützer so hoch, daß ich ganz gewiß glaubte, der einzige Dienst, den er mir geleistet, sei der, mich dem Tod entgegengeführt zu haben, statt daß ich ihn erwarten müsse. Doch seine Geschicklichkeit oder seine Beredtsamkeit, vielleicht auch mein Glück, zogen uns auch noch aus dieser Gefahr, und wir erhielten die Erlaubniß, unsern Weg fortzusetzen.

Wir konnten indessen noch auf tausend Schwierigkeiten stoßen; wir mußten durch mehrere Straßen gehen, in denen zahlreiche Volkshaufen versammelt waren; ich konnte erkannt und auf's Neue verhaftet werden, und diese Besorgniß war es auch, die meinen Befreier bestimmte, mich in einem kleinen finsteren Hofe stehen zu lassen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam er zurück und sagte mir, er halte es für gerathener, meinen Anzug noch einmal zu wechseln, und bringe mir daher einen Rock, ein Paar Pantalons und einen Ueberrock, die ich anziehen solle. Allein ich hatte keine Lust zu dieser Verkleidung; es widerte mich an, nicht in den Kleidern meines Geschlechts sterben zu sollen; auch hatte er mir keinen Hut und keine Schuhe mitgebracht. Meine Nachthaube und bunte Fußbekleidung hätten mich sogleich verrathen, und ich blieb daher, wie ich war.

Wir mußten, um den Ort zu verlassen, wo wir uns befanden, fast bis an die Thore des Gefängnisses zurückgehen, wo die Mörder versammelt waren, oder unsern Weg durch eine Kirche nehmen, wo die Sitzungen abgehalten wurden; beide Wege waren gleich gefährlich für mich.

Wir wählten den durch die Kirche, und ich schlich mich tief gebückt an den Seitenwänden derselben hin, um nicht von Denen erblickt zu werden, die dort versammelt waren. Mein Führer ließ mich in eine kleine Seiten-Kapelle treten und stellte mich hinter die Trümmer eines umgestürzten Altars. Nun empfahl er mir dringend, mich nicht zu rühren, möge ich auch hören, was ich wolle, sondern ganz still seine Zurückkunft abzuwarten, die er so viel nur möglich beschleunigen wolle.

Ich kauerte mich nieder, und obgleich ich großen Lärm, ja wildes Geschrei hörte, blieb ich doch ganz still und war fest entschlossen, hier mein Schicksal abzuwarten, mein Leben der Vorsehung zu übergeben, der ich fest vertraute, und auf den Tod gefaßt zu sein, wenn mir dieser beschieden sein sollte.

Endlich sah ich meinen Führer zurückkehren, und wir verließen nun die Kirche ebenso vorsichtig, als wir sie betreten hatten. Eine kleine Strecke von ihr entfernt blieb mein Führer vor einem Hause stehen, das, wie er sagte, das seinige war. Hier brachte er mich in ein Zimmer und verließ mich, sobald er mich darin eingeschlossen hatte. Einen Augenblick lang empfand ich Freude, mich allein zu sehen; aber die Erinnerung an die Gefahren, denen ich ausgesetzt gewesen war, mahnte mich nur zu bald an die, von denen meine Mutter bedroht wurde. Ich gab mich der unaussprechlichsten Angst um sie hin, als nach Verlauf einer Stunde Herr Hordy — denn es ist wohl endlich Zeit, daß ich Dir den Namen des Mannes nenne, dem wir unser Leben zu verdanken haben — wieder erschien. Er sah sorgenvoller und bekümmerter aus, als ich ihn bisher gesehen hatte. „Sie sind erkannt,“ sagte er mir, „man weiß, daß ich Sie gerettet habe; man will Sie wieder haben, und da man glaubt, daß Sie hier sind, kann man jeden Augenblick kommen, um sich Ihrer zu bemächtigen. Sie müssen daher dies Haus ohne Verzug verlassen, doch nicht von mir begleitet, denn das hieße Sie einer unvermeidlichen Gefahr aussetzen. „Nehmen Sie dies,“ fuhr er fort und überreichte mir einen Hut mit einem Schleier und einen schwarzen Mantel, „und nun hören Sie ganz genau, was ich Ihnen sagen werde, denn Sie dürfen auch nicht das kleinste Wörtchen davon vergessen. Wenn Sie aus der Hausthüre treten, müssen Sie sich rechts wenden und dann in die erste Gasse links; diese führt auf einen kleinen Platz, von dem drei Straßen ausgehen. Sie wählen die mittelste, in der Sie neben einem Brunnen einen Durchgang finden werden, der Sie in eine andere große Straße führt, wo in der Nähe eines dunklen Ganges ein Fiaker halten wird. In diesem Gang müssen Sie sich verstecken, bis ich komme. Jetzt gehen Sie so schnell als möglich und suchen Sie vor Allem Nichts von Dem zu vergessen, was ich Ihnen gesagt habe, denn sonst würde ich Sie nicht wieder zu finden wissen, und was sollte dann aus Ihnen werden?“

Ich mußte ihm nun Alles wiederholen, was er mir gesagt hatte, allein seine Furcht, daß ich es nicht behalten werde, war so groß und so augenscheinlich, daß meine eigene Angst dadurch vermehrt wurde, so daß ich, als ich das Haus verließ, kaum wußte, ob ich links oder rechts gehen sollte. Er sah aus dem Fenster meine Unschlüssigkeit und gab mir einen Wink, der meiner Erinnerung zu Hülfe kam.

Meine beiden Anzüge, einer über dem andern, gaben mir ein seltsames Aussehen, und meine Aengstlichkeit machte mich auch vielleicht verdächtig; mir war als ob mich alle Menschen, die mir begegneten, ganz verwundert ansähen, und es wurde mir sehr schwer, bis zu der Stelle zu kommen, wo ich den Fiaker finden sollte. Doch endlich erblickte ich ihn, und ich kann Dir nicht sagen, welche Freude ich darüber empfand. Ich glaubte mich nun ganz gerettet und ging wohlgemuth in den finstern Gang hinein, um hier Herrn Hordy zu erwarten. Aber es verging eine Viertelstunde, und er kam nicht; nun verdoppelte sich meine Besorgniß; ich fürchtete, den Leuten in der Nachbarschaft verdächtig zu werden, wenn ich länger in dem Gang blieb, und doch, wo sollte ich hin? Ich kannte die Gegend der Stadt, in der ich war, gar nicht; jede Frage drohte mir Gefahr — traurig sann ich nach, was ich wohl thun könne, als ich Herrn Hordy mit noch einem andern Mann auf mich zukommen sah.

Beide stiegen mit mir in den Fiaker; der Andere fragte mich, ob ich ihn wiedererkenne. „Sehr gut,“ antwortete ich; „Sie sind Herr Billaud von Varennes, der mich auf dem Rathhause verhört hat!“ — „Sie haben Recht,“ sagte er; „ich bringe Sie jetzt zu Danton, um mir in Bezug auf Sie Verhaltungsbefehle zu holen.“

Als wir vor Dantons Hause hielten, stiegen die beiden Herren aus, gingen zu ihm hinauf und kamen nach einigen Augenblicken zurück. „Nun sind Sie gerettet,“ sagten sie mir, „und es kommt jetzt nur noch darauf an, Sie nach einem Ort zu bringen, wo Sie nicht gekannt sind, denn sonst möchten Sie doch noch nicht ganz sicher sein.“

Ich verlangte, daß sie mich zu der Frau Marquise von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ledé, meiner Tante, bringen sollten, allein Herr Billaud von Varennes hielt Dies nicht für gerathen, weil sich unter der großen Zahl ihrer Dienstleute leicht ein Verräther finden könne, und begehrte, ich solle ihm eine geringe, unbekannte Wohnung bezeichnen. Mir fiel nun die gute Babette, die Tochter unserer Garderobe-Aufseherin, ein, und ich dachte, ich könne nirgends besser aufgehoben sein, als in ihrem kleinen Hause und in einem so entlegenen Stadtviertel. Billaud von Varennes fragte mich nach dem Namen der Straße, um ihn dem Kutscher angeben zu können; ich nannte ihm die Gräberstraße.

Dieser Name machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und ich las in seinem Gesicht den Schauder, den er bei der Beziehung dieses Namens auf die Vorgänge des Tages empfand. Er flüsterte Hordy einige Worte in's Ohr, trug ihm auf, mich nach dem von mir bezeichneten Hause zu führen, und verschwand.

Ich sprach auf dem Wege nur von meiner Mutter; ich fragte, ob sie noch im Gefängniß sei, und äußerte den Entschluß, sie dort aufsuchen zu wollen. Es war mir furchtbar, meine Mutter von dem Tode bedroht zu wissen, dem man mich entrissen hatte. Ich war gerettet, und meine Mutter sollte sterben! Dieser Gedanke brachte mich außer aller Fassung.

Herr Hordy suchte mich zu beruhigen. Ich habe ja, sagte er, selbst gesehen, daß er seit dem Augenblick, wo ich mich von ihr getrennt habe, nur mit der Sorge beschäftigt gewesen sei, mich zu retten. Unglücklicherweise habe Dies viel Zeit weggenommen, aber er hoffe doch noch, daß ihm vergönnt sein werde, sich meiner Mutter nützlich zu erweisen. Er bitte mich nur, ruhig zu sein, da er die beste Hoffnung habe, mich bald mit ihr vereinigt zu sehen. Voll der innigsten Dankbarkeit dafür, daß er sich eigener Gefahr ausgesetzt hatte, um mich zu retten, blieb ich zurück, als er sich entfernte, und mein Herz überließ sich der Hoffnung, daß er auch meine Mutter retten werde, wie er mich gerettet hatte.

Lebe wohl, meine theure Josephine; ich bin so müde, daß ich nicht weiter zu schreiben vermag, und Mutter sagt mir auch, daß sie Dir selbst schreiben will, wie es ihr ergangen ist.

Deine Pauline."

Der Inhalt des vorstehenden Schreibens findet seine Fortsetzung und Ergänzung durch ein anderes, das unter dem Datum des folgenden Tages, 8. September 1792, die Mutter der jugendlichen Briefstellerin an dieselbe Adressatin, ihre älteste Tochter, richtete. Es lautet:

„Pauline hat Dir die schweren Prüfungen erzählt, die sie hat bestehen müssen, aber sie hat es unterlassen, Dir zu sagen, wie sie sie ertragen hat, und doch hat sie mir bewiesen, daß man auch in der zartesten Jugend und bei der größten Sanftmuth des Charakters Muth, Geduld und Entschlossenheit zu bewahren vermag. Herr Hordy hat mir gesagt, daß sie sich in allen diesen Gefahren auch nicht einen Augenblick zaghaft und schwach betragen hat, und eben so wenig habe ich sie während der ganzen Dauer unserer Gefangenschaft kleinmüthig und übellaunig gesehen. Sie hat mir die Pein derselben sehr versüßt, aber auch meine Angst und Sorge verdoppelt. Der Gedanke, daß sie um meinetwillen Gefahren theilen mußte, vor denen sie eigentlich ihr Alter hätte schützen müssen, quälte mich unbeschreiblich und vergällte mir den Trost, sie bei mir zu haben.

Sie hat Dir erzählt, wie sie mitten in der Nacht von einem Unbekannten aus unserem Gefängniß weggeführt wurde. Diese Trennung brachte mich im ersten Augenblick zur Verzweiflung; bald aber siegte über diese mein Vertrauen auf Gott, und mich tröstete eine geheime Ahnung, daß die Vorsehung über sie wachen werde und daß sie mir nur zu ihrer Rettung entrissen worden sei. Der schmerzlichste Augenblick war für mich der, als ich nach ihrem Weggang den Riegel vor unserer Thüre wieder zuschieben hörte und ihr nun mit Ohr und Auge nicht zu folgen vermochte, um zu erkunden, ob man mit ihr das Gefängniß verlasse oder wohin man sie sonst führe.

Du kannst wohl denken, daß mir der übrige Theil der Nacht schlaflos verstrich. Das bange Mutterherz fühlte oft sein Vertrauen zu Gottes Güte erschüttert, und ich erwartete mit zagender Ungeduld den Augenblick, wo man uns unser Frühstück bringen würde. Es kam, und wir erfuhren, daß Paris seit dem vorigen Abend in der furchtbarsten Gährung sei; man bedrohe alle Gefängnisse und habe schon einige derselben erstürmt. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß man mir Pauline nur entführt habe, um sie zu retten, und ich bedauerte nur noch, daß ich nicht wußte, wohin man sie hatte bringen wollen; ebenso klar schwebte mir aber auch das Schicksal vor, das die Prinzessin von Lamballe und ich zu erwarten hatten. Ich will nicht behaupten, daß es mich nicht erschütterte; aber ich ergab mich darein und sah ein, daß ich, wenn es noch ein Mittel gab, mich zu retten, der größten Geistesgegenwart bedurfte, um es benützen zu können. Daher bot ich alle meine Kraft auf, mich zu sammeln und mich ruhig zu fassen; dies war aber nicht leicht, denn meine unglückliche Schicksalsgefährtin war in größter Angst und quälte mich durch ihre Fragen und durch alle ihre Muthmaßungen und Befürchtungen recht peinlich. Ich bot Alles auf, sie zu beruhigen und ihr Muth einzusprechen; da ich aber endlich einsah, daß ich damit Nichts auszurichten vermochte, bat ich sie, lieber nicht mehr mit mir zu sprechen, und griff zu einem Buch: es gefiel mir nicht, ich nahm ein anderes; es gefiel mir ebenso wenig und vermochte meine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln. Nun erinnerte ich mich an die schon oft gemachte Erfahrung, daß es bei Aufregungen des Gemüthes keine heilsamere Zerstreuung giebt, als Tapisserie-Arbeit, und nahm schnell meine Arbeit zur Hand, an der ich etwa zwei Stunden lang nähte. Nach Verlauf dieser Zeit war ich ruhig genug, um mir sagen zu können, daß ich, komme auch was da wolle, gefaßt genug bleiben werde, Nichts zu sagen oder zu thun, was mir nachtheilig werden könne.

Gegen Mittag holte man Frau von Lamballe und mich ab und brachte uns nach einem kleinen Hof hinunter, in welchem ich einige Gefangene und eine ziemlich beträchtliche Anzahl von schlecht gekleideten Männern fand, die alle wild und roh aussahen und größtentheils betrunken zu sein schienen. Ich stand noch nicht lange in diesem Hof, als ein Mann eintrat, der bei Weitem nicht so blutdürstig und grausam aussah als die anderen. Nachdem er zwei bis drei Mal den Hof auf und nieder geschritten war, ging er ganz nahe an mir vorbei und sagte, ohne den Kopf nach mir hinzuwenden, leise: „Ihre Tochter ist gerettet!" setzte dann seinen Weg fort und verließ den Hof. Zum Glück überwältigten mich Ueberraschung und Freude im ersten Augenblick so, daß ich ganz versteinert war; ich würde es sonst nicht über mich vermocht haben, ihm nicht zu antworten oder ihm nicht zu Füßen zu fallen; aber als ich meine Besinnung wieder erhielt, war er nicht mehr zu sehen, und es wurde mir daher nicht schwer, den Ausdruck meiner Dankbarkeit zurückzudrängen. Die Gewißheit, daß Pauline in Sicherheit war, belebte mich mit neuem Muth.

Ich fing an, den Leuten, von denen ich mich umgeben sah, einige Fragen vorzulegen; sie antworteten mir und fingen nun auch an, mich nach meinem Namen zu fragen und mir, als ich ihnen diesen genannt hatte, zu sagen, daß sie mich recht gut gekannt, sie hätten von mir reden hören, mein Ruf sei nicht schlecht, aber ich hätte den König begleitet, als er habe entfliehen wollen; diese Handlung lasse sich nicht entschuldigen, und sie begriffen nicht, wie ich Das hätte thun können. Ich antwortete ihnen, daß ich mir keineswegs deshalb einen Vorwurf mache; denn ich habe nur meine Pflicht gethan und wolle sie nur fragen, ob man nicht einem geleisteten Eide treu bleiben müsse. Gewiß, antworteten sie mir alle, man müsse lieber sterben als ihn brechen. „Nun wohl," sagte ich, „ich denke eben so wie Ihr, und doch tadelt Ihr mich; ich war die Oberhofmeisterin des Herrn Dauphin und hatte auf das heilige Evangelium in die Hände des Königs den Eid abgelegt, ihn nicht zu verlassen; so habe ich ihn denn auch auf dieser Reise begleitet, wie ich es auf jeder anderen Reise gethan haben würde." „Sie konnte nicht anders," sagten sie darauf zu einander; „aber es ist ein rechtes Unglück," setzten einige hinzu, „Leuten zu dienen, die schlechte Streiche machen!"

Ich redete noch lange mit diesen Menschen, auf die Alles, was gerecht und vernünftig war, Eindruck zu machen schien, und ich mußte mich wundern, daß sie, die gar nicht bösartig zu sein schienen, sich versammelt hatten, um kaltblütig Verbrechen zu begehen, die sich selbst der Durst nach Rache schwerlich gestattet haben würde. Während meiner Unterhaltung mit ihnen erblickte einer dieser Männer den Ring, den ich am Finger trug, und fragte nach der Inschrift desselben; ich zog ihn ab und überreichte ihn ihm, aber einer seiner Gefährten, der sich, wie es schien, für mich zu interessiren begann und fürchten mochte, daß man an dem Ring irgend ein Zeichen des Royalismus entdecken möge, bemächtigte sich desselben und gab ihn mir zurück, indem er mich aufforderte, ihm die Inschrift vorzulesen; man werde mir glauben, wenn man sie höre. Ich las also: „Domine salvam fac regem et reginam et delphinum", und setzte hinzu: „Das heißt in unserer Sprache: ‚Gott schütze den König, die Königin und den Dauphin!' Alle mich Umstehenden fuhren zürnend auf, und ich lief Gefahr, das Wohlwollen einzubüßen, das ich ihnen abgewonnen hatte. „Werfen Sie den Ring nieder," riefen sie mir zu, „und treten Sie ihn mit Füßen!" — „Das kann ich nicht," antwortete ich; „Alles, was ich thun kann, ist, ihn vom Finger zu ziehen, wenn es Euch verdrießt, ihn zu sehen, und ihn in die Tasche zu stecken. Ich bin dem Dauphin zugethan, weil ich ihn seit mehreren Jahren pflege und ihn wie mein eigenes Kind liebe; der Wunsch, der auf diesem Ring steht, ist auch in mein Herz gegraben, ich kann ihn nicht verleugnen und also auch Das nicht thun, was Ihr von mir fordert. Ich bin überzeugt, Ihr selbst würdet mich verachten, wenn ich es thäte, und ich will mich Eurer Achtung würdig zeigen!" — „Machen Sie es, wie Sie wollen," sagten Mehrere, und ich steckte den Ring in die Tasche.

Vom anderen Ende des Hofes kamen nun einige Männer, die ebenso verdächtig aussahen als die mich Umgebenden, auf mich zu und forderten mich auf, einer Frau beizustehen, die in Ohnmacht gefallen sei. Ich ging hin und fand eine junge, hübsche Person, die man vergebens wieder zu sich zu bringen versuchte; man hatte schon ihr Kleid gelockert, und als ich zu ihr trat, war gerade einer der Männer im Begriff, mit der Spitze seines Säbels ihr Schnürband zu zerschneiden. Mich schauderte vor einem Beistand dieser Art, und ich bat, man möge es mir überlassen, sie aufzuschnüren. Einer der Zuschauer erblickte, während ich hiermit beschäftigt war, an ihrem Halse ein Medaillon mit einem Gemälde, von dem er glaubte, es könne nur das Bild des Königs oder der Königin sein; er näherte sich mir und sagte mir ganz leise, ich möge es in meiner Tasche verstecken, weil es ihr, wenn man es bei ihr fände, gefährlich werden könne. Mir war gewiß nicht heiter zu Muthe, aber ich mußte doch über die Menschenfreundlichkeit dieses Mannes lächeln, der mich so dringend aufforderte, ein Bild zu mir zu nehmen, von dem er glaubte, sein Besitz bringe Gefahr, und erstaunte von Augenblick zu Augenblick mehr über die Mischung von Mitleid und wildem Blutdurst bei diesen Menschen. Die junge Person war die Frau des ersten königlichen Kammerdieners, Frau Septeuil. Man führte sie, sobald sie sich wieder erholt hatte, fort, und ich blieb nun allein in dem Hofe zurück, aus dem ich aber auch bald abgeholt wurde.

Ich wußte, daß man die Gefangenen der Reihe nach dem Volke vorführte, das vor den Thoren des Gefängnisses haufenweise versammelt war, und daß man dann nach einer Art von Urtheilsspruch entweder losgelassen oder ermordet wurde. Trotzdem ahnte mir aber, daß mir nichts Uebeles begegnen werde, und in dieser Zuversicht wurde ich noch bestärkt, als ich an der Spitze der Leute, die mich holten, denselben Mann erblickte, der mir von Pauline Nachricht gegeben hatte. Ich dachte, ein Mann, der mir schon einmal als Retter erschienen war, da er mir Nachricht von meinem Kinde brachte, könne nicht mein Henker werden, sondern sei da, um mich zu beschützen. Dieser Gedanke erhöhte noch meinen Muth, und ich erschien ruhig und gefaßt vor dem Tribunal. Hier wurde ich ungefähr zehn Minuten lang verhört, nach deren Verlauf einige scheußliche Gestalten sich meiner bemächtigten. Sie schleppten mich aus der Einlaßpforte des Gefängnisses hinaus, und nie werde ich den Eindruck zu schildern vermögen, den das fürchterliche Schauspiel auf mich machte, das ich nun vor mir erblickte.

Eine Art von Berg thürmte sich gegen die Mauer auf, der sich aus den einzelnen Gliedern und den blutigen Kleidungsstücken aller Derer gebildet hatte, die auf diesem Platze ermordet worden waren. Diesen Leichenhügel umstand ein Mörderhaufe; zwei Männer hatten ihn erstiegen, die mit blutigen Säbeln bewaffnet waren — es waren die beiden Henker, welche die unglücklichen Gefangenen, die man ihnen einen nach dem andern zuführte, tödteten. Man ließ die Letzteren unter dem Vorwand, der Nation Treue zu schwören, auf diesen Hügel steigen; sobald sie aber oben waren, wurde ihnen der Kopf abgehauen, und ihre auf die schon aufgehäuften Leichen niederfallenden Körper dienten dazu, diesen gräßlichen Hügel zu erhöhen.

Man wollte mich ihn auch ersteigen lassen; allein Herr Hordy, der mir den Arm gegeben hatte, und mit ihm acht bis zehn Männer, die uns umgaben, vertheidigten mich und versicherten, ich habe schon der Nation den Eid der Treue geleistet. Halb durch Gewalt, halb durch Geschicklichkeit gelang es ihnen, mich den Händen dieser blutgierigen Ungeheuer zu entreißen und mich ihnen aus den Augen zu bringen. In einiger Entfernung fanden wir einen Fiaker, in den man mich setzte, nachdem die Person, die darin saß, ausgestiegen war; Herr Hordy und mit ihm noch vier von den Männern, die mit uns waren, stiegen auch hinein, zwei andere hinten auf und zwei setzten sich neben den Kutscher, den man zwang, so rasch als möglich davon zu fahren. Nach wenigen Minuten war ich schon weit von dem Gefängniß entfernt.

Mein erstes Wort, sobald ich zu reden vermochte, war eine Frage nach Pauline. Herr Hordy sagte mir, sie sei in Sicherheit. Dann fragte ich nach meiner Gefährtin, der Prinzessin von Lamballe — aber ach, sein Schweigen verrieth mir ihr Schicksal. Er sagte mir, daß er auch sie zu retten gewünscht, aber keine Mittel dazu aufzufinden vermocht habe.

Mit großem Erstaunen bemerkte ich, wie lebhaft diese Männer — sowohl die im Wagen als die draußen sitzenden — von dem Wunsch, mich zu retten, beseelt waren; sie trieben unaufhörlich den Kutscher an und schienen sich vor jedem Vorübergehenden zu fürchten.

Endlich kam ich in dem Hause unserer Cousine, der Frau von Ledé, an. Hier fand ich Deine Schwester, die zuerst einen anderen Zufluchtsort gewählt hatte, und nach der ersten Freude des Wiedersehens dachte ich daran, den Leuten, die mich gerettet hatten, meine Dankbarkeit zu bezeigen; sie schienen alle arm und dürftig zu sein, und ich glaubte daher nicht, daß sie es ausschlagen würden, Geld anzunehmen. Doch Keiner von ihnen wollte sich dazu verstehen; sie hätten mich, wie sie sagten, nur gerettet, weil man ihnen bewiesen habe, daß ich ganz unschuldig sei, und fühlten sich hinlänglich dadurch belohnt, daß es ihnen gelungen sei, dies zu thun. Es gelang mir auch nicht, sie anderen Sinnes zu machen, und Alles, was ich bei ihnen erreichen konnte war, daß mir Jeder seinen Namen und seine Adresse sagte. Hoffentlich werde ich künftig Gelegenheit finden, sie für ihre Großmuth zu belohnen.

Lebe wohl, meine Josephine. Gestern Abend haben wir auch noch das Glück gehabt, Deinen Bruder zu sehen, der bei sehr guten Leuten versteckt ist, wo er, wie ich hoffe, nicht entdeckt werden wird. Pauline wird Dir erzählen, wie es ihm ergangen ist.

Nachschrift.

Ich muß Dir nun auch noch erzählen, wie es der Prinzessin von Tarent nach ihrer Trennung von Pauline ergangen war. Man hatte sie nach der Abtei St. Germain gebracht, wo man die Gefangenen eben so wie in La Force und bei den Karmelitern ermordete. Sie war die Letzte; vierzig Stunden lang wartete sie, ohne ein Auge zu schließen, bei dem heulenden Gejauchze der Mörder und dem Gewimmer ihrer Opfer, daß man sie aus dem Gefängniß abholen werde, in dem sie mehr todt als lebendig lag; endlich führte man sie den Septembriseurs zu, und da sie Palastdame der Königin war, wollte man, sie solle eine Erklärung unterzeichnen, daß sie die Königin für schuldig halte. „Sie wissen gewiß," fragte man sie, „um alle ihre Intriguen mit den Emigranten und dem Auslande?" „Ich weiß nur," antwortete sie, „um ihre Tugenden und ihre Engelsgüte. Und wenn Ihr," setzte sie mit wahrem Heldenmuth hinzu, „sie eben so kennen gelernt hättet, so würdet auch Ihr sie lieben müssen."

Die vortreffliche Frau zerfloß bei Erwähnung der Königin in Thränen; ohne die Henker, die blutigen Dolche und den Leichenhügel im Geringsten zu beachten, dachte sie nur der Monarchin und redete von ihr mit einer so edelmüthigen Energie, mit einer so ergreifenden Innigkeit, so begeistert und gefühlvoll, daß die Würger dadurch gerührt wurden. Des Mordens müde, ließen sie die Dolche fallen und entfernten sich plötzlich, indem sie ihr zuriefen: „Schweig und gehe nach Haus!"

In der ersten Aufwallung sank Frau von Tarent auf dem in Blut schwimmenden Boden auf ihre Kniee nieder, um Gott für diese wunderbare Errettung aus Mörderfaust zu danken. Sie mußte, um zu ihrer armen Mutter, der Herzogin von Châtillon, zu kommen, bei meiner Wohnung vorüber und stieg hier aus, um die Kleider zu wechseln. Von den Knieen an war das persische Zitzkleid, das sie trug, so in Blut getaucht, daß man weder die Farbe noch das Muster zu erkennen vermochte. Der Kutscher, der sie mir gebracht hatte, schrieb ihr den anderen Morgen und forderte achtzig Franken, um die beiden Kissen seines Wagens und den Boden desselben neu überziehen zu lassen. Ihre Großmutter setzte ihm eine Pension von sechshundert Livres aus. Dieser Mann erzählte uns, daß er auf seiner gewöhnlichen Station in der Nähe des Gefängnisses aufgefahren sei und durchaus Nichts von der Metzelei gewußt habe. Fünfzig Schritte davon habe man Nichts davon geahnt."

Gleich der heldenmüthigen Prinzessin von Tarent waren auch die beiden Briefschreiberinnen wie durch ein Wunder gerettet. Die in früher Jugend schon so schwer geprüfte Pauline von Tourzel heirathete später den Grafen von Béarne und wurde nach der Restauration Palastdame der Herzogin von Angoulême. Diese Tochter Ludwigs XVI. war das einzige Mitglied der königlichen Familie, das von der Mordsucht der Revolutions-Männer verschont blieb.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

Calabrisches Mädchen. Von E. von Blaas. Siehe das Bild, Seite 129. — Die Anmuth und Zartheit in Ausdruck und Bewegung, welche allen Werken des Künstlers eigen ist, verleihen auch diesem Studienkopf einen besonderen Reiz. In der Wiedergabe jugendlich-mädchenhafter Züge, die eine Specialität des Wiener Meisters Eugen von Blaas bildet, reichen wenige der modernen Maler an ihn heran, und die Schönheits-Galerie, die sein Pinsel im Laufe der Jahre geschaffen hat, weist charakteristische Typen fast aller Himmelsstriche auf. Auch in dem heute von uns wiedergegebenen Bilde hat der Maler die Eigenthümlichkeiten des süditalienischen Frauen-Typus in seiner ersten Jugendblüthe festzuhalten verstanden.

Ein Kleeblatt. Von Jos. Straka. Siehe das Bild, Seite 133. — Kein schönerer Kinderspielplatz läßt sich denken als der auf dem weichen Rasen im Schatten des großen Apfelbaumes. Da giebt es keine Ecken und keine Kanten, an denen sie sich die Köpfe blutig stoßen können, und wenn wirklich einmal eines umpurzelt, dann braucht es nicht einmal sein Mäulchen zu verziehen, so sanft ist es gefallen. Wie manche Mutter mag die Mutter dieses Kleeblatts um eine solche Kinderstube beneiden! Kein Wunder, daß die drei Kleinen auf jeder Kinder-Ausstellung einen Preis gewinnen würden.

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Linaria Cymbalaria, eine reizende Ampel- und Felsenpflanze. Linaria Cymbalaria, ein alpiner Frauenflachs, ist eine jener wenigen Schmuckpflanzen, die im unfruchtbarsten Boden, ja selbst auf nacktem Felsgestein das üppigste Wachsthum entfalten. Unsere Pflanze ist eine sogenannte Perenne oder Staude, die den deutschen Winter schutzlos überdauert. An den fadenförmigen, über den Boden hinlaufenden Stengeln treiben langgestielte herz-nierenförmige Blättchen hervor, und in jeder Blattachsel entwickelt sich dann ein lilafarbiges Blümchen mit gelbem Gaumen. Die Blüthenstiele richten sich von den Felsen fort dem Licht entgegen; sind dann aber die Blumen befruchtet, so krümmen sich die Stiele, die Blüthe wächst in eine dunkele Steinspalte hinein, in der der Samen reift und späterhin auch zu keimen beginnt. Die Beobachtung der geschilderten Vorgänge bietet ein hohes Interesse, und es ist begreiflich, daß die Pflanze wegen ihres unterirdisch reifenden und an der Stätte des Reifens keimenden Samens von jeher das Erstaunen der Botaniker hervorgerufen hat. Pflanzt man Linaria Cymbalaria oder ihre reizende bunte Abart (var. foliis roseo-variegatis) mit röthlich-bunten Blättern und hellvioletten Blüthen, unter Verwendung beliebiger Erde, in etwa 10 cm weite Töpfe, so bilden sie, in eine Ampel gestellt, einen reizenden Zimmerschmuck. Die Ranken wachsen selbst in völligem Schatten weit herab und schmücken sich überreich mit lieblichen Blumen. Außer großer Wärme verträgt unser Frauenflachs Alles, und selbst die nachlässigste Pflege vermag seine fast unverwüstliche Lebenskraft in keiner Weise zu erschüttern.

Hornabfälle, ein reinlicher Dünger für Zimmer- und Gartenpflanzen. Die Gärtner sind es seit langer Zeit gewöhnt, der Erde für die meisten Topfpflanzen etwas Hornabfälle zuzusetzen, denn sie wissen, daß die sich erst nach Monaten allmälig zersetzenden Hornstückchen außerordentlich nährstoffreich sind und das Gedeihen der verschiedensten Pflanzen in erfreulicher Weise fördern. Jetzt, wo die Pflanzen in üppigster Vegetation stehen und darum auch ein großes Nahrungsbedürfniß haben, ist die Städterin oft in Verlegenheit, wie sie demselben gerecht werden soll. In solchen Fällen greife man zu Hornabfällen, die als Hornmehl oder als Hornspähne, die jeder Drechsler und Kammmacher billig abgiebt, Verwendung finden können. Handelt es sich nur um die Düngung von Zimmerpflanzen, so nehme man wöchentlich einmal eine Hand voll Hornmehl in eine große Gießkanne, gieße etwas kochendes Wasser auf, und nachdem dies erkaltet, dann gewöhnliches Wasser nach, bis die Kanne gefüllt ist. Mit diesem Wasser gieße man dann wöchentlich 2—3 Mal Abends die gesunden, stark wachsenden und gut eingewurzelten Topfgewächse. Bei der Düngung von Gartenpflanzen verfahre man in anderer Weise. Man werfe in jeden Behälter, der das zum Gießen bestimmte Wasser enthält, einen seiner Größe entsprechenden mit groben Hornspähnen gefüllten Beutel aus Packtuch. Bald fangen die Hornspähne an, sich langsam im Wasser zu zersetzen, dem dadurch reichliche Nährstoffe zugeführt werden. Das Wasser in derartigen Behältern wird niemals einen übeln Geruch annehmen, weil es ja jetzt, wo oft gar nicht genug gegossen werden kann, nicht selten täglich mehrmals zu erneuern ist.

Neue Rettigsorten. Von dem durch Missionare aus China eingeführten und allbeliebten chinesischen rosenrothen Rettig sind zwei empfehlenswerthe neue Sorten in den Handel gelangt. Die eine dieser Neuheiten, der runde chinesische scharlachrothe Rettig, hat eine mittelgroße, runde ca. 6—8 cm starke Rübe von scharlachrother Farbe. Das Fleisch ist reinweiß und schmeckt angenehm. Die zweite Neuheit, der runde chinesische violette Rettig, zeichnet sich durch seine $^1/_3$ größere Rübe von violetter Farbe aus und hat einen etwas schärferen Geschmack. Beide Neuheiten können den ganzen Sommer hindurch gesät werden, zeigen sich, ebenso wie die Stammart, widerstandsfähiger gegen ungünstige Witterungseinflüsse als andere Sorten. 6—8 Wochen nach der Saat sind die chinesischen Rettige bereits verbrauchsfähig und lassen sich bei später Aussaat für den Winter aufbewahren.

Der chinesische Rettig und die von ihm abstammenden Sorten gehören zur Gruppe der Winter-Rettige, die leicht gedeihen, aber einen kräftigen, nicht frisch gedüngten Boden und reichliche Bewässerung lieben. Bei Trockenheit werden diese Rettige holzig und ungenießbar.

Der neue Bismarck-Apfel. Unter allen Apfelsorten, die im Laufe der letzten Jahrzehnte bei uns eingeführt oder gezüchtet wurden, befindet sich keine, die so wie der Bismarck-Apfel unser volles Interesse in Anspruch nimmt; er erscheint dazu berufen, den Obstbau in neue Bahnen zu lenken. Der Bismarck-Apfel (nicht zu verwechseln mit der 1872 eingeführten Sorte „Fürst Bismarck") stammt aus Neuseeland und dort erhielt er seinen Namen, ein Beweis dafür, daß der frühere deutsche Kanzler auch in der fernen Südsee Verehrer hat.

Was den Bismarck-Apfel vor allen andern Sorten in der vortheilhaftesten Weise auszeichnet, das ist seine geradezu fabelhafte Fruchtbarkeit. Während andere Apfelsorten fast ausnahmslos acht bis zehn Jahre warten lassen, bis sie die ersten Früchte ansetzen, tragen die Bismarck-Aepfel schon am einjährigen Holz reich und sicher. Bäumchen, welche erst vor einem Jahre veredelt wurden, sind schon über und über mit Früchten bedeckt. Der Wuchs des Bismarck-Apfels ist sehr kräftig, seine Blätter sind groß, die stattlichen, rosafarbigen Blüthen haben einen Durchmesser von 7 bis 8 cm und fesseln das Auge durch ihre Schönheit. Die bis 500 Gramm schwere Frucht — eine Schaufrucht ersten Ranges — ist von süß-säuerlichem Geschmack, und wenn sie auch nicht den feinen Tafeläpfeln zugezählt werden kann, so ist sie doch eine der werthvollsten Wirthschaftssorten. Für viele meiner freundlichen Leserinnen dürfte es von besonderem Interesse sein, zu hören, daß sich der Bismarck-Apfel auch vorzüglich zur Cultur im Blumentopfe eignet. In diesem Frühjahr sah ich auf der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung in Karlsruhe junge, im Vorjahre veredelte Topfbäumchen, die schon ganz mit Blüthenschnee überkleidet waren. Wer einen schönen und stattlichen Apfel liebt und wünscht, daß seine Pflanzung rasch einen nennenswerthen Ertrag liefert, der pflanze den Bismarck-Apfel; er ist von allen Aepfeln der ertragreichste.

Aus Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kalte Speisen.

Die nachstehend aufgeführten Gerichte eignen sich für ein Büffet oder ein elegantes Picknick; die Speisen werden dann in Formen, in einem mit geschlagenen Eis gefüllten, mit Stroh oder dicken Decken umhüllten Kasten transportirt.

Roulade von Aal. — Von einem starken Aale streift man die Haut, schneidet den Kopf, den Schwanz und die Flossen ab, macht mit einem scharfen Messer längs des ganzen Rückens einen Einschnitt, entfernt die Rückengräte, ohne den Leib aufzureißen, und nimmt den Fisch aus. Gut gewaschen, mit Salz und Pfeffer eingerieben, bleibt der Aal einige Stunden liegen; dann trocknet man ihn ab, belegt ihn mit Petersilien-Blättern, bestreut ihn mit hart gekochtem, gewiegtem Eigelb, rollt ihn vom Kopfe bis zum Schwanze fest zusammen, umschnürt ihn mit Bindfaden, wickelt ihn in einen mit Butter bestrichenen Bogen Papier, hüllt das Ganze fest in ein Tuch und kocht ihn in Wasser und etwas Essig mit Salz, Gewürz, Lorbeerblättern, Zwiebeln, Wurzelwerk und Salbei in etwa $^3/_4$ Stunden gar. Wenn er in der Brühe ziemlich erkaltet ist, hebt man ihn heraus, legt ihn zwischen zwei Bretter, beschwert ihn und läßt ihn vollends erkalten. Danach entfernt man Tuch und Bindfaden, schneidet den Aal in etwa einen halben Finger dicke Scheiben, packt diese in ein passendes Gefäß und übergießt sie schichtweise mit einem guten Aspic, der von Fleischbrühe bereitet wurde. (Ist die Roulade für ein Büffet bestimmt, so übergießt man die Scheiben einzeln und richtet sie im Kranze auf einer Schüssel an, sie müssen dann wie glasirt erscheinen.) Nach Belieben giebt man eine Remouladen-Sauce oder Oel und Essig dazu.

Junge Hühnchen in Gelée. — Junge Hühner werden in bekannter Weise vorbereitet, mit Wasser und dem üblichen Wurzelwerke gekocht, wenn sie weich sind, herausgenommen und, nachdem sie erkaltet, in Stücke zerlegt, wobei man die Haut abzieht und die Knochen vorsichtig auslöst. Die entfettete Hühnerbrühe kocht man mit einer Hand voll feiner Kräuter, als: Pimpinelle, Kerbel, Estragon und gutem Weinessig kurz ein, schmeckt sie mit Pfeffer und Salz ab, giebt wohl auch ein wenig Fleisch-Extract dazu und verbindet sie — unter beständigem Rühren — mit dem zu Schnee geschlagenen Weißen einiger Eier. Dann läßt man sie abermals kochend heiß werden, zieht sie vom Feuer, sie mit einem Deckel zudeckend, auf den man einige Holzkohlen legte. Nach einiger Zeit wird sich das Eiweiß geschieden haben, das Gelée klar sein, und nun ist es, durch ein Tuch oder einen Beutel gegossen, zur Verwendung fertig. Jetzt nehme man eine glatte Stürz-Kasserole, gieße den Boden derselben mit dem auf die angegebene Art bereiteten „Hühner-Gelée" aus, verziere es, sobald es erstarrt ist, mit hart gekochten Eiern, Trüffeln, Sardellen, Zunge, Pfeffergurken u. dergl., gieße vorsichtig ein wenig Gelée über und lasse es auf dem Eise fest werden. Ist dies zur Genüge geschehen, so arrangirt man die Hühnerstücke hinein, füllt einige Löffel Mayonnaise über, so daß das Fleisch ganz davon bedeckt wird, und gießt das noch übrige Gelée auf, das die Kasserole füllen muß. Sollte das Gelée bei der Bereitung nicht steif genug werden, so kann man etwas Gelatine hinzufügen; jedenfalls versuche man es zunächst mit dem Erkalten lassen einer Probe.

Kalte Pastete von Schinken. — Ein feiner, kleiner, nicht zu scharf geräucherter Schinken, der eine Nacht über in Wasser gelegen hat, wird mit Bindfaden umschnürt, in einem passenden Kessel drei bis vier Stunden mit reichlichem Wasser und beliebigem Wurzelwerke, Zwiebel, Basilicum, auf langsamem Feuer gekocht, und wenn er sich weich sticht, herausgenommen. Nach dem Erkalten zieht man die Schwarte ab, schneidet das Fett so weit fort, daß es etwa nur noch einen kleinen Finger breit stehen bleibt, löst das Fleisch in den einzelnen Muskeln vom Knochen und schneidet es in gleichmäßige, dicke Stücke. Von dem Abfalle bereitet man mit einem gleich großen Theile derben Kalbfleisches und ebenso viel frischem Schweinefett, als beide Fleischarten wiegen, eine Farce, indem man die eine Hälfte roh aus den Sehnen schabt, die andere in kleine Stücke schneidet, sie mit dem Fette und einigen Zwiebeln auf dem Feuer steif werden läßt, erkaltet fein wiegt, das Ganze dann durch ein Haarsieb streicht und mit einigen geriebenen Chalotten, Pfeffer, Salz, ein wenig Majoran abschmeckt. Sind diese Vorbereitungen beendet, so macht man von $^3/_4$ Kilo Mehl, 125 Gramm Butter, 4 Eigelben, Salz und etwa $^1/_8$ Liter Wasser, einen Dressir-Teig auf folgende Art. Man formt von dem auf ein Brett gesiebten Mehl einen Kranz, pflückt die Butter zu kleinen Stücken in die Mitte, schlägt die Eidotter hinzu, gießt das Wasser hinein, verknetet Alles nach und nach mit den Händen und arbeitet das Ganze zu einem glatten Teige durch, wobei man — namentlich im Sommer — rasch sein muß, da die Masse leicht ihre Bindekraft verliert. Nachdem sie zu einem Klos geformt, überstreut man sie mit Mehl, bedeckt sie mit einem Tuche und läßt das Ganze eine halbe Stunde ruhen. Nun rollt man den Teig einen halben Finger dick aus und schneidet einen Boden von der Größe, die man der Pastete geben will. Von dem übrigen Teige walzt man, unter Zurücklassung von so viel, als zu einer zweiten Platte erforderlich ist, einen ebenfalls einen halben Finger dicken Streifen, der, ungefähr 12 cm breit, die Länge haben muß, die der Umfang des Bodens beträgt. Nachdem dies geschehen, legt man einen mit Butter bestrichenen Bogen Papier auf das Ofenblech, auf dem die Pastete gebacken werden soll, darauf den Teigboden, dessen Ränder man etwas umklappt, zwischen den Fingern recht gleichmäßig in die Höhe zieht und von außen mit Eigelb bestreicht, so daß der dagegen gestellte Rand, den man rings herum fest drückt, und dessen über einander gelegte Enden ebenfalls mit Ei bestrichen werden, Halt gewinnt und auf diese Art ein Topf gebildet wird. Ist dieser Topf außen mit Eigelb bestrichen, genügend getrocknet, so umgiebt man ihn mit einem starken, mit Butter bestrichenen Papier, das man mit Bindfaden umbindet. Mit der Füllung beginnend, legt man auf den Boden dünne Speckscheiben, streicht über diese eine Lage Farce, arrangirt darauf neben einander liegende Schinkenscheiben und fährt, mit Farce und Schinken abwechselnd, fort den Topf zu füllen, einen Finger breit des Raumes leer lassend und mit der Farce schließend, auf die wiederum Speckscheiben gelegt werden. Jetzt rollt man von dem zurückgelassenen Teige eine zweite Platte, die den Deckel bilden soll, legt sie auf die Füllung, drückt sie fest an den mit Ei bestrichenen Rand und macht in der Mitte eine etwa 4 cm große runde Oeffnung, um die man ein ebenso breites Teigband stellt, das, so einen Schornstein bildend, der Luft einen Ausweg gewährt und das Zerplatzen der Pastete verhindert. In einen gut geheizten Ofen gesetzt, braucht diese Pastete 2—$2^1/_2$ Stunden zum Backen; sollte sie sich zu sehr bräunen, so muß sie mit einem Papier bedeckt werden. Ist die Pastete zu sofortigem Gebrauche bestimmt, so schneidet man den Deckel rings am Rande durch, hebt ihn ab und füllt den Topf mit flüssiger Fleisch-Gallerte, läßt sie erkalten und zerlegt den Inhalt in beliebige Stücke. Soll sie aufbewahrt werden, so wird das Innere mit zerlassenem Schweineschmalz ausgegossen, doch empfiehlt sich für diesen Fall mehr ein irdener Pasteten-Topf.

Gefüllte Krebse. Sehr große Krebse werden gekocht, der Länge nach in zwei Stücke getheilt, Scheren und Schwänze abgebrochen, das Fleisch herausgenommen, letzteres gewiegt und mit der gleichen Gewichtsmenge von eingeweichter, gut ausgedrückter Weißbrodkrume und etwas Sahne vermischt. Der mit Pfeffer und Salz — nach Belieben mit ein wenig Cayenne — abgeschmeckten Masse giebt man weiter einige Löffel Béchamel-Sauce und ein gut Theil Parmesankäse hinzu, treibt das Ganze durch ein Sieb, füllt damit die Krebsschalen, die mit geriebenem Weißbrod bestreut, mit Butter beträufelt, sich im Ofen bräunen müssen und warm auf die Tafel gegeben werden.

Fragen.

Bétyvert. — Wird Bétyvert noch immer als Parfüm benutzt, und woher bezieht man die Pflanze, die der Novellette in Nr. 16 den Titel geliehen?

G. Sp. bei Magdeburg. — Ich habe sehr viele Gurken geerntet. Kann mir eine freundliche Leserin sagen, wie ich dieselben am besten und vielseitigsten verwende?

M. v. T. — Ich würde dankbar sein zu erfahren, was man zur Verschönerung der Fingernägel und zur Vermeidung der häßlichen „Niet-Nägel" thun kann?

Auffärben von Sophabezügen. — Ein brauner Sophabezug aus reiner Wolle, im Stoff noch kräftig und tadellos, ist sehr verblichen, namentlich auf der der Sonne ausgesetzten Seite. Ist es möglich ihn aufzufärben, ohne ihn abzutrennen?

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Charlotte. — Die Mode ist durchaus nicht die Despotin, für welche Sie dieselbe halten, namentlich herrscht in Anbetracht der Frisur vollständige Freiheit, wie die von Ihnen angeführten Beispiele es gerade beweisen. Wenn Sie eine Vorliebe für den „Tituskopf" haben, so dürfen Sie denselben ungescheut tragen; ein Bild aber, das demselben allgemeine Verbreitung schaffen sollte, dürfte nicht auf Erfolg rechnen, denn das lange Haar wird stets der schönste Schmuck eines Frauenkopfes bleiben.

A. v. H. in Dresden. — Nesselfriesel entstehen meist durch äußere Einwirkung: „Erkältung oder Erhitzung", oft auch nach dem Genuß einzelner Speisen, z. B. nach Erdbeeren, Krebsen und Chokolade. Kalte Douchen, Bäder und Waschungen, das Trinken leicht säuerlicher Getränke gelten als beste Heilmittel bei unbedeutenderem, schnell vorübergehendem derartigen Leiden. Sobald dasselbe indessen hartnäckig auftritt, mit andauerndem Fieber verbunden ist, muß die Hülfe eines Arztes gesucht werden. — Das Schimmeln der Blätter an Rosenstöcken ist auf den Stand der Pflanzen und einen plötzlichen Umschlag der Witterung zurückzuführen. Ein Waschen derselben mit Wasser, in welchem ein wenig Schälseife aufgelöst wurde, wird sich nützlich erweisen und darf ohne die Befürchtung einer Schädigung angewendet werden.

Abonnentin in Eberswalde. — Von langem Liegen gelb gewordene weiße Seide läßt sich wohl färben. Wenn sie indessen auch brüchig ist, so ist die Faser verdorben; der Stoff würde bei keiner Verwendung mehr genügen, das Gewebe sich in kürzester Zeit auflösen.

Großmama. — Ihre Klage über Vernachlässigung erscheint uns nicht begründet, im Gegentheil möchten wir die Mode, welche einen so geringen Unterschied zwischen Großmama und Enkelin macht, vorzugsweise „liebenswürdig" nennen. Die herrschenden Prinzeßformen, die langen Unterkleider und kleinere oder größere Pelerinen sind für ältere Damen außerordentlich geeignet; oft bedarf es für die Umänderung und Anpassung des jugendlichen Kostüms nur einer Kleinigkeit, einer Verlängerung des Schoßes, des Fortlassens eines Schleifenschmuckes. — Der jungen Frau haben wir in der Nummer vom 1. Mai 1892 durch verschiedene Hinweise gedacht.

M. H. — Gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, fügen wir unsren neulichen Sorbet-Recepten das des punch romain bei. Auf 750 Gramm Zucker werden die Schalen von zwei Citronen und einer Apfelsine abgerieben, der Zucker in Stücke geschlagen, in eine Terrine gethan und mit $^1/_2$ Liter Wasser übergossen; sobald er vollkommen aufgelöst ist, giebt man weiter den Saft von vier Apfelsinen und zwei Citronen, eine halbe Flasche Rheinwein, $^1/_4$ Liter Arrac, ebensoviel Maraschino und eine halbe Flasche Champagner hinzu. In einer Gefrierbüchse läßt man die Masse sich gehörig verdicken, rührt dann das zu festem Schnee geschlagene Weiße von fünf Eiern hinzu, schließt die Büchse und setzt sie noch einmal ein. Das Gefrorene muß einem dicken Rahm gleichen, weiß und schaumig sein; zu achten ist darauf, daß der Eiweißschnee glatt untergerührt wird und nicht etwa in kleinen Flocken erkennbar bleibt.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38 Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 18. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 11. September 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Prügelstrafe.

Novelle von Frida Schanz.

(Schluß.)

Aber Hugo brachte Alles fertig. Den Ball in die Luft zu werfen, war ihm zu langweilig, er schlug ihn an die Wand. Und da ihm der Pfeiler zwischen des Doctors Fenstern nicht zu mißfallen schien, so wählte er ihn nach manchen anderen Versuchen endgültig zum Ziel.

Das klang im Zimmer drinnen nicht laut, aber abscheulich. Hugo zählte seine Ballschläge; wenn er über fünfzehn kam, so konnte er immer nicht weiter und holte sich drüben Rath: „Mama, was kommt denn nun? Sechszehn. Siebzehn. Mama, — — Du, was kommt denn nun nach siebzehn?“

Zur Abwechselung schlug der Ball einmal heftig an des Doctors Fenster an. Das war zu viel. Wie am ersten Tage der Schmerzen riß er wieder die Flügel auf und rief, nun nicht mehr bedächtig, sondern wirklich bebend vor Zorn:

„Wenn Du jetzt nicht augenblicklich aufhörst, an meine Wand und an meine Fenster zu schlagen, so nimm Dich in Acht! Ich werde einen Schutzmann holen. Willst Du mir die Scheiben einwerfen, Bürschchen?“

Am Nachbarfenster hörte man die Worte: „Nein, das ist doch zu arg!“ Nur Hugo regte sich nicht auf, er kniff die Augen zu und sagte, in des Doctors Zimmer deutend: „Du, nimm Dich nur auch in Acht, ich kann mit dem Ball das gelbe Ding da von Deinem Tische zielen!“

Im nächsten Augenblick flog die bunte Kugel in des Doctors Zimmer und riß das eine Mikroskop zu Boden. Was lag dem Doctor daran? Seine Untersuchungen waren ihm bei dieser inneren Unruhe und Qual beinahe gleichgültig geworden. Nur daß er das Spielzeug des bösen Buben in Händen hatte, dünkte ihm wichtig. Er rief seine Flora und befahl ihr, augenblicklich die Fenster zu schließen.

Sofort ging das Toben draußen los.

„Meinen Ball! Du! hörst Du nicht? Meinen Ball! Ich will meinen Ball! Mutter, der Mann giebt mir meinen Ball nicht wieder! — Du sollst mir meinen Ball wiedergeben! He—e—e—e!“

Der Spectakel dauerte eine Viertelstunde fort. Der Doctor gratulirte innerlich den übrigen, auf Reisen und in Sommerfrischen befindlichen Hausbewohnern.

Voller Würde machte er endlich den Flügel wieder ein wenig auf und rief:

„Hole Dir Deinen Ball, wenn Du ihn willst!“

Darauf wurde Hugo lange still, er schien sich den Fall ordentlich zu überlegen. Nach zehn Minuten riß es wüthend an der Klingel, der Doctor hörte, wie Flora die Thür öffnete und wie eine kleine, freche Stimme draußen schrie:

„Ich will meinen Ball! Der Mann soll mir meinen Ball geben!“

„Komm' herein!“ rief der Doctor sehr ernst hinaus. „Bitte wegen Deiner Unart um Verzeihung, so wirst Du den Ball bekommen!“

Der Junge that, als höre er die Worte gar nicht. Er sah sich keck in der Stube um, gewahrte das zweite Mikroskop und sagte lustig: „Da steht ja noch so ein Ding! Du, wenn Du mir meinen Ball nicht gleich giebst, schlag ich's auch noch herunter!“

Doctor Viereck hatte das reizende, rosige Jungengesicht, das er zum ersten Mal so nahe sah, anfangs mit einer Art stiller Wehmuth betrachtet. „Schade! Schade!“ klagte sein gutes Herz. — Nun aber schlug eine grenzenlose Empörung, die er nur mühsam beherrschte, die leise Rührung nieder.

„Schlagen?“ donnerte er, den verwunderten Jungen rasch am Arm fassend. „Wer hier schlägt, Du Schlingel, das will ich Dir gleich einmal zeigen!“ Mit unglaublicher Gewandtheit, als bändige er täglich ein halbes Dutzend solcher quecksilberner Rangen, hob er den zappelnden Jungen in die Höhe und legte ihn über den nächsten Stuhl. „Es werden wohl die ersten sein, die Du in Deinem Leben bekommst!“ rief er mit düsterem Schwung und streifte dem Kleinen die blau und weiß carrirten Leinenhöschen ein wenig herunter. „Aber sie schaden Dir nichts!“ Mag kommen, was will! Und wenn ich drei Tage wegen Körperverletzung sitzen muß, schrie sein aufwallendes Herz, — er muß welche haben.

Der Canal von Fusina. Nach dem Bilde von F. Ruben. — Siehe Seite 143.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl A. G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schlag auf Schlag, von kundiger Hand bei aller Inbrunst mit weiser Mäßigung geführt, regnete auf die zarte, weiche Fülle des reizendsten Kinder-Körperchens nieder. Hugo knirschte, zappelte, wand sich wie ein Wurm, stöhnte vor Wuth, — aber kein lauter Ruf des Schmerzes ward laut. Maßloses Erstaunen schien die Geister der Hölle, die sonst bei jeder Gelegenheit aus ihm tobten, gefesselt zu haben.

„Und nun nimm Deinen Ball und gehe nach Hause," verordnete der Doctor, nachdem er die Höschen mit mütterlicher Sorgfalt wieder in Ordnung gebracht. „Künftig wirst Du Deine Unarten mir gegenüber wohl unterlassen! Ich sage Dir, Junge, lerne gehorchen, oder das Leben wird Dir noch manche Tracht Prügel verabfolgen!"

Hugo ging nicht, er flog aus dem Zimmer. Den Ball ließ er da. — Hochaufathmend, stolzgehobenen Hauptes, als sähe er einer ganzen Welt blutiger Rächer mit gutem Gewissen entgegen, blickte der Doctor ihm nach.

Wie er es bei Hugos unheimlichem Schweigen vorausgesehen hatte, so geschah es. Der Doctor sagte sich, immer noch nach der Thür starrend, kaum: Jetzt kann er drüben bei seiner Mutter angelangt sein! so erhob sich a tempo im Nachbarhaus ein nicht zu beschreibendes, kaum mehr menschliches Wehgeschrei. Mit furchtbarer Ausdauer setzte der heulende Laut, sobald er in Wimmern und Winseln zu ersterben schien, auf's Neue stark und tief ein; weibliches Schluchzen und Wehklagen tönte lieblich darein; — wenn zweihundert Kindlein in heißem Pech zu braten verdammt wären, könnte der gesammte Jammerlaut nicht durchdringender und herzbrechender erschallen. Ueber eine Stunde dauerte die Kraftprobe der starken Lungen, dann wurden die Töne leiser, kurz abgebrochen, aber fast noch unheimlicher zu hören.

Doctor Viereck, der in athemloser Spannung reglos lauschend, noch auf demselben Fleck stand und jeden Augenblick das Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes erwartete, sah endlich Frau von Lankens junges Dienstmädchen in athemloser Eile den Gartenweg entlang nach der Straße rennen. Nach kurzer Zeit kehrte sie wieder, — dunkelroth und offenbar in peinlichster Aufregung.

Ungefähr eine Viertelstunde später wurde die Klingel seiner Wohnung sehr energisch gezogen. Etwa schon eine Polizei-Botschaft? dachte der Doctor mit Fassung. Nein, noch schlimmer. Flora reichte ihm ein viereckiges Couvert herein, blaßgrau mit starkem, silbernem Wappen und Namenszug.

„Von Frau von Lanken!"

Die undeutliche englische Handschrift machte das Studium etwas schwer. Die Buchstaben verschwammen dem Doctor merkwürdig vor den Augen. Endlich entzifferte er die höflichen Worte.

„Mein Herr!

Lassen Sie mich augenblicklich schriftlich wissen, was meinem Sohn vorhin in Ihrer Wohnung angethan worden ist! Hugo liegt in Krämpfen. Ueber das Erlebte will das edle Kind trotz aller Bitten nicht Auskunft geben. Mein Arzt ist verreist. Indem ich nach einem zweiten schicke, fordere ich Sie auf, mir wahrheitsgemäß zu berichten, was dem armen Kranken durch Sie geschehen ist. Weiteres behalte ich mir vor.

Agnes von Lanken,
geb. von Lanken."

Doctor Viereck mußte mitten im bitteren Aerger auf das veilchenduftige Blatt, den Zeugen so heißer mütterlicher Sorge und so großer rührender Unvernunft, herniederlächeln. Sollte er nun wirklich wahrheitsgetreu schwarz auf weiß berichten, daß er das edle Kind geprügelt hatte? Er versuchte es ein paar Mal unter möglichster Wahrung seiner Würde und Ueberlegenheit, aber das Bekenntniß fiel doch immer schmählich aus. Und seine wahrhaft ernstgemeinten Entschuldigungen, der armen Mutter so viel Aufregung veranlaßt zu haben, klangen auf dem Papier beinahe wie ein Zugeständniß von Reue. Das durfte nicht sein. Am besten und männlichsten war es, er wagte sich selbst in die Höhle der Löwin und versuchte, eine nur einigermaßen vernünftige Auseinandersetzung zu erreichen.

Frau von Lanken hatte das Mädchen eben nach dem zweiten Arzt geschickt und mochte den Klingelruf sehr erfreut auf seine Rechnung setzen. Als sie den Doctor statt dessen in dem ungewissen Dämmerlicht des kleinen Flures erkannte, schien ihr Antlitz, ja ihre ganze Gestalt förmlich zu versteinern.

„Sie wagen es, mein Herr — —"

„Gnädige Frau," rief der Unselige warm und beschwörend, „gönnen Sie mir einige Worte! Sie fordern eine Auskunft von mir, die ich Ihnen nur persönlich geben kann. Zunächst flehe ich Sie an, sich zu beruhigen. Es ist Ihrem Kleinen wirklich kein Unglück geschehen, der Arzt wird es Ihnen gleich constatiren; — übrigens, da bringt Ihr Mädchen ja Nachricht! O weh, eine Hiobspost! Sanitätsrath Fink? Ja, der ist schon seit vierzehn Tagen auf der Reise, das hätte ich Ihnen eher sagen können. — Mein Gott, verehrte Frau, fassen Sie sich! Das Kind wird nicht so gefährlich krank sein. Dürfte ich wohl die Bitte wagen: — ich bin auch ein wenig Mediciner, — ja, ich glaube, ich darf eher wie jeder Andere behaupten, daß ich mich auf die Sache verstehe. — Gnädige Frau," er sprach so freundlich überredend wie zu einem Kinde, — „gönnen Sie mir die Freundlichkeit, lassen Sie mich rasch einmal nach dem Jungen sehen!"

Abscheu und aufdämmerndes Vertrauen kämpften in Frau von Lanken einen schweren Strauß. Der Doctor kümmerte sich jedoch nicht darum.

„Da hinein?" fragte er höflich, die Klinke der nächsten Thür erfassend. Ehe die todtenblasse Mutter einschreiten konnte, stand er vor Hugos Bett.

Es bedurfte wirklich weniger medicinischer Weisheit, als klarer Menschenkenntniß, um Hugos Leiden zu durchschauen. Der Junge war nicht krank, — nur entsetzlich ungezogen. Wie ein kleines wildes Thier hatte er sich in die gestickten und spitzenbesetzten Kissen und Kißchen des niedlichen Gitterbettes hineingewühlt. Die Krämpfe waren einfache Ungeberdigkeit, so schlägt kein Kranker mit Händen und Füßen aus; auch die glühenden Wangen bedeuteten kein Fieber, sie waren einfach das Resultat der ganzen exaltirten Rolle, in der sich der kleine Schlingel gefiel.

Hugo hatte mit einem raschen, scheuen Blick von unten auf seinen Peiniger erkannt, und wie es vorauszusehen war, ging das dumpfe Schmerzensgeheul auf einmal wieder in hohe, gellende Jammertöne über. Aber die Sprache der Pein klang nicht ganz aufrichtig und sicher; die größte Kraft war verausgabt, und übrigens schien ihm die Nähe seines Feindes jetzt doch sehr interessant zu sein. Unter den höchsten Klagetönen schielte er zuweilen seitwärts nach dem Doctor hin, als erwarte er nun endlich sehnlichst den Wiederbeginn des Kampfes.

„Das ist ja ein großer Schmerz," begann der Doctor endlich in liebenswürdigem, anerkennendem Ton. „Ein sehr reges Ehrgefühl! Es thut Dir leid, daß Du so unartig warst und Du schämst Dich der Strafe! So ist es recht! Aber nun höre auch endlich wieder auf zu weinen. Ich möchte ganz gern ein vernünftiges Wort mit Dir reden, Hugo."

Hugo schrillte noch einmal ohrenzerreißend auf. „Haben Sie Erbarmen, mein Herr, Sie machen ihn noch kränker," rief die blasse Mutter, die zarte Hand vom Kopfende des Lagers her wie zum Schutz ausstreckend.

Der Doctor winkte ihr beruhigend zu.

„Sieh Hugo," begann er wieder und streichelte das kurze seidene Haar, „Du bist ein großer Junge und willst wahrscheinlich einmal Soldat werden, da müßtest Du eigentlich schon wissen, was Ordnung heißt. Kein vernünftiger Mensch darf thun, was er will und was ihm gerade paßt. Der gemeine Soldat gehorcht dem Offizier und der Offizier dem Kaiser; jeder Mensch muß gehorchen können —"

„Der Kaiser auch?" grunzte Hugo auf einmal wißbegierig unter seinen Kissen hervor.

„Gewiß," bestätigte der Doctor freundlich. „Der Kaiser gehorcht Gott. Sieh, so ist die ganze Sache geordnet. Wer nicht gehorchen kann und gegen die Ordnung verstößt, bekommt Strafe. Das ist nun einmal so. Ein Bübchen wie Du, hat seiner Mutter und anderen vernünftigen Leuten zu gehorchen. Wenn es unartig ist, bekommt es seine Strafe. Du hast sie heute bekommen. Nun kann ja Alles wieder gut sein!"

Hugo hatte sich aufgerichtet und starrte den Erklärer mit großen, lebhaften Blicken voll heller Wißbegierde an. Plötzlich faßte ihn die Wuth jedoch wieder, er warf sich mit einem Schlag in's Bett zurück und schrie:

„Ich war aber nicht unartig! Ich war nicht unartig!"

„Doch, Hugo! Sehr frech und ungezogen!" belehrte der Doctor, unbekümmert um einen verzweifelten Seufzer Frau von Lankens. „Du hast mir mein Mikroskop vom Tisch geworfen und wolltest Dich auch an das zweite wagen. Wie kannst Du denn das? Fremdes Eigenthum! Das muß ein so großer Junge doch gar nicht anrühren! Hättest Du gewußt, was ein Mikroskop eigentlich sei, was für ein wunderbares, herrliches, zartes Ding, so hättest Du natürlich nicht gewagt, die Hand daran zu legen. Wenn Du artig bist, kann ich es Dir später einmal erklären."

Hugo war wieder emporgeschnellt. Seine Augen funkelten vor Neugierde und Staunen.

„Später nicht! Jetzt!" schrie er laut.

„Wenn Du sehr freundlich bittest, — vielleicht!" sagte der Doctor. „Erst lege Dich einmal ganz gerade und still in's Bett! So! mit dem Kopf richtig auf die Kissen. — Gnädigste Frau, wenn ich Sie bitten dürfte, einen ganz kleinen Wasserumschlag! Nicht zu kalt! — So, nicht wahr, das thut gut? Nun erzähle ich Dir gern Etwas von meinen Mikroskopen! Soll ich?"

„Ach bitte," flüsterte der Knabe beruhigt.

Der Doctor hatte, wie alle seine jungen Universitäts-Hörer behaupteten, einen hinreißenden Vortrag. Den klaren Ton der Belehrung durchzitterte ein Klang inniger Natur-Anbetung, begeisterter Forscherwonne. Ein Hauch jenes Zaubers lag auch jetzt über dem Bericht von dem wunderbaren Bau des Spinnwebfadens, der unter dem vergrößernden Glase einem Elfengewebe aus Krystall und Silber gleicht. — Und der Wassertropfen, der nach gar nichts aussieht, ist ein Meer voll wimmelnder lebender Geschöpfe! Jedes anders gestaltet! Eins das andere vernichtend im heißen, rastlosen Kampf! — Ein Blumenblatt wird zum breiten Bau voll lauter Kammern und Adern und Röhrchen, in denen der Saft des Lebens fließt. So fein, so wunderbar ist Alles gestaltet. Das Auge einer Fliege! — darüber würde Hugo staunen!

„Besuche mich nur einmal, mein Junge," forderte der Doctor freundlich auf. „Ich zeige Dir Alles gern. Wenn Du unterwegs ein paar schöne Blumen findest oder einen todten Käfer oder Schmetterling, so bringe nur Alles mit! Daran wirst Du Deine Wunder schauen."

Hugo nickte. „Todte Soldatenkäfer auch?" fragte er voll Interesse.

„Auch, mein Junge; und nun wirst Du müde. Schlaf ein bischen, dann erzähle ich weiter." Prüfend faßte er noch einmal die kleine dicke Hand; sie war ganz kühl; leise tastend hielten die Fingerchen des Doctors Rechte fest; so schlief Hugo ein nach den Thaten dieses Tages. Der sinnige Mann sah voll Rührung, mit welch' weichem und zartem Schmelz die Hand des Traumes das kecke, trotzige Gesichtchen des Unholds überhauchte.

Frau von Lanken, die sich „das Weitere vorbehalten", brachte es nicht über sich, den Gast ohne ein paar liebenswürdige Worte gnädigen Dankes zu entlassen. Sie hatte, während der Doctor erzählte, im kleinen Nebenzimmer die verschleierte Lampe anzünden lassen, obgleich das letzte Licht des langen Tages noch durch die verhangenen Fenster spielte, und den Tisch, von dem sie erst eine von Hugo aufgestellte Schlacht heruntergestrichen, mit einer weißen Decke von kostbarer alter Handarbeit bedeckt.

Mit einer anmuthigen Bewegung lud sie den Doctor, nachdem sie sich mit einem dankerfüllten Blick auf Hugo's Bett von seiner ärztlichen Kunst überzeugt hatte, in das kleine Heiligthum ein.

„Soll ich nun noch beichten, gnädige Frau?" fragte er launig.

„Es bedarf keiner Erklärung! Sie haben Hugo geschlagen!" gab sie mit wehmüthigem Pathos zur Antwort.

„Gott weiß es, nicht unverdient!" erklärte er. „Ich wußte, daß ich mit diesen Schlägen eine große Verantwortung auf mich lud, aber sie werden Ihrem Knaben wirklich gesund sein. Sie danken mir diese Schläge vielleicht noch! Das werden Sie, gnädige Frau, die Sie Ihren Knaben vollkommen finden, jetzt freilich nicht zugeben!"

Frau von Lankens Blick ging mit tiefem Sinnen nach der Wand hinüber, von wo eins der vielen Bilder des Offiziers mit seinen herrischen Augen auf sie niederblitzte. Ein Schauer ging durch ihre feine Gestalt. Sie neigte plötzlich nachdenklich das reizende Gesicht und sagte langsam und bescheiden: „Hugo mag wohl — ein — paar — kleine — Fehler — haben!"

„Das sehen Sie also ein?" rief der Doctor erstaunt und entzückt. „Dann stehen die Dinge ja sehr gut! Ihr Söhnchen ist voller Intelligenz, voller guter Anlagen und reicher Gaben. Aber ganz unerzogen, ganz unerzogen! — Gnädige Frau, ich habe heute sehr Viel gewagt. Ich wage es einfach, Ihnen auch Das noch ganz offen zu sagen!"

Die Dame sah ihn wieder mit einem eisigen, stolzen Blick an, aber über den frostigen Glanz breitete sich plötzlich ein zarter Schleier von Thränen. Um ihren schönen Mund begann es seltsam zu zucken. Wie jung mußte diese kleine gnädige Frau doch sein!

„Sie haben Recht!" sagte sie leise und traurig, mühsam ihre Stimme zwingend. „Unerzogen! Mein Gott, woher sollte es auch kommen? Wer sollte ihn erziehen? Ich selbst war unerzogen, als ihn Gott mir schenkte. Noch nicht siebzehn —"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Doctor machte eine Geberde höflicher Zustimmung. — „Dann allerdings —!“

„Ja, Herr Doctor,“ — ein süßes, wehmüthiges Lächeln ging über ihr Gesicht, — „ich war sechzehn Jahre, als mein Mann mich heirathete. Ein verzärteltes Ding voller Capricen und dummer Neigungen, auf der einen Seite die Puppen, auf der anderen die Tollheiten und Thorheiten der großen Welt! Und mein Mann hatte zu viel Anderes im Kopf! Ein Mann wie er! Der Gott der Kameraden! Wenn ein solcher Mann will, dann überlegt sich ein Backfisch, wie ich es war, freilich nicht lange, ob sie auch reif ist, sein Haus zu führen, und was die Zukunft wohl bringen mag —“

Ein paar Minuten lang studirte die kleine Frau, langsam mit dem feinen Finger auf- und niederfahrend, aufmerksam das Muster der alten Leinen-Stickerei auf der Decke. Ein silberner Tropfen fiel einem kunstvoll gestickten Greifen auf den verschnörkelten Schopf.

„Wie lange, gnädige Frau, ist Ihr Herr Gemahl schon todt?“ wagte der Doctor leise zu fragen.

„Drei Jahr!“ hauchte sie, tief in schmerzlichen Gedanken. Dann richtete sie das Köpfchen ganz in ihrer alten Prinzessinnen-Manier empor. „Was ich sagen wollte: wenn es Hugo zu arg im Garten treibt, so schelten Sie ihn meinetwegen. Ich werde ihn darauf aufmerksam machen, daß er Ihnen gehorchen soll. Es ist wahr, ein wenig Rücksicht kann er nun schon lernen; er ist wohl ein wenig ungestüm — — —“

Der Herr Doctor versuchte an diesem Abend, einem räthselhaften inneren Drange folgend, noch einmal an die Arbeit zu gehen. Aber es ging doch nicht. Er war nun einmal ganz aus der Ordnung gekommen! Dafür stand er lange am Fenster und sah in die rauschenden Wipfel des mondbeschienenen Gartens hinaus. Ein glücklicher Schein lag auf seinem guten, klugen Gesicht. Er war mit sich zufrieden und hoffte das Beste; die Prügelstrafe hatte den beiden schlimmen Kindern drüben offenbar sehr wohl gethan! —

Am anderen Morgen war es still im Garten; Frau von Lanken war zeitig mit dem Jungen ausgeflogen; Hugo hatte dem Nachbar vorher ganz zutraulich in's Fenster hineingerufen: „Du, wir machen eine Partie! Ich bringe Blumen mit für das gelbe Ding. Wie heißt es doch gleich —?“

Es war für den Herrn Docenten ein wundervoller Arbeits- und Friedenstag, zuweilen von frohen und wehmüthigen Träumen wie von duftigen Windschauern durchweht, aber der Gemüthsruhe des jungen Mannes und der Wissenschaft doch im Ganzen sehr förderlich. Als es Abend ward, trat Hugo bei dem Gelehrten ein, das runde heiße Händchen voll abgerupfter Gräser und Blumen. Er benahm sich beinahe manierlich; die Vergrößerungen, die der Doctor ihn unter seinen Instrumenten sehen ließ, reizten sein Interesse in unglaublichem Grade, und er ging dem Lehrmeister mit possirlichen und tiefsinnigen Fragen hart zu Leibe.

„Morgen früh komme ich wieder!“ sagte er beim Abschied.

„Nein, mein lieber Junge, morgen früh nicht!“ entschied der Doctor. „Aber halte Dich morgen früh einmal recht still im Garten auf. Du mußt als vernünftiger Mensch doch begreifen, daß man bei Deinem Lärm nicht zählen kann, wie viel solch ein Fliegenauge Flächen hat! Und andere Dinge sind noch viel mühsamer und feiner herauszubekommen! Wenn Du am Vormittag ein wenig Ruhe hältst, will ich Dir dafür am Nachmittag etwas ganz besonders Schönes zeigen.“

Mäuschenstill ging es auch trotz dieser Lockung am nächsten Morgen noch nicht im Garten zu. Aber es war doch um Vieles erträglicher. Namentlich das „Hugo“ Rufen, das sich übrigens nur wenige Male hören ließ, klang den Ohren des Hörers nicht mehr so unangenehm, sondern fast süß, wenn er dabei der trotz aller Hochmuths-Regungen so rührenden kleinen Mama gedachte.

Und von Tag zu Tag wurde es besser. Der Doctor arbeitete mit Riesenkräften auf den Professor los. Außer einer leisen Träumerei, die ihn gelegentlich wie ein süßer Rausch übermannte, störte ihn kaum noch Etwas in seinen Untersuchungen und Feststellungen. War der Lärm vor dem Fenster nicht mehr da? Hörte er ihn nicht mehr? Beides vielleicht zum Theil!

Daß Hugo von Tag zu Tag artiger und einsichtsvoller wurde, ist jedenfalls Thatsache. Er saß aber auch jeden Nachmittag fast zwei Stunden lang in des Doctors Arbeitszimmer, theils mäuschenstill die wundervollsten Bilderbücher durchblätternd, theils seines guten Freundes Belehrungen lauschend. Das mußte doch sogar einen H—u—go bilden!

Frau von Lanken schien mehr und mehr versöhnt zu sein.

Man traf sich jetzt öfters auf der Straße oder in dem kleinen Gang neben den Gärten. Dann beantwortete sie mit immer lieblicherem Lächeln seinen Gruß.

Eines Tages blieb sie unter den Akazien-Zweigen stehen und reichte ihm die Hand. Sie habe ihm sehr viel zu danken! Das Compliment gab der junge Doctor ihr gewandt zurück; — er ihr noch mehr; wie halte sie Hugo zur Ruhe an! Es sei ihm manchmal förmlich peinlich, die Lebenslust des goldenen Jungen so eingeschränkt zu sehen.

Einmal machte der Doctor auf seinem Abend-Spaziergang nach fleißig durcharbeitetem Tag in einem bescheidenen ländlichen Restaurations-Gärtchen Halt; ein wohlbekanntes Stimmchen schmetterte ihm ein Willkommen entgegen; zu seinem Staunen schimmerte durch das spärliche Geranke einer dünnbewachsenen Geisblatt-Laube das zartgelbe Sommer-Gewand, dessen duftige Kleidsamkeit ihn von Tag zu Tag mit lebhafterer Bewunderung erfüllte.

Frau von Lanken ward ein wenig verlegen, als ihr liebenswürdiger Nachbar so unvermuthet an den Tisch herantrat, wo ein sehr einfaches, aus Milch, Schwarzbrod und ein paar Eiern bestehendes Abendbrod von der gelegentlichen Genügsamkeit einer capriciösen kleinen Edeldame zeugte. Trotzdem lud sie den Freund ihres Sohnes herablassend ein, mit an dem Tische Platz zu nehmen, und machte schließlich mit bezaubernder Anmuth bei den einfachen Tafelgenüssen die Honneurs. — Der heiße Sommertag hüllte im Scheiden die vor der kleinen Terrasse ausgebreiteten Fluren in die weichsten Farben und in den erquickendsten Duft; die ganze Welt schien aufzuathmen in holdem Behagen; — war es ein Wunder, daß auch die beiden Menschenseelen einander näher rückten im freundlichen, zutraulichen Gespräch? Aus Frau von Lankens reizvollem Geplauder klang, sobald sie die kalte Vornehmheit von sich warf, leicht ein Hauch von Wehmuth und tiefer kindlicher Bekümmerniß. Um so entzückender war dann wieder ihr Lachen; sie lachte oft während dieser freundlichen Abendstunde; Hugo brachte von immer neuen Entdeckungs-Reisen auf die nahen Wiesen und Wege ganze Heerschaaren aller möglichen und unmöglichen Gestalten lebender und todter Käfer, Würmer und Grashüpfer herbei; die Wichtigkeit, mit der er sich seinem neuen geräuschlosen Sport hingab, war unsäglich komisch.

Daß man nach dieser freundlichen Abendstunde auch den Heimweg durch die zirpenden, klingenden Wiesen und Felder gemeinsam antrat, war natürlich.

So trat man sich näher von Tag zu Tag, — bis jener Tag kam, wo die beiden Seelen sich einander so tief bis auf den Grund schauten, daß ein Weiterwandeln anders als Hand in Hand nun nicht mehr möglich war.

Der Herr Docent hatte mit seiner Werbung warten wollen, bis er dem verwöhnten Weltkind zu seiner schlichten Person und bürgerlichen Stellung wenigstens den Professoren-Titel mit anbieten konnte, — der Ordnung wegen; aber die Ordnung ließ sich diesmal nicht innehalten, das Herz lief ihr voraus; der Herr Doctor war eben, wie schon gesagt, diesmal ganz und gar aus der Ordnung gekommen!

Der holden Frau kam es auf die Frau Professorin wohl auch weniger an. Daß ihr Wesen, auf der einen Seite aufbäumend in Thorheit und Stolz, auf der anderen so ängstlich, schwach und müde, aufgehen durfte in ihm, in dem tiefen, klaren, ruhigen See, in den sie unter dem Glockengeläut ihrer ersten wirklichen Liebe selig schauernd hineingeblickt, — das war es, was sie wunderbar verklärte.

Für Hugo war die Wendung der Dinge anfangs am unbegreiflichsten; aber mit Hülfe vieler sehr gründlicher und drolliger Fragen hat er sich schließlich doch darin zurecht gefunden. Was ein wilder Junge an Respect, Liebe und Verehrung nur aufzubringen hat, hatte er seinem theuren Freund und Lehrer längst zu Füßen gelegt; mehr konnte auch für den zweiten Vater nicht hinzukommen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Daß der erste Anlaß zu der äußerst glücklichen Ehe des Herrn Professor Doctor Viereck eine Prügelstrafe wegen zu toller Kinder-Unarten war, kann man sich jetzt — nach vielen Jahren, eigentlich gar nicht vorstellen.

Der Herr Professor läßt sich nämlich in seinen interessanten Untersuchungen durch den gelegentlichen Klang lebensfroher Kinderlaute gar nicht mehr stören.

Freilich hält eine süße Frauenstimme die kleine Schar unter den Bäumen des alten Gartens mit Güte und Gelassenheit sehr aufmerksam im Bann. — Zu arg darf der Lärm nicht werden.

Und dann ist der Herr Professor die Sache gewöhnt und sie gehört mit zu seinem Behagen.

Und dann sind die lachenden Braun- und Goldköpfchen ja seine eigenen — — —

Ja, dann allerdings — —!

Nachdruck verboten.

Einige Betrachtungen über das Reiten der Damen.

Von Graf C. G. Wrangel.

Mit vier Illustrationen von M. Ledeli.

„Eine Frau, die nicht hübsch war, ist nicht jung gewesen,“ meinte einst eine geistreiche Dame, die wohl nicht zu den Häßlichsten gehört haben mag. So ganz ungerechtfertigt ist dieser Ausspruch nicht. Schönheit und Anmuth zählen unzweifelhaft zu den Göttergaben, die der Jugend einen doppelten Reiz verleihen. Was wird z. B. einer jungen, schönen und anmuthigen Dame nicht Alles nachgesehen! Läßt sie sich eine nicht in Abrede zu stellende Geschmacklosigkeit zu Schulden kommen, so spricht man von „pikanter Originalität“, und legt sie bei Gelegenheiten, die Gewandtheit erfordern, entschiedene Unbeholfenheit an den Tag, so finden sich immer Leute, die ob dieser „reizenden Befangenheit“ in Verzückung gerathen. Sogar auf dem Gebiete des Sport darf eine schöne Frau sich so Manches erlauben, was anderen weniger bevorzugten Menschenkindern als ein grober Verstoß gegen Sitte und Vorschrift ausgelegt werden würde. Ich erinnere hier nur an das Lawn-Tennis-Spiel, an das Kutschiren, Rudern und Schwimmen und andere sportliche Uebungen, an denen auch Damen Theil zu nehmen pflegen. Um so nothwendiger erscheint es daher, die Thatsache hervorzuheben, daß der von der Jugend, der Schönheit und Anmuth ausgestellte Freibrief sofort seine Gültigkeit verliert, wenn der Reitsport in Frage kommt. Selbstverständlich ist das nicht so aufzufassen, als ob eine schöne Frau keine Gelegenheit fände, ihre körperlichen Vorzüge auch im Sattel zur Geltung zu bringen. Aber versündigt sie sich, sei es in ihrem Sitz oder in ihrer Kleidung und sonstigen Ausrüstung, gegen die unerbittliche Reit-Etiquette der zur guten Gesellschaft gehörenden Amazone, so wird sie — man verzeihe mir das harte Wort — zur Caricatur, und wäre sie schön wie die Venus von Milo.

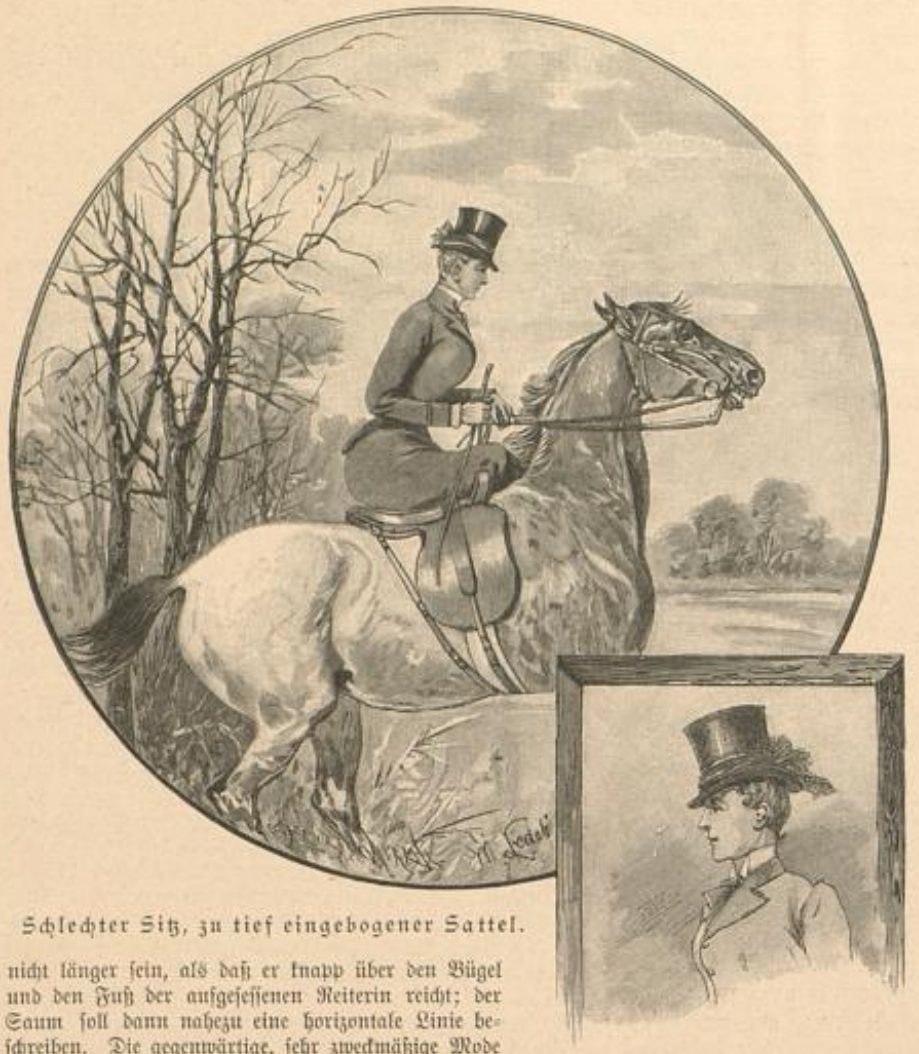
Das von der Amazone verkörperte Bild ist eben aus so vielen verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, daß die individuelle Schönheit der Reiterin nicht mehr den Ausschlag zu geben vermag, ja sogar eine ziemlich nebensächliche Rolle spielt. Unerläßlich ist nur Harmonie in der ganzen Erscheinung, und hierzu gehört offenbar weit mehr, als sich die Mehrzahl unserer Reiterinnen träumen läßt. Dies ist auch der Grund, weshalb ich mit Vergnügen die Gelegenheit ergreife, mich in der „Frauen-Zeitung“ etwas eingehender mit den Anforderungen zu beschäftigen, denen die Amazone genügen muß, wenn sie nicht Spott ernten will, wo sie auf Beifall gezählt.

Wer wie ich „kühl bis an's Herz hinan“, sozusagen von Amtswegen, Musterung über die Berliner Amazonen-Schar gehalten hat, wird es begreiflich finden, daß ich mit der äußeren Ausrüstung der Reiterin beginne. Du lieber Himmel, was ist mir da nicht Alles vorgekommen! Capotes mit unter dem Kinn gebundenen Bändern; Strohhüte in Matrosenform; Pelzmützchen; Schlapphüte; Jockey-Kappen; wallende Schleier à la Markitt; weiße, lichtgraue und grasgrüne Reitkleider, die den Boden fegten und in einigen Fällen verschnürte oder gar lose, mit seidenen Revers geschmückte Taillen hatten; weiße Westen; bunte Cravatten; Blumen im Knopfloch; Schmucksachen; aus der Brusttasche hervorlugende, breitgeränderte Schnupftücher; Stulpen-Handschuhe; reichgeschmückte Reitgerten; absonderliches, anscheinend einer Circus-Garderobe entlehntes Zaumzeug; gesteppte Sättel; Pantoffel-Steigbügel und noch viele andere Ungeheuerlichkeiten. Nach diesen Geschmacks-Verirrungen zu urtheilen, gäbe es für die Damen keine schwierigere Aufgabe, als das Auge des kritisch musternden Fachmannes mit einer durchweg correcten Amazonen-Ausrüstung zu erfreuen. In Wirklichkeit ist aber gerade das Gegentheil der Fall. Die Reiterin braucht sich nur zu sagen, daß das Reitkleid keine Straßen-Toilette, sondern eine Art Uniform ist, mit welcher der persönliche Geschmack Nichts zu schaffen hat, und der zum Ziele führende Weg ist gefunden. Die Haupt-Bestandtheile dieser sportlichen Uniform — Hut, Reitkleid, Stiefel, Handschuhe und Reitstock — sind ja bei einigem guten Willen heutzutage in streng vorschriftsmäßiger Form überall zu beschaffen. Ich bitte, sich nicht an das Wort „Uniform“ zu stoßen. Nahezu jeder Sport schreibt seinen Jüngern eine eigene Bekleidung vor, die, weil einfach und gleichmäßig, wohl als Uniform bezeichnet werden kann. Der Reitsport der Damen macht keine Ausnahme von dieser Regel. Zweckmäßig, einfach, gleichförmig, ist auch die Ausrüstung derjenigen Amazonen, die Anspruch auf Chic und sportliches Verständniß erheben.

Was zunächst den Hut betrifft, so hat dieser genau die Form des modernen Herren-Cylinders zu zeigen. Altmodische Hutformen fallen unangenehm auf, erscheinen stets unkleidsam und stören daher die vornehme, harmonische Eleganz, die gerade bei dem so einfachen Reitkostüme unentbehrlich. Der wallende Schleier, ob grün, blau, weiß oder schwarz, ist, obwohl noch in allen Romanen für „höhere Töchter“ ein beliebtes, ja unentbehrliches Requisit der im Amazonen-Kleid auftretenden Heldin, heutzutage beim Reiten strenge verpönt. Die moderne Amazone reitet eben sportmäßiger als es unsere Mütter und Großmütter in ihrer Jugend gethan. Kein Wunder also, daß sie beim Reiten Alles verwirft, was sich als zwecklos oder hinderlich erweist. Glaubt aber die Reiterin den Schleier absolut nicht entbehren zu können, so beachte sie, daß dieser schwarz — im Sommer ist auch eine weiße Voilette erlaubt — und so kurz sein soll, daß er die Nasenflügel nur eben bedeckt.

Das Reitkleid sei immer schwarz, dunkelblau oder dunkelgrün. Nur ganz jungen Mädchen sind Reitkleider aus lichteren einfarbigen (z. B. grauen) Stoffen gestattet. Der Rock darf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Schlechter Sitz, zu tief eingebogener Sattel.

nicht länger sein, als daß er knapp über den Bügel und den Fuß der aufgesessenen Reiterin reicht; der Saum soll dann nahezu eine horizontale Linie beschreiben. Die gegenwärtige, sehr zweckmäßige Mode schreibt außerdem vor, daß der enge Rock, ohne irgendwelche Falten zu werfen, sich den Formen gut anschmiege. Auch der mit engen Aermeln versehene Leib soll wie angegossen sitzen, dabei aber die freie Bewegung des Oberkörpers in keiner Weise behindern. Ein hoher Stehkragen schließt die Taille nach oben ab. Vorne zeigt sie eine Reihe einfacher Tuchknöpfe. Hinten kommen zwei kurze, gut anliegende Schöße. Also keine in Westenform ausgeschnittenen Taillen, keine Verschnürung, kein wie immer gearteter sonstiger Aufputz, und vor Allem kein Schmuck!

Es thut mir leid, auch dem Stulpen-Handschuh das Urtheil sprechen zu müssen; denn ich weiß nur zu gut, daß sehr viele Damen gerade in den Stulpen etwas ungemein Sportmäßiges erblicken. Leider verhält es sich mit diesen Ritter-Handschuhen, wie mit den kurzen Reitröcken, den lederbesetzten Hosen, den hohen Stiefeln und den riesigen Sporen der Sonntagsreiter: sie haben einen starken Beigeschmack von Effect-Hascherei und sind daher entschieden nicht chic. Die elegante Amazone trägt nur gewöhnliche Handschuhe aus gelbem oder braunem Hundeleder, deren einzigen Zierrath gesteppte schwarze Nähte bilden.

Der frische, fröhliche Sport kennt keine Prüderie. Die von echtem Sportgeist beseelte Amazone wird es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich bei der Besprechung der Reit-Toilette auch einige Bekleidungs-Stücke erwähne, über die im Salon kein Gedanken-Austausch stattzufinden pflegt, die aber trotzdem beim Reiten eine sehr wichtige Rolle spielen. Ich meine das Corsett, das Beinkleid und die Stiefel. Ersteres muß so kurz sein, daß es nicht über die Hüften reicht. Mit einem Corsett der gewöhnlichen Form ist die Reiterin hilflos wie ein gepanzerter Ritter. Ferner empfehle ich anliegende Reitbeinkleider aus dunklem, weichem Hirschleder und dazu leichte, lackirte Reitstiefel mit niedrigem englischem Absatz. Pantalons und Stiefeletten sind jeder Sport-Lady ein Gräuel. Ganz besonders warne ich vor dem hohen französischen Absatz. Eine unfreiwillige Trennung vom Pferd liegt beim Reiten immerhin im Bereiche der Möglichkeit. Kommt es nun zu einer solchen Katastrophe, so hängt Leben und Gesundheit der Reiterin davon ab, daß sie möglichst schnell und gefahrlos aus dem Sattel gelange. Das ist's aber eben, was der sich in den Bügel festhakende hohe Absatz so leicht verhindert.

Falscher Reithut.

Stets an dem Grundsatze festhaltend, daß Solidität und Zweckmäßigkeit die Kennzeichen jeder sportlichen Ausrüstung bilden sollen, vermag ich auch nicht einzusehen, weshalb so viele Damen sich beim Reiten mit Vorliebe leichter, mehr oder weniger kostbarer, zu praktischen Zwecken vollkommen unbrauchbarer Gertchen bedienen. Da leistet doch ein englischer Reitstock weit bessere Dienste, gar nicht davon zu reden, daß er sich viel sportmäßiger ausnimmt, wie die höchstens zum Grüßen verwendbare Damen-Reitpeitsche.

Wie die weitere Ausrüstung der Reiterin beschaffen sein muß, ergiebt sich aus dem Vorstehenden von selbst. Alles, was nicht einfach, zweckmäßig und solid, ist verpönt. Die Zügel sollen aus gelbem Leder und etwas schmäler, als jene des Herren-Zaumes sein. Im Uebrigen herrscht gar kein Unterschied zwischen dem Reitzeug der Dame und dem des Sport-Reiters. Der einzige Aufputz, den eine fashionable Reiterin zur Noth auf ihrem Zaum dulden darf, ist ein schmaler seidener Stirnriemen in ihren Lieblings- oder Wappenfarben. Correcter ist es jedoch, auch auf diesen Flitter zu verzichten. Aus denselben Gründen werden Damen, denen etwas an dem Beifalle des Fachmannes gelegen ist, nur solche Sättel gebrauchen, die ebenso glatt und einfach und wenig größer als der Herren-Sattel gehalten sind. Die Sitzfläche des Damen-Sattels soll nahezu horizontal sein. Die früher so beliebte Sitzgrube in des Mitte des Sattels, welche die Reiterin zu einer nichts weniger als bequemen Verdrehung des rechten Beines nöthigte und ihr den Anschein gab, als ob sie „bergauf" säße, ist entschieden zu verwerfen. Auch von den einst sehr allgemeinen, sogenannten Sicherheits Bügeln wollen praktische Reiterinnen Nichts mehr wissen, sondern bedienen sich ausschließlich des gewöhnlichen Jagd- oder Rennbügels.

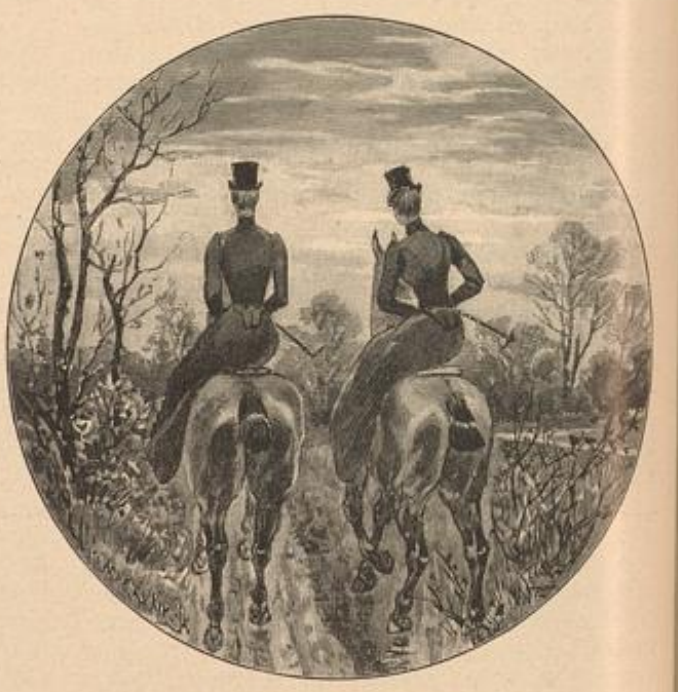
Zu dem Sitz der Amazone übergehend, erlaube ich mir die Aufmerksamkeit meiner Leserinnen auf den sehr wichtigen Umstand hinzulenken, daß ein schöner und geschmeidiger Sitz nur dann zu erreichen ist, wenn die Dame mitten im Sattel sitzt und sich gut in denselben heruntersetzt. Dies scheint aber den meisten Reiterinnen große Schwierigkeiten zu bereiten, denn die gewöhnlichsten Sitzfehler der Damen sind: daß sie sich zu weit vorbeugen, die rechte Schulter vorschieben, zu weit nach rechts hinüberhängen und dann, um das Gleichgewicht wieder zu gewinnen, den Oberleib in demselben Maße nach links neigen. Besonders bemerkbar machen sich diese Fehler im Trab. Unter zehn Amazonen zeigen beim Traben gewiß acht eine garstige stoßende Bewegung, die abscheulich anzusehen und ermüdend für das Pferd ist, so wie ferner eine, wie es scheint, unwiderstehliche Neigung, die Ellbogen weit vom Körper wegzustrecken, den Oberleib vorzubeugen und gleichzeitg stark nach links hinüberzulehnen. Ich denke hier zunächst an das „Englisch- oder Leichtreiten" im Trab, das sowohl vom ästhetischen wie vom sanitären Standpunkt für die reitende Dame als eine gebieterische Nothwendigkeit bezeichnet werden muß. Eines steht überdies fest: nur wenn die Dame perpendiculär im Sattel sitzt, ist es ihr möglich, ihre Führung und ihren Sitz den Bewegungen des Pferdes anzupassen.

Schließlich bleibt noch zu beachten, daß das Pferd in Bezug auf seine Größe und Körperform mit der Gestalt der Reiterin harmoniren oder, wie der Fachausdruck lautet, „die Reiterin tailliren" muß. So bietet z. B. eine corpulente Dame auf einem dünnen, spindelbeinigen Klepper ein ebenso lächerliches wie unschönes Bild. Für Matronen dieser Gattung ist der massive „Cob" wie geschaffen, wohingegen schlanke Gestalten sich am vortheilhaftesten auf schnittigen Blutpferden ausnehmen.

Hiermit bin ich am Ende meiner kleinen Abhandlung über das Reiten der Damen angelangt. Es sollte mich freuen, wenn diese dazu beitragen könnte, der weiblichen Sonntags-Reiterei das Terrain zu beschneiden. Was den deutschen Amazonen bisher gefehlt hat, sind gute Vorbilder. Es liegt eine Kraft im Beispiel, die alle anderen Triebfedern übertrifft; „ohne daß Du es willst, richtet sich Jeder empor, wenn Du gerade einhergehst." Suchen wir daher unsere dem Reitsport huldigenden Frauen, Töchter und Schwestern zu befähigen, ihren Genossinnen im Sattel als Vorbilder zu dienen. Es wird dann nicht lange dauern, bis die deutsche Amazone, ebenso wie der deutsche Reiter, in jedem Felde ihren Platz mit Ehren zu behaupten vermag.

Die Aeußerlichkeiten werden in allen Dingen, die den Sport angehen, von den Fernstehenden meist unterschätzt, während sie doch untrennbar mit dem Wesen der betreffenden Leibesübung zusammenhängen. Vielleicht dient es den deutschen Damen, die nicht überall mit unserem Hinweis auf das Einfach-Praktische einverstanden sein mögen, zum Trost, wenn wir sie daran erinnern, daß Zweckmäßigkeit und Schönheit Begriffe sind, die sich gegenseitig ergänzen. Wer sich in Wald und Feld bewegt und neben seiner eigenen Person auch noch auf ein anderes Wesen zu achten hat, dem er seine Sicherheit nur unter der Voraussetzung concentrirtesten Herrscherwillens anvertrauen kann, wird kleinen Eitelkeiten nicht allzu große Concessionen machen dürfen. Entspricht aber Kleidung und Haltung der Reiterin den praktischen Bedürfnissen, so kommt auch die Schönheit zu ihrem Rechte. Eine leichte Haltung im Sattel, ist nur in einem einfachen, sich der Herrentracht nähernden Kostüm möglich. Auch die Amazone ist eine Manifestation der weiblichen Schönheit und wahrlich keine der am wenigsten anziehenden.

Cylinder, Kleid und Handschuh incorrect.



Guter Sitz — Schlechter Sitz
in der Trabbewegung.

Nachdruck verboten.

Kauft Edelweiß!

Hochlands-Geschichte von August Silberstein.

Auf dem Wege nach Gastein, zwischen Tazenbach und Lend, ist eines der wunderbarsten „Stück Gotteserde".

Da ist mit den Worten Fels und Wasserfall nichts Bezeichnendes gesagt. Da ist ringsum eine Welt von Felsenzacken und stürzendem, tosendem Wasser. Wo da ein Plätzchen auf einer Felsenstufe im Moose ist, zum Einklammern der kümmerlichsten Baumwurzeln, ragt oder windet sich über deren schlangenartig dahingekrümmten Stränge oder Saugröhren ein Nadelbaum oder ein Krummholz-Strauch. Das Ohr hört nur Schlagen, Rauschen, Stürzen, Brausen und Toben von zur Tiefe rasenden Wässern, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auge sieht deren Wellen-Schimmern und wallendes Wogen, auch das feuchte Glänzen der Felsenzacken und der Urwelts-Steintrümmer, über und zwischen denen stellenweise ein ganz eigenartig tiefes Grün aufzukommen sucht.

Die „Klamm" ist seit Jahren der Welt zugänglich gemacht worden. Ich sah noch deren Urweltlichkeit, ehe die Steige und Brücken und Hängegerüste hineinleiteten.

In der Nähe des „Kitzloches", eines engen Felsenthörchens, durch das man, auf hohem Steige, schlüpfen mußte, um weiter auf den Weg zu gelangen, neben welchem die Abgründe klafften, in denen das Wildwasser rasend sich Bahn brach: in der Einsamkeit stand mir plötzlich ein Mädchen gegenüber!

Es war in der Tracht der Leute dieser Gegend, ärmlich gekleidet, aber mit seltsam breit ausgelegtem, oder vielmehr

Ein Striker. Nach dem Bilde von Mathias Schmid. — Siehe Seite 143.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A. G., München.

kräuselig ausflatterndem Blondhaar und einem rothen Tüchlein auf dem Hinterkopfe, das in der bräuchlichen Art geknüpft war.

„Kauft's Edelweiß!" sagte das Mädchen.

Zuvor hatte ich sie nicht ersehen, auch nicht ersehen gekonnt, weil sie in einer Biegung, von einem Felsenvorsprunge gedeckt, stand.

Jetzt war ich ihr fast gegenüber und sah in das merkwürdig weiß und rothe Gesicht, dessen sammetartige Glätte man nur in der feuchten Luft der wasserreichen Hochgebirge findet. Ich sah unwillkürlich auch in das überaus große blaue Auge, dessen Lider und Wimpern kaum zuckten, das jedoch den Ausdruck hatte gleich dem einer Nachteule, die man in's Tageslicht gebracht, starr, unbeweglich, groß, ein Stücklein Bergsee ohne Regung, ein blauglänzender Stein, über den kein wechselndes Licht flog.

Und das Anerbieten, oder vielmehr die Aufforderung: Kauft's Edelweiß! hatte sie mit einem Ton gesagt, so kalt, so abwechselungsarm, als käm' er etwa von einem Vogel, dem man derlei eingelernt, als habe sie's wohl gesprochen, doch ohne zu denken, daß sie's gesagt.

Sie stand zudem starr, wie eine bunte Puppe, im graugelben feuchten Gestein und hielt mit einer Handbeuge das Sträußlein Edelweiß empor.

Der Bursch, welcher mir folgte, mußte, da ich plötzlich stehen blieb, ebenfalls Halt machen.

„Grüß Dih Gott, Angerl (Angelika)!" rief er hervor, da er auf dem nur für einen Mann genügend breiten Weg hinter mir bleiben mußte. „Bist heut' auch wieder da und schon zeitlich!"

Sie stand, sie regte sich kaum, sie hielt nur das angebotene Sträußlein und sagte mit der vorigen Ausdruckslosigkeit oder Gleichartigkeit des Tones: „Kauft's Edelweiß!"

Sie hatte ein braunes, rauhes Lodenjöpplein an, aber schon alt und verschlissen, darunter hing ein dunkelrother, alter, faltenreicher Rock, und die zierlichen Füße standen nackt auf dem Felsen. Mich durchschauerte ein Frösteln, als ich, vom einnehmenden Gesichte an, über die ganze Gestalt hinab zu Boden gesehen hatte; und ich weiß nicht, was es war, daß ich wie gebannt eine Weile anhielt, ohne sofort das Sträußchen Edelweiß an mich zu nehmen und mit der Münze zu danken.

Der Bursche hinter mir hatte seinen Gruß gesagt, und ich wußte bereits, wie sie hieß. Aber das Wesen blieb mir seltsam. Sie lächelte nicht, als ich ihr freundlich in's Gesicht sah; sie entgegnete Nichts; im Gegentheile, wenn ein veränderter Ausdruck vorging, so war er höchstens der einer Frage, wie ein gieriges Harren.

Ich griff in die Tasche und legte das Silberstück in ihre Hand. Sie schloß dieselbe mit Raschheit fest. Dann blieb sie wie unregsam am Flecke stehen.

„Wir müssen dort hinaus weiter," sagte mein Begleiter, und ich verstand seinen Wunsch, wendete mich und stimmte erst in sein „Behüt Dih Gott!" ein, als mich dieser Scheidegruß an einen solchen gemahnte.

Das Sträußlein Edelweiß hatte ich in der Hand, noch gar nicht wissend, was ich damit beginnen solle; da sagte der Bursche, als wir einige Schritte vorwärts waren:

„Die arme Deppin!"

„Was?" sagte ich, als ob ich nicht recht gehört hätte, „Deppin? das Mädl, das bildsaubere Mädl?"

„Ein Bild ohne Gnad', das arme Ding! Die Angerl ist eine Deppin (Tölpelin) von Jungheit auf."

„Deppig, blöd geboren?"

„Nein, sie war ein gar bildsauberes Kind, und ich hab's noch mit der Schultafel unterm Arm gesehen."

„Ist sie aus dem Ort?"

„Nein, draußen in der Mooshütten, auf der Karwies im Pleikengrund, wo's weitaus nach jedem Örtl ist, hat ihre Mutter gewohnt."

„Und sie allein mit ihr?"

„Sie und ein Bub, ihr um ein Jahr oder zwei älteres Brüderl mit ihr."

„Und?" frug ich neugierig.

„Der ist todt."

Ich horchte weiter.

„Doch, Herr," sagte er, „ich muß laut reden, daß Ihr mich vorneaus hört, und ich kann nit so auf den Weg achten. Auch Ihr, Herr, müßt den Kopf besser zum Steig halten und nit nach rückwärts horchen, sonst . . . Lassen wir das Reden, bis wir Rast halten. Dann sag ich Euch Alles."

„Sagt mir nur Eins," rief ich noch erregt zurück, indem ich an das merkwürdige Mädchenbild im Gestein lebhaft dachte, „Liebschaft?"

„Denkt nit daran!"

Somit ging ich, das Edelweißsträußlein in das Hutband drückend, weiter.

In der Rastzeit, bei einer Waldheger-Hütte, die ein Gläslein „Beerenen" und Brod bot, saßen wir auf der sonnseitigen Bank an einem Aufschlag-Tischchen. Da lenkte ich das Gespräch, um über das vorhin Angeregte Weiteres zu erfahren. Das Hegerweib, dessen Mann jetzt weitaus im Gebirge war, kam zu den seltenen Gästen und suchte auch die Gelegenheit, um ein wenig zu reden. Sie hörte zuerst, dann berichtigte oder bereicherte sie Manches, und so gelangte ich zur folgenden Kenntniß des richtigen Ganzen.

Die Karwieserin, das Weib eines Holzknechtes, welcher in den Wäldern ringsum arbeitete, war ein prächtiges Weibsbild. Hochauf, stämmig, blond, wie das Töchterl jetzt. Sie war aus gutem Hause im Pongau, wo die Wiesen breiter liegen und auch Felder sind, aber närrisch verliebt war sie in den Jusl (Julius), der Nichts zu eigen hatte als seine Axt, eine Säge und einen Antheil an der Mooshütte in der Karwies. Ausgezahlt war die Fortbegehrende bald von ihrem ältesten Bruder, welcher das Heimathgütl überkommen hatte; und da er's schon gegen Ausgeding von den Alten übernommen, so blieb ihm selbst wenig, derart, daß die Karwieserin mit Allem, das in einem kleinen Lederbeutelchen Platz hatte, und ihrem eben angeheiratheten Mann, dem Jusl, hierher ziehen konnte. Hier in seiner alten Heimath brachte er das Hüttl von einem alten Vetter ganz an sich, und so arbeitete er im Wald rings, wo's Holz genug gab, das um ein Jahrhundert älter war als er, und solches, das noch ein Jahrhundert hinterher nicht ganz niedergearbeitet sein wird.

Da ging's prächtig und fröhlich, und man scherte sich um die Welt draußen nicht, da man ohnehin wenig von ihr erfuhr, und da man mit Arbeiten, Vogelbelauschen, Wildbegucken, Wetterbetrachten, Schlafen, dann sonntäglichem Läutenhören und Kirchgang vollauf seine Woche und endlich seine Jahre verbrachte.

So guckten auch allmälig zwei Kinder in die Welt, welche genau so hießen wie ihre Eltern, zuerst der Jusl, dann die Angerl. Sie waren ja „wie aus den Augen geschnitten", der Bub dem Vater, das Mädl der Mutter, und ihre Namen brachten keine Verwechslungen im Heimatl hervor, da hießen die Alten eben gegenseitig: Vater und Mutter!

Der Bub mit kohlraben-schwarzem Haar und gleichen großkugeligen Augen wie der Vater, die Angerl blond und blauäugig wie die Mutter.

Das ging Alles gut, und der Erwerb reichte mit Kargen und Bescheiden, und die Leutchen in der Mooshütte hätten können steinalt werden, wenn nicht in dem Gestein hoch oben, wo ein Stück Urwald niedergelegt wurde, durch Niederbrechen der gewaltigen Stämme ein Fels abgeschlagen worden und in's Stürzen gekommen wäre. Dadurch fiel derselbe auf einen Vorsprung, wo er wohl liegen blieb. Aber vom Gewänd löste sich Gebröckel los, die Trümmer flogen ab, und ein Stück, hoch im Bogen, gerade an den Kopf und Nacken des Jusl.

Wie von einem Blitz niedergeschmettert lag er. Das rieselnde Blut des Hauptes röthete das Gestein, das Moos und die Baumwurzeln ringsum. Seine Zunge war gelähmt, sein Bewußtsein geringe, die Augen öffneten sich zuweilen flammend mit regungslosem Sterne — bald hielt ein Kamerad, der mit festem Drucke ein Tuch an die Wunde zu pressen suchte, ein regungsloses starres Haupt in der Hand, und sie trugen auf dem Reisig des Baumes, den der Jusl selbst noch fällen geholfen, den niedergestreckten Mann, oder reisten ihn (auf Reisig über Grund ziehen) über steiles Geröll und brachten ihn endlich in seine Hütte auf der Karwies.

Das Weib, das zuerst einen Kranken wähnte, stürzte über die breite Brust und das blasse Gesicht mit den geschlossenen Augen — ihre Anrufe, ihre Schreckensschreie wurden mit keinem Blick, keinem Seufzer erwidert. —

„Todt!" kreischte sie auf — und so war's!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ach, der weißgehüllte Leichnam auf dem Bett, das Kreuzlein in der Hand, das Weihwasser-Gefäß zu Füßen, in das ein Bündlein zur letzten Osterzeit geweihter Palmkätzchen getaucht ist — man kennt es ja — und später kommt der Sarg und ein niederer Schlitten, worauf wegen der schmalen, steinigen Wege der irdische Rest zur heiligen Stätte und zum letzten Ausgange geführt wird.

Die Kinder sahen mit jenem stummen Verwundern, welches ohne Erkenntniß bleibt, in das unveränderte Gesicht des Vaters, das ihnen eine Welt voll Abwechselungen gewesen, und sie weinten, weil sie eine Zeit lang die Mutter weinen sahen, und sie saßen stumm und betrübt zu deren Füßen, weil das Weib, die Mutter, oft lang stumm und wie regungslos auf einem Fleck saß, das Haupt in die Hand gestützt und vor sich in die Luft starrend.

Jetzt galt's, die Kinder zu ernähren in der Welt! — In der Welt? Wo ist die? Wo ist eine solche für eine Holzknechts-Witwe mit zwei Kindern?

Zu ernähren in der Mooshütte? — Das war's! Hier hatten sie ein Heim, ein Obdach, einen Schutz gegen Wind und Wetter, gegen Schnee und Eiseskälte — seinesgleichen war kaum in der ganzen Welt, nämlich in jener, die für sie offen lag.

Aber was thun, nachdem die letzten Kreuzer an Kirche und Friedhof bezahlt waren? Arbeiten, was? Niemand war ringsum nahe, der ihrer bedurfte, und zunächst waren die Kinder, die hungrigen, kleiderbedürftigen Kinder.

Sie war die Einsamkeit gewöhnt. Aber wenn die Samstag-Nachmittage herankamen, die Heimkehrstunden von der wöchentlichen Arbeit der Holzknechte herandämmerten, da schnürte es ihr das Herz.

Der alte Vetter, welcher vormals in der Hütte gewesen und jetzt im Armen-Unterstande war, humpelte herbei und sagte ihr: „Treib's wie ich's noch fert (früher) einmal gethan; kauf' einen Baum, schneid' ihn selbst und mit Hilf' nieder, dann führst die Bloch (Blöcke) heim und spaltest sie und machst Schindelholz und verkaufst die Brettl im Schock, was D' immer kannst."

Das war Etwas. Aber schwer, schwer war's doch. Baumschneiden, Blochziehen, Spalten, mit Weidenruthen oder sonstigen Gerten Binden, und wieder mit dem Schlitten, oder einem Karren, über's Gestein Hinausführen, mühselig, kümmerlich, aber Etwas war's, um bei der Hütte zu bleiben. Der Alte langte seine letzten Gelder aus dem dünnen alten Gebetbüchlein, das er bei sich trug und mit einem Bindfaden mehrmals umwunden hatte. Die anderen spärlichen Papiergulden waren hinausgeflogen für Schulden, welche Schmalz, Mehl und Brod bei seinem letzten Abhausen verursachten.

Und so, nach gegebener Weisung, ging's. So geschah's. Sie zog die breite große Säge selbst, wie ein Mann, mit einem gedungenen Helfer, durch den vom Waldheger angewiesenen und mit einem Kreuzhieb bezeichneten Baum. Sie arbeitete schwer, mühselig, sie schleppte und hob schier über ihre Kräfte; aber die vier Kinderaugen lachten ihr, wie einst die zwei des Mannes — und wenn die dünnen Stimmen von Bub und Dirnl mit ihr beteten, unter dem Crucifixe, das oben, und über der dampfenden Schüssel, die unten sichtbar — da war ihr's doch unsäglich wohl und trostreich für ein Zeitl!

So ging's. Und die Karwiesler oder Mooshüttler Kinder mußten mit den nackten Füßen in die Schule, freilich nicht alle Tage, denn man hat ein Einsehen. Aber ging's für sie auch stundenweit, eine Freud war's ihnen doch in der Welt draußen, wo's noch Kinder und Leute, sogar „Herrn Lehrer", „hochwürdigen Herrn Pfarrer" und ein Wirthspaar im großen Hause giebt.

Das Schulgehen wurde in einer der Wochen nach „Peter und Paul" noch spärlicher als sonst, denn die Mutter siechte dahin, es war ihr recht wehe in allen Gliedern, und es wollte die nothwendige Arbeit nicht vorwärts. Sie mußte endlich, trotz allen heißen Kräuterthees, im Bette liegen bleiben, und kein Helfer kam. Die Ziege meckerte den Kindern ihre Noth, und diese leisteten das Mögliche für sie. Eines von ihnen mußte zum Wirthe mit mündlicher Bitte um Brodleihen und den auf der Schul-Schiefertafel geschriebenen Worten der Mutter: „Geduld's um Gotteswillen."

Das wiederholte sich. Der Wirth brummte. Als der kleine Jusl vor der Wirthin stand, mit dem zerschlissenen Hütchen in den Händen, das er darinnen drehte, als er mit seinen großen Augen bittend und fragend in die der Wirthin sah, sagte diese:

„Du, Bub! In der Gaststuben draußen ist ein reisender Herr. Der will Edelweiß haben. Ich hab kein's. Er zahlt Dir ein Büschl und ein paar Stäudl mit Erd' und Wurzeln gut, schau, daß D' eins kriegst, wird wohl leicht ein Brod 'zahlt sein!"

Der Jusl hörte das, faßte den gereichten Laib Brod und lief auf seinen nackten Füßchen über das Gestein davon.

„Halt, Bub!" schrie der Wirth ihm nach und pfiff ihm sogar. Der Jusl wendete sich und kam rasch.

„Bist ja völli ein Narr!" sagte der Wirth. „Heut kriegst es ja nimmer, mußt ja weit hochauf steigen und dermachst das Zuruckkommen nit. Der Herr streicht da in den Oefen (Felsklüftungen) herum. Wenns D' bis moring Abend da bist, hat's Zeit!"

Der Jusl, welcher das Hütl von den reichen Haaren genommen, stülpte es wieder auf, tief zu den großen kohlschwarzen Augen, deren Eindringlichkeit sogar dem sonst gleichgiltigen Wirth fühlbar wurde.

Dann hüpfte der Bub, eilte mehr in kurzen Sprüngen, als er ging, zwischen und über das Gestein auf dem Wege und Steige, heim zur Mooshütte.

Dort, nachdem das Nöthigste ausgerichtet, das Brod gesegnet war und geschnitten für die Kinder allein, winkte der Jusl seinem Schwesterchen, daß sie hinausgingen vor die Hütte, wo die Mutter sie nicht hören konnte.

Dort brachte er flüsternd seinen Plan vor, daß sie die kranke Mutter mit viel Geld überraschen und auf einmal aller Noth ein Ende machen möchten! In seiner Einbildung war der Reichthum des räthselhaften Fremden und der Lohn für das umsonst zu Erlangende riesig gewachsen. Morgen könnte, statt vorgeblich in die Schule, frühzeitigst auf's Hochhorn gestiegen, das Edelweiß erreicht, heruntergeholt und der reiche Lohn in die Hände der freudig staunenden Mutter gelegt werden. Das konnte, ja das mußte sie gesund machen!

Die Kinder schwiegen und waren zärtlich, beteten mit einem gewissen Eifer und schliefen mit ihrem Geheimniß selig ein. Lichte Engelein stiegen in den Träumen durch Wald und Gestein auf und nieder. Als die schlummerlose Mutter im anbrechenden Morgen auf das blühende Gesicht des blonden Angerl sah und auf die braunen Wangen des Buben, da erwachten die Kinder auch bald, gingen zum rinnenden Brunnen, zur Ziege, thaten Alles, um frühzeitig aus der Hütte, auf den Weg zu gelangen.

Jusl und Angerl versteckten die Schultafel und das Büchlein unter Holz, das außen aufgeschichtet lag, und fort ging's, aufwärts, über den Wassersteg, welcher aus einem übergelegten Baum bestand, und empor zum Joch oder Horn. Der Bub wußte den beginnenden Weg, das Mädl kannte ihn ja auch und vermochte vorerst, es dem Buben im Steigen gleich zu thun, denn sie geleitete ihn ja immer und war, bei seiner Oberherrlichkeit und als einziger Spielgenoß, schier selbst in mancherlei Geschicklichkeiten wie ein Bub geworden.

Die Kinder stiegen und stiegen. Zuerst ging's im weicheren Waldesgrunde zwischen den Farren gut, und Beeren gab's da auch allerlei zur leckern Erfrischung. Eine gar feinblättrige Steinfarren-Feder schwang sich bald auf Jusl's Hütlein kühn und im Bogen. Aber aus dem Waldesdickicht heraus wurde es immer steiniger, es galt immer mehr steile Felsblöcke oder glatte Rutschstellen zu überwinden, und gerade weil die Kinder den kürzesten Weg empor suchten, wurde dieser immer unwegsamer.

Daß sie auf Alpenrosen-Gesträuch gestiegen waren, das unter ihren Füßen knackte oder wieder hoch aufschnellte, an ihren Beinchen und Hüften hinan, das kümmerte sie wenig. Eine Handvoll Alpenrosen stak bald an des Dirnls „Leibchen" vorn, der Jusl hatte seinen Hut bald rundum mit den Aestlein der blühenden Dolden zu einer Art flammender Krone gemacht. Was schiert man sich weiter um dies „Rauschkraut", das man an Stellen da mit der Sense mähen könnte, das aber ein Weiterkommen hindert und das, wenn man's in Rückenkörben voll hinabbrächte, von Niemand für Geldeswerth geacht' würd'!

Aber für Edelweiß war ein Seltsamer im Thal!

Wenn man's nur gleich bei dem rothen Rauschkraut auch fände. Aber da muß man noch weit hinauf; denn Alpenrosen und Edelweiß, so gern nebeneinander genannt, das sind gar keine Kameraden, und sie sehen sich, beisammen auf selbem Grund, wie in einem Zier-Gärtlein, nur an auf Bildern, welche der Jusl beim Lebzelter (Lebkuchler), auf großen Herzen mit Zucker, angeguckt.

Also vorwärts, aufwärts! Das bröckelige scharfkantige Gestein einer Riesen (Steinrinne) oder eines Gries (Gebröckel), schürfte, schnitt alsbald die Haut der Füßchen ein, und es that schon manchmal so wehe, daß es vom Jusl tapfer war, der Angerl Nichts zu sagen und ihren Muth nicht zu mindern. Das Schwesterlein kraxelte in getreuer Pflichterfüllung mit nach und verbiß auch den Schmerz, da der Jusl so gewaltig stark that.

Das Mädchen war's, welches hier oben auf der Alp zuweilen stehen blieb und dahinwies in die weite, weite Ferne, in die Thälchen oder grünen Mulden, die sich tief auswölbten, und dann auch auf die hohen gewaltigen schneebedeckten Häupter, in das Gezacke, welches bei einem Ausblick ringsum sichtbar war und schier kein Ende nehmen wollte unter dem fernen Himmel, wie eine immer mehr hinweggerückte, riesige, zackige Gold- und Spitzenborte am Gewande einer Heiligen, die in der Kirche zu sehen.

Aber die Südseite, welche Jusl hinanstieg, war nicht die richtige, es galt immer mehr über schwierige Stufen und Steingebröckel an jähen Rändern oder steilen Abhängen herum zu gelangen, und so krochen die Kinder oft auf allen Vieren, klammerten sich behutsam an den bröckeligen Rest einer kümmerlichen Latsche (Legföhrenstrauch) oder eines Wurzelgehänges, wenn nicht gar bloß mit den Fingerln in's Gestein.

Zuweilen eilte Jusl eilig zu einer Stelle, wo er ein weißes flaumiges Geblätter flimmern sah, aber bald hatte er ein anderes Kräutlein, einen Speik oder einen Eiswermuth, in der Hand über dem Stückchen schwarzer Erde, das zwischen Gestein stak, aber kein Edelweiß. Das Blumensternl ist wie die Himmelsstern', auf weitem unendlichen Raum, wo doch so viele Platz hätten, gar nicht zu sehen, und dann auf einmal, an einer Stelle ist's da und leuchtet's!

Jetzt nach stundenlangem Irren, Fährlichen und Steigen in der menschenleeren Oede, worüber nur die Geier kreisten, stand Jusl, sah wieder aus ringsum, und da ersah er plötzlich ein weißes Blühen! Unverkennbar deutlich, aber doch noch nicht erlangt war's. Dort drüben stand's, wie ein helles Gartenbeet im gelbröthlichen Gestein. Er sah das Wiegen der Ständlein oder Stänglein und das Nicken der großen Sterne darauf. Ah! Ah!

Er zeigte dahin. Die Kinder jauchzten hinüber. Aber dahin zu gelangen war schwer. Man mußte vorerst noch höher und dann links über einen Felsenbruch absteigend, dahin auf die schräge Platte.

Jusl stand, deckte die Hand über die Augen, sah dadurch klarer und wies der Angerl das Blühen.

Das Kind wiederholte sein freudig Aufschreien.

Und nun bekam der Bub neuerdings Muth. Vorwärts ging's.

Bevor man zu jenem Edelweiß-Gärtlein gelangen konnte, war an einer Wand ein schmaler Felsenrücken zu begehen, über den man wohl vorwärts kommen konnte, denn es standen so viele Felsblöcke auf, daß man sich zwischen durch zu schlängeln vermochte. Sodann endeten die Blocklager, war ein Abhang, ein steiler, rissiger Abhang, und sie standen vorerst Beide miteinander, mit dem Rücken an den Fels gelehnt, mit den Füßen fest im abhangenden Gestein.

Da war's, daß Angerl bebte und doch einmal sagte: „Jusl, laß das gehn, wir kommen nit hin, und es ist zu arg. Lassen wir's für wo anders oder . . . gar nit!"

„Wo denkst denn hin!" sagte der Bub. „Werden wir so weit gestiegen sein und nix erlangen?"

Er reckte sich und beugte sich nach jener Seite.

„Nur noch einige Sprüng weit," sagte er, „und dann dahin! Seh hinüber, wir sind nit weit weg davon. Zuerst kommt ein Fleck Mias (Moos). Auf den hinab müssen wir springen. Ich voraus und Du nach. Alsdann kann ich mich schier hinunterwalzen über die Leiten und wir sind dabei . . . beim Edelweiß!"

Es war dem Schwesterl auch nicht um's Widersprechen. Der Jusl that sogleich was er vorgedeutet, und so überwanden sie die Schwierigkeiten. Bitter war das Hindurchwinden, das Quetschen der Füße zwischen Felsblöcken, aber vorwärts ging's!

Und ein sorgsam Klammern mit den Fersen und Zehen in das rieselnde Gebröckel oder Stufengestein, dann ein Sprung — Angerl noch immer nach dem Jusl, der, einmal zurückschauend, ihr unter dem besträußelten Hut winkte. Und dann noch ein Sprung, Jusl hatte die unterste Stufe, und er jauchzte!

Das Mädl hatte den Athem verhalten, so bange war ihr nun um Jusl's Thun und um sie selbst. Sie klammerte sich mit den Händen an den emporreichenden Abhang hinter ihr und stand.

Die Kinder waren wie die Zicklein, klein und geringe in den riesigen Felswänden und Geklüften; der weite, weite Himmel, mit sorglos ziehenden Wolken über ihnen.

Jusl wollte, vorlaufend, gar nicht nach der Angerl sehen, ob sie komme oder nicht, denn sie mußte ja folgen, und wenn sie nicht folgte, so war doch er an seinem Ziele — und mit einem kräftigen Jauchzer wollte er nach dem Edelweiß langen!

Da lief er vor, sah nicht, daß das Moos überhing, und im Vorlaufen rutschte es unter seinen Beinen neben dem Fels ab. Er griff mit einer Hand rasch zurück, um sich zu klammern . . . er griff ein Augenzucken lange in Erde und dünnes Gewurzel . . . und dann hinab ging's . . . ein Ruck, ein Sturz, in einen Spalt!

Er schrie auf!

Es gellte der Schrei furchtbar in die Lüfte. Der Angerl krallte er in's Herz.

Der Schrei hallte seltsam wieder, noch einmal schwächer, dann . . . war's ganz stille.

Angerl horchte eine Secunde, zwei, dann sprang sie wie betäubt auf die nächste Stufe, aber sie konnte nimmer so flink, so recht springen, wie es der Jusl gewollt und jetzt ihm nicht nach — da stand sie nun auf einer kleinen schrägen Platte, nicht größer, als daß ihre Füße stehen konnten, sie wußte nicht wie sie dahin gekommen.

Zurück konnte sie nicht und wollte sie nicht; und als sie dahin sah, wo sie erst noch den laufenden Jusl gesehen, da erblickte sie ihn nicht mehr, auch kein Moos, einen leeren, einen am Rande schwarzen und darunter gleich gelben Fleck . . Schrie er nicht nochmals? . . . Nein, nein, stille war's!

„Jusl!" kreischte sie mit aller Gewalt ihrer kleinen Kehle.

Da war's ihr noch, als hörte sie wieder ein Rollen, Stürzen, Krachen, und lösten sich Steine und tosten in die Tiefe nach und verhallten dumpf.

„Jusl! Jusl!"

Sie zitterte in den Knieen. Sie starrte nach jenem Fleck. Sie sah einen Abgrund aufgethan, sonst Nichts. Kein Brüderl meldete sich . . . stille, stille.

Das Kind sah starrend von seinem Felsstück hinab in den am Rande lichtern, darunter aber schwarz sich vertiefenden Abgrund . . . Nichts weiter sah sie, und sie mußte die Hand ans Gestein klammern, die Füße knickten ihr schier ein, sie zitterte, sie konnte, schwach geworden und von Angst befallen, nur schwer sich kauern, und wollte bleiben und vergehen!

Sie wußte dann weiter Nichts, sie verlor das Sinnen . . . sie blieb!

Die Mutter wartete daheim auf die Kinder in der stillen Hütte. Sie kamen zur gewohnten Zeit nicht. Auch längeres Harren und Ersehnen hatte keinen Erfolg. Sie lag zu Bette und war einsam und konnte ihren Schmerz Niemand sagen. Allen Trost, den sie sich selbst gab, machte das Harren wieder zunichte, alle Bitten zum Heiland hatten keinen augenblicklichen Erfolg.

Der Abend dämmerte herein. Sie machte sich auf von dem Krankenlager, blickte hinaus, ringsum, als müßte sie aus Baum und Gestein Menschen machen, um sich doch sagen zu können, dort sind sie, doch rühren sie sich nicht. Sie schrie sogar in die Lüfte. Sie mußte sich in der Verzweiflung dann noch auslachen darüber, daß die Kinder nahe sein könnten und ihr antworten. Vergebliches Harren, vergebliches Starren und Verzweifeln bis in die Nacht, vergebliches Hoffen, daß der Tod ihr das Herz sogleich brechen und sie von unsäglicher Pein erlösen werde!

Sie wollte in der Nacht hinaus, zu Leuten. Aber wohin? Sie hätte müssen nach weitem Wege an geschlossene Thüren pochen, rütteln und, als Tolle angesehen, fragen, ob man ihre Kinder verberge, verhalte!

Des Morgens jedoch, als das erste Fahlgrau über den schwarzen Felsen brach und man das grollende Wasser von dem Grund zu unterscheiden vermochte, eilte sie hinaus den Weg aus der Enge in's Oertl, und sie frug und frug.

Die Kinder waren nicht in der Schule gewesen, Niemand hatte sie gesehen.

Auf! Auf! um sie zu suchen!

Keiner hatte eine Ahnung, wo. Dem Wirth jedoch dämmerte auf, was er gesagt. Und er verlautete zuerst kein Wort davon. Doch durch Häuerleute, die er hatte, sendete er zu Holzknechten, der Waldheger kam zufällig herbei, und so wurde nach Aussagen der Mutter, welche wie sterbend aussah, in der Richtung gesucht, wo die Kinder sein mochten.

Der Wildheger und ein junger Holzknecht sahen, bei ihrem Suchen immer höher gelangend, die Spuren in dem niedergebrochenen Alpenrosen-Gesträuch, sie folgten, sie trennten sich auf zweifelhaft erscheinenden Pfaden und riefen sich immer in der weiten Einsamkeit zu. Mit Spurenkenntniß und Einsicht in die nur dem Heger bekannten Gerisse, fanden sie, ersah eigentlich der Waldheger zuerst Angerl.

Dort hockte sie im Lichte, lehnte sie vielmehr, als sie saß oder stand, an der Felsenmauer und konnte von dem Steinblock nimmer abspringen . . . da war das Kind, nach der Nacht im wilden Gestein . . . sein blondes Haupt hing hinab wie geknickt, als wär's an einem Strauche vergangen; da war's wie regungslos, als sollte es nur noch vom nächsten Wind, wie ein welkes Blatt, das er hierhergetragen, hinweggeweht und irgendwo zum Abgrund hinabgeschleudert werden.

„Angerl!" war der kräftige Aufschrei aus der starken Brust des Mannes.

Das Kind wendete nicht das Haupt.

Ein zweiter markdurchschütternder Schrei, wie ihn die Leute in dem Alpengestein haben, folgte, und das Kind rührte sich leise, streckte die Aermchen vor, empor, in der einen Hand sah der Mann sogar ein Büschelchen Edelweiß. Sie hatte, ringsum greifend, an dem Gehänge einige Stämmchen gefunden, die sie vorerst nicht bemerkt.

Und noch ein Anruf und Fragen.

Aber sie stotterte auf den Anruf Unverständliches, Undeutliches, aus dem nur der Name Jusl mehrmals hervortönte.

Die Männer, die sich nach ihren Zeichen wieder zusammenfanden, mußten mit ihren Alpenstöcken und gegenseitig stützenden Armen sich hinzuhelfen. Der Aeltere, der Waldheger,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

stemmte fest den eisernen Stachel seines Stockes vorauf in das Gestein, und der Jüngere, der Holzknecht, daran haltend und seinen eigenen Stock kräftigst nützend, stieg, trat hinzu, faßte das Kind, das eine Stufe höher war als er und sich in seine Arme fallen ließ. Er schlang rasch einen Ring des Strickes, den er über eine Schulter und die Brust lose hangen hatte, um den Leib Angerl's ... in seinem Arm saß sie, an ihm hing sie vielmehr ... ein Gleiten hinab über den steilen Fels, während der Stock die eine Seite sicherte, und dann ein Griff in den entgegengestemmten Stock des Hegers, und nun ein Sprung, und breiter, gangbarer Boden war erreicht!

Die Männer trugen das ohnmächtige, das verstört dreinsehende Kind, das unter seinem wirren Blondhaar die Augen bald schloß, bald mit diesen weit aufgerissenen Augen starrte. Es sprach nur Unzusammenhängendes und wies stetig nach dem Abgrund hin.

Die Männer erkannten den Spalt, die Kluft, sie wußten, wo Jusl hingelangt. —

Und als die Männer die Glieder des Kindes betasteten, waren diese ganz; nur unter dem Blondhaar war gestocktes Blut, und es mußte das Dirnl wohl in der Nacht wo angestoßen sein, oder hatte doch noch gestern einen Sprung versucht, einen Fall gethan und war auf jener letzten Stelle geblieben, wo es ohne Weiterkönnen gefunden wurde.

Nachts, eine ganze Nacht in solcher Einsamkeit, unter den Sternen ... kein Brüderl ... fern der Hütte, die tief unten im Thal nächst dem Wasser ... und hier der lechzende Gaumen ... Schreie nach der Mutter, nach Jusl, nach Leuten ... das aushallende Echo ... fern verschwimmend in's Leere ... die kranke Mutter ... das Kind war nun zuweilen wie verstandesschwach geworden, zuweilen redete es heftig und zeigte, wie zuckend, mit den Armen stetig nach einem Flecke.

Hinabgebracht in die Arme der Mutter, waren Angerl's Wänglein überaus geröthet, ihre Augen voll unheimlichen Leuchtens, der Hals war vom Rufen, Schreien, Weinen, Aechzen angeschwollen ... sie erwachte aus dem ersten langen Schlafe und redete und erzählte viel mit seltsamer Hastigkeit, dann fiel sie wieder in eine Art Halbschlaf, sie phantasirte ... sie war heftig fiebernd geworden, und es schüttelte zuweilen den ergriffenen kindlichen Leib.

Jusl kam nimmer wieder, er war unauffindbar. Es ward gehofft, daß ihn das Wildwasser wo bringen werde, wenn nicht etwa die Geier durch ihren stetigen Flug an eine Stelle verrathen würden, wo eine Lockung für sie vorhanden; doch es zeigte sich Nichts.

Das ins Gekläfte gestürzte Kind, seine gebleichten oder gemorschten Gebeine kamen nie wieder zum Vorschein.

Von der Mooshütte weg ward wieder ein Schlitten gezogen und darauf lag die im Leben beklagenswertheste gewesene der Mütter, jetzt erlöst; und die ewige Seele des sterblichen Leichnames feierte wohl ein Wiedersehen drüben mit Vater und Kind!

Das Dirnl ward, als ärmstes, von der Gemein' in die Pflege, an die mindest verlangende Armuth, in eine Hütte gegeben. Da wuchs es auf, blieb wie es nach seiner Krankheit geworden, nämlich verworren, oder wenigstens geistesschwach, unfähig, mehr als das Nöthigste zu begreifen, war ein Depp!

Der Gast des Wirthes war damals ohne Edelweiß abgezogen.

Angerl hatte in den Jahren viel um sich von Edelweiß reden gehört, sie hatte eine Neigung für die Blumen. Die Hüttelleute, denen sie nun zugehörte, sorgten auch dafür, daß das junge Dirnl Sträußlein in die Hand bekam und sie den Fremden, die des Weges zogen, anbot.

Ihr Gesicht war wunderhübsch, ihr Haar goldblond und ein wenig kraus oder gewellt, ihr Auge wie ein See ohne wechselnden Himmelsglanz.

So hatte ich sie ersehen.

Es ging ihr Nichts von den Lippen so gut wie: „Kauft's Edelweiß!"

Nachdruck verboten.

Die modernen Stickereien und Spitzen in der Exposition des Arts de la femme in Paris.

Von Tina Frauberger.

Die Ausstellung im Industrie-Palast litt bei ihrer Eröffnung an jener Unfertigkeit, an die wir uns bei ähnlichen Gelegenheiten nachgerade wohl oder übel gewöhnt haben.

Vollständig abgeschlossen waren nur die Ausstellungen der Schulen des Auslandes, unter denen Oesterreich mit seiner Abtheilung der weiblichsten aller weiblichen Kunstarbeiten, der Stickerei und Spitzenarbeit, hervorragt.

Die k. k. Fachschule der Kunststickerei, die Abtheilung der Kunststickerei des Frauen-Erwerb-Vereins, die k. k. Spitzenschule, alle drei in Wien, sind reich und schön vertreten und ergänzen die Lücke, die sich auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1889 fühlbar gemacht haben würde, wäre Dänemark, das jetzt fehlt, nicht so reich und gut vertreten gewesen.

Die ausgestellten Arbeiten der k. k. Fachschule für Kunststickerei bestehen aus mehreren kleineren und größeren, sehr schön ausgeführten Weißstickereien auf feinem Leinen und feinstem Batist, sowie Buntstickereien für profane und kirchliche Zwecke. Das Hauptstück bildet der Chormantel aus Silber-Brocat mit reicher Gold-, Silber- und Seidenstickerei, den wir bereits im Beiblatt des Heftes 17 der „Illustrirten Frauen-Zeitung" unter der Rubrik „Handarbeiten" besprochen haben.

In 20 Tafeln mit 74 Stück hat der Wiener Frauen-Erwerb-Verein die Arbeits-Leistungen von 20 Schülerinnen mit 2-, 3-, 4- und 5jähriger Lehrzeit ausgestellt. Auf diesem verhältnißmäßig kleinen Raum sind die Handarbeits-Techniken der ganzen Welt mit all den Variationen, die ihnen Europa mit seinen Anschauungen, seinen Bedürfnissen und seinem Geschmack einst gab und giebt, vertreten.

Vom Kreuzstich angefangen bis zu den feinsten Nadelmalereien sind die Jahrgänge in schöner Anordnung geschmackvoll zusammengestellt. Weißstickerei, Leinendurchbruch, Leinenstickerei, Franzen, bunte Spitzen, Filet, Aufnäharbeit, Seiden- und Goldstickerei — Nichts fehlt, und jedes Stück bietet eine Fülle von Motiven, hat einen Reiz der Farben, macht einen so vornehmen Eindruck, daß auch das mehr auf das Decorative gerichtete Auge des Franzosen staunend auf den Arbeiten weilt. Die Tafeln hängen zum Theil an der Wand, zum Theil liegen sie auf Tischen und sind doppelt verglast, um die Möglichkeit zu bieten, die gleichseitigen Stickereien von beiden Seiten zu sehen.

Die k. k. Spitzenschule zeigt Frankreich, das einst die Führung in der Spitzen-Industrie hatte, was Oesterreich heute im Stande ist, darin zu leisten. Ueberall gute, genaue Zeichnung, überall volles Verstehen der Technik, sowohl was die Nadel- als die Klöppelspitzen betrifft. Beinahe alle Muster lehnen sich an alte Vorbilder an oder sind doch im Hinblick darauf entworfen. Unter den Klöppelspitzen fällt eine Nachahmung der venetianischen Relief-Spitze auf und bei den Nadelspitzen findet sich eine Tafel mit einer seidenen Spitze mit Perlmutter-Einlagen. Ovale Scheiben sind mit einer seidenen flachen Schnur umfaßt und bilden das Muster.

Ueberaus fein und schön sind die richtigen Spitzen gearbeitet, Klöppel- und Nadelspitzen jeder Zeit und Art, Genueser und Brabanter, Reticella, Punto a rilievo, Point de rose, Point d'Alençon, Point d'Argentan, Spitzen mit Gold- und Silberfäden als Einlage, alle sind vertreten. Oesterreich kann mit Recht auf seine Leistungen in der Spitzenarbeit stolz sein.

Neben der österreichischen Abtheilung befinden sich die Schulen der Ville de Paris, les écoles professionelles municipales de jeunes filles.

In den Schulen Oesterreichs spielt die reine Zeichnung und vollkommene technische Durchführung, in denen Frankreichs das Decorative, zuweilen unter völliger Hintansetzung der Zeichnung und der Formen, eine Rolle. Wer übrigens die moderne französische Stickerei nach den Arbeiten der Pariser Schule beurtheilen wollte, würde eine falsche Meinung davon mitnehmen, denn sie sind unbedeutend und bieten nicht mehr als jedes einfache Stickereigeschäft in Deutschland.

Ein klareres Bild und ein begrenztes systematisches Vorgehen zeigt sich in den Arbeiten des Cours municipal de broderies artistiques de la ville de Lyon, wiewohl auch hier der Zweck der Stickerei, Decoration zu sein, berücksichtigt ist. Im ersten Jahr arbeitet die Schülerin Musterstücke. Sie bestehen aus in Wolle, Seide und Chenille (letztere ist ein beliebtes Arbeitsmaterial) auf Sammet und Seide gestickten Blumen und leichten Aufnäh-Arbeiten. Im zweiten Jahre wird das Gelernte praktisch angewendet; im dritten übt sich die Schülerin im Componiren von Stickerei-Mustern, und im vierten Jahre wird die Bildstickerei gelehrt. Der Unterricht in der Leinenstickerei scheint zu fehlen. Keine der zahlreichen Arbeiten der Lyoner Schule erhebt sich über Leistungen mittleren Grades, wiewohl ein Streben nach dem Besten unverkennbar ist. Auch zeigt es sich, daß es einer französischen Stickerin weder an Geduld noch an Ausdauer, wohl aber an Gründlichkeit des Stickerei- und Zeichen-Unterrichts fehlt.

Besseres als die Schulen leisten die Stickerei-Ateliers im Verein mit den Decorateurs. Hier kommt die Tradition, der Einfluß der Gobelins, die Geschicklichkeit der französischen Musterzeichner mit ihrer genauen Berechnung auf decorative Wirkung am stärksten zum Vorschein.

Die Muster von Gobelins werden vielfach noch mit dem einst auch in Deutschland viel verwendeten und völlig mißverstandenen Kreuzstich (petit point genannt) nachgeahmt. Teppiche, Wandteppiche, Kaminschirme, Bilder, Sessel und sonstige kleinere Arbeiten in dieser Art sind reich vorhanden.

Eine gestickte Nachahmung im großen Stil ist in zwölf Theilen ausgestellt: zwölf Monate nach Zeichnungen Audran's (von der Gobelin-Manufactur mehrmals ausgeführt). Der Grundstoff besteht aus gelber Seide, auf welche das Muster in Seide, Chenille und Gold aufgestickt ist.

Reizend von der Ferne ist eine Portière mit einem fortlaufenden Muster von halb naturalistischen, halb stilisirten Disteln. Die Blätter aus grüner Seide, die Blüthen aus weißem und gelblichem Plüsch sind auf rothen Sammet applicirt und dann soviel bestickt, als das Aussehen einer Distel erfordert. Die ganze Arbeit ist leicht und rasch, sozusagen skizzenhaft gemacht und kennzeichnet den auf das Praktische und Verkäufliche gerichteten Sinn des Franzosen, der in seinem ewigen Streben nach Abwechselung oft die absonderlichsten Blüthen erzeugt.

Eine solche wird durch einen Kaminschirm aus hellgrüner Seide repräsentirt. In der Mitte des Stoffes befindet sich ein gefüllter Blumenkorb, an den vier Seiten laufen Blumen-Guirlanden mit Schleifen. Korb, Blumen und Blätter sind gehäkelt, die Schleifen aus Band gebunden und Alles sodann auf den Stoff als Relief aufgenäht. Die ganze Arbeit, in einem gelblichen Ton gehalten, wirkt wie ein Stuck-Relief auf grüner Wand.

Noch Manches wäre aufzuführen, doch würde es dem Bilde, das die französische Stickerei auf der Ausstellung: Les Arts de la femme bietet, keine andere Beleuchtung geben. Man hätte unter diesem Titel eine weit größere Betheiligung Frankreichs und im Besonderen von Paris erwarten können. Auch sind nicht einmal alle Gebiete der Stickerei vertreten. So fehlt zum Beispiel das Fach der Weißstickerei gänzlich. Gerade hierin hat Frankreich einst viel Schönes und Zierliches geleistet und leistet es noch, wie man in den Schaufenstern selbst der kleinen Wäschestickerei-Geschäfte bemerken kann. Der Mangel der französischen Weißstickerei fällt um so mehr auf, als die Wiener Schulen ganz Außerordentliches darin bieten.

Von den anderen Ländern, die sich an der Ausstellung betheiligt haben, ist zuerst England zu nennen, das leider nur Zeichnungen und Aquarelle, von Frauenhand ausgeführt, gebracht hat. Die Kunststickerei-Schule in Kensington ist mit keiner einzigen Arbeit vertreten, wie man es wohl bei einer solchen Ausstellung mit Recht erwarten dürfte.

Für Rußland war ein großer Raum reservirt worden. Da man mit den eingeschickten Arbeiten, die aus Zeichnungen und Farbenskizzen nach alten Original-Gegenständen und einigen zierlichen Entwürfen von Schülerinnen der Mädchen-Zeichenschule in Petersburg bestehen, nur eine Wand bedecken konnte, so hat Frankreich den übrigen Theil mit seinen eigenen Leistungen gefüllt.

Die Kronländer Oesterreich-Ungarns haben in dem großen Ehrensaale viel an haus-industriellen Arbeiten ausgestellt. Besonders Böhmen hat Manches beigebracht, das mehr durch Farbenfülle, als durch Schönheit auffällt. Unter der Menge verschwinden die Arbeiten der Prager Kunststickerei-Schule, die von den czechischen Haus-Industrien stark beeinflußt scheint und zumeist nur bunte Leinenstickereien und Leinendurchbruch-Arbeiten in sauberer Ausführung bietet, beinahe ganz.

Schweden und Norwegen, Spanien, Italien, Belgien und Holland, die Schweiz und Deutschland haben kein Interesse an einer Ausstellung der Künste ihrer Frauen bethätigt, vielleicht aus dem Grunde nicht, weil sie die Weltausstellung 1889, Deutschland ausgenommen, beschickt hatten.

In der retrospectiven Kunst ist vom Pariser Kunstgewerbe-Museum und von Privaten an Stickereien und Spitzen jeder Art, an gestickten kirchlichen Ornaten und an gestickten Gewändern ein großer Schatz zusammengebracht worden. Hat man diesen genügend studirt, so bleibt noch die Ausstellung chinesischer und japanischer Sachen. Unter diesen bilden viele kleine Stickereien, die zum Theil in ihrer Winzigkeit wahre Muster der Stickereikunst bieten, eine ergiebige Fundgrube für Diejenigen, die sich an Stil und Decoration satt gesehen haben und sich nach Natur sehnen, wenn sie auch nur auf einem Läppchen Seide getreu und mit Liebe festgehalten erscheint.

Nachdruck verboten.

Laguna viva — Laguna morta.

Siehe das Bild, Seite 137.

Im vollen Sonnenschein, goldig im Wasserdunst verschwimmend, liegt Venedig hinter uns. Tief hinabgetaucht in die perlmutterartig schimmernden Fluthen ist die den Canale Grande umsäumende steinerne Pracht; wir sind allein mit der echten, durch keine historische Reminiscenz verfälschten Melancholie der Lagune. Wer den Pulsschlag Venedig's hören will, lausche vom Canale della Giudecca nach der Riva degli Schiavoni hinüber, wo das bunte Gedränge der Barken und Segelboote seinen stillen Abschluß findet in dem wunderbaren Hintergrunde der Zecca, des Dogen-Palastes und der Marcus-Kirche. Wem das Auge müde geworden ist von den goldig überglänzten Palast-Mauern mit den leeren Fensterhöhlen, wem der Sinn trübe wurde unter der Wucht geschichtlicher Erinnerungen, die gar seltsam hineinragen in die Gegenwart, der fahre hinaus aus den engen Wasserstraßen nach Südwest, wo die grüne Fluth sich schier unabsehbar dehnt, hier und da einen langgestreckten Lido umspülend. Laguna viva — geschäftig eilen die Fischerboote zwischen den Capisaldi — den die Fahrstraße säumenden Pfählen — dahin. Die nervige Hand des Bootführers läßt hie und da das Ruder sinken und fährt an den Hutrand, um eines jener winzigen Tabernakel zu grüßen, die wie Nistkästchen mit ihren Madonnenbildchen an einzelnen Pfahlspitzen hängen und gar hülflos auf den Schiffer herabblicken, den sie schützen sollen vor den eingebildeten Gefahren der harmlosen Lagunenfahrt. Laguna viva — bis nach Fusina hin dehnt sie sich, eine bewegte Fahrstraße, die Bewohner der Sandinseln verbindend. Nordwestlich aber brütet es dumpf und regungslos — Laguna morta. Unzählige Wasseradern durchfurchen den brodelnden und dampfenden Sumpfboden, der das Festland von der Inselstadt scheidet. Beide verschwimmen im Wasserdunst, durch dessen Schimmer sich das mächtige, die Laguna morta überspannende Band der Eisenbahnbrücke hinzieht, das einzige Bindeglied zwischen der einstigen Beherrscherin der Adria und ihrem Hinterlande. Zwischen Laguna viva und Laguna morta träumt sie ihn weiter den alten Traum von einstiger Pracht und Größe, und wenn jenes schmale, auf Rosten und Pfählen ruhende steinerne Bindeglied nicht wäre, würde sie über kurz oder lang hinabsinken in die Fluthen der Adria, eine Märchenstadt, die glanzvolle Erinnerung mehrerer Jahrhunderte mit sich begrabend.

Nachdruck verboten.

Ein Striker.

Siehe das Bild, Seite 141.

Wie sich die Bilder des Lebens in der wiederspiegelnden Erinnerung kaleidoskopisch verschieben, symmetrisch zusammenschließen und gegensätzlich auseinander flattern, ein seltsam schillerndes Farbenspiel! Warum erinnert mich der trotzige Bua in Wadenstrümpfen an den Componisten im Frack, dessen jüngst im Opernhause aufgeführte romantische Oper ihn aus einem vielbegehrten Salon-Helden beinahe zum wirklich berühmten Manne gemacht hat? In meiner Erinnerung taucht er auf, ein verblaßtes Abbild Chopins, mit lang aber leider straff herabhängendem Haupthaar, lebensmüden Augen und melancholischem Schnurrbart: Colorit und Charakter semmelblond. Als Säulenheiliger an der Thür des Musiksaales lehnend, nimmt er, wie die Rose ihren Thau, die durch verzückte Blicke markirte Huldigung der Menge entgegen, schweigt und träumt. Da naht ihm schüchtern die Dame des Hauses, ein noch schüchterneres junges Mädchen an der Hand führend: „Meister, würden Sie wohl die Güte haben, meine Tochter zu begleiten; sie möchte die Trubadour-Lieder singen." Die schlaffen Lider senken sich noch tiefer über die müden Augen, und unter dem hängenden Schnurrbart hervor klingt es kühl, jede Silbe betonend: „Ich begleite nie, meine Gnädige, am allerwenigsten im Salon." Der Meister striket. Höflich ist's eben nicht, aber der Kampf um's Dasein nimmt nun einmal seltsame Formen an.

Der Sepperl in Wadenstrümpfen hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Chopin, aus seinen dunklen Augen blickt nichts weniger als Lebensmüdigkeit: Colorit und Charakter schwarzbraun. Aber auch er steht mitten im musikalischen Strike, ganz wie sein College im Frack! Die Kathi hat ihn geärgert, und da kann die blonde Leni reden so viel sie will, er schlägt halt mit die Zither, wenn die Kathi singt. Er wird seine Lohnerhöhung schon erreichen, und wär's auch nur ein unausbleibliches Versöhnungs-Busserl mehr. Bös ist die Kathi, aber sie wird schon wieder gut werden, weil sie ihn braucht zum Singen und — zum Liebhaben.

Der Strike bei der Arbeit und der Strike in der Geselligkeit sind gar verwandte Erscheinungen. Dort „stellt man die Arbeit ein", und hier „macht man sich rar". Der Zweck ist derselbe: Erhöhung des Lohnes und der Anerkennung durch zwangsweise vermehrte Nachfrage und willkürlich verminderte Angebot.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Osterlilie (Lilium Harrisi). Die stattlichste der verschiedenartigen Blumenzwiebeln, welche im beginnenden Herbst den Blumenfreundinnen angeboten werden, und zweifellos eine der interessantesten Zwiebeln zur Topfkultur ist Lilium Harrisi. Man hat diese neuere Lilienart Osterlilie genannt, weil sie, jetzt gepflanzt, bereits im April, oft auch schon früher blüht. Die Osterlilie verdient in mehrfacher Hinsicht die Beachtung der freundlichen Leserin. Zunächst ist diese Lilie die geeignetste Art zur Cultur im Blumentopf und dann ist sie auch die einzige Art, die im Kreislauf des Jahres zweimal ihre Blüthen entfaltet. Aus jeder Zwiebel treiben sich ein bis drei gegen einen Meter hoch werdende, kräftige, reich beblätterte Schäfte, die schließlich in mehrere Blüthenknospen enden. Aus diesen langen, anfangs grünen Knospen entwickeln sich sehr stattliche, trompetenförmige, reinweiße Blumen. Oft, noch ehe diese Blumen verblühen, zeigen sich junge Schößlinge, die, nachdem die alten Triebe entfernt, rasch emporwachsen und im Juli oder August zu blühen beginnen. Die Osterlilien werden am besten im September und October gepflanzt. Hierzu nimmt man eine kräftige Erdmischung (vier Theile Mistbeet-Erde, $^1/_2$ Theil Sand und eben soviel verrotteten Lehm) und Töpfe von 15—17 Centimeter oberer Weite. Auf das Abzugsloch eines solchen Topfes wird die übliche Scherbe gelegt, dann füllt man etwa 3 Centimeter Erde ein, drückt sie mit der flachen Hand fest, setzt die Zwiebel auf und giebt dann noch soviel Erde in den Topf, daß sie grade bedeckt ist. Die geschilderte Pflanzart wird meinen freundlichen Leserinnen sonderbar erscheinen, denn die Blumentöpfe werden dabei ja gar nicht gefüllt sie bleiben vielmehr mindestens bis zur Hälfte leer, aber nur vorläufig. Die Lilien haben die Eigenthümlichkeit, aus der Zwiebel nur wenig Wurzeln zu entwickeln, dafür aber ein reiches Wurzelwerk aus dem unteren Theil der aus den Zwiebeln hervorwachsenden Triebe in die Erde zu senden. Haben nun die auf die vorstehend geschilderte Art gepflanzten, tief im Topfe sitzenden Zwiebeln etwa 10 Centimeter lange Triebe gebildet, so fängt man an, nach und nach so lange Erde in die Töpfe zu füllen, bis nur noch der erforderliche, zur Aufnahme des Gießwassers nöthige Rand bleibt. Sind die Lilien nach meinen Angaben gepflanzt, so stehen nach Füllung der Töpfe die unteren Stengeltheile in der Erde, sie können sich also bewurzeln und kräftig entwickeln, was nicht der Fall ist, wenn auf gewöhnliche Weise gepflanzt wurde. Anfangs gießt man die Osterlilien nur ganz wenig, zeigen sie aber Leben, so darf reichlicher bewässert werden. Im übrigen ist die Cultur dieser schönen Lilien einfach und es genügt zu wissen, daß sie im Winter einen hellen Standort in kühlem aber frostfreiem Zimmer, im Sommer dagegen einen Platz auf dem Blumenbrett vor dem Fenster oder im Garten fordern. Ungeziefer darf bei der Osterlilie nicht aufkommen, die Blumen verkümmern sonst, man halte also die Augen offen und bestäube die vorher in's Wasser getauchten Pflanzen mit Zacherlin oder Tabakstaub, sobald sich thierische Schmarotzer zeigen

Wie man Kürbisfrüchte präparirt. Zahlreiche Zierkürbis-Arten mit oft hochinteressant gestalteten und gezeichneten Früchten werden gegenwärtig häufiger als in früheren Jahren in den Gärten angepflanzt. Gegen den Herbst hin nimmt man in der Regel die schönsten Früchte ab, um sie als Zimmerschmuck zu verwenden, aber die Freude ist meist nur von kurzer Dauer; denn bald fangen die Früchte zu faulen an und müssen dann entfernt werden. Will man Kürbisfrüchte dauernd erhalten, so müssen sie präparirt werden, und ich will hierzu den freundlichen Leserinnen die erforderliche Anleitung geben.

Die zu präparirenden Kürbisse werden vor Eintritt der völligen Reife geerntet. Bei Kürbissen mit rundlichen Früchten schneidet man den oberen Theil der Frucht mit dem daran befindlichen Stiel halbkreisförmig mit scharfem Messer ab. Nachdem aus der so geöffneten Frucht die Samenkörner mit der Hand entfernt worden sind, nimmt man einen Löffel und schabt mit demselben alle fleischigen Theile sorgfältig aus dem Innern der Frucht ab. Sehr lange schlangen- oder flaschenförmige Früchte muß man in zwei Hälften spalten oder aber man muß einen schmalen Streifen der Schale in ihrer ganzen Länge entfernen, um sie in der erforderlichen Weise aushöhlen zu können. Die nach vorstehenden Angaben behandelten Kürbisfrüchte werden, bis sie völlig ausgetrocknet sind, so auf eine mäßig warme Stelle des Ofens gestellt, daß der hohle Theil nach unten gerichtet ist. Mit absonderlich gestalteten, präparirten Kürbisfrüchten lassen sich in großen Salons originelle Wand-Decorationen herstellen, runde Kürbisse können, mit Schnüren versehen, als Ampeln Verwendung finden und außerdem der Aufbewahrung mannigfacher Gegenstände dienen. Sehr interessant sehen einfarbige Kürbisse aus, in die man mehrere Wochen vor ihrer Abnahme mit einem Nagel oder Bleistift Monogramme oder Zeichnungen eingeritzt hat. Die so der Frucht beigebrachten leichten Verwundungen veranlassen gleichmäßige helle Geschwülste, durch die Monogramme bezw. Zeichnungen erhaben hervortreten.

Kostüm und Haltung tadellos.

Siehe den Artikel „Einige Betrachtungen über das Reiten der Damen."

Fürs Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Wasser im Haushalt. — Als Getränk, für die Bereitung der Speisen und die Reinlichkeit des Hauses gleich unentbehrlich, ist das Wasser, je nach seiner verschiedenen Beschaffenheit mehr oder weniger für die eine oder andere der genannten Verwendungen geeignet. Wenn wir als Trinkwasser das der Quellen und Brunnen — hartes Wasser — bevorzugen, so dient das weiche „Regen- oder Schneewasser" fast ausschließlich häuslichen Zwecken. Ersteres, aus tieferen Erdschichten kommend, ist kalk- und kohlensäurehaltig — wie beim längeren Stehen die sich an den Wandungen der Gefäße ansetzenden kleinen Luftbläschen beweisen — von kräftigerem Geschmack und niedrigerer Temperatur; letzteres, sofort verbraucht, vollkommen rein, frei von jeder Beimischung, aber fade und nüchtern schmeckend. Wenn die Bewohner großer Städte, namentlich in flachen Gegenden, wo die Möglichkeit, vom Gebirge kommende Quellen einzufangen, fortfällt, auch längst schon gelernt haben, sich mit dem Leitungswasser aus Seen und Flüssen zu begnügen, so bleibt es dennoch unumgänglich nöthig, bei diesem „Trinkwasser" auf Eigenschaften zu achten, die demselben nie fehlen dürfen. Von sanitärem Standpunkt betrachtet, muß es vollkommen klar, farb- und geruchlos sein. Ein trübes Aussehen, oder gar ein schlechter Geruch liefert den Beweis, daß das Wasser aus Erdschichten kommt, die, faulende Stoffe enthaltend, ihm Keime und Pilzbildungen mitgeben, welche leicht zu Erregern böser Seuchen werden können. Wo man auf den Genuß eines solchen ungenügenden Wassers angewiesen ist, unterlasse man es nicht, dasselbe abzukochen und in abgekühltem Zustande zu genießen. Für den Bedarf in der Küche ist fast immer die Anwendung des weichen Wassers zu empfehlen, da der Kalkgehalt des harten, sich beim Sieden absondernd, eine dünne Haut bildet, welche, die Poren des Fleisches und die Zellen der Gemüse schließend, ein Weichwerden der Speisen erschwert. Wie groß übrigens die kalkigen Absonderungen harten Wassers sind, davon geben Theekessel und ausschließlich zum Kochen von Wasser bestimmte Gefäße mit ihrem anhaftenden „Kesselstein" einen schlagenden Beweis. Auch bei der Wäsche vermeide man den Gebrauch harten Wassers, namentlich darum, weil die Anwendung jeder Seife in diesem so lange wirkungslos bleibt, bis alle in demselben vorhandenen Kalktheile zersetzt wurden. Wenn weiches Wasser nicht zur Hand ist, muß man diese schädliche Einwirkung neutralisiren, indem man einem Bottich kalk- oder gypshaltigen Wassers so viel Soda zusetzt, bis man einen schwachen Lauge-Geschmack wahrnimmt. Man wartet, bis die gut durchgerührte Lösung sich gesenkt hat und das Wasser wieder klar geworden ist, dann füllt man es vorsichtig ab, oder gießt es durch ein Tuch.

Vorhangständer. — Ein allgemein — nicht nur bei Umzügen und den damit wechselnden Höhen- und Breiten-Verhältnissen der Fenster — empfundener Uebelstand ist die Schwierigkeit, welche das Befestigen von Gardinen und Rouleaux, das Einschlagen der Haken als Träger der Gardinenbretter, das Einschrauben der Rosetten ꝛc. bildet. Oft müssen widerstrebende Wände mit großer Anstrengung zerschlagen, kostbare Tapeten böse verletzt werden, und wenn — was häufig geschieht — ein Haken nicht ganz am richtigen Fleck sitzt, so giebt es ein zweites Loch. Zuweilen lockert sich im Lauf der Zeit ein mühsam eingetriebener Keil, und es beginnt ein dauernder Kampf mit der sich beständig senkenden Draperie oder dem immer wieder herausfallenden Gardinenhalter. All diesen Uebeln soll ein neu erfundener Vorhangständer: „Bavaria" genannt, für jede erdenkliche Decoration eingerichtet, von Fach-Autoritäten empfohlen, Abhülfe schaffen. Selbst für die Befestigung von Holz-Jalousien ausreichend, ist er auf einfache Weise sicher angebracht und paßt sich außerdem durch Verschiebung den verschiedensten Höhen- und Breiten-Verhältnissen an, auch gestattet er ein vollkommenes Oeffnen der Fensterflügel und damit eine gute Ventilation. — Der Vorhangständer „Bavaria" ist durch Schuler u. Co. in München für den Preis von 12 M. pro Stück zu beziehen.

Fragen.

Blumen-Conservirung. — Wer vermag mir mitzutheilen, auf welche Weise frische Blumen mittelst eines Wachs-Ueberzuges so conservirt werden, daß sie Form und Farbe behalten?

M. R. in Reichenau.

Fisker-Pudding. — Ich hörte von einem in Norwegen allgemein beliebten trefflichen „Fisker-Pudding" und würde dankbar für die Angabe des Receptes sein.

A. S. in Pola.

Petroleum als Waschmittel. — Weiß mir eine freundliche Leserin zu sagen, ob sich das Verfahren, Wäsche mit Petroleum zu waschen, bewährt und ob es dieselbe nicht schädigt?

M. S.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

J. T. in Breslau (120). — Einen durch das Tragen weich gewordenen Seidenkrepp wieder steif und glatt zu machen, dürfte ein etwas unsicheres Unternehmen sein, da der zarte Stoff wenig verträgt. Der einzige Versuch, der gemacht werden könnte, wäre, die Hände mit Zuckerwasser oder mit Wasser, in dem sich eine ganz geringe Gelatine-Lösung befindet, zu befeuchten, das Gewebe durch Drücken und Schlagen sehr wenig, aber vollständig zu nässen und es mit Nadeln glatt aufzustecken. Jedes in's Wasser Eintauchen oder Plätten würde es vollkommen verderben.

M. v. B. in Bukarest (120). — Ein erprobtes Recept für gute Gallseife: Ein halbes Liter Spiritus wird mit $1^1/_2$ Liter Ochsengalle, 750 Gramm guter Haus- und vier Stückchen Mandelseife — beide Seifen fein geschabt — vermischt, aufgekocht. Ist dies geschehen, so setzt man für 30 Kreuzer Spermazet (Hirschtalg), für 50 Kreuzer Moschus und den Saft von vier Citronen zu, läßt die Masse noch einmal aufkochen und dann erkalten.

Frau M. Krauß.

M. S. in Leipzig (128). — Das Backen von Stollen mit Cremor tartari erscheint uns unzulässig, da der Teig durch dasselbe zu weich wird und auseinander laufen würde. Unseres Wissens wird das genannte Mittel nur für Topfkuchen, die außerdem weder Rosinen noch Mandeln und dergleichen Zuthaten enthalten, verwendet.

Bétybert (136). — Bétybert, eine ostindische Pflanze, ist in Deutschland unter dem Namen „Mottenwurzel" bekannt und kann durch Herrn Jean Ganß in Konstanz bezogen werden.

G. Sp. bei Magdeburg (136). — Wir möchten rathen, zunächst einen Theil der geernteten Gurken, und zwar die ausgesucht besten Exemplare, frisch zu bewahren, was leicht — über den halben Winter hinaus — auf folgende Art geschehen kann. Die Gurken müssen, dicht an der Ranke abgeschnitten, einen Stiel behalten, man wäscht sie sauber, trocknet sie und bestreicht sie mit Eiweiß, doch darf hierbei kein Fleck übersehen werden, denn nur der vollständige Ueberzug schützt sie vor der Einwirkung der Luft. Ueber den Stiel zieht man einen Bindfaden und hängt sie neben einander auf, so daß sie, sich nicht berührend, frei schweben. Kleine Gurken, die etwa fingerlang sind, eignen sich am besten zu Essig- oder Pfeffergurken. Man bürstet sie sauber, legt sie 4 Stunden in Salzwasser, trocknet sie dann ab und schichtet sie mit Estragon, Pfefferkraut, Pertzwiebeln, Chalotten, Meerrettig, schwarzen Pfefferkörnern, Lorbeerblättern und ein wenig Salz in Steintöpfe, gießt abgekochten, wieder abgekühlten Weineissig über, kocht denselben nach 2 Tagen auf und wiederholt dasselbe Verfahren noch zweimal in gleichem Zwischenraum, dann die Töpfe fest verbindend. Mittelgroße, nicht zu reife Gurken legt man als Saure- oder Salzgurken ein, völlig ausgewachsene, ziemlich reife verwendet man zu Senfgurken, große, noch grüne zu Zuckergurken. Es würde zu weit führen, wollten wir alle möglichen Arten, die Gurken einzumachen, anführen, auch finden sich meist gute Recepte in den Kochbüchern; sollte eine oder die andere unserer Leserinnen aber ein besonderes zu erfragen wünschen, so stehen wir — so weit unsere Kenntniß reicht — gern zur Verfügung.

Auffärben von Sophabezügen (136). Wir hörten das „Seeger'sche" Auffärbemittel loben und überzeugten uns im Einzelfall von seiner Brauchbarkeit. Es ist in verschiedenen Farbentönen in den meisten Droguen-Handlungen käuflich.

M. v. T. (136). — Die Fingernägel zu verschönen, erfordert Pflege und Schonung ihrer Form; die Bildung von Nietnägeln wird durch richtiges Schneiden und ein vorsichtiges Zurückschieben des Nagelfalzes verhindert. Rosige Farbe erzielt man durch Abreiben, wobei aber die Hautränder durch Vaseline oder dergleichen geschützt werden müssen. Glanz entsteht durch Poliren mit einem feinen Pulver, z. B. geschlämmtem Zinnoxyd, mit dem man sie nach dem Waschen, mittelst eines Rehleders, oder einem zu diesem Zweck bestimmten Polirkissen, abreibt.

Dr. D.

Hummer amerikanisch, auf dem Rost gebraten. — Ein 2—$2^1/_2$ Pfund schwerer Hummer wird abgewaschen, ausgestreckt auf ein Brett gelegt, mittels eines großen, sehr scharfen Messers, das man der Länge nach genau in der Mitte aufsetzt, durch einen kräftigen Schlag in gleiche Hälften getheilt. Nachdem man die in der Nähe des Kopfes liegende Galle und den Darm entfernte, reibt man den Hummer mit gutem Olivenöl ab und legt ihn — mit der Schale nach unten — auf einen Rost, der über starkem offenen Feuer steht. Nach 8—12 Minuten ist der Hummer von unten fertig, das Flüssige hat sich verdickt, man wendet ihn vorsichtig um und röstet ihn nun so lange von der anderen Seite, bis das Fleisch kein glasiges Aussehen mehr hat. Mit Salz und Pfeffer bestreut, wird er mit zerlassener Butter oder einer maître d'hôtel-Sauce sehr heiß auf die Tafel gegeben. Recht amerikanisch, soll diese Bereitungsart vortrefflich sein und von keiner andern übertroffen werden.

Frau Marie T., New-York.

Neue Abonnentin. — Mitesser müssen, falls sie groß genug und nicht zu dicht sitzen, einzeln aus der Haut herausgedrückt werden, was entweder zwischen zwei Fingernägeln oder mit Hülfe eines Uhrschlüssels oder eines ähnlichen Instrumentes geschieht. Sehr zahlreiche, dichtsitzende oder wiederkehrende Mitesser verlangen Waschungen und kräftiges Abreiben der Gesichtshaut: wenn diese zart ist, mit einer Lösung von Borax oder kohlensaurem Natron (Soda) — ein bis zwei Theelöffel voll in $^1/_2$ Liter Wasser —; bei derber, fettreicher Haut mit einer Lösung von 5 bis 10 Gramm kohlensauren Kali in 100 Gramm Wasser, vermittels eines Flanellappens. Bei zu starker Reizung der Haut ist Nachspülen mit reinem Wasser nothwendig. — Uebrigens bitte ich um Verzeihung, daß ich meinen Rath anstatt des gewünschten einer Abonnentin eingeschoben habe.

Dr. D.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 19. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. October 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Fatuma.

Novelle von Heinrich Brugsch.

Die Geschichte, welche ich im Begriff stehe, dem Papiere anzuvertrauen, ist keine dichterische Erfindung.

Sie beruht vom Anfang bis zum Ende auf Wahrheit, und wenn ich in dem Zeitraume von vierzig langen Jahren es nicht einmal über mich gewinnen konnte, sie im Freundeskreise zu erzählen und noch viel weniger durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben, so geschah es aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich keine Neigung dazu empfand, eine vernarbte Wunde in meinem Herzen aufzureißen und Erinnerungen wieder aufzuwecken, die mich einst mit tiefster Trauer erfüllten.

Von den Personen, welche in meiner Geschichte eine Hauptrolle spielten, ist meines Wissens keine einzige mehr am Leben. Die junge Fatuma, ein kaum fünfzehn Jahr altes Mädchen aus Theben und die Heldin der Erzählung, stieg zuerst in das frühe Grab. Die Uebrigen folgten ihr im Laufe der Zeiten nach. Ich bin der einzig Ueberlebende geblieben.

Da auch meine Tage gezählt sein dürften, will ich der Erde auf Nimmer-Wiedersehen nicht Lebewohl sagen, ohne den Vorhang eines überaus schmerzensreichen Schauspiels vor der Welt aufgezogen zu haben.

Wie ich es schon vorher ausgesprochen habe, sind nicht weniger als vierzig Jahre seit der Begebenheit entschwunden, die mit allen ihren Einzelheiten in meinem Gedächtniß in unauslöschlichen Zügen haften geblieben ist. Ich war zu der Zeit ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, in dessen Busen damals noch das Feuer der Begeisterung für die altägyptischen Forschungen in heller Flamme loderte. Und wie konnte es auch anders sein? Befand ich mich doch inmitten der größten und berühmtesten Ruinen-Stätten der Welt und aller menschlichen Erinnerungen, in dem von Homer schon besungenen „hundertthorigen" Theben, der ehemaligen Residenz weltbeherrschender, siegreicher Könige des höchsten geschichtlichen Alterthums, die auf beiden Seiten des Stromes Paläste und Tempel gegründet hatten, deren letzte Reste selbst in ihrem Verfall die Bewunderung unserer jüngsten Welt auf sich ziehen.

Es war die Zeit der heißesten Sommermonate, die ich auf der westlichen Seite der untergegangenen Hauptstadt zu verleben mir vorgesetzt hatte. Tag aus Tag ein bedeckte kein Wölkchen den blauen Himmel, kein Regentropfen benetzte den durchglühten Boden, kein Gewitter kühlte die schwälende Hitze ab. Nur des Abends, wenn die Sonne im Westen niederstieg, dunkle Schatten sich über die Berge senkten, die Fledermäuse aus den Tiefen der Gräberschachte in ungezählter Menge hervorbrachen, die Luft mit unheimlichem Flügelschlag durchschwirrend, leuchtete es im fernen Osten über den langen Hügelketten in zuckendem Glanze auf. Es war der Wiederschein von starken Unwettern, die sich an den Küsten des Rothen Meeres entluden und deren Feuerschein das Auge blendete. Ich lebte wie in einer Hölle.

Sparsamkeits-Rücksichten hatten mich zu dem Entschluß geführt, meinen eigenen Haushalt zu führen und dem kostspieligen Leben auf einem theuren Nilschiffe zu entsagen, denn an einen Gasthof war damals in Theben nicht zu denken, und Unterkunft bei guten Leuten hätte ich sonst nirgends gefunden. Trotz der viel gerühmten arabischen Gastfreundschaft ist selbst dem ärmsten Europäer die landesübliche Küche zuwider, deren Geschmack und Geruch Alles zu wünschen übrig läßt. Wer sich nicht daran gewöhnen kann, dem täglichen Fleischgenuß bis auf einen einzigen Festtag im Jahre zu entsagen, bleibe selbst den würdigsten Thebanern und ihrem häuslichen Wesen fern.

Ein Teppich von bescheidenem Umfang, eine Bettmatratze mit zwei Kissen, ein Feldtisch und zwei roh gezimmerte Stühle bildeten außer den beiden europäischen Koffern meinen ganzen beweglichen Hausrath für ein Zimmer. Ein paar Blechtöpfe und Pfannen dienten als Küchen-Ausrüstung. Also gewappnet für das europäische häusliche Dasein auf der Westseite Thebens, fehlte es mir nur noch an einer angemessenen Wohnung. Die wichtige Frage trat an mich heran: wo eine solche finden?

Schon um den Anfang unserer christlichen Zeitrechnung hatte die ehemalige glanzvolle Residenz ihre Bedeutung als Stadt vollständig eingebüßt. Die Nachkommen der vornehmsten Geschlechter des Alterthums, welche einst in hübschen, von Garten-Anlagen umgebenen Häusern das Wohlleben der Großstädter führten, waren im Laufe eines Jahrtausends zu einem elenden Bauernvolke herabgesunken, das sich in und an den Tempeln der Götter in prunklosen Hütten angesiedelt hatte.

Aber sie wohnten doch wenigstens über der Erde, wenn ich auch nicht vergessen darf, gleich hinzuzufügen: oben auf den wilden Schutthaufen, die sich innerhalb der Tempelhöfe und über den Trümmern der eingestürzten Häuser ihrer Vorfahren allmälig von Jahrhundert zu Jahrhundert aufgethürmt und zu ganzen Ruinenschichten verdichtet hatten.

Ihre heutigen Nachkommen haben es dagegen vor-

Sophie, Großherzogin von Sachsen-Weimar.

Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gezogen, statt auf den Ueberresten der Wohnungen ihrer Vorfahren ihre ärmlichen Hütten aus rohen Erdziegeln aufzurichten, sich die Mühe des Bauens zu ersparen und in den dunklen, schattigen Gängen und Kammern der Felsengräber ihrer heidnischen Altvordern eine bescheidene Häuslichkeit zu gründen. Mit Kind und Kegel, mit ihren Rindern, Schafen, Ziegen, Tauben, Hühnern und Gänsen sind sie in die Katakomben hinabgestiegen, vor deren Eingängen ein kleines, aus unbehauenen Kalkstein-Stücken aufgeführtes Gemäuer eine Art von Straßenseite bildet. Die Weiber und Mädchen spinnen und weben, kochen und backen, rauchen und keifen in ihren Felsen-Wohnungen, deren bemalte und mit Bildhauerwerk geschmückte Wände und Decken zum Leidwesen der gelehrten Reisenden oftmals von oben bis unten mit Ruß und Schmutz überzogen sind, so daß alle darunter steckende Kunst und Wissenschaft dem neugierigen Auge der Kenner entzogen worden ist.

Gerade auf der Westseite Thebens, woselbst die scheidende Sonne hinter der steilen Bergwand alltäglich stirbt und zur Unterwelt und dem Todtenreiche niedersinkt, hatten die Alten den Werth des felsigen Bodens bis zu den ansteigenden Hügeln hinauf wohl erkannt und die Gegend in eine Gräberwelt umgewandelt, die sich hinter den Wohnstätten der Lebenden in weitem Bogen ausbreitete und die „ewigen Wohnungen" der vornehmsten Familien der Hauptstadt in sich barg. Von den Hügeln abwärts bis zu der felsigen Wüste, dem bebauten Ackerlande entgegen, gewährten meist wohl verschlossene Thüreingänge mit buntfarbiger Umrahmung der eingeschnittenen Schrift- und Bilderzeichen den Zutritt zu den Ruheplätzen der Dahingeschiedenen, welche im Laufe der älteren Zeiten Räuber und Diebe, später aber die gesammte Einwohnerschaft aufgebrochen und nach verborgenen Schätzen durchwühlt hatten. Das Geschäft, wenn auch heimlich betrieben, hat sich bis zur Stunde fortgeerbt.

Meine eigene Wohnungsnoth sollte jedoch schnell genug ihre Erledigung finden, indem ich dem Beispiele der ansässigen Thebaner folgte und nicht davor zurückschreckte, eine hochgelegene Grabanlage auf dem Felsenhügel von Schech Abd-el-Gurna, der sich an die steile Bergwand dahinter anlehnte, ohne alles Bedenken für die Dauer einiger Monate zu beziehen.

Ich bin genöthigt, ihre Lage und ihre Gemächer ein wenig näher in's Auge zu fassen, weil ich sonst dem Leser die Gelegenheit entziehen würde, die Hauptbegebenheit meiner Geschichte in ihren Einzelheiten beurtheilen zu können.

Wenn ich von der Ebene und der linken Flußseite aus mich in der Richtung nach dem Gebirge und der Todtenstadt begab, so mußte ich mein Auge nach der Höhe richten, um die Thüre meiner Felsenwohnung zu erkennen. Sie überragte um ein Bedeutendes die hohe schwarzgraue Mauer aus ungebrannten Erdziegeln, welche ein mir unbekannter früherer Miether aufgeführt hatte, um einen Vorhof dadurch herzustellen. Ein kleines, mit einer Holzthüre ausgefülltes Thor führte in sein Inneres, in welchem ich meinen Schafen, Hühnern und Gänsen eine Unterkunft geboten hatte. Glücklicher Weise war die Umfassungs-Mauer hoch genug, um den diebischen Hyänen und Schakalen die Gelegenheit zu rauben, sie zu erklimmen und unter meinem Viehstande ein Blutbad anzurichten. Die Ankunft des hungrigen Raubgesindels pflegte in nächtlicher Zeit zu geschehen, und das Mißlingen seines mir zugedachten Besuches erkannte ich jedesmal an dem klagenden Geheule und Gebelfer, welches Hyäne und Schakal regelmäßig vor dem Hausthore zum Besten gaben. Es war eine eigenartige Katzenmusik, die mir geboten wurde und die mich anfänglich in meinem ruhigen Schlafe unangenehm störte.

Vom Hofe aus gelangte ich auf steilem Pfade zu meiner eigentlichen Wohnung. Eine Thür, aus braunen Mumien-Sargbrettern zusammengenagelt, verschloß den hochgelegenen Eingang, von dem aus ich unmittelbar in mein Wohn- und Schlafzimmer gelangte, wenn ich einen dreißig Schritt langen, ziemlich schmalen und in den Felsen gemeißelten Gang so bezeichnen kann, der nach dem Hintergrunde zu aufstieg und mit den buntesten Bildern und Inschriften der Vorzeit bemalt war.

Dahinter öffnete sich ein dunkler Saal von ziemlicher Länge und Breite mit einer Thüre an der Hinterwand, die mit Erdziegeln ausgefüllt war und augenscheinlich zu einem dahinter liegenden größeren Gemache führte. Ich ließ die Füllung unberührt, da mir mein alter Freund Auad, von dem ich gleich Näheres melden werde, des Oefteren die Versicherung gab, daß es nutzlos und sogar gefährlich sei, die Erdziegel zu entfernen. Nach seiner Aussage sollte sich unmittelbar hinter der verschlossenen Pforte ein tiefer, senkrecht in den Felsen gebohrter Schacht befinden, in welchen vor zwanzig Jahren ein unbedachtsam vorwärtsschreitender Thebaner hineingestürzt sei und seinen Tod gefunden habe.

Einem solchen Rathe gegenüber blieb ich nicht verstockt, um so weniger da Auad mir als ein zuverlässiger Mann erschien, an dessen Behauptungen ich keinen Grund hatte zu zweifeln. Und dennoch, ohne es zu wissen, noch zu wollen, hatte er sich einem Irrthume hingegeben. Wenige Jahre, nachdem ich die Wohnung längst aufgegeben hatte, war ein Engländer klug genug, das Ziegelwerk niederreißen zu lassen; zu seiner größten Ueberraschung öffnete sich dahinter ein mächtiger Felsensaal mit einer ganzen Reihe von Särgen, Mumien und sonstigen zum Todten-Cult gehörigen Gegenständen, bis zu beschriebenen Papyrus-Rollen hin, die, wenn auch aus der Epoche des römischen Kaisers Augustus herrührend, einen werthvollen Beitrag zu den ägyptischen Alterthümern des britischen Museums in London lieferten. Dies sei nur nebenbei bemerkt.

Die Ausstaffirung meiner zukünftigen Wohnung war in weniger als einer halben Stunde geschehen. Die Küche hatte ich in die Tiefe des Hofes verlegt, woselbst ein arabischer Koch, der bisher als Küchenjunge in dem Hause eines reichen Alexandriners beschäftigt gewesen war, und mein Leibdiener, mit dem allgemeinen Namen Mohammed, ihres Amtes walteten und in einer Stunde mehr redeten, als ich selber während eines ganzen Monats.

Auf meinen Leibdiener konnte ich so lange stolz sein, als er noch nicht, auf der Weiterreise und während meines Aufenthaltes in der Stadt Assuan, aus einem Koffer die ansehnliche Zahl von hundert goldenen Napoleons gestohlen hatte. Er leugnete zwar die Schandthat, aber wahr blieb sie doch, und da ich trotz aller Klagen vor Kadi und Bezirkschef keinen andern Erfolg als den des Bedauerns über meinen Verlust davontrug, so gab ich dem ungetreuen Diener Mohammed Effendi den Laufpaß und warf ihn in voller Entrüstung über seine unverschämten Antworten aus meinem Nilboote in das Wasser des heiligen Stromes. Er tauchte unter, kam wieder zum Vorschein und fand, wie ich später bei meiner Rückkehr hörte, eine außerordentlich liebenswürdige Aufnahme und Pflege bei den schönen, schnapsseligen und knoblauchduftenden Tänzerinnen von Assuan.

Damals, als ich meine zinsfreie Wohnung im Hügel von Gurna bezogen hatte, war Mohammed von mir selber als ein ebenbürtiger College behandelt worden, dessen Schicksal mir zu Herzen ging und dessen Bitte ich gern erfüllte, als er in Kairo, vor meiner Abreise nach dem Oberlande, mich mit Thränen in den Augen anflehte, sein Leben zu retten und ihn in meine Dienste zu nehmen. Der junge, blasse Araber mit dem schmachtenden Blicke in seinen schwarzen Augen war nicht nur ein Effendi, mit andern Worten ein gebildeter Mann unter seinem Volke, sondern führte sogar den Titel eines Doctor medicinae, den er sich nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris und nach glücklich vollendetem Studium erworben hatte.

Nach seiner Rückkehr in die ägyptische Heimath, in welcher damals der grausame Vicekönig Abbas die Zügel der Regierung führte, wurde ihm die Ehre zu Theil, zum General-Inspector sämmtlicher Schulen in Fazogl ernannt zu werden, mit anderen Worten ihm zugemuthet, seinen Wohnsitz nach jener berüchtigten Landschaft am Blauen Fluß zu verlegen, nach welcher verbannt zu werden Dasselbe bedeutete, als dem goldenen Dasein auf immer Lebewohl zu sagen. Man muß wissen, um eine so seltsame Beförderung nach ihrem eigentlichen Werthe abzuschätzen, daß Hoheit Abbas eine wahre Wuth gegen europäisch gebildete Mohammedaner hegte, wenngleich er regelmäßig Missionen nach Frankreich entsandte, um der Welt Sand in die Augen zu streuen und sie glauben zu machen, daß er sich für die Ausbildung seiner Unterthanen im höchsten Maße begeistere. Obgleich mein Effendi ein Doctor der Medicin war, so lehnte er dennoch diese amtlich ihm beschiedene Auszeichnung ab, unter Negervölkern in einer der ungesundesten Gegenden der Welt zu sterben, versteckte sich, so gut es ging, in Kairo und trat in meine Dienste, um unter den Fittichen des preußischen Adlers vor seinen Verfolgern sicher zu sein. Ich sah in seiner Person die besonderen Vortheile vereinigt, in ihm einen europäisch gebildeten Dolmetscher und Lehrer für die arabische Sprache, zugleich aber auch einen Arzt zu besitzen, der mir im Nothfalle seine guten Dienste leisten konnte. Zum Glücke war dies weniger für mich, als für seine armen Landsleute der Fall.

Zu den regelmäßigen Besuchern meines Gehöftes auf dem Hügel von Gurna gehörten zwei Personen, für welche ich nach kurzer Zeit ihrer Bekanntschaft die größte Zuneigung gewonnen hatte. Das waren der alte Auad, ein nahezu achtzigjähriger Greis von würdigstem Aussehen, und seine Enkelin, die fünfzehnjährige Fatuma.

Auad bekleidete eine Ehrenstellung unter seinen Landsleuten auf der Westseite Thebens. Er war der amtlich bestallte Fremdenführer, kannte jedes Denkmal und jede Grabstätte, in welcher sich Darstellungen und Inschriften aus der Vorzeit erhalten hatten, und wußte, wie man zu sagen pflegt, in jedem Winkel seines antiken Departements Bescheid.

Ich sehe noch heute mit aller Deutlichkeit seine patriarchalische Gestalt vor mir. Sein altes, von der Sonne gebräuntes, schmales Antlitz war von breiten Furchen durchzogen, unter den dichten, struppigen Augenbrauen leuchteten ein Paar matte Augen, und ein weißer, dünner Bart umrahmte sein Gesicht, das mir wie ein Spiegel aller Treuherzigkeit erschien. Sein ehrwürdiges Haupt beschattete ein dicker Turban, seinen morschen Leib umhüllte ein langer, aus Kameelhaaren gewebter Burnus mit weißen und hellbraunen Längsstreifen, ein Paar ausgetretene, breite Pantoffeln aus gelbem Ziegenleder schlotterten an seinen Füßen, und die zitternde Rechte hielt einen dicken, an beiden Enden mit Eisen beschlagenen Stock.

Fast so alt wie er selber mußten die wenigen Stücke sein, welche zur Bekleidung seines Leibes dienten. Sie waren fadenscheinig und zerfetzt und hielten kaum noch zusammen. Wie ein schmerzvolles Lächeln zog es über sein Gesicht, wenn er sich selbst mir gegenüber als einen „Vater von Habenichts" bezeichnete. „Gott hat es so gewollt," fügte er wohl hinzu, „darum liegt mir Nichts daran."

Trotz seines hohen Alters gehörte er nicht zu den Schwätzern. Im Gegentheil war er wortkarg und nur dann mittheilsam, wenn ich die Erinnerungen an seine eigene Vergangenheit wachrief und ihn bat, mir zu erzählen, was er in seinen jungen Jahren gesehen und erlebt hätte. Er hatte ganz genau die Mameluken-Begs gekannt, welche im vorigen Jahrhundert in Oberägypten geherrscht hatten; er schilderte mir den seltsamen Eindruck, welchen am Anfang unseres Jahrhunderts die Truppen Bonapartes auf ihn gemacht hatten, weil er es zum ersten Male sah, wie „tausend Mann mit einem Fuße" marschirten, dann wieder kam er auf Champollion, den Entdecker der Hieroglyphen-Entzifferung, zu reden, dem er als Führer gedient hatte und dessen Arbeitskraft er nicht hoch genug rühmen konnte. Auch von den späteren gelehrten Reisenden wußte er Namen und Thaten zu vermelden, und ich hatte dabei stets Gelegenheit, das ausgezeichnete Gedächtniß des greisen Alten zu bewundern.

„Ich meine, daß ich ein Sohn von achtzig Jahren bin, Gott weiß es am besten, und ich sehne mich nach dem ewigen Schlafe. Möge der Allerbarmer nur noch so viel Jahre meinem armseligen Dasein zulegen, bis ich das Kind meiner Tochter, die kleine Fatuma, versorgt gesehen habe. Die Söhne des Landes, so wenig sie besitzen mögen, schauen nach Geld und Gut bei der Frau ihrer Wahl, und sie hat Nichts, denn ich habe Nichts." So klagte er bisweilen, wenn er neben meinem Pferde einherging, das ich von einem Schech für die Zeit meines Aufenthaltes in Theben gemiethet hatte. Meinen Trostgründen mit Hinweis auf die Hoffnung, daß er einst noch einen verborgenen Schatz aus der Vorzeit entdecken würde, setzte er ein mitleidiges Lächeln entgegen. „Mir steht kein Geist Salomos zu Gebote," fügte er hinzu, „der meinem Auge das Geheimniß verliehe, durch den Erdboden hindurch die Schätze in der Tiefe zu schauen."

Seine Enkelin liebte der Alte über Alles, und er hütete sie wie ein werthvolles Kleinod.

„Wenn das Kind auch nur ein Mädchen ist," so pflegte er mir zu sagen, „so habe ich es dennoch in mein Herz eingeschlossen; denn ich muß ihm Vater und Mutter ersetzen, die seit Jahren in der Erde ruhen. Und ich weiß, der Himmel wird meine Liebe dereinst lohnen."

Die kleine Enkelin vergalt dem Großvater die Sorge um sie in der zärtlichsten Weise, und es war rührend anzusehen, wenn sie, an der Thüre ihres Felsengrabes stehend, mit ängstlichem Auge in die Ferne blickte, um den heimkehrenden Greis nach einem Ausgange zu erwarten.

Sobald sie ihn von Weitem erblickt hatte, klatschte sie die kleinen Hände zusammen, setzte die zierlichen nackten Beine in Bewegung, und wie eine Gazelle sprang sie über Stein und Sand dahin, um den Ankömmling zu begrüßen und sich an seinem Gewande festzuhalten, in dessen Falten sie ihr liebes Gesichtchen verbarg. Dann blieb der Alte lächelnd stehen, sie küßte ihm demüthig die Hand, und tanzend und hüpfend wie ein Hündchen legte sie an seiner Seite den Weg zurück, als wollte sie den Gespielinnen zu verstehen geben, was ihr Mund verschwieg: „Seht, das ist mein Großvater, meiner ganz allein!"

Wie oft habe ich von meiner Höhle aus dieses Schauspiel erlebt, tief gerührt von der herzlichen Freude, mit welcher das liebliche Kind den Greis bewillkommnete und seinen ganzen Stolz nur in der Nähe des Alten empfand.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Selbst das Kleid der Armuth, ein einziges blau gefärbtes Kattunhemd, das ihr kaum bis zu den Knieen reichte, und die unscheinbaren bunten Glasperlen, welche ihren zarten Hals und die feinen Handgelenke umketteten, vermochten nicht, den Liebreiz ihrer Erscheinung zu vermindern.

Von schlankem Wuchse, bot Fatuma, das fünfzehnjährige Kind der Todtenstadt, das Bild einer unvergleichlichen Schönheit dar, die in den blassen, edlen Gesichtszügen mit den glänzenden schwarzen Augen ihren höchsten Triumph feierte. Der feine Schnitt ihrer Nase und die anmuthige Form ihrer rosigen Lippen mit den kleinen Perlenzähnen dazwischen erinnerten an die herrlichsten Muster der Antike, die Leben gewonnen hatte und auf die heutige Erde versetzt war.

Was hätte ich damals nicht darum gegeben, ein Künstler zu sein, um ihre Züge auf die Leinewand zu werfen und mit Pinsel und Farbe ihr Bild zur Bewunderung der Beschauer zu erhalten! Freilich wäre es nur ein todtes Bild gewesen, denn dem größten Meister der Kunst würde es kaum gelungen sein, dem Gemälde das Leben und den ganzen Zauber der Wirklichkeit zu verleihen.

Fatuma blieb der alten, hergebrachten Sitte der arabischen Mädchen und Frauen jüngeren Alters treu und verhüllte augenblicklich ihr Gesicht, sobald sie sich in der Nähe eines erwachsenen Mannes befand. Ein dunkles Zeugstück, das ihre ebenholz-schwarzen Haarflechten bedeckte, reichte aus, um diesen Zweck zu erfüllen. Sie faßte es hurtig mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an der Ecke und zog den Zipfel über das halbe Gesicht, indem sie nur das linke Auge frei ließ. Schüchtern flüchtete sie sich aus der Nähe des Mannes, der ihr entgegentrat, wandte ihm den Rücken zu und wartete geduldig sein Vorübergehen ab.

Und dennoch habe ich jeden Morgen die Gelegenheit gehabt, dem lieblichen Kinde in das Gesicht zu schauen, wenn sie auch keine Ahnung von dem heimlichen Späher besaß, der ihr Kommen zu meiner Höhlenwohnung mit regelmäßiger Pünktlichkeit belauschte.

Kaum hatte sich die Sonne im Osten erhoben und mit ihrem Purpurglanze das Hügelland und die steile Bergwand im Hintergrunde der westlichen thebanischen Ebene in röthlichem Wiederscheine überzogen, so erhob ich mich von meinem Lager und näherte mein Auge der spaltenreichen Thüre, welche die Felsenkammer verschloß und mich von der Außenwelt absperrte.

Meine Blicke wandten sich nicht den merkwürdigen steinernen Resten der Vorzeit zu, welche sich unten im Thale in langem Bogen und von wundervollem rosigen Scheine übergossen ausdehnten, ich sah weder nach den einsamen Memnons-Kolossen in der Tiefe, noch nach der Tempelgruppe und den Trümmern der Stadt Medinet-Abu, noch nach dem Heiligthume des „großen Gottes" Ammon, das der ruhmreichste König aus dem Rameſſiden-Geschlechte zu eigener Erinnerung hatte aufführen lassen. Auch der vergoldete Wasserstreif des Niles und die luftigen Säulenhallen des Tempels von Luxor dahinter im Mittelgrunde hatten längst aufgehört, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, seitdem ich wußte, daß am Fuße meines Hügels und aus ihrer Felsenwohnung, über welcher eine bläuliche, durchsichtige Rauchsäule langsam in die dünne Morgenluft aufzuwirbeln pflegte, ein wundervolles Mädchenbild mit unverschleiertem Gesichte emporstieg.

Es war Fatuma, das liebliche Kind, das mit vorsichtig langsamen Schritten den kurzen Weg nach dem Thore meines Gehöftes zurücklegte. In der inneren Fläche der Hand des in antiker Weise gebogenen Armes trug sie ein kleines rothes, irdenes Gefäß.

Mit einem Steine klopfte sie leise an das Thor.

„Wer bist Du?" hallte es aus einer Ecke im Innern des Hofes wieder. Es war die Stimme meines Kochkünstlers, der sich unter lautem Gähnen die Augen rieb und es übel zu empfinden schien, in aller Frühe aus dem Schlafe geweckt zu werden.

„Ich bin es, Meister, Fatuma, die Tochter Auads. Ich bringe die Milch unserer Ziege für unseren Herrn. Sei so gütig und öffne das Thor."

„Kannst Du nicht warten, bis ich mich vom Lager erhoben haben werde?" brummte der verschlafene Meister.

„Verzeihe, mein Bruder! Ich wollte nur den Herrn nicht warten lassen."

Der hölzerne Riegel an dem Thore wurde langsam zurückgeschoben, die schwere Thüre knarrte in ihren Angeln, und der Milchtopf wanderte in die Hände meines Koches Achmed, ohne daß es Fatuma je versäumt hätte, beim Anblick des pockennarbigen Gesichtes meines jungen Koches den Tuchzipfel über das halbe Antlitz zu ziehen.

Als ich das erste Mal Gelegenheit gefunden hatte, unversehens Fatuma gegenüber zu stehen, verhüllte sie nicht nur ihr Angesicht, sondern stieß den lauten Ruf aus: „O ich Unglückliche!" und sank wie gebrochen in sich auf dem Erdboden zusammen.

Ich war nicht nur ein Mann, den sie als solchen fürchtete, sondern überdies ein Fremdling aus einer ihr unbekannten Welt, der trotz seiner Jugend ihr wie ein Zauberer erschien, weil er sich von der Frühe bis zum Abend hin damit abmühte, die räthselhaften Schriften auf den Steinen in seine Bücher einzutragen. Von ihrem Großvater hatte sie freilich wohl gehört, daß ich ein Gelehrter aus Frangistan sei, aber ihre kindlichen Anschauungen waren nicht im Stande, sich über die Bedeutung eines Gelehrten Rechenschaft zu geben.

„Fürchte Dich nicht, Fatuma! Ich bin kein Zauberer, habe auch keinen Umgang mit bösen Geistern, sondern bin ein Sohn Adams wie alle Welt. Dein Großvater ist mein Freund, und ich der seinige. Noch einmal, lege Deine Angst ab und gieb mir Deine Hand!"

Sie schauderte vor meiner dargereichten Rechten zurück, aber ein Blick auf die zunickenden Züge des Großvaters, und sie legte meine Hand auf ihre Stirn und ihren Mund.

Die regelmäßig unternommenen Wanderungen nach den Ruinenstätten der thebanischen Ebene führten mich schließlich bis zu den entferntesten Punkten der alten Pharaonen-Residenz, und ich mußte in Begleitung meines alten Auad oft eine Stunde lang zu Fuß gehen, um das Ziel meiner Tagesarbeit zu erreichen. Ich hatte aus Mitleid und Ehrfurcht vor dem Alten es aufgegeben, mich ferner des Pferdes zu bedienen, und zog fürbaß ihm zur Seite. Die Hitze nahm von Tag zu Tag in ungewöhnlichem Maße zu, und damit auch der Durst, der mich während des Ganges und der Arbeit an Ort und Stelle plagte. Trinkbares Wasser zu finden, hält schwer, aber Auad wußte guten Rath, und Fatuma wurde dazu ausersehen, uns Wanderer in landesüblicher Weise zu tränken.

Sobald wir beide Männer uns am frühen Morgen zum Aufbruch von meinem Hause aus anschickten, erschien sie mit einem Wasserkruge auf dem Kopfe, der auf einem Kranze zusammengelegter Zeugstreifen ruhte. Sie wiederholte das Bild der anmuthigsten Rebekka, wie es die Einbildung eines begeisterten Malers nur immer zu schaffen vermag.

Auf unserer gemeinschaftlichen Wanderung blieb sie stets um etwa zwanzig Schritte hinter uns zurück, auch darin der Landessitte gehorchend, die es einem weiblichen Wesen verbietet, in nächster Nähe eines Mannes zu weilen, und wäre es der Herr Ehegemahl selber.

Ich durfte dagegen Nichts einwenden und mußte es geschehen lassen, um nicht den Verdacht zu erregen, als wolle ich das Mädchen als eine gewöhnliche Dirne vor ihren Landsleuten erscheinen lassen.

Selbst in den Tempeln und Gräbern, in welchen mich die Arbeit vollauf beschäftigte, blieb Fatuma abseits von uns Männern. Sie hockte an einer einsamen Stelle auf den Boden nieder, betrachtete wohl mit neugierigen Augen mein eigenes Thun und Treiben, aber wagte niemals, eine Frage zu stellen oder sich in das laute Gespräch zwischen mir und meinem Führer zu mischen. Ueberkam mich der Durst, so war es der Großvater, der mir den Wasserkrug reichte.

So ging Tag auf Tag hin, ohne daß auch nur die leiseste Annäherung zwischen mir und der Enkelin Auads stattgefunden hätte. Nur glaubte ich wahrzunehmen, daß das Vertrauen zu mir in ihrer Seele allmälig Platz gegriffen hatte. Wenigstens mußte ich es daraus erkennen, daß sie nicht wie früher ängstlich besorgt war, in meiner Nähe den Zipfel ihres Kopftuches über das Gesicht zu ziehen, sobald mein Blick sie traf und ich ein freundliches oder scherzendes Wort an sie richtete. Kleine Geschenke, die ich aus meiner eigenen geringen Habe ihr überreichte, ein Nähzeug, eine Schere, ein seidenes Tuch, eine vergoldete Nadel und sonstige werthlose Gegenstände deutscher Herkunft bereiteten ihr die größte Freude, aber ihre Ueberraschung nahm nie den Ausdruck des Ueberströmenden an.

„Du hast Deine Dienerin glücklich gemacht, möge Gott Dein Eigenthum dafür mehren!" Das war Alles, was sie mir mit verschämter Miene entgegenlispelte. Ihr leuchtendes Auge und ihr lächelnder Mund, wenn sie einen geschenkten Gegenstand näher betrachtete, sagten indeß mehr, als ihre wenigen Worte als Dank in sich zu schließen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Sophie, Großherzogin von Sachsen.

Ein fürstliches Frauenbild von R. Bürkner.

Am 8. October dieses Jahres feiert das Großherzogliche Paar in Weimar das Fest der goldenen Hochzeit, umringt von Kindern und Enkeln, inmitten eines jubelnden Volkes. Nimmt die ganze deutsche Nation herzlich Theil an diesem seltenen Feste, so wendet sich das Interesse unserer Leserinnen naturgemäß besonders der hohen Frau zu, die ihr Ehe-Jubiläum unter so glücklichen Umständen begeht.

Einundfünfzig Kanonenschüsse verkündigten am 8. April 1824 den Einwohnern der niederländischen Residenz die frohe Botschaft, daß dem Prinzen von Oranien (nachmaligem Könige Wilhelm II. der Niederlande) und seiner Gemahlin Anna Paulowna eine Tochter geboren worden sei. Am 4. Mai fand die Taufe der neugeborenen Prinzessin in der reich geschmückten St. Jakobskirche im Haag statt. Der fürstliche Täufling erhielt die Namen Wilhelmine Marie Sophie Luise.

Inmitten eines glücklichen Familien-Lebens wuchs die Prinzessin auf, die einzige Tochter, die dem fürstlichen Paare geboren wurde. Innige Liebe verband sie mit den beiden Brüdern, von denen ihr Prinz Heinrich zeitlebens besonders nahe gestanden hat. Mit großem Ernste und im vollen Gefühle der ihnen obliegenden Verantwortlichkeit leiteten die Eltern das Erziehungswerk. War der Vater auch viel in Staatsgeschäften von seiner Familie fern, so nahm er doch immer lebhaft Theil an dem Gedeihen und der Entwickelung der Prinzessin, die während seiner Abwesenheit in den Händen der fürstlichen Mutter auf das Sicherste geborgen war. Insbesondere forderte er, daß seine Tochter neben alle Dem, was die vielseitigste Bildung des Geistes verlange, auch mit Dem vertraut gemacht werde, was die besondere Arbeit der Frau erheische, so daß die junge Fürstin in allen weiblichen Handarbeiten wohl geschickt wurde. Und da es doch nicht thunlich war, daß die Gegenstände ihres Lerneifers immer lebendige Menschen sein konnten, so wurden die Uebungen des Zöpfe-Flechtens und Kleider-Anziehens, wie so mancher anderen Fertigkeit, an den Puppen vorgenommen. Diese eigene Kenntniß der Toiletten-Kunst und ein schon frühzeitig an dem fürstlichen Kinde beobachtetes feines Verständniß für Perlen und Edelsteine sind der hohen Frau eigen geblieben, so daß sie bis auf den heutigen Tag als das Muster einer geschmackvoll und wahrhaft elegant gekleideten Dame gilt.

Mit der Leitung der Erziehung wurde anfangs Fräulein Chapuis, später die Gouvernante Fräulein von Randwyk betraut. Ihr zur Seite standen als Lehrer für die englische Sprache Mr. James Marshall, für die französische Monsieur Cavin, für die holländische Mynheer van der Spui. Besonders Herr Cavin hat zu der feinen wissenschaftlichen Bildung der Prinzessin viel beigetragen; er vor Allem erweckte in ihr die Liebe für ernste und bildende Bücher, so daß sie schon in früher Jugend die Werke von Pascal und Bacon las; sie hat dem verehrten Lehrer auch später als Herrscherin ein dankbares Gedenken bewahrt. Den Religions-Unterricht ertheilte der Hofprediger Dermont, welcher am 27. April 1840 die Confirmation der Prinzessin vollzog.

Das äußere Leben der Prinzessin verlief ohne große Abwechselung im still glücklichen Heim des Hauses. Den Winter pflegte die fürstliche Familie im Haag zuzubringen, im Sommer weilte man gern und lange in Soestdyk, wo Prinzessin Sophie einen eigenen kleinen Bauernhof besaß, in dem sie selbst mit regstem Eifer wirthschaftete, von der Bäuerin das Melken, Käsemachen, Kuchenbacken und Spinnen erlernend und dabei ihren offenen Natursinn wie jene staunenswerthe Fertigkeit in der Führung solcher Geschäfte bekundend, die ihr noch heute ermöglichen, die Bewirthschaftung ihrer ausgedehnten Besitzungen in Schlesien und Posen mit besonderer Liebe und Sachkenntniß selbst zu leiten.

Noch hatte die junge Fürstin des Lebens Freuden und Leiden nicht lange erfahren, als sie der weimarische Thronerbe zur Lebensgefährtin erwählte; erst achtzehn Jahre alt, wurde sie die Gemahlin des Erbgroßherzogs Carl Alexander.

Der fürstliche Bräutigam war am 24. Juni 1818 in Weimar geboren als Sohn des späteren Großherzogs Karl Friedrich und dessen Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, zu deren Einzug in die Musenstadt an der Ilm Schiller einst seine „Huldigung der Künste" geschrieben hatte. Auf ähnliche Weise begrüßte jetzt Goethe den fürstlichen Sohn; in einem „die Künste" überschriebenen Gedichte bewillkommnete er den erlauchten Sprößling, ihm viel künftiges Glück und die Liebe der Musen verkündend, eine Weissagung, die nachmals in schönste Erfüllung gegangen ist; denn schon der Jüngling zeigte jenen allem Schönen und Edlen zugewandten Sinn, den der Mann bis zum heutigen Tage alle Zeit offenbart. Der Großherzog Carl Alexander ist im ganzen deutschen Vaterlande hochgeachtet, als geliebter Landesvater und treuer Bundesfürst („eine der Säulen des Reiches" hat ihn einst Fürst Bismarck genannt), und als thatkräftiger und feinsinniger Förderer aller künstlerischen Bestrebungen, besonders gerühmt wegen der Erneuerung der herrlichen Wartburg, die auf sein Geheiß und nach seinen Angaben restaurirt wurde.

Am 8. October 1842 wurde jener Bund der Herzen für das Leben geschlossen, der dem Paare, dem Fürstenhause und dem Lande ein Quell des reichsten Segens geworden ist. Unter regster Antheilnahme des holländischen Volkes wurde mit fürstlichem Pompe die Vermählung im Haag gefeiert. So freudig und willig aber auch die junge Fürstin ihrem Gemahle in das neue Vaterland folgte, so schwer wurde ihr doch der Abschied von den Stätten ihrer Jugend und zumal von den Eltern und Brüdern. Eine hübsche Geschichte legt davon besonderes Zeugniß ab. Als das neuvermählte Paar, von den beiden Brüdern der Erbgroßherzogin geleitet, in Rotterdam im Begriffe war, das Schiff zu betreten, überkam die Fürstin noch einmal der Wunsch, ihren königlichen Eltern ein letztes Abschiedswort zu senden. Rasch entschlossen, bat sie einen der umstehenden Offiziere, ihr seinen Hut als Schreibunterlage zu leihen; als derselbe ehrerbietigst darauf hinwies, wie es bequemer sein würde, ihr Vorhaben an Bord des Dampfschiffes auszuführen, erhielt er die Antwort: „Nein, ich muß auf vaterländischem Boden das letzte Lebewohl schreiben." Schnell

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Namenszug und Wappen Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin von Sachsen.

Sophienhaus in Weimar.

Sophienstift in Weimar.

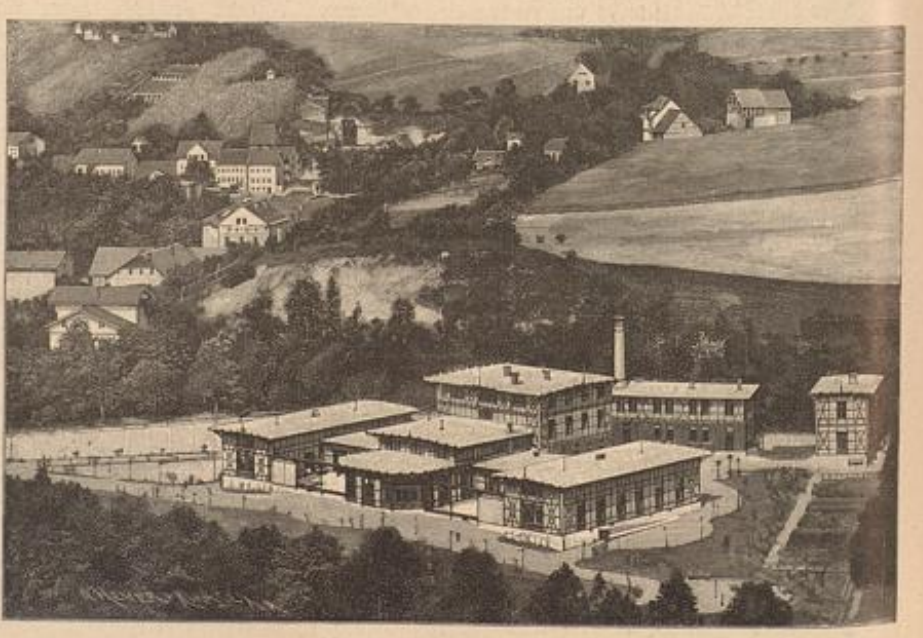
Aber das Leben einer fürstlichen Frau gehört nicht nur der Häuslichkeit, und wäre diese noch so traulich, es gehört dem Volke. Die Hoffnungen, mit denen die Bevölkerung sie bei ihrem Einzuge in das Thüringer Land begrüßte, sind in reiche Erfüllung gegangen. Als ihr hoher Gemahl während des deutsch-französischen Krieges im Felde abwesend war, hat die Frau Großherzogin die Regentschaft des Landes geführt und sich den hieraus erwachsenden Mühen und Arbeiten nicht nur mit dem ernstesten Pflichtgefühl und dem regsten Interesse, sondern auch — wie einer ihrer damaligen Berather, der nachmalige Staatsminister Stichling, es rühmend und dankbar ausgesprochen hat — mit gründlich eindringendem, scharfem Verständnisse gewidmet, „eine geborene Regentin, die es werth wäre, ein großes Land zu beherrschen."

Unausgesetzt ist sie darauf bedacht gewesen, die ihr zu Gebote stehenden reichen Mittel der Gesammtwohlfahrt dienstbar zu machen.

Was sie gethan, Alles einzeln aufzuführen: die Wohlthaten, mit denen sie Bedürftige überhäufte, die Unterstützungen, welche sie Gemeinden und Vereinen zu Theil werden ließ, ist im gegebenen Raume nicht möglich; es ist zu Vieles, und auf alle Gebiete des Lebens sich erstreckend. Drei Häuser nur seien eigens genannt, als die Stätten ihrer besonderen Wirksamkeit. Zunächst das Sophienstift zu Weimar, eine höhere Töchterschule, im Jahre 1854 gegründet. Paragraph 14 der Satzungen lautet: „Die ganze Erziehung und der Unterricht in der Anstalt sollen geistbildend sein und auf dem Boden wahrer Religiosität die Intelligenz und das Gemüth der ihr anvertrauten Töchter gleichmäßig entwickeln und ausbilden für ihren hohen weiblichen Beruf im Leben, ihre innere Erziehung vollenden und äußerlich ihnen die feine und schöne Haltung ganz zu eigen machen, welche ihre gesellschaftliche Stellung erfordert." Nachdem die Anstalt lange Jahre hindurch ihren Sitz in gemietheten Räumen gehabt hatte, siedelte sie im Jahre 1878 in das palastartige Gebäude über,

waren einige Worte hingeworfen, und das Blatt wurde einem der Prinzen zur Weiterbeförderung an die Eltern gereicht.

Die Reise durch weimarisches Land glich einem Triumphzuge, bis das junge Paar am 22. October 1842 in der Residenzstadt Weimar einzog. Hier reihte sich Wochen hindurch Festlichkeit an Festlichkeit. Dann aber folgten auf die Zeit hochgehender Festesfreude stille, friedliche Tage des häuslichen Glückes. In schöner Uebereinstimmung der Gesinnung schuf sich das junge Paar eine Häuslichkeit, die zur Heimstätte eines trauten Familienlebens und zum Sammelpunkt aller auf das Gute und Schöne gerichteten Bestrebungen wurde. Dabei hat Freud und Leid nicht Halt gemacht vor den Thoren des Fürstenschlosses; auch Carl Alexander und Sophie haben es erfahren müssen, wie sich eine rechte Ehe erst in jenem Wechsel von gemeinsam erlebtem Glück und gemeinsam getragenem Leid bildet und bewährt. Der jungen Ehe größtes Glück erfuhr das erlauchte Paar, als ihm am 31. Juli 1844 ein Sohn geboren wurde, der die Namen Carl August erhielt. Neben dem Sohne erblühten den fürstlichen Eltern liebliche Töchter: Prinzessin Marie (geb. 20. Januar 1849) und Prinzessin Elisabeth (geb. 28. Februar 1854). Aber dicht neben dem Glücke wohnt das Leid; und es war tiefstes Leid, als am 26. Mai 1859 ein jäher Tod die achtjährige Prinzessin Sophie (geb. 29. März 1851) dahinraffte, die ihren Namen nach ihrer Mutter erhalten hatte. Tage der Trauer haben auch sonst nicht gefehlt, die beiderseitigen Eltern und so manch andere liebe Verwandte und Freunde mußten in's Grab sinken; aber auch Freude und Glück erblühten immer auf's Neue. Umringt von liebenden und geliebten Kindern, umjubelt von dem theilnehmenden Volke, feierte das hohe Paar seine silberne Hochzeit am 8. October 1867 als einen Tag hoher, dankbarer Freude. Die fürstlichen Eltern durften es erleben, wie ihr Sohn, der Erbgroßherzog Carl August, am 26. August 1873 ihnen eine neue liebe Tochter in seiner Gemahlin, der Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar zuführte, und wie in dieser Ehe ihnen Enkelsöhne geboren wurden; sie sahen 1876 ihre Tochter Marie mit dem Prinzen Heinrich VII. von Reuß den Bund für's Leben schließen und feierten 1887 die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.



Kinder-Heilbad in Sulza.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Belagert. Nach dem Bilde von A. de Courten. Siehe Seite 152.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

welches die Munificenz der hohen Stifterin dem von ihr mit besonderer Liebe überwachten Institute erbaut hatte.

Ein weiterer stattlicher Monumental-Bau ist das Sophienhaus, die Heimstätte der Pflegerinnen-Anstalt, geweiht im Jahre 1886, nach der fürstlichen Erbauerin eigenen Worten: „den Schwestern eine Heimath, den neu Eintretenden eine Lehrstätte und den Ausscheidenden ein Feierabend-Haus." Die Pflegerinnen-Anstalt hat sich unter ihrer fürsorgenden Leitung rasch zu hoher Blüthe entwickelt. Zählte sie im ersten Jahre ihres Bestehens in Weimar eine Oberin und vier Schwestern, so sind es jetzt mehr als achtzig Schwestern, die ihr angehören und die theils in dem der Anstalt angegliederten Krankenhause, theils in den Landes-Heilanstalten in Jena und anderen Hospitälern, theils als Gemeinde-Pflegerinnen in den größeren Ortschaften des Großherzogthums thätig sind.

Auch der überaus praktisch angelegte Neubau des Kinder-Heilbades in Sulza zeugt von der thätigen Umsicht und von der gemeinnützigen Opferbereitschaft der Großherzogin. Das Haus ist nach ihren Angaben und aus ihren Mitteln errichtet worden. Es soll durch diese Anstalt die Heilkraft der Sulzaer Soole allen Kranken, namentlich skrophulösen Kindern, zugänglich gemacht werden. Dabei war es der Stifterin besondere Absicht, hier auch noch in socialer Hinsicht etwas Heilbringendes zu schaffen: Das Bad ist für alle Kinder, ohne irgendwelchen Unterschied der Stände, bestimmt und soll so an seinem Theile zur Ueberbrückung der sie trennenden Kluft mit beizutragen versuchen. Sophien-Schwestern üben an den Kindern die sorgsamste Pflege.

Daß die Großherzogin Sophie ihrem Gemahl nicht nachsteht in Pflege aller auf die Kunst und das Schriftthum gerichteten Bestrebungen, beweist ihr hochsinniges Verhalten bei der Annahme des im Goethe-Archiv bestehenden Vermächtnisses des letzten Herrn von Goethe. Sie hat die reichen literarischen Schätze jenes Erbes nicht nur in edelstem Sinne verwaltet, sondern sie hat diese Stiftung auch noch wesentlich erweitert, indem sie anordnete und mit der ihr eigenen rastlosen, opferbereiten und umsichtigen Energie durchführte, daß das Goethe-Archiv zu einer Sammelstätte für Alles werde, was an literarischem Nachlaß jener klassischen Zeit auf uns überkommen ist, so daß neben dem Größten auch die anderen Großen Weimars vertreten sein sollen.

Als die Großherzogin Sophie im Jahre 1886 das neugebaute Sophienhaus seiner Bestimmung übergab, sprach sie an der Schwelle des zu weihenden Baues unter Anderem die Worte: „Das wahre Fundament dieses Hauses ist die Pflichttreue." Was hier als Mahnruf an die Pflegerinnen erklang, ist von jeher der Wahlspruch des Lebens der hohen Frau gewesen. Auf den festen Grund der Pflichttreue gebaut, trägt ihr ganzes Wirken den Charakter zielbewußter, stets die rechten Mittel wählender Humanität und edelster, in der Selbstbeschränkung harmonisch vollendeter Weiblichkeit.

Nachdruck verboten.

Ein gebrochenes Herz.

Novellette von E. von Wald-Zedtwitz.

Das einstöckige Giebelhäuschen am Marktplatz des Landstädtchens gehörte dem Tischlermeister Freytag. Von den rothen Ziegelsteinen und den alterthümlichen Holzschnitzereien desselben gewahrte man während des größten Theiles des Jahres nur wenig. Ein Rosenstock, vom Monat Juni an bis in den Spätherbst mit Blüthen wahrhaft übergossen, berankte beinahe die ganze Vorderwand und streckte seine blumigen Finger schon hinauf bis zu dem bemoosten Dache.

Ein Taubenschwarm gurrte auf den Ziegeln, eine grün gestrichene Bank stand neben der Thür und lud die Bewohner des Hauses an lauen Sommer-Abenden nach gethaner Arbeit zum Ausruhen ein. Vor Jahren gab es bei Meister Freytag weder Rosen noch Tauben, und auch keine Straßenbank.

Wieb, des Tischlers rosiges Töchterlein, spielte damals noch auf den Steinfliesen des Hauses. War sie ermüdet, so ließ sie sich darauf nieder, und wenn ihr die Mutter das Vesperbrod brachte, so verzehrte sie es da.

Eines Tages reichte es ihr nicht die Frau Meisterin, sondern der neue Lehrling, ein kleiner, halbwüchsiger Mensch. Das Kind sah ihn erstaunt aus seinen großen, blauen Augen an. Noch verwunderter blickten sie aber, als er sich neben sie setzte, um sein Mitgebrachtes mit ihr hier gemeinsam zu essen. Dann rückte sie scheu bei Seite und strich mit der Hand an dem Kleide herunter, als wollte sie jede Berührung mit dem Knaben vermeiden.

Kein Wunder, denn er war merkwürdig häßlich: der große Kopf mit dem verhältnißmäßig alten, gelblichen Gesichte saß tief in den breiten Schultern; der Rücken war gekrümmt, die Brust eingefallen, und es schien, als ob die schwachen Beine den kräftig entwickelten Oberkörper nicht zu tragen vermöchten.

Und dennoch hatte der Verwachsene zuweilen etwas Anziehendes. Zwei dunkle Augen sahen müde in die Welt, aber wenn sie sich — wie jetzt — schüchtern auf Wieb zu richten wagten, erhielten sie einen sanften, lieblichen Schimmer.

Wieb sprach heute und auch am nächsten Tage kein Wort mit ihm. Das Auge des Lehrlings hing trotzdem wie verklärt an ihr, so daß er das Essen darüber vergaß. „Willst Du es noch, Wieb?"

Sie erröthete, — endlich nahm sie es. — „Ich kann auch nicht mehr."

„Wir müßten Tauben haben, dann könnten wir sie damit füttern."

„Tauben — Tauben!" jubelte Wieb.

Bald besaß Wieb zwei Tauben. Kai hatte sie für seine letzten Groschen gekauft und ihr geschenkt. Die Mutter schalt zwar, aber sie freute sich doch, wenn Beide die niedlichen, bunten Thierchen fütterten.

„Steht auf, Ihr werdet Euch auf den kalten Steinen erkälten!" ließ sich eines Tages die Stimme der Meisterin vernehmen.

„Schade," entgegnete das Töchterchen, indem es sich langsam erhob, „Kai erzählte eine so hübsche Geschichte."

„Jetzt ist nicht Zeit, Geschichten zu erzählen; die Vesper ist vorüber, — marsch, an die Arbeit!"

„Wir müßten eine hübsche Bank haben!" wagte Kai schüchtern zu bemerken.

„Auch noch!" sagte die Frau. — Nun hörte man das kleinstädtische „Bimmel-bim" der Hausthür-Glocke und — die Treppe war leer.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, so trugen der Meister und Kai eine grüngestrichene Bank vor das Haus. Letzterer und Wieb saßen nun zur Vesperzeit und an schönen Sommerabenden oft darauf.

„In meiner Heimath hatten wir auch solche Bank und dahinter wuchs ein Rosenstock; wenn der in der Blüthe stand, roch es so herrlich!"

„Ach, das muß schön sein! — Einen Rosenstock müssen wir auch haben, Mutter!"

Und der Rosenstock wurde gepflanzt. Er gedieh, streckte sein Gerank immer mehr am Häuschen empor, und gelbrothe Blumen streuten ihre Düfte.

„War es in Deiner Heimath schön?"

Kai beantwortete die Frage seiner Freundin durch ein wehmüthiges Nicken seines großen Kopfes.

„Warum bist Du denn nicht dort geblieben?"

„Wäre es Dir lieber gewesen?"

„Nein."

Das „Nein" kam aus Wiebs jungem Herzen und zauberte um Kais breiten Mund ein glückseliges Lächeln. Nun beantwortete er erst ihre Frage, und sie erfuhr, daß er verwaist, arm und verlassen sei. Er weinte dabei, und ihre Augen füllten Thränen der Theilnahme.

„Du hast keine Eltern mehr — armer Kai — da mußt Du ja recht unglücklich sein!"

Er antwortete nicht; der Blick, welchen er auf Wieb warf, sprach vom Gegentheil.

Der Rosenstock wuchs, Wieb gleichfalls, aber Kai blieb so klein, wie er gewesen war, nur an Breite nahm er zu, und fast schien es, als ob er in gleichem Maße häßlicher geworden wäre.

Wieb hatte sich nach und nach nun selbst zur Rose entfaltet; im nächsten Jahre sollte sie eingesegnet werden. Das Geschäft des Meisters blühte; Kai war längst Geselle, aber noch ein zweiter wurde nothwendig. Fritz hieß er. — Ein kräftiger, flotter Bursche, dieser Fritz: groß, schlank, bildhübsch von Gesicht.

Fritz saß nun am Abend auch mit auf der Rosenbank; jetzt erzählte er, und das waren hübsche, lustige Geschichten, welche Wieb auch Thränen in die Augen trieben, aber solche der Freude.

Kai hörte still mit zu. — Es war ja natürlich, daß sich Wieb lieber vor Lachen, als vor Rührung die Wimpern feuchten ließ, und daß sie den hübschen Fritz öfter ansah wie ihn — den häßlichen Kai — war ja auch begreiflich.

„So thue doch auch einmal den Mund auf, Kai!" sagte Fritz wohl zuweilen.

„Mir fällt Nichts ein!" gab der dann zurück, und dabei blieb es. Fritz ließ einen spöttischen Blick über die verwachsene Gestalt seines Mitgesellen gleiten.

„Wie Du kleiner Knirps nur eigentlich den Hobel regierst. Haha — kaum, daß Du auf die Hobelbank sehen kannst!"

Kai stand auf und ging stillschweigend in's Haus.

„Das war nicht hübsch von Ihnen, Fritz," rügte Wieb das Benehmen des Anderen.

„Unter uns Gesellen ist man nicht so übelnehmisch."

„Ja, aber —" sie stockte und sah am Hause empor, ob Kai nicht am Fenster stände. Da es leer war, fuhr sie fort: „Die Buckligen sind es aber nun einmal und außerdem mißtrauisch, man muß mit ihnen Mitleid haben."

Kai drückte die Hand auf das Herz. Er hatte im Dunkeln an dem geöffneten Fenster gesessen und es doch gehört. Wieb nahm sich seiner wohl an, aber aus Mitleid — nur aus Mitleid — hatte ihn einen „Buckligen" genannt und hielt ihn für mißtrauisch. Er seufzte schwer. — Sie hatte Recht; er war ja auch nur ein bemitleidenswerthes Geschöpf. Und Fritz, sein Mitgeselle? — — Kai that in der nun kommenden Nacht kein Auge zu, und am nächsten Tage wollte ihm die Arbeit kaum von der Hand gehen. — — — —

Nun kam die Einsegnung. Die Rosen blühten noch nicht, sonst hätte Kai Wieb sicherlich die schönste mit auf den Weg zur Kirche gegeben. Sein Auge hing während der feierlichen Handlung immerfort an ihr und — er fühlte einen brennenden Schmerz am Herzen — so war ihm der lange Blick, welchen sie eben mit Fritz wechselte, nicht entgangen.

Der Prediger hatte davon gesprochen, daß die Confirmanden, wenn sie nun bald auf eignen Füßen stehen würden, fleißig, arbeitsam und treu sein sollten. Bei dem Worte „treu" hatte es in Beider Augen aufgeflackert. — — — —

Da blühten nun die Rosen. Eine balsamische Nacht umgab Kai, welcher daheim geblieben war, während der Meister, seine Frau, Wieb und Fritz zum Volksfest gegangen und noch nicht zurückgekehrt waren. Was sollte er da, wo man lustig war und tanzte? Er, der Bucklige tanzte ja nicht und — Wieb — — —? Er saß allein auf der Bank. Ab und zu trug der Luftzug die Tanzweisen vom Festplatze bis zu ihm. Sonst Alles todtenstill, die Stadt wie ausgestorben, nur der Ruf des Wächters und seine drei Stöße in's Horn unterbrachen von Zeit zu Zeit die Stille. — Lallallala — lalala — lalalala — —. Wie schön mußte es sich nach dem Walzer tanzen! Den schleiften Wieb und Fritz selbstredend zusammen.

Kai seufzte schwer, — la—la—la—la—lallallalla—lallallalla—lala—la — und wie berauschend die Rosen dufteten! Kai schlummerte ein, der Vollmond beschien sein blasses Gesicht. Der arme verwachsene Bursche träumte von der Zeit, als er noch Lehrling und Wieb noch ein Kind war, und wie sie da auf den Steinfliesen saßen — wie der Andere noch nicht da war — — und wie schön das war.

Der Meister mußte mit den Seinen den Festplatz frühzeitig verlassen. Ein Todesfall war eingetreten, und Freytag hatte draußen auf der Volkswiese die Bestellung, schleunigst einen Sarg zu fertigen, in Empfang genommen. Da galt es, die Nacht zum Tage zu machen. Fritz war vorausgeschickt worden, um Kai zu wecken und das Nöthige zur Arbeit vorzubereiten. Er traf seinen Genossen schlafend auf der Bank, und ein boshafter Gedanke durchzuckte sein Hirn. Durch die nur angelehnte Thür in das Haus schlüpfend, holte er lange Hobelspäne aus der Werkstatt und hing sie vorsichtig dem Schlummernden als Locken an die Ohren, nahm den alten Strohhut der Meisterin, setzte ihn leise auf Kais Kopf und warf ihm einen Frauenrock über die Kniee. — —

Kai erwachte von einem schallenden Gelächter. Wieb und Fritz standen vor ihm. Jetzt erst bemerkte er, was mit ihm vorgegangen war. Seine Hand ballte sich, er sprang auf und wollte auf Fritz zustürzen. — Aber nein — er stürmte in's Haus. — Wieb, seine liebe, kleine Wieb hatte ihn grausam verlacht, das lähmte seine Kraft, und diese Lähmung ging von seinem Herzen aus.

Bestürzt eilte sie ihm nach. — „Es war nur Scherz, Kai."

„Mit Buckligen muß man keine Scherze machen, sie sind übelnehmisch und mißtrauisch — mit denen muß man höchstens Mitleid haben. Aber auch das hast Du nicht einmal!" — — So ließ er das bestürzte Mädchen stehen. Sie brach in Thränen aus. — —

Kai arbeitete fleißiger denn je, aber wenn am Abend Wieb und Fritz auf der Straßenbank saßen, kam er nicht mehr. Die Tauben girrten vergebens nach Futter. Wieb und Fritz hatten sich viel zu viel zu erzählen, um an die Thierchen zu denken. „Fort!" rief Fritz und stieß mit dem Fuße nach ihnen, wenn sie zu zudringlich wurden.

„Warum läßt Du uns immer allein?" wandte sich Wieb einmal an Kai. Dieser verfärbte sich und blieb die Antwort schuldig.

„Du bist uns böse?"

Er schüttelte den großen Kopf.

„Ich sehne mich oft nach Dir."

„Wirklich?"

Es klang ungläubig — und Wieb erröthete bis unter die Haarwurzeln. Kai erschien nicht wieder und arbeitete oft bis in die Nacht hinein. Einen so fleißigen Gesellen hatte der Meister noch nicht gehabt.

„Allzu scharf macht schartig!" meinte er wohl zuweilen. „Du kränkelst, Kai."

Der stieß einen Ton aus, welcher wie Lachen klingen sollte. Wieb hörte ihn, und er ging ihr durch und durch.

Die Zeit eilte, und als einmal wieder die Rosen blühten, öffnete sich die Thür des Tischlerhauses, und ein Hochzeitszug schritt zur benachbarten Kirche. Wieb und Fritz als Brautpaar voran, dann folgten die Eltern und Verwandten, zuletzt kam Kai. Der schwarze Rock schlotterte um seinen verwachsenen Leib, und der Cylinderhut wollte auf seinem mächtigen Kopfe nicht den richtigen Sitz finden. Kaum daß Kai einen Fuß vor den anderen zu setzen vermochte. Auf dem Dache girrten die Tauben. Aus Wiebs Gesangbuch sah eine voll erschlossene Rose hervor. Abgewandten Gesichtes hatte sie ihr heute der Jugendfreund gereicht, und niedergeschlagenen Auges hatte sie dieselbe genommen.

„So viele Blätter, so viele glückliche Jahre, und so süß wie ihr Duft, so sei Dein Glück!"

Wie der Wind war er zur Thür hinaus gefegt, und Wieb hielt die Blume in der zitternden Hand.

„So süß sei Dein Glück! Gott mag es geben!" — Bange Zweifel stiegen ihr plötzlich im jungfräulichen Herzen auf. — — —

Der Meister war gestorben. Fritz übernahm das Geschäft, das Haus mit der Bank, sammt dem Rosenstock — und Kai, den fleißigen Gesellen. Die Tauben wurden als unnöthige Fresser abgeschafft. Es schien fast, als hätte Kai das Sprechen jetzt ganz verlernt und er alterte zusehends. — Nun saß er zuweilen wieder auf der Bank, aber allein. Wieb hatte alle Hände voll zu thun, und Fritz wollte auch nicht, daß die Leute sein hübsches, junges Weib mustern sollten. „Eine Frau gehört in's Haus und nicht auf die Gasse!"

Hübsch war Wieb noch immer, aber aus dem Gesicht war der Schein des Glückes, der es sonst verschönte, gewichen. —

Es bekümmerte sie Etwas, was sie Niemandem sagen wollte. Endlich klagte sie es Kai.

„Mein Mann ist dem heimlichen Trunke ergeben — kannst Du ihn nicht davon retten?"

„Wenn's Dir nicht gelingt, Wieb, wie soll ich's denn fertig bringen?"

Fritz sah Beide öfter mit einander heimlich sprechen. Wenn er kam, schwiegen sie plötzlich. Das erregte seine Eifersucht und eines Tages hörte Kai — er glaubte, sein Herz sollte springen — wie er sie schlug.

Sollte er zuspringen? — Nein, Wiebs Beschämung wäre zu groß gewesen. Sollte er fortgehen? — Nein, er mußte bleiben, um seine Wieb im Nothfalle zu schützen, so viel er's bei seinen schwachen Kräften vermochte. Er hoffte auf die Zukunft — ein Kind wurde erwartet; war es erst da, so kam Fritz vielleicht zur Besinnung. — —

Ein Söhnchen wurde geboren und Wieb auf's Krankenlager geworfen. Fritz trank stärker. Die Nachbarn merkten es schon und meinten, es geschähe aus Verzweiflung über das lange Leiden seiner Frau. Kai wußte es besser, aber er schwieg.

Arbeiten konnte er jetzt nicht, seine Glieder waren matt, aber den Sprossen seiner Wieb vermochte er zu pflegen. Stundenlang saß er oft, ihn auf dem Schoße haltend, auf der Rosenbank und erzählte ihm, als ob er ihn verstände, die Märchen, denen einst seine Mutter lauschte.

Heute saßen sie wieder da. Das Kind schlief sanft, Kai drückte es liebevoll an's Herz und legte es plötzlich mit ängstlicher Hast neben sich auf die Bank — — da wurden seine Arme schlaff, sein Kopf sank zurück — die müden Augenlider fielen zu — das Herz setzte seine Schläge aus. — Rosenblätter fielen hernieder und grüßten das scheidende und das aufblühende Leben. Eine der Tauben war zur alten Heimath zurückgeflattert und hatte die üppigen Blumen mit den Flügeln gestreift.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Prophetische Träume.

Von C. Falkenhorst.

Die Aufklärung hat in unserem Jahrhundert mit dem alten Aberglauben sehr gründlich aufgeräumt — gründlich, aber nicht vollständig. Das beweisen uns immer von neuem Proceß-Verhandlungen und sonderbare Ereignisse, von denen die Zeitungen so gern als von Komödien und Tragödien des Aberglaubens berichten. Der beißende Spott, mit welchem die Bethörten behandelt werden, ist gewiß am Platze: die Eigenliebe des Menschen schützt ihn davor, daß er sich lächerlich mache. Aber diese so beliebte Waffe der Satire reicht nicht immer aus; wohl ist sie geeignet, den Aberglauben von dem Schauplatze der Oeffentlichkeit zu verdrängen, aber er flüchtet sich alsdann in die geheimen Winkel des menschlichen Herzens, brütet dort und kommt zum Ausbruch, wenn der Zufall die schönen, gleich gestimmten Seelen zusammenführt. Ein tieferes Studium der Komödien und Tragödien des Aberglaubens führt schließlich auch den Forscher zu der Ueberzeugung, daß nicht Alles, was Abergläubische erzählen, Lug und Trug ist, daß gewisse Thatsachen wirklich wahr sind und nur ihre Deutung eine falsche ist. Was die Wissenschaft einer gewissen Zeit als unmöglich bezeichnet hatte, das wurde von einer späteren fortgeschritteneren Wissenschaft als wahr erkannt, und es wurde auch von ihr für die ehemals räthselhaften Vorgänge eine natürliche Erklärung gefunden.

In Anbetracht dieser Thatsachen muß die Aufklärung tiefer in das Wesen des Aberglaubens einzudringen und zu beweisen suchen, wie die scheinbaren Wunder und Zauberkünste auf natürliche Weise zu erklären sind. Allerdings kommt man dabei nicht immer mit einem Hinweis auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Menschen oder auf Taschenspielerkünste aus; man sieht sich nur zu oft genöthigt, in die schwierigsten psychologischen Vorgänge einzudringen.

Einen Schlüssel zum Verständniß der mächtigsten und düstersten Erscheinungen des menschlichen Aberglaubens hat uns das Studium der hypnotischen Zustände und verschiedener Nerven-Krankheiten geliefert. Wer diese neuesten Errungenschaften der Wissenschaft vollauf kennt und sich ihnen nicht mit vornehmem Dünkel verschließt, vermag erst die Berichte ehemaliger Zeiten über Hexen und Besessene zu verstehen und gerecht über die vom Wahn Befallenen und die zwar unwissenden, aber bestimmten, scheinbar übernatürlichen Thatsachen gegenüberstehenden Richter zu urtheilen; für Den hat auch der Glaube an den „bösen Blick", der bei allen Völkern der Erde eine folgenschwere Rolle gespielt hat, nichts Unnatürliches und Wunderbares. Der vermag sich auch zu erklären, wie der Glaube an das Voraussehen im Schlafe, an prophetische Träume zu einem Gemeinübel aller Völker werden konnte.

Wir wollen uns heute lediglich mit der letzten Erscheinung befassen. Wenn wir die tragischen Wirkungen dieses Aberglaubens an geschichtlichen Beispielen erörtern wollten, so könnten wir mit diesen ganze Bücher füllen, denn den Wahngestalten des Traumes sind wahre Hekatomben geopfert worden, — und diese Opfer bestanden nicht immer in Rindern, sondern viel häufiger in unschuldigen Menschenleben. Und wenn wir auf die komischen, lächerlichen Folgen eingehen wollten, wir müßten den Lesern eine Reihe von Humoresken liefern, — und wir brauchten in beiden Fällen nicht immer in die Vergangenheit zurückzugreifen, wir könnten wohl viele fesselnde Bilder aus der Zeit und für die Zeit liefern; denn fürwahr, der Aberglaube an die prophetische Kraft des Traumes lebt noch in unserem Geschlecht fort. Das beweisen nicht allein die zahllosen Traumbüchlein, die immer neue Auflagen erleben, sondern darüber belehrt uns nur ein flüchtiger Umblick im Kreise unserer nächsten Verwandten und Freunde, gleichviel ob sie den unteren oder oberen, den wie man sagt gebildeten oder ungebildeten Ständen angehören.

Ich weiß darum bestimmt, daß unter den Lesern dieses Artikels sich viele Traumgläubige befinden, und ich weiß aus Erfahrung, daß sie in zwei Hauptgruppen zu theilen sind. Die erste Gruppe bilden Diejenigen, die sich mit dem Deuten der Träume befassen, die beispielsweise glauben, daß, wenn man von faulen Aepfeln träume, dies Schaden und Verlust bedeute, ein Traum aber von „Aepfeln, so schön", erfreuliche Nachrichten vom Liebchen verkünde. Diesen Traumgläubigen werde ich am Schluß dieser Abhandlung einige Worte widmen. Die zweite Gruppe besteht aus Denjenigen, welche glauben, daß man im Traume die Zukunft, ganz bestimmte Ereignisse voraussehen könne. Diese werde ich vielleicht für mich einnehmen, wenn ich von vorn herein erkläre, daß ich an dieser Thatsache durchaus nicht zweifle und mit ihnen behaupte, daß auch meiner Ueberzeugung und Erfahrung nach viele Träume wirklich und buchstäblich in Erfüllung gegangen sind. Nur darüber, wie dies geschehen ist, werden wir vielleicht verschiedener Meinung sein.

Ich will dieses „Wie" an Beispielen erläutern, und aus der Jugendzeit wähle ich das erste.

Beim Erwachen sagte mir mein Studien- und Stubengenosse, er habe schlecht geschlafen und geträumt, daß er halskrank sei. Als junger Candidat der Medicin ließ ich mir den Fall nicht entgehen, aber ich fand Nichts im Halse, und auch mein Freund lachte; er fühlte sich ganz wohl und hatte den ganzen Tag hindurch nicht die geringsten Beschwerden. Aber siehe da, am andern Morgen trat die Krankheit, eine Halsentzündung, ein. Von ähnlichen Fällen ist mehrfach berichtet worden. Waren diese Träume prophetisch?

Die Erklärung dieses Voraussehens im Traume ist nicht schwierig, sobald wir bedenken, daß der natürliche und künstliche Schlaf oder die Hypnose verwandte Zustände sind. Wir wissen, daß die Sinne hypnotisirter Personen eine ungewöhnliche Schärfe erlangen können. Der Gesichtssinn wird derart verschärft, daß ein Hypnotisirter die Druckschrift lesen konnte, die sich im Auge seines Beobachters wiederspiegelte, während das Buch dem Hypnotisirten mit der Rückseite entgegengehalten wurde. Der Geruch Hypnotisirter kann bei weitem den des besten Spürhundes übertreffen; die Zunge wird so feinfühlend, daß sie im Wasser Temperatur-Unterschiede von Zehnteln eines Grades herausschmeckt. Die Zahl ähnlicher Beispiele ist eine sehr große. Wir wissen aber auch, daß, während beim Hypnotisirten die Schärfe des einen Sinnes zunimmt, die anderen Sinne abgestumpft werden. Diese wunderbare Sinnesschärfe wird dadurch erlangt, daß die Aufmerksamkeit des Eingeschläferten sich nach einer bestimmten Richtung hin verdichtet.

In einer ähnlichen Lage befindet sich oft der im natürlichen Schlafe Ruhende. Die Thätigkeit des Gesichts- und Gehörsinnes ist abgeschwächt oder erloschen, nur das Gefühl ist noch erhalten, und die im Traume erwachende Aufmerksamkeit kann sich bequem, ohne durch andere Sinneseindrücke beeinflußt zu werden, auf die inneren Empfindungen im Körper concentriren. Da werden kleine Störungen des Wohlbefindens, die man sonst im wachen Zustande unter dem Einstürmen vieler neuer Eindrücke unberücksichtigt läßt, voll und scharf empfunden.

In unserem eingangs erwähnten Falle hatte der Träumende bereits eine leichte, noch nicht sichtbare Anschwellung im Halse, einen Anfang der Krankheit; sie kam ihm im Schlafe zum Bewußtsein, die Phantasie vergrößerte sie im Traume zu dem bestimmten Gefühl des Krankseins. Auf diese Weise hat der Träumende die Zukunft vorausgesehen.

Man darf aber die Bedeutung solcher Thatsachen nicht übertreiben! Nichts berechtigt uns, aus Träumen auf die Zukunft zu schließen, Träume als Wegweiser für die Erkennung beginnender Krankheiten zu benutzen. Die Träume sind trügerisch. Nicht nur eine wirklich beginnende Krankheit kann beispielsweise den Traum von einer Halsentzündung erregen. Ein im Halse, an den Mandeln zurückgebliebener Speiserest kann während des Schlafes ein leichtes Gefühl der Reizung hervorrufen, dieses Gefühl wird wahrgenommen, und der Traum bildet es in die Vorstellung einer Krankheit um. Der Träumende erwacht; ein Schluck Wasser spült den reizenden Speiserest fort; der Mensch bleibt gesund, und lächelnd meint er, daß Träume nur Schäume sind.

Aber nicht Jeder meint das. Es giebt nervöse, leicht empfindliche, furchtsame und grübelnde Naturen; solche Menschen sind leicht geneigt, sich von ihren Traumgebilden beherrschen zu lassen, und, indem sie über dieselben nachdenken, stehen sie im Banne des Traumes. Sind sie abergläubisch, sind sie von dem Wahn befangen, daß wir in Träumen Andeutungen für die Zukunft erhalten, so setzt sich auch in ihnen die Ueberzeugung fest, daß das Geträumte in Erfüllung gehen werde. Sie reden es sich ein. Nun wissen wir aus täglicher Erfahrung, daß man unter Umständen den Menschen recht viel einreden kann. Am empfänglichsten für die Einrede erweisen sich aber wiederum Diejenigen, die in den künstlichen Schlaf, in die Hypnose versetzt werden. Dieses Einreden bei Hypnotisirten bezeichnet man mit dem Worte Suggestion. Was glauben die Hypnotisirten nicht, was halten sie nicht für wahr und wirklich! Indem sie rohe Kartoffeln verzehren, meinen sie, sie äßen Apfelsinen, weil der Hypnotiseur ihnen das vorgeredet hat. Auf Befehl des Meisters, der sich ihrer bemächtigt hat, sehen sie im Zimmer Personen, die nicht da sind, und sehen nicht Diejenigen, die vor ihnen stehen. Sie thun Alles, was ihnen von dem Hypnotiseur befohlen wird, und zwar nicht nur im Schlafe, sondern auch nach dem Erwachen aus der Hypnose. Aber ihr Gehorsam geht weiter als der des gehorsamsten Sklaven. Organe, die sonst vom menschlichen Willen nicht beeinflußt werden, gehorchen uns in vielen Fällen, wenn wir auf sie durch Hypnose und Suggestion einwirken. Man hat dieser und jener hypnotisirten Person suggerirt: du wirst in vierundzwanzig Stunden ein blutiges Mal oder eine Brandblase auf der Stirn haben, — und dieser Befehl ging pünktlich in Erfüllung. Solche Versuche gelingen zwar nicht immer, aber oft genug, um uns zu belehren, daß die im künstlichen Schlafe auf einen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit Störungen in der normalen Thätigkeit des Körpers hervorrufen kann, wie ja andererseits feststeht, daß unter Umständen gewisse, namentlich nervöse Leiden durch die Suggestion geheilt werden können.

Wir wissen aber auch, daß die Menschen, die für derartige Schlafzustände besonders veranlagt sind, der Hülfe eines Hypnotiseurs gar nicht bedürfen, um derartige Veränderungen in ihrem Körper hervorzurufen, daß sie sich die verschiedensten Dinge selbst suggeriren, — allein einreden können. Man nennt dies Autosuggestion. In den Krankenhäusern, wo man mit Nervenkranken zu thun hat und vom Hypnotisiren Gebrauch macht, sind solche Erscheinungen häufig beobachtet worden. Die Kranken bekamen Lähmungen, Krämpfe, ja Fieberanfälle zu derselben Stunde, für die sie sich diese Störung selbst vorausgesagt hatten. Freilich sind sich die Kranken der wunderbaren Macht, welche ein gewisser Gedankentrieb auf sie ausübt, nicht bewußt. Dies ist wenigstens in der Regel der Fall; das Gegentheil findet nur bei Denjenigen statt, die in den hypnotischen Versuchen bereits bewandert sind.

Es wird heute schwerlich einen Naturforscher geben, der die Wahrheit der oben angeführten Thatsachen beanstanden würde. Sie bilden auch den festen Boden, von dem aus wir einen Schritt in das Reich der prophetischen Träume wagen können.

Es giebt leichte und schwere, ja tief erschütternde Träume, Träume, in welchen wir das scheinbar Erlebte genau wie im Leben, ja mitunter noch schöner oder noch schärfer und peinlicher empfinden. Steht nun ein Mensch, der an und für sich eine geeignete nervöse Veranlagung oder eine abergläubische Natur besitzt, im Banne eines solchen Traumes, so wird für ihn dieser Traum zu einer Suggestion werden können, die er sich selbst eingiebt, und die, soweit die Grenzen der suggestiven Einwirkung reichen, auch in Erfüllung gehen wird. Dies können wir am klarsten auf dem bereits ziemlich vielseitig erforschten Gebiete der krankhaften Veränderungen in Folge von Autosuggestion erläutern.

In der neueren medicinischen Literatur wird von einem Manne berichtet, der für gewöhnlich ein beschäftigtes Leben führte. Alljährlich sagte er sich aber die Zeit vorher, wo er in Brache — so nannte er seine Krankheit — verfallen und aus dieser wieder herauskommen würde. Alles trat pünktlich ein, und er blieb während dieser Zeit gut essend und trinkend im Bett; dabei war er vollkommen schlaff und zu keiner Willensanstrengung fähig. Die Krankheit begann in einem von ihm im Voraus angegebenen Augenblick und endigte nach Ablauf von hundert Tagen, wie er vorausgesagt hatte. Eine Patientin, die sich vor dem Blitz fürchtete, träumte, daß er neben ihr einschlüge; sie erwachte taub; kein Arzneimittel half. Ihr Gehör kehrte allmälig in dem Maße wieder, wie die Suggestions-Wirkung ihres Traumes schwand. Einige Leute, die träumten, daß sie verwundet worden wären, behielten beim Erwachen die Empfindung von Schmerz und Spuren der vermeintlichen Verwundung — ähnlich wie die Hypnotisirten, bei denen Schmerzen und blutige Male in Folge der Suggestion entstehen. Eine Witwe hörte während dreier Nächte im Traume eine Stimme, die zu ihr sagte: „Tödte deine Tochter!" Sie widerstand zunächst und verscheuchte diese Gedanken beim Erwachen, aber die Vorstellung befestigte sich bald, sie verschwand mit dem Erwachen nicht mehr, und einige Tage später opferte die unglückliche Frau ihr Kind hin.

Man hat auch behauptet, daß es Leute gegeben habe, die im Traume ihren eigenen Tod vorausgesehen haben. Aus früheren Zeiten stammt der Bericht von der jungen Engländerin, Miß Lee, die in Folge einer nächtlichen Vision zu der Ueberzeugung kam, daß sie an demselben Tage Mittags sterben würde: sie traf demnach ihre Anordnungen und starb zu der angegebenen Stunde trotz der Bemühungen zweier Aerzte, die erschienen waren, um ihr diese thörichte Vorstellung zu benehmen. Viele Aerzte der neueren Zeit können gleichfalls nicht leugnen, daß Kranke, namentlich Geisteskranke, die Zeit ihres Todes voraussehen. Man hat früher geglaubt, daraus auf das Vorhandensein von Ahnungen schließen zu sollen. Einer der Förderer der Lehre vom Hypnotismus in der Gegenwart, Doctor Liébault in Nancy, gibt aber dafür eine andere wahrscheinlichere Erklärung. „Es liegt nicht mehr Wunderbares darin," schreibt er, „als in allen anderen seltsamen Erscheinungen des Schlafes. Wenn man ein Ereigniß an Anderen, oder an sich selbst voraussieht oder vorher empfindet, so braucht man darum nicht das Kommende vorherzuwissen und die Zukunft zu errathen, sondern man entwickelt durch einen besonderen Gedankentrieb in seinem Körper für eine spätere Zeit Das, was man sich bewußt oder unbewußt suggerirt hat, oder erweckt in Anderen den Gedanken an die vorgesagten Veränderungen, indem man sich ihres Geistes bemächtigt und dadurch für den angezeigten künftigen Zeitpunkt eine Thätigkeit ihrer Aufmerksamkeit im Sinne der ihnen vorgeschriebenen Vorstellung hervorruft."*) Die Erfüllung der Ahnungen beruht somit in den von uns angeführten Beispielen darauf, daß ein von einer festen Vorstellung erfaßter Mensch seinen Organismus in Verwirrung bringt und im Sinne dieser Vorstellung verändert. Es ist wohl möglich, daß ein bereits geschwächter Mensch durch den festgehaltenen Gedanken, zu sterben, seine Nervenkraft zu dem vorausgesehenen Augenblicke erschöpft.

Wir haben bis jetzt von Träumen gesprochen, die für Diejenigen, welche sie gehabt haben, in Erfüllung gegangen sind. Diese Ahnungen bestätigen sich am häufigsten; seltener sind schon die Fälle, in denen so zu sagen für eine andere Person geträumt wird. In der Erklärung Liébaults ist bereits angedeutet worden, auf welche Weise der Bann des Traumes auf die Umgebung übertragen werden kann.

Wenn man Jemand sagt: „Ich habe von Dir Dieses oder Jenes geträumt," und wenn diese Mittheilung auf den Betreffenden einen entsprechend starken Eindruck macht, so ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Eindruck für ihn zu einer Suggestion wird. Der größte Förderer eines solchen Eindruckes ist aber der Aberglaube, der Wahn, daß Träume in Erfüllung gehen.

Solche Thatsachen sind beobachtet worden, auch ohne daß Träume zu ihnen Veranlassung gegeben hätten.

Auf den Sandwich-Inseln bestand eine religiöse Gemeinschaft, die sich den Besitz der Himmelsgabe zuschrieb, durch ihr Gebet die Feinde zu tödten, deren sie sich entledigen wollte. Wenn Jemand sich ihren Haß zuzog, so zeigte sie ihm an, daß sie mit ihren Verwünschungen gegen ihn beginnen werde: meist genügte diese Erklärung, um den dem Banne verfallenen Unglücklichen vor Schreck sterben zu lassen oder zum Selbstmord zu bewegen.

Der Aberglaube macht die Menschen gegen bewußte oder unbewußte Anschläge der Zauberer und Wunderthäter wehrlos. Vor einer Reihe von Jahren trat in Sideville in Frankreich ein Hirt Namens Thorel als Zauberer auf. Der Maire des Ortes stellte ihn wegen seiner teuflischen Künste zur Rede. Da wies der Hirte auf einen seiner Begleiter hin und sagte voraus, daß der Mann zu Boden stürzen würde, wenn er mit der Faust an die Hüttenthür schlagen würde. Das Vorausgesagte geschah, der Bezeichnete glaubte fest an die Macht Thorels, er stand im Banne desselben und fiel zu Boden unter der Tyrannei seines eigenen Gedankens.

An Hypnotisirten hat man bereits eine ganze Reihe solcher „Prophezeiungen" in Erfüllung gehen sehen, und bei geeigneten Personen kann man sie zu jeder Zeit ausführen.

Wenn nun im Kreise von Abergläubischen von einem Traume erzählt wird, so ist es wohl möglich, daß dieselben unbewußt ihre Aufmerksamkeit auf das Ereigniß, das eintreten soll, richten und alle geheime Geisteskraft daran setzen, dieses Ereigniß zu verwirklichen.

Hat nun aber Jemand die Erfüllung dieses Traumes an sich selbst erlebt, oder ist er ein Zeuge dieser Erfüllung an einem Anderen geworden, so schlägt in seinem Herzen der Aberglaube um so festere Wurzeln, als der Betreffende wahren Thatsachen gegenübersteht und mit vollem Recht die Möglichkeit eines Schwindels oder Betrugs ausschließt. Er vermag sich das Eintreffen der Voraussage nicht auf natürlichem Wege zu erklären, und so deutet er dasselbe als ein Werk dunkler, unbekannter Mächte, die je nach seinem Bildungsgrade die Gestalt von Dämonen oder Engeln annehmen. Der Spott der Ungläubigen erschüttert nicht seinen Glauben, Berichte über ähnliche Fälle, in welchen der Betrug eine Rolle spielte, haben für ihn keine Beweiskraft; denn sie passen nicht auf das von ihm selbst Erlebte. Er steht unter einem Banne, von dem ihn nichts Anderes befreien kann, als nur die natürliche Lösung des Vorganges.

Jahrtausende hindurch hatte die von Ahnungen gequälte Menschheit von dieser natürlichen Erklärung nicht die leiseste Ahnung; so ist es kein Wunder, daß sie sich selbst in die Ketten des Aberglaubens schlug. Die wenigen wahren, überzeugenden Fälle, in welchen Träume in hochernster Weise, selbst bis zum Tode in Erfüllung gegangen waren, bildeten den Grund und Boden, auf welchem sich die Lehre von der Traumdeutung ausbilden konnte. Sie schuf die von uns im Eingang dieses Artikels erwähnte Gruppe von Abergläubischen, welche in den Träumen symbolische Zeichen erblicken. In alten Zeiten waren die Traumdeuter vom Volke hochverehrte, mit prophetischer Gabe ausgestattete Männer. Die Masse des Volkes und selbst die Fürsten beugten sich vor der Macht ihres Wortes. Ist es ein Wunder, daß ihre vor versammeltem Volke gegebenen Traumdeutungen so oft in Erfüllung gingen? So oft — und durchaus nicht immer, denn die Geschichte berichtet auch von falschen Propheten,

*) Vgl. Liébault, „Der künstliche Schlaf". Deutsche Uebertragung von Doctor O. Dornblüth.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die kein Glück hatten, denen keine Macht über die Seelen ihrer Mitmenschen gegeben war.

Die schwächsten Traumdeuter sind ohne Zweifel die Traumbüchlein; das gedruckte Wort wirkt schwach; es fehlt hier die erschütternde Macht der Stimme einer mit anscheinend geheimnißvoller Kraft ausgestatteten Person; es fehlt der berückende Blick eines in hohem Rufe stehenden Traumdeuters.

Es ist eine schöne Aufgabe, das Gestrüpp des Aberglaubens im menschlichen Herzen zu lichten, aber die Aufklärung triumphirt auf diesem Gebiete nur dort, wo sie in dem Einzelnen die Ueberzeugung wachruft:

„In deiner Brust trägst du deinen schlimmsten Feind."

Nachdruck verboten.

Zweierlei Tuch.

Siehe das Bild, Seite 149.

„Il ne fut jamais, que les belles et honnestes dames n'aimassent les gens braves et vaillants, encore que de leur nature elles ne soyent poltronnes et timides; mais la vaillance a telle vertu à l'endroit d'elles qu'elles l'aiment." Es sind mehr als dreihundert Jahre vergangen, seit der liebenswürdige französische Chroniqueur den vorstehenden Satz niedergeschrieben und, von der seligen Penthesilea beginnend, mit unzähligen Beispielen belegt hat. Die Thatsache ist seither unverändert geblieben, aber die sie bezeichnende Ausdrucksformel ist eine andere geworden. „Die Damen lieben die tapferen Männer," hieß es im XVI., „die Damen lieben zweierlei Tuch," heißt es im XIX. Jahrhundert. Wer aus dem Vergleich dieser beiden Formeln seine Schlüsse ziehen wollte, liefe Gefahr, unliebenswürdig zu werden.

Große Ursachen haben meist auch eine Reihe kleiner Wirkungen, die sich bis in ihre winzigsten Verzweigungen verfolgen lassen. Die gleichmäßige Uniformirung der stehenden Heere hat die Beziehungen des schöneren Geschlechts zum „berufsmäßig" tapferen Manne erheblich geändert. Das Individuum ist in die Masse zurückgetreten. In unseren Tagen kann man sich einen Herzens-Conflict denken, der sich auf die Wahl zwischen einem Husaren und einem Fuß-Artilleristen zurückführen läßt. In neun Fällen unter zehn wird der Husar schwerer in's Gewicht fallen, gerade weil er zu den „leichten Truppen" gehört.

O, diese leichten Truppen! Hier beginnt sich die internationale Vorliebe der Damen für „zweierlei Tuch" zu nationalisiren. Die Franzosen haben ihre Zuaven, die Oesterreicher ihre Kaiserjäger, die Deutschen ihre Husaren, die Italiener ihre Bersaglieri. „Belagert" nennt de Courten seine anmuthige Osteria-Scene. Er hat den psychologischen Moment mit dem Pinsel besser getroffen, als mit dem Titel. „Capitulirt" sollte es heißen! Die Bersaglieri belagern nicht, sie erobern im Sturm, wie es sich eben für „leichte Truppen" geziemt. Uebrigens ist es mit der Capitulation nicht abgethan! Im Hintergrunde, an der reich gedeckten Tafel lauert so etwas wie eine novellistische Entwickelung. „Unter Kameraden ist nicht immer Alles egal." Der junge Soldat, dessen blasses Schwärmergesicht nicht so recht zu dem breiten Federhut passen will, scheint die Sache nicht ganz so scherzhaft zu nehmen, wie sein älterer Kamerad, der eben aufsteht, um ein Witzwort nach dem anderen Tisch hinüberzurufen. Der Dritte im Bunde raucht gleichmüthig seine Pfeife, er bildet den Chor zu der Komödie oder Tragödie, die sich da entspinnt: „Ich kenne das! Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen."

Wenn die gleichmäßige Uniformirung einen Abschnitt in der Geschichte der Beziehungen des schöneren Geschlechts zum Soldaten bezeichnet, so dürfen wir schließlich die allgemeine Wehrpflicht als neueste Entwickelungs-Phase nicht übergehen. Sie hat das Mittelglied geschaffen zwischen Militär und Civil — den Reserve-Lieutenant. Er markirt die Grenze der weiblichen Vorliebe für „zweierlei Tuch", denn die übrigen Uniformen kommen nicht mehr in Betracht, sie sind nur „verschämtes Civil".

Aus Haus

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Willkommen!

So steht es zur Zeit über der Eingangsthür mancher lange vereinsamten Wohnung geschrieben, mit schwarzen Buchstaben auf rothem Grunde, das Ganze umrahmt von einem grünen Kranz, zuweilen wohl auch von einer Laub-Guirlande mit bunten Herbstblumen. Es ist kein Product sonderlichen Geschmackes, dies einfache Placat; aber Denen, die es befestigten, gewährte es Freude; das Herz manchen Kindes klopfte lauter, als es stolz seine kleine Sparbüchse leerte und aus eigenem Antriebe hineilte, um mit seinen Pfennigen jenen Gruß zu kaufen, mit dem es die heimkehrenden Eltern empfangen will. Wie gut das Herbstlaub duftet, die Astern und Georginen leuchten ihm wie eben so viele Sterne daraus hervor, es hat die Empfindung von etwas Großem, unbewußt Schönem. — „Willkommen", wem klänge dies Wort nicht lieblich, wo immer er es vernähme? Doppelt Allen, welchen liebende Herzen entgegenschlagen, die sich reich fühlen im wiedergewonnenen köstlichen Besitz; aber auch Jene vernehmen es gern, die zur Sommerzeit wanderlustig auszogen und nun zu trautem, lang entbehrtem Behagen heimkehren. Man braucht kein weitgereister Odysseus zu sein, die treue Penelope mag den Gatten auf der Fahrt begleitet haben, das Wetter soll herrlich, die Hotels ausgezeichnet gewesen sein, — Annahmen, die in solcher Uebereinstimmung kaum je vorkommen — Alles zugegeben, dennoch ruft Jeder, ob laut, ob leise: „There is no place like home as humble it may be!"

Etwas vom Reinmachen.

Venetianische Glaskronen. — Bis vor Kurzem gehörte der Besitz dieser reizenden Objecte einer ganz eigenartigen Kunst-Industrie in bürgerlichen Häusern fast zu den Ausnahmefällen und fand sich meist auf Schlösser und Heimstätten des Reichthums beschränkt; in den letzten Jahren aber haben sich ihm vielfach Räume erschlossen, bei deren Einrichtung Freude an graziöser Form und Farbenpracht maßgebend waren. Nun schaut das Auge der sorglichen Frau fragend auf, der böse Staub hat den Glanz des Glases getrübt, den Reiz geschwächt, der Abständer will nicht mehr genügen, was thun? Ja, es bedarf in der That einer gründlicheren Reinigung, und diese ist nicht so schwer, als es den Anschein hat, eigentlich ein Vergnügen, so recht für geschickte Frauenhände gemacht. Daß die leichten Ketten in feinen Ringen hängen und ohne Schwierigkeit zu lösen sind, ergiebt ein erster Blick, aber bei näherem Zusehen entdecken wir, daß alle Blumen, Blätter und Arme in einer numerirten Metallhülse endigen, und in kleine Vertiefungen der hölzernen Grundform eingesetzt sind, welche die gleiche Zahl tragen, daß also jedem Theilchen sein bestimmter Platz angewiesen ist. Nun ziehen wir die Stücke vorsichtig heraus, legen sie neben einander auf ein weiches Tuch, schrauben die untere Spitze des senkrechten mittleren Trägers der Krone ab und entkleiden ihn der deckenden Glasformen. In warmem Wasser, worin ein Stückchen Soda aufgelöst ist, waschen wir dann jeden Theil einzeln, am besten nur mit den Fingern, ohne Tuch und Schwamm, spülen ihn sofort in reinem Wasser, dem wir einen kleinen Spiritus-Zusatz geben, nach und legen ihn zum Abtropfen wiederum auf ein Tuch. Das Zusammensetzen beginnt naturgemäß bei dem erwähnten Träger.

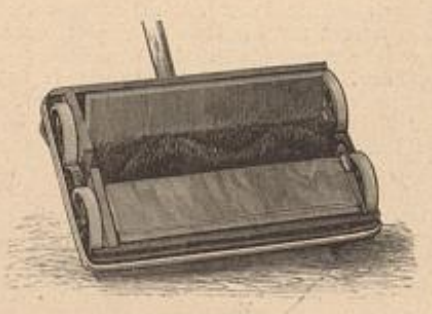
Spiegel- und Bildergläser. — Auch hier bedarf es, namentlich bei den Gläsern kostbarer Kupferstiche, Aquarelle u. s. w., einer aufmerksamen Behandlung; denn leicht kann der von einem zu nassen Schwamm abrinnende Tropfen, sobald er zwischen das Glas und den Rahmen gelangt, den Belag des Spiegels zerstören, oder auf dem Papier des Kunstwerkes einen Stockfleck erzeugen. Wir beginnen damit, die Scheibe mit einem ziemlich trocken ausgedrückten Schwamm abzuwischen und reiben mit einem zweiten, mit Spiritus befeuchteten nach. Ist dies geschehen, so werden die Gläser mit einem Musselin-Bäuschchen betupft, das mit fein gepulverter Kreide gefüllt ist, und zuletzt mit einem weichen seidenen Tuch oder Leder nachpolirt.

Silbergeschirr. — Wer hätte, neben der Freude an dem schönen Silberschmuck eines Buffets, nicht oft bitteren Unmuth empfunden, wenn sich der helle Glanz, dem unvermeidlichen Dunst, dem Rauch der Cigarren, oder der Einwirkung des Gaslichtes ausgesetzt, so schnell trübte und ein abermaliges Putzen nothwendig wurde, das immer mühsam, zuweilen ungenügend blieb. Auch für dies Uebel hat die Neuzeit Abhülfe geschaffen durch einen Lack, mit dem man die betreffenden Gefäße überziehen kann, ohne daß er sichtbar wird. Er ist den Besitzern großer Geschäfte wohl bekannt, denn sie schützen durch ihn die in ihren Schaufenstern ausgestellten Prachtstücke, auch kauft man ihn unter dem Namen: „Zapon-Lack" in den meisten Droguen-Geschäften. Ehe man ihn anwendet, sind die Gegenstände sorgfältig zu reinigen, mit Silberseife zu waschen und in Wasser, dem man etwas Ammoniak zusetzte, nachzuspülen. Sobald sie vollständig getrocknet sind, erwärmt man sie, wie auch den Lack, und trägt letzteren mittelst eines langhaarigen weichen Pinsels möglichst dünn und gleichmäßig glatt auf. Auf gleiche Weise können Kupfer- und Messing-Geschirre vor dem Beschlagen geschützt werden. Wer geschickt genug ist, mag sich den Lack sogar selbst herstellen; er besteht aus 375 Theilen Terpentin-Spiritus, 30 Theilen fein gepulverter Holzkohle, 45 Theilen weißem Amber und 30 Theilen Elemi-Harz.

Teppiche. — Allen Arten von Teppichen, deren Farbe durch Gebrauch litt, oder die fleckig wurden, kann man ein frischeres Aussehen geben, indem man sie strichweise mit einem Tuche abreibt, das, in Wasser und Ochsengalle — 3 Theile Wasser, 1 Theil Galle — getaucht, ziemlich trocken ausgerungen wurde. Da der Geruch indessen sehr unangenehm ist, empfiehlt es sich, diese Procedur im Freien vorzunehmen.

Teppich-Kehrer. — Seit Jahren eingeführt, hat die ursprünglich englische Maschine nunmehr durch einen Deutschen eine so bedeutende Verbesserung erlangt, daß sie den größten Ansprüchen genügend functionirt und warm empfohlen zu werden verdient. Unhörbar, auf vier Gummi-Rädern laufend, nimmt die walzenartige Bürste gleichmäßig jedes Fädchen oder Papierschnitzelchen auf und schiebt Alles in zwei seitwärts gelegene Kästen, die durch einfache Oeffnung zu entleeren sind. Leicht beweglich, vor- und rückwärts zu ziehen, erregt sie keinerlei Staub und drückt kein Härchen — selbst des weichsten Teppichs — nieder. Zu beziehen durch A. Bertuch, Hof-Klempnermeister, Berlin W, Kanonierstr. 30.

Schwarzer Marmor. — Buffet- und Toiletten-Platten reinigt man mit Soda, Kalk und Bimsstein, die fein gestoßen, durch ein enges Sieb gegeben, mit so viel Wasser verrührt werden, daß sie eine weiche Paste bilden. Diese streicht man gleichmäßig auf, läßt sie einige Zeit trocknen und wäscht sie dann mit lauwarmem Seifenwasser ab. Zuletzt wird der Marmor mit einem mit feinem Oel befeuchteten Flanell-Lappen blank gerieben und mit einem weichen Tuch nachgewischt.



Teppich-Kehrer.

Käse- und Radieschen-Schüssel.

Pasteten-Töpfe.

Pasteten-Töpfe. — Unsere Abbildung zeigt zwei neue Töpfe französischer Erfindung, die zum Verwechseln jener croûte aus Teig ähnlich sehen, die in Frankreich allgemein gebräuchlich ist und, auf den Tisch gebracht, die Pastete so verlockend erscheinen läßt. Die Bereitung vereinfachend, durch Jahre benutzbar, werden sich die hübschen Geschirre schnelle Beliebtheit erwerben, ebenso wie eine große Anzahl ebenfalls neuer, allerliebster kleiner Formen zu hors d'œuvres, für die wir uns mit einem Hinweis begnügen müssen. Aus Fayence, in verschiedenen Größen und Farben, werden sie die bisher üblichen Papierkästchen verdrängen und für den Winter „neueste Mode" sein.

Käse- und Radieschen-Schüssel. — Eine Fayence-Schüssel, drei Blätter durch eine Seerose gehalten, wurde zuerst durch die Kaiserin Friedrich aus England eingeführt und wird täglich auf den kaiserlichen Tafeln für Butter, Käse und Radieschen benutzt. Der auf 10 Mark ermäßigte Preis macht sie vielleicht manchem Liebhaber zugänglich. Pasteten-Töpfe und Fayence-Schüssel sind durch A. Bertuch, Hof-Klempnermeister, Berlin W, Kanonierstr. 30, zu beziehen.

Fragen.

Pension. — Vermag mir Jemand, gestützt auf eigene Erfahrung oder besondere Empfehlung, ein vornehmes Institut zu nennen, in dem die wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung eines dreizehnjährigen Kindes, mit Berücksichtigung von Charakter und Herz vollendet werden kann? Als Umgangssprache wird Englisch und Französisch vorausgesetzt, auch wären Schweizer Pensionate nicht ausgeschlossen. H. v. S.

Corset. — Kennt eine der liebenswürdigen Leserinnen ein Leibchen, aus schrägen Wollstreifen bestehend, das von den Serbinnen an Stelle eines festen Corsets getragen wird, und dürfte ich für diesen Fall um eine nähere Auskunft bitten? M. Sch.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

A. S. in Pola (144). — Ein norwegisches Fisker-Pudding-Recept ist das folgende. Einen Kabliau oder Hecht von etwa $1^1/_2$ Kilo löst man aus Haut und Gräten, schabt das Fleisch, wiegt es fein und streicht es durch ein Sieb, indem man es mit etwas kräftiger Fleischbrühe verrührt. Ferner reibt man 250 Gramm Butter zu Sahne, giebt nach und nach 6 Eidotter, 2 ganze Eier, das Fischfleisch, 375 Gramm in Milch eingeweichte, ausgedrückte Semmelkrume, 100 Gramm geriebenen Parmesan-Käse, eine in Butter weich geschwitzte geriebene Zwiebel, Pfeffer, Salz und das zu Schnee geschlagene Weiße der 6 Eier hinzu. Gut verrührt, wird die Masse in eine mit Butter ausgestrichene Form gefüllt, $1^1/_2$ Stunde im Wasserbade gekocht und mit einer Austern-, Krebs- oder Hummer-Sauce servirt.

M. B. in Reichenau (144). — Die Kunst, Blumen durch einen feinen Wachsüberzug zu erhalten, war das Geheimniß eines vor einigen Jahren in Berlin gegründeten und wieder eingegangenen Geschäftes; wir wissen Ihnen Näheres nicht mitzutheilen.

M. v. B. 37,224. — Stearinflecke aus Notenpapier entfernt man zunächst durch das Abschaben der dick aufsitzenden Masse mittelst eines feinen Federmessers. Dann befeuchtet man ein Watte-Bäuschchen mit Benzin und reibt die fleckige Stelle von beiden Seiten so lange, bis jede Spur verschwunden ist. — Eingewachsene Nägel erfordern meistens eine Operation, die durch verschiedene, örtlich anzuwendende Mittel leicht und ohne Gefahr schmerzlos zu machen ist; nur selten und nur in leichten Fällen ist Heilung durch andere Mittel, z. B. durch Anwendung von Eisenchlorid-Lösung erreichbar. Zur Verhütung der Entstehung und Wiederkehr sind vorn breite und nach dem Fuß gemachte Schuhe und Strümpfe nothwendig. Dr. D.

v. Z. — Die Summe von 300 Mark ist für die gemachten Ansprüche eine überaus geringe; ein Häuschen würden Sie für diesen Miethszins schwerlich finden, für eine Wohnung dürfte Mittel-Deutschland allein genügende Localitäten besitzen. Gotha, Coburg, Sondershausen sind kleine Residenzen, die, günstig gelegen, in Frage gezogen werden können.

Media. — Vollkommen Ihrem Zweck entsprechend, ist die von Professor Jäger empfohlene „Platin-Lampe". Mit Weingeist gefüllt, drei bis vier Minuten entzündet, dann ausgelöscht, zehrt die fortglühende Platin-Spirale derselben jeden Rauch auf. Zu beziehen: Berlin, Bazar Nürnberg. —

Für den genannten Platz möchten sich als Schlingpflanzen die verschiedenen Arten der Clematis empfehlen.

Langjähriger Abonnent. — Der Métrasche Walzer „les roses", nach dem Sie sich erkundigen, ist durch die Musikalien-Handlung von Bote und Bock, Berlin, Leipzigerstraße 37, zu beziehen und sowohl als Klavierauszug, wie auch in Regimentsmusik-Partitur erschienen. Bei Bestellung der letzteren ist anzugeben, ob der Walzer für Cavallerie- oder Infanterie-Musik-Corps oder für Streich-Instrumente bestimmt ist.

Pester Lloyd. — Für den „Parfait" genannten Liqueur werden drei geschälte Sellerie-Knollen mit ihrem grünen Kraut im Mörser gestampft und mit $4^1/_2$ Liter feinem Branntwein nebst einem Eßlöffel Salz im Kolben destillirt. Dem Destillat fügt man $1^1/_2$ Liter Zucker, 8 Gramm gestoßene Vanille und 380 Gramm gebrannte und gepulverte Cacao-Bohnen zu. Nach acht Tagen, während welcher Zeit das Präparat ruhig stehen bleibt, färbt man es mit aufgelöster Cochenille roth und filtrirt es.

Frau Margarete S. — Für das Stärken von Satin-Kleidern empfiehlt sich unbedingt die Anwendung von Gelatine; dieselbe braucht nur — mit kochendem Wasser übergossen — an warmer Stelle so lange zu stehen, bis sie vollkommen aufgelöst ist, und wird dann dem zum Stärken bestimmten Wasser, das noch heiß sein muß, zugesetzt. Eine genaue Quantität anzugeben, ist unmöglich; die rechte Menge muß ein Versuch ergeben, doch dürften 16 Gr. wohl genügen. Die Beantwortung Ihrer weiteren Frage erfolgt demnächst.

Pyramide. — Ameisen können durch gepulverten Schwefel-Wohlgemuth vertrieben werden, den man in die Ritzen streut, worin die Thiere sich aufhalten; auch räuchert man mit Schwefel und gießt Terpentin in die Oeffnungen, aus denen sie hervorkommen. Sehr empfehlenswerth sind große, angefeuchtete, mit Zucker bestreute Schwämme, in deren Poren die Ameisen hineinkriechen und sich zu Tausenden fangen. Man brühe die Schwämme mit kochendem Wasser, reinige sie und benutze sie in derselben Weise weiter. F. H.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 20. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 16. October 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Fatuma.

Novelle von Heinrich Brugsch.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, es war in der Mitte des Herbstes und die Hitze von erdrückender Schwüle, war die Stunde meiner wissenschaftlichen Wanderung herbeigekommen, ohne daß mein alter Führer sich eingefunden hätte, um mich in gewohnter Weise zu begleiten. An seiner Stelle, ich stand inmitten des geöffneten Thores, flog mir mit angsterfülltem Ausdruck im unverschleierten Gesichte seine Enkelin entgegen, streckte die Hände bittend nach mir aus und flehte mit von Thränen erstickter Stimme meine Hülfe an.

„Herr!“ rief sie, „komm und rette den Großvater vor dem Sterben.“

„Was ist geschehen, mein Kind?“

„Er liegt krank in unserem Hause und klagt, sein Herz thue ihm wehe. Rette ihn, oder ich sterbe selber. Es war in der Nacht, — ich hörte ihn ächzen und jammern — ‚Mein Herz brennt wie Feuer‘ sprach er, — ich gab ihm Wasser zu trinken, — ich lief zur Nachbarin, — sie weckte ihren Mann, — er kann lesen und schreiben, — einen Koranspruch schrieb er auf ein Stück Papier, — verbrannte es, — schüttete die Asche in Wasser. — ‚Bring's dem Kranken‘, sagte er, — ich that's, — aber es ist schlechter statt besser mit ihm. — Hilf, hilf, Herr, und komme!“

Sie haspelte die abgebrochenen Sätze ihrer Rede mit einer Schnelligkeit dahin, als fürchtete sie auch nur einen Augenblick an Zeit für die Rettung des Großvaters zu verlieren.

„Geh' zurück zum Kranken, ich werde gleich bei Euch sein.“

„Wirst Du auch kommen und ihn retten?“

„Fürchte Nichts! Ich werde Wort halten, nur muß ich meine Arzeneien holen. Bald bin ich wieder da.“

Die Angst beflügelte ihre Schritte, während sie den Heimweg antrat. Ich selbst beeilte mich, eine kleine Reise-Apotheke aus meinem Koffer zu holen, um meinem greisen Freunde, so weit ich dazu im Stande war, Beistand zu leisten.

Ich überzeugte mich durch seinen Pulsschlag, daß Auad an einem leichten Fieber litt, und richtete danach meine Behandlung mit Hülfe von Chinin ein. Die gute Wirkung des Heilmittels blieb nicht aus, und schon nach mehreren Tagen war das Fieber gebrochen. Sein Alter erheischte dennoch vorläufig eine längere Schonung, und ich empfahl ihm, das Haus nicht zu verlassen und sich meiner Pflege anzuvertrauen.

Während der Zeit der eigentlichen Krankheit war Fatuma nicht von dem Lager des Großvaters gewichen, und ihre Augen ruhten auf meinem Munde, wenn ich zu dem Alten sprach. Mit der Ueberzeugung, daß meine Kur Erfolg habe, wuchs ihre Zuversicht, und ein Lächeln umspielte ihren Mund, wenn ich ihr die tröstende Versicherung gab, daß Auad noch viele Tage seines Daseins vor sich habe.

„So Gott will!“ rief sie fröhlich aus; „so Gott will!“ wiederholte ich, und „so Gott will!“ wiederholte sie zum dritten Male nach morgenländischem Brauche.

Meine täglichen Wanderungen in dem antiken thebanischen Stadt- und Tempel-Gebiete hatte ich während der kurzen Krankheit meines Führers ganz aufgegeben und mich damit begnügt, in meiner Felsenwohnung die Tage über Briefe und Berichte nach der deutschen Heimath zu richten, oder die abgeschriebenen Texte der Vorzeit einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen.

Ich hätte ja ebenso gut allein oder in Begleitung meines Effendi oder einer anderen Person meine täglichen Gänge nach wie vor unternehmen können, aber ich hatte mir niemals die Frage vorgelegt, warum ich sie überhaupt eingestellt hatte, nachdem der Alte von seinem Fieber befreit und jede Gefahr für seine Gesundheit und sein Leben beseitigt war. War mir Auad so unentbehrlich geworden oder war es ein anderer Grund, den ich mir nicht eingestehen wollte, und der mich bewogen hatte, in meinem Felsenloche stecken zu bleiben?

Mir wurde die Sache erst klar, als ich beim letzten Besuche, den ich täglich dem Großvater mehrmals abzustatten pflegte, mit ihm in ein Gespräch verwickelt wurde, dessen Ausgang mir mit einem Schlage die Augen öffnete und mich einen Blick in mein eigenes Herz thun ließ.

Mein greiser Freund saß gegen den scheidenden

Die Wetterharten. Nach dem Bilde von M. Ancher. — Siehe Seite 159.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Abend hin vor dem Eingange seiner Grabwohnung inmitten seiner Hühner und Tauben, welche die hingeworfenen Durakörner von dem Erdboden aufpickten und in geschäftiger Eile durcheinander tummelten. Die kühlere Abendluft that ihm wohl, und seine matten Augen schweiften in die Ferne und schienen sich von einzelnen Punkten nicht trennen zu können.

„Sieh," sprach er plötzlich, „da drüben nördlich bleibt Dir noch viel zu thun übrig. Die Reste von Der-el-Bahari und der Tempel von Gurna und die Gräber dazwischen werden noch lange Zeit Dich zu beschäftigen haben. Ich bin betrübt, wenn meine Krankheit Dich behindert haben sollte, Deine gewohnten Wanderungen fortzusetzen. Ich werde es versuchen, ob meine Kräfte wieder ausreichen, Dich als Führer zu begleiten."

„Das werde ich nimmermehr zugeben," erwiederte ich hastig, „dazu bedarf es wenigstens noch einer Woche der Ruhe und Erholung."

„Gut denn, und möge Dich Gott für Deine Barmherzigkeit segnen; so nimm wenigstens meinen Rath an und laß Dich von Fatuma begleiten. Sie kennt jeden Weg und Steg mitten in der ärgsten Trümmerwelt, und wenn ich ihr die nöthigen Andeutungen gebe, so weiß sie genau, wohin sie Dich zu führen haben wird. Sie ist ein kluges Mädchen."

Seine Worte berührten unwillkürlich eine mir unbekannte Saite meiner Seelenstimmung, denn mein Herz schlug hörbar, und ich fühlte die Röthe der Freude in meinen Wangen glühen. Ich sollte mit ihr allein sein, mit ihr ohne Zeugen reden und ihr sagen können, was ich selber nicht wußte. Dabei beschlich mich ein unnennbar banges Gefühl vor der Stunde, in welcher ich die Wanderung in Begleitung des holdseligen Kindes antreten sollte.

Wäre es die vornehmste Dame der gebildeten Welt gewesen, so würde ich die Scheu überwunden haben, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, das ich weiter zu spinnen vermocht hätte, selbst wenn der Faden der Unterhaltung abzubrechen drohte. Was sollte ich zu Fatuma, der heiligen Unschuld, dem Naturkinde ohne Bildung, ohne Erziehung, ohne Kenntniß von den ersten Grundsätzen und Anschauungen des Culturlebens reden?

Ich überwand meine eigene Verlegenheit und erwiederte dem Alten ein lang gedehntes: „Ja, wenn Du selber es meinst." Der Vorschlag ward damit meinerseits angenommen und der Morgen des nächsten Tages zur Wanderung angesetzt.

Zur festgesetzten Zeit erschien ich am Thore meiner Felsenwohnung, an deren Schwelle Fatuma niedergekauert war. Der Wasserkrug stand neben ihr. Hastig sprang sie bei meinem Anblick vom Boden auf, erwiederte mir den Friedensgruß und schwang den schweren Krug auf ihr Haupt.

Unwillkürlich machte ich ein Zeichen mit der Hand, als wollte ich sagen: „Bitte, mein Fräulein, gehen Sie voran, Sie wissen ja den Weg."

Sie sah mich mit ihren großen, schwarzen Augen an, aus denen ich deutlich herauszulesen glaubte: „Nein, mein Herr, gehen Sie gefälligst voran. Ich folge Ihnen auf zwanzig Schritte Zwischenraumes nach. Das ist bei uns die gute Sitte."

Und also geschah es. Mein Gewehr auf die linke Schulter gehängt und mit meiner Mappe in der rechten Hand, trat ich zuerst den Gang an, und ohne mich umzusehen nach meiner Rebekka, schlug ich die nördliche Richtung auf dem unebenen Fußpfade ein, welcher zwischen und über Trümmerhaufen der Vorzeit seine Schlangenlinie zog.

Wenn seine Spuren verschwanden und ich rathlos stehen blieb, um mich zurecht zu finden, so trug die Morgenluft die helle, klare Stimme des Mädchens in mein Ohr: „Herr, gehe rechter Hand, gehe linker Hand, nimm die Richtung gerade aus!"

Ich empfand fast eine heilige Scheu, mich umzusehen, als sollte ich wie das Weib Lots in eine Salzsäule verwandelt werden.

Die Sonnenstrahlen hatten bereits angefangen, den Kessel an der nordwestlichen Ecke der thebanischen Ebene mit ihrer Gluth zu durchwärmen, und die Tageshitze schien von Minute zu Minute empfindlicher zu werden. Eine unheimliche Stille erfüllte die einsame Landschaft, über welche sich ein lachender blauer Himmel ausspannte, ohne den Ernst des Eindrucks aus der Seele des europäischen Wanderers zu verscheuchen.

Ich wanderte über Gräber längst verschollener Geschlechter, und ich bildete mir ein, daß die Seelen der Verstorbenen in den Geiern, Adlern und Falken, welche sich in den Lüften über meinem Haupte wiegten, ihre Wohnstätte aufgeschlagen hätten. Die Bilder der Vogelseelen in den altägyptischen Grab-Darstellungen gewannen damit leibhaftige Gestalt, und es wandelte mich ein eigenes Gefühl von Bangigkeit an, wie ich es vorher niemals empfunden.

Hatten die Vogelseelen, welche über meinem Kopfe ihre Kreise zogen, meine Menschenseele durchschaut und wollten sie mich davor warnen, drohend warnen, ein kindliches Herz zu rauben? Ich weiß es nicht, aber vorwärts, vorwärts stürmte ich mit erneuter Kraft, und meine Füße trugen mich weiter meinem heutigen Wanderziele entgegen.

Meine Gedanken schlugen eine andere Richtung ein, als ich mich plötzlich vor einem alten, weit ausgedehnten Grabbau befand, dessen Eingang, eine pylonartige Anlage, eingestürzt war. Die Steintrümmer bedeckten nach allen Richtungen hin den Erdboden, und wie ein schwarzer Schlund gähnte es mir aus der Tiefe dahinter entgegen.

Fatuma stand aufrecht da, mit dem Wasserkruge auf ihrem Kopfe, und machte mit der rechten Hand ein Zeichen nach der offenen Höhle zu. Sie beabsichtigte damit, mir, nach der Weisung ihres Großvaters, den Ort anzudeuten, an welchem ich meine heutigen Arbeiten zu beginnen hätte.

„Der Gang hat mich ermüdet, und ich werde ein paar Augenblicke ruhen, um mich zu erholen."

Mit diesen Worten setzte ich mich auf einen Steinblock.

„Bist Du durstig, Herr, so reiche ich Dir das Wasser."

„Thue es, mein Kind."

Mit schnellem Schritte trat sie auf mich zu, nahm den Wasserkrug von ihrem Haupte und gab mir zu trinken.

„Ich danke Dir, Fatuma."

„Gott segne Dir den Trunk."

„Fürchtest Du Dich nicht, mit mir allein zu sein?"

„Nein! Du brachtest uns Glück und retteteſt den Großvater vom Tode. Ohne Dich wäre er gestorben und ich ein verlassenes Mädchen."

„Du bist ein gutes Kind," fiel ich ein.

„Gott segne Dich und mehre die Jahre Deines Lebens."

„Möchtest Du nicht eine reiche und vornehme Herrin sein?"

„Nein, ich bin eine Fellache und bleibe bei meinem Großvater. Das ist Alles, was ich wünsche. Ich bin Deine Dienerin. Wenn Dich dürstet, so rufe mich. Ich warte hier draußen."

Sie trug ihren Krug nach der entgegengesetzten Ecke der Vorhalle, setzte ihn auf den Boden nieder und blieb in aufrechter Stellung.

Ich erhob mich von meinem Sitzplatze und wandte mich dem Innern der Höhle zu.

Als ich meinen Blick von hier aus auf sie richtete, hatte sie sich neben einen Block niedergehockt. Ihr Kopf war auf den Boden gerichtet, und die Finger ihrer rechten Hand spielten mit den Steinsplittern, die vor ihr zerstreut umherlagen.

Sie war augenscheinlich in Nachdenken versunken, aber woran dachte sie?

Nach mehrstündiger Arbeit in dem von Fledermausdunst angefüllten dunklen Grabe, dessen Darstellungen und Inschriften ich beim Scheine eines Kerzenlichtes in mein Copirbuch übertrug, fühlte ich mich ermattet und von Sehnsucht nach frischer Luft und dem hellen Sonnenlichte, vielleicht auch nach dem Anblick Fatumas erfüllt.

Beim Heraustreten aus dem Eingange in das Freie fand ich das Mädchen noch auf derselben Stelle auf dem Boden hocken. Ihre Augen waren geschlossen; der Schlaf hatte sie beim langen Warten in der öden steinreichen Umgebung übermannt.

Meine Schritte erweckten sie, und mit einem erschreckten „Herr, da bin ich!" schnellte sie auf, wobei sich ein Theil des Inhaltes des neben ihr stehenden Wasserkruges auf den Boden ergoß.

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Ihr Gesegneten," kam es mit vernehmlichen Worten über ihre Lippen.

„Wen bittest Du um Verzeihung?" fragte ich verwundert.

„Die unsichtbaren Geister, die ich mit dem Wasser überschüttet haben sollte."

„Glaubst Du denn an Geister?"

„Wie könnte es anders sein. Sind nicht diese Stätten ihr Werk und ihr Lieblings-Aufenthalt? Und bist Du nicht selber ihr Freund als Wissender?"

„Wie meinst Du das? Ich verstehe nicht Deine Worte."

„Du liest und schreibst die Geheimnisse der Zaubersprüche nieder, welche jene auf diese steinernen Wände eingegraben haben."

„Also glaubst Du, ich sei selber ein Zauberer?"

Sie schwieg verlegen und scheute sich offenbar, meine an sie gerichtete Frage zu beantworten. Dann wandte sie ihren Blick auf mich und erwiederte, ohne Schüchternheit zu verrathen: „Ich weiß es nicht, aber Dein Auge ist gut, und ich denke, Du suchst in den Schriften der Geister nach Heilmitteln, um Krankheiten zu bannen und den armen Menschen Wohlthaten zu erweisen. Hat nicht Deine Kunst den Großvater in's Leben zurückgerufen? Gott segne Dich dafür, mein Herr!"

„Woher weißt Du, Fatuma, daß es Geister giebt?"

„Vom Schulmeister, Herr. Die Engel sind aus dem Lichte und die Geister aus Feuer und Rauch nach dem Willen Gottes hervorgegangen. Die guten Geister helfen dem Menschen in seiner Noth, die bösen bringen ihm Schaden. Man muß sich hüten, sie zu beleidigen und zu verletzen. Auch nehmen sie bisweilen Thiergestalten an, wie sie Dir die Bilder auf diesen Wänden zeigen, und reden miteinander. Wer ihre Sprache versteht, dem bringen sie Glück und machen ihn zum reichen Manne."

„Und das hat Dir Alles der Schulmeister erzählt?"

„So ist es, und noch vieles Andere."

Ich sah es ihren Bewegungen an, daß meine Fragen sie ängstigten, und zog es deshalb vor, in die dunklen Kammern der Grabanlage zurückzukehren, um meine begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Meine Gedanken kamen jedoch nicht los von dem armen Geschöpf, dessen holde Anmuth in einem so herben Gegensatze zu ihrer Erziehung stand.

Sie war in dem Aberglauben und in den Vorurtheilen der Dorfbewohner aufgewachsen und hatte auch nicht die leiseste Ahnung von der großen Welt außerhalb des Bereiches ihrer traurigen Wohnstätte. Nur eine unbestimmte Empfindung für Hoch und Niedrig erfüllte ihre Seele, ohne in ihr die Sehnsucht zu erwecken, aus dem Elend ihres Daseins, dessen Umfang sie selber nicht zu ermessen vermochte, herauszutreten und eine menschenwürdige Stellung einzunehmen.

Nicht das Gefühl bescheidener Genügsamkeit lehrte sie, mit ihrem Lose zufrieden zu sein. Sie lebte nicht besser und nicht schlechter, als ihre Stammesgenossen im Dorfe, und die tägliche Gewohnheit nahm ihr jede Gelegenheit, Vergleiche anzustellen, deren Ergebnisse ihr die eigene Lage der bittersten Armuth vor Augen geführt hätten.

Wie ihr Wissen und Urtheil, so war ihre Gefühlswelt auf das kleinste Maß beschränkt, und ihre Empfindungen erhoben sie nicht über die Vorstellung ihres Volkes, daß das Weib nur eine unterwürfige Sklavin des Mannes sei.

Sie war eine thebanische Fellache und mußte eine Fellache bleiben. Ihr Los war damit besiegelt, mochte sie auch vielleicht die Abkömmlingin der edelsten Geschlechter einer dreitausendjährigen Vorzeit sein.

Trübe Gedanken durchzogen meinen damals jungen Kopf. Immer wieder legte ich mir die schwere Frage vor: Wozu Mühe und Arbeit darauf verwenden, die Höhe der Cultur einer vergangenen Zeit nach ihren hinterlassenen Zeugnissen zu erspüren? Wäre es nicht besser, daß Jeder nach seinen Kräften zu der Veredelung des Menschenthums der Gegenwart sein Scherflein beiträge? Aber wo anfangen, wo enden, mit welchen Mitteln, auf welchen Wegen?

Im Grunde genommen, war es die anmuthige Schönheit des Fellachen-Mädchens in ihrer ungeschminkten Einfalt und bitteren Armuth, die mich die weltbewegende Frage stellen ließ.

Mein ehrwürdiger Freund Auad war wieder vollkommen hergestellt, und der Alte vom Berge ließ es sich nicht nehmen, seinen Platz an meiner Seite auf's neue zu behaupten und mir als Führer und Begleiter auf meinen letzten Wanderungen in der thebanischen Todtenstadt zu dienen. Seine Enkelin fehlte niemals in unserer Gesellschaft, und nach gewohnter Weise folgte sie unseren Spuren mit ihrem Wasserkruge auf dem Haupte.

Die scheue Gazelle schien fröhlich und guter Dinge zu sein. Das Lächeln auf ihren Lippen bei meinem Anblick verschwand, sobald der Großvater sich umwandte und sein Blick ihr Auge traf. Dann senkte sie die Augenlider mit den langen schwarzen Wimpern zu Boden und lispelte voller Demuth: „Hast Du einen Wunsch, mein Vater? Ich bin Deine Tochter und Deine Dienerin."

Nur Etwas glaubte ich bemerkt zu haben, was ihrem Auftreten früher fehlte und ihrer Erscheinung einen neuen Liebreiz verlieh.

Während sie auf ihrem Gange in den verflossenen Tagen den Wasserkrug frei auf ihrem Kopfe trug, hatte sie die kleinen Händchen auf der Brust zusammengefaltet und mit den weiten Aermeln ihres blauen Rockhemdes bedeckt. Von jetzt an streifte sie den langen Aermel des rechten Armes zurück, dessen volle, zarte Rundung sichtbar wurde, und stützte den Krug. Mit den äußersten Fingerspitzen der linken Hand erfaßte sie das Seitenstück ihres Kleidchens, um es wie eine kokette Pariserin auf den Boulevards ein wenig in die Höhe zu heben. In dieser malerischen Haltung gewährte sie ein entzückendes Bild.

That sie es, um mir zu gefallen, hatte sie den erwachsenen Mädchen und Weibern des Dorfes diese Mode abgelernt und hielt sie sich plötzlich für alt genug, um sich berechtigt zu fühlen, ihr zu folgen?

Die Unterhaltungen mit dem Alten auf unseren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

täglichen Ausflügen berührten Fragen des gewöhnlichen Lebens, seltener meine Heimath und meine Landessitten; denn man muß wissen, daß Auad die unberufene Neugierde als eine Unhöflichkeit tadelte. Als die Zeit herangekommen war, in welcher die europäischen Wandervögel auf ihren Schiffen an den Hafenplätzen Thebens zu landen und wenigstens für eine Woche, nicht selten auch länger, ihren Aufenthalt in dem gesunden Klima der vergangenen Weltstadt zu nehmen pflegten, bildete eines Tages die Erwartung auf das erste einsegelnde Nilschiff unser Tagesgespräch, und Auad wollte eine Wette darauf eingehen, daß es ein Engländer oder Franzose sein müsse, der in kurzem im Angesicht des Tempels von Luxor seine Ankunft unter Flintenschüssen feiern würde.

Seine Wette sollte diesmal verloren gehen. Denn als wir eines Morgens im Tempel von Gurna, an dem nördlichsten Punkte der westthebanischen Ruinen, die Tagesarbeit kaum begonnen hatten, kam Fatuma, welche in der Säulenhalle an der Flußseite des alten Baues ihr Ruheplätzchen eingenommen hatte, eilenden Fußes gerannt, mit dem Rufe, daß ein Schiff mit ausländischer Flagge unter vollen Segeln auf dem Nile seine Richtung nach dem westlichen Ufer nehme und nach wenigen Augenblicken anlegen würde.

Die unerwartete Nachricht aus dem Munde des Mädchens erregte unsere Neugierde in hohem Maße und veranlaßte uns, aus den düsteren Räumen des verwitterten Heiligthums in den Sonnenglanz des Tages zu treten und unsere Augen nach der Stelle zu richten, auf welche Fatuma mit beiden Händen hinwies.

Es war richtig. Ein kleines Nilschiff, wie sich eines solchen vor allem damals die Reisenden aus Frangistan auf ihrer Fahrt nach dem Oberlande zu bedienen pflegten, steuerte eben auf das Ufer los, und die Matrosen bemühten sich das große Segel einzureffen, um die Bewegung des Schiffes zu hemmen. Einer von den Insassen sprang eben vom Bordrand aus mit einem großen Satze an das Ufer, und wir hörten deutlich die Schläge des klobigen Holzhammers, mit welchem er einen Pflock in den Boden einkeilte, um das Schiffstau daran zu befestigen.

Mehr als alles Das beschäftigte uns die Frage nach der Nation des Reisenden selber, und ich muß gestehen, daß mir der Anblick des langen Wimpels am Hauptmaste und der Flagge am Bug des Fahrzeuges eine ungewöhnlich freudige Ueberraschung bereitete. Die Farben Schwarz und Weiß und der fliegende schwarze Adler verriethen von vorn herein in dem Bewohner des Schiffes einen preußischen Landsmann. Das war in der damaligen Zeit wenigstens ein so seltener Besuch auf der thebanischen Erde, daß ich in gehobenster Stimmung sofort meine Arbeit einstellte und in Begleitung meiner Freunde, des alten Auad und seiner Enkelin, den nächsten Weg nach der Stelle des Ufers einschlug, an welcher das Schiff seine Landung vollzogen hatte.

Auf der kurzen, kaum viertelstündigen Fußwanderung warf der Alte eine Frage auf, an die ich noch gar nicht weiter gedacht hatte. Es war auffallend, daß der Reisende es verschmäht zu haben schien, an der eigentlichen Landungsstelle am gegenüberliegenden Ufer, im sogenannten Hafen von Luxor, anlegen zu lassen. War er selber nicht so klug und vielleicht unbekannt mit der Gewohnheit der Schiffer, so mußte sein Reis oder Kapitän es besser verstehen und sich hüten, eine einsame, unwirthliche Stelle an der Westseite des heiligen Stromes zu wählen, welche ihm nicht einmal die nöthige Sicherheit vor diebischem Gesindel in nächtlicher Zeit darbot.

Auad hatte vollkommen Recht, mich darauf aufmerksam zu machen, und wir zerbrachen uns Beide den Kopf nach den Beweggründen des Reisenden oder seines Kapitäns für eine so ungewöhnliche Abweichung von der allgemeinen Regel.

Je mehr wir uns dem Schiffe näherten, desto lauter und heftiger wurde der Wortwechsel vieler Menschen, welche auf dem Decke sich versammelt hatten und, wie zu einem Knäuel in einander geballt, mit den Armen in der Luft umherfuhren.

Am Uferrande standen etliche Bauern, bronzefarbige, abgemagerte, nackte Männer, nur mit dem Lendenschurz umgürtet, welche auf das Schreien und Toben der Schiffer ihre Arbeit im Stiche gelassen hatten, von den nächsten Feldern herbeigeeilt waren und kopfschüttelnd das Schauspiel zu ihren Füßen am Wasser betrachteten.

Ich schob die Nächststehenden bei Seite und war unfreiwilliger Zeuge eines Schauspiels, das mir die Röthe des Zornes in das Gesicht aufsteigen ließ.

In der Mitte des Schiffsvolkes befand sich, auf den Boden niedergedrückt, ein Europäer, welcher augenscheinlich der brutalen Gewalt der Matrosen und eines arabisch gekleideten Dragoman preisgegeben war. Der Letztere schwang mit wüthenden Geberden einen kräftigen Palmstock in seinen Händen und ließ denselben auf den Körper des unglücklichen Reisenden niederfallen. Der Geschlagene, von den kräftigen Armen der rohen Menge in seiner Umgebung niedergehalten, ächzte und stöhnte, ohne sich zur Wehre setzen zu können.

Der so arg Bedrängte war ein Europäer und zudem mein eigener Landsmann, welcher fern von der Heimath an einer einsamen Stelle des Nilufers der rohesten Willkür preisgegeben war. Meine Büchsflinte, deren beide Läufe geladen waren, von der Schulter herunterreißen und auf das Schiffervolk anlegen, war das Werk eines Augenblickes.

„Halt, genug!“ rief ich in heftigster Aufwallung auf Arabisch der Bande zu, indem ich dicht an das Ufer herantrat und auf die mir zunächst Stehenden anlegte. „Laßt den Franken los oder ich schieße!“

Meine Worte verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht. Die so plötzlich überraschte und bedrohte Gruppe brauner und schwarzer Menschen auf dem Decke des kleinen Nilbotes löste sich in unglaublicher Geschwindigkeit auf. Die Matrosen hockten furchtsam auf den Boden nieder und bedeckten ihr Gesicht mit den Händen. Der arabische Dragoman ließ den Stock sinken, blickte mich einige Zeit mit glühenden Augen des Hasses an und drehte mir den Rücken zu, indem er seinen Blick auf den Spiegel des Wassers richtete.

Der Europäer erhob sich langsam vom Boden, richtete dankend seine Hände zu mir in die Höhe und sprach mit zitternder Stimme: „Wer Sie auch sein mögen, empfangen Sie meinen herzlichsten Dank! Sie haben mich aus der Gewalt eines Wütherichs befreit, der mich während meiner ganzen Reise auf das abscheulichste gemißhandelt hat.“

Er hatte diese Worte in französischer Sprache gesprochen. In aller Kürze theilte ich ihm mit, daß ich ein Preuße und sein Landsmann sei und mich freue, ihm meine Hilfe anbieten zu können.

Ich hatte Gelegenheit, ihn dabei genauer zu betrachten. Er mußte im gleichen Alter mit mir stehen und zeigte seine Züge, wie sie dem gebildeten Manne eigen zu sein pflegen.

In wenigen Minuten befand ich mich auf dem Schiffe. Wir reichten uns die Hände und stellten uns gegenseitig vor. Ich hörte seinen Namen, der später in der Zahl gelehrter Reisenden im arabischen Oriente sich eines gewissen Rufes erfreute, zum ersten Male. Es war ein deutscher Baron, den ich die Ehre hatte zu begrüßen.

Er unterrichtete mich in der Hauptsache von seinem traurigen Schicksale. Eine Reise nach Ober-Aegypten planend, war er in Kairo in die Hände eines Dragoman gefallen, der sich die Gelegenheit zu Nutze machte, einen bescheidenen, fast ängstlichen und furchtsamen Europäer vollständig auszubeuten. Gegen den Wortlaut eines abgeschlossenen Contractes befand sich der Baron täglichen Verletzungen desselben ausgesetzt und in einer Weise von seinem Dragoman bedroht, die zuletzt in Mißhandlungen und Thätlichkeiten gröbster Natur ausartete.

Der Dragoman, ein in den vierziger Jahren stehender stämmiger Bursche, hatte den Reisenden während der ganzen Fahrt wie ein Spielzeug seiner Laune behandelt, ihm unter Drohungen Gelder abgezwungen und wahre Orgien auf dem Schiffe gefeiert. Die Matrosen, sämmtlich Haschisch-Raucher, dienten ihm als treue Bundesgenossen und hatten Alles gethan, um dem Reisenden das Leben in ihrer Mitte so schwer als möglich zu machen.

Der Baron sträubte sich auf das entschiedenste, auch nur eine Minute länger auf dem Schiffe zu bleiben. Die Schilderung meiner Höhlenwohnung schreckte ihn nicht davor zurück, meine angebotene Gastfreundschaft anzunehmen.

Während ich mit dem Gewehr in der Hand wie eine Schildwache meinen Posten vor der Thür der Cajüte einnahm und mein Auge unverwandt auf die Person des stumm gewordenen Dragoman richtete, beschäftigte sich mein Landsmann in fieberhafter Eile mit dem Verpacken seiner Sachen, und bald standen seine Koffer bereit, die ich den Matrosen befahl schleunigst an das Ufer zu befördern.

Ohne Widerrede folgten sie meiner Weisung, während sich der Dragoman langsam nach mir umdrehte und mit den Worten: „Euch werde ich es gedenken!“ zum ersten Male seine Zunge löste.

Der Baron verließ mit mir gemeinschaftlich das schwimmende Haus. Er schien wonniglich aufzuathmen, nachdem er das hohe Ufer erreicht hatte. Meinem alten Auad gab ich den Auftrag, den vier Matrosen, welche sich mit dem Gepäck belasten mußten, als Führer zu dienen, und so wanderte der kleine Zug auf den Feldwegen und zuletzt über den Kalksteinboden der Wüste meiner thebanischen Felsenwohnung entgegen.

Fatuma hatte mit ängstlichen Mienen die eben geschilderten Scenen verfolgt, die ihr in ihrem einfachen Dasein als etwas Außerordentliches erscheinen mußten, und sich in einiger Entfernung unserer Karawane angeschlossen. Als ich an ihr vorüberging, wies sie mit der kleinen rechten Hand nach dem Schiffe hin, auf welchem der Dragoman die geballten Fäuste gegen mich erhob, und flüsterte mir mit flehentlich bittenden Zügen die Worte zu: „Herr, hütet Euch vor Dem da!“

„Sei ohne Furcht, meine Tochter,“ gab ich ihr zur Antwort, „siehe Dies da,“ — ich zeigte ihr mein Gewehr, — „das ist mein Schutz.“

Unser Einzug in die Felsenwohnung und unsere Einrichtung in derselben, die ich einen Monat lang mit meinem Landsmann theilen sollte, nahm nur wenige Stunden in Anspruch. Der Baron konnte nicht genug meine Genügsamkeit bewundern, fand es aber reizend, in meiner Felsenburg eine Zeit lang mit mir gemeinschaftlich zu leben und an meinen letzten Wanderungen durch die ausgedehnten Ruinenfelder Thebens theilzunehmen. Vor allem war es die Erlösung aus der Knechtschaft seines Dragoman, die seiner Stimmung den Ausdruck der Freude verlieh und ihm selbst die auferlegten Entbehrungen des europäischen Comfort in meiner Klause als nebensächlich erscheinen ließ.

Es unterhielt ihn, das Leben und Treiben der Dörfler zu unseren Füßen in der Tiefe aufmerksam zu beobachten. Männer, Weiber und Kinder waren aus ihren Felsenkammern zu Tage gekrochen und richteten ihre Augen nach der Höhe, um den neuen Ankömmling zu bewundern. Ihre lebhaften Gespräche und Handbewegungen bewiesen zur Genüge, daß es sich dabei um das große Tagesereigniß handelte, die Begebenheit auf dem Schiffe und die plötzliche Uebersiedelung eines Reisenden nach meiner Sommerwohnung.

Auad tummelte sich in meiner steinernen Wohnung herum, um bei der Bergung der Sachen des Barons seine helfenden Dienste zu leisten, ohne den schmal zugemessenen Raum des Ganges allzusehr zu beengen.

Ich hatte ihn dem Baron vorgestellt und seine Treue und Anhänglichkeit verdientermaßen gelobt. Die freundlichen Worte unseres Gastes, die ich dem Alten in das Arabische umsetzte, schienen ihn wohlthuend zu berühren. Seine Antwort darauf: „Ich bin ein alter Mann, aber Euer Diener“ — galten nicht blos der Höflichkeit, sondern enthielten die aufrichtige Meinung Auads.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Buch für die Winter-Sonnenwende.

Von Georg Malkowsky.

Sommerfäden, der Abschiedsgruß der scheidenden schönen Jahreszeit, ein weißschimmerndes Gespinnst, legen sie sich schmeichelnd um Stirn und Wangen. Wir streifen sie ab, doch immer von neuem führt der Herbstwind sie uns zu, bis wir uns geduldig von ihnen einspinnen lassen.

Fliegender Sommer — so nennt Ludwig Ganghofer seine neueste Sammlung von Novelletten und Skizzen, feine, zerflatternde Erzählungs-Gewebe, die sich in Herz und Sinn einschmeicheln mit dem melancholischen Reiz des Altweiber-Sommers.

Es ist eine rechte Herbst-Lectüre, die uns der süddeutsche Dichter bietet, für jene Uebergangs-Stunden bestimmt, in denen die leise hereinbrechende Dämmerung das anhaltende Lesen verbietet und wir doch noch gern ein paar Seiten durchblättern, um durch sie angeregt, vor uns hinzuträumen, bis die zunehmende Dunkelheit an das trauliche Lampenlicht mahnt.

Ludwig Ganghofer gehört zu den geborenen Erzählern, denen „die Lust am Fabuliren“ mit in die Wiege gelegt worden. In Wald und Feld hat er sie geübt, und im engsten Anschluß an die Natur, an die landschaftliche Eigenart seines bayerischen Vaterlandes ist sie gewachsen und erstarkt. Es ist die naive Form des Fabulirens, die den Leser nicht an den Erzähler denken läßt, weil es diesem selbst nur darum zu thun ist, die Thatsachen zu gruppiren, ohne sie durch erläuternde Gedankenreihen eigener Machenschaft zu unterbrechen.

So erzählte Großmama am Kamin, nicht lehrhaft und klügelnd, sondern mit stiller Freude an dem bloßen Geschehniß, mochte es nun wahr oder erdichtet sein. Und wenn dann am Schlusse des Märleins die „Moral“ wirklich gar nicht mehr zu vermeiden war, dann kleidete sie sich gar schamhaft in ein knappes Bild, das überraschte, ohne das Denken allzusehr in Anspruch zu nehmen. Auch Ganghofer weiß solche Märlein zu erzählen, ganz in dem alten lieben Ton: „Es war einmal“, und am Schlusse kommt dann plötzlich eine einzige poetische Wendung, bisweilen nur ein Bild, das alles vorher Erzählte in verklärendem Lichte erscheinen läßt und es aus der Sphäre des Alltäglichen heraushebt. „Die Blüthen des Lebens“ nennt der Dichter solch ein Märchen, in dem ein junger Glücksucher, von seinem Genius geführt, zu wählen hat unter den Blumen, „welche sprossen auf den Höhen des Daseins.“ Da fand er die Sonnenblume des Reichthums — aber „seine Augen wurden sehend für allen Schweiß und Jammer, für alles Blut und Elend, das am Golde klebt.“ Seine Hand berührte die Schwertlilie der Heldengröße — aber „er athmete den Rauch verbrannter Dörfer, und wenn ihn dürstete, verwandelte das Wasser sich in Blut.“ Und als er nach der Blume des Künstlerruhms griff, sah er „an seine rauschenden Erfolge die Schelsucht und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Neid gekettet." Und so schwankte er von Blume zu Blume, und immer rief ihm der Genius an seiner Seite zu: „Wähle besser!" bis es sich aus dem müden Herzen des Glücksuchers losrang: „Führe mich zurück und laß mich heimwärtskehren in die Tiefe, aus der ich emporgestiegen!" Drunten pflückte er ein Veilchen und hielt es auf dem Heimwege träumend zwischen den Fingern. Als er dann über die Schwelle seines Häuschens trat und ihm die Seinen freudig entgegeneilten, da wollte er ihnen die Blume reichen, die er gepflückt, „aber die Blüthe hatte sich vom Stengel gelöst und war verschwunden. Und als er die verlorenen Blätter suchte, fand er sie wieder in den blauen Augen seiner Kinder." Das ist nur eine hübsche Wendung, aber sie überrascht und ergreift, ohne sich lehrhaft hervorzudrängen. Bisweilen ist der ganze Inhalt des Märleins, das Ganghofer erzählt, nur ein sinniges Bild, dessen duftiger Zauber gerade in seiner absichtslosen Schönheit bestrickt. Die Kirchhofs-Blumen frieren im rauhen Nachtfrost und klagen sich gegenseitig ihr Leid. Nur eine weiße Rose hat keine Zeit zum Klagen, sie „muß eine Mutter grüßen von ihrem Kind!" „Und im wehenden Winde beugte die weiße Rose ihr Blüthenhaupt bis auf die Erde und lispelte in die Schollen: „Mütterlein! Mütterlein! dein Kindlein läßt dich grüßen; es hat mich hierhergetragen an seinem pochenden Herzen, es hat mich auf dein Grab gepflanzt mit zitternden Händchen, hörst du? hörst du? Dein Kindlein läßt dich grüßen . . ." Da wurden die Blumen stille rings umher . . . und aus der Erde quoll es empor, ein leiser Hauch nur, aber tief und lange, so wie die Freude athmet nach drückendem Schmerz." Das ist nicht einmal ein Gleichniß, sondern nur ein Ausschnitt, aber nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus jener Zauberwelt, nach der sich auch der Modernste der Modernen in schwachen Stunden zurücksehnt.

Ludwig Ganghofer ist darum kein Träumer, davor bewahrt ihn sein kräftiges Fußen auf dem Heimathboden, sein keckes Erfassen des Charakters der Gebirgs-Bewohner, unter denen er aufgewachsen. Der arme Glaser droben in der Alp, der sich des Hagelwetters freut, das ihm reichen Gewinn verspricht, und sich erhenkt, weil er einsieht, daß es ihm unmöglich sein wird, das nöthige Glas rechtzeitig herbeizuschaffen; der Bauern-Advocat, „der Doctor", der so lange in aller Ehrenhaftigkeit den Leuten das Geld aus dem Beutel nimmt und ob seiner unbeugsamen Rechtlichkeit geachtet und geehrt ist, bis er einmal einem Schuldner sein Letztes, den geschnitzten Herrgott von der Wand abpfänden will und von dem herabfallenden Bild an der Stirn gezeichnet wird, daß ihm die Jungen auf der Straße „Herrgottspfänder" nachrufen; der Laienpriester in Berchtesgaden, der sich in heiligem Eifer mit einem Klosterbruder über die Alles vergebende Liebe Gottes streitet und seinem hartnäckigen Gegner in der Hitze des Wortgefechts das Messer in die Brust stößt; das Alles sind markige Gestalten, die nur auf dem Nährboden localer Eigenart wachsen, oder doch einer dichterischen Einbildungskraft entstammen, die diesem Nährboden ihre nachhaltigsten Anregungen verdankt.

Auch auf der See ist Ganghofer zu Hause, und die beiden Skizzen „Der blinde Passagier" und „An Bord der Möve" sind von den Schauern der Einsamkeit erfüllt, die den wetterharten Seemann gelegentlich zum Träumer und Hellseher werden läßt.

Ueber der ganzen Sammlung aber liegt trotz des herbstlichen Grund-Colorits ein leiser hoffnungsvoller, frühlingsfreudiger Schimmer, dem Absterbenden steht immer das sich erneuernde Werden gegenüber. Da muß ein Salon-Mensch, der alle Freuden des Daseins gekostet, von einem Blinden lernen, wie viel Schönes es doch in der Welt giebt. An seine Schwester wendet sich der des Augenlichts Beraubte: „Sag' mir, wie die Frühlingssonne durch das knospende Laub scheint. — Sag mir, wie die Wellen den Felsen umspülen. —" Sie schildert es ihm, wie sie es empfindet, und er empfindet es mit, als hätte er es selbst gesehen. Und der Lebensmüde hört den Blinden sagen: „Gott ist gut, daß er mich leben läßt und sehen mit fremden Augen." „Und während er so stand, nach Worten ringend, die er nicht finden konnte, erschien ihm die Laune, die ihn angewandelt hatte an dieser Stelle, so häßlich und erbärmlich, daß ihn Scham und Reue überkamen."

Das ist eine Moral, die uns so anmuthet, als käme sie aus dem Munde der Märchen erzählenden Großmutter, aber es ist eine Moral, die von den Lippen eines Dichters ertönt. Vielleicht ist Ganghofer etwas Aehnliches passirt, wie jenem zuletzt erwähnten Lebensmüden. „Er war ein Neues suchen gegangen. Und was hatte er gefunden? Das ewig Alte.' Uns will bedünken, als sei dieses ewig Alte denn doch das Richtige. Durch die moderne Literatur geht ein unkünstlerischer Zug des Absichtlichen und Geklügelten. Die Dichtung hört auf, Selbstzweck zu sein, sie stellt sich freiwillig in den Dienst der Tendenz. Der alte Goethe aber rechnete die „Kunst, zu fabuliren", sicher nicht zu den geringsten Gaben, die ihm des Mütterleins „Frohnatur" hinterlassen.

Auch Ganghofer schildert die Wirklichkeit, aber er überstrahlt sie mit der Lichtfülle der Poesie, bald nur das Charakteristische hervorhebend, bald sie von allen Seiten umleuchtend, daß die Umrisse schier phantastisch sich auflösen in märchenhaften Schimmer. In seiner Darstellungsart liegt Etwas von Rembrandt's Manier. Der große Niederländer sah die Erscheinungen des Alltagslebens mit gar scharfen Augen und er hielt auch das Kleinste und Unbedeutendste der Wiedergabe durch seinen Pinsel für würdig. Das Mittel aber, mit dem er es von den Nichtigkeiten des Daseins loslöste, war das scharf einfallende oder das Ganze umfluthende Licht. Ganghofers poetische Technik ist eine ähnliche, der Stoff seiner Dichtungen ist durchaus realistisch, aber er rückt ihn unmerklich in eine künstliche Beleuchtung, die natürlich erscheint, weil sie nur bekannte Merkmale des Wirklichen hervortreten läßt. Ein Bauerbursche bleibt bei Ganghofer stets ein Bauerbursche; aber seine alltäglichen Züge beleben sich unter dem Einfluß einer naiven, veredelnden Empfindung, die er nicht nothwendig haben muß, deren er aber sicher fähig ist.

Ganghofers „fliegender Sommer" besteht aus einzelnen Fäden, die der Herbstwind über die Felder trägt, zerrissen und verweht. Aber sie werden sonnenbeglänzt zu Silberfäden, eine Erinnerung an den scheidenden Sommer und eine Hoffnung auf den kommenden Frühling.

Nachdruck verboten.

Sein Rittmeister.

Novellette von Doris Freiin von Spättgen.

Die Wilhelmstraße zu Berlin entlang rollte eine Droschke erster Klasse, deren Insassen während der Fahrt vom Bahnhofe „Friedrichstraße" noch kein Wort mit einander gewechselt hatten.

Mit hochmüthig zurückgelehntem Köpfchen und trotzig aufgeworfener Lippe lehnte ein bildhübsches, etwa neunzehnjähriges Mädchen im Fond des Wagens, indessen eine ältere, schlicht gekleidete Person, anscheinend die Kammerjungfer, ihr gegenüber den Rücksitz einnahm und mit ziemlich determinirter Miene, die zuweilen leise Schadenfreude verrieth, die Züge des unzweifelhaft ihrer Obhut anvertrauten jungen Wesens heimlich beobachtete. Zwei große, elegante Reisekoffer waren auf dem Kutscherbock befestigt, während eine Menge Handgepäck auf den noch freigebliebenen Wagenpolstern ausgebreitet lag. Beinahe angstvoll krampfhaft umklammerten des Mädchens kleine Finger ein Bouquet aus hellrosa Monatsrosen, die ihre Köpfchen schon recht kläglich hängen ließen.

Kurz, ehe der Wagen den Wilhelmsplatz erreicht hatte, richtete die in trübem Sinnen vor sich hinstarrende junge Dame sich etwas auf und fragte:

„Mama wohnt doch wie immer im Kaiserhof, Rosalie?"

„Jawohl, Comtesse."

„Gedenkt Mama, noch einige Tage hier zu bleiben?"

„O nein, Comtesse, — die Frau Gräfin äußerten, noch diesen Abend nach Mecklenburg weiter reisen zu wollen."

„So, — nun, meine Nerven können's aushalten, — pah, danach fragt auch kein Mensch! Aber es ist eine tolle Idee, mit einem Paar solch unruhiger kleiner Jungen fahren zu wollen. Ich bin überzeugt, Hans Heinrich wird sich sehr unbändig gebährden und um keinen Preis auf den Coupé-Polstern schlafen mögen."

Rosalie zuckte die Achseln und entgegnete mit gerunzelter Stirn:

„Eby ist seit gestern gar nicht recht wohl, und da wünschen die Frau Gräfin, die Kinder recht bald bei der Großmama zu Ruhe und Ordnung gebracht zu sehen." Darauf kramte sie Schirme und allerlei Kleinigkeiten auf ihrem Schoß zusammen und schaute nach der Uhr.

Der Weg vom Bahnhofe nach dem Hotel Kaiserhof war Rosalie nicht fremd. Nachdem sie in Begleitung der Gräfin Barkow und deren Knaben erst vor kurzem aus einer kleineren Stadt Schlesiens, wo der Gemahl ihrer Gebieterin als Oberst eines Cavallerie-Regiments in Garnison stand, die Reise nach Berlin angetreten hatte, erhielt sie plötzlich den Befehl, nach Hause zurückzukehren, um Comtesse Freda, deren Stieftochter, ebenfalls abzuholen.

Gutgeschulte Dienstboten sollen und dürfen die persönlichen Angelegenheiten ihrer Herrschaft nicht indiscret zu erforschen trachten. Frau Rosalie war weit davon entfernt, darüber nachzudenken, warum Comtesse Freda so schnell von Hause abgerufen wurde, da es doch anfänglich bestimmt war, daß diese, während des Besuches der Gräfin bei ihren Eltern in Mecklenburg, dem Papa Gesellschaft leisten solle. Allein die alte Kammerfrau hätte nicht schon acht Jahre im gräflich Barkowschen Hause in Diensten stehen müssen, wenn die internen Verhältnisse desselben ihr fremd geblieben wären. Nur zu wohl wußte sie, daß des Obersten junge, schöne Frau und dessen erwachsene Tochter in durchaus schlechtem Einverständnisse lebten, Letztere der Stiefmutter vom ersten Tage an — Freda war bei des Vaters zweiter Heirath zwölf Jahre alt gewesen — in schroffster, beinahe feindseligster Weise entgegengetreten war und jede noch so harmlose Bestimmung und Anordnung derselben als herzlose Tyrannei bezeichnete. Zum größten Kummer des Obersten hatte die Kleine sich durchaus nicht zu fügen gewußt, so daß dieser sich veranlaßt gesehen, Freda in ein Pensionat zu geben. Jedoch auch dem zur Jungfrau erblühten Mädchen wollte es nicht gelingen, im Verkehr mit der Stiefmutter den richtigen Ton zu finden. So war denn das zwischen Beiden bestehende Verhältniß stets unfreundlich und kalt geblieben. Gar oft hatte Frau Rosalie, die aus tiefgefühlter Zuneigung zu ihrer schönen Herrin stets Partei für diese nahm, bittere, harte Worte aus Fredas Munde vernommen, wenn sie den Vater durch die Stiefmutter beeinflußt wähnte. Graf Barkow war herzensgut, aber keineswegs schwach. Er liebte seine zweite Frau leidenschaftlich und setzte das größte Vertrauen in sie. Alles, was diese hinsichtlich der Kinder anordnete, wurde stets von ihm gut geheißen. Ja, er scheute sich nicht, der Tochter gelegentlich eine ernste Rüge zu ertheilen.

Die Droschke war im raschen Tempo über den Wilhelmsplatz gefahren und hielt alsbald vor dem Kaiserhofe. Weder der lachende Sonnenschein des herrlichen September-Tages, noch die reizvollen, abwechselnden Bilder welche die Straßen der Hauptstadt den Reisenden darboten, vermochten in den Zügen des jungen Mädchens den geringsten Schimmer heiterer Laune hervorzuzaubern. Sichtlich verstimmt, entstieg sie dem Gefährt, und Rosalie beim Abladen des Gepäckes zurücklassend, befahl sie dem zunächst stehenden Kellner, sie nach den Gemächern der Gräfin Barkow hinauf zu führen.

„Ah, da bist Du ja schon, Freda! Als ich vor vier Tagen hier ankam, hatte der Zug fünfundzwanzig Minuten Verspätung. Nun, wie geht's Papa? Ich hoffe, es wird ihm nicht gar zu bange werden in seiner Einsamkeit!"

Beim Eintritt in einen eleganten großen Salon, durch dessen weitgeöffnete Balcon-Thüren die milden Strahlen der nachmittäglichen Sonne einen goldenen Schein warfen über eine hohe, ebenmäßig gebaute Frauengestalt von frappirender Schönheit, tönten diese mit melodischer Stimme gesprochenen Worte der jungen Reisenden entgegen. Dabei streckte sich ihr eine schlanke Hand entgegen, die unbeachtet wieder herabsank.

Während Freda den Reisemantel fast zornig von den Schultern riß und den Hut auf den Tisch warf, rief sie in unterdrückter Heftigkeit:

„Willst Du jetzt die Güte haben, Mama, und mir sagen, aus welchen Gründen Du mich eigentlich hierher zu rufen beliebtest? Papa hüllt sich in undurchdringliches Schweigen und meint nur: Du fändest es so gut. Allein meine Abreise und die damit verbundenen Hetzereien gleichen fast einer Flucht, und Du hast damit in unserer Stadt ein ganzes Heer unnöthiger Reden in's Leben gerufen. Bin ich noch ein Kind und darf nicht fragen, warum Ihr Solches thut?"

Der unbewegt ruhige Ausdruck in den vornehm und charaktervoll geschnittenen Zügen der etwa dreißigjährigen Frau veränderte sich bei diesen Worten nicht, nur die großen, dunkelbraunen Augen hingen einige Secunden mit halb spöttischen, halb mitleidigen Blicken an dem zornig gerötheten Gesicht der jugendlichen Sprecherin

„Um Dich vor Enttäuschungen und Herzeleid zu bewahren, Freda. Da Du mich in so offener, herausfordernder Weise fragst, sehe ich mich genöthigt, Dir ebenso offen und rückhaltlos zu antworten. Aus Papas Briefe, den ich gestern hier erhielt, ersah ich zu meinem Leidwesen, daß die vierwöchentliche Manöver-Zeit es nicht bewirkt hat, Plessen zur Raison zu bringen. Seit meiner Abreise ist er täglich bei Euch gewesen — und diese Rosen, die Du dort so krampfhaft an die Brust pressest, sind jedenfalls ein Abschiedsgruß von ihm?"

Die Angeredete schwieg.

„Gut, wie dem auch sein mag, Dein Vater und ich betrachten von heute ab diese Angelegenheit als überwundenen Standpunkt, da es durchaus nicht in unseren Wünschen liegt, Dich einer trüben, kümmerlichen Zukunft entgegen gehen zu lassen."

Seltsame, einem unterdrückten Weinen ähnelnde Laute drangen aus des jungen Mädchens hochwogender Brust.

„Freda —, Du liebst ihn nicht! Ich kenne Dich besser. Die Liebe, jene herrliche, wahre Liebe, wenn sie einzieht in das Herz, zeigt sich in anderer Gestalt, nicht in süßlichem Aufschmachten, ostentativen Huldigungen und auf die Spitze getriebenen Courmachereien, die jedwedes Idealismus — jeder Zartheit entbehren. Ein Mann, der wahre Neigung für ein Mädchen fühlt, giebt der Welt seine heiligsten Empfindungen nicht preis. Graf Plessen, der nebenbei ganz genau weiß, daß er ein Mädchen ohne Vermögen niemals heirathen kann, handelt nicht edel und ritterlich, indem er Dich fort und fort dem Gerede der Menschen aussetzt, ohne die Absicht zu hegen, sich ernstlich um Deine Hand zu bewerben. Außerdem ist er durchaus unsolide — lebt über seine Verhältnisse — spielt — und seine Schulden . . . ."

„Mama, halt ein! Du bist ungerecht!" rief Freda heftig.

„Nein, nur wahr, mein Kind; aber die Wahrheit ist hart, sie zertrümmert thörichte Zukunfts-Gebilde. Sei vernünftig und — fasse Dich."

„O, Du hassest Plessen und willst um jeden Preis eine Heirath zwischen uns hintertreiben, weil — er mich hübscher findet, als Dich — weil es Dir nicht gelungen ist, auch ihn an Deinen Triumphwagen zu spannen — wie alle Anderen — weil er . . . ."

„Freda, — Du vergissest Dich! Diese Sprache ist sündhaft, — ich verbiete sie Dir!" klang es ruhig, aber hart zurück. Damit verließ die Gräfin den Salon.

Mit dem Kopfe in die Sophakissen vergraben, lag Freda und schluchzte herzzerbrechend. Sie ihn nicht lieben, hatte Mama gesagt, — ihn, den Schönsten — Herrlichsten von Allen in Papa's Regiment! Wie süß und berauschend klang sein Wort — wie bezwingend war der Blick seiner Augen — und tanzen konnte er — tanzen — wie ein Gott!!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun, Lütting, wohin so eilig? Deine Backen glühen ja genau so, wie meine allerröthesten Gladiolen. Mir scheint, diese acht Tage Landaufenthalt sind von colossaler Wirkung gewesen. Der Herr Papa wird sich freuen, sein blasses Töchting so frisch und heiter wiederzusehen. Ja, ja, Luftveränderung — Luftveränderung — das ist die Hauptsache!"

Einen großen Henkelkorb am Arm, das reizende Gesichtchen mit dem krausen Blondhaar von der Krempe des breitrandigen Strohhutes halb verdeckt, wollte Freda über den von alten Linden beschatteten Platz vor dem Wohnhause schlüpfen, als sie durch einen gemächlich aus dem Garten heraufschlendernden alten Herrn angehalten wurde.

„Hinab zur Obstplantage. Onkel Heinz hilft mir die Gravensteiner Aepfel abnehmen. Denke Dir, Großpapa, ein ebensolcher Korb, wie dieser hier, ist schon voll. Es ist ein zu hübsches Vergnügen — ganz herrlich!"

„So! Auf was Onkel Heinz sich nicht Alles versteht! Hm — hm. Ich bitte mir aber aus, daß Ihr heute pünktlich zu Tische kommt, nicht wie gestern, wo der Braten bereits aufgetragen wurde und der wichtige Reitunterricht Euch unsere Speisestunde völlig vergessen ließ," brummte der alte Herr gutmüthig in sich hinein, indem er aus seiner kurzen Pfeife dicke Rauchwolken in die Luft blies.

„Nein, gewiß nicht, Großpapa. Onkel Heinz hatte nur die Uhr oben in seinem Zimmer liegen lassen und . . . ." sie stockte verlegen.

„Natürlich — dem Glücklichen schlägt keine Stunde," klang es scherzend zurück, aber diese Worte konnte das Mädchen wohl kaum mehr gehört haben. Leichtfüßig war es bereits davongesprungen.

„Ganz herrlich!" Wie über den eigenen Ausspruch erschreckt, blieb Freda, nachdem sie ein Stück Wegs gegangen war, plötzlich stehen und preßte die Hände gegen die Brust. Träumte sie denn? Was war denn eigentlich mit ihr vorgegangen, daß sie seit — seit — ja eigentlich wohl seit der Ankunft bei den Eltern ihrer Stiefmutter Alles entzückend und herrlich fand? Und doch war Hagenow nichts Anderes, als ein einfacher mecklenburgischer Edelsitz mit einem Paar lieber alter Leute, wo Nichts von modernem Luxus, Nichts von stilvollen Zimmereinrichtungen zu finden war. Keine Regiments-Musik, keine Ständchen und Lieblingswalzer gab es hier; — nur die Kuhglocken ließen des Morgens und Abends, wenn die Herde über den Hof getrieben wurde, ihr monotones Geläut erklingen. — O, wie thöricht war sie doch gewesen, diese Reise nach Hagenow als eine Art grausamer Verbannung — als Exil betrachtet zu haben! Bei Gott, nicht ein einziges Mal hatte sie seit Berlin mehr an Graf Plessen gedacht, dessen Rosen irgendwo in einem Winkel ihres allerliebsten Fremdenstübchens lagen — verstaubt — vergessen! —

Die Stiefmutter freilich war recht still und niedergedrückt und konnte den Aufenthalt bei den Eltern gar nicht so recht genießen, weil der kleine Eberhard noch immer kränkelte und seit gestern sogar Fieber bekommen hatte. Dagegen zeigte sich deren einziger, nur wenige Jahre älterer Bruder, Onkel Heinz, oder Heinrich Freiherr von Sellin, als Gesellschafter par excellence. Er war ebenfalls Cavallerist wie Papa und weilte auf Urlaub in Hagenow. So viel sie aus der allgemeinen Unterhaltung erfahren — denn eine unerklärliche Scheu hielt sie davon ab, irgend welche neugierige Frage an ihn selbst zu richten — hatte er bis jetzt bei einem süddeutschen Husaren-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ein sonniger October-Tag. Nach dem Bilde von Peter Paul Müller. — Siehe Seite 159.

Regiment gestanden, war jedoch nunmehr mit brillantem Avancement und bedeutender Bevorzugung versetzt worden.

Onkel Heinz war eigentlich ein ganz sonderbarer Mensch, — durch und durch Cavalier, mit sicheren, weltgewandten Umgangsformen, und erstaunlich klug, ohne viel von sich reden zu machen. Dabei aber zeigte er sich zuweilen fast schüchtern und von einer Zurückhaltung und ernsten Würde ihr gegenüber, die ihr oft die Meinung aufdrängte, daß sie selbst wohl noch ein recht dummes Gänschen sei.

Da Großmama eines Knieleidens wegen nicht viel gehen konnte und Großpapa mit all seinen wirthschaftlichen Angelegenheiten viel zu thun hatte, so waren Onkel Fritz und sie selbst völlig auf einander angewiesen. Wenn sie des Abends in ihr stilles Stübchen hinauf kam und die Tageserlebnisse überdachte, mußte sie sich eingestehen, bisher niemals mit einem jungen Manne verkehrt zu haben, der ihr — der verwöhnten kleinen Dame — so blutwenig den Hof gemacht. Wie anders waren doch dagegen die Offiziere von Papas Regiment! Sollten all' die tausend schönen Worte und feurigen Blicke wirklich nur der Tochter des Commandeurs gegolten haben? —

Als Freda mit dem Korbe in der Obst-Plantage anlangte, schaute sie sich befremdet um. Von Onkel Heinz war Nichts zu sehen. Konnte er so unhöflich gewesen sein, sich auf französische Manier „gedrückt" zu haben? Das sah ihm wenig ähnlich. Doch nein, — halt — dort lag er ja lang ausgestreckt auf dem Rasen und starrte träumerisch sinnend in die laue, von langen weißen Spinnenfäden durchzogene Luft. Ohne daß er sie gewahrte, schlich Freda sich bis auf wenige Schritte zu ihm heran. Der leichte Strohhut war zur Seite gefallen, so daß das leichtgelockte, tiefschwarze Haar ganz seltsam abstach gegen den saftig grünen Rasen, der dem hübschen Männerkopfe als Ruhekissen diente. War das nicht Zug um Zug der Stiefmutter Gesicht? Diese klugen rothbraunen Augen, die stets so ernst und tief, bis in die verborgensten Falten der Seele zu blicken vermochten? Derselbe energisch geschnittene Mund mit den prächtigen Zähnen — das willensstarke Kinn. Warum Onkel Heinz auch gerade der so wenig geliebten Stiefmutter ähnlich sehen mußte! — —

O weh, jetzt hatte er sie aber erspäht und im Nu war er emporgesprungen. Zum ersten Male seit ihrer achttägigen Bekanntschaft standen Beide sich fast hülflos verlegen gegenüber.

„Sie sind müde, Onkel Heinz — ich habe Sie gestört, — wir können ja den Rest der Gravensteiner ebensogut morgen pflücken," sagte Freda, indem sie sich bückte und den mitgebrachten Korb zur Erde stellte.

„Müde?!" Er lachte spöttisch auf. „Sagen Sie lieber ‚faul', Freda. Auf der Bärenhaut liegen, läßt den Geist erschlaffen. Ich sehne mich wirklich danach, wieder Dienst zu thun, und wünschte, die Tage des Urlaubs wären erst zu Ende."

„So. — Und wann reisen Sie ab, Onkel Heinz?" fragte das junge Mädchen, sichtlich kleinlaut und zögernd.

„Am Sonntag, — so daß ich Montag früh im Regiment bin," lautete der kurze Bescheid.

„Und darf man noch immer nicht erfahren, in welcher Gegend unserer deutschen Gaue Ihr neues Regiment garnisonirt, Onkel Heinz? Bei der Tochter eines alten Militärs ist solche Neugierde wohl verzeihlich!"

Ueber die ernsten Züge des Gefragten glitt jetzt eine so strahlende Heiterkeit, ein so glücklicher Ausdruck von Schelmerei, daß das junge Mädchen befremdet zu ihm emporsah.

„Sie haben Recht, Freda, ein Spaß darf nicht zu weit gehen. Papa und Schwester Alexandrine hatten sich einen kleinen unschuldigen Spaß mit Ihnen ausgedacht. Allein ich sehe ein, daß es Unrecht wäre, Sie länger in Unkenntniß zu lassen. Seien Sie mir nicht böse, Freda, daß ich mich verleiten ließ, Sie zu — hintergehen. Ich bin als Rittmeister in Ihres Vaters Regiment versetzt!"

„Onkel Heinz — ist — ist das wahr?"

„Ja, Freda!"

„Dann kommen Sie jedenfalls nach H., in unsere zweite Garnison? Sie ist vier Meilen von X. entfernt," tönte es zaghaft aus dem rosigen Mädchenmunde.

„Nach H.? O nein, Ihr Vater schrieb mir gestern, ich werde die fünfte Schwadron bekommen, und diese steht in X.?"

Die fünfte Schwadron! Allgütiger Himmel! Grade dabei war ja Graf Plessen, der unglückselige Mensch! Entsetzlich — welche Pein, — *sein Rittmeister*!! —

Gravensteiner Aepfel — Reitunterricht — Alles war vergessen. Einsilbig und wie schuldbewußt, wandelte Freda wenige Minuten später an Onkel Heinz' Seite dem Wohnhause zu.

Mit sorgenvoller Miene kam Großpapa dem jungen Paare entgegen und sagte tiefbewegt:

„Die arme, liebe Alexandrine — es ist zu traurig. Soeben war der Arzt hier, er constatirte, daß Eby die — Diphtheritis hat!" — — —

* * *

Vier schwere, kummervolle Tage!! Wie langsam verstreicht die Zeit, wenn das Gemüth bedrückt und das Herz von Sorgen belastet ist!

Freda meinte, noch nie in ihrem jungen Leben so viel erduldet zu haben, als gerade während dieser vier Tage. Eby, der muntere, süße, fünfjährige Eby war sehr krank, und die Miene des Arztes, den Großpapa täglich aus der nur eine halbe Meile von Hagenow entfernten Stadt herbeiholen ließ, schien äußerst bedenklich. Bald nachdem das ominöse Wort: Diphtheritis — im Hause laut geworden, hatte man die Knaben getrennt, und der siebenjährige Hans Heinrich logirte nun in Rosaliens treuer Obhut oben im zweiten Stockwerk, so weit wie möglich vom Krankenzimmer entfernt. Unten aber, am Bettchen des geliebten Kindes, waltete und sorgte die junge Mutter ganz allein; jeden Handgriff bei dem kleinen Patienten that sie selbst. Aus sehr begreiflicher Sorge, auch Freda könne sich anstecken, hatte sie dieser den Eintritt auf's strengste untersagt. Nur die Großeltern besuchten die Tochter und bemühten sich, sie nach besten Kräften aufzurichten und zu trösten. Onkel Heinz war am Sonntag wirklich abgereist, allein auch er schien merklich verändert — finster und schweigsam. „Auf Wiedersehen in X., Freda," hatte er gesagt, ohne sie dabei anzusehen, und nur am Drucke seiner Hand merkte sie, daß ihm das Scheiden ein wenig leid that.

Am Abend des vierten Tages nach Ebys Erkrankung — der Arzt war soeben fortgefahren — traf Freda die Stiefmutter ganz zufällig im Treppenflur. Das junge Mädchen erschrak jäh. Wie hatte die kurze Leidenszeit das blühende Antlitz der schönen Frau zu verwandeln vermocht! Mit verhärmten, bleichen Wangen, die Augen von Thränen getrübt und unsicheren Ganges, schlich sie über den Corridor. Von ihren Gefühlen übermannt, hielt Freda sie an.

„O, Mama, ängstige Dich doch nicht so sehr — die Diphtheritis nimmt ja so oft einen guten Verlauf. Der liebe Gott wird helfen!" flüsterte sie mit halberstickter Stimme.

Dankbaren Blickes, aber jeder näheren Berührung mit der Tochter ausweichend, trat die Gräfin ängstlich zurück, worauf sie sanft und freundlich entgegnete:

„Er leidet fürchterlich, mein süßer, kleiner Kerl; das Fieber ist bedeutend, und fortwährend müssen auf dem Kopfe die Eisumschläge erneuert werden. Nur von meiner Hand läßt er sich den Hals pinseln — und mir versagen fast die Kräfte! — Seit vier Nächten habe ich kein Auge mehr geschlossen. Der Allmächtige sei gnädig! Ich danke Dir für Deine Theilnahme, mein gutes Kind." — — —

Es war nahe an Mitternacht, und im Hause lag Alles längst im tiefsten Schlummer.

Eine brennende Kerze in der Hand, die schlanken Glieder von einem Tuch umhüllt, schlich Freda die Treppe vom oberen Stockwerke hinab und öffnete die Thür des Krankenzimmers. Die Nachtlampe warf nur ein kümmerliches Licht ringsum, aber beim matten Scheine sah Freda, daß die Stiefmutter, von physischer und seelischer Ermattung übermannt, in einen Sessel gesunken war und fest schlummerte.

Voll Sorge trat sie an das Bett des kleinen Patienten. Er stöhnte leise und griff mit den Händen ängstlich durch die Luft, während sonderbare, halberstickte Töne der zarten Brust entstiegen. Das Köpfchen war glühend heiß und trocken.

Eisumschläge und Pinseln, hatte Mama gesagt — so schoß es durch Fredas Hirn. Allmächtiger Gott, wenn die Mutter, die arme erschöpfte, schon lange schlief — ahnungslos, daß hier bei ihrem Liebling Etwas versäumt worden war? —

In fliegender Eile suchte sich Freda die erforderlichen Gegenstände herbei, und es gelang ihr, als ob der Himmel ihren bebenden Händen Kraft verliehe, bei dem hülflosen kleinen Bruder die Samariter-Dienste zu verrichten. Sichtlich erleichtert, sank der blondlockige Kinderkopf alsbald in die Kissen zurück. Jetzt erkannte Eby auch die Schwester und lächelte ihr beruhigt und dankbar zu.

Regungslos, die trockenen Augen starr auf des Kindes bleiches, gedunsenes Gesichtchen gerichtet, kniete Freda an der kleinen Bettstatt und betete heiß und inbrünstig.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wurden die Eisumschläge und das Pinseln erneuert. So verging eine geraume Zeit, ohne daß die zum Tode erschöpfte Frau im Lehnsessel aus ihrem einer Betäubung ähnelnden Schlafe erwachte. Endlich regte sich das Kind.

„Mama — ich will trinken!" rief es mit klarer, lauter Stimme.

Entsetzten Angesichts, in dem wilder Schmerz über die Erkenntniß ihrer Schwäche und tödtliche Angst sich abspiegelten, fuhr Gräfin Alexandrine vom Sitze auf und stürzte nach dem Bettchen hin.

„Barmherziger Gott! — ich habe geschlafen — meine Pflicht versäumt! Freda — Du hier — was ist geschehen? sprich!" rief sie zitternd vor Erregung. Allein schon hatte das junge Mädchen die Fassungslose umschlungen und sagte sanft beschwichtigend:

„Nichts, liebe — liebe Mama. Eby erscheint mir jetzt merklich besser. Die Sorge um ihn — um Dich ließ mir oben keine Ruhe — und so bin ich gegen Mitternacht herabgekommen. Da ich Dich schlafend fand, versorgte ich das Brüderchen nach besten Kräften."

„Du, Du, Freda!?"

Die Angeredete stand über den Knaben gebeugt, der den von ihren Händen gereichten kühlen Trank gierig schlürfte.

„Du, Freda?" fragte die Gräfin Alexandrine noch einmal eindringlicher, und wie ein Leuchten ging es über der jungen Mutter verhärmtes Gesicht.

Im selben Moment aber fühlte sie ihren Körper jäh umfaßt, und vor ihr auf dem Boden lag Freda auf den Knieen.

„Mutter — o, Mutter, vergieb! Ich bin das schlechteste, herzloseste Geschöpf gewesen — so lange schon, als Deine segensreiche Hand in unserem Hause waltet, — und Nichts auf Erden kann meine gegen Dich begangene Schuld jemals sühnen!" klang es in abgerissenen Sätzen und unter convulsivischem Aufschluchzen zu der überraschten Frau herauf.

Diese strich zärtlich über der Weinenden erhitzte Stirn und sagte tiefbewegt:

„Es ist eine schwere Stunde, die uns näher bringt, Freda, aber ich danke Gott, daß sie dazu beitrug, die starre Eiskruste Deines jungen Herzens schmelzen zu lassen. Du bist mein theures Kind, gegen das ich — der Himmel weiß es — stets treu und redlich meine Pflicht erfüllt habe."

„Geliebte, einzige Mama — Du bist mein Schutzengel gewesen! *Dir* allein danke ich die Erkenntniß Dessen, was jetzt mein ganzes Sein mit nie gekannter Seligkeit erfüllt," flüsterte das junge Mädchen, ihr glühendes Antlitz in der Aufrechtstehenden Gewand verbergend.

„Wirklich, Freda? So hatte die böse Stiefmutter doch Recht?" Wie der matte Schimmer eines Lächelns huschte es dabei über der Gräfin schönes Gesicht.

Lange und innig hielten Beide sich umschlungen.

— — — — — — — — — — — —

Der kleine Eberhardt war gerettet! Den nächsten Tag um die Mittagstunde kam der Arzt und erklärte den Kranken für fieberfrei, den weißen Belag im Halse als beinahe geschwunden und die Gefahr mit Gottes Hülfe beseitigt!

Welche Freude herrschte in Hagenow! Depeschen nach und von X. flogen hin und her, und die Züge Frau Alexandrinens zeigten wieder den früheren, glücklich ruhigen Ausdruck, der ihrem schönen Gesicht jenen wunderbar anziehenden Reiz verlieh. Schon nach zwei Tagen saß der kleine Patient in Decken gehüllt — freilich noch vom Brüderchen getrennt — im warmen Sonnenscheine vor der Hausthür, während Freda zu seinem Entzücken die Tauben fütterte.

Jetzt kam eine glückliche Zeit voll seelischer Harmonie und stillem Frieden. Die junge Mutter erholte sich zusehends, Großpapa lachte und schäkerte wieder in alter Weise, und bald sprangen Hans Heinrich und Eby wieder übermüthig und in kindlicher Lust im Garten herum.

Und dennoch kamen Augenblicke, in denen Freda dem heiteren Kreise gern entschlüpfte und sich in die Einsamkeit zurückzog.

Onkel Heinz! Die glückliche, harmlose Zeit kehrte gewiß niemals wieder. Wenn er ihr, was ja wohl bald geschehen sollte, in den heimathlichen Verhältnissen, — in der Uniform, die Papa trug — gegenüber trat, dann hatten geschwätzige Zungen ihn wohl hinlänglich über ihre kindische Schwärmerei für Graf Plessen aufgeklärt, und darum würde er steif und förmlich gegen sie sein — oder über sie die Achsel zucken. *Sein* Rittmeister! Dieser Gedanke war der Wermuths-Tropfen im Freudenbecher ihres Aufenthalts im lieben alten Hagenow! —

Eines Tages trat Gräfin Alexandrine an die Stieftochter heran mit den heiteren Worten:

„Heinz läßt Dich grüßen, Kind! Was soll ich ihm erwiedern?"

Wie mit Purpurglut übergossen, senkte die Gefragte rasch den Blick zur Erde nieder.

„Nun, ich werde ihm schreiben, daß Du Dich schon *sehr — sehr* auf die Heimkehr freust. — Ist das genug, Freda?" fragte die schöne Frau.

„O, das — glaubt er ja doch nicht, Mama, denn — denn . . . .!" Beinahe ungestüm entwand Freda sich den umschlingenden Armen und rannte zur Thür hinaus. — — —

* * *

Daheim! Welch herzbezwingendes, herrliches Wort! Da war das unscheinbare Bahnhofs-Gebäude — dort die beiden Kirchthürme der kleinen Stadt X. — dann das holprige Straßenpflaster — die Soldaten in der lieben bekannten Uniform, und hier endlich — Papas Haus! Hans Heinrich und Eby jubelten laut auf vor Freude, als der Wagen still hielt, während die Burschen, stramm dienstlich grüßend, vor der Gemahlin des Herrn Obersten standen und im Geschäftseifer alsbald die Koffer von der Droschke luden.

Und dann im Sturmschritt die Treppe hinauf.

„Alexandrine — Freda — Jungens — Hurrah!" so klang es ihnen entgegen, denn am ersten Absatze stand schon Papas Reckengestalt; beide Hände streckte er nach seinen Lieben aus.

Welch ein Umarmen, — Küssen und Durcheinander! Als Alle in's trauliche Wohngemach traten, merkte Freda nur, daß Papa die Thüre seiner Arbeitsstube ganz heimlich zuzog. Vielleicht wartete dort drinnen der Adjutant — oder eine Ordonnanz? —

Endlich waren die wilden Buben von Rosalie glücklich in's Kinderzimmer expedirt — endlich Ruhe.

Jetzt schritt der Oberst plötzlich auf die Tochter zu und sagte eigenthümlich feierlich, aber auffallend erregt:

„In unserem frohen Kreise fehlt eigentlich noch Einer, der als mein nächster Verwandter das unbestrittene Recht hätte, Euch willkommen zu heißen. Und doch wagte er es nicht zu thun, weil er mich bat, zuerst ein Wort mit Dir allein zu sprechen, Freda, — ein Wort, von dem er wünschte, daß es vor dem Wiedersehen gesprochen sei!"

Allgütiger Gott, was war denn das? Ganz fassungslos hatte Freda Hut und Regenschirm zur Erde fallen lassen und die Hände gegen die Brust gepreßt.

„Papa! — Er — Dein neuer Rittmeister — Onkel Heinz?" stammelte sie, während Röthe und Bläße über ihr reizendes Gesichtchen jagten.

„Ja, Freda, Onkel Heinz hat vor einer Viertelstunde ganz feierlich — im Parade-Anzuge, — hier auf dieser Stelle gestanden," — des Obersten Auge flog dabei listig zwinkernd nach der verhängnißvollen Thür. „Er sagte, die letzte Zeit habe ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß er ohne den „Sonnenschein" Deiner blauen Augen, ohne den Klang Deiner Stimme ein ganz unglücklicher, elender Kerl sei — der . . ."

„Papa — Mama!" Freda taumelte und wäre sicher gefallen, wenn die ausgebreiteten Arme der Gräfin Alexandrine die schlanke Mädchengestalt nicht aufgefangen und rasch in den nächsten Sessel gedrückt hätten.

Als Freda wieder zu klarem Bewußtsein kam, hatten die Eltern das Wohnzimmer leise verlassen; dafür aber stand ein Anderer — eine hohe Männergestalt mit dunkelgelocktem Haar und warm blickenden braunen Augen dort drüben in der offenen Thür des Arbeits-Cabinets.

„Freda — Freda — die Antwort! O, darf ich mir Ihre Antwort selbst holen?" klang es in wohlbekannten — o so schmerzlich vermißten Tönen zu ihr hin.

„Onkel Heinz — Heinz! O, mein Gott, ich bin Ihrer — dieses Glücks nicht werth! Sie wissen ja, daß ich in thörichter Tändelei. . . . ."

Er kniete vor ihr und hatte die schlanke Taille mit beiden Armen umfaßt, Rührung, Seligkeit und Schelmerei zuckten über sein gebräuntes Antlitz.

„Ich weiß nur, daß ich mir in unserem lieben Hagenow einen Schatz erobert habe, den ich nun und nimmermehr hergeben will!"

„Heinz — mein Heinz!" flüsterte sie selig leise, und der blonde Mädchenkopf sank auf seine Brust herab. — — — —

Spät am Abend, als die Glücklichen noch immer keine Anstalten treffen konnten, sich zu trennen, zog Heinz die holde Braut unter Lachen noch einmal in die Fensternische und sagte, schalkhaft mit dem Finger drohend:

„Eigentlich hatte ich mir ernstlich vorgenommen, nun den unerbittlich strengen Vorgesetzten herauszukehren und Plessen bei jeder Gelegenheit meine Rache gründlich fühlen zu lassen; allein ein mitleidiges Geschick hat ihn dieser Tyrannei meinerseits entzogen. Um seine derangirten Finanzen etwas aufzubessern, ist Graf Plessen à la suite des Regiments gestellt worden. Die Rolle als „*sein* Rittmeister" ist somit ausgespielt! Schade!"

Unter seligem Lächeln schlang Freda beide Arme um des Geliebten Hals und flüsterte leise:

„Willst Du dafür *mein* Rittmeister sein, alter Heinz?!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die Wetterharten.

Siehe das Bild Seite 153.

Der Kampf mit dem Dasein durchfurcht die Stirn und zieht lesbare Runen um Nase und Mund, aber er verwischt eher den ursprünglichen Charakter des Menschen, als er ihn erkennbar zum Ausdruck bringt. Für die weitaus größte Mehrzahl der Einzelwesen bedeutet das Leben Nichts, als ein allmäliges Entsagen, ein zögerndes Aufgeben der Bethätigung urwüchsiger Eigenthümlichkeit. Daher sehen alte Leute männlichen wie weiblichen Geschlechts sich so seltsam ähnlich. Ein dichtes Maschennetz, durchqueren die Furchen die eigenartigen Gesichtsformen, und unter dem Schleier wehmüthiger Resignation verschwindet die ausgeprägte Individualität.

Anders wirkt der Kampf mit den Elementen. Vorwiegend mit körperlichen Gaben ausgefochten, läßt er den Charakter unberührt. Auch er drückt dem menschlichen Antlitz unverkennbar seinen Stempel auf, aber er übertüncht nicht das Individuelle mit dem Typischen. Die Gleichartigkeit der Beschäftigung in der Arbeiter-Bevölkerung wirkt lange nicht so gleichmacherisch, als die conventionelle Geselligkeit in den höheren Ständen. Der Kampf mit dem Leben schwächt die Eigenart des Charakters ab, der Kampf mit den Elementen stärkt und erhält sie.

Wer hat sie nicht gesehen, „die Wetterharten", am Bootrand lehnend, der weiten See den Rücken zugekehrt und gleichmüthig, halb spöttisch hineinschauend in das Gewühl der Badegäste, die das Meer schön finden, das ihnen nur nützlich erscheint, und mit dem Elemente spielen, dem sie in hartem Kampfe das tägliche Brot abringen? „Segelboot gefällig, Herr?" Das klingt ganz anders, wie die einschmeichelnde Offerte des Wiener Fiaker-Kutschers, fast beleidigend, als wollte es uns unsere Hülflosigkeit so recht eindringlich zu Gemüthe führen gegenüber dem „großen Wasser", mit dem der Sprecher seine Kraft zu messen gewohnt ist.

„Die Wetterharten", sie vertreten alle einen Typus, aber in dem ewig gleichen, erbitterten Kampfe mit dem Element hat sich's ungeschwächt erhalten, der Charakter, das Temperament. Der Sanguiniker da, mit der Pfeife zwischen den vollen Lippen, den listig zwinkernden Augen und dem aufgeschlagenen Stirnschirm des Südwesters, hat als lustiger Erzähler gewiß schon manches Garn gesponnen, in dem sich harmlose Landratten gefangen. Sein Nachbar zur Rechten, der Choleriker mit dem gekniffenen Munde, den stechenden Augen und den tiefen Falten über der Nasenwurzel ist gewöhnt, den täglichen Kampf mit dem „großen Wasser" gar ernsthaft und leidenschaftlich auszufechten, er flucht und wettert, wenn es draußen stürmt, und begreift die Ruhe des Phlegmatikers an seiner Seite nicht, der die Sturzwelle von seiner ölgetränkten Jacke ablaufen und dabei gleichmüthig den Kautabak von einer Backe in die andere gleiten läßt. Was sich hinter den drei Alten drängt, ist noch charakter- und temperamentloser Nachwuchs, der erst wetterfest werden soll in Sturm und Gefahr. Und der Melancholiker? Den giebt es nicht unter den „Wetterharten", der ist unter den Badegästen zu suchen, auf die jene ironisch mitleidig herabsehen. Und auch ihm wird die See die Galle aus dem Blute spülen und ihm die trüben Augen klären, die weite See, die sich im Hintergrunde unendlich dehnt und doch so gar keinen Raum hat für das liebe Ich mit seinen kleinlichen Sorgen und Kümmernissen.

Ein sonniger October-Tag.

Siehe das Bild Seite 157.

Der Reiz der nordischen Flachlandschaft — der Berg- und Küsten-Bewohner begreift ihn nicht und belächelt seine Bewunderer, und doch ist er unleugbar vorhanden, ein stiller sinniger Reiz, der kein Entzücken aufkommen läßt, sondern anmuthend ergreift, wie ein Lenausches Haidelied. Das Auge haftet nicht an phantastischen Felsformen, es lugt nicht in lauschige Thaleinbuchtungen, ungehindert schweift es über die weite Fläche hin und verliert sich in der nebeldüftigen Ferne. Nichts als gebrochene Farbentöne, über deren braune, grüne und gelbe Nüancirungen ein feiner silbergrauer Schleier sich breitet, die Herbstluft. In dieser Herbstluft aber zittert's und webt's, das ewig wechselnde Spiel des gleichmäßig über die Fläche sich breitenden Sonnenlichts. Kurze Mittagsschatten werfend, zeichnet es das feine Geäst der nur noch spärlich belaubten Pappeln und Buchen auf den Haideboden, legt sich warm um die Schultern des auf den Stab gelehnten Hirten und vergoldet das wollige Geflock auf dem Rücken der Schafe. Selbst in die herbstlich gebräunten Gräser bringt es seltsam lockerndes Leben. Die feinen Stengel und Blättchen lösen sich in seinem Schimmer und kreuzen und stützen und verschlingen sich, wie ein künstliches Gewebe, durch dessen Maschen hier und da ein kecker Sonnenstrahl hindurchschlüpft.

Die Poesie der nordischen Herbstlandschaft ist die Poesie des gleichmäßig und ungehindert sich ausbreitenden Lichtes, das die Eintönigkeit der Form und Farbe mit seinem Schimmer verklärt und sie in das Empfinden eintreten läßt, als ein still sinniges Schönheitsganzes.

Gartnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Maiblume vom Vorgebirge der guten Hoffnung (Freesia refracta). Unter allen neu in Aufnahme gekommenen Treibgewächsen nimmt Freesia refracta, die man ihrer zarten Blüthenfarbe und ihres köstlichen Duftes halber mit Recht die Maiblume vom Vorgebirge der guten Hoffnung nennt, die erste Stelle ein. Die anfangs aufrechtstehenden, später elegant gebogenen Blätter dieser Pflanze sind grasartig, und die sich aus ihrer Mitte erhebenden dünnen Blüthenstiele tragen zahlreiche, nach einer Seite gerichtete, duftende Blumen. Diese zeigen bis auf den gelblichen Schlund eine reinweiße Färbung.

Die kleinen birnförmigen Zwiebelchen der Freesien gelangen im September und October auf den Blumenmarkt und sind sehr billig. Je sechs bis acht dieser Zwiebeln pflanzen wir jetzt zusammen — unter Verwendung sandiger Erde — so in etwa 12 Centimeter weite Töpfe, daß sie ganz bedeckt sind. Die Zwiebeln dürfen, sollen sie lebensfähig bleiben, nicht antrocknen, müssen also gleich nach dem Einkauf gepflanzt werden. Die mit Freesien bepflanzten Töpfe werden stets mäßig feucht gehalten und können bis zum Eintritt frostiger Witterung an einer schattigen Stelle im Garten untergebracht werden. Im Gegensatz zu vielen anderen Treibgewächsen ist die Freesie hoher Wärme abhold. Sollen die Pflanzen gesund und ungezieferfrei bleiben und sich auch im zeitigen Frühling mit den schneeigen duftenden Blüthen überdecken, so stelle man die Töpfe an das sonnige Fenster eines kühlen aber frostfreien Zimmers, das gelüftet wird, sobald dies nur die Witterung gestattet. Zur Zeit des üppigsten Wachsthums, vorzugsweise während der Knospen- und Blüthenbildung, gebe man den gut festgewurzelten Zwiebeln ab und zu einen schwachen Dungguß, den man am besten auf die früher an dieser Stelle beschriebene Art aus Hornspähnen bereitet.

Die Feigen-Cacteen als unverwüstliche Zimmerpflanzen. Die stacheligen Kinder Floras, die Cacteen, sind fast ausnahmslos eben so dauerhafte wie interessante Pflanzen, und es ist deshalb begreiflich, daß man sie gern im Zimmer pflegt. Sehr reich an interessanten und schönen, oft erstaunlich rasch wachsenden Arten sind die Vertreter der Gattung Feigen-Cactus (Opuntia). Die Feigen-Cacteen sind gegliederte, aus flachen eiförmigen, seltener rundlichen Gliedern bestehende Pflanzen. Unterhalb der Stachelbüschel sitzen an den jungen Gliedern kleine Blättchen, die sehr bald abfallen und nur bei aufmerksamer Beobachtung wahrgenommen werden. Die an älteren Gliedern und gleichen in der Gestalt einfachen oder halbgefüllten Rosen. Den Blüthen folgen bis faustgroße, wohlschmeckende Früchte, für die die Spanier eine Vorliebe hegen, die sich oft bis zur Leidenschaft steigert. Vorzugsweise in Südamerika und Mexico heimisch, werden die Feigen-Cacteen ihrer Früchte halber und zur Zucht der nur auf diesen Pflanzen lebenden, einen werthvollen Farbstoff liefernden Cochenillen-Schildläuse als Nutzpflanzen in warmen Ländern angebaut. Sehr hübsche und dankbare Arten zur Zimmer-Cultur sind der indische Feigen-Cactus (Opuntia Ficus indica), der greisenhaarige Feigen-Cactus (O. senilis), der dachziegelige Feigen-Cactus (O. imbricata) und zwei Formen mit hahnenkammartig verwachsenen Gliedern (O. clavarioides var. cristata und O. cylindrica var. cristata). Alle diese Arten lieben volle Sonne, können im Winter weder große Wärme noch Feuchtigkeit ertragen und brauchen nur in Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren einmal verpflanzt zu werden. Als Gartenpflanze verdient Rafinesque's Feigen-Cactus (Opuntia Rafinesquiana) empfohlen zu werden; er überdauert unseren deutschen Winter und eignet sich zur Bepflanzung von Felsengrotten und sonnigen, trockenen Gartenstellen mit unfruchtbarem Boden, die er bald mit seinen saftiggrünen Stengelgliedern überzieht.

Pflanzen-Cultur in Moos. Es ist dem Fachmanne bekannt, daß nicht alle Pflanzen zu ihrem Gedeihen der Erde bedürfen. Viele tropische Orchideen, die in den Urwäldern Südamerikas als Schein-schmarotzer an Baumstämmen wachsen, zeigen im feuchtwarmen Glashause mit Messingdraht an Korkrinde, ja selbst an glattgehobelte Brettstücke geheftet, ein vorzügliches Wachsthum und ebenso verhalten sich auch manche Ananas-Gewächse. Unter den Treibzwiebeln, mit deren Blüthen sich die Blumenfreundin im Winter den Frühling in's Zimmer zaubert, befinden sich Arten, die sich, ebensogut wie in der Erde, auch auf Wasser gesetzt, oder in Sand und Moos gepflanzt, zu entwickeln pflegen, weil sich in der Treibzwiebel schon alle jene Nährstoffe aufgespeichert finden, welche die Blüthenbildung fordert. Hyazinthen pflegt man vielfach auf geeignete, mit Wasser gefüllte Karaffen zu setzen; sie können auch ebenso wie Narzissen, Maiblumen, Sprekelien, Tulpen u. a. m. in mit Sand und Moos gefüllte Töpfe gepflanzt werden. Die Italiener pflegen vielfach Haidekräuter, Azalien, Alpenrosen und ähnliche immergrüne Gewächse in Moos zu pflanzen und erzielen dadurch schöne Cultur-Erfolge. Neben den genannten Gewächsen können nach meinen Erfahrungen namentlich Farnkräuter und die zur Zimmer-Cultur beliebten Sumpfgewächse, besonders das Cypergras, Frauenhaar und Tradescantia, in Moos cultivirt werden. Moos ist ein reinliches Material, und die Blumenfreundinnen werden sich darum desselben gern bedienen. Besonders eignet sich das europäische Sumpf-(Sphagnum)-Moos, das überall an feuchten Waldstellen vorkommt und in fast jeder Gärtnerei zu haben ist, zur Pflanzen-Cultur. Dieses Moos hält die Feuchtigkeit an, es fault nicht, ist geruchlos und bietet den Pflanzen einen geeigneten Nährboden. Zur Cultur in Moos verwendet man, abgesehen von Blumenzwiebeln, junge Pflänzchen und Stecklinge, die man mit fortschreitender Entwickelung immer wieder, unter Verwendung von Moos statt Erde, in größere Töpfe verpflanzt und denen man mit Nutzen in der Zeit regen Wachsthums öfter einen Dungguß giebt.

Fürs Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ernte und Aufbewahrung des Obstes. — „Wie ist es doch gesund, auf Speisen, die da nähren, zu Zeiten frisches Obst erquicklich zu verzehren!" — So sang vor zwei und einem halben Jahrhundert, mehr philiströs als schön, der schlesische Dichter Logau. Es ist seitdem manch besserer Reim gemacht worden, und manch fröhlicher Gast saß dankbar bei jenem Wirthe „wundermild" nieder, dessen Schild an grünem Aste den rothen Apfel zeigt. Obwohl das Obst von geringem Nährwerth ist, zählt es durch seinen erfrischenden Wohlgeschmack doch zu den beliebtesten Genußmitteln, und namentlich der Apfel, der, vor dem Schlafengehen genossen, nervenberuhigend, schlaffördernd wirken soll, erfreut sich bei ärztlichen Autoritäten großer Gunst. So sollte während der Wintermonde die Fruchtschale möglichst auf keinem Tische fehlen, um so weniger, da bei sorgsamer Ernte oder rechtzeitigem Einkauf, vor allem bei richtiger Aufbewahrung, dieser Luxus eine verhältnißmäßig geringe Ausgabe verursacht.

Der für die Obsternte gewählte Tag muß trocken und sonnig sein. Die Früchte dürfen nur mit der Hand oder dem Obstflücker gebrochen und in flachen, möglichst mit Heu oder Holzwolle ausgefütterten Körben gesammelt werden. Jede, auch die kleinste Verletzung der Schale öffnet dem schlimmsten Feinde der Frucht, dem „Schimmelpilz", Thür und Thor. Geschäftig treibt er sofort seine feinen Würzelchen in die Zellen, die er zerstört.

Im Allgemeinen gilt die Annahme, daß die rechte Zeit der Ernte mit dem Ausreifen des Obstes gekommen sei. Das ist im Ganzen richtig, doch machen Birnen zuweilen eine Ausnahme; sie halten sich besser und werden weniger schnell „mehlig" und unschmackhaft, wenn sie auf dem Lager nachreifen können. Während die Herbstfrüchte gleich an den für sie bestimmten Aufbewahrungsort gebracht werden, läßt man Winterfrüchte, insbesondere Aepfel, mit fettig sich anfühlender Schale, wie Kalviller und Rosenäpfel, erst vierzehn Tage, flach ausgebreitet, in einem geschützten, luftigen Raum liegen, damit der überflüssige Wassergehalt verdunste und sie hierdurch widerstandsfähiger gegen Pilzbildung werden. Nur bei den grauen, rauhschaligen Reinetten, die bekanntlich leicht einschrumpfen, darf dies Verfahren nicht angewandt werden; man sucht sie durch sofortiges Bedecken mit Papier vor Verdunstung zu schützen. Die Vollreife jedes Obstes, und mit ihr die Gefahr des Verderbens, tritt erst geraume Zeit nach der Ernte ein, und so liegt denn das Geheimniß der Conservirung darin, dieses Reifen möglichst lange hinauszuschieben. Da nun die Einwirkung des Lichtes dasselbe beschleunigt, so muß sie dem Aufbewahrungsort fern gehalten werden. Ferner gilt es, die Feuchtigkeit der Luft zu mindern, die durch die Ausdünstung des Obstes erzeugt wird. Wo die natürliche oder künstliche Ventilation nicht ausreicht, bewährt sich „Chlorkalium", auf schräg gelegte Brettchen gestreut, als treffliches Hülfsmittel. Vermöge seiner Eigenschaft, der Luft das doppelte Gewicht seiner eignen Schwere an Wassergehalt zu entziehen, löst es sich zwar auf und tropft ab, kann aber, in untergestellten Gefäßen aufgefangen und im Freien getrocknet, abermals gebraucht werden. Von wesentlicher Bedeutung ist die Temperatur der Aufbewahrungs-Kammer; es darf dieselbe nie unter und nur wenig, 4 bis höchstens 6 Grad, über Null sein. Lagerstätten, welche die angeführten Bedingungen erfüllen, gleichviel ob Keller oder Bodenkammer, werden sich der Conservirung des Obstes günstig erweisen. Ausgeschlossen ist es, neben dem Obst in demselben Raume Kartoffeln oder Gemüse conserviren zu wollen, da Aroma und Schmackhaftigkeit der Früchte leiden würden. Besonders muß noch auf peinlichste Sauberkeit geachtet werden; ein häufiges Nachsehen und Auslesen der etwa angefaulten Stücke ist unerläßlich. Am besten überwintert das Obst einschichtig, auf Gestellen gelagert, jedes Stück in Seidenpapier gewickelt, den Stiel nach oben gerichtet, damit der Schimmelpilz nicht in die Kelchhöhle der Frucht dringe; nur bei hartschaligen Sorten ist ein Aufeinanderpacken erlaubt. Auch sondere man die verschiedenen Arten, nicht nur Aepfel von Birnen, sondern ebenso die frühreifenden von den spätreifenden Früchten. Wo die hier angegebenen Winke beachtet werden, wird der Lohn nicht ausbleiben und die Tafel bis in den Frühling hinein des Schmuckes guten Obstes nicht entbehren.

Thee. — Liebhaberinnen des Thees, dessen Consum mit der kälteren Jahreszeit steigt, wird es angenehm sein, zu erfahren, daß die Befürchtung einer drohenden Mißernte und Preis-Erhöhung sich erfreulicherweise nicht bestätigt. Wir hören von gut unterrichteter Seite, daß sich die Ausfuhr Indiens gegen die des Vorjahres um 4,000,000 Kilo erhöhte, während sie in Ceylon, wo mehrfach englische Damen an der Spitze großer Theegeschäfte stehen, noch bedeutender sein soll. Damit ist selbstverständlich jede Theuerung des gesuchten Artikels ausgeschlossen.

Fragen.

Hausbier. — Wie bereitet man ein kräftiges, wohlschmeckendes Hausbier, die Bereitungsweise für großstädtische Verhältnisse passend?
Laura.

Alte Bräuche. — Ich interessire mich lebhaft für alte Bräuche und erführe gern Etwas über die Feier des Nicolas-Tages, der z. B. in Erfurt noch heut durch einen Umzug von Kindern begangen werden soll. Auch in Holstein höre ich, herrscht zur Weihnachtszeit eine ähnliche Sitte; auch dort sollen Kinder, singend und Laternen tragend, von Haus zu Haus ziehen. Was singen sie? Im Voraus herzlichsten Dank für freundliche Mittheilungen. M. v. A.

Papierblumen. — Wie präparirt man diese Blumen mit einem Wachsüberzug? C. K. Pardubitz.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

M. S. in Leipzig (128). — Es ist eine vollständig falsche, von einem Vorurtheil herrührende Ansicht, zu glauben, daß man mit cremor tartari und doppelt kohlensaurem Natron, Beides in bestimmten Verhältnissen gemischt — also mit Backpulver, denn dies besteht aus den genannten Substanzen — nur einen einfachen Napfkuchen backen könne. Das durch jede Buchhandlung zu beziehende: Deutsche Backpulver-Buch, im Auftrage zusammengestellt von Frau Käthchen *„*, enthält auf achtzig Seiten eine Reihe der delicatesten Back-Recepte, sämmtlich mit Backpulver hergestellt, an dessen Vorzüglichkeit keine Hefe heranreicht. Ebenso widmet das ausgezeichnete, für unsere Zeit ganz besonders praktische Kochbuch: „Schnellküche" von Frau von Sz. dem Backpulver einen eigenen Abschnitt. Die Amerikaner haben längst die Hefe über Bord geworfen; endlich sollten wir deutschen Hausfrauen es doch auch thun und mit einem eingewurzelten Vorurtheil brechen, das zu einem wahren Aberglauben, dem „Küchen-Aberglauben" führt. Glück auf zum Versuch! G. v. A.

Auffärben von Sopha-Bezügen (136). — Es werden uns aus dem Leserkreise die Phönix-Aufbürst-Farben des Hauses Wilhelm Braun empfohlen; die durch größere Droguen-Geschäfte zu beziehen sind. Ganz besonders echt sind die Präparate in: Schwarz, Modebraun, Gelb, Türkisch-, Scharlach-, Rubin-Roth und Violett, Chinesisch-Blau und Grün. Dieselbe Firma besitzt auch eine zum Färben der Gardinen bestens geeignete Crème-Farbe.

Frau Margarete S. (144). — Ihre Anfrage, betreffend den Versuch einer Wäsche mit Petroleum, haben wir freudig begrüßt, gaben wir selbst doch schon vor Jahr und Tag die Anregung zu einem derartigen Verfahren, ohne jedoch aus unserem Leserkreis in Erfahrung gebracht zu haben, ob dasselbe Anklang gefunden. Ueber die Art und Weise der Ausführung differiren wir ein wenig, und Sie würden uns zu Dank verpflichten, wenn Sie uns freundlichst mittheilen wollten, ob das von Ihnen genannte Recept sich bewährte; wir würden es in diesem Fall gern unseren Leserinnen bekannt geben. Unsere früheren Angaben bezogen sich auf „Paraffin", das dem Petroleum noch vorzuziehen sein soll, auch war die von uns verwendete Seifen-Menge eine viel geringere. Eine Schädigung der Wäsche ist — nach eigner Erfahrung — ausgeschlossen. Bei farbigen Sachen probire man die Echtheit der Farbe; Flanell bleibt nach dem Waschen zwar weich, wird aber etwas gelb. — Vielleicht dürfen wir im Anschluß hieran auf ein zweites Wasch-Verfahren aufmerksam machen, das rasch beliebt wurde. Man löst ein Kilo Seife in dreizehn Liter heißem Wasser, setzt diesem einen Eßlöffel Terpentin und drei Eßlöffel Salmiak-Geist zu und läßt die Wäsche in einem Topf, der gut zugedeckt wird, drei Stunden eingeweicht in dieser Lösung stehen. Ein Mal durchgewaschen und gespült, wird sie vollkommen rein sein; auch kann das Wasser, sobald die Stücke nicht zu schmutzig waren, mit einem weiteren Zusatz von ½ Eßlöffel Terpentin und einen Eßlöffel Salmiak wiederholt gebraucht werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Edelweiß. — Durch Pudern verdorbenen Teint wieder herzustellen, ist nicht ganz leicht und erfordert jedenfalls Geduld. Der Erfolg hängt theilweise von dem Lebensalter, der Körperbeschaffenheit und der Lebensweise ab; ein Radical- und Universal-Mittel, das Gesicht weiß und glatt zu erhalten, kann es deshalb nicht geben. Auch der Birkenbalsam ist kein solches und kann durch Hautreizung sehr schaden. — Versuchen Sie Waschungen des Gesichts mit Glycerin, Franzbranntwein und Rosenwasser zu gleichen Theilen, anfangs lauwarm, später kühl. Sollte die Haut dadurch zu sehr gereizt werden, so ist stärkere Verdünnung mit Rosenwasser nöthig. Nach der Waschung Abbrausen des Gesichts mit einer feinstrahligen Brause mit reinem kühlen Wasser. Enthaltung von jedem Puder ist erforderlich, ebenso Schützen des Gesichts gegen Sonnenlicht, auch gegen zurückgeworfenes, sowie gegen scharfen Wind durch breitrandige Hüte und hellgraue oder blaue Schleier. Je nach dem Erfolge kann noch eine andere Behandlung nöthig werden. Dr. D.

Nachdruck verboten.

Federkiel-Stickereien aus Sibirien und Alaska.

Von J. Adrian Jacobsen.

Ein gewisser Trieb, den menschlichen Körper selbst, sowie auch Kleidung und Geräthschaften künstlich zu verschönern und zu zieren, ist eine der ganzen Menschheit charakteristische Eigenschaft. Nicht nur bei civilisirten, sondern auch bei den auf der niedrigsten Culturstufe stehenden Völkern ist dieser Sinn für Verschönerung entwickelt, wenn auch natürlich bei den letzteren Geschmack und Kunst oft nur äußerst einfach und primitiv sind. Es ist jedoch Thatsache, daß zuweilen Völker, die wir noch mit dem Namen „Wilde" zu bezeichnen pflegen, in Bezug auf Farben-Zusammenstellung einen außerordentlich ausgeprägten Geschmack und ein hochentwickeltes Stilgefühl besitzen. So zeigen z. B. die Kleider der Eskimo-Frauen oft die reizendsten Muster von buntfarbigen Lederstreifen, und die prachtvollen Federarbeiten, die von den wilden Indianerstämmen Brasiliens angefertigt werden, sagen selbst dem verwöhnten Auge eines Europäers zu.

Der Mensch nimmt und verbraucht überall Das, was ihm die Natur bietet, je nach dem Lande und dem Klima, in welchem er wohnt. Durch Geschmack und Geschicklichkeit kann er oft aus einem an und für sich ganz unbedeutenden Stoffe wahre Prachtstücke herstellen. Ein sehr beliebtes Material, welches besonders auf der nördlichen Halbkugel von fast allen Völkerstämmen zu ornamentalen Zwecken viel benutzt wird, sind die Vogelfedern und die Stacheln des Stachelschweines. Im Gegensatz zu den Bewohnern der Tropen, die eine farbenprächtige Vogelwelt zur Verfügung haben und aus den bunten Federn die eigenartigsten Schmuck- und Gewandstücke herstellen, nimmt der Nordländer meist nur die Federkiele und bestickt damit solche Theile seiner Kleidungsstücke, die sich dazu eignen.

Etwas ganz Aehnliches hat sich bis heute sogar auch in unserem Vaterlande erhalten: Die eigenartigen Ledergurte der Oberbayern und Tiroler, mit ihren schönen, aus Pfauenfeder-Kielen gefertigten Stickereien, die man in den abgelegenen Gebirgsthälern noch vielfach antrifft, werden mancher Leserin bekannt sein. Mit Vorliebe wird besonders das bayerische oder österreichische Wappen, nebst Andeutungen der Innungs-Angehörigkeit auf den Gurten als Ornament verwendet. Um außer den Federkielen etwas mehr Frische oder Farbenwechsel in das Muster zu bringen, werden häufig noch bunte, grün oder roth gefärbte Lederstreifen in die Stickereien eingefügt. Eine ganz ähnliche Methode pflegen auch die Eingeborenen am Amurflusse in Ostsibirien anzuwenden, indem sie die Wirkung ihrer Federkiel-Stickereien noch durch buntgefärbte chinesische Seide zu erhöhen suchen. Dieselben Federkiel-Stickereien auf Leder finden wir ferner auch bei einigen Völkern im Himalaya-Gebirge wieder. Die Golden und Giljaken am Amur-Flusse tragen, wie bekannt, nur Kleider aus der Haut des Lachses und des Karpfens, welche sie mit bunten Farben besetzen. Bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei Hochzeiten, tragen hier die Bräute einen prächtigen Brustlatz aus Leder, ungefähr von der Form eines Matrosen-Kragens, reich mit Federkielen und chinesischen Seidenfäden gestickt. Auch die Braut-Handschuhe und eine Art von Armbändern oder Manschetten werden verziert. Ueberhaupt dürften, was Feinheit der Technik und Eleganz der Ausführung betrifft, die Federkiel-Arbeiten bei den Amurvölkern als die vollkommensten und hervorragendsten bezeichnet werden; die Kiele werden so außerordentlich fein geschnitten, daß man sie sehr leicht für Thierhaare halten kann.

Verzierung für Handschuhe und Stiefel. Cap Prince of Wales, Alaska.

Theil eines Frauengürtels. Kotzebue-Sund, Alaska.

Bei den Eskimos werden neben den Federkielen auch zuweilen Rennthierhaar und haarfeine Streifen vom Stachelschwein als Stickmaterial benutzt. Das Hauptmaterial bleibt aber doch immer der bloße Federkiel, dessen verschiedenartige Verwendung besonders die reich verzierten, nur von den Eskimo-Weibern getragenen Gürtel zeigen. Diese Kiele sind dem Gefieder des Schneehuhnes entnommen, und bei den damit besetzten Kleidungsstücken wird ein genauer Unterschied zwischen den für den Sommer und den für den Winter bestimmten gemacht. Die Kiele sind in dünne Streifen von der Breite eines starken Baumwollen-Fadens geschnitten und spahnkorbähnlich dicht zusammengefügt. Die Unterlagen bestehen, wie die Borten, aus starkem gegerbten Rennthierleder. Durch Abwechseln von schwarzen und weißen Kielen stellt man beliebige Muster her, wobei anstatt der schwarzen Kiele zuweilen auch Walfischbarten dazwischen gefügt werden. Es kommen fast nur geometrische Muster vor, so daß es beinahe den Anschein hat als ob diese Kunst der Federkiel-Stickerei verhältnißmäßig neu sei, und man sich noch nicht an zu complicirte Aufgaben heranwage; vielleicht ist aber auch die Natur des Materiales daran schuld, das eine so feine Ausführung in den Details, wie sie die Beinschnitzereien zeigen, nicht zuläßt.

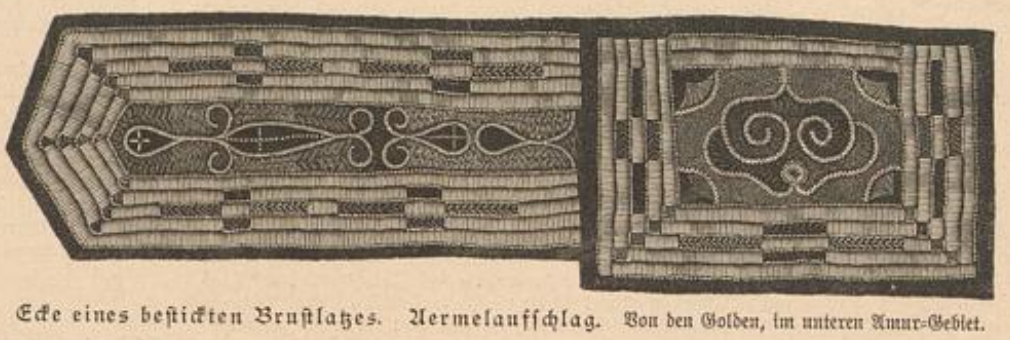
Südlich von dem Jukon-Fluß verschwindet die Federkiel-Arbeit und dafür treten hier die Rennthier-Zähne als Material für Verzierungen auf. Jedem Rennthiere, das ein junger Jäger erlegt, löst er das Gebiß heraus, und wenn er ein- oder zweihundert Zähne beisammen hat, schenkt er diese seiner Auserkorenen, die je nach dem Vorrath eine bis drei Reihen davon nebeneinander auf ihren Ledergurt näht. Diese Verzierungs-Weise macht natürlich einen viel einfacheren und primitiveren Eindruck, da man in ihr nicht so verschiedene Muster und Farben zusammenstellen kann, wie mit den Federkielen.

Die gleiche Art Stickerei wird auch von den Orotschonen und Oroko oder Olta auf Sachalin ausgeführt. Diese Völker sind Nomaden und Jäger und halten eine Anzahl zahmer Rennthiere, theils als Schlachtvieh, theils für ihre ausgedehnten Reisen als Reit-, Zug- und Lastthiere. Alle diese Stickereien werden auf verschiedene Art und Weise hergestellt. Am häufigsten werden die Kiele in kürzeren oder längeren flachen Stichen so neben einander gelegt, daß die Ränder, d. h. die Stellen, an denen die Nadel aus- und eingegangen ist, den Eindruck machen, als sei mit den Kielen der Languetten-Stich gearbeitet. Durch Querstiche mit grauem Garn werden die vertical liegenden Kiele in parallele horizontale Reihen gebracht, wie an dem Aermelaufschlag und dem Brustlatz. Einfacher gestaltet sich die Lage der Kiele in der Stickerei des Sattelgurtes. Ferner ist noch ein Stich beliebt, der, unter dem Namen Stengelstich (Stielstich) bekannt, namentlich bei Namen-Stickerei verwendet wird; derselbe liegt je nach der Art des Musters gerade oder schräg. Außerdem führt man mit Kielen den Steppstich aus, sowohl in wenigen Stichen, wie zu zierlichen Mustern geordnet. Die erste Art zeigen der Aermelaufschlag in der Mitte eines braunen und eines blauen Feldes, sowie die Ecken des Brustlatzes und die den Stiefel verzierende Stickerei, dagegen erscheint die zweite Ausführung an dem Rande der Handschuhe. Dazu kommt ein Stich, der den Eindruck eines gedrungenen Kreuzstiches macht, in gewisser Entfernung aber wie ein Schnürchen aussieht. An dem Brustlatz sehen wir noch eine wäschecknopfartige Verzierung mit Kielen. Häufig finden die Kiele auch nur die allereinfachste Verwendung, indem sie auf einen schmalen Streifen gelegt und mit grauem Garn festgenäht werden. Das Garn stammt von Brennnesseln. Interessant sind auch die Besätze aus rothen, schwarzen und gelben Lederstreifen, die theils neben, theils über einander liegen. Solche Streifen werden u. A. als Riemen bei Stiefeln benutzt. Am Rande der Schäfte haben dieselben häufig noch eine Verzierung aus kleinen Figuren, die zum Theil aus einfach übernähten Kielen hergestellt sind. Außer den Kielen verwenden die Eskimos bunte Seidenfäden, die in Plattstich, Hexenstich und Grätenstich und einem Gemisch aller dieser Stiche zwischen die Kiele genäht werden; sie benutzen auch farbige Zeugstückchen, wie an dem Aermelaufschlag. Neben Stickereien sind noch Flecht-Arbeiten mit weißen und schwarzen Kielen bemerkenswerth, wie sie das Mittelstück eines Gürtels zeigt. Hier ist auf einem Untergrund von Brennnesselgarn (bisweilen auch von Rennthiersehnen) eine spahnkorbartige Flechterei ausgeführt. Das Gürtelleder, das in den Kanten aufgesteppt ist, erhielt seine Farbe durch Färben in Weidenborke.

Stiefel. Ost-Sibirien. Tanz-Handschuhe. Cap Prince of Wales.

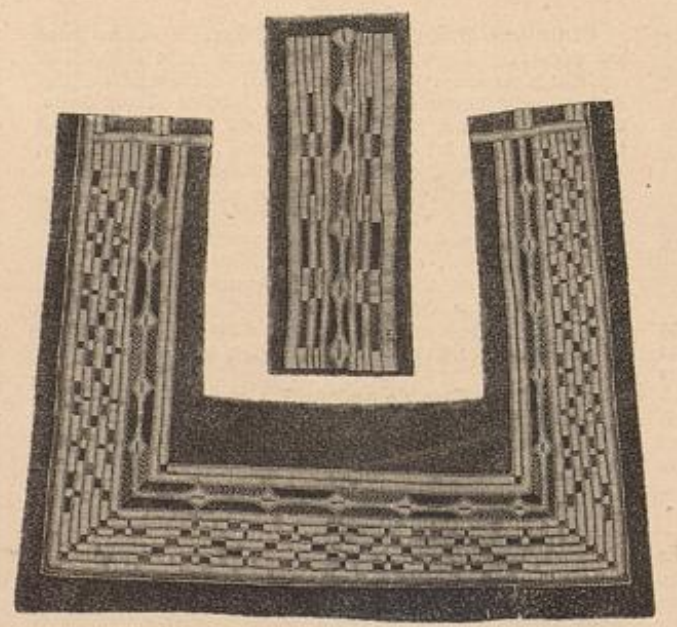
Diese an sich interessanten Stickereien haben, vom Standpunkt der Mode betrachtet, noch einen anderen Werth. Die beschriebenen Verzierungen können natürlich nicht mit dem bei uns kaum zu erlangenden Material hergestellt werden, dagegen ist Form und Farben-Zusammenstellung der Stickerei durchaus beachtenswerth. Borten sind das enfant chéri der Mode und werden in den buntesten Mustern angefertigt. Der allen Damen bekannte Plattstich dürfte in erster Reihe zur Verwendung gelangen, ferner Zopfstich und mit Ueberfangstichen aufgenähte Schnürchen oder starke Wollfäden. Auch die Aufnäh-Arbeit in Verbindung mit Plattstich fände hier ein reiches Feld. Rehleder ist von der Mode als Grundstoff für Besätze acceptirt und demnach besonders zu Kragen und Revers verwendbar. Kräftige Farben, hier meist Ziegelroth, Kornblau, Frischgrün und Goldgelb auf weißem Grunde, sind bekanntlich auch den schwedischen Stickereien eigen und wirken bei richtiger Zusammenstellung ebenso gut wie gedämpfte Töne. Als Stickmaterial kann Baumwolle, Filoselle- oder Filosoie-Seide dienen, sowie die reizvollen Metallfäden, wie sie die Mode bei den Borten-Besätzen mit Vorliebe verwendet.

Sattelgurt. Von den Oroko auf Sachalin.



Ecke eines bestickten Brustlatzes. Aermelaufschlag. Von den Golden, im unteren Amur-Gebiet.

Braut-Handschuh.
Von den Golden, im unteren Amur-Gebiet.



Brustlatz und Manschette für Bräute.
Von den Golden, im unteren Amur-Gebiet.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 21. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. November 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Fatuma.

Novelle von Heinrich Brugsch.

(Schluß.)

Nachdem wir Beide unsere bescheidene gemeinschaftliche Mahlzeit zu uns genommen hatten, ließen wir, auf Feldstühlen vor der Thür der Grabeshöhle sitzend, unseren Blick über das weit ausgedehnte Panorama bis zu den fernen Gebirgszügen im Osten jenseit des Niles schweifen, versunken in stumme Bewunderung des Lichtzaubers, welchen die sinkende Abendsonne über die Landschaft ausgießt. Da pochte es plötzlich an der Hofpforte. Der Koch öffnete die knarrende Thür, und Fatuma, einen Milchkrug in der erhobenen Rechten tragend, überschritt die Schwelle, das Kopftuch züchtig über das halbe Gesicht gezogen.

Ihre wohllautende Stimme rief dem Oeffnenden die Worte entgegen: „Meister, gesegnet sei Dein Abend! Ich bringe die Milch für unseren Herrn."

„Ein prächtiges Mädchen das," wandte sich der Baron zu mir, „welch' ein Wuchs, welche Anmuth in ihren Bewegungen, welche zierlichen Glieder, und dazu diese herrlichen Augen und diese entzückende Schönheit ihrer Züge, die ich zufällig bei unserem Aufsteigen zum Ufer vom Schiffe aus zu bewundern Gelegenheit fand."

Ich erzählte ihm, daß sie die Enkelin meines Freundes Auad sei, und ließ seiner Begeisterung über die Anmuth und Schönheit der thebanischen Rebekka auch meinerseits volle Gerechtigkeit wiederfahren.

„Sehen Sie," rief er plötzlich aus, „wär' man kein Europäer, so könnte man sich wahrhaftig in dieses holde Kind verlieben."

„Im Gegentheil," fiel ich ein, „weil man ein Europäer ist und seltene Palmen dieser Art zu schätzen weiß, könnte man sich in die Gefahr begeben, hier sein Herz zu lassen. Schon aus bloßem Mitleid," fügte ich langsam hinzu.

„Warum aus Mitleid?" versetzte der Baron.

„Ja wohl, aus Mitleid. Was wird das Loos des Mädchens sein? Ein armer Schlucker und roher Bursche aus dem Dorfe wird sie einst heimführen. Sie wird ihm folgen müssen, denn die Liebe spielt hier zu Lande bei Eheschließungen keine Rolle und am allerwenigsten wird die Zukünftige danach gefragt. Fatuma wird einem ungeliebten Gatten in das Ehejoch folgen und sich glücklich preisen, wenn sie nichts Schlimmeres erduldet, als die Arbeiterin eines Herrn und Gebieters ohne Herz zu sein. Nach wenigen Jahren wird die holde Blume hinwelken und in der dunklen Grabesgrotte, ihrer künftigen Wohnung, auch die letzten Spuren ihrer Schönheit einbüßen. Das Mädchen ist eine liebliche Erscheinung, die wie ein Traum an unseren Blicken vorüberzieht. Sind wir über alle Berge verschwunden, so tritt das Erwachen ein, und wir werden uns in unserem Leben kaum noch mit der Erinnerung an die schöne Fatuma beschäftigen."

„Glauben Sie," fragte mich der Baron, und seine Stimme nahm dabei den Ausdruck einer theilnehmenden Wärme an, „glauben Sie, daß Fatuma der Liebe zu einem Manne unfähig ist?"

„Nach unseren europäischen Begriffen, ja. Sie ist eine echte Morgenländerin, welcher unsere Liebe ein unbekanntes Gefühl ist. Sie wird dem Manne, dem sie zu folgen bestimmt wird, Dankbarkeit für alle empfangenen Wohlthaten entgegentragen, sobald derselbe sie gut behandelt und nicht blos als seine Sklavin betrachtet. Im entgegengesetzten Falle wird sie sich nach dem Beispiele ihrer Schwestern der rohen Gewalt beugen, ohne zu klagen, und mit Ergebung ihr Schicksal tragen. Der Mann erscheint ihr nur als ein guter oder als ein böser Herr. Der Gehorsam der Dienerin gegen beide gilt für sie als ein Gesetz des Propheten. Selbst die Todtenklage um den dahingeschiedenen Gatten darf nicht als Ausdruck der Frauenliebe aufgefaßt werden. Die Sitte bringt es einmal so mit sich, daß die Witwe sich einem unbegrenzten Schmerze unmittelbar nach dem Hinscheiden ihres Gatten hingiebt, aber das Herz hat damit wenig zu schaffen, und das Jammergeschrei am Sterbelager ist nur eine hergebrachte Sitte."

„Und die Liebe des Mannes?"

„Sie ist ebensowenig in seinem Herzen zu suchen. Er ist höchstens eifersüchtig auf seine Frau, die ihm als ein angenehmes Spielzeug erscheint, so lange sie jung und schön bleibt. Welkt sie dahin, so hat sie nur als Arbeiterin für ihn einen bestimmten Werth. Selbst noch halbwüchsige Knaben betrachten die eigene Mutter als eine untergeordnete Persönlichkeit im Hause des Vaters und stampfen mit den Füßen, um ihren Eigenwillen zu behaupten."

Die Sonne war während unseres Gespräches hinter der Felswand meiner Bergwohnung verschwunden, und die Dämmerung trat mit jener Plötzlichkeit ein, wie sie dem orientalischen Himmel eigen ist, um schließlich der Dunkelheit zu weichen, über welche der Nachthimmel seine Sternendecke ausbreitet. Die Fledermäuse verließen die Gräber und Felsenspalten des Gebirges und umflatterten unsere Köpfe, die Schakale begannen bereits ihr heiseres Gebell, und der wimmernde Klageruf der Hyänen ließ sich aus der Ferne vernehmen.

Wir suchten das Innere meiner Grabkammer auf und zogen die hölzerne Thür hinter uns an. Mein Effendi hatte bereits die Laternen angezündet. Wir warfen uns nach eingenommener Mahlzeit auf unser einfaches Lager, um uns in der Umgebung einer Mumienwelt dem Schlafe lebender Menschen hinzugeben.

Kaum hatten die rothflammenden Lichtstrahlen

Nach der Jagd. Nach dem Bilde von C. Reichert. — Siehe Seite 167.

Photographie-Verlag von J. Löwy, K. K. Hofphotograph, Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

im Osten den Anbruch eines neuen Tages verkündet und mein Felsenloch durch die breiten Spalten der Thür mit ihrem Schimmer erfüllt, so erhob ich mich von meinem bunten Teppich, der mir als Bett diente, um die nöthigen Vorbereitungen für mein heutiges Tagewerk zu treffen. Ein leises Frösteln durchrieselte meinen Körper, denn die Morgenluft ist selbst während der sommerlichen Jahreszeit in Theben empfindlich kalt und erregt ein gewisses Unbehagen. Die Hähne krähten im Hofe meines Baues aus vollem Halse, aus den Höhlen der Dörfler in der Tiefe gaben die gefiederten Brüder ihnen eine lustige Antwort, und aus der Höhe ließen sich die schrillen Rufe der Falken vernehmen, welche sich in der reinen, klaren Luft wiegten und mit scharfem Auge nach der Morgenatzung bei den Ansiedelungen der Menschen ausspähten.

Nach gewohnter Weise näherte ich mich dem Ausgange meiner Wohnung, öffnete den schweren Riegel vor meiner Thüre, die sich langsam und knarrend in ihren Angeln drehte, und war eben im Begriff, in das Freie hinauszutreten.

In demselben Augenblick überraschte mich ein ungewohnter Anblick.

In fliegender Hast stürzte eine Mädchengestalt durch das Thor meines Hofes und stürmte den steilen Weg zu meinem Grabe hinauf. Im schnellen Lauf war ihr das Kopftuch entfallen, und ich schaute in ihr unverhülltes Antlitz. Die Angst hatte die schönen Züge desselben bis zur Verzerrung entstellt, ihre Augen schienen aus dem Kopfe treten zu wollen und leuchteten in unheimlichem Glanze. Sie hob wie in Verzweifelung die entblößten Arme in die Höhe, klatschte die Hände zusammen, deren Finger sich krampfhaft ausspreizten, und stürzte mit dem Rufe: „Mein Herr, rette Dich!“ an meine Brust.

Noch verwirrt von dem Anblick des in höchsten Schrecken versetzten Mädchens, in dem ich sofort Fatumas Gestalt erkannte, und ohne mir Rechenschaft von der Ursache ihres seltsamen Benehmens geben zu können, empfing ich sie, wie ein Geliebter seine Braut, in meinen Armen.

Ich fühlte die lauten Schläge ihres Herzens an meiner Brust pochen und gewann kaum die nothwendige Ruhe, um mich von meiner Ueberraschung zu erholen, als in nächster Nähe, rechter Hand von der Höhle, der plötzliche Knall eines Schusses die Felswände entlang rollte und mich unwillkürlich erbeben machte. Eine bläulich-weiße Rauchwolke aus der Gegend, wo der Schuß gefallen war, zerstob langsam in der Luft.

Meine erste Bewegung war ein Rückzug in meine Höhle, und ich vollzog ihn langsam, indem ich den wankenden Körper Fatumas mit meinen Armen umfaßt hielt. Als ich fühlte, daß ihre Füße meinen eigenen Schritten nicht zu folgen vermochten, sondern nachschleppten, kam mir der entsetzliche Gedanke nicht in den Sinn, daß es die arme Enkelin Auads war, welche die offenbar für mich bestimmte Kugel des Lebens beraubt hatte.

Und doch war es so!

Behutsam legte ich den Körper des Mädchens auf mein Lager und schob ein Kissen unter ihren Kopf, dann kniete ich neben sie nieder und warf einen Blick auf ihr Angesicht.

Ein brechendes Augenpaar starrte mich an, aber ein leises Lächeln umspielte ihre Lippen, welche noch zu zucken schienen. Der Tod senkte in diesem Augenblicke seine Fittiche über das holde Antlitz. Sie war todt, gestorben für mich. Die Kugel hatte die linke Seite Fatumas durchbohrt und war in ihr Herz eingedrungen.

Ich ergriff ihre kleinen Hände und rief unter lautem Schluchzen ihren Namen. Es erfolgte keine Antwort. Sie hatte aufgehört zu athmen.

Ich weiß nicht, was in dieser schmerzensreichen Stunde mit mir vorgegangen war, denn ich hatte das Bewußtsein verloren und sah weder, noch hörte ich, was mit mir und in meiner Umgebung geschehen war.

Als ich erwachte und die Besinnung allmälig wiederkehrte, stieß ich einen schweren Seufzer aus. Mir war's, als habe ich einen langen, bösen Traum gehabt, — ich strich mit der Hand über meine Stirn und suchte mich in die Wirklichkeit zurückzuversetzen.

Ich fand mich auf mein Lager gebettet und von theilnehmenden Freunden umgeben, die mit besorgten Mienen auf mich niederschauten und ein tiefes Schweigen beobachteten.

Der Baron saß auf einem Feldstuhle neben mir, meine Diener und ein paar weißbärtige Araber standen ein wenig abseits, Alle bereit, mir zu helfen, als hätte ich die Krisis einer schweren Krankheit soeben überwunden.

„Kommen Sie zu sich, theurer Freund, und erholen Sie sich!“ rief mir zuerst der Baron entgegen, und zwischen den Lippen der Araber in meiner Nähe drängte sich ein: „Gott sei Dank!“ in leise gesprochenen Worten hervor.

„Wo ist Fatuma und ihr Großvater?“ war meine erste Frage, indem ich mich aufrecht zu sitzen bemühte. Keiner vermochte es, mir eine Antwort darauf zu geben, und ich ahnte, daß sie es mit Absicht vermieden, mir die Wahrheit, die volle traurige Wahrheit zu sagen.

Meiner angsterfüllten Seele erschien die verzögerte Antwort wie eine Höllenqual, die ich nicht zu ertragen vermochte, und ich wiederholte dieselbe Frage, indem mein Auge an dem Munde des Barons hing.

„Um Gottes willen, beruhigen Sie sich,“ brach endlich der Letztere das Schweigen, „ich muß Ihnen leider die Mittheilung machen, daß Fatuma nicht mehr unter den Lebenden weilt. Die mörderische Kugel, welche für Sie bestimmt war, hat ihrem Dasein ein plötzliches Ende bereitet. Ihre Leiche ruht in der Behausung ihres alten Großvaters.“

Ich hatte nicht nöthig, weitere Erklärungen abzuwarten. Die Erinnerungen an das Vorgefallene traten vor meine Seele und verscheuchten auch den letzten Zweifel daran, daß Alles nur ein böser Traum gewesen sei. Von der Tiefe aus drangen die Jammertöne der Klageweiber und Nachbarinnen des Dorfes bis zu meiner Lagerstätte. Sie bestätigten, daß Fatuma dahingeschieden war, und daß die gesammte weibliche Bevölkerung um die Enkelin des alten Auad nach Landessitte öffentlich trauerte.

Wäre sie eines natürlichen Todes gestorben oder durch irgend einen unglücklichen Zufall aus dem Dasein geschieden, so würde ich meine Rebekka tief bemitleidet haben. Aber daß ich selber die Ursache ihres plötzlichen Heimganges sein mußte, das ließ sich schwer verwinden und nagte an meiner Seele.

Es war mir auch nicht der mindeste Zweifel übrig, daß der Dragoman des Barons die Schuld an ihrem Tode trug. Die Kugel in seiner Flinte hatte ihr eigentliches Ziel verfehlt und sich in dem Augenblick in ihr Herz gebohrt, als sie meine Person mit ihrem eigenen zarten Leibe deckte. Bei ihrem Frühgange nach meinem Gehöfte, um dem Koch den Milchkrug zu überbringen, war sie des Mörders in seiner verdeckten Stellung hinter einem Felsstück ansichtig geworden, hatte sofort seine gefährliche Absicht errathen und war flugs den Bergpfad hinaufgeeilt, um mich, den eben Heraustretenden, zu warnen.

War es das Gefühl der Dankbarkeit oder der Liebe zu mir, die das arme Kind die eigene höchste Gefahr vergessen ließ, um mein Leben zu retten?

Ich weiß es nicht und kann nur mit den Morgenländern ausrufen: Gott weiß es am besten.

Trotzdem ich als ein Christ nach den Gesetzen und Anschauungen meiner mohammedanischen Nachbarn kein Recht darauf hatte, die Leiche eines Weibes zu sehen, hätte ich um Alles in der Welt den Versuch nicht ungewagt sein lassen, ihr noch einmal in das Antlitz zu schauen und Abschied von ihr zu nehmen. Mein Entschluß war gefaßt, und ich führte ihn ohne Säumen aus.

Ich wankte zur Höhle hinaus, stieg gesenkten Hauptes den steilen Weg abwärts hernieder und befand mich bald darauf vor dem Eingange des mir wohlbekannten altägyptischen Grabes, in welchem der alte Auad, jetzt ein armer vereinsamter Greis, seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte.

Aus dem Innern derselben schallten mir die schrillen Wehrufe der Klagefrauen entgegen, und mit gepreßtem Herzen betrat ich die dunklen Räume, um meine Heilige zum letzten Male zu begrüßen. Ja, meine Heilige! die um meinetwillen ihr junges Leben dahingegeben hatte.

Ihre Leiche, in weißes Zeug gehüllt, lag auf dem Boden des Grabes. Eine rußige Thonlampe aus alten Zeiten stand an der Seite, und die düster brennende Flamme warf einen gespensterhaften Wiederschein über das Antlitz der Todten. Fatuma schien zu schlafen, denn der Tod hatte ihre Züge nicht zu verändern vermocht, und ihre geschlossenen Augen schienen sich jeden Augenblick öffnen zu wollen.

Zu ihren Häupten hockte der greise Auad. Seine blöden Augen waren auf seine Enkelin gerichtet, und sein Mund murmelte leise die üblichen Todtengebete.

Bei meinem Eintritt rief ich ihm mit halb erstickter Stimme den Friedensgruß zu: „Friede sei über Dir, mein Vater!“ Ohne sich umzusehen, antwortete er: „Und über Dir sei der Friede! Wer bist Du?“

„Kennt mich mein alter Freund nicht mehr? Mein Herz führt mich zu Dir, um mit Dir über Dein Kind zu klagen.“

Langsam erhob er sich vom Boden, und ich reichte dem gebrechlichen Mann meine Hand, um ihn zu stützen.

Mit einem Zeichen winkte er den Weibern zu, sich hinaus zu begeben. Nachdem sie seiner Weisung gefolgt waren und wir uns Beide allein befanden, stürzte ich in seine Arme. Nicht Worte, nur Thränen standen mir zu Gebote. Sie sagten ihm Alles, was ich in diesem Augenblicke fühlte.

„Gott wird uns Beide trösten!“ stammelte seine lallende Zunge, indem er mit der Rechten auf die Leiche seines Kindes zeigte.

Ich drückte in stummem Schmerze einen Kuß auf den todten Mund, und heiße Thränen rannen aus meinen Augen auf das Angesicht der Dahingeschiedenen.

„Lebe wohl, Fatuma, bis auf das Wiedersehen im Jenseits!“ schluchzte ich und taumelte zum Grabe hinaus. Der helle Sonnenschein begrüßte mich wieder mit seinem goldenen Lichte, und ich schlug wankenden Fußes die Richtung nach meiner Wohnung ein.

Das Begräbniß der unglücklichen Fatuma fand noch an demselben Tage statt. Es war einfach und prunklos, wie es der Tochter der Armuth gebührte, aber nichtsdestoweniger für mich im höchsten Grade ergreifend.

Ein alter Dorfschulmeister, der zugleich als Vorleser der Predigten seines Amtes an der Moschee waltete, eröffnete den Zug. An seinem Stabe wankte die Gestalt des greisen Auad neben ihm einher. Sein Kopf war zur Erde geneigt, aus seinen Augen perlten Thränen, und tiefer Schmerz lagerte auf seinem Angesichte. Dann folgten einige Knaben in halb zerlumpter Kleidung, an ihrer Spitze der Aelteste, welcher auf einem kleinen Gestell aus Palmenholz einen Koran trug. Sie sangen in schwermüthiger Weise, um die Vollkommenheit Gottes zu preisen, der seine Diener durch den Tod zu sich ruft und seine Geschöpfe, den Menschen nicht ausgeschlossen, der plötzlichen Vernichtung überliefert.

Die Leiche des Mädchens, durch ein Tuch verhüllt, lag auf einer Bahre, welche von vier Dorfbewohnern auf den Schultern getragen wurde. Ihr folgten etwa zwanzig Frauen und Klageweiber mit unverhüllten Gesichtern, das Haupt und die Brust mit Asche bestreut. Sie schwangen ein dunkelblaues Tuch in ihren Händen und stießen bald schrillende Töne des Schmerzes aus, bald Ausrufe, um die Schönheit und Tugend der heimgegangenen Schwester zu rühmen.

Die Dorfbewohner verließen ihre unterirdischen Wohnungen, sobald die Klagerufe in ihr Ohr gedrungen waren, und schauten mitleidig auf den Greis, der sich neben dem Schulmeister an der Spitze des Zuges bewegte. Mancher löste einen Träger an der Bahre ab, um die Leiche eine Strecke lang tragen zu helfen.

Die Sonne verschwand eben hinter der Felswand und beleuchtete noch einmal mit ihren Strahlen die westthebanische Ebene. Auf dem Nilstreifen in der Mitte glitzerte es in tiefrothen Farben, und die Säulenreihen des Tempels von Luxor dahinter schimmerten im goldenen Wiederschein der sinkenden Abendsonne.

Der kleine Leichenzug bog in ein Seitenthal des Gebirges ein, an dessen Ende sich der einsame Friedhof der Gemeinde befand, schmucklose Gräber, die aus aufgehäuften Trümmerhaufen bestanden, mit zwei aufrechtstehenden, weißleuchtenden Kalksteintafeln am Kopf- und Fußende.

Erst als sich die Dunkelheit bereits über die Landschaft ausgebreitet hatte, kehrten die Leidtragenden nach ihren Wohnstätten zurück.

Die Fledermäuse umflatterten mein Gehöft, und eine unheimliche Stimmung bemächtigte sich meiner, als ich in die Finsterniß hinausschaute, um im Geiste das schwere Ereigniß des Tages immer wieder und wieder zu durchleben.

Ich sah deutlich Fatuma den Hügel heraufstürmen, sich an meine Brust werfen, um als Leiche in meinen Armen zu ruhen.

Gute Nacht, auf ewig gute Nacht, du mein unglücklicher Schutzengel!

Die Unterhaltungen des Barons, der Alles aufbot, um meine trübe Stimmung zu verscheuchen, konnten nicht dazu beitragen, meine Schwermuth zu bannen, noch das Erlebte in Vergessenheit zu bringen.

Die Wunde war zu tief in mein Herz gedrungen, um schon nach wenigen Stunden zu heilen.

In den nächsten Tagen saß ich regungslos vor der Thür meines Höhlengrabes, an derselben Stelle, an welcher Fatuma ihr Leben um mich eingebüßt hatte. Meine Gedanken konnten von dem düstern Bilde nicht loskommen.

Nur wenn die Weiber da unten im Dorfe vor der Wohnung meines armen alten Auad die üblichen Todtentänze zu Ehren der Dahingeschiedenen ausführten, erwachte ich aus meinem schlummerähnlichen Ruhen und schaute unverwandt nach der Tiefe zu meinen Füßen nieder.

Die versammelten Frauen hatten zum äußeren Zeichen der Trauer Gesicht, Brust und Hände aus einem in ihrer Mitte stehenden Topfe mit Indigo-Wasser blau ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

färbt. Um ihren Leib war ein seltsamer Gürtel aus grünen Binsenpflanzen gelegt, und sie schwangen einen Palmenzweig in den Händen über das Haupt. Bald vorwärts, bald rückwärts tretend, beugten die Frauen sich zur Erde. Das war ihr Todtentanz um Fatuma.

Am dritten Tage hatten sie das traurige Geschäft zu Ende geführt, und die Klage um die Enkelin Auads schloß mit einem Zuge der Frauen nach dem Grabe der Verstorbenen. Sie lösten ihre Binsengürtel vom Leibe und legten sie auf den Steinhügel, unter welchem der Körper Fatumas im Todesschlaf ruhte. —

Es hielt mich nicht länger in meiner Felsenwohnung, und ich beschloß, baldmöglichst die unselige Stelle zu verlassen, um meine Weiterreise nach dem Oberlande anzutreten. Die Freude an meinen Arbeiten im Todten-Revier von Theben war mir vergällt, und ich fühlte das Bedürfniß des Ortswechsels, um meinen trüben Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Der Baron trennte sich von mir, nachdem ich ihm die Gelegenheit verschafft hatte, die Rückkehr nach Kairo auf einem Regierungs-Dampfer antreten zu können.

Schon nach den ersten Stunden der vollbrachten Unthat hatte der Schech der kleinen Ansiedelung, zu deren Bereich meine Felsenwohnung gehörte, es nicht verabsäumt, die amtliche Anzeige von dem begangenen Morde nach Luxor, auf der östlichen Seite Thebens, gelangen zu lassen.

Ein mir befreundeter Arnauten-Hauptmann Namens Abdurrachman waltete hier seines Amtes als Polizei-Chef. Von einigen seiner Leute begleitet, wilde Gestalten von räuberischem Aussehen, kam er zu Pferde nach Schech Abdel-Gurna gesprengt, um den Thatbestand festzustellen und die Zeugen zu verhören, unter denen ich die Hauptstelle einnahm.

Ich verhehlte es ihm nicht, daß nur der Dragoman auf dem Schiffe des Barons der Mörder sein könne. Er war gleich nach der Unthat verschwunden, und Niemand hatte seine Spuren verfolgen können. Auch die Nilbarke befand sich nicht mehr an ihrem Landungsplatze. Sie hatte Theben verlassen und die Richtung stromabwärts eingeschlagen.

Wie ich später nach meiner Rückkehr aus dem Süden des Oberlandes aus dem Munde meines arnautischen Freundes erfuhr, hatte der Dragoman zu Fuß den Weg nach den Dörfern in nördlicher Richtung eingeschlagen und auf seinem Schiffe wieder Aufnahme gefunden.

Hier ereilte ihn sein Schicksal. Man bemächtigte sich seiner Person, brachte ihn in Ketten nach Kairo und verurtheilte ihn auf zehn Jahre zu den Galeeren.

Noch einmal sollte ich in meinem Leben Gelegenheit haben, ihm gegenüber zu stehen, freilich unter Umständen, die mir die höchste Gefahr drohten.

Zwölf Jahre nach den geschilderten Begebenheiten befand ich mich in der Wüste von Sakkara, um die weltberühmten Gräber der Apisstiere von Memphis oder das sogenannte Serapeum in Augenschein zu nehmen und alte Erinnerungen an das frühere Zusammenleben mit dem Entdecker desselben, meinem inzwischen verstorbenen Freunde August Mariette, von Neuem aufzufrischen.

Am frühen Morgen war ich von Kairo aus in Begleitung eines Eseljungen aufgebrochen und nach fünfstündigem Ritte an Ort und Stelle angelangt.

Mein Aufenthalt hatte sich bis in die späten Nachmittagsstunden ausgedehnt. Da ich nicht Lust hatte, denselben langen Weg in nächtlicher Zeit zurückzulegen, so schlug ich von der Wüste aus die gerade Richtung nach dem Nile ein, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, mich auf einem Nilschiffe, selbst letzter Güte, nach Kairo abwärts treiben zu lassen.

Meine Erwartung sollte nicht getäuscht werden. Als ich in der Dämmerung an der Hafenstelle anlangte, war der Eigner eines großen, mit Getreide beladenen Schiffes eben im Begriff, vom Ufer abstoßen zu lassen, um den Weg nach Kairo zurückzulegen.

Er war gegen eine kleine Geldentschädigung gern bereit, mich als Nilreisenden aufzunehmen. Auf einem Brette bestieg ich vom Lande aus sein Schiff und erkletterte den Getreidehaufen, um auf dessen Rücken meinen Platz einzunehmen.

So weit es die Dunkelheit zu sehen erlaubte, befand ich mich nicht allein. Mehrere Araber, in ihren Burnus eingewickelt, schliefen auf dem Getreide. Sie waren beinahe alle bewaffnet. Ein langes Gewehr, wie es die Beduinen der Wüste und arabische Jäger zu führen pflegen, lag neben jedem der Schläfer.

Der Anblick hatte durchaus nichts Beunruhigendes für mich, denn ich kannte die Landessitte und wußte aus Erfahrung, daß die Person eines Europäers unter dem besonderen Schutze des Vicekönigs und der Behörden stand.

Dazu befand ich mich in der Nähe der Hauptstadt, und ein „Frängi", welcher seinen Platz auf einem Getreideschiffe zur Fahrt nach Kairo einnahm, konnte nach den arabischen Vorstellungen kein Mann sein, der viel Geld oder werthvolle Kostbarkeiten mit sich führte.

Nach dem Beispiele meiner arabischen Mitreisenden streckte ich mich lang aus, um mich dem Schlafe zu überlassen.

War es der helle Schein des Mondes, der am Nachthimmel zu leuchten begann und mich wach erhielt, war es die Befürchtung, daß ich mit gemeinem Volke fuhr, das ich nicht kannte und das mich heimlich bestehlen konnte: der Schlaf kam nicht über meine Augen.

Ich setzte mich aufrecht und betrachtete die von Lunas Scheine beleuchtete Landschaft. Der Nil war spiegelglatt, und der schwer belastete Kahn glitt langsam auf seinem Rücken hin. Es war Alles so mäuschenstill um mich, nur das Wasser gluckste, sobald das Schiff eine drehende Wendung machte, oder der Steuermann das Steuer langsam in seinem knarrenden Pfosten bewegte.

Wir waren etwa drei Stunden abwärts gezogen. Eine Stunde blieb noch bis zu unserer Ankunft in Alt-Kairo, der südlichsten Vorstadt der Chalifen-Stadt, übrig.

Da wandte sich in meiner nächsten Nähe ein arabischer Schläfer um, streifte den Burnus von seinem Kopfe ein wenig herunter und schien mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten.

Die Neugierde ist nichts Ungewöhnliches bei den Kindern des Ostens, und die Ueberraschung, einen Europäer als Mitreisenden auf einem Getreideschiff zu entdecken, mochte dem mir unbekannten Nachbarn die Veranlassung geboten haben, meine Person einer besonderen Prüfung zu unterwerfen.

Plötzlich sprang er empor, griff nach seinem Gewehr und stellte sich kerzengerade vor mich hin. Sein Burnus fiel von den Schultern herab, und ich sah einen Araber in der feineren Tracht eines Effendi vor mir.

„Bei Gott!" so redete er mich an, „ich habe Dich wiedererkannt. Ich bin der Dragoman, den Dein Zeugniß zu den Galeeren verdammte."

Ich hatte bei diesen Worten nichts Eiligeres zu thun, als mit fester Hand nach seiner Schießwaffe zu greifen und mich gleich darauf von meiner Lagerstätte zu erheben, um einige Schritte rückwärts zu gehen, das Auge fest auf ihn gerichtet und mein Gewehr im Anschlage haltend.

„Hüte Dich, mir nahe zu treten," rief ich ihm dabei zu, „oder es ist um Dich geschehen."

Meine laute Stimme erweckte die Schläfer in meiner Nähe. Sie richteten sich langsam auf und schienen sich zu wundern, zwei offenbare Gegner in drohender Stellung sich gegenüber zu sehen.

„Ihr Leute," rief ich ihnen zu, „dieser Mann ist ein Mörder, der vor Jahren eine von Euren Schwestern tödtete und augenblicklich es auf mein Leben abgesehen hat, weil ich ihn als Zeuge dem Gerichte überlieferte. Ich bin ein Franke, aber mein Blut wird auf Euren Kopf kommen."

Während die Männer sich erhoben, um mir Beistand zu leisten, drang mein Gegner mit wüthender Geberde auf mich ein. Ich sprang zur Seite, nahm meine ganze Kraft zusammen und stieß ihn von oben in die Fluthen des Nil hinab.

Die Wasser schlugen über seinem Kopf zusammen. Bald tauchte sein Körper auf der Oberfläche des Wassers wieder empor, und seine Arme setzten sich in rudernde Bewegung.

Niemand leistete ihm vom Schiffe aus Hülfe. Weder eine Stange ward ihm gereicht noch ein rettendes Tau zugeworfen, noch ertönte ein Ruf, um ihm Muth zuzusprechen.

„Gott verfluche Dich!" knirschte es aus seinem Munde mir entgegen. Dann zertheilten seine Arme den stillen Wasserspiegel, und er schwamm dem rechten Ufer zu, das um die halbe Breite des Stromes vom Schiffe getrennt war.

Beim Scheine des Mondes erkannte ich deutlich, wie er glücklich das Land erreichte, sich schüttelte und seinen Weg in der Richtung unseres Reisezieles Alt-Kairo einschlug.

In einer halben Stunde landete das Schiff im Hafen des Ortes, in der Umgebung einer Menge von Fahrzeugen, die hier Jahr aus Jahr ein kommen und gehen, um Ladungen zu löschen.

Ich verließ mit meinen übrigen Reisegefährten das Getreideschiff und ersuchte die Männer, mich bis zu dem nächsten Wachtposten begleiten zu wollen.

Mit der größten Bereitwilligkeit erfüllten sie meine Bitte. Ich hatte ihnen nach dem Wassersturze des Dragoman alle Einzelheiten meines früheren Erlebnisses mit dem Mörder mitgetheilt, und sie billigten meine Vorsicht, unter ihrem Schutze den langen Weg nach der Chalifen-Stadt zurückzulegen.

Es war bereits elf Uhr Nachts geworden, als wir uns in der Nähe eines Wachtpostens befanden, der zur Sicherheit der langen und einsamen Straße zwischen Alt-Kairo und Kairo diente.

Ich nahm kurzen Abschied von meinen unbekannten Freunden, ließ mich von dem Posten in das Innere des Gebäudes führen und verlangte von dem Commandirenden militärische Begleitung bis zu meiner Wohnung in der Hauptstadt, indem ich die Gründe dafür näher angab. Sie wurde mir zu Theil. Ein ägyptischer Infanterist, das Gewehr auf der Schulter, diente mir zur Bedeckung, und ohne einen Zwischenfall erreichte ich um Mitternacht mein Haus.

Die Geschichte ist damit zu Ende. Die traurige Erinnerung daran wird nur mit meinem Lebensende ihren Schluß finden.

Nachdruck verboten.

Der historische Festzug zur Jubelfeier in Weimar.

Von Georg Malkowsky.

Mit einer Zeichnung von A. Wagner.

Das schönste Zeugniß für das Jahrhunderte lange Walten eines Fürstengeschlechtes in seinem Lande ist die Geschichte dieses Landes, die sinnigste Huldigung, die man den lebenden Vertretern desselben darbringen kann, die künstlerische Darstellung dieser Geschichte. Und so sind denn auch die Jubeltage der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares in Weimar harmonisch ausgeklungen in einem farbenprächtigen Festzuge, der in geschmackvoll arrangirten Gruppen Alles vorführte, was der Wettiner Herrscherstamm mit seinem Volke im Laufe der Jahrhunderte an Freud und Leid getheilt. Schon die Festvorstellung im Hoftheater hatte am Abend vorher in einer Reihe lebender Bilder denselben Gedanken verwirklicht. Am darauf folgenden Sonntage aber brachte das ganze Volk in der Tracht seiner Vorväter an den Stufen des Thrones seine Huldigung dar, eine mächtige Kundgebung all der Liebe und Treue, die es in Vergangenheit und Gegenwart mit seinem Fürstenhause verbunden, eine feste Gewähr für die Zukunft.

Die Sagenwelt der Thüringer Lande, in märchenhaftem Zauber hatte sie malerische Phantasie heraufbeschworen, all die ehrenfesten Ritter, schlanken Pagen und minniglichen Frauen. Der vielgetreue Lucas Cranach, der seinem kurfürstlichen Herrn in die Gefangenschaft gefolgt, hätte seine Freude gehabt an Dem, was sein Urenkel, der Weimarer Maler von Cranach, überall leitend und ordnend geschaffen, um den Ehrentag des großherzoglichen Paares zu feiern. Was da zu Roß und zu Wagen heranzog, war echtes, unverfälschtes Mittelalter, trotz des hellen Tageslichtes umwoben von jenem Duft der Poesie, den das Rampenlicht theatralischer Darstellung oft vergeblich vorzutäuschen sucht. Als Graf Görtz, sich vor der Fürsten-Loge am Sophienstifte verneigend, das Zeichen zum Beginn des Festzuges gab, da quoll es lebensvoll und wild bewegt aus der Erfurter Straße heraus, ein fröhlicher Jagdzug frühmittelalterlicher Waidmänner, das erlegte Wild, Bär und Eber, auf grünumflochtenen Bahren im Triumph mit sich führend. Dahinter hoch zu Roß, in voller Rüstung der Landgraf Ludwig der Salier, umgeben von seinen gepanzerten Mannen. Und dann, — das war wirklich verkörperter Märchenzauber, — der Schmied von Ruhla und der Landgraf Ludwig der Eiserne. Lustig sprühen die Funken unter den Hämmern der hünenhaften Schmiedegesellen; daneben steht der Meister und murmelt sein kernig Sprüchlein in den Bart: „Landgraf, werde hart!" Der aber ruht aus von den Anstrengungen des Waidwerks unter einer mächtigen Eiche. Vor ihm steht das blondhaarige Töchterlein des Schmiedes, kredenzt ihm den Labetrunk und erklärt des Vaters Mahnspruch. Hinter dem Wagen mit dem lebendigen Märchenbilde drängt die Schaar altvertrauter Sagengestalten, der getreue Eckart, umgeben von rosenbekränzten Kindern in weißen Kleidern; die heilige Elisabeth, in einer Wiege von Knappen getragen; der Kreuzfahrer Ludwig der Heilige, gefangene Heidenfürsten und köstliche Beutestücke mit sich führend. Und dann, — wieder ein in sich abgeschlossenes Bild von malerischer Schönheit in ruhigerem, architektonischem Rahmen, — der Wartburg-Wagen. In den vier Nischen des mächtigen Unterbaus gruppirt sich je ein Stück Sage und Geschichte, wie sie sich auf der waldumkränzten thüringer Feste abgespielt: „Junker Jörg" an seiner Bibel-Uebersetzung arbeitend, der Sängerkrieg, das Rosenwunder der heiligen Elisabeth und das Wartburgfest der Studenten, durch drei Burschen im altdeutschen Rock mit breit übergelegtem Kragen und gezogenen Schlägern verkörpert. Hoch darüber aber ragt sie selbst empor, die unter der Aegide des heute so glänzend gefeierten großherzoglichen Paares prächtig restaurirte Wartburg, das Wahrzeichen des thüringer Landes.

Ein Zug von städtischen Armbrust-Schützen in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts bildet den Uebergang zum Zeitalter der Humanisten und der Reformation. Kurfürst Friedrich der Weise und Johann der Beständige reiten gar stattlich einher. Hinter ihnen aber folgt ein ruhmvolles Stück sächsischer Geschichte, von Fürsten- und Volkstreue erzählend: Johann Friedrich zieht mit seiner Gemahlin, aus der Gefangenschaft zurückkehrend, in die Stadt Jena ein. Die Bürgerschaft, Professoren und Studenten sind dem fürstlichen Paare entgegengeeilt und begrüßen es mit Ansprachen, Schlägergeklirr und feurigen Burschenliedern. An die Bursarier in Barett und Koller schließen sich die Vertreter der modernen Studentenschaft in Cerevis und Pikesche an, lebenskräftige Gegenwart, die unvermittelt in die Vergangenheit hineinragt und von der unverwüstlichen Jugendfrische des akademischen Nachwuchses zeugt.

Ein Haufe wüsten Kriegsvolks bringt die Zeit der schweren Noth, die Wirren des dreißigjährigen Krieges, zur Anschauung. Aus dem wilden Troß aber ragt hoch zu Roß die poetische Gestalt Bernhards von Weimar in voller Waffenrüstung empor, ein Bild edler, durch einen zu frühen Tod verklärter Ritterlichkeit.

Nach all dem Kriegslärm kommt dann auch das stille

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schaffen in Atelier und Werkstatt zu seinem Rechte, anknüpfend an die glorreiche Geschichte der niederländischen Heimath der Jubelbraut und des Geschlechtes der Oranier. Wilhelm der Schweigsame führt durch mannhaftes Ausharren jene Blüthe-Epoche der Städte herauf, die für das Wirken der vlämischen und holländischen Meister den Boden bereitet. Unter dem purpurnen Baldachin des Künstlerwagens thronen wundersame allegorische Ideal-Gestalten, zu deren Füßen sich die Meister Rubens, Rembrandt und Franz Hals gruppiren. Hinter ihnen drängt sich eine gar illustre Reiterschaar, Van Dyck, Ruisdael, Jordaens, Teniers, und wie sie Alle heißen mögen, die das heiß pulsirende Leben ihrer Zeit in kraftvollen Gestalten zur Darstellung gebracht. Auch die Maler der strotzenden Daseinsfreude der niederen Stände, Jan Steen, Ostade und Brouwer, fehlen nicht in der glänzenden Cavalcade, an die sich ein mittelalterliches Kauffahrerschiff anschließt, den durch Handel und Wandel erworbenen Reichthum repräsentirend, ohne den eine gedeihliche Entwickelung der Künste nun einmal nicht zu denken ist.

Machtvoll dringt dann das moderne geistige Leben heran, wie es sich in der klassischen Periode Weimars, in der Zeit Karl Augusts, in der kleinen thüringischen Residenzstadt concentrirt. Auf dem hochragenden Theater-Wagen thront die Goethe-Schiller-Gruppe, von allen möglichen Genien und Putten umschwebt und von einem überreichen Schwarm allbekannter Dramen-Gestalten gefolgt. Auch der Humor findet seine Stätte. Badegäste aus der Biedermeierzeit lagern sich, Heilung suchend, um die segensreichen Quellen Berka's, und eine altväterische Reise-Kalesche führt schwankend und rumpelnd neue seltsam ausstaffirte Patienten herbei.

Immer bunter und bewegter gestaltet sich der Zug, in wechselnden Bildern das Leben der Gegenwart vorführend. Ein Bauerntanz unter der Dorflinde mahnt mit seinen leider immer mehr verschwindenden National-Trachten an eine der bekanntesten Schöpfungen von Meister Knaus. Jede Stadt und jedes Städtchen hat sich eifrigst bemüht, dem allverehrten Herrscherpaare Etwas von seiner Eigenart zu veranschaulichen, wie sie sich unter einer segensreichen Regierung entwickelt hat. Der Bergbau, die Porzellan- und Glas-Fabrikation, die Forst- und Landwirthschaft haben ihre Vertreter entsendet, die huldigend die Fürsten-Loge umdrängen. Aus diesem kaum übersehbaren Gewirr aber ragt noch ein wundersam liebliches Gebilde hervor, das sich unauslöschlich der Erinnerung einprägt. Auf einer von einem leichten, maiblumenbekränzten Bogen überwölbten Schaukel, die sich aus Blumen und Fruchtgewinden erhebt, wiegt sich in zartrosa Gewändern eine anmuthige Mädchengestalt, so frühlingsduftig, wie der Lenz selbst, der den mitteldeutschen Landen in besonders lieblicher Gestalt naht und einen reichen Blumen- und Früchtesegen über sie ausstreut.

Das Ganze aber durchweht ein warmer Hauch urkräftigen Lebens. Da ist nichts Theatralisches, nichts an eine Maskerade erinnerndes Gemachte. Ein ganzes Volk feiert mit seinem Regenten-Paar einen fröhlichen Gedenktag und versetzt sich in künstlerisch veranstaltetem Mummenschanz in eine Vergangenheit zurück, die Beiden zu Ruhm und Ehr' gereicht. Der Jubel der edlen Ritter und adeligen Fräulein schallt nicht minder echt zu der Fürsten-Loge empor, als der der Handwerksmeister und Bauerndirnen, denn unter Panzerhemd und Kittel, unter Mieder und Bluse regt sich dieselbe freudige Theilnahme an dem seltenen Fest, das Herrscher und Volk durch neue Bande der Liebe und Verehrung verknüpft.

Nachdruck verboten.

Erni's Wiege.

Von G. von Sarasin.

In Baden-Baden war's, dem gesegneten Stückchen Gotteserde, und im Frühling, der goldenen Zeit — im späten Frühling. Die Saison hatte noch nicht angefangen, aber die Sonne wollte den großen Zug der Engländer, der Berliner und sonstiger fremder Völkerschaften nicht erst abwarten, sie schaute in leuchtender Pracht in das lachende Thal hernieder; Gärten und Anlagen erstrahlten in bunten Blumen-Gewändern, und die stämmigen Kastanien der Lichtenthaler Allee reichten sich hoch über Menschenhäuptern im warmen Aether die grünen Hände. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Tönt es von den Höh'n bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön ist die Frühlingszeit!
O, wie wunderschön ist . . . . . "

Da brach der leise Gesang ab, und der junge Mann, der, vergnügt die Verse vor sich hinsummend, über den Fahrdamm schritt, blieb plötzlich mitten auf der Straße stehen.

„Warum bin ich denn auf einmal verdrießlich?" murmelte er vor sich hin.

Er nahm zerstreut seinen Hut vom Kopf, strich sich über das kurz geschnittene, dunkle Haar, sah sich nach allen Seiten um und setzte dann gedankenvoll den Hut wieder auf.

„Irgend Etwas quält mich, aber was ist es denn nur?"

Er schickte einen mißtrauischen Blick hinauf zur Sonne, ob die sich hätte einfallen lassen, hinter einer Wolke zu verschwinden. Aber nein, sie stand glänzend im klaren Blau und sandte pflichtgetreu ihre warmen Strahlen zur Erde nieder. Nun horchte der nachdenkliche Herr umher. In der grünen Villenstraße war kein störender Laut hörbar, Nichts, als das Summen der Insecten in der lauen Morgenluft und der helle Schlag eines Kanarienvogels vom Altan des nächsten Hauses her.

„Ach, Unsinn," sagte er halblaut und ging entschlossen ein paar Schritte weiter. Nur ein paar Schritte; dann stand er wieder still.

„Ich weiß es ganz genau, als ich da hinten um die Ecke bog, war ich noch kreuzfidel und jetzt auf einmal . . . Woher kann denn Das so plötzlich kommen?"

Er zog seine Uhr. „Dreiviertel Elf. Um halb Zwölf habe ich mich bei Karsten angemeldet. Es ist wahrhaftig noch nicht Zeit. — Das passirt mir auch seit langen Jahren zum ersten Mal, daß ich zu früh bin."

Er schritt langsam auf dem schattigen Trottoir zurück.

„Ich muß es herausfinden, sonst werde ich das quälende Suchen den ganzen Tag nicht los."

Langsam gingen seine Augen über die nächste Umgebung.

Da war aber wirklich Nichts zu finden, was Anlaß zu einem Verdruß gegeben hätte.

Die zierlichen Villen zu beiden Seiten der Straße lagen, von schöngepflegten Gärten umgeben, blitzblank und wundernett da.

Eine große, weiße Katze dehnte sich behaglich schlummernd auf den Treppenstufen eines Schweizer-Häuschens, und drüben kratzte eine stattliche Hühnerschaar in einem Sandhaufen herum.

Alles freundlich und friedlich rings umher.

Aber da — — —? da war es!

Der junge Mann stand plötzlich still und sah gespannt nach dem gegenüberliegenden Hause hin.

Jedenfalls die schönste und vornehmste Besitzung in der ganzen Straße.

Hinter einem schmiedeeisernen Gitter lag ein breiter englischer Rasenplatz, und eine weiße Villa stand glänzend und heiter zwischen hohen, dunklen Bäumen. Die leinenen Vorhänge waren vor den Fenstern herabgelassen, verschlafenes Schweigen ruhte über dem Hause. Nur auf den breiten Marmorstufen, die zu der Eingangsthür führten, regte sich Etwas. Und von dorther kam jetzt auch ein leiser, klagender Laut. Mit ein paar hastigen Schritten war der Herr von der anderen Seite herübergekommen, er stieß entschlossen das angelehnte Gitterthor auf und ging über den gelben Kiesweg auf das räthselhafte dunkle Bündel zu, das da auf der Treppe lag. Als er es erreicht hatte, blieb er erschreckt stehen. In den ärmlichen Fetzen, die wie vom Winde auf die Stufen geweht schienen, steckte, das sah er erst jetzt, ein menschlicher Körper. Ein abgezehrtes, bleiches Frauengesicht, ein paar magere, festgeschlossene Hände leuchteten fast unheimlich hell aus den düsteren Lumpen hervor. Es war eine Hausirerin, eine herumziehende Händlerin, das bezeugte ein schwerer Korb mit Quirlen, Wäscheklammern, geschnitzten Holzlöffeln und dergleichen, der ihr noch an breiten Riemen auf den Rücken geschnallt war. Der Oberkörper war durch die Last nach hintenüber gezogen worden, der Kopf hing matt zur Seite. — Sie war bewußtlos.

Von Hunger oder Schmerz ermattet, war sie zusammengesunken vor der Thür des eleganten Hauses: ihre armseligen Kleider stachen doppelt traurig gegen die Wohlhabenheit und Reinlichkeit ringsum ab.

Und jetzt ertönte auch wieder das leise Winseln von vorhin. —

Die Ohnmächtige hatte sich nicht gerührt, dessen war der Beobachter sicher; er beugte sich überrascht weiter vor und sah mit schreckenvollem Erbarmen, daß mitten zwischen den Holzquirlen und Waschleinen ein paar winzig kleine Hände umherkrabbelten und zwei blaue Kinderaugen zu ihm aufblickten.

Ein Kind war in der Kiepe eingepackt, ein ganz kleines Kind, dessen rothes Mündchen sich jetzt eben jämmerlich verzog und wieder das traurige Wimmern hören ließ.

Hülfesuchend sah sich der Fremde um. Weder im Garten noch auf der Straße war Jemand zu erblicken. Mit raschem Entschluß sprang er die Stufen bis zur Hausthür hinan und riß an der Thürglocke. Er horchte ungeduldig; es vergingen ein paar Augenblicke — drinnen rührte sich Nichts. Er stampfte nervös mit dem Fuß, seine Hand fuhr schon wieder nach der Klingel — da endlich wurde die Thür geöffnet, ein Dienstmädchen erschien auf der Schwelle.

Es war eine junge, hübsche Person, in hellem Kattunkleid mit einem weißem Häubchen und weißer Schürze. Sie behielt die Thürklinke in der Hand und blickte mit gelassener Verwunderung in das aufgeregte Gesicht vor ihr.

„Verzeihung, wollen Sie mir, bitte, sagen, wer diese Villa bewohnt?" stieß der Herr hastig hervor.

„Frau von Hartung," war die erstaunte Antwort.

„Dann haben Sie die Güte, Frau von Hartung sofort hierherzubitten."

Das Mädchen blieb stehen.

„Ja, das kann ich nicht."

„Und weshalb nicht?"

„Die gnädige Frau sind vor einer halben Stunde fortgegangen und kommen auch vor einer Stunde nicht zurück."

„Nun, dann rufen Sie sonst Jemand von der Herrschaft."

„Die gnädige Frau bewohnen dies Haus allein."

„So."

Einen Augenblick stand der Herr unentschlossen, dann sagte er energisch:

„Dann bleibt eben Nichts übrig, wir müssen ohne Erlaubniß eindringen."

Er ließ das verdutzte Mädchen stehen, ging die Stufen wieder hinab und beugte sich über das arme Weib, das noch immer regungslos dalag. Eilig löste er ihr die Tragriemen von den Schultern und setzte den Korb vorsichtig bei Seite. —

Das Mädchen kam ihm neugierig nachgetrippelt, stellte sich kerzengerade vor der Gruppe auf und sah mit unverhohlenem Abscheu auf die Frau in den elenden Lumpen nieder.

Der Fremde schob behutsam seine Hand unter den herabhängenden Kopf der Kranken und versuchte, sie ein wenig aufzurichten.

Dann wendete er sich um.

„Nehmen Sie mal das Kind."

„Was?"

„Das Kind sollen Sie nehmen, das da im Korb steckt."

Das hübsche Hausmädchen starrte dem fremden Herrn, der sie in so befehlendem Tone anherrschte, ungläubig in die Augen.

„Haben Sie mich etwa nicht verstanden?"

„Doch, doch," murmelte sie und ging zögernd nach dem Korb hin. „Da hört doch Alles auf!" fügte sie halblaut hinzu.

Der Mann schien nicht bemerken zu wollen, wie unwillig sie ihm gehorchte. Er bückte sich und hob mit einem kräftigen Ruck die Liegende auf und stieg mit ihr die Stufen zum Hause empor.

Das Mädchen holte mit spitzen Fingern das Kind zwischen dem Holzkram hervor. Dann folgte sie langsam, indem sie das zappelnde Bündelchen mit steif ausgestreckten Armen vor sich hertrug.

In dem hohen, kühlen Hausflur sah der Unbekannte sich einen Augenblick prüfend um, er entdeckte zur linken Hand eine Thür, die halb offen stand, und schritt darauf zu.

Aber in demselben Moment sprang das Mädchen vor und stellte sich ihm abwehrend in den Weg.

„Nein, in dieses Zimmer darf ich Sie nicht hineinlassen!"

„Weshalb nicht?"

„Weil — weil — — das ist Erni's Zimmer, da darf Niemand hinein!"

„So? Na, dann machen Sie mal flink ein anderes Zimmer auf!"

„Hier unten ist Alles abgeschlossen, wir müssen in den ersten Stock, — vielleicht in's Bügel-Zimmer — —" Dabei wandte sie sich der Treppe zu.

Die Bewußtlose lag bleischwer auf den Armen des Mannes, die Kniee fingen ihm an zu zittern, er hätte so unmöglich noch die Treppe ersteigen können.

„Das geht nicht, darauf kann ich mich nicht einlassen," sagte er.

Einen Moment stand er rathlos, sah sich suchend um, dann zuckte er die Achseln, stieß kurz entschlossen mit dem Fuß die angelehnte Thür des verbotenen Raumes auf und trat mit seiner Last in's Zimmer.

Drinnen war es halbdunkel, es dauerte ein paar Secunden, ehe er in der Mitte der Stube eine breite Chaiselongue erspähte. Er ging darauf zu und ließ behutsam seine Bürde niedersinken.

Das Mädchen war mit dem Kinde auf der Schwelle stehen geblieben.

„Das ist Erni's Zimmer," wiederholte sie noch einmal halbdrohend.

Aber ihre Worte wurden keiner Beachtung gewürdigt.

Der rücksichtslose Eindringling nahm nicht die geringste Notiz von ihrer Empörung, er schritt ruhig auf ein Fenster zu und zog das Rouleau in die Höhe. Dann trat er wieder an die Chaiselongue und sah sorgenvoll auf seinen Schützling hinunter. Er betrachtete die abgezehrten Hände und das blutlose Gesicht.

„Sie scheint vollständig entkräftet und ausgehungert; und dabei ist sie noch ganz jung, gewiß kaum mehr als zwanzig Jahre."

Er wandte sich zu dem Hausmädchen.

„Besorgen Sie mir 'mal ein Glas guten Wein, sie ist ganz erschöpft."

Das Mädchen wagte nicht mehr zu widersprechen, sie zuckte nur mit den Achseln und legte das Kind, das sie immer noch unentschlossen vor sich hingehalten hatte, auf einen Tisch, der zur Seite stand.

„Was machen Sie denn da?" fuhr der Herr sie an. „Das arme Wurm soll sich wohl zu Tode stürzen? Legen Sie es mit hierher, zur Mutter — oder, noch besser," seine Augen suchten im Zimmer umher und blieben jetzt in einer Ecke haften, „legen Sie es in die Wiege, die dahinten steht."

„In die Wiege?" wiederholte das Mädchen ganz entsetzt.

„Ja, da ist es am besten aufgehoben."

„Aber — das ist ja Erni's Wiege!"

„Geben Sie her!" damit nahm er das Kind auf „und nun machen Sie, daß wir den Wein bekommen."

Er sah dabei so finster aus, daß dem Mädchen jeder weitere Einwand im Munde stecken blieb und es ihr das Gerathenste schien, seinem Befehl zu gehorchen.

„Man macht sich wahrhaftig lächerlich," murmelte er vor sich hin, während er mit dem Kind im Arm durch das Zimmer schritt, „aber was kann's helfen?"

Er kam an die Wiege, hob die blauseidene Decke auf und bettete das Lumpenbündelchen sorglich in die weißen, gestickten Kissen. „Nun, was sagst Du jetzt dazu?" nickte er dem kleinen Gesichtchen zu und dann gab er der Wiege einen leichten Stoß, so daß sie langsam hin- und herschwang.

Das Mädchen war noch nicht zurück mit dem Wein.

Ungeduldig ging der Fremde im Zimmer auf und nieder.

Auf einmal fiel sein Blick auf eine Marmor-Statue, die an der Fensterwand stand. Es war die Figur eines schlummernden Kindes, das mit einem süßen, unsäglich friedvollen Lächeln dalag, das Köpfchen leicht zur Seite geneigt, in den kleinen Händen einige halberblühte Rosen haltend. Aber je genauer er das rührende Kindergesicht betrachtete, je verklärter und überirdischer erschien es ihm — nein, das war nicht der Schlaf, der diese Augen geschlossen hatte, das war der Tod. Und jetzt, als er sich aufmerksamer in dem Zimmer umsah, machte er eine seltsame Entdeckung: Das war kein Raum, in dem gewohnt wurde. Ueberreicher Blumenschmuck war ringsum verstreut, in dunklen Rahmen war eine Anzahl Bilder aufgestellt, die alle dasselbe blonde Kinderköpfchen zeigten. In einer Ecke stand, sorgsam geordnet, eine Menge Spielsachen. Nicht ein Stäubchen war auf den Möbeln zu sehen, und dennoch lag ein Hauch der Verlassenheit, ein gruftähnliches Frösteln über dem Ganzen.

Jetzt fielen ihm die Worte von vorhin ein. „Das ist Erni's Zimmer," sagte er halblaut.

In dem Augenblick kam das Hausmädchen mit einer Weinflasche und einem Glas durch die Thür.

Ihr nach schlürfte eine ältliche, gutmüthig aussehende Person, die Köchin jedenfalls. Sie trat mitleidig zu dem Lager der Kranken.

„Ach, du mein Gott," rief sie überrascht, „das ist ja das Quirlweib, das vor einer halben Stunde in meiner Küche war. Der ist wohl ganz schlecht geworden? Sie sah mir auch schon so spitz und elend aus. Hätte aber auch einen Ton sagen können, man hätte ihr gewiß gern ein Bischen gegeben — Gott, man denkt doch nicht, daß es gleich so schlimm sein wird."

Der Herr entkorkte die Flasche, goß das Glas halb voll und versuchte jetzt, dem zusammengepreßten, weißen Mund der kranken Frau einen Schluck Wein einzuflößen. Aber seine Bemühungen blieben ohne Erfolg, die Lippen waren fest geschlossen, und die rothen Tropfen liefen an den nach unten gezogenen Mundwinkeln herunter.

„Ein bischen was Belebendes sollte man ihr zu riechen geben," meinte die Köchin. „Emma, holen Sie mal die Essigflasche."

Das Hausmädchen ging zögernd hinaus. „Wahrhaftig, zu stark . . .!" raisonnirte sie vor sich hin.

Die Zurückgebliebenen versuchten nun, die Ohnmächtige in eine bessere Lage zu bringen; die weichherzige Köchin machte dabei ihrem Mitgefühl wortreich Luft.

„Die unglückliche Person, sehen Sie nur, ganz wundgelaufen sind die armen Füße. Alles so elend und jämmerlich. Und dabei wäre sie eigentlich ganz hübsch, wenn sie nur nicht so erbärmlich aussähe. Aber das sage ich Ihnen, ich glaube nicht, daß die wieder wird; die scheint mir doch schwer krank zu sein."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der historische Festzug zur Jubelfeier in Weimar. Zeichnung von A. Wagner. — Siehe Seite 163.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Herr mußte ihr Recht geben. Die wächserne Farbe des Gesichts und der Hände ließ auf Schlimmeres als eine bloße Ohnmacht schließen.

Da kam von der Wiege her wieder ein leiser Klagelaut.

„Richtig, ja, ein Kind hatte sie auch bei sich," fiel es der Köchin ein. „Ist das aber 'mal ein Jammer!"

„Wenn es nur schliefe und nicht auch noch schreien wollte," sagte der Herr ungeduldig.

„Gott, es wird Hunger haben, das arme Geschöpf, wer weiß, wie lange es Nichts bekommen hat! Ich werde 'mal ein bischen Milch holen." Damit eilte sie schnell hinaus.

Dem hülfreichen Samariter wurde es immer unbehaglicher um's Herz. Zwischen der Wiege mit dem schreienden Kinde und dem Lager der unbeweglich hingestreckten Mutter schritt er beängstigt auf und ab. —

„Laufen Sie sofort zum nächsten Arzt," rief er dem zurückkehrenden Hausmädchen entgegen, „und bringen Sie ihn unverzüglich hierher. Es hätte die größte Eile!"

Das Mädchen warf einen raschen Blick nach der Chaiselongue, und es schien, als ob jetzt auch ihr der Ernst der Situation klar würde. Sie ging eilig in den Hausflur, nahm ein Tuch vom Kleiderrechen, und gleich darauf hörte man die Hausthür gehen und das Knirschen ihrer Schritte auf dem Gartenweg.

Die Köchin kam mit einer milchgefüllten Kinder-Saugflasche aus der Küche herauf.

„Ich habe in der Kiepe nachgesucht, da lag das Fläschchen glücklich zwischen all dem Krimskrams," sagte sie stolz, „natürlich war kein Tropfen drin."

Sie nahm das Kind aus der Wiege, setzte sich auf einen niedrigen Stuhl und hielt dem halbgeöffneten Mündchen die Flasche hin. Begierig fing das Kind an zu trinken.

Sein regelmäßiges, leises Schlucken war minutenlang das einzige Geräusch im Zimmer.

„Hat sie sich immer noch nicht gerührt?"

Der Mann stand erwartungsvoll ausblickend am Fenster. „Ich glaube nicht," sagte er kopfschüttelnd.

„Passen Sie auf, die wird nicht wieder."

Er trat an das Sopha, fuhr aber entsetzt zurück. In den letzten Minuten war eine erschreckende Veränderung in dem Gesicht da vorgegangen. Die Nase erschien spitzer, die Wangen eingefallener, tiefe grünliche Schatten lagen um Augen und Mund.

„Wenn nur der Arzt bald käme — wenn nur der Arzt käme!" Es war nicht mehr die alte Festigkeit, es lag zitternde Beklommenheit in dem Ton.

Das Kind hatte die Milch ausgetrunken, und die Köchin trug es behutsam in die Wiege zurück.

„Was wird nur die gnädige Frau sagen, wenn sie nach Hause kommt?" flüsterte sie ängstlich.

„Wo ist denn die gnädige Frau eigentlich?"

„Auf dem Kirchhof, an Erni's Grab, sie geht alle Morgen um die Zeit hin."

„Ist das Erni?" fragte der Herr und deutete auf das Marmor-Bildniß.

„Ja, das ist er, der goldene Junge. So ein wunderschönes Kind, nicht wahr? Und hat so früh fortgemußt von seiner armen Mutter! Die gnädige Frau hat sich aber auch nie wieder beruhigen können; hier in dem Zimmer sitzt sie oft stundenlang und weint zum Herzbrechen. Das mußte hier auch Alles so stehen bleiben, wie's damals war — — — nur die Bilder sind dazu gekommen und die Figur da. Der Bildhauer hat allein fünftausend Mark für das Ding gekriegt."

Sie schien den bitteren Zug, der bei ihren letzten Worten über das Gesicht des Fremden ging, zu verstehen; denn sie stockte einen Moment und fuhr dann plappernd fort:

„Fünftausend Mark, ja es ist ein Heidengeld. Und eigentlich hat Keiner einen eigentlichen Nutzen davon. Wie hätte man das arme Frauenzimmer da wohl glücklich gemacht, wenn man ihr zur rechten Zeit fünftausend Mark zum Leben gegeben hätte. Jawohl, nur mit dem Geld, was hier täglich dem todten Erni zu Liebe für Blumen ausgegeben wird, könnte man das kleine Wurm da in der Wiege reichlich und gut erhalten. 's ist wohl nicht recht, so Viel an ein Todtes zu wenden."

Der Herr antwortete nicht darauf, erst nach einigen Augenblicken seufzte er ungeduldig:

„Ich will nur hoffen, daß der Doctor kommt, ehe Ihre gnädige Frau zurück ist, damit ich bald fort kann."

Da hörte er ein leises Geräusch auf dem Flur draußen. In der Hoffnung, daß es das Mädchen mit dem Arzt sein würde, wandte er sich um.

Aber er blieb gebannt auf der Stelle, sein dreistes Handeln kam ihm plötzlich voll zum Bewußtsein — und er rang vergeblich nach einem Wort.

In dem Thürrahmen stand eine schlanke, schwarzgekleidete Dame, die mit weitgeöffneten, entsetzten Augen in das Zimmer starrte.

„Was soll das heißen, Auguste?" rief sie zornbebend, „die Hausthür steht halboffen, Niemand giebt Acht darauf, und hier, in diesem Zimmer — in diesem Zimmer . . .!"

Sie konnte vor Erregung nicht weitersprechen, fassungslos überschaute sie die Unordnung ringsumher.

Auguste stotterte ein paar unzusammenhängende Worte:

„Sie ist vor unserer Thür liegen geblieben, gnädige Frau — und der Herr da — man konnte doch nicht anders — —"

Der Fremde trat einen Schritt vor. Er war gesonnen, alle Verantwortung auf sich zu nehmen, aber ehe er ein Wort der Erklärung vorbringen konnte, ertönten wiederum Schritte, und ein ältlicher Mann erschien auf der Schwelle.

Hinter ihm drein kam händeringend und Entschuldigungen stammelnd das Hausmädchen.

„Man hat mich gerufen, es wäre sehr pressant hier. Mein Name ist Doctor Weiße. Also, wo ist die Patientin?"

In demselben Augenblick hatten seine scharfen Augen aber auch schon die bewußtlose Frau entdeckt. Ohne weiteres trat er auf sie zu und beugte sich über sie. Er behorchte und beklopfte aufmerksam die Brust, hob mit vorsichtiger, sicherer Hand ihre Augenlider ein wenig, befühlte Hände, Puls und Schläfen — und schüttelte bedenklich den Kopf.

Im Zimmer herrschte lautloses Schweigen. Alle blickten auf den Arzt, nur Frau von Hartung stand abgewendet am Fenster.

Der Doctor richtete sich wieder auf.

„Hm, hm, ja — was soll man da wohl machen? Das Mädchen hat mir unterwegs Alles erzählt, die Frau ist hier jedenfalls ganz fremd. Aber wir müssen sie fortschaffen, sobald als möglich, ich möchte sie schleunigst in's Krankenhaus bringen."

„Ich werde einen Wagen besorgen —!" rief der Herr und griff nach seinem Hut.

„Gleich links, an der nächsten Ecke, werden Sie einen finden," sagte der Arzt „und lassen Sie ihn bis vor die Thür fahren, wir müssen sehr vorsichtig sein."

Dem fremden Mann schien es erwünscht, der unbehaglichen Situation entrinnen zu können. Er eilte fort und nach etwa zwei Minuten hielt er mit einem geschlossenen Wagen vor dem Hausthor.

Im Zimmer hatte sich unterdessen Nichts geändert. Der Doctor war mit der Kranken beschäftigt, in einer Ecke flüsterten die beiden Dienstboten miteinander, und Frau von Hartung stand noch immer unbeweglich am Fenster.

Leise, mit aller erdenklichen Vorsicht, hoben die beiden Männer den leichten Körper vom Lager auf.

Sie schritten langsam der Thür zu, auf des Arztes Arm lag schwer der leichenblasse Kopf der Unglücklichen. Keine Muskel zuckte, die Lider hoben sich nicht, starr und besinnungslos wurde sie fortgetragen; nicht einen Blick konnte sie ihrem Kind senden, das allein, hülflos zurückblieb.

Als sie im Wagen gebettet war, ging der junge Mann noch einmal in's Haus. Es schien ihm, als ob er sich seines Eindringens wegen entschuldigen müsse.

Aber im Hausflur blieb er wieder zaudernd stehen, er fürchtete sich fast vor den großen, drohenden Augen von vorhin.

Da kam auch die Köchin, die ein Kissen in den Wagen getragen hatte, von draußen herein. Sie zupfte ihn am Aermel.

„Sehen Sie," flüsterte sie ihm zu, „ich habe es Ihnen doch gleich gesagt, daß die nicht mehr wird . . . Todt ist sie — todt! — schon seit einer Viertelstunde, sagt der Herr Doctor. Hier bei uns gestorben! Er hat's nur nicht gleich sagen wollen, vor der gnädigen Frau. — Jetzt soll ich das Kind holen, der Doctor will's ins Waisenhaus bringen."

Damit ging sie auf die Thür von Erni's Zimmer zu.

Aber sie blieb plötzlich mit einem ganz erstaunten Gesicht stehen, wandte sich um und winkte leise dem Herrn zu.

Er trat hinter sie und blickte über sie weg in's Zimmer.

An Erni's Wiege stand Frau von Hartung, tief auf die Kissen herabgebeugt, die Augen fest auf das kleine blasse Gesichtchen da unten geheftet.

Das Kind war aus dem Schlaf erwacht und streckte mit leisen, lallenden Tönen die Händchen in die Höhe. Es mochte wohl meinen, nun würde es aufgenommen werden, und als sich diese Hoffnung nicht erfüllte, fing es an zu weinen. Nicht eben laut, nur als ob es seine Bitte verständlich machen wollte, mit einem rührenden, dünnen Stimmchen, das sonderbar durch das große, stille Haus drang.

Unverwandt blickte die schwarze Frauengestalt zu ihm nieder, sie regte sich nicht, aber über ihre Wangen liefen langsam große Thränen herab.

Die Köchin war leise eingetreten:

„Gnädige Frau, ich soll das Kleine holen, der Herr Doctor nimmt es mit in's Waisenhaus."

Einen Augenblick hatte sich die Dame von dem Bettchen abgewendet, aber als Auguste hinzutrat und nach dem Kinde fassen wollte, drehte sie sich plötzlich um und sagte tonlos, eilig, fast ängstlich:

„Lassen Sie — lassen Sie. Es — es soll dableiben . . . vorläufig."

Und sie beugte sich über die Wiege, tiefer, immer tiefer, bis ihr Kopf mit einem leisen Aufschluchzen auf das blaue Deckchen sank.

Der Herr wich langsam von der Schwelle zurück, auf den Fußspitzen durchschritt er den Flur, ganz leise und vorsichtig öffnete er die Hausthür und zog sie still hinter sich in's Schloß.

Er blinzelte leicht mit den Augen, als er im hellen Sonnenschein auf der Treppe stand.

Dann sah er nach der Uhr.

„Schlag Zwölf! Ich komme wahrhaftig wieder zu spät!"

Nachdruck verboten.

Freundschaft.

Von P. G. Heims.

„Ich habe keine glückliche Hand," heißt es oft, wenn der Blumentisch verwahrlost aussieht und die Palmen gelbe Spitzen bekommen. Damit ist aber eigentlich gar Nichts gesagt. Das klingt beinahe, als ob es ein Verhängniß wäre, das über diesem oder jenem Menschenleben schwebte, daß ihm die Blumenzucht nicht gelingen sollte, — während nichts Anderes an dem Mißlingen schuld ist als Unkunde oder Ungeschick, das des Guten entweder zu viel oder zu wenig thut. — Andere Menschen sind berühmt wegen ihres Blumenflors, und wenn man sie fragt: „Wie fangen Sie's an?" dann wissen sie oft keine Antwort zu geben; sie sagen nur: „Ich pflege sie soviel wie möglich."

Nun baut der Mensch aber noch andere Pflanzen und Blumen in seinem Lebensgarten, als Fuchsien und Geranien. Wenigstens ist es wünschenswerth. Nicht blos das Auge will seine Freude haben, auch das Herz und die Seele. Und da nimmt unter diesen mit Fleiß zu pflegenden Zierden des Lebens die Freundschaft wohl die erste Stelle ein. Doch ich höre schon, wie sich überall heftig der Widerspruch regt: „Ueber der Freundschaft steht die verwandtschaftliche Liebe; die Liebe zwischen Eltern und Kindern, Bruder und Schwester, Mann und Weib!" — Und doch gebe ich mich nicht gefangen. Im Gegentheil. All' diese verwandtschaftliche Liebe fällt unter den Begriff der Freundschaft, wenn sie recht gefaßt wird. Wenn ein Sohn Liebe fühlt zu seinem Vater — nicht blos respectvolle Zuneigung — wenn er seinem Vater sein Herz, sein Vertrauen giebt und in ihm den älteren, treuesten, hingebendsten Freund liebt: dann ist dies Liebes-Verhältniß eben ein Freundschafts-Verhältniß. Und so soll es sein. Die Gemeinschaft des Blutes ist es nicht, was Bruder und Schwester zusammenhält: nur warme, selbstlose Freundschaft thut es. Das Gegentheil erlebt man ja oft genug. Und wenn Mann und Frau im Lauf ihres Brautstandes nicht schon innerlich Freunde geworden sind — besser noch vorher! — und es in ihrer Ehe nicht mehr und mehr werden, bis zur völligen Einheit des Wollens und Denkens, bis zur gegenseitigen Unentbehrlichkeit — dann wird sie nie eine glückliche, liebevolle Ehe daraus entwickeln. Das Herzens-Verhältniß wird immer, wo sich Menschen dauernd zusammenfinden, das maßgebende sein. Ich weiß mir nichts Schöneres, als wenn ein Kind sagt: „Einst mein bester Kamerad, jetzt mein liebster Freund, ist mein Vater," oder wenn ein Mann von seiner Frau rühmen darf: — „Sie ist die Freundin meines Herzens, die mit mir denkt, fühlt, sich freut und leidet." So soll es sein; so ist es nicht immer; vielleicht selten nur. Viele Menschen sind in dem Stück sehr bescheiden und anspruchslos. Es genügt ihnen, wenn die Frau ihre Freundschaft am Herd bewährt durch gutes Kochen.

Unsere Zeit ist sehr auf das Handgreifliche, das sogenannte Reale, gerichtet, und man behauptet von ihr, daß sie sich der Ideale, und zu denen gehört die Freundschaft, zu wenig annehme. Aber da thut man der Zeit doch gewiß Unrecht. Man höre nur eine „höhere Tochter", wie sie von ihren „Freundinnen" schwärmt und nicht vierzehn Tage ohne sie leben kann, ohne sie anzudichten oder ihr acht Seiten lange Briefe zu schreiben. Trau, schau, wem! Nichts erblüht so reichlich — selbst nicht die bekannte „Männertreu" — als Mädchen-Freundschaft; Nichts ist aber häufig auch so inhaltsleer und kraftlos, als diese. Es giebt freilich einige seltene Fälle, wo sie über die Verlobung der einen Freundin hinaus gehalten hat! Was sie aber ihrem Wesen nach ist, das zeigen die „Albums" und „Poesie-Bücher" in eindringlichster Weise: viel Ueberschwang, viel Unempfundenes, viel Angelerntes — und wenig echtes, tiefes, starkes Fühlen des Herzens. Da corrigirt das Leben glücklicherweise dann mit rauher Hand hinein und streicht so Viel, daß zuletzt herzlich Wenig bleibt.

Als junger Primaner und Student, eine Zeit, in der Einem im Allgemeinen die Welt in rosigem Licht erscheint, schwärmt der deutsche Jüngling auch heftig und erfreulich für Lebens-Freundschaften. Das heißt: Einige thun das, auch nicht Alle! Es giebt ihrer auch genug, die, kalt und empfindungslos, es vorziehen, allein zu wandeln und Freud und Leid mit Keinem zu theilen. Das sind eigentlich, praktisch betrachtet, die Verständigeren; das Holz, aus dem man die „Streber" schnitzt, die unbekümmert um sanftere Herzensregungen, niederrennen oder mit den Ellbogen zur Seite stoßen, was ihnen im Wege steht; denen unter Umständen sogar eine Braut plötzlich allen Reiz verliert, wenn diese sie in der Carriere zurückhalten könnte, oder wenn Eine, die mehr Geld hat, auf der Bildfläche erscheint. Man mag über solchen Jüngling und seine Ehrenhaftigkeit reden, wie man will: jedenfalls erspart er sich manche Enttäuschung, welche dem weicher Angelegten, nach Hingabe und Austausch sich Sehnenden reichlich zu Theil wird. Viele Freunde erwarten Einen auf akademischen Wegen, die Welt hat ihrer im Ueberfluß, so lange die Maßkrüge zusammenklirren, so lange die Schläger blitzen und Lieder feurig schallen:

„Hei, wie die Becher klangen,
Wie brannte Hand in Hand! —"

aber die alten Dedications-Seidel gehen in Scherben, und nach Jahren trifft man sich wieder und begrüßt einander mit gemäßigtem Händedruck: „Bist Du aber stark geworden!" — oder: „Nun, alter Junge, wie ist Dir's denn mittlerweile ergangen?" und studirt mit kühlerem Interesse, wie der Zahn der Zeit an dem einstigen Verbindungs-Bruder gearbeitet hat. Schlimmer ist's gar, wenn er etwa ein Vorgesetzter geworden. Da wird er auffallend zurückhaltend, und es wäre verfehlt, ihn bei seinem Kneipnamen anreden zu wollen, oder ihn an warme, vielleicht auch tolle Stunden früherer Gemeinschaft zu mahnen.

Ich zürnte einst in jenen Tagen einem Prediger im Herzen, der in einer Confirmations-Rede sagte, wer einen rechten Freund mit durch's Leben nähme, der sei schon glücklich zu preisen, und ich warf ihm Engherzigkeit und Mangel an Menschenkenntniß vor. Nachher hab' ich's eingesehen: Wie Recht hatte er! Einer, den nun auch der Sand deckt, hat's gesungen:

Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt nicht giebt dafür Ersatz.

Da haben Dichter und Prediger ungefähr Dasselbe gesagt.

Man hört oft von Diesem oder Jenem: „Er hat nie einen Freund gehabt." Das muß ein entsetzlich unbedeutender Mensch gewesen sein. Da ist mir der Andere schon lieber, der gutherzig und warmherzig am hellen Tage nach Menschen sucht, ein neuer Diogenes, nach gleichfühlenden, hingebenden, sich und ihr Herz mittheilenden Menschen, und der hier und da freudig auffjauchzt: „Heureka! — Ich hab's gefunden!" Ob er auch hundertmal getäuscht, enttäuscht von dannen geht: es war gar kein Diamant, was da so leuchtete, nur eine einfache Glasscherbe, es war gar kein Menschenherz voll Blut und Kraft und Geist, wie er es suchte — es war nur ein ganz gewöhnliches Menschenkind, und nur die eigenen Augen hatten ihm das Alles auf eine Weile angezaubert. Aber es geht ja auch 'mal anders im Leben, und es giebt 'Menschen, die das Glück haben, wirklich einen Freund, eine Freundin zu besitzen. Und dann soll sich's zeigen, ob er oder sie die „glückliche Hand" haben, um die edle Pflanze der Freundschaft zu pflegen und zu hüten, zur Blüthe und zur Frucht zu bringen. Denn eine zarte Pflanze ist und bleibt sie immer. Es thut Einem immer so leid darum, wenn man von Jemand hört: „Früher waren wir sehr intim." Es ist oft ein böses Wort, jenes, das den Kindern so große Freude macht, „es war einmal." Für Einen, der im Leben groß geworden ist, kann eine tiefe Wehmuth darin liegen. Und was ist denn wohl die rechte Pflanze? Ich meine zu allererst: Aufrichtigkeit von der einen und Dankbarkeit dafür auf der anderen Seite. Weil es oft daran fehlt, wird so manches Freundschaftsband gelockert. Ein ehrlicher Freund sagt dem anderen auch einmal die Wahrheit; und der oder die andere „schmollt" dann nicht und „nimmt es nicht übel." Dieses leidige Uebelnehmen! Immer den Verletzten spielen, immer Vernachlässigung wittern, immer ein großes oder kleines Mißtrauen hegen: das ist der Tod für jede Freundschaft. An einen Freund glaubt man eben, man vertraut ihm und ist allemal bereit, Etwas für ihn zu leisten, zu geben, ihm Freude zu machen; was ihn betrifft an Leid, daran nimmt man unwillkürlich Theil und in seiner Freude ist man fröhlich — aber man trägt auch seine Fehler mit! Aus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem einfachen Grunde, weil es keine fehlerfreien Menschen giebt. Ein Freund hat folglich auch seine Schwächen. Was ich von ihm verlange, ist einige Gleichheit der Lebensanschauungen und der ganzen Herzensstellung, ein williges, freundliches Eingehen auf meine Gedanken, ein warmes Mitempfinden in all' Dem, was mich, mein Fühlen, mein Leiden und Trauern, mein Hoffen und Freuen angeht — und in all' Dem: Wahrheit! Und dann bei mir die Kraft, solche Wahrhaftigkeit auch in all ihren Aeußerungen zu tragen. Ich komme beispielsweise zum Besuch: „Verzeihen Sie," (oder „Du", je nachdem), „ich bin beschäftigt; habe im Hause, im Geschäft, im Dienst zu thun," so empfängt mich der Hausherr oder die Hausfrau. Nun ja, dann gehe ich eben wieder mit dem angenehmen, behaglichen Gefühl, ehrlich, freundschaftlich behandelt zu sein, statt mit übertünchter und verlogener Höflichkeit, die man einem Fremden gegenüber gebraucht, und weiß auch, daß ich willkommen bin, wenn's heißt: „Schön, daß Du da bist! Nun komm herein!" Es sind köstliche Stunden, solche Stunden der Gewißheit, und man dehnt sich in ihnen im Stillen vor Lust und Behagen, und wenn man wieder auseinander geht, ist man gesunder, stärker, freudiger geworden.

Der „tapfere, fromme, treue General-Feldmarschall Graf von Roon" sagt in einem seiner Briefe: „Es ist immer mein Stolz gewesen, ein treuer Freund meiner Freunde zu sein." Ein schöner, edler Stolz, in dem man auch einmal zur Wehr greift und für seinen Freund drein schlägt: „Finger weg, oder —!" Und nach gethaner Schlacht reicht man einander die Hand: „Danke!" Aber es liegt Stahl im Druck. Ich vergesse nie den Blick, mit dem ein Student einen Angriff auf einen ihm Nahestehenden zurückwies unter dem kurzen Wort: „Bitte, der Mann ist mein Freund!" Der Angreifer verstand ihn und schwieg.

Eine eigenthümliche Erfahrung macht man allmälig im Leben: die, daß man selbst, und daß Andere so schwer daran glauben, daß es jene ehrliche, rückhaltslose, opferfreudige Hingabe eines Menschen an den andern wirklich geben kann. Es ist das ein Beweis dafür, daß man im Grunde nicht besser wird im Lauf der Jahre und die Welt in demselben Zeitraum eben nicht lieber gewonnen hat. Es liegt etwas so verblüffend Ueberraschendes in dem Entdecken eines innigen, wirklich warmherzigen und herzenshöflichen, wahrhaftigen und immer zuverlässigen Menschen, daß man Zeit gebraucht, um sich daran zu gewöhnen; hat man's aber einmal gefaßt, dann ist's auch eine Freude, die als unentbehrlich mit zum Leben gehört. Da bricht eben jenes „Heureka" aus dem Herzen hervor. Es giebt aber Viele, die nie so viel Griechisch gelernt haben, um dies Wort vom Finden zu sprechen oder zu verstehen, und die sich auch nie Mühe darum gegeben haben: nicht eben, weil sie zu reich waren, um noch ein Sehnen zu fühlen — nein, weil sie zu armselig waren.

Wie bei der Pflege der Blumen, so giebt's in der Pflege der Freundschaft ein „Zuviel" und „Zuwenig"; die sogenannte „glückliche Hand", die immer das Rechte trifft, heißt im letzteren Falle: Tact. Ein „Zuviel"? Hauptsächlich besteht es wohl in einem Sichkümmern um Sachen und Angelegenheiten des Freundes, die den Anderen nichts angehen; ein Rathgeben, wo es nicht verlangt wird, in einer gewissen Aufdringlichkeit, die dem Anderen die Freiheit seiner Bewegung nimmt. Ich möchte nur erinnern an so manche Frage, die — einem Fernstehenden nie erlaubt — auch dem Freunde nicht geziemt; oder an die verhängnißvolle, wenn auch gutgemeinte Einmischung in die Kinder-Erziehung im Freundeshause, durch die manche Freundschaft Schiffbruch gelitten hat: da gilt immer Uhlands schönes Wort: „— Laß mir ungeschwächt — des Hauses heil'ge Sitte — des Hauses heil'ges Recht."

Und ein „Zuwenig"? Das ist allemal da, wo Dein Freund sich im Stillen sagt: „Da fängt der Andere an, Egoist zu werden," wo er Deines Herzens Kraft erschöpft weiß; mit einem Wort: wo sein Vertrauen auf Dein Herz aufhört, oder wo Du nachlässig sagst: „Das nimmt er mir nicht übel!" Wo die zarte, herzliche Rücksicht, das Bestreben aufhört, immer dem Anderen Etwas sein zu wollen, zu müssen, „der Ehrgeiz der Freundschaft". — Aber es giebt auch ein Maß der Bescheidenheit, das mit der rechten Pflege der Freundschaft in Widerspruch steht: ich will helfen in der Noth, will wachen in böser Krankheitsnacht, will eine kleine Freude machen am festlichen Tage — und ich werde zurückgewiesen: das kann sehr weh thun und viel niederreißen.

Man spricht viel von einem „Freundeskreise", und in mancher Tischrede spielen die versammelten „Freunde des Hauses" eine große Rolle. Und wenn der liebenswürdige Gastgeber morgen ein armer Mann wird, der keine Diners mehr giebt, ob sich dann Alle als „Freunde" fortbewähren werden? „Freunde in der Noth — geh'n auf ein Loth!" — Rechte, innige Freundschaft kann sich nie einen sehr großen Kreis suchen; „klein — aber mein!" ist ein gutes Wort. Keiner hat's schöner und reiner gefühlt und ausgesprochen, jenes Glück einer gewissen Weltabgeschiedenheit im herzlichen Verkehr mit Wenigen, die mit uns auf einem Wege gehen, als Goethe in seinem köstlichen Wort:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Groll verschließt.
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Vielen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Nachdruck verboten.

Eleonora Duse.

Von J. Werner.

Das Streben der modernen Kunstübung nach ungeschminkter Wiedergabe der Wirklichkeit tritt auf keinem anderen Gebiete wirkungskräftiger hervor, als auf dem der Schauspielkunst. Die alte Tradition der schönen Pose und der rhythmisch gegliederten Rede hält sich mühsam gegen den Ansturm des Neuen in der klassischen Komödie der Franzosen und Engländer. Man spricht auch bei uns wohl noch gelegentlich von einem Stil der Shakespeare- und Schiller-Darstellung, im großen und ganzen aber hat das Herausarbeiten des Reinmenschlichen über den verschönernden Kunststil gesiegt. Der unarticulirte Laut der Leidenschaft durchbricht den Wohllaut des Versmaßes, und der fünffüßige Jambus muß sich wohl oder übel im Munde des Schauspielers eine Zerstückelung gefallen lassen, die ihn von der ungebundenen Rede kaum noch unterscheidet.

Das Heil — wenn man es nun einmal so nennen will — ist ausnahmsweise aus dem Süden gekommen. Die Italiener Salvini und Rossi haben uns seit zwei Jahrzehnten durch zahlreiche Gastspiele daran gewöhnt, den Ausbruch der Leidenschaft ungemildert über uns ergehen zu lassen, und die deutsche Schauspielkunst verdankt ihnen eine erhebliche Mehrung ihrer Darstellungs-Mittel. Weniger wußte man bis vor kurzem von italienischen Bühnen-Künstlerinnen. Der Ruhmeskranz, der die Stirn der Ristori schmückte, begann allmälig unter dem Einfluß der Zeit zu welken, und wenn der Name der Virginia Marini bisweilen über die Alpen drang, so verband sich mit seinem Klange doch selten ein durch Anschauung gewonnener Begriff. Da kündigte im Februar d. J. das Karl-Theater in Wien ein Gastspiel der Signora Eleonora Duse an. Wer war Eleonora Duse? Man besann sich wohl darauf, ihren Namen als den der größten lebenden italienischen Schauspielerin, als den der berufensten Darstellerin der „Camelien-Dame", der „Feodora" und der Ibsenschen „Nora" gehört zu haben, aber man hatte ihn wieder vergessen.

Conrad Alberti hat der Künstlerin schon vor längerer Zeit in seinen Culturbildern „Bei Freund und Feind" begeisterte Worte der Anerkennung gewidmet. „Das vollendete Muster des Realismus ist die Duse, eine der größten Virtuosinnen der Welt und von Vielen der Sarah Bernhardt vorgezogen. Jede Bewegung, jeder Ton ist hier echte, mit feinster Berechnung geschaffene Natur, sprühendes, sprudelndes Leben. Ihr Lachen und Klagen, ihr Uebermuth und ihre Verzweiflung, ihre Raserei und ihre Entsagung haben in unermüdlicher künstlerischer Arbeit auch die letzte Spur theatralischer Mache abgestreift; der leichte, etwas nachlässige Gang der zierlichen Gestalt, die ein wenig nach vorn gebeugte Haltung, die bequeme Sitzstellung, die leicht dahin gleitende und dann wieder in stockenden Absätzen sich von den Lippen loslösende Rede, während deren jedes Wort sich scheinbar erst selbstthätig im Gehirn bildet, die gewaltige Steigerung der Empfindung bis zum höchsten Gipfel wahnsinniger Leidenschaft: das Alles übt eine unvergleichliche, blendende Wirkung."

Der Erfolg der Duse in Wien war ein glänzender. Jeder wollte die Künstlerin bewundern, die nur durch die elementare Gewalt ihrer Begabung siegte und den Muth hatte, die Marguerite Gautier durch alle fünf Acte ohne Schminke, in einer und derselben einfach weißen Toilette zu spielen. Jeder wollte ihre „Nora" sehen, das sich innerhalb eines einzigen Tages aus dem spielenden Kinde entwickelnde selbstbewußte Weib, an dessen Gestaltung die begabtesten Künstlerinnen zu scheitern pflegten. Ihr gelang es. „In Leid geläutert steht sie dem Manne gegenüber: ihre Stimme, früher kinderhaft und gaukelnd, ist klar und kalt und hart; die runden Lippen und die weichen Schultern sind hochmüthig und starr geworden, es ist eine eisige, unerbittliche Hoheit um sie, dazwischen flüchtig aufleuchtender Haß, Rachsucht, augenblicklich zu Kälte gedämpft; dann, wie ihr die Kinder einfallen, fliegt ein Schatten von Thränen durch das silberne Schwirren der verächtlichen und hoheitsvollen Worte." Die Wiener Kritik, sonst kühl bis an's Herz hinan, erging sich in begeisterungglühenden Dithyramben.

Im November wird Eleonora Duse am Berliner Lessing-Theater gastiren, und auch hier taucht trotz der Wiener Erfolge die Frage auf: „Wer ist Eleonora Duse?" Die Künstlerin liebt es, ihr Privatleben mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Als sie nach dem Gastspiel an der Donau in Triest spielte, verschwand sie plötzlich. Niemand kannte ihren Aufenthalt, und ihr Impresario bewahrte das Geheimniß seines Schützlings, der es nun einmal verlangt, daß man über der Kunst die Person vergißt.

Eleonora Duse ist am 2. Februar 1860 als Tochter eines Theater-Directors in Piacenza geboren und betrat mit fünfzehn Jahren zum ersten Male die Bühne. Der Entdecker ihres Talentes war Cesare Rossi, der mit ihr eine Gastspiel-Reise durch Süd-Amerika machte und dabei Geld und Mühe verlor. Auch nach ihrer Rückkehr nach Europa hatte Eleonora Duse zunächst keine Erfolge zu verzeichnen; auf dem Theater Marli in Rom wurde sie ausgepfiffen. Dann aber brach sich ihr Ruf allmälig Bahn, und heute ist sie unbedingt die Erste unter den italienischen Bühnen-Künstlerinnen. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß sie mit einem englischen Consul in Chile verheirathet ist, so haben wir das biographische Material über eine Schauspielerin erschöpft, die, im Gegensatz zu anderen Virtuosinnen, nur mit den Mitteln ihrer Kunst nach Anerkennung strebt und jedes Herausstellen ihrer Persönlichkeit mit echt weiblicher Zurückhaltung ablehnt.

Nachdruck verboten.

Nach der Jagd.

Siehe das Bild Seite 161.

Man hat sich jüngst eifrig mit der Sprache der Thiere befaßt, und ein gelehrter Professor — natürlich ein Engländer — soll es gar schon bis zu einem ziemlich vollständigen, wenn auch nicht sehr umfangreichen Lexikon der Affensprache gebracht haben, die er phonographisch fixirte und in ihren Wirkungen auf die Vierhänder erprobte. Man giebt sich derzeit so vielfach Mühe, die Unterschiede zwischen Zweihändern und Vierfüßlern zu verwischen, daß der wissenschaftlich erzwungene Verzicht des Menschen auf das ausschließliche Vorrecht der Sprache kaum noch in das Bereich der Unmöglichkeit gehört. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo man den Unterschied zwischen Mensch und Thier dahin feststellt, daß Letzteres mit dem Beiden gemeinsamen Vorrecht der articulirten Rede — niemals Mißbrauch treibt. Ein dem Begriffsvermögen der Jagdhunde entsprungenes „Jägerlatein" giebt es jedenfalls noch nicht, wie denn auch die langhaarige „Diana" und der kurzhaarige „Pluto" unseres Bildes trotz der verlockenden Nähe der Jagdbeute durchaus keine besondere Neigung zur Mittheilsamkeit verrathen. Die Jagd ist ihnen keine frei waltende Leidenschaft, sondern eine pflichtgemäße Arbeit, durch die man sich das Recht auf Ruhe erwirbt. „Tip", der Teckel, denkt und fühlt allerdings ganz anders, wie er denn überhaupt ein selbstständiger Philosoph ist, gegen dessen systematischen Eigensinn auch der strengste Dresseur nicht so leicht aufkommt. Es spricht für die Vornehmheit seines Empfindens, daß er die Jagd — ganz wie sein Herr — als einen vergnüglichen Sport auffaßt. Er ist ein leidenschaftlicher Nimrod — aber auf eigene Faust. Seine beiden Collegen — die Vorstehhunde Pluto und Diana — sind berufsmäßige Jägersleute, die in Kost und Wohnung ihre Pflicht erfüllen; sie „wittern" die Fasanen, vor dem Jäger „hin- und herrevierend", sie „stehen", wenn sie „sich drücken", sie „ziehen ihnen nach", kurz, sie thun, was ihres Amtes ist. Tip hat Race und Leidenschaft. Wenn vor ihm ein Fasan „aufgeht", dann bellt er laut auf in überschwenglicher Waidmannslust und rennt ihm nach trotz seiner kurzen Beine; daß sein Herr für dieses „Temperament" kein Verständniß hat und Tips dressurlosen Uebereifer gelegentlich mit der Hetzpeitsche straft, zeugt von seiner Selbstsucht. Tip ist ein Sportsman, kein Lohndiener. Eins hat er sich schon abgewöhnt, das „Anschneiden" des Wildes, aber das ist auch die einzige Concession, die er zu machen gewillt ist. Wenn sein Herr die waidmännische Gleichberechtigung nicht anerkennen mag, so soll er sie durch die Hetzpeitsche wahrlich nicht erzwingen. Tip stemmt seine kurzen, krummen Beinchen energisch auseinander: Es giebt eben noch Hunde-Charaktere!

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Zimmergarten im Spätherbst. Die meisten Verluste erleidet die Zimmer-Gärtnerei im Spätherbst, und zwar Verluste, die fast immer schmerzen und entmuthigen, weil sie nicht selten Pflanzen treffen, die im Laufe des Sommers durch sorgsame Pflege eine große Vollkommenheit erlangt hatten. Die freundlichen Leserinnen werden mir vielleicht dankbar sein, wenn ich ihnen einige Rathschläge gebe, durch deren Befolgung sie vor Mißerfolgen bewahrt bleiben. Die erste wichtige Arbeit, welche der nahende Winter bringt, ist das Einräumen der Pflanzen. Während des Sommers kann von einer eigentlichen Zimmer-Gärtnerei meist keine Rede sein, weil die Pflanzen im Garten oder auf dem Blumenbrett vor dem Fenster stehen. Es ist nun eine Hauptsache, daß die Gewächse aus der „Sommerfrische" rechtzeitig in die Winterherberge gebracht werden. Die zarteren Gewächse leiden durch den kalten Herbstregen, die härteren durch die ersten Fröste. Im zweiten Drittel des Octobers, bei sehr ungünstiger Witterung auch schon früher, sollen alle Zimmerpflanzen eingeräumt sein; lieber etwas früher als zu spät, weil die Blumenfreundin meist nicht wie der Gärtner vorauszusehen vermag, wann ein Nachtfrost bevorsteht. Vor dem Einräumen werden die Pflanzen gewaschen und an Stäbe geheftet, dann reinigt man die Töpfe, entfernt das auf denselben etwa wachsende Moos und Unkraut und lockert die Erde etwas auf. Die wärmebedürftigen Pflanzen bringt man in regelmäßig geheizte Zimmer, die übrigen — sie überwiegen meist — in solche Stuben, die nur im Nothfall geheizt werden, also gerade frostfrei sind. Es ist besser, vor dem Einräumen schlechte und überflüssige Pflanzen fortzuwerfen oder zu verschenken, als die Zimmer zu überfüllen. Die Aufstellung im Zimmergarten geschieht derart, daß die Winterblüher und die krautartigen Pflanzen die hellsten Standorte erhalten, ferner werden die einzelnen Pflanzen soweit auseinander gestellt, daß sie sich gegenseitig nicht berühren. Vom Spätherbst bis zum Frühling erfordert das Gießen besondere Vorsicht. Man gieße nur mäßig und nicht mit frischem, sondern mit abgestandenem, oder erwärmtem Wasser. Regelmäßige, aber nicht übermäßige Bewässerung verlangen die Winterblüher; auch bei Palmen und sonstigen Blattpflanzen darf die Erde in den Töpfen niemals austrocknen. Am trockensten von Blattgewächsen hält man die bunten Dracänen, weil bei diesen die Wurzeln im Winter nach und nach absterben und erst im Frühling durch neue ersetzt werden. Von bekannten Zimmerpflanzen werden neben den Cacteen auch die Pelargonien fast ganz trocken gehalten, weil sie vollständig ruhen. Den laubabwerfenden Pflanzen entzieht man nach und nach fast alles Wasser und stellt sie, wenn die Blätter schließlich alle abgefallen, in einen geeigneten Keller.

Das richtige Gießen allein genügt nicht, eine Zimmerpflanze gesund zu erhalten; man muß sie auch vor starken Wärmeschwankungen und Zugluft schützen, durch öfteres Waschen mit weichem Schwamm und warmem Wasser die Blätter staub- und ungeziefrei halten und schließlich den härteren Pflanzen durch Oeffnen der Fenster frische Luft zuführen, so oft dies die Witterung gestattet.

Chrysanthemum-Neuheiten. Die vornehmste Modeblume des Herbstes und Vorwinters ist gegenwärtig das indische Chrysanthemum. In Hunderten der herrlichsten Sorten wird diese Pflanze seit einigen Jahren auch in Deutschland und Oesterreich mit großer Vorliebe cultivirt. Die frühblühenden Arten sind hervorragende Garten-Schmuckpflanzen, die zu einer Zeit ihr Hochzeitskleid anlegen, in der schon die falben Blätter reichlich von den Bäumen fallen; die spätblühenden liefern uns herrliche Schaupflanzen für den Salon und in den langstielig geschnittenen Blüthen den vorzüglichsten Werkstoff für die jetzt moderne Blumen-Binderei ohne Draht. Die interessantesten Chrysanthemum-Neuheiten sind die Sorten mit federhaarigen Blüthen, die auf jedem der einwärtsgebogenen Blüthenblättchen federartige Anhängsel zeigen.

Die erste Sorte mit behaarten Blumenblättern war die weißblühende, 1889 eingeführte Züchtung Alphons Hardy, die viel von sich reden machte, aber den Erwartungen nicht entsprach. Weit schöner und namentlich dankbarer sind die Neuheiten Louis Böhmer mit rosafarbiger Blüthenfarbe, W. A. Manda mit goldgelben und H. Balloutine mit schwefelgelben Blüthen. Deutsche Züchter sind mit zwei Neuheiten auf dem Blumenmarkt vertreten, mit der gefüllt gelbblühenden Sorte „Germania" und mit einer einfachen margarethen-blüthigen, die mit Genehmigung Ihrer Majestät der Kaiserin den Namen „Kaiserin Augusta Victoria" führen soll. Diese letztere Sorte halte ich für eine der schönsten der einfachblühenden Chrysanthemum, und da alle einfachblühenden Sorten für Blumenarbeiten jeder Art jetzt sehr gesucht sind, so wird sie sich rasch einbürgern.

Daß sich die englischen Gärtner damit befassen, wohlriechende Chrysanthemum zu züchten, dürfte meinen freundlichen Leserinnen neu sein, trotzdem in dieser Zuchtrichtung bereits Erfolge zu verzeichnen sind. Wir besitzen bereits Sorten mit resedaartig duftenden (album odoratum), mit veilchenartig duftenden (Gertrud Bornemann, Charlotte de Montecabrier) und mit orchideenartig duftenden Blumen (Anastasio). Gewiß besuchen recht viele meiner blumenfreundlichen Leserinnen die im Spätherbst in vielen Städten stattfindenden Chrysanthemum-Ausstellungen, und ich bitte sie, dann den vorstehend geschilderten Neuheiten besondere Beachtung zu schenken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Für's Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Shake hands. — Es wird jetzt vielfach die Frage aufgeworfen, ob junge Damen Herren, mit denen sie gesellschaftlich verkehren, die Hand zur Begrüßung reichen dürfen oder nicht. Viele Damen vom alten Schlage kritisiren diese neue „englische Mode" sehr abfällig; sie finden es „unweiblich", „familiär" und „herausfordernd", wenn ein Mädchen jungen Herren schon bei der Vorstellung die Hand schüttelt, wie das in England und Amerika allgemein Sitte ist und als selbstverständlich erwartet wird. Wir haben es ja durchaus nicht nöthig, diese englische Sitte sklavisch nachzuahmen; trotzdem halte ich den Händedruck, da wo er am Platze ist, für eine passendere und bedeutsamere Begrüßung als die nichtssagende steife Verbeugung nach französischem Muster. Ein Händedruck hat etwas Freundschaftliches, Herzliches, und wenn eine junge Dame einem Herrn die Hand giebt, so ist das ein Beweis ihres Zutrauens und ihrer Achtung. Deshalb kann wohl auch ein deutsches Mädchen schon bei der ersten Vorstellung ohne Scrupel jedem Herrn die Hand reichen, der ihr von ihren Eltern oder älteren Verwandten präsentirt wird, oder wohl auch einem, den sie freundlich empfangen will, weil sie seine Familie genügend kennt, um überzeugt zu sein, daß er ein Gentleman ist. Sie mag auch allen jungen Herren die Hand reichen, die sie in ihrem Elternhause als Wirthin mit empfängt, und sie in derselben Weise begrüßen, wenn sie ihnen in Gesellschaften oder bei andern Gelegenheiten wieder begegnet. Natürlich muß das junge Mädchen an einem bestimmten Grundsatz festhalten; sie darf nicht einem der ihr gleich nahestehenden Herren die Hand geben und einem anderen nicht, dies würde mit Recht von dem ersteren als eine ihm speciell zugedachte Gunstbezeugung aufgefaßt werden können. Bei Massen-Begrüßungen, Massen-Vorstellungen ist eine Verbeugung immer mehr am Platze, weil das Herumgehen und Händeschütteln lächerlich und störend wirkt. Manchmal reicht auch die junge Dame ihrem Tischherrn die Hand, wenn „Gesegnete Mahlzeit" gewünscht wird. Man sollte das nur thun, wenn es in dem betreffenden Kreise allgemeine Sitte; sonst kann es Einem leicht passiren, daß der Herr, mit derselben unbekannt, die ausgestreckte Hand übersieht.

Das Dörren des Obstes, in fruchtreichen Jahren auch für solche Besitzer eines großen Obstgartens von Werth, die aus dem Ertrage kein Gewerbe machen, geschieht auf verschiedene Weise. Wir übergehen den auf dem Lande, in kleinen Verhältnissen vielfach üblichen Brauch, das Obst am Ofen im geheizten Zimmer zu trocknen, und wenden uns zu dem Dörren im Backofen und in besonderen Obstdarren. Das Erstere geschieht, sobald das Brod fertig gebacken ist, in dem noch gut durchheizten Ofen. Geringeres, ungeschältes Obst kann man unmittelbar auf den Boden des Ofens schütten; geschältes dagegen legt man auf flache Horden von Weidenruthen, welche die Länge des Ofens und die Breite der Thür haben und bequem hineingeschoben werden können. Während des Dörrens muß das Obst wiederholt gewendet werden. Sind die ausgelegten Schichten dünn, so reicht meist die vorhandene Wärme aus; sind sie dick, so muß durch Nachfeuerung geholfen werden. Dies geschieht, indem man rechts und links, in der Mitte der Seitenwände einen Raum freiläßt, diesen mit Backsteinen umstellt und in demselben etwas Scheitholz oder Reisig entzündet; ausgeschlossen ist Nadelholz, das dem Obste leicht einen bitteren Geschmack verleiht. Auch kann man vorn an der Thür ein drittes Feuer anzünden, doch muß man sorglich darauf achten, das Kohlen und Asche nicht überfliegen, auch daß zunächst gelegene Stücke nicht verbrennen. Sobald das Holz ausgebrannt und die Wärme des Ofens gestiegen ist, schließt man die Thür, darf aber das Wenden des Obstes nicht vergessen und muß im Nothfalle noch einmal nachfeuern. Wird der Ofen eigens für das Obstdörren geheizt, so muß man sorgen, ihn nicht zu heiß zu machen; besser ist es, die glühenden Kohlen zur Seite zu schieben, den Boden rein zu fegen und dann das Obst aufzuschütten.

Das Dörren des Obstes in Kästen ist, namentlich bei großen Qualitäten und guten Sorten, bei Weitem vorzuziehen; die Früchte werden saftiger, schmackhafter und stehen bedeutend höher im Preise. Das Dörren aber darf, namentlich bei saftigen Früchten, nicht zu schnell geschehen; auch wechselt man, um ein Auslaufen des Saftes zu vermeiden, häufiger die Horden. Erst wenn das Obst welk geworden, steigere man die Hitze. Die zweckmäßigste, wohlfeilste, in jeder Küche aufzustellende Darre ist die für Herbst-Obst; sie besteht aus einem hölzernen Kasten ohne Boden, der durch eine senkrechte Scheidewand in zwei gleich große Abtheilungen getrennt ist, und in jeder derselben laufen auf schmalen Latten vier Schubzüge mit Lattenboden, auf die man das Obst schüttet. Oben ist die Darre mit einem aufgeschraubten Deckel geschlossen, in dem für jede Abtheilung je drei Luftlöcher sind; seitlich befindet sich eine Thür, welche die Schubzüge abschließt, von denen jeder etwa vier Liter frisches Obst fassen muß, so daß 30—40 Liter gleichzeitig aufgeschüttet werden können. Soll das Dörren auf der Kochmaschine, wie angenommen, vor sich gehen, so muß der Apparat nicht unmittelbar auf die eisernen Platten derselben, sondern auf eine Art Unterbau, einen Rand gestellt werden, der etwa 3 Cent. hoch, 8 Cent. breit, aus 3 Theilen Lehm, 1 Theil Ziegelerde, 1 Theil Asche geknetet, dem Umfange der Darre entspricht und dessen Innenraum — d. h. die eisernen Platten — dünn mit gewaschenem Sande bestreut wird, um eine gleichmäßige Vertheilung der Hitze zu erzielen. Die der Feuerung zunächst stehende heißere Abtheilung, deren drei Luftlöcher meist durch Korke geschlossen bleiben, dient zum Abwelken des Kernobstes, das nach einigen Stunden in die kühlere zweite Abtheilung kommt, und umgekehrt schüttet man das Steinobst erst in die zweite, dann in die wärmeren Räume. Die Zeitdauer des Dörrens wechselt zwischen 6—18 Stunden. Die hier beschriebene Darre ist eine mit wenigen Mitteln herzustellende, doch soll noch erwähnt werden, daß es andere, im Handel käufliche giebt, die einem Bratofen gleichen und mit eigener Feuerung versehen sind. Was nun die zu dörrenden Obstarten selbst betrifft, so müssen diese stets vollkommen reif sein; Fallobst ist durchaus ungeeignet, auch sind sauersüße Sorten den absolut süßen vorzuziehen. Ebenso ist bei dem Schälen große Reinlichkeit zu beobachten; beschmutztes Obst wasche und trockne man zuvor, auch putze man öfter die Schälmesser. Das Kernobst muß zuerst in eine Temperatur von 60—80° R. kommen, die später auf 50° zu ermäßigen ist. Früchte, die so weich geworden sind, daß man sie mit einem Strohhalme durchstechen kann, werden bei niedriger Wärme fortgedörrt; indessen darf dies nicht zu langsam geschehen. Kein Obst darf im Ofen erkalten, da es sonst seinen Glanz verlieren würde; sehr heiß herausgenommen, muß es sich in freier Luft rasch abkühlen. Wiederholtes Dörren und schnelles Erkalten befördert die Süßigkeit; auch ist es erforderlich, die Früchte vor dem Einpacken offen liegend einige Tage nachtrocknen zu lassen.

Eleonora Duse als Marguerite Gautier in der „Camelien-Dame."

Siehe Seite 167.

Fragen.

Kaninchenzucht. — Im bekanntlich sehr armen Rhöngebirge wohnend, habe ich den Wunsch, durch Einführung der Kaninchenzucht zur Verbesserung der drückenden Nothlage beizutragen. Man hält wohl auch hie und da, vereinzelt, Kaninchen; doch sind sie klein, kommen als Nutzthiere nicht in Betracht, auch hat man von rationeller Zucht keine Ahnung. Kann mir Jemand eine Bezugsquelle zum Ankauf eines Zuchtpaares „lapins" angeben und vielleicht ein Büchlein nennen, das die volkswirthschaftliche Bedeutung der Kaninchenzucht gemeinverständlich behandelt und dadurch zum Vertheilen geeignet ist? A. M. in C.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

H. v. S. (152.) — Wir haben uns erlaubt, die eingegangenen Antworten, betreffend eine Pension, der Fragestellerin, als von persönlichem Interesse, direct einzusenden.

Coila. — Abbröckeln der Zähne, einige Jahre nach dem Gebrauch von Lovico, kann diesem nicht zugeschrieben werden, sondern hat vermuthlich seinen Grund in mangelhaftem Ernährungs-Zustande (Bleichsucht?), wegen dessen jenes Wasser gebraucht ist. Es kann auch ungenügende Zahnpflege im Spiele sein. — Das Nachwachsen ausgerissener Haare kann nur durch Zerstörung des Haarkeimes verhütet werden, was durch Enthaarungsmittel unsicher, durch elektrische Zerstörung sicher geschehen kann. Das Haarfeind-Mittel von Schwarzlose ist uns unbekannt. Dr. D.

Paumgartens Schutzlampe.

Glaser. — Man kann die für Chromo-Malerei bestimmten Photographien allerdings mit Gelatine auf Glas kleben; wir möchten Ihnen aber doch empfehlen, eine eigens zu diesem Zweck hergestellte Paste, nebst gratis Gebrauchs-Anweisung, von der Firma C. Knoblauch, Heidelberg, zu beziehen.

B. R. v. C. — Die gewünschte Klöppelwolle erhalten Sie bei Frau J. Sigris in Wien, Führich-Gasse 4, part.

A. E. — Um eine gediegene Ausbildung als Directrice für Confection zu erlangen, rathen wir Ihnen, sich an den Chef eines derartigen großen Hauses zu wenden, sich ihm — wenn möglich — persönlich vorzustellen. Durch ihn werden Sie auch am besten die Beantwortung Ihrer weiteren Fragen erlangen, die ganz von persönlichen Bedingungen abhängig sind.

Abonnentin Margarete. — Wollen Sie, zur Verwerthung Ihrer Kerbschnitzereien, es einmal versuchen, die verschiedenen Gegenstände dem „Kaufhaus Hohenzollern" Berlin, Leipzigerstr. 117—118, zum Verkauf zu übergeben? Wir wissen Ihnen Besseres nicht zu rathen. Ihr Wunsch wird von so vielen Andern getheilt.

Mathilde A. S. — Sie dürfen unbesorgt sein, Motten schädigen keine Wäsche; Leinen und Baumwollenstoffe sind vor ihnen sicher. Als bestes Vertilgungs-Mittel nennen wir Ihnen Naphthalin.

Alte Abonnentin in Wien. — Die kleinen Warzen am Halse würden am raschesten vermittels eines oder einiger Schnitte vom Arzte zu beseitigen sein. Sind ihrer zu viele oder scheuen Sie die kleine Operation, so empfehle ich eine Arsenik-Cur, natürlich unter Leitung eines Arztes. Dr. D.

Treue Abonnentin in Cöln. — Der dicke rothe Fleck am Kinn wird vielleicht unter einer Collodium-Decke, fleißig aufgepinselt und nach Bedarf erneuert, abblassen und verschwinden. Einige Geduld wird jedenfalls nöthig sein! Schlimmsten Falls bleibt immer noch seine Entfernung mit dem Messer übrig. Dr. D.

A. Z. — Für die Bereitung eines feinen Kaffee-Extractes ist ein vorsichtiges Brennen der Bohnen, eine Auswahl guter Sorten — etwa halb Menado, oder Gold-Java, halb Mocca — Hauptbedingung. Es dürfen dieselben nur hellbraun geröstet werden, wenn sie ihre werthvollsten Bestandtheile, das Aroma und Coffe'in, behalten sollen; auch thut man gut, kurz vor der Beendigung des Brennens über die Bohnen ein wenig gestoßenen Zucker zu stäuben. Die Bereitung des Extractes selbst geschieht — gleichviel ob in Porzellan oder Metall — durch ein Trichtern des Kaffees durch feine Siebe, die zu $^3/_4$ mit dem leicht festgedrückten, gemahlenen Pulver gefüllt und auf dem Boden mit einem Löschblatt (Kaffeepapier) belegt sind. Erforderlich ist ferner stark kochendes Wasser, das — namentlich beim Beginn — tropfenweise aufgegossen werden muß. Sobald der durchgesickerte Kaffee eine helle Färbung annimmt, ersetze man das Pulver, wenn die erlangte Qualität nicht genügt, durch neues. Für eine längere Aufbewahrung ist ein luftdichter Verschluß unerläßlich; am besten füllt man den Extract in Glasflacons mit eingeschliffenem Stöpsel. Beim Gebrauch gießt man ihn kalt in die Tassen und verdünnt ihn nach Belieben mit kochendem Wasser oder heißer Milch.

Las Roma. — Viel Glück zu der Entdeckung eines neuen vegetabilischen Farbestoffes. Den Werth desselben wird jeder Chemiker feststellen können, dem eine Probe zur Kenntnißnahme mit Analyse übergeben wird, dann erst heißt es die Erfindung auf dem Patentamte melden und sichern. — Eine gute Anleitung zur Rosen-Cultur finden Sie in: „Lebl, Illustrirter Rosengarten".

Pisek. — Weiße Pelz-Garnituren vom Felle der Tibet-Ziege färbt die Firma Spindler. — Zur Verbesserung der Haut dürften sich die Waschungen empfehlen, die Herr Dr. D. in Nr. 20 unter dem Schlagwort „Edelweiß" anräth.

Paumgartens Schutzlampe. — Wie aus der Abbildung ersichtlich, mittelst einer Klammer an der Tischplatte befestigt, ist diese Lampe in erster Linie Maschinen-Näherinnen zu empfehlen, um so mehr, als ein Metallschirm die Blendung verhütet, welche den Augen eifriger Arbeiterinnen so leicht verderblich wird, und ein sehr practisch angebrachter „Oelfänger" das Ausspritzen des Petroleums und das Besiecken der Tischplatte verhindert. Ebenso dürfte die Lampe in manchem Kinderzimmer willkommen geheißen werden, da ein Umstoßen und Herabfallen ausgeschlossen ist.

Marietta S. — Wir theilen Ihre Vorliebe für schwedische Handschuhe und verbrennen ein reichlich Theil, finden es daher begreiflich, daß Sie für alte Handschuhe schließlich keine Verwendung mehr haben. Vielleicht dürfte sich doch ein oder das andere Paar zur Anfertigung kleiner Säckchen eignen, die mit Watte und Parfüm (Veilchenpulver) gefüllt, in Wäscheschrank, Taschentuch- und Handschuh-Sachets gelegt werden. Andere Säckchen, mit Brandstift oder Pinsel verziert, nehmen Spielmarken auf; wieder andere, in Form und Größe verschieden, dienen für Schlüssel, Taschenmesser u. s. w. Wollen Sie es nicht einmal versuchen, die Stückchen, bunt bemalt, mosaikartig zusammen zu setzen? Als Unterlagen für Blumentöpfe und dergleichen dürften sie ihren Zweck erfüllen.

Sparsamkeit in Oberschlesien. — Der Butter, die man für den Winter conserviren will, setzt man beim letzten Waschen pro Liter Wasser 1 bis $1^1/_2$ Gramm Salicyl zu, ebenso dem auf 1 Kilo Butter erforderlichen Salz 1 Gramm Salicyl-Säure; auch salzt man sie etwas stärker, nimmt etwa 60 bis 64 Gramm auf das Kilo, drückt die Butter fest in Steintöpfe, deren Boden man mit Salz bestreut, und bewahrt sie — gut mit Pergament-Papier verbunden — an einem kühlen Ort. Vor dem Gebrauch ist ein nochmaliges Waschen zu empfehlen. In Holstein hat man eine zweite, sehr gerühmte Art. Man stößt 60 bis 100 Gramm Kochsalz und Zucker sehr fein mit 30 Gramm Salpeter, setzt pro Kilo Butter, nach dem diese vollständig gewaschen wurde, 75 Gramm dieser Mischung zu und knetet sie tüchtig durch.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 22. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 13. November 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das ehrbußliche Weiblein.

Novelle von Helene Böhlau.

(Madame al Raschid Bey).

Auf dem Horn bei Weimar, einer Anhöhe, von der aus man auf das grüne Ilmthal weit hinabblickt und auf das Städtchen, das von der grauen zweithürmigen Stadtkirche und dem grünkuppeligen Schloßthurm und dem spitzen Hof-Kirchthurm überragt wird, da wohnten Herr und Frau Egidi in einem alten Sommerhaus, das am Ende eines ansteigenden Gartens lag.

Das Häuschen stand gerade über Goethes Gartenhaus, und auch in Pogwischs Garten konnte man von dem Wohnzimmer aus blicken. Es hatte, wie Frau Friederickchen Egidi sagte: „wirklich eine recht commode und amisante Lage. Commod eigentlich nich' gerade, weil mer doch weit von der Stadt wohnt, aber weil mer äben Alles hat, was mer braucht, da macht sich's; Gemise un Obst, eine Zwetschgendarre sogar. Hihner un ene Ziege, äben Alles — Bier hamm mer eingelegt un die gute Luft fir „Lein-Oel", wegen der sin mer n'ausgezogen, die duht ihn so wohl, un der Spaziergang alle Mal nunter in's Hofamt — äben Alles."

So ähnlich antwortete Frau Egidi stets, wenn die Freunde in der Stadt ihr immer wiederholten:

„Na aber, so weit da draußen!"

Uebrigens „so weit da draußen" war es eben nur für die bequemen Weimaraner.

Frau Egidi war ein ganz kleines, junges, bescheidenes Persönchen mit flachsgelben Haaren, die mit einem hohen Kamm fest und stramm oben auf dem Wirbel zu einem Knötchen zusammengesteckt waren. Ihr Kleid schien ganz besonders eng zu sein, und der schmale Longshwal und der Strickbeutel und die Kreuzbänder-Schuhe, Alles war so bescheiden und hausfraulich, ganz musterhaft — und wie jedes Fältchen lag und die steifen Seitenlöckchen an den Schläfen, und die Schritte, wie sie das Horn hinabtrippelte — das war Alles so gut weimarisch — so ein bischen „ehrbußlich" wie sie in Weimar sagen und wie sie's in Weimar ganz gern bei einem jungen Frauchen sehen, denn so ein Frauchen das kocht und backt und stopft und flickt und handelt und wandelt gut, und der Mann ist bei ihr wohl versorgt, und das ist die Hauptsache.

Und das hatte in diesem Falle auch seine Richtigkeit, Frau Friederickchen Egidi's Mann, Lionel Egidi, war sehr gut aufgehoben. Was hatte er immer für gute Dinge gegessen und getrunken, wenn zufällig die Rede darauf kam, und sein Rock war tadellos und seine Wäsche blendend, und das Alles bei einem winzigen Gehalte, bei dem man allerlei Unzureichendes leicht hätte entschuldigen können. Er war ein langer Mann mit einer großen, breiten Denkerstirn und großen Händen und Füßen und einer tiefen Stimme, und sah aus, als hätte er es weiter bringen können, als zu einem Secretair am Hofamte. Dazu war es nur so eine Art Aushülfstelle, die nicht gerade auf festen Beinen stand.

Und zu seiner großen Person und seiner kleinen Stelle hieß er auch noch mit Vornamen Lionel, das war Frau Friederickchens Stolz, daß er so hieß — aber auch ihr Unglück; „Lionel" — das brachte mit aller Mühe und aller Hingebung ihre gut weimarische Zunge nie und nimmer fertig. „Lei-o-nehl, Lein-ehl" — dabei blieb's.

Und alle Mühe, die Lionel sich gab, der Zunge seines kleinen Weibes den stolzen Namen beizubringen, war fruchtlos — „Lein-Oel" oder „Lein-Ehl" höchstens mußte er sich rufen hören und hätte es nicht für möglich gehalten, seinen wunderschönen Namen auf diese Weise verlieren zu müssen. Nie hätte er eine Weimaranerin geheirathet, wenn er gewußt hätte, daß die weimarischen Zungen so unbiegsam sind.

Und zu seinem größten Aerger hieß er nun „Lein-Oel", wo er sich auch blicken ließ. Auch geschicktere Zungen, als die seines Weibchens, blieben bei „Lein-Oel", weil die guten Weimaraner ihren Spaß daran hatten, daß ein Mensch gewissermaßen „Lein-Oel" getauft war. Da half ihm seine hochstrebende Natur nichts und seine Denkerstirn nichts; das Alles vertrug sich mit „Lein-Oel" nicht. Man konnte ihn mit diesem Namen unmöglich ernst nehmen, meinte er. Mit dem Namen Lionel Egidi aber glaubte er, daß ihm die Welt offen gestanden hätte.

Die Umtaufe, die sein Weib mit ihm vorgenommen hatte, war verhängnißvoll geworden — auch für das brave Weibchen. Die ersten Mißstimmungen kamen dadurch, und es flossen Thränen. Sie hatte sich zwar geübt, „Lein-Oel" richtig auszusprechen, und wenn ihr auch hin und wieder ein Anklang gerieth, so war das Unglück doch einmal angerichtet. „Lein-Oel" saß einmal den Weimaranern in den Ohren, sie hörten es gar nicht mehr anders, und Lein-Oels oben auf dem Horn mußten sich eben darein finden. — Sie hatten auch den schönen Namen Egidi verloren und hießen in aller Mund nun einfach Lein-Oels. So dumm war es Lionel Egidi mit seinem Namen ergangen. Als er aus Erfurt nach Weimar kam, da hatte er große Ideen im Kopfe, und die kleine Stelle am Hofamt betrachtete er damals nur als eine Art Absteigequartier, bis er Umschau gehalten. Er war auch Poet, und es konnte ihm kaum in Weimar fehlen. Mit einem wunderschönen himmelblauen Frack war er damals angekommen, und der stattliche Mann in diesem blauen Frack und mit dem stolzen Namen wurde auch durchaus nicht unbemerkt gelassen.

In Weimar sind von Alters her die Weiber in Ueberzahl gewesen, und ein neuer Mann im Weichbild des Städtchens war jedes Mal ein Ereigniß, auch von Alters her. Die weimarischen Weiber hoben einen reputirlichen männlichen Ankömmling, bildlich gesprochen, alsobald auf den Schild empor, daß er allen Augen sichtbar war. Unbekannt konnte ein Mann im himmelblauen Frack und gar mit einem so schönen Namen gewiß nicht bleiben.

In den ersten Wochen war er auch schon der erhoffte Schwiegersohn von so und so viel Bürgerhäusern, und ehe ein paar Monat in das Land gingen, war er wirklich der Schwiegersohn eines sehr angesehenen und reputirlichen pensionirten Rentamtmanns geworden, der sammt seiner Familie Weidgans hieß. So kam es, daß Friederickchen Weidgans die Ehehälfte des vielversprechenden Lionel Egidi wurde.

Zur Zeit unserer Erzählung aber sind sie schon ein paar Jährchen verheirathet,

Leidversunken. Nach dem Bilde von W. A. Roesler. — Siehe Seite 175.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der himmelblaue Frack ist abgelegt, Lein-Oel ist in einen kaffeebraunen gekrochen und aus dem blauen hat sich Friederickchen einen Spencer gemacht. Die übergebliebenen Fleckchen verarbeitet sie zu blauen Kreuzbänder-Schuhen für sich, denn sie versteht Alles, sie schustert wie ein gelernter Meister, und auch der Gatte trägt oben auf dem Horn blaue Pantoffel, die ihm sein Weib aus dem blauen Frack gemacht hat, der in Lappen und Läppchen zerschnitten ist, wie seine Hoffnungen und Pläne auch.

Er war sich eine gute Zeit lang vollkommen klar darüber, daß er einen rechten Hemmschuh angelegt hatte, als er die kleine Weidgans heirathete. Die Arme der Weimaranerinnen, die ihn auf den Schild triumphirend hochgehalten, sanken wie mit einem Schlage gleichgültig herab, als er das Unrecht begangen, eine Einzige von Allen glücklich zu machen, und er stand in seinem blauen Frack und mit dem stolzen Namen und mit der kleinen Weidgans plötzlich da, als wäre er unsichtbar geworden. Niemand kümmerte sich um ihn.

Und von diesem Augenblicke an wollte ihm Nichts mehr glücken. Es war nahe daran gewesen, daß Excellenz Goethe seine schriftstellerischen Erzeugnisse unterthänigst überreicht worden wären, aber die Hände, die sich zu diesem Liebeswerk erboten hatten, waren mit einem Mal paralysirt, und die Köpfe, die dieses Anerbieten ihm gemacht hatten, waren schwachsinnig geworden und verstanden Nichts mehr und erinnerten sich an Nichts mehr.

Ganz natürlich, sie hatten das dem hoffnungsvollen, vielversprechenden Lionel Egidi zugedacht, dem jungen Mann im blauen Frack, dem die Welt offen stand, von dem sie erwarteten, daß er Eine ihrer Töchter heimführen würde — aber dem Mann der kleinen Weidgans, dem „Lein-Oel", brauchten sie Nichts von Alledem zu halten. Der war durch seine alberne Heirath in eine Sphäre gerathen, in der er den Weimaranern nichts mehr nutzen konnte, also von ihnen auch Nichts mehr zu erwarten hatte.

All' diese Erfahrungen hatten Lionel Egidis Wohlgefallen an seiner Weidgans nicht gerade gesteigert, besonders da er sich gar nicht mehr recht erinnern konnte, wie er selbst eigentlich auf die Idee gekommen war, die Kleine zu heirathen.

An Eins erinnerte er sich noch ganz wohl. Auf einem Ball im Stadthaus hatte er sie zum ersten Mal gesehen und auch mit ihr getanzt, und daß es ihm Spaß gemacht hatte, wie der blonde, frisirte Kopf der kleinen Weidgans sich auf seinem blauen Frack während des Tanzes gut ausgenommen — das wußte er noch ganz gut; auch daß er öfters, als erlaubt, mit ihr getanzt hatte, denn in seinen blauen Frack war er gewissermaßen verliebt gewesen, und wer und was zu diesem gut stand, Das, oder Der, oder Die war ihm nicht unsympathisch. Von diesem Abend an aber war er wie in einen Wirbel von lauter Verwandten, Basen, Tanten und Onkeln, Großmüttern und Müttern der Weidgansschen Familie gerathen. Weidgansche Abendessen, Weidgansche Nachmittags-Partieen, Weidgansche Geburtstage mit solenner Feier waren sein Schicksal geworden — und das Ende all' dieser Weidgansschen Feste war sein und Friederickchens Verlobungsfest gewesen, und zu allerletzt seine Hochzeit, die von der Weidgansschen Familie splendid ausgerichtet wurde.

So war er zu seinem Friederickchen gekommen, er wußte selbst nicht, wie — und daß er dieser Weidgans nun Opfer über Opfer bringen mußte, diesem kleinen Götzen, der ihm vom Schicksal aufgehalst worden war, das stimmte ihn nicht freundlich und nicht heiter, und er war dabei ein wenig liebenswürdiger Ehegatte zu werden. Mürrisch ließ er sich alle Hingebung und Fürsorge der Kleinen gefallen, ließ sie springen und laufen und kochen und backen, früh auf und spät zur Ruhe gehen, und ließ sich's schmecken, was sie kochte und buk, und kroch in lauter schön gewaschene und geflickte, blendende und duftende Wäsche und schlüpfte in Schuhe, die immer bereit standen, und hatte abends eine immer hell- und gleichbrennende Kerze, denn das war ein Extra-Geschick der Kleinen, leise aufzustehen, ohne alle Auffälligkeit, so daß Niemand es zu bemerken brauchte, und das Licht zu schneuzen, gerade im rechten Augenblicke. Nie brachte es ihre Kerze zu einem qualmigen Räuber, und in der Lichtputzscheere brenzelte und roch es deshalb auch nicht, und die Kerze kam nicht zum Träufeln und war nicht zu kurz geschnitten. Vielleicht brannte in ganz Weimar keine Kerze, die es mit der Egidischen hätte aufnehmen können.

Als Lionel Egidi Junggeselle war, da hatte das kleine Einkommen, das ihm sein Absteigequartier von Stelle einbrachte, nicht hinten und nicht vorn gereicht, und jetzt hatte es den Anschein, als wäre er ohne sein Wissen avancirt. Sie hatten immer Geld; die Weidgans that, als wenn sie im Ueberflusse wirthschaftete, und er mußte sich selbst gestehen, sein Lebtag hatte er nicht so vortrefflich gegessen.

Sie hatte sich von ihrem Aussteuergeld, das viel schmäler ausgefallen war, als es erst den Anschein gehabt hatte, eine Ziege angeschafft, trotzdem ihr Gatte gesagt hatte, daß er nie einen Tropfen von der Milch dieses Thieres anrühren würde, da er vor Ziegenmilch einen Ekel habe.

Es war aber mit der Ziege Alles so still vor sich gegangen, und er trank Ziegenmilch, ohne es zu ahnen.

Als endlich die Rede darauf kam, sagte das kleine Weibchen: „Siehste, Lein-Oel, das macht, weil se so renklich gehalten is, un es is auch die Art, von der die Milch nich bockelt."

Ja, hätte sie den Mund nicht aufgethan, die kleine Weidgans!

Da war es wieder, das miserabele „Lein-Oel" und der ganze weimarische Schwanz hinterher — reden konnte er sie eben gar nicht hören — es fiel ihm auf die Nerven.

„Na, übst Du denn ordentlich, was Du üben sollst?" fragte er sie barsch.

„Ja, beim Melken heute un iberhaupt immer, wenn ich dran denke. Das Letzte war: ‚Hewe, läwe, schwäwe'!" sagte sie trocken und schulmäßig, wie sie sonst wohl zu ihrem Herrn Lehrer gesprochen haben mochte.

„Wie sagst Du?" fragte er und corrigirte sogleich: „‚Hebe, lebe, schwebe'. — Du sagst ewig, daß Du geübt hast; aber es fällt Dir gar nicht ein!"

„Ja wohl!" antwortete sie schluchzend. „Hewe — lewe — schwäwe!"

Und sie schluchzte so heftig und bitterlich und legte ihren Kopf, wie Schutz und Stütze suchend, an einen alten Pflaumenbaum und setzte ihre gefüllte Gießkanne nieder, und das war das erste Mal, daß sie so ganz hülflos vor ihm weinte.

Und bei dem großen Respect, den sie vor ihm hatte, that sie es in wahrer Todesangst. „Sei nur nich bes," — schluchzte sie — „ich weine gar nich — ne, wirklich nich — es weint äben so von sälwer." —

Und wie er sie gebrochen und ganz in Thränen aufgelöst vor sich stehen sah, so unglückselig und bescheiden und so winzig, — da rührte sich Etwas in seinem Herzen, er griff nach ihr, sie fuhr zusammen wie ein Hündchen, das geschlagen werden soll — und da schämte er sich, daß sie so Etwas von ihm denken könne, und er erkannte, wie unfreundlich er immer gegen sie gewesen war, und sie so gut und unterthänig.

„Mein gutes Weib!" sagte er und zog sie zu sich heran.

„Ach Du mein Gott!" schluchzte sie und lag mit dem Kopf nicht mehr am Pflaumenbaum, sondern an der Brust ihres Gatten.

„Ach Lein-Oel!" — Aber kaum war das Wort heraus, da schreckte sie bis ins innerste Herz zusammen, machte sich aus seinen Armen los, griff zu ihrer Gießkanne und trippelte eilig ab.

* * *

Als sie aber am Abend dieses selben Tages sich zur Ruhe begaben, er, der große Lein-Oel, und das winzige, ängstliche Püppchen, das er für alle ihre Hingebung immer so rauh und gleichgültig behandelt hatte — da kam es ihm in den Sinn, einen Spaß zu machen, und er sagte großmüthig: „Na, ‚hewe, läwe, schwäwe' — gute Nacht!"

„Gute Nacht, ‚hebe, läbe, schwäbe!'" sagte sie, so gut sie konnte — und sagte es ganz freundlich und anmuthig.

Und Lein-Oel dachte: Sie versteht also einen Scherz, die kleine Weidgans.

Das hätte er gar nicht von ihr geglaubt. Sie war ihm immer wie ein Opferlamm vorgekommen, und das hatte ihn gelangweilt — und mehr als gelangweilt, es war ihm peinlich gewesen.

Von nun an sagten sie sich jeden Abend Dasselbe.

„Gute Nacht, ‚hewe, läwe, schwäwe'," er, und sie: „Gute Nacht, ‚hebe, lebe, schwebe'!" — ganz richtig und wohleingeübt.

Und er ertappte sich einmal bei dem Gefühl, daß er sich auf den Gute-Nacht-Gruß der kleinen Weidgans freute.

Sie war wirklich unterthänig wie ein Hündchen und immer unsäglich ehrbußlich und bescheiden und still wie ein Mäuschen. Wenn er abends über seiner Arbeit brütete — er schriftstellerte immer noch in seinen Freistunden — da saß sie ihm gegenüber und wagte kaum zu athmen, und wenn sie einmal aufstehen mußte, schlich sie wie im Zimmer eines Todtkranken umher.

„Ist nicht nöthig, Friederickchen, so leise zu sein. Was ich da treibe, bekommt ja doch nie im Leben eine Menschenseele zu sehen —" sagte er mißmuthig und stützte den Kopf auf und schaute vor sich hin, griesgrämig und freudlos.

Da fühlte er das Händchen seiner Frau auf der Schulter, und sie sagte ganz schüchtern: „Ach nee, das mußt De nich denken, so ein Mensch wie Du, der wird schon seinen Lohn bekommen. — Bei all' Denen hier in Weimar is es sicher auch nich so gleich auf einen Schlag gegangen. — Mach nur weiter!"

Wie freundlich sagte es das gute Geschöpf!

Sie hielt also Etwas von ihm.

Das that Lein-Oel wohl.

Ja, sie war doch nicht so dumm, wie es den Anschein hatte, und er wollte sich mehr mit ihr abgeben.

Zumeist waren sie ja auch allein miteinander. Hinunter in die Stadt zu ihren Bekannten und Verwandten kamen sie eben nicht oft.

Er nahm sich vor jeden Abend etwa Domino mit ihr zu spielen.

Das geschah nun bald ganz regelmäßig. Sie machte ihre Sache gut, wie Alles, was sie anfaßte, pflichttreu und aufmerksam.

„Weißt Du," sagte sie ein Mal, „zu Haus ham mer immer gespielt, wie's n'ausgeht!"

„Wie denn?"

„Wenn's zum Beispiel Du gewinnst, da kriegt August von Goethe die Schopenhauern oder irgend Eine, oder wenn's n'ausgeht, daß ich gewinne, da kriegt er die Pogwischen — und dann wieder geht's darauf n'aus, ob die Frau Rath Tiburtius ein neues Kleid bekommen hat, oder ob die Musculus ihre Perücke verlieren wird. — Oder wenn Eine heiratht — oder ob Eine noch ein Kind kriegt — eben solche Sachen. Siehste, wir kennten fragen, ob's n'ausgeht, daß Du dem Geheimrath Goethe Deine Schreiberei doch noch ä Mal vorliest — und ob's ihm gefallen dhut — un was for 'ne Stelle er Dir verschafft — un ob Du bald aus'n Hofamt kommst. Siehste, so!"

Und ohne viel Worte darüber zu machen, wurde der Vorschlag angenommen, und oben auf dem Horn arbeiteten Zwei, wenn sie abends bei einander saßen, an ihrem eigenen Schicksal und an dem Schicksal der übrigen Weimaraner, und bauten Luftschlösser über Luftschlösser und erhitzten sich über alles Mögliche, was keineswegs in ihrer Macht lag, und die Kleine war so eifrig dabei, und Lein-Oel vergaß seine Würde und spielte mit seinem Frauchen, als ging es um Tod und Leben.

Manchmal kam es ihm in den Sinn, daß es eine sehr alberne Sache sei, mit der er sich da abgebe, und er unterbrach das Spiel plötzlich und ging im Zimmer auf und nieder. Er hatte aber die Entschuldigung, daß er es zur Unterhaltung seiner kleinen Weidgans thue, daß es gewissermaßen seine Pflicht sei.

* * *

Als Weihnachten wieder einmal in's Land kam, waren sie schon fast drei Jahre verheirathet, und als sein Weib sich das Kapuzchen über den Kopf zog, um mit ihm hinunter zu den Eltern zu gehen und dort den Weihnachtsabend zu feiern, und sie die schmale Treppe mit einander hinabstiegen, da lag mit einem Mal seine kleine Weidgans schluchzend ihm an der Brust.

„Na, was ist denn, was fehlt Dir denn?" fragte er sehr erstaunt. Er konnte lange fragen, und immer heißer wurde das Schluchzen, aber eine Antwort bekam er nicht. —

„Na also, was denn?" fragte er barsch, um der Sache ein Ende zu machen.

„Ein Kindchen!" — sagte sie. — „Ach siehste, ein Kindchen, wenn wir ein Kindchen hätten!"

Das klang zitternd unter den heißen Thränen hervor.

Nun sehnt sie sich wieder nach einem Kinde — mein Gott, diese ewigen Geschichten, dachte Lein-Oel, und meinte, daß es besser sei, keins zu haben. Er war so vortrefflich versorgt, konnte sich es gar nicht besser wünschen, hatte, weiß Gott, genug Noth mit seiner Frau gehabt, daß er es ohne Kinder nun sehr wohl mit ansehen konnte.

Deshalb war auch seine Entgegnung auf ihre Thränen kühl.

„Du lieber Gott, es giebt genug Kinder auf der Welt," sagte er ihr. „Du hast für Deinen Mann zu sorgen, das ist auch Etwas — und schließlich kriegen wir Kinder, mehr, als wir wollen. Laß gut sein."

So ging sie still neben ihm her, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, und der Athem zitterte dem kleinen einsamen Weibe. Als sie aber der Stadt näher kamen, dachte sie: „Herr Jes, sie werden doch nich sehen, daß ich geweint habe!" und nun hauchte sie eifrig auf ihr Taschentuch, übertupfte sich die Augen und machte sich mit ihren Seitenlöckchen zu thun und hörte aufmerksam, wie ihr Lein-Oel sagte, daß sie Rath Ti-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kurtisens auf die Feiertage zu sich bitten müßten, und was man ihnen vorsetzen könnte.

Lein-Oel sah sein kleines Weib nun lange nicht mehr wieder weinen — und er hätete sich wohl, sie an jenen Abend zu erinnern. Er wollte eine ruhige, vernünftige Frau, aber durchaus nicht eine, die ihm Scenen machte, das fehlte noch.

Aber beim Domino entfuhr es ihm einmal, und er sagte, um ihr einen Gefallen zu thun: „Na, und wenn wir ein Kind hätten, wie würden wir denn das nennen?“

Da sagte sie, weil sie es längst und ganz genau wußte: „Lieschen“ — und die Thränen traten ihr wieder in die Augen, gerade als wären sie von jenem Abend an noch darin — und das waren sie wohl auch.

„Ei Du mein Gott,“ sagte er.

„Sei nich' bes, Leinel,“ bat sie — „siehste“ —

Weiter konnte sie nicht sprechen, sondern ging zur Thüre hinaus, wie eine Katze so leise. Und als sie wieder hereinkam, da brachte sie Lein-Oels dampfenden Schlummerpunsch auf einem Teller getragen — und Lein-Oel drohte ihr mit dem Finger, da ging ein Zittern durch den Arm, der den Teller hielt. Diesmal aber bemerkte das Lein-Oel nicht.

Mein Gott, so ein Frauenzimmer bringt eben tausenderlei Aerger und Unannehmlichkeiten mit sich, dachte er oftmals, wenn das Dasein seines Weibchens ihn in irgend einer Weise daran erinnerte, daß eine fremde Persönlichkeit neben ihm ihr eigenes Leben hatte. Sie war eigentlich nur bequem, wenn sie ganz in ihm aufging, nur für ihn da war, sich selbst völlig vergaß, da ging es an; so wie sie aber sich mit der eigenen kleinen Person abgab, erschien es Lein-Oel, als lärmte sie doppelt und dreifach. Frühmorgens, wenn er noch schlief und sie sich an ihrem Spiegelchen mit aller Sorgfalt ihr Haar machte und dabei höchst accurat und ernstlich zu Werke ging, das erschien ihm unerträglich — und gar am Abend, wenn die Frisur aufgemacht wurde und die Kämmerei von neuem losging, verlor er alle Geduld.

„Herr Gott noch einmal!“ brummte er oftmals, halb verschlafen, „hat denn die abscheuliche Kämmerei kein Ende!“ — oder: „Jeses, jetzt halt aber Ruh!“ — oder: „Heute wird's wohl ewig dauern!“ oder: „Willst Du mich denn zur Verzweiflung bringen — Du?“ —

Sie hatte von ihrem hübschen, blonden Haar tausend Aerger und Aengste.

Das Spiegelchen hing nun einmal im Schlafzimmer und gehörte in's Schlafzimmer.

Die Haare im Wohnzimmer zu kämmen oder wohl am Ende in der Küche, das wäre ihr der Inbegriff von Unreinlichkeit und wüster Wirthschaft gewesen.

Eines schönen Morgens hatte ihr Lein-Oel wieder gehörig gebrummt, und sie hatte gesagt: „Weißte, da schneid ich sie mer äben einfach weck!“

„Meinetwegen,“ hatte er verschlafen aus dem großen Bett herausgegrunzt.

* * *

Als an diesem Tage Lein-Oel heimkam, trug ihm ein Kahlköpfchen, ein ganz kurzgeschorenes Geschöpf, die Suppe auf den Tisch.

Das war, als wenn der Blitz eingeschlagen hätte! — „Herr Gott in Deine Hände! — der Kopf! — der Kopf! — der Kopf!“ schrie Lionel Egidi auf. „Bist Du verrückt!“ Und er fuhr sich mit beiden Händen nach dem eigenen Kopf. Er stand wie erstarrt. — „Pfui — pfui — pfui!“ — schrie er wieder außer sich — „was hast Du denn gethan?“

„Aber ich hab Dich doch gefragt,“ antwortete sie ganz verängstigt — „Du hast doch ‚meinetwegen‘ gesagt.“

„Wahnsinn!“

„Nein, Du hast's doch gesagt.“

„Bewahre!“ donnerte er sie an.

„Heut morgen doch, als ich Dich frug.“

„Ja, wie konnte ich denn denken, daß Du so ein Narr wärst, so ein alberner! Geh — geh — mach fort — ich kann Dich nicht ansehen! — Auch Das noch! Das fehlte noch gerade!“

Er deckte die Augen mit beiden Händen zu, um sie nicht ansehen zu müssen, aß nicht und war ganz außer sich. Sie hingegen löffelte bedrückt und unterthänig ihre Suppe. Sie war so daran gewöhnt, gescholten zu werden, daß es sich bei ihr ganz gut mit einer Nebenbeschäftigung vertrug.

Sie hatte gemeint, er würde es gar nicht bemerken, daß sie geschoren war — vielleicht erst am Abend, wenn die Kämmerei ausfiel.

Ihr hatte es leid gethan, sich das Haar abzuschneiden, aber das Zanken wegen ihres Frisirens und die Angst immer, das hatte sie nicht mehr gewollt — und wenn es ihm so widerwärtig war, weshalb sollte sie denn ihr Haar behalten, für wen denn und weshalb denn? — Es war nun einmal Alles, wie es war. Und sie hatte so allerlei dumpf und bang gefühlt, als wenn es mit ihr aus wäre, ganz aus — das bischen Kochen und Flicken und Säubern, dazu brauchte sie ihr Haar nicht — das ging auch so.

Und er hatte ja doch „meinetwegen“ gesagt, als sie fragte, ganz so, wie sie es sich gedacht hatte.

Und nun — was war denn nun? — Jetzt saß er da und aß nicht und behandelte seine Frau wie eine Verbrecherin.

„Glaubst Du denn,“ donnerte er wieder los, „daß ich Dich so geheirathet hätte — so —? Doch eine Frau will man wenigstens haben — keinen Hanswurscht. — Kein solches entre-deux — Pfui — pfui — pfui! — geh mir aus den Augen! — Weshalb glaubst Du denn, daß ich Dich überhaupt geheirathet habe?“ fragte er wüthend und machte so ein Gesicht, als wollte er auf diese Frage eine Antwort von ihr haben.

„Das weiß ich nicht,“ sagte sie ganz verängstigt und sah ihn mit großen Augen an und hielt den gefüllten Löffel zwischen Teller und Lippen.

„Ohne Deine Haare ganz gewiß nicht — daß Du es weißt, Du dumme Gans!“

„Du hast mir aber doch nie gesagt, daß Du die Haare gern hattest,“ — sagte sie kleinlaut. —

„Weil das selbstverständlich ist — die Sachen liebt man doch!“ rief er ganz desperat.

„So,“ sagte sie und sah ihn verwundert mit ihren armen Augen an.

Er konnte keinen Bissen von allen guten Dingen, die weiter kamen, anrühren, und immer von neuem brach der Aerger bei ihm los.

„Dir laufen nun die Gassenjungen nach — Du — Du —! Und von mir werden die Leute sagen, daß ich vollends verrückt bin, daß ich Dir, Gott weiß weshalb, die Haare heruntergeschnitten habe — denn daß ein Weib das selbst gethan, werden sie nun und nimmermehr glauben.“

So ging es fort. Er war unermüdlich — und es mochte ihm schon nahegegangen sein.

„Siehste Du,“ sagte er, „wenn Du Dein Haar so um die Stirn hattest — so lose — wenn Du in Deinen Kissen lagst, da sahst Du wie eine ‚Lapine‘, wie ein Karnickelchen aus — und da gefielst Du mir immer so“ — Und wie er das sagte, wurde er ganz weich.

Sein kleines Weib wußte gar nicht, was sie von ihm halten sollte, sie war so erstaunt wie noch nie bevor.

„Hättest Du mir nur gesagst, daß Du die Haare magste, hätte ich sie aber gewiß nich runter gemacht — Siehst, mir hat's auch leid gethan,“ — und nun war die Reihe des Thränenvergießens an ihr; aber sie weinte aus den verschiedensten Gründen. Es kam ihr Alles so unverständlich vor — und ihr Mann that ihr so leid. Es war nicht, wie es sein sollte mit ihm, das fühlte sie sehr wohl. Er steckte zu viel oben auf dem Horn, es war ihr ganz, als hätte man ihn unten in Weimar vergessen, und vor seiner Heirath war er doch Hans in allen Gassen gewesen. Mit der Anstellung, die doch schon einmal so gut wie gewiß war, verlautete auch gar Nichts. Und seine Schreiberei, damit steckte es auch nicht — und was er fertig hatte, das brachte er nicht an — that auch Nichts damit, schloß die Sachen in sein Schreibpultchen, und damit war's gut.

Und das mit dem „Lein-Oel“ war ihr auch ganz schrecklich — und gar, daß sie es aufgebracht hatte.

Ihr Mann hatte es ihr ja gesagt, von da an, mit dem „Lein-Oel“ war sein böser Stern aufgegangen.

Sie wußte es, daß sie in Weimar fast vergessen hatten, daß auf dem Horn nicht „Lein-Oels“, sondern Egidis wohnten. Und ihr selbst war es oft so traurig zu Muthe — als wäre Alles aus, als hätte überhaupt noch nie Etwas für sie angefangen.

Das und noch Manches war wohl Grund genug, um ordentlich in's Weinen zu kommen. So steckten die Beiden recht trübselig oben in ihrem Sommerhaus.

Es fehlte ihnen an einem frischen Wind, der die Lebensgeister angefacht hätte. Bei ihnen glomm und qualmte es dumpf hin und konnte nicht in's Brennen kommen. Und so ging es weiter, der frische Wind blieb aus. Es kam keine Klarheit, und sie waren dabei, in ihrer Dumpfheit zu ersticken, wie schon tausend und abertausend Ehepärchen.

* * *

Das Haar der kleinen Weidgans hatte sich wieder an's Wachsen gemacht und wunderlicher Weise die Idee gefaßt, sich dies Mal zu kräuseln. Es stand ihr wie ein Heiligenschein, wenn sie in die Sonne trat, um's Köpfchen. Und durch dieses merkwürdige Naturspiel kam es Lein-Oels Schwiegermutter in's Gedächtniß, daß Friederickchen als kleines Mädchen auch Ringellöckchen gehabt hatte, die aber, weil ihre Mutter einen Zottelkopf nicht liebte, ihr sozusagen todtgebürstet, todtgekämmt und geklebt wurden. Und jetzt sollte diese Operation auch wieder vorgenommen werden — aber Lein-Oel erklärte rundweg: „Die Löckchen, die bleiben.“ Und sie blieben, so wenig sie auch zu seiner ehrbußlichen Hausfrau zu passen schienen.

Zu dieser Zeit ungefähr war Lein-Oel mit einem Schauspieler bekannt geworden, mit dem er sich hin und wieder unten im Elephanten traf und den er abends auch einmal und dann öfter mit hinauf auf's Horn brachte.

Friederickchen war dieser Verkehr sehr recht, denn es schien ihr, als lebte ihr Mann ordentlich auf, wenn er daheim Gesellschaft hatte. Der Schauspieler war ein lebhafter Mensch, kannte alle Welt, wußte Tausenderlei zu erzählen, war immer obenauf, und der kleinen Weidgans machte es den größten Spaß, den beiden Männern zuzuhören, wenn sie beim Abendessen mit einander plauderten.

So lustig wie an diesen Abenden ist noch nie, so lange Egidis oben wohnten, im Sommerhaus gelacht worden.

Der Gast war erst seit kurzem in Weimar, aber gut gelitten. Frau von Goethe schreibt von ihm zur Zeit, als sie schon Frau von Goethe und nicht mehr Mamselle Vulpius war: „Der ‚Liebing‘ spillt heit Abend.“

Einen Liebing gab es aber niemals in Weimar, Frau von Goethe's ‚Liebing‘ hat sich ganz anders geschrieben; aber weil sie ihn so genannt hat, wollen wir bei Liebing bleiben, da man mit Namen-Nennung vorsichtig sein muß und ich mir Dies gleich anfangs vorgenommen habe. Liebing war ein beweglicher Mensch mit feinen Gliedern, einem schmalen Kopf, nah aneinander stehenden dunkeln Augen, großem, gescheitem Mund. Er hatte von Allem, was einen Schauspieler interessant macht, eine ganz hübsche Portion, war auch, so viel davon nöthig sein mag, blasirt, verstand zu prahlen, außerordentlich vornehm und angenehm zu affectiren, war enfant terrible und enfant gâté aller Welt, verstand es auch sich auf den Stühlen zu räkeln, die Frauen zu ignoriren, auf eine Weise, die ihn doppelt interessant erscheinen ließ, und wenn es ihm paßte, dann war er wie ein Narr hinter irgend einem weiblichen Wesen her, rutschte auf den Knieen vor ihm, hörte und sah Nichts weiter, als eben das eine Frauenzimmer und that Alles, wie die Laune es ihm eingab.

Man erzählte sich, daß er eine junge Dame aus den höchsten Kreisen in Weimar, nach einer Gesellschaft bei Excellenz Goethe, vor aller Augen, wie ein Verzückter, die Treppen hinabgetragen habe und daß er dann die Kniee vor ihr gebeugt und sie angebetet habe, mit erhobenen Händen. Es war eben seine Art, sich so anzustellen, und er that, was er that, ohne sich um irgend Jemand zu kümmern, immer, als wäre er ganz allein da, und das imponirte den Leuten, und ganz besonders den Weibern.

Die Backfische schnitten seinen Namen aus den Theaterzetteln und legten ihn sich auf Butterbrod, verzehrten ihn so und waren dadurch beseligt und gleichsam mit dem Herrlichen verbunden.

Die heutigen Weimarischen Backfische haben diese schöne Sitte beibehalten. Es ist gewissermaßen ihr Privilegium geworden, geliebte Namen aus dem Zettel zu schneiden und auf dem Butterbrod zu verspeisen. Aber damals mit Liebing begann es, damals war es originell, der unmittelbare Ausdruck gewaltigen Empfindens.

Es ist auch möglich, daß es in Frau von Goethes Brief „Liebling“ statt „Liebing“ heißen sollte — Gott weiß, was die Weiber in der sentimentalen Zeit, Anfang unseres Jahrhunderts, ihrem Abgott für Liebesbezeichnungen gaben. „Liebing“ steht aber nun einmal da.

Also Liebing erging es in Weimar vortrefflich und er war oben auf, wie nur ein Mensch oben auf sein kann. —

Er war so glücklich, wirklich eine Ausnahmsstellung in der Gesellschaft einzunehmen und thun zu können, was ihm behagte.

(Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alfred Tennyson.

Nach einer Photographie der London Stereoscopic Company.

Nachdruck verboten.

Der Dichter des Enoch Arden.

Von Georg Malkowsky.

Es war in einem Arbeiter-Clubhaus in dem Badeörtchen Ventnor auf der Insel Wight. Auf den vorderen Bänken saßen ein paar Honoratioren und Badegäste, hinter ihnen drängten sich sauber gekleidete Leute der niederen Stände. Auf dem einfachen Podium erschien in Frack und weißen Handschuhen ein junger Advocat mit einem roth gebundenen Buch in der Hand und begann Enoch Arden zu recitiren, bruchstückweise, die dramatisch bewegteren Stellen aussuchend. Seine Art des Vortrages hatte für mich etwas Fremdartiges, beinahe Komisches. Der Tonfall des ruhigen Erzählers genügte dem Manne nicht, er identificirte sich mit der Person des heimkehrenden Seemannes, er schlich mit ihm an das Fenster seines ehemaligen Wohnhauses, er sah mit ihm starren Auges das neue Familien-Glück seines Weibes, das ihn todt geglaubt, er brach mit ihm zusammen und tastete sich mit zitternden Händen an der Umzäunung seines schuldlos verlorenen Heims entlang. Und das Alles in Frack und weißen Handschuhen, das rothe Buch in der Hand. Es war wirklich komisch! Und dann sah ich mich um. Im Saale herrschte jene lautlose Stille, wie sie nur durch die Worte eines wahren Dichters hervorgerufen wird. Die Köpfe der Männer hatten sich tief herabgebeugt, und in den Augen der Frauen glänzten Thränen. Der Mann da oben auf dem Podium war trotz seines Aufwandes an Gesten kein guter Recitator, aber das allgemein Menschliche in der einfachen Seemanns-Geschichte hatte einen mächtigen Wiederhall gefunden in den schlicht empfindenden Herzen der ungebildeten Leute.

Ob sie wohl Alle wußten, daß Alfred Tennyson, der Dichter des Enoch Arden, seit einem Viertel-Jahrhundert in ihrer nächsten Nähe sein Einsiedler-Heim aufgeschlagen, daß die rührende Geschichte, die sie soeben gehört, dort entstanden? Als ich wenige Tage später vom Freshwater-Bay aus den Landsitz des Dichters, Farringford, aufsuchte, erkundigte ich mich bei einem Farmer nach dem Wege. „Mr. Tennyson? Ich weiß nicht, ob er zu Hause ist. Die Leute fragen oft nach ihm, aber es ist schwer, da hineinzukommen." Und dann fügte er mit einem Achselzucken hinzu: „Er hält sich nur zwei Dienstboten, und Einer von ihnen schläft außer dem Hause." Damals war der gekrönte Dichter Englands noch nicht Lord Tennyson.

Ich hatte das von Amerikanern viel beneidete Glück, einen Blick in den Garten von Farringford werfen zu dürfen. Von mächtigen Bäumen beschattet, dehnte sich das tief dunkle Grün des Rasens bis an die auf den Boden reichenden Fenster des einfachen Landhauses. Rings umher blühten Anemonen und Schlüsselblumen, und die Drosseln sangen, nur hin und wieder von dem heiseren Krächzen der auf den Fichten nistenden Krähen und Elstern unterbrochen.

Es war wie eine Illustration zu den Versen, in denen Tennyson selbst die idyllische Einsamkeit seines Landsitzes besungen:

Die enge Stadt hab' ich geräumt;
Ich schau', wie still herniederträumt
Die Dämm'rung auf des Gartens Wildniß,
Die grün den Hügelrand umsäumt.

Dort tönt kein leer Gered' hinein
In ernst Gespräch bei edlem Wein,
Es krächzt die Elster nur bisweilen
Geschwätzig aus dem Fichtenhain.

Der hält im Winter fest umspannt,
Ein Sturmschutz, mein bescheiden Land,
Wenn grauer Wogenschwall sich drunten
Aufschäumend bricht auf Kies und Sand.

Und dann sah ich ihn selbst, den Dichter des Enoch Arden und der Königs-Idyllen, am Arm seines Sohnes von einem Spaziergang zurückkehrend. Er war in einen alten, havelockartigen Mantel gehüllt, die mächtige Stirn beschattete ein weicher, breitkrämpiger Filzhut, und zwischen den bärtigen Lippen qualmte die unvermeidliche Pfeife. Ich weiß nicht, ob er meinen Gruß ebenso freundlich erwiedert hätte, wenn unsere Begegnung noch innerhalb seines Gutsbezirkes erfolgt wäre. So ist mir die Erinnerung an ein Paar wunderbar freundlich blickender, nußbrauner Augen geblieben, die aus dem fein geschnittenen Poeten-Kopf gar milde herausleuchteten. Diese Augen pflegten nämlich sonst unberufene Eindringlinge recht zornig anzublitzen. Mrs. Cameron, die nächste Nachbarin des Dichters, wußte davon zu erzählen. Eine sehr vornehme Dame, die bei ihr zum Besuche war, hatte sich einmal auf den Grund und Boden von Farringford verirrt, um dort zu skizziren. Tennyson bemerkte sie und ließ sie ohne Weiteres durch einen Diener fortweisen. Bei ihrem nächsten Zusammentreffen machte Mrs. Cameron dem Einsiedler die bittersten Vorwürfe über seine Unhöflichkeit. „Ich kann nun einmal die spionirenden Zaungäste nicht leiden! Wenn ich gewußt hätte —" Aber die alte Dame gehörte zu den Wenigen, die sich dem gekrönten Dichter gegenüber Etwas heraus nehmen durften. Sie unterbrach ihn: „Alfred, ich schäme mich Ihrer. Ich wollte meiner Freundin einen Löwen zeigen, und da hat sie nur einen ungeleckten Bären zu sehen bekommen." Es war eben eine seltsame Ironie des Schicksals, die Alfred Tennyson zum berufsmäßigen Hof-Poeten gemacht hatte.

Der Dichter des Enoch Arden entzieht sich in der Gesammtheit seines poetischen Schaffens der Beurtheilung aus der Ferne. Das allgemein Menschliche, auch dem Nicht-Engländer Verständliche läßt sich mit Leichtigkeit ausscheiden. Es verkörpert sich im Enoch Arden und in dem herrlichen Denkmal, das er mit dem Cyclus In memoriam seinem früh verstorbenen Freunde Arthur Hallam gesetzt. Die Töne, die hier angeschlagen werden, müssen in jedem empfänglichen Herzen einen Wiederhall finden. Enoch Arden erscheint dem modernsten Geschmack epischbreit, die einzelnen Stücke der Sammlung In memoriam lyrisch-empfindsam, aber man vergißt nur zu leicht, daß ohne die Breite kein Epos und ohne die Empfindsamkeit keine Lyrik zu denken ist. Die Schlichtheit in der Schilderung und die Wahrheit des Gefühls in diesen beiden, gerade den Deutschen durch gute Uebersetzungen zugänglichen Dichtungen wird Niemand zu leugnen wagen.

Im Uebrigen ist Alfred Tennyson englisch bis in das Innerste seines Wesens hinein, und seine Landsleute wußten wohl, was sie thaten, als sie ihn im Leben und nach dem Tode als den National-Dichter par excellence feierten. Nur wer die idyllische Schönheit des Südens und Südwestens Englands kennt, vermag den überall harmonisch durchklingenden Grundton der Dichtungen Tennysons zu würdigen. Ueber seinen Landschafts-Schilderungen liegt jener zarte Duft, den das nahe Meer über die weiten Rasenflächen hinträgt, die sich, von einzelnen Baumgruppen beschattet, an schön geschwungenen Hügeln hinaufziehen. Hier und da zittert ein Sonnenstrahl über den durchsichtigen Schleier und umgrenzt das Körperliche der Scenerie mit schärferen Schlagschatten, aber die Umrisse bleiben weich und zerfließen in der Ferne bis zu einer gewissen mystischen Unerkennbarkeit. Die ganze Lyrik Tennysons ist von dieser Landschafts-Anschauung abhängig, und seine epischen Dichtungen sind merklich von ihr beeinflußt. In den letzteren aber brechen aus der harmonischen, etwas eintönigen Grundmelodie kräftigere Accorde hervor. Die „Königs-Idyllen" bewegen sich scheinbar auf den alten romantischen Pfaden, aber für den englischen National-Stolz bedeutet auch der Hof des Königs Artus ein Vorbild künftiger Größe. In den wildschönen Cyclus „Maud" klingen vernehmlich die Trompeten-Töne des Krim-Krieges hinein, und „die Attacke der leichten Brigade" ist einer der kräftigsten Schlachtgesänge, die jemals aus dem Munde eines friedlichen Dichters ertönten.

Auch der gekrönte Dichter, der „Hof-Poet", darf nicht nach continentalen Gesichtspunkten beurtheilt werden. Die Loyalität des Engländers hat einen kräftigen, männlichen Zug, der mit niedriger Schmeichelei Nichts zu thun hat. Wenn die Pflichten seines wenig anspruchsvollen Amtes Tennyson zwangen, Gelegenheits-Verse zu machen, so war er sich, wie jeder seiner Leser, wohl bewußt, daß er es nicht mit der Person der Herrscherin, sondern mit der Repräsentantin eines großen Staates zu thun hatte, deren Leid und Freud ihr ganzes Volk mit berührte. Er fühlte sich dann mit Recht nicht als Hof-Poet, sondern als National-Dichter.

Auch was er als Dramatiker, mit wenig Glück, versucht, trägt einen wesentlich nationalen Charakter. Sein „König Johann", seine „Königin Maria", sein „Harald" sind dialogisirte Epen, die sich vergeblich mühen, englische Sagenstoffe bühnengemäß zu beleben. Die Schönheit der Sprache, der volltönende Rhythmus vermögen nicht über den Mangel an kräftigerem, dramatischem Pulsschlag fortzutäuschen.

Alfred Tennysons Leben ist nicht reich gewesen an großen Ereignissen. Es gleicht in seiner ruhigen, sonnigen Stille seinen Dichtungen. In dem Hause eines wohlhabenden Land-Pfarrers geboren, sieht er sich nach einem unabgeschlossenen akademischen Studium in Cambridge plötzlich durch einen Band lyrischer Gedichte berühmt. Erfolg reiht sich an Erfolg. Die öffentliche Meinung stellt ihn an die Spitze der neueren englischen Dichtung. Aber statt in der großen Welt eine Rolle zu spielen, zieht er sich mit seiner jungen Gattin in die Einsamkeit der Insel Wight zurück, ein Viertel-Jahrhundert nur seinem dichterischen Schaffen lebend, bis ihn die Zudringlichkeit der Neugierigen in ein anderes Tusculum auf dem englischen Festlande treibt, wo er, mit Ehren überhäuft, als Peer der vereinigten Königreiche, ein hoher Achtziger den sanften Tod eines Mannes stirbt, der sich körperlich und geistig in voller Entfaltung seines Könnens ausgelebt hat.

Tennysons Persönlichkeit, sein Dichten, sein Leben und Streben bilden ein harmonisches Ganzes voll stiller Würde und Schönheit. Die Schilderung seiner letzten Augenblicke berührt wie eines seiner Idylle, voll rührender, mondscheinumflossener Anmuth. Am Nachmittag fragte er in einem Augenblick des zurückkehrenden Bewußtseins nach seinem Shakespeare. Er wendete die Blätter um, bis er auf ‚Cymbeline' stieß. Seine Blicke ruhten auf den Seiten, aber Niemand wußte, ob er las. Dann lag er wieder lange im Halbschlummer, oder ließ seine Augen auf der Landschaft draußen ruhen. Die Sterne zogen herauf und schimmerten durch das hohe Fenster, bis der Mond aufging und den Raum mit goldenem Licht überfluthete. Das Sterbebett Tennysons, dessen linke Hand noch immer auf seinem Shakespeare ruhte, lag in tiefem Dunkel, während das übrige Zimmer sich wie mit einem Glorienschein füllte, der durch das unverhängte Fenster hereinströmte. So entschlummerte ohne Kampf und Schmerz der größte englische Dichter.

Die literarischen Urtheile über Tennyson gehen schon heute weit auseinander, und es hat fast den Anschein, als ob die Nachwelt seine durch die Mitwelt verbürgten Ansprüche auf Unsterblichkeit nicht im vollen Maße anerkennen wollte. Aber wenn die Nachwelt auch stets das letzte Wort behält, so hat sie darum doch nicht immer Recht. Alfred Tennyson war eine jener reflectirenden Poeten-Naturen, die an der Grenzscheide zweier Epochen noch einmal den ganzen Empfindungs- und Gedanken-Gehalt einer absterbenden Zeit wiederspiegeln. Was ihm bei Erfüllung dieser Aufgabe an individueller Eigenart abgeht, gewinnt er an allgemeiner cultureller Bedeutung.

Alfred Tennysons Landhaus auf der Insel Wight.

Nach einer Zeichnung von T. von Eckenbrecher.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Eröffnungsrede im Berliner Victoria-Lyceum.

Am 12. October 1892 gehalten von Erich Schmidt.

In diesem Saale, dessen überstrenge Schmucklosigkeit allen Eintretenden sagt, er sei nicht dem bequemen Zeitvertreib, sondern der Arbeit gewidmet, und den wir nun zum letzten Mal als Winterquartier beziehen, ist der guten Sitte allgemeinerer Einleitung der Curse und Cyklen gemäß im Laufe der Jahre manches ernste Wort über Fragen der Frauenbildung geredet worden. Das, was kurz die Frauenfrage überhaupt heißt, in raschem Ueberblick zusammen zu fassen, maße ich mir nicht von fern an, und auch die eingeschränktere des Frauen-Studiums, die mir näher und am Herzen liegt, wage ich nicht von neuem auf die Tagesordnung zu setzen, nach so vielen Vorträgen und Debatten, die sich freilich nur zu oft in unpraktische Allgemeinheiten, ungestüme Forderungen, schroffe Absagen verlieren, und wo nicht selten, mit dem Sprichwort zu reden, das Pferd vom Schwanz gezäumt, nämlich das Letzte, der Universitäts-Unterricht, vor seinen nothwendigen Voraussetzungen für und wider erörtert wird. Als Historiker, und speciell als Vertreter der deutschen Literatur-Geschichte, die freier als andere Wissenschaften über die Schlagbäume der Zunft und die Schranken der Geschlechter hinwegsetzt, möchte ich mir erlauben, aus älteren Zeitläuften unsers Geisteslebens Streiflichter auf die Frauenbildung zu werfen und Ansichten hervorragender Schriftsteller als Niederschläge gewisser Kreise und Generationen neben oder gegen einander zu rücken.

Aber ich thue das ohne die Siebenmeilen-Stiefel einer Weltwanderung durch die Vergangenheit, von den Seherinnen germanischer Frühzeit an oder den mittelalterlichen Frauen, die, im Durchschnitt lesekundiger als die Männer, selten unmittelbar in die Literatur eingriffen, so groß ihr mittelbarer Antheil war. Denn was man auch etwa seit W. von Humboldts tiefgründigen Aufsätzen oder F. Schlegels revolutionären Losungsworten bis zu Scherers Constructionen „frauenhafte" Zeiten nennt, beruht nicht auf selbständigen Werken der Frau. Einfach und bescheiden waren die Ansprüche des Reformations-Zeitalters und seiner Mägdlein-Schulen, die der künftigen Gattin und Mutter nebst einer sattsamen christlichen Wegzehrung das Nöthige für's Hausregiment und für ihre Pflichten, die Töchter zu lehren, den Knaben zu wehren, mitgaben. An den naiven Fragen seiner Käthe, einer Adeligen und einer gewesenen Nonne, wenn sie großäugig und mit Ehrfurcht zu ihm, dem Doctor, emporsah, hatte Martin Luther kein Arg; seine Hausehre war ihm so eben recht, und er hielt sie nicht für ungebildet.

Hundert Jahre später eifern derbe Satiriker nicht nur gegen die Mummenschanz des Alamode, sondern auch gegen weibliche Einfälle in's Gebiet der Schriftstellerei und möchten solche naseweise Feder-Amazonen kurzweg an Spinnrad und Küchenherd binden. Als in Frankreich das Hôtel Rambouillet seine Madrigale drechselte, aber doch auch eine achtungswerthe Frauendichtung langathmig gedieh, da traf Molières Meister-Chrysale stellt, kräftig bejahend wie spöttisch verneinend, das mittlere Ideal der guten Hausfrau auf; sein Clitandre richtet eine große Tirade gegen die Blaustrümpfe und gegen Alle, die gern mit einem dem Manne zur Aeußerung und Ausbildung vorbehaltenen Wissen paradiren. Molière versperrt der Frau nicht die geistige Antheilnahme, aber er schließt ihr den Mund und nimmt ihr die Feder aus der Hand. Wie sollte er, gleich Montaigne im sage den Ueberwinder jedes savant erblickend, der gelehrten Frau hold sein?

Wieder ein Jahrhundert später, da schaut Frau Meta Klopstock zwar mit der gleichen dienenden Ehrfurcht auf ihren heiligen Messias-Dichter, wie einst Katharina Luther auf den gewaltigen Bibel-Dolmetsch, aber sie begreift gar wohl, was hier geleistet wird, und weiß nicht nur, mit der Handarbeit bei dem Gemahl sitzend, die Schwierigkeiten des neuen Hexameters zu würdigen, sondern auch in Briefen und geheimer Dichtthätigkeit für den wachsenden Schatz zu zeugen, den der Pietismus sanften Frauen anvertraut hatte. Und Manche verstand es, Martha und Maria in einer Person zu sein. Die leidenschaftliche, keineswegs immer still schönselige Geistes- und Gemüthsbildung des pietistischen Fräuleins von Klettenberg vertiefte die Poesie des jungen Goethe und half den fabulirenden Mutterwitz glätten, den Frau Rath, trotz vornehmer Abkunft ohne gründliche Schulbildung, dem Sohn vererbt hatte. Man verachtete die „nur schöne Frau" und die „Mädchen, die gedankenlos blühen". Groß waren die Bildungs-Unterschiede in den Landschaften Nord- und Süddeutschlands, namentlich da, wo der Mann seine regelmäßige Erholung unter Männern beim Schoppen fand und findet. Ein Jüngling „aus dem Reich" konnte die Klugheit, die Lectüre, das Geplauder der sächsischen Damen nicht genug bewundern, obgleich ihm manchmal des „Schartekchenlesens" zu viel wurde. Aber auch da diente die begabte Frau, selbst die geistig überlegene, dem Mann, und gerade die Besten beschieden sich, ohne eigentlichen literarischen Ehrgeiz, vor der Leserwelt nur seine Helferin und geschickte Freundin zu heißen. Frau Gottsched lehnte jede Mitgliedschaft gelehrter und dichterischer Vereine ab. Erst Göttingen, in dessen junger akademischer Sphäre Hofraths-Töchter von eigenthümlicher Freiheit der Sitte und des Geistes zugleich aufwuchsen, sah den Doctorhut die Stirn eines gelehrten Professor-Fräuleins beschatten, die dann trotz alledem unter die Haube gegangen ist. Es gab keine höheren Töchter-Schulen, zum Schaden der Durchschnitts-Bildung. Aber fremde Sprachen, besonders Französisch und Englisch, wurden wohl besser und in freierem, besonders brieflichem Gebrauch gepflegt, als heute. Bücher, Correspondenzen, Männer-Gespräche waren die Hauptquellen der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als das enge Pfahlbürgerthum sich immer mehr weitete, sichtlich ungemein gewachsenen Frauenbildung. Es tritt oft genug eine breite Kluft zu Tage, wenn man Briefe der Mutter eines damaligen Schriftstellers neben Blätter seiner Frau oder Freundin legt, um Inhalt und Form bis auf Ortho- und Kalligraphie zu vergleichen. Elise Reimarus erscheint als weiblicher Typus norddeutscher Lessingscher Aufklärung; die Frauen des Stolbergschen Kreises entsprechen völlig der Poesie Graf Friedrich Leopolds; Ernestine Voß hält sich treu, sogar was die Kunst des Hexameters anlangt, in den hellenisch-mecklenburgischen Cirkeln ihres Mannes, nur ohne seine schroffen Kanten; Caroline Herder wird aus der bräutlichen Schwärmerin eine durchaus leidenschaftliche Eifererin für den Gatten; allein die kinderreiche Frau Wieland ist und bleibt, weitab von den Musarion, Lais, Amanden, nach der bündigen Charakteristik des Gemahls „ein gutes Hausweibchen und damit Punctum".

Mir liegt ob, in diesem Winter hier ausführlich von Goethe und Weimar zu handeln und dabei auch zu fragen, in welchem Wechselverkehr die Geschöpfe seiner Phantasie mit den Frauen des Musenhofes standen. Ich will nur daran erinnern, daß der Dichter, der im Werther-Roman seine Lotte mehr hausmütterlich als schwärmerisch und dadurch um so herz- und wahrhafter hingestellt hatte, ein neues Lotten-Ideal in Charlotte von Stein verkörpert fand, oder wenigstens diese Frau, die wir eigentlich nur in Spiegelungen kennen, ein Dutzend Jahre hindurch als Ideal anschaute. Die Frau ist, mag es sich um Tasso oder um Spinoza oder um den Granit handeln, die gebildete Zuhörerin. Sie giebt die Resonanz, schenkt den reinen Reflex, befördert den Strebenden, hemmt den Ausglei-

Gewissensfrage. Nach dem Bilde von Carl Rickelt. — Siehe Seite 175.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tenden, wahrt das Ziemliche mit ihrer „Sitte", wenn die „Freiheit" des Mannes zu rasch fährt. Sie sagt: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur," oder: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Es ist die Welt Iphigeniens, Leonorens von Este, Natoliens im weiblichen Pandämonium des „Wilhelm Meister". . .

Neben seinem Freunde Wilhelm von Humboldt, der den „Horen" mehrere, wie schon gesagt, sehr tiefsinnige und bis heut unerschöpfte Abhandlungen über männliche und weibliche Form im Geistigen schenkte, brachte Schiller in ungebundener und gebundener Rede, Beides auf's Engste verknüpft, seine Ansicht vom Weibe dar. „Die berühmte Frau" hatte er lächerlich gemacht, von der schwarmgeistigen und halbemancipirten Charlotte von Kalb den Weg zu dem klaren, verständnißvoll fortschreitenden, in eigener Schriftstellerei ganz bescheidenen Lottchen von Lengefeld genommen. Schillers prosaische und poetische Aussprüche über das Weibliche haben einmal durch den schematischen Dualismus seiner Abhandlungen, dann durch die zum knappen Gegensatz auffordernde Natur des Distichons und die große Neigung unseres Dichters zu durchgeführten Contrasten ein Gepräge gewonnen, das leicht Männlichkeit und Weiblichkeit, Würde und Anmuth, Kraft der erhabenen Gesinnung und Grazie der schönen Seele, „energische" und „schmelzende" Schönheit wie Avers und Revers der Menschheit zeigt. Lesen wir die Worte: „Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben, und es selten weiter als zu affectionirten Handlungen bringen," oder entsprechend im Musenalmanach:

„Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt."

Nimmt man hinzu, was von dem unbewußten Dasein der schönen Seele, vom bloßen Neigungsurtheil des Weibes gepredigt wird in Versen und Prosa, und wie eine vielberufene Pointe die beste Frau die nennt, von der man am wenigsten spricht, wie endlich bis zur „Glocke" das Mädchen als ein schamhaftes Reh dem raschen Knaben gegenüber steht — so begreift sich eine Auflehnung älterer und neuer Zeit gegen den Dichter, der doch selbst auf der Bühne kein so glücklicher Poet sanfter Anmuth und Schönseligkeit, wie ein Meister heroischer und kluger Frauen war. Eine gescheute Weimaranerin hat darum vor zwei Jahren in der Zeitschrift „Frauenberuf" einen lesenswerthen Aufsatz „Schiller unser Freund und Schiller unser Feind" zum Besten gegeben und auch für das Weib ein Maß von Kraft und That gefordert. Es ist kein Zweifel möglich, daß Schiller, dem gewiß deutsche Frauenbildung weit und breit unendlich mehr verdankt, als den Schlegels und Genossen, mit jenen zugespitzten Antithesen der Frau nicht etwa die rein passive Rolle einer zierlichen Blume im Garten zuweisen wollte, daß er aber von Hippels Reformthesen „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" weit entfernt war. Er hatte viel mit Schriftstellerinnen nah und fern zu thun; wahrhaft bedeutende, über einen artigen Dilettantismus hinausragende sind ihm da, natürlich von Madame de Staël abgesehen, nicht begegnet. Anderseits verdroß ihn heftig eine furchtbar breite und seichte Massen-Production, die besonders in Journal- und Almanach-Form sich ausschließlich an die „Damen", an „Deutschlands Töchter" wandte, herablassend den Geschmack verschlechterte und den Frauen eben dadurch, daß man ihnen nur leichtere Speisen auftischte, Schimpf anthat. Es ist dies der Gegenpol zu dem verdächtigen Lobspruch Sexu femina, ingenio vir (Weib von Geschlecht, an Geist ein Mann) für die große Landgräfin von Hessen.

Auf die Gefahr hin, von einem schwäbischen Strudelkopf wieder als ein Schillerfeind verschrieen zu werden, muß ich Schillers „Würde der Frauen" — „Ehret die Frauen, sie flechten und weben" — nach Gehalt und Form für eines der anfechtbarsten Gedichte klassischer Zeit erklären: der Mann ist ein wilder Kraftmensch, das Weib die holde, thatenlos siegende Bändigerin; dieser Contrast in überladenen Halb-Strophen ausgemalt.

„Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.
Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Pflegen sie sorglich mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er in des Denkens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Das Gedicht ist von Wilhelm Schlegel wohlfeil travestirt worden, was doch bei Goethes hausbackenster Poesie, der „Epistel" über Töchter-Erziehung, seine Schwierigkeit hätte. Friedrich Schlegel rief: „Männer wie diese müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen geziemte Gängelband und Fallhut;" und er meinte, das Ganze würde, strophenweise rückwärts gelesen, gewinnen. So stoßen denn Schillers „Würde der Frauen", deren mißbräuchlicher, fader Anrufung auch Goethe einmal den Rath „Sollten sich an Männerwürde erbauen!" entgegenstellte, und das Frauen-Evangelium der Romantik hart auf einander. Die Aufforderung, das Gedicht von rückwärts zu lesen, war viel mehr als ein impertinenter Witz, es war ein empörter Widerspruch feindlicher Ueberzeugungen. Urkunden dafür, um von dem lahmen Taumel einer „Lucinde" abzusehen, sind Friedrich Schlegels nicht reinhistorische, sondern auf die Gegenwart mit ihrer Gebundenheit und ihren sogenannten Philister-Ehen berechnete Aufsätze über die griechischen Frauen. Nicht mit dem Weiberverächter Simonides, dem antiken Schopenhauer, hat er es im geringsten zu thun. In das Zeitalter der Hetäre Aspasia, der hohen Kunst, der classischen Philosophie tritt er ein. Fern von Aristoteles, der sich über den kleineren Werth und die geringere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug habe ausdrücken können, vielmehr Plato und der Stoa lebhaft beipflichtend, fordert auch der romantische Apostel von dem idealen Freistaate, daß die öffentliche Erziehung sich auf die Frauen erstrecke: sie sollen an Gymnastik und Musik, an den öffentlichen Gesellschaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer theilnehmen; die Weiblichkeit soll wie die Männlichkeit zur höhern Menschlichkeit gereinigt werden; man soll das Geschlecht, ohne es zu vertilgen, der Gattung unterordnen. Mit Schiller und gegen Schiller fragt er leidenschaftlich: „Was ist häßlicher als die überladene Weiblichkeit, was ist ekelhafter als die übertriebene Männlichkeit, die in unseren Sitten, in unseren Neigungen, ja auch in unsrer besseren Kunst herrscht? . . . Nur selbständige Weiblichkeit, nur sanfte Männlichkeit ist gut und schön." Selbständigkeit also bildet das Hauptschlagwort dieser Heroldsrufe, dieser auch gegen die falsche Scham heftig eifernden jugendlichen Emancipations-Predigt. Wer mit Jean-Jacques den Frauen echte Begeisterung und hohe Kunst abspricht, soll auf die hellenische Tragödie und Sculptur, auf die lyrisch begeisterte Philosophin Diotima des Plato schauen. Und das Ideal der Selbständigkeit findet unser Kämpe, mit ungeheuerlichen Paradoxien, bei den lakonischen Weibern. Er selbst sah und verherrlichte eine Zeit lang in seiner Schwägerin Caroline, die, wie Helena, weit über's Grab hinaus Neigung und Abneigung entzündet, die auferweckte selbständige dorische Frau. Gewisse Berliner Salons, wo dann Rahel das Pfauenrad ihres Geistreichthums schlug und einen Putzladen der schönen Stellen oder Lichtstrahlen aufthat, schienen einen Herd und Hort der Zukunft zu bilden. Der stärksten und selbständigsten Frau des ganzen Zeitalters, Madame de Staël, folgte Friedrichs Bruder Wilhelm Schlegel jahrelang als Trabant, und wie es schwächlichen Männern neben kraftvollen Frauen zu gehen pflegt, er wurde da „abgesponnen wie ein Wocken".

Das aber ist sicher: was die Stellung des Weibes und damit die ganze Cultur im Orient und Occident tief unterscheidet, die freiere, höhere Stellung der abendländischen Frau, diese Selbständigkeit hat von den romantischen Generationen her neue Stärkung empfangen und entwickelt sich durch unser Jahrhundert fort. Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt Mutter Natur, die trotz alledem den Mann Mann, das Weib Weib bleiben läßt. Die Frau will nicht nur die ruhig lauschende, sinnig empfangende Hörerin sein, die Tochter nicht nur, nach jener launigen Goethischen „Epistel", als Köchin, Gärtnerin, Näherin, „im Stillen häuslicher Tugend entgegen reifen, den klugen Mann zu beglücken," sie will Anderes lesen als nur ein „Kochbuch, deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben;" wenn es auch gar Mancher recht sehr frommen möchte, in die „Davidis" zu gucken statt in die abstruse „Kreutzer-Sonate". Unsere rascheren und wirreren Lebensverhältnisse lassen den Frauen wenig Raum mehr, die wie die Besten des vorigen und des anhebenden neunzehnten Jahrhunderts mit der Therese des „Wilhelm Meister" um die Krone der wahren Haushälterin wetteiferten und zugleich ein viel intensiveres, dem heutigen frivolen Schmökern hoch überlegenes Lesen betrieben. Dies ist nur einer der Punkte, wo die moderne Bildung der abgelaufenen sicherlich nachsteht, und es gehört zu den schönen Aufgaben des Lyceums, mitdenkende Leserinnen außerhalb des Hörsaales anzuregen.

Unser Jahrhundert hat viel, aber noch lange nicht genug für den Unterricht in Künsten, Gewerben, Wissenschaften gethan. Das Wissen lebendig machen, das Ueberlieferte in inneren Besitz umschaffen, mit eigenen Gedanken durchdringen, nicht Aufgefangenes nachplappern und nicht die grünen Früchtchen vom Baum der Kenntnisse den Leuten an den Kopf werfen, wie es hier wohl mehr als anderwärts geschieht — darauf kommt es an.

Unser Jahrhundert hat vom vorigen aus die Frauen-Schriftstellerei bis zu bedenklichen Hochfluthen und Wassernöthen anschwellen sehen. Manche schrieben und schreiben, wie der Biber baut und die Strickmaschine strickt; aber ist es bei männlichen Literaten etwa besser? Und wenn ich drei Namen sehr verschiedenen Klanges nenne: George Sand, George Eliot, Marie von Ebner-Eschenbach, so stehen wir auf den Höhen der Literatur und bei unentbehrlichen Werken und Wirkungen. Wie ich auch nicht leugne, daß für manchen historischen Kleingelehrten die geistreiche Umsicht und künstlerische Darstellung einer Lady Blennerhassett, ohne allen Schaden für seine sogenannte „Exactheit", ein Ziel auf's Innigste zu wünschen wäre.

Sie, meine Damen, die Sie hier sitzen, haben zum kleinen Theile vor, die Gaben des Victoria-Lyceums berufsmäßig mit dem lebendigen Lehrwort oder mit der Feder zu verwerthen; die Meisten, die unsere Cyklen besuchen und deren Alters- und Bildungsverschiedenheit den Vorträgen nicht selten erhebliche Schwierigkeiten schafft, kommen zu freier Theilnahme und Anregung. Möchte auch den Vereinzelten, die zunächst nur herbeieilen, weil es Mode ist, hier ernst zu Muthe werden! Es giebt gewiß schlechtere Moden, als die, sich in Bildungssälen niederzulassen.

Nachdruck verboten.

Die Andreas-Nacht.

Novellette von Hellmuth Mielke.

In Hinterpommern giebt es ein Dorf, wo die die Leute noch nicht sehr klug sind. Sie glauben an den lieben Gott und den Heiland, weil ihnen ihr Pfarrer viel Gutes von Beiden erzählt und sie selbst sich als Menschenkinder fühlen. Weil sie aber sich als arme Menschenkinder fühlen, so glauben sie auch an den Teufel; denn von wem anders als dem Teufel soll es kommen, wenn dem Bauer plötzlich der Roggen verhagelt, oder seine beste Kuh ihm krepirt, oder er selbst eine schlimme Hand bekommt? Es mag mit der Herrschaft des Teufels auf Erden bestellt sein, wie es will; genug, in diesem Dorf in Hinterpommern hat er noch nicht abgedankt.

Nicht der ärmste und nicht der klügste von den Bauern war Hans Patzig, der eben die Wirthschaft übernommen hatte, da sein Vater sich auf das Altentheil setzte. Er verstand alle Künste, die den Bauern zieren, das Pflügen, Säen, Eggen, Dreschen und andere nothwendige Dinge; darüber hinaus hatte er leider Nichts übrig.

Von Gestalt war er ein starker, baumlanger Kerl mit einem gutmüthigen Gesicht, an dem, wie die amtliche Sprache des Militärpasses sich ausdrückte, Alles „gewöhnlich" war. Er war damit sehr zufrieden, denn es hätte ihn wirklich in Unruhe versetzt, wenn man an ihm irgend Etwas ungewöhnlich gefunden hätte. Was in anderen Augen diese Bezeichnung verdienen konnte, war einzig und allein sein Appetit; er aß sogar für zwei pommersche Bauern, und wer weiß, was ein pommerscher Bauernmagen zu leisten vermag, wird über diese Eßlust Hans Patzigs die Hände zusammenschlagen müssen. Indessen es bekam ihm sehr gut und schadete ihm nicht im geringsten.

Jung, gesund und stark, war er noch unverheirathet, aber es war immerhin Zeit, daß er daran dachte, sich ein Weib zu nehmen. Auch der Pastor hielt es ihm vor, denn er nahm sich gern seiner Gemeinde-Mitglieder in allen schwierigen Lebensfragen an. Er traf Hans Patzig einmal bei einem Spaziergang durch die Felder, als das Korn eingefahren wurde, und indem er den Fleiß des Bauern lobte, redete er ihm zugleich in's Gewissen, daß er auch für jemand Anders fleißig sein müsse, als für seine eigene Person.

Hans sah ihn groß an, ehe er ihn verstand, und nachdem es ihm klar geworden, daß der Herr Pastor mit ihm unzufrieden sei, entschuldigte er sich in seinem Platt, er hätte noch keine Zeit gehabt, und dann auch — wen? Aber er wolle sich das überlegen.

„Thun Sie's, mein lieber Patzig," sagte der Pastor, „und wenn Ihnen Nichts einfällt, kommen Sie zu mir. Ich weiß schließlich immer noch eine Frau für Sie."

Und der fromme Herr nahm vergnügt eine Prise. Er überflog in Gedanken die verschiedenen Jahrgänge seiner Confirmandinnen, wie viele bereits verheirathet und wie viele noch ledig seien, aber gewiß wünschten, einen fleißigen Mann zu bekommen. Es war ihm eine Freude, nicht blos für das Seelenheil der guten Kinder Sorge zu tragen, oder um die Wahrheit zu sagen: der Pastor war der größte Ehestifter des Dorfes.

* * *

Nun ist es merkwürdig, daß Hans, der an keine Braut und keine Geliebte dachte, doch schon Jemand gefunden hatte — ohne sein Wissen und Willen natürlich — von dem er geliebt wurde. Es kommt vor, daß der Herr die Magd liebt, ohne Gegenliebe zu finden; daß die Magd den Herrn unter solchen Umständen liebt, ist schon seltener. Und doch war es hier der Fall.

Tine Scholle — so hieß sie — stand bei dem Bauer in Dienst und Lohn. Sie war ein kleines, rundes, dralles Mädchen mit einem gesunden, frischen Gesicht und recht treuherzigen blauen Augen und drei Jahre jünger als Hans. Sie hatte sich in den jungen Bauer — nun, sagen wir nach dem städtischen Ausdruck — verliebt. Warum und wieso, darüber hätte sie kaum Auskunft geben können, aber vor Allem gefiel ihr, daß er so stark und so groß und so gut war. Und so verehrte sie ihn denn in ihrem kleinen, runden Herzen und sah ihn stets mit ihren treuherzigen Augen so freundlich an, daß ein Anderer als Hans vielleicht bereits Etwas gemerkt hätte. Allein Hans hatte Nichts gemerkt; für ihn war die Tine nur eine Magd wie die anderen Mägde und dazu da, die Kühe zu füttern, das Korn zu mähen und Brod zu backen.

Bisweilen träumte sie im Stalle oder in ihrer Kammer so vor sich hin und malte sich aus, wie hübsch es wäre, wenn sie als seine Frau ihm die Wirthschaft besorgte. Dann kam er hinzu und schalt sie aus, weil sie irgend Etwas schlecht gemacht oder vernachlässigt hätte. Und was er dabei für Kraftausdrücke gebrauchte! Ja ja, er war nicht umsonst Soldat gewesen. Der schöne Traum war gleich vorbei, und sie war innerlich verzweifelt, daß er nun und nimmermehr ihr Liebster werden würde.

Zuletzt hielt sie's nicht mehr aus. Es ging zum Winter, wo es auf dem Lande weniger zu thun giebt und wo Jeder mehr Zeit hat, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Da schlich sie sich eines Abends ganz verstohlen zu der alten Kathrine.

Die alte Kathrine stand im Ruf, mehr zu wissen und zu können, als andere Leute, und mit dem Heiland und dem Teufel auf gleich gutem Fuße zu stehen, weswegen man sie bald eine Hexe und bald eine Heilige nannte, je nachdem man ihre Künste in Anspruch nahm. Wollte ein Bauer seinen kranken Sohn oder sein krankes Pferd heilen, so kam er immer erst zur Kathrine; war ihm ein Stück Vieh gestohlen, so meldete er es nicht blos auf dem Amt, sondern auch bei dieser weisen Frau, die den Dieb bisweilen früher ermittelte, als der Gendarm, wobei sich nur der Gendarm in der Person irren konnte, nicht aber sie. Und wollte Jemand seinem Nachbar einen „bösen Zauber" anthun, so kam er ganz gewiß zur Kathrine, denn sie besaß eine ganze Menge von „Korakten-" oder Zauberbüchern.

Tine fand die Alte vor dem Suppentopf; die Dorfhexe löffelte mit einem hölzernen Löffel eine Milchsuppe aus und blickte mit ihren eingesunkenen, gerötheten Augen kichernd auf das junge Mädchen, das vor ihr stand und nicht wußte, wie es anfangen und was es sagen sollte.

„Nanu," knurrte die Alte, „wo thut's weh? Kartenlegen?"

Tine schüttelte den Kopf, ohne den Mund öffnen zu können.

„Ist er untreu geworden?"

Wieder verneinte Tine.

„Na, was denn, dumme Gans?"

„Ich möchte" — stotterte Tine — „ich möchte, Kathrin', ihn 'mal sehen."

„Wen, den Gottseibeiuns?" Und die Alte kicherte und wies auf einen schwarzen Kater, der eben miauend unter dem Strohbett hervorkam. „Da ist er."

Man sieht, die würdige Frau verstand das Handwerk, ihrer Kundschaft einiges Gruseln einzuflößen, aus dem Grunde. Tine schauderte und stieß einen Schrei aus, der wieder den Kater erschreckte, so daß er einen Satz durch die Stube machte. Jetzt wäre Tine vor Angst aus dem Häuschen gelaufen, wenn die Alte sie nicht mit einem energischen Handgriff festgehalten hätte.

„Dummes Ding, Dich so in's Bockshorn jagen zu lassen; ich habe Nichts mit dem Gottseibeiuns zu thun. Es ist ein alter Kater, den Dein Bauer mir selbst einmal geschenkt hat. Nun rede aber."

Und Tine redete, allein sie war zu scheu, um Alles zu bekennen. Sie wollte nur einmal wissen, wie ihr zukünftiger Liebster aussähe; ob Kathrine ihr denselben nicht im Zauber-Spiegel zeigen könnte.

„Mein Zauber-Spiegel ist mir gerade entzwei gegangen," erwiederte die Alte, „aber ich werde Dir sagen, wenn Du mir

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fünf Silbergroschen giebst, wie Dein Liebster Dir erscheinen muß."

Sie bekam das Geld und gab Tinen die nöthige Anweisung, die diese mit stockendem Athem anhörte.

* * *

Ein hinterpommerscher Bauer trägt schwerer an einem Gedanken, als irgend ein Anderer. Hans brauchte mehr als einen Monat, um sich klar zu machen, was ein Weib nehmen heißt, und als er es wußte, war er noch lange nicht entschlossen, auch eins zu nehmen. Schließlich sprach er mit seinem alten Vater darüber.

„Ja, Hans," meinte dieser, „Du mußt es ja wissen."

„Nehmen möcht' ich wohl 'ne Frau," sagte Hans „und ich möcht's auch wieder nicht."

„'s wär' von wegen der Wirthschaft," spann der Alte bedächtig einen Gedankenfaden aus, der ihm innerlich zu schaffen machte, „wenn sie" — er meinte die zukünftige Frau — „Geld hätte —"

„Ja, wenn sie Geld hätte!" sagte Hans.

„Und einen Bauerhof einbrächte" — fuhr der Alte fort.

„Das wäre!" sagte Hans, und seine nachdenkliche Stirne heiterte sich auf.

„Und tüchtig wäre und 'was schaffte" — meinte der alte Bauer.

„Tüchtig muß sie sein"— sagte Hans erfreut, „und was schaffen."

„Aber" — und nun zerriß der Alte muthwillig seinen Faden, „das ist solch ein Ding damit. Die Frauensleut' taugen Nichts mehr heutzutag."

„Ja, das ist solch Ding," meinte Hans und zeigte wieder sein bedenkliches Gesicht, und dann schwiegen Vater und Sohn eine lange Pause.

„Geh' doch mal zu unserm Pastor," meinte endlich der alte Bauer, „er hat ja gesagt, daß er eine Frau für Dich weiß."

Hans ging am Nachmittag zum Pastor. Dieser saß gerade beim Kaffee und lächelte freundlich, als der junge Bauer bescheiden bei ihm eintrat und an der Thür stehen blieb, in streng militärischer Haltung, als wäre der Herr Pastor so eine Art Feldwebel und jeder Bauer ihm gegenüber ein Rekrut.

„Ei, was bringen Sie Schönes, mein lieber Patzig?"

„Herr Pastor, ich will heirathen."

„Das ist recht, das ist brav," rief der Gottesmann, vor Ueberraschung sich von seinem Stuhle erhebend. „Sie kommen wohl schon wegen des Aufgebots?"

„Nein, Herr Pastor, ich komme wegen der Frau."

„Na, was ist denn mit der Frau?"

„Sie haben mir gesagt, Herr Pastor, Sie wüßten 'ne Frau für mich, und da wollt' ich Sie bitten, mir die Frau zu nennen, damit ich sie heirathen kann."

„Hm, hm," machte der Pastor, ein wenig aus der Fassung gebracht. „Sie haben sich also noch nicht umgesehen unter den Töchtern des Landes? Ja, das ist schlimm. Aber warten Sie 'mal, mein lieber Patzig, setzen Sie sich einmal hierher, wir wollen sehen, ob wir gemeinsam eine Frau für Sie finden."

Und indem er in Gedanken die Reihe seiner früheren Confirmandinnen musterte, soweit sie noch nicht versagt oder schon heirathsfähig waren, begann der freundliche Herr, dem jungen Bauer eine Partie nach der anderen vorzuschlagen. Da wäre die Minna, die Sophie, die Auguste, die Anna — lauter wohlhabende Bauerhofs-Besitzer-Töchter und alle in dem Alter, einen jungen Mann glücklich zu machen. Die möchte er sich doch einmal näher ansehen und unter ihnen sich Eine, die ihm gefiele, aussuchen. Hans sagte, das wolle er thun und er danke dem Herrn Pastor auch schön.

In den nächsten Wochen ging Hans also auf die Freite. Aber er hatte kein Glück mit den jungen Schönen. Die Minna war ihm zu vornehm, die Sophie zu bösartig, denn sie lachte ihn immer aus, die Auguste schielte, und die Anna gefiel ihm ganz und gar nicht. Er kam also zum Pastor wieder, um ihm das zu sagen. Der fromme Herr war nicht sehr erbaut davon.

„Ja, mein lieber Patzig, vollkommen ist Nichts in der Welt, auch Sie selbst nicht. Aber wir sind ja noch nicht am Ende, wenn Sie nicht so sehr auf die Aussteuer sehen. Da ist noch die Lina, ein sehr gutes, frommes Mädchen, die Marie, die Munterste von meinen früheren Confirmandinnen, die Ernestine, die ihrem Vater die Wirthschaft führt, die Bertha, die allerdings schon ein bischen ältlich ist, und die Elise, die jedoch nicht Viel hat. Sehen Sie sich doch auch die mal an."

Und Hans machte sich auch mit diesen jungen Mädchen bekannt, indem er bei den Eltern derselben auf Besuch kam. Die Lina erwies sich schon am ersten Abend als zu fromm für ihn, denn sie las fortwährend in ihrem Gesangbuch. Die Marie behandelte ihn als einen Hansnarren, den sie zum Besten haben könne, und so dumm Hans auch war, Hansnarr wollte er doch nicht sein. Mit der Ernestine und der Elise war Nichts mehr anzufangen, die beiden Mädchen hatten sich bereits einen Schatz angeschafft, und so blieb nur die Bertha übrig. Aber die war ihm zu alt, da hätte er auch seine eigene alte Obermagd heirathen können. Wieder kam er zum Pastor, um demselben seine Noth zu klagen.

Der Seelsorger verlor schon seine gute Laune, als er den langen Hans wieder ohne Braut sah. Er wusch ihm gehörig den Kopf mit eifrigen Ermahnungen und machte den jungen Bauer so wirr, daß es diesem leid that, sich auf solchen Handel überhaupt eingelassen zu haben. Mit Mühe stellte der Pastor darauf noch eine Reserve von angehenden Bräuten auf und entließ Hans, indem er ihm einschärfte, nicht so störrisch zu sein.

An einem Sonnabend saß der Pastor in seiner Studir-Stube und ging seine Predigt durch, mit der er am Sonntag seine Gemeinde zu erbauen gedachte. Da klopfte es, und auf sein ärgerliches „Herein" (er wollte nicht gerne bei seiner Predigt gestört werden) sah er Hans Patzig in der Thür erscheinen und in strammer Haltung, die Mütze in der Hand, vor ihm stehen.

„Ach, lieber Freund, kommen Sie doch in der nächsten Woche wieder."

„Herr Pastor, ich will Ihnen nur sagen, mit der Braut ist das Essig."

„Na, dann gehen Sie," rief der Pastor, mehr als unwillig, seine guten Dienste so belohnt zu finden. „Sie finden im Leben keine Braut oder Frau, der liebe Gott müßte sie Ihnen denn im Schlafe schenken."

„Ach, Herr Pastor, wenn er es man thun wollte!" sagte Hans, aber er sagte es mehr draußen als drinnen, weil der Pastor ihn bei den Schultern genommen und sachte aus der Stube geschoben hatte.

So ging Hans selbst etwas ärgerlich nach Hause und dachte unterwegs darüber nach, ob wohl der liebe Gott ihm den Gefallen thun würde, von dem der Pastor gesprochen hatte.

* * *

In der nächsten Woche war Andreas-Tag. Am Abend vor diesem Tage trieb Tine in ihrer Kammer ein wunderliches Wesen. Es traf sich gut, daß die Magd, mit der sie zusammen schlief, zu ihrer kranken Mutter gerufen worden war; so war sich Tine auszukleiden, wusch sich sauber und rein, zog neue Schuhe an, legte dann ein schönes, funkelnagelneues Kattun-Kleid an und machte sich vor ihrem Spiegel das Haar zurecht, so daß die schwarzen Flechten eine kleine Krone bildeten. Mit zitternden Händen holte sie aus ihrer Kommode zwei seltsame Dinge hervor, einen kleinen, weißen Schleier und einen grünen Kranz.

Sie seufzte auf, als sie diese Herrlichkeiten ansah, aber nicht darüber, daß sie ihren letzten Spargroschen dafür ausgegeben hatte. Darauf nahm sie zwei Talglichter und befestigte sie dadurch, daß sie das untere Ende derselben erwärmte, auf einem kleinen Holzbrett, das sie auf ihre Kommode am Fenster stellte, denn sie besaß leider keinen Leuchter. So wartete sie, bis die Dorfuhr halb Zwölf geschlagen hatte; nun legte sie den Schleier an und setzte den Kranz auf. Sie gefiel sich selbst, wie sie sich im Spiegel betrachtete, eine so hübsche Braut hatte sie noch nicht gesehen.

Die Mitternacht kam. Tine zündete die beiden Lichter an, und während die zwölf Schläge der Uhr durch das schweigende Dorf hallten, streute sie eine Hand voll Leinsamen und Hafer vor ihr Bett und sprach mit leiser Stimme und klopfendem Herzen:

„Ich säe Hafer und Lein,
Daß mein Herzliebster erschein;
Wie er am Tage ist gegangen fein,
Soll er mir jetzt bei Nacht erschein'n."

Dann legte sie sich im vollen Brautschmuck auf ihr Bett und wagte kaum zu athmen vor Angst und Spannung. Er würde kommen, hatte die Alte gesagt, mitten in der Nacht. Das Zauberspröchlein müßte seine Wirkung thun.

So wartete sie denn. Die Zeit ging hin, und Tine wurde müde. Sie hatte sich den Tag sehr quälen müssen. Noch dachte sie eine Weile, die Thür müßte sich aufthun und Hans hereinkommen, dann fiel sie auf das Bett zurück und schlief ein. —

Der alte Patzig konnte des Nachts nicht ordentlich schlafen, er stand dann wohl auf und rumorte im Haus und in den Ställen herum. Es war etwa zwei Uhr, als er jetzt über den Hof ging. Herr des Himmels! Was was das? So schnell seine alten Beine ihn tragen konnten, lief er in die Kammer, wo der Sohn schlief.

„Steh auf, Hans, Feuer — Feuer!"

Der Schreckensruf, in Hansens Ohr geschrien, machte diesen sofort wach.

„Wo, Vater, wo?"

„In Tinens Kammer. Das Haus brennt."

Der Alte war schon wieder fort, um die Knechte zu rufen und das Dorf zu alarmiren. Hans rieb sich noch einmal die Augen, kleidete sich hastig an und setzte seine Beine in Bewegung. In Tinens Kammer sollte es brennen. Na, das war ein Unglück. Die verdammte Magd! Er roch schon den Brandgeruch und tappte im Dunkeln im Hause herum, um das Feuer zu finden, kaum daran denkend, daß vor Allem Wasser nöthig sei.

Der Brandgeruch führte ihn. Hinter einer Thür hörte er es knistern, da mußte es sein. Am Ende war die nachlässige Magd schon verbrannt. Und während er sie verwünschte, that sie ihm zugleich wieder leid. Es fiel ihm erst jetzt ein, daß sie doch ein schmuckes Mädchen gewesen war, so jung und niedlich — und nun — Herr du mein Gott — verbrannt!

Eilig riß er die Thür auf, dicker Rauch drang ihm entgegen. An dem Fenster loderte eine Flamme und schlug hoch auf. Er stürzte auf das Bett zu und packte eine Gestalt, die angekleidet auf demselben lag, Mund und Augen hielt er vor dem Rauch geschlossen. Draußen auf dem Flur kam ihm eine erschrockene Magd, eine Oel-Lampe in der Hand, in die Quere.

„Herrjeh, ist denn das die Tine?"

Jetzt sah Hans sich seine Last an, die er trug, und stutzte selbst. Die Tine im Brautschmuck und in seinen Armen! Von der frischen Luft ermuntert, schlug sie eben die Augen auf und sah ihn vorwurfsvoll und gar nicht verwundert an.

„Kommst Du endlich, mein lieber Hans? Ich glaube, ich war schon eingeschlafen," sagte sie noch halb im Traum.

* * *

Die alte Dorfhexe und der Pastor haben Beide Recht behalten. Der Tine ist ihr Liebster wirklich in der Andreas-Nacht erschienen, und Hans hat nur dadurch eine Braut bekommen, daß der liebe Gott sie ihm im Schlafe bescherte. Das Feuer, das durch Tinens Lichter ausgekommen war, war nicht gefährlich und bald gelöscht. Aber seit der Nacht hielten es die Beiden mit einander, und nachdem sie sich gegenseitig Alles erzählt hatten, waren sie einig. Und wie sie ein abergläubisches Brautpaar waren, so wurden sie auch ein abergläubisches Ehepaar, und freilich, sie hatten Grund zu ihrem Aberglauben.

Nachdruck verboten.

Leidversunken.

Siehe das Bild Seite 169.

Kalten, feuchten Hauch athmen die kahlen Wände der Krypta. In ernster Gradheit steigt die Säule auf, die auf den Steinplatten des Gruftgemäuers fußt. Dunkle Nacht schwärzt das Fenster. Dumpfe Kellerluft weht der jungen, schwarzverhüllten Frau entgegen, die das Licht auf die Gruft-Platten setzt und seufzend in die Kniee sinkt. Durch einen röthlichen Nebelring blitzt die Kerzenflamme auf und sprüht ihre Funken auf die faltigen Vorhänge im Hintergrund, gießt helle Lichtstreifen auf Wand und Säule und leuchtet mit hellem Strahlenglanz auf das bleiche Gesicht der weinenden Frau.

Schweigend begehen die Lebenden das Fest ihrer Todten. Still, todesstill ist es in dem engen Gewölbe, still ist es auch da draußen, jenseits der Säulen und Mauern, auf dem weiten Kirchhof. Zitternd und funkelnd glimmen auf den Gräbern in langer, stimmender Reihe die Lichter; flüsternd und scheu drängen sich die Lebenden auf den Kieswegen. Den Schmuck der Denksteine, die Blumen und Kränze bewundernd, oder im leisen Geplauder ihre Neugier befriedigend, oder in stummer Andacht die Ruhestätten verstorbener Lieben grüßend, treiben die Menschenmengen im langsamen Strome vorwärts. Mag hier oder da ein Grab durch prächtigeren Glanz das Auge fesseln und das Kerzlein auf der Nachbar-Gruft überstrahlen — so arm ist Keiner, daß er Heute nicht ein Licht für seine Todten hätte. Und wo etwa doch ein verwitterter Grabstein oder ein verschütteter Hügel dunkel in all' der Helligkeit daliegt, da scheint er sich stumm zu beklagen, da scheint er bittend um Beachtung zu flehen, wie der Bettler am Feiertag; und mit wehmüthiger Scheu blickt man danach hin und fragt sich, wer der Aermste sei, den Niemand kennt, den die Menschen vergessen haben am Tage „Aller Seelen", an dem Tage, der in alle Trauernden den Trost gießt, daß das ganze Schicksal des Menschen gemeinsam ist, an dem Tage, der alle die stillen Wanderer auf dem Friedhof sich fühlen läßt, Hoch und Gering, als eine große Menschen-Familie.

Einsam ist nur sie da drinnen in der feuchtkalten Krypta, einsam bei den welken Kränzen, die sie von den grauen Steinen fortgeschoben hat, um an ihre Stelle den frischen, grünen zu legen, den ihre gefalteten Hände halten und auf den sie niederblickt, betend, träumend. Ja sie träumt von ihm. Seine Seele steigt vor ihr auf beim trüben Kerzenschimmer. Urplötzlich ist er vor sie hingetreten, mitten heraus aus den kahlen, kalten Mauern, mitten hinein in den nebligen Dunst. Da steht er ja wieder vor ihr, schlank und jung, liebevoll und stark. Da spricht er ja wieder zu ihr mit der alten, ihr so vertrauten Stimme. Da legt er wieder den Arm um sie und flüstert und kost und tändelt mit ihr wie in alter Zeit. Und über ihre vergrämten Züge geht es leise, ganz leise wie ein dämmerndes, erwachendes Lächeln. —

Es ist der einzige Abend im ganzen Jahr, der die Todten reden läßt zu den Lebenden, am Grab, in der Stille beim Kerzenschein. Es ist der erste Abend, der ihr wieder ein Lächeln geschenkt hat. Wenn es nur nicht so schnell verschwinden müßte, wie das Licht verlischt auf den grauen Steinen, zugleich mit dem glücklichen, seligen Traum.

Nachdruck verboten.

Gewissensfrage.

Siehe das Bild Seite 173.

Der breitkrämpige Südwester, die Theer-Jacke und die gestickte Hose sind ihm von jeher lieber gewesen, als der Sonntags-Anzug der schmucken Burschen, und die Landratten hat er nie begreifen können, die sich wundersviel darauf einbilden, wenn sie am Winter-Abend neben dem warmen Ofen unterm eignen Dach sitzen können. Mit Verachtung hat er stets auf sie herabgeblickt, und so etwas Aehnliches wie Verachtung empfand er auch, als er mit seinen schweren Holzpantinen lärmend in das kleine Häuschen seiner Muhme trat. Was galt ihm ein Haus, das nicht im Sturmwind schwankt, wie das seine draußen auf den Wellen!

Wie er sie da wieder vor sich stehen sah. Wie sonderbar verlegen sie vor ihm hintrat. Schien es nicht, als schäme sie sich vor ihm? Oder hatte sie gar Angst? Was brauchte so ein großes, stattliches Mädchen die Augen niederzuschlagen vor einem Burschen, wie er einer war. Ihm schien die pralle Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopf und den kräftigen Armen zu erschlaffen, und fast verlegen kehrte sie zurück zu ihrem hohen Stuhl neben dem mächtigen Korb, und ihre muskulösen Finger knitterten zwecklos das Wäschestück, das sie eben noch so fleißig bearbeitet hatten. Das stimmte ihn heiterer, und laut auflachend ließ er sich ihr gegenüber nieder und setzte die Füße mit den klappernden Holzschuhen auf die saubere Strohmatte.

Sauber war hier Alles, unendlich sauber. Wie alt der dunkle Schrank sein mochte, wie rauchig es gegenüber im Kamin auch qualmen mochte, es sah doch sonderlich behaglich aus in dem Zimmer. Die blanken Teller auf dem reinlichen Holzsims blitzten, die Zinnkrüge funkelten und die großen Kessel am Feuer sprühten und leuchteten. Auf der Matte am Boden war kein Stäubchen zu sehen. Die Steinfliesen glänzten frisch geschuert, und all das Linnenzeug in dem großen Korbe duftete förmlich. Wer ein rechter Seemann ist, der weiß so Etwas zu schätzen. Blitzblank muß so ein holländischer Kauffahrer an jedem Morgen in die Fluthen springen. Und hier auf diesem Landschiff mußte eine brave, tüchtige Capitänin commandiren. Das merkte man.

Sah sie denn nicht auch so aus? Das frische, faltige, weite Kleid, die weiße Haube und das lebensfrohe Gesicht darunter, das nur heute so sonderbar schüchtern dreinschaute — paßte diese ganze Erscheinung nicht trefflich in das Heim, dessen Gebieterin sie war? Er mußte wieder lachen, wie er sich das überlegte.

Der Thee war fertig geworden, trefflicher Rum war zur Stelle, und wie zierlich sie das Alles zu kredenzen wußte! Wie sanft sie sich bewegte in all ihrer Fülle und Kraft! Mit wie kindlicher Aufmerksamkeit sie seinen Seemanns-Geschichten lauschte! Potz Tausend — wurde ihm plötzlich wohlig zu Muth in dem Landratten-Haus beim knisternden Kamin-Feuer, während es draußen wetterte und tobte! Er hatte die Sehnsucht nach Schiff und Meer vergessen, und eine andere Sehnsucht überkam ihn, mächtig, sturmgewaltig! Er sah nur noch sie inmitten all ihres Eigenthums, sie, die ihn nie vergessen hatte während seiner langen Fahrten, und urplötzlich, wie es Seemanns-Art ist, polterte er, immer noch lachend, die schwere, verhängnißvolle Frage heraus — die Gewissensfrage.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Kentia-Palmen. Die Kentien, d. h. die zur Gattung Kentia gehörenden Palmen, nehmen zweifellos unter allen zur Zimmer-Cultur geeigneten Palmen-Arten mit die erste Stelle ein. Früher waren diese Palmen außergewöhnlich theuer; nachdem aber in den letzten Jahren keimfähige Samen verschiedener Arten in großen Massen nach Europa gelangten, sind sie in Belgien und neuerdings auch in Deutschland zahlreich cultivirt worden. Die Kentien sind Federpalmen mit elegant gebogenen, theils dunkelen, theils gelbgrünen, unbewaffneten Wedeln. Alle Arten sind Zimmer- und Schmuckpflanzen ersten Ranges, die sich an hellem Standort in einem während des Winters nur mäßig geheizten Zimmer zu großartiger Schönheit entfalten. Sie lieben wie alle Palmen jährlich einmaliges Verpflanzen, gleichmäßige Feuchtigkeit, und ihre Blätter müssen, öfter mit weichem Schwamm gewaschen, bei warmer trockener Witterung auch täglich ein bis zwei Mal bespritzt werden. Schöne Arten sind: Kentia Canterburyana, Balmors Kentie (K. Balmoreana), Forsters Kentie (K. Forsteriana), die australische Kentie (K. australis), Lindens Kentie (K. Lindeni) und die allerliebste zierliche Kentie (K. gracilis), eine Miniatur-Palme von seltener Anmuth. Zwei ganz neue Arten, die gedrungen wachsende, dunkelgrüne Kentia Buchenbergeriana und Kentia Forsteriana aurea mit gelben Wedeln, sah ich jüngst in Gent (Belgien). Balmors- und Forsters Kentie sind die verbreitetsten und deshalb billigsten Arten, deren Beschaffung in erster Linie anzurathen ist.

Die Flamingo-Pflanze (Anthurium Scherzerianum) als Zimmerblume. Unter den modernen Tropen-Gewächsen, die sich durch Dauerhaftigkeit, Schönheit, reiches und langes Blühen auszeichnen, gebührt der Flamingo-Pflanze die erste Stelle. Die Gattung Anthurium, zu der diese Pflanze zählt, gehört zur Familie der Arongewächse (Aroideen), deren Verbreitungs-Gebiete sich fast über die ganze Erde erstrecken. Als Scheinschmarotzer finden wir die Anthurien in über zweihundert Arten in den Urwäldern der Tropen, wo sie meist mit Hülfe mächtiger Luftwurzeln an den Baumstämmen emporklimmen und sowohl durch ihre riesigen, oft schön gezeichneten oder metallisch glänzenden Blätter, als auch nicht selten durch herrliche Blüthen einen imposanten Anblick gewähren. Von allen eingeführten Arten ist die von H. Wendland in Costa Rica und von Scherzer in Guatemala entdeckte Scherzers Flamingo-Pflanze die bescheidenste. Die Blätter dieser Art sind schwarzgrün, länglich-lanzettlich und von lederartiger Beschaffenheit. Bei guter Cultur bildet sich in jeder Blattachse ein Blüthenstengel, der sich über die Blätter erhebt und — wie bei den bekannten Calla und allen Arongewächsen überhaupt, in den sogenannten Blüthenkolben endigt. Dieser Kolben ist von einem im feurigsten Scharlach prangenden Hüllblatt umgeben. Nicht in den Blüthenkolben, sondern einzig und allein in den Hüllblättern liegt der Schmuckwerth der Blumen, und da diese Hüllblätter an den heimischen Standorten der Pflanze außerordentlich unscheinbar waren, hielten es die Forschungs-Reisenden lange nicht für lohnend, Flamingo-Pflanzen nach Europa einzuführen. Die anfangs unscheinbar blühende Pflanze ist durch sachgemäße Cultur im Lauf des letzten Jahrzehntes erheblich vervollkommnet worden, die kleinblumigen Sorten sind verschwunden und an ihre Stelle traten Züchtungen mit geradezu riesigen Blumen. (Anthurium Scherzerianum grandiflorum und giganteum). Zu den großblumigen Sorten mit feuerrothem Hüllblatt ist in neuester Zeit eine prächtige Züchtung mit weißer Blüthenscheide getreten (A. grandiflorum album); andere zeigen das denkbar dunkelste Roth, und wieder andere haben gefleckte, getigerte und getuschte Blüthenscheiden.

Besonders werthvoll als Zimmer-Pflanzen sind die Anthurien durch ihr unermüdliches Blühen; zu jeder Frist im Jahre und besonders auch im Winter zeigen sie ihr Hochzeitskleid, eine Blüthe folgt der anderen, und jede von ihnen hält sich zwei volle Monate in unveränderter Pracht.

Wird der stäubende Blüthen-Kolben durch Insecten oder mit einem feinen Pinsel befruchtet, so treten nach sechs bis acht Monaten kleine Beeren aus ihm hervor, die eine unvergleichlich schöne, glänzend rothe Färbung zeigen.

Scherzers Flamingo-Pflanze gedeiht nur in einer eigenthümlichen Erdmischung, die aus Stückchen grober Haideerde und Holzkohle, aus Wurzeln von Wald-Farrenkräutern und gehacktem weißen Sumpfmoos zusammengesetzt wird. Im Hochsommer begnügen sich die Pflanzen mit einer schattigen Stelle im Garten; während des übrigen Jahres pflegen wir sie am Fenster des Wohnzimmers, schützen sie vor brennender Sonne, spritzen sie bei warmem Wetter mit dem Zerstäuber und halten die Erde stets gleichmäßig feucht. Bei guter Pflege dauern die Pflanzen viele Jahre lang im Zimmer aus, blühen immer reichlicher, erreichen aber niemals eine solche Größe, daß sie unbequem werden könnten. Starke Exemplare lassen sich leicht und sicher durch Theilung vermehren.

Aus Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Dörren der Gemüse. — Im Anschluß an unseren neulichen Artikel über das Dörren von Obst empfehlen wir für das Dörren von Gemüse einen Ofen, der sich neuerdings vorzüglich bewährt hat, die „Ryderſche Darre". Sie ist, für den Kleinbetrieb im Hause in verschiedenen Größen angefertigt, von Andersen in Hamburg, oder von Mayforth & Co. in Frankfurt a. M. zu beziehen. Wer Gemüse dörren will und die Kosten der Anschaffung des genannten Apparates, der die feinsten Präserven liefert, nicht scheut, der wird von den Fabrikanten Abbildung und Beschreibung erlangen können, im allgemeinen indessen sind die käuflichen, bereits getrockneten, Gemüse so billig, daß die Mühe nur in einzelnen Fällen lohnt.

Die Vorbereitung der Gemüse für das Dörren ist stets dieselbe; sie müssen völlig reif und frisch sein, man wäscht und zerkleinert sie, wo es nöthig ist. Schnittbohnen werden in kochendem Wasser einige Minuten aufgekocht, abgetropft, auf die Horden gelegt, in den Dörrofen geschoben und in einer Stunde getrocknet. Prinzeß-Böhnchen werden nach dem Abfasern abgebrüht und ebenso gedörrt, Perl- und Wachsbohnen bedürfen längerer Trockenzeit. — Junge Schoten müssen etwa drei Minuten kochen, werden auf ein Sieb geschüttet und nach dem Abkühlen auf Horden von sehr feinem Draht so lange gedörrt, bis sie steinhart geworden sind. — Kohl ist am schwierigsten zu dörren; er enthält viele Wassertheile, die langsam verdunsten, und wird daher nur in einem Dörr-Apparate, wie dem Ryderschen oder Aldenschen, tadellos, in der schwachen Backofen-Wärme dauert das Dörren sehr lange. Zudem ist Kohl gerade bis in das Frühjahr hinein frisch käuflich. Will man ihn dörren, so entblättert man ihn, befreit ihn von den stärksten Rippen und brüht ihn in einem Siebe im Wasser drei Minuten; dann legt man die einzelnen Blätter auf die Horden und schiebt sie in den Dörrofen. Das Entblättern des Kohles ist dem Feinhobeln vorzuziehen. — Alles Suppengrün, auch Möhren, Sellerie u. s. w. lassen sich gut trocknen. Die verschiedenen Kräutersorten werden fein zerschnitten und ungebrüht im Ofen gedörrt. Wurzeln, Sellerie und Möhren brüht man ab, nachdem man sie in feine Scheiben zerschnitten, und dörrt sie dann.

Neuerdings trocknet man auch Kartoffeln, denen man in diesem Zustande für die Verpflegung der Armee im Felde eine große Zukunft prophezeit. Roh lassen sie sich nicht dörren, sie werden dann schwarz. Man kocht sie daher in der Schale gar, zieht sie ab, schneidet sie in dicke Scheiben und dörrt sie so lange, bis die Scheiben durchscheinend sind. Uebrigens treibt man auch vielfach diese Kartoffeln durch eine der bekannten Purée-Pressen und trocknet sie dann; sie haben die Form von Fadennudeln und geben einen trefflichen Kartoffelbrei.

Nur Spargel hat sich bislang noch nicht trocknen lassen; bei demselben ziehen sich beim Dörren die Zellen so eng zusammen, daß sie nachher beim Zubereiten kein Wasser wieder aufnehmen und der Spargel hart und trocken bleibt.

Die Zeit des Dörrens richtet sich nach der Dicke und dem mehr oder minder großen Wasserreichthum der Pflanzen. Es ist daher ein gleichmäßiges Zerkleinern und Belegen der Horden von größter Wichtigkeit für die Herstellung guter Präserven. Das vollständig trockene Gemüse muß an der Luft erkalten und wird dann in Säckchen, Kistchen oder auch Büchsen trocken aufbewahrt.

Was endlich die Zubereitung gedörrter Gemüse anbetrifft, so ist sie fast die gleiche wie bei den frischen; nur Wachs- und Perlbohnen, auch manche Kohlarten sollte man lieber wenigstens einige Stunden einweichen. Beim Kochen ist ein kleiner Zuckerzusatz sehr zu empfehlen, besonders bei Schoten und Möhren darf er nicht vergessen werden. Die englischen Bereitungsweisen — also nur in Salzwasser gekochte, mit Butter übergossene Gemüse — habe ich bei dem Dörrgemüse nicht rathsam gefunden; eine kräftige Fleischbrühe oder, wo diese nicht vorhanden ist, wenigstens ein kleiner Zusatz von Liebigs Fleisch-Extract ist nach meiner Erfahrung nöthig, wie auch eine Würze von frischer Petersilie, wo irgend angängig, sehr zu empfehlen; dann aber liefern gute Dörrgemüse auch ein von frischem Gemüse kaum unterscheidbares Gericht. L. H.

Wie ich einen Selbstkocher verfertigte. — Seit einiger Zeit werden von verschiedenen Haushaltungs-Geschäften sogenannte „Selbstkocher" in den Handel gebracht; Apparate, die ohne directe Feuerung die Speisen fertig kochen. Es ist dies das Prinzip der „norwegischen Küche", beruhend auf einer Ausnutzung des physikalischen Gesetzes, daß ein Körper, der von einer genügenden Menge schlechter Wärmeleiter umhüllt ist, seine Wärme — respective Kälte — nur sehr langsam abgiebt. Das Eis schmilzt nicht, wenn es in Wolle oder Sägespähne verpackt ist, kochendes Wasser bleibt viele Stunden lang heiß, wenn das Gefäß mit einem wollenem Tuche umwunden wird.

Ein solcher Selbstkocher besteht aus einem doppelwandigen Blech-Cylinder, mit 2—3 Finger dicker Einlage von Filz. Der Durchschnitt des inneren Cylinders ist genau der Größe der emaillirten Einsatztöpfe angepaßt, die mit sehr fest schließendem Deckel und umlegbarer Handhabe versehen sind. Der Boden und der Deckel des Kochers sind ebenfalls gefüttert. Diese Apparate functioniren, wie ich mich selbst überzeugte, vorzüglich; sie haben nur einen Fehler: sie sind nicht billig! Daß eine große Ersparniß an Zeit, Geld und Mühe bei Benutzung des Kochers erzielt wird, versteht sich von selbst; denn es bedarf nur eines Ankochens der Speise, eines Verschließens und Einsetzens, und dann kocht sich das Gericht allein fertig. Dabei ist ein Verdampfen und Anbrennen ausgeschlossen; man braucht keine Feuerung zu unterhalten, ja, das Dienstmädchen kann einer jeden anderen Arbeit nachgehen, das Essen ist im richtigen Moment bereit. — Alle diese Vorzüge vereinigt auch mein selbst verfertigter Apparat, und dabei kostet er nur 5 Pfennige, nämlich die Auslage für die Nußbaum-Beize, mit welcher ich den Kasten an der Außenseite anstrich.

Ich suchte mir eine starke Holzkiste von 45 cm Höhe zu 35 cm Breite und 35 cm Tiefe, sammelte einige Zeit alle Abfälle von Wolle, Tuchresten und schadhaft gewordenen Herrenkleidern, zertrennte Alles, reinigte es und nagelte diese Wollenstücke 8 cm dick an die Wandungen, den Boden und Deckel der Kiste, die Zwischenräume mit loser Wolle ausfüllend. In die leergebliebene Mitte, deren Raum dem Format meines Kochtopfes angemessen ist, kommt ein sauberer Sack von Baumwollstoff, in den ich den Topf stecke, so daß die Fütterung eben so wenig mit der Speise in Berührung kommt, wie die Kohle, die der Herdfeuerung dient.

Ich muß gestehen, daß ich nur mit Herzklopfen mich an die Beschickung des Kochers machte. Das Rindfleisch wurde mitsammt dem Gewürz und der Suppen-Einlage um sieben Uhr früh auf dem Petroleum-Ofen in's Kochen gebracht und so lange auf dem Feuer gelassen, — circa ½ Stunde, — bis man annehmen konnte, daß auch im Inneren des Fleisches eine Temperatur von 100° Celsius erreicht sei.

Nachdem der Topf mit festschließendem Deckel versehen war, wurde das Gericht in den Kocher gestellt, ein Kistchen, mit Wolle gefüllt, darüber gelegt und der Deckel geschlossen. Weder meine Familie noch ich selbst trauten der Sache; heimlich hatte ich sogar ein Reserve-Fleisch bereit', aber, wer beschreibt mein Erstaunen, als um zwölf Uhr der Topf herausgenommen wurde und Suppe und Fleisch tadellos und schmackhaft ohne Weiteres zu Tische gegeben werden konnten. Aus lauter werthlosen Resten habe ich meinen Kocher zusammen gesetzt, erspare täglich ein gut Theil Feuerung und Mühe, und was das Wichtigste ist: der Kocher bewährt sich täglich mehr. Natürlich gehört, wie zu Allem, auch hierzu, bei der Vorbereitung der Speisen für den Apparat Uebung. Besonders geeignet ist dafür ein Petroleum- oder Gasofen. Die Hauptsache ist: daß vor dem Einsetzen die Speise durch und durch kocht, so wie, da kein Verdampfen möglich ist, daß von Anfang an nur so viel Wasser beigegeben wird, als unbedingt nöthig ist. Braten kann man nicht im Apparat, nur kochen. Ganz vorzüglich werden alle Suppen, Hülsenfrüchte, Reis, Backobst, Puddings, Ragouts, gedünstete Crème ꝛc. Wasser bleibt Tage lang warm. Es schadet nicht, wenn man die Speisen zu verschiedenen Zeiten einsetzt; auch kann man einen Topf herausnehmen, ihn wieder in's Kochen bringen und von Neuem einsetzen.

Ein Feuchtwerden der gefütterten Wandung ist natürlich zu vermeiden; bei Töpfen mit gut passendem Deckel und einigermaßen sorgfältiger Behandlung kommt dies wohl kaum vor. Sollte aber durch Ungeschick etwas verschüttet werden, so erneuert man den Sack aus Baumwollstoff und stellt den Kocher offen zum Austrocknen in die Sonne. —m—

Fragen.

Weihnachts-Gedicht. — Welche freundliche Leserin wollte ein einfaches, sinniges Weihnachts-Gedicht, vor dem Christbaum vorzutragen, mittheilen? Abonnentin in H. M.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Petroleum als Waschmittel (144). — Ich habe meine Wäsche während eines halben Jahres mit einem Petroleum-Zusatz gewaschen und dabei auf 100 Liter Wasser ¾ Liter Petroleum genommen. Der Hauptvortheil lag in der Zeitersparniß. Die Wäsche wurde nicht eingeweicht, ein einmaliges Waschen genügte, um sie vollkommen zu reinigen. Unangenehm fällt zuweilen ein leichter Petroleum-Geruch auf, der indessen durch sorgfältiges Spülen, oder dadurch, daß man die Stücke eine Nacht über im Wasser liegen läßt, fortfällt; von irgend welcher Schädigung ist Nichts zu bemerken. —

M. v. A. (159). — Bei der Frage nach der Feier des Ritlas-Tages in Erfurt liegt wohl eine Namens-Verwechselung vor und es ist der Martins-Tag gemeint, der in der genannten Stadt noch jährlich von Scharen glücklicher Kinder begangen wird. Mit Stock-Laternen und ausgehöhlten Kürbissen, in denen ein Lichtchen brennt, ziehen sie bei anbrechender Dunkelheit durch die Straßen, das auf Martin Luther bezügliche Lied singend: „Martin, Martin, Martin war ein braver Mann, zündet tausend Lichter an, daß er droben sehen kann, was er unten hat gethan!" Erst in jüngerer Zeit wurde dieser Text für die katholischen Kinder umgeändert und dem Bischof, dem heiligen Martin, der seinen Mantel mit dem Armen theilte, angepaßt, aber auch heute noch macht den Beschluß des Festes das von den Seminaristen auf Treppenstufen des Domes gesungene Lied: Ein feste Burg u. s. w. Diesem Brauche ähnlich, indessen nicht auf eine bestimmte Beziehung zurückzuführen, ist die schleswig-holsteinsche, namentlich noch in Kiel übliche Sitte, daß Kinder zu Zweien, Dreien oder in kleineren Trupp's im Spätherbst, ebenfalls mit Stock-Laternen und erleuchteten Kürbissen umherziehen und dazu folgendes Lied singen: Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne, brenn' auf mein Licht, nur meine liebe Laterne nicht! Meine Laterne brennt so schön, da kann man mit spazieren gehn, in den grünen Wald, wo das Echo schallt!" Es kommt also hier in dem Gesange der Kleinen nur die Freude an dem Brennen des Lichtes zum Ausdruck.

C. K. Pardubitz (159). — Papierblumen werden nicht mit Wachs, sondern mit Paraffin präparirt, das man in einen ziemlich tiefen, nicht zu weiten Topf thut und sich an einer heißen Stelle vollkommen auflösen läßt. Sobald die Masse durchaus flüssig geworden und noch warm ist, werden die Blumen schnell hineingetaucht, eben so rasch herausgezogen und müssen abtropfen; sie dürfen beim Eintauchen den Boden des Topfes nicht berühren, auch muß der Ueberzug ein ganz feiner sein. Ehe das Paraffin erstarrt, giebt man den Blättern durch einen leisen Druck gefällige Bewegung und achtet darauf, daß sich die Masse nicht etwa an einzelnen Stellen dicker ansetzt, sondern gleichmäßig vertheilt erscheint.

M. P. in Harburg. — Wir wollen Ihnen mit Vergnügen helfen, eine Truhe für Wohn- oder Schlafzimmer so hübsch und billig als möglich herzustellen. Zunächst müssen wir aber über die Größe einig sein, die jedenfalls von dem vorhandenen Raum abhängig ist. Würde 1 Meter Länge, zu 40 Centimeter Höhe, 45 Centimeter Tiefe wohl genügen? Sollte es der Fall sein, so bestellen wir nach dem angegebenen Maße beim Tischler eine Kiste von Elsenholz — glatt gehobelt natürlich — mit einem innen mit Scharnieren befestigten, rings über die Seitenwände ein wenig übergreifenden Deckel, dessen Kanten abgeschrägt sind. Unten an der Kiste lassen wir vier kleine rund gedrehte Füße anbringen, damit beim Reinigen des Fußbodens „die Truhe" nicht beschädigt werde. Nun beizen wir das Ganze mit übermangansaurem, in Wasser aufgelöstem Kali, wie neulich an dieser Stelle angegeben wurde, und wachsen und reiben die Flächen mit der Bohnerbürste blank. Haben wir auch die innere Seite gebeizt, so mag dies genügen, wenn das Holz sich als tadellos erweist; andernfalls bespannen wir die Wände mit einem leichten Wollstoff, der mit kleinen Ziernägeln befestigt wird, oder wir bekleben sie mit Papier, wie es jetzt, alten Mustern nachgeahmt, so hübsch zu haben ist. Für die äußere Bekleidung, die recht eigentlich ein Schmuck und das Werk unserer Hände sein soll, giebt der technische Theil des Blattes die schönsten Muster. Wir wählen einen Fries, von rother, blauer, oder olivgrüner Farbe, ein von Blumen durchranktes Ornament, nehmen das genaue Maß vom Sitz, Vorder- und Seidentheilen, schabloniren das Muster, das wir, sollte es nicht ganz passen, ein wenig umzeichnen müssen, und beginnen mit flottem Plattstich die Stickerei. Für einige Formen genügt die Contourirung in einem Ton; die Blumen schattiren wir, brauchen sie indessen nicht voll zu sticken, sondern benutzen theilweise den Fries als Grundton. Leichte zierliche Phantasie-Stiche, in Seide genäht, den Durchbruch-Mustern ähnlich, hie und da ein Goldfaden, bringen Belebung und Abwechselung; die Arbeit ist keine zu schwierige. A propos, fast hätten wir es vergessen, die Truhe soll ja auch eine Rückenlehne haben, damit man bequem darauf sitzen könne. So müssen denn noch zwei Kissen beschafft werden, die gegen die Wand gestellt, keines weiteren Haltes bedürfen. Sollte die Lehne mehr als Decoration in Aussicht genommen sein, so würde eine dem Motiv der Vorderseite ähnliche Stickerei, als Decke an der Wand befestigt, ausreichend sein. Ist die „Kunst-Handarbeit" beendet, so beginnt die Vollendung des Werkes mit dem Aufspannen der Friesstreifen; die Stickerei, welche sich leicht ein wenig zusammenzieht — namentlich wenn sie in der Hand gearbeitet wurde — wird auf der linken Seite mit etwas in Wasser aufgelöster Gelatine befeuchtet und geglättet; dann ziehen wir uns mit Kreide den Contour der verschiedenen Felder, für welche unsere Arbeit bestimmt ist, legen die passenden Stücke auf, schlagen den Rand um und nageln die Stickereien mit hübschen Ziernägeln fest.

Frau A. D. in Hamburg. — Die von uns in Heft 21 abgebildete Baumgarten-Schutzlampe ist durch die Firma Herz & Ehrlich in Breslau zu beziehen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 23. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 1. December 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4½ M. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Das ehrbußliche Weiblein.

Novelle von Helene Böhlau

(Madame al Raschid Bey).

(Schluß.)

„Kleinigkeit," versicherte er Lionel einmal über's andere und bat ihn dann, Etwas davon vorzulesen — denn die Katze im Sack übergeben, das wollte er nicht.

So war Liebing auf's Horn gekommen; und es behagte ihm dort. Wie ein junger Gott kam er sich da oben vor. Er hatte das Gefühl, in das alte Sommerhaus und den beiden Leuten darin Glück und Segen zu bringen.

Lein-Oel las ihm mit der Erregung, die ein unbeachteter Mensch fühlt, der endlich einmal hervortritt, Einiges aus seinen Arbeiten vor, und es war ihm, als geschähe damit etwas Entscheidendes.

Und Liebing lobte, spielte den Meister und den Alles Vermögenden — und ließ sich vortrefflich bewirthen — und versprach Lein-Oel goldene Berge, und nebenbei gefiel ihm Lein-Oels Frau, die kleine Weidgans, gar nicht übel.

Wenn sie so dasaß und andächtig zuhörte, wie die beiden Männer mit einander sprachen, und wenn Liebing Lein-Oels Sachen lobte, da strahlte ihr Gesicht und ihre Augen ruhten mit einem dankbaren, bewundernden Ausdruck auf Liebing. Jetzt war ihr Lein-Oel doch glücklich! — Jetzt war es besser für ihn — und was Alles kommen würde für ihren armen guten Mann. Glück und Ehre die Hülle und Fülle — und all diese über ihnen schwebenden Glücksgüter, die sich nur noch nicht völlig zu ihnen niedergelassen hatten, die waren durch Liebing gekommen, der hatte Alles — Alles gebracht — der edle, gute Mann.

Und Lein-Oel war auch viel freundlicher mit ihr, der kleinen Weidgans, vergaß, sie bei manchen Dingen zu schelten, und sie ging leer aus, wenn sie schon ganz gefaßt war, daß es Etwas geben würde.

Lein-Oel hatte mancherlei Dinge geschrieben, ganz besonders hatte er an Fabeln und Gleichnissen seine Freude, und es war ihm da allerlei beigefallen.

So war er zu einer Fabel gekommen, die hieß:

„Der Wortpelz-Verlust."

Und in diesem Wortpelz-Verlust stand unter Anderem Folgendes: Sie hatten ihren Wortpelz verloren, den schwammigen Wortpelz, mit dem sie ein Gedanken-Nichts so gut aufzubauschen verstanden, mit dem sie einen Gedanken-Krüppel hübsch säuberlich auswattiren konnten, und standen nun nackt und kahl in aller Elendigkeit da, und wußten nicht, was sie thun sollten, schämten sich und froren, Keiner erkannte den Anderen in seiner Nacktheit, und sie wollten einander auch nicht erkennen, das war ihnen viel zu despectirlich. Und so gingen sie stumm und dumm und sehnten sich nach ihrem alten bequemen Wortpelz, den ein Teufel, der seinen Spaß daran haben mochte, ihnen weggenommen hatte.

Sie waren ganz zu Nichts geworden, erbärmliche, elende Creaturen.

Es fiel ihnen auch wirklich sehr schwer, sich selbst und ihre Brüder zu erkennen und sie sahen sich scheu nach all der Würde und Herrlichkeit um, die sie einst umkleidet hatte, als sie Alle ihren herrlichen Wortpelz noch hatten, schauten sich um nach Würde des Menschenthums, nach aller Weisheit und Erhabenheit und fanden Nichts mehr und konnten nicht begreifen, wo Alles mitsammt den Wortpelzen geblieben sei.

Hochweise Herren, die immer sonst das große Wort führten, waren jetzt zu fadendünnen, jammervollen Bürschchen geworden, die ein Lufthauch zu Dutzenden umblasen konnte. Sie hatten doch früher Allen gewaltig imponirt.

Diese hohen Herren hatten ein so verzwicktes, bewunderungswürdiges, kunstliches Spiel mit Worten zu spielen verstanden und hatten darin Vorzügliches geleistet, und nun? Was konnten sie nun?

Sie standen umher, so nackt und blos, und wunderten sich, daß unter ihnen hie und da etliche, sehr wenige Leute, die der Verlust des Wortpelzes nicht mit betroffen hatte, wohl und schön eingewickelt wie sonst gingen, als man noch ihre Einfachheit unter all den wundervollen Pelzröcken nicht geachtet hatte.

Jetzt aber waren sie beneidet und angestaunt, und die armseligen Nacktfrösche hätten ihnen die einfachen schönen Röcke am liebsten vom Leibe gerissen, um sich selbst damit zu bedecken, wenn das angegangen wäre.

‚Was mögen diese Leute sein? Weshalb sind sie verschont geblieben? Weshalb hat der schimpfliche Wortpelz-Verlust sie nicht auch betroffen?' das riefen Alle.

Das kann und will ich sagen:

Es sind die Leute, die nicht mit Worten dachten, die sich nicht von Worten blenden ließen, die sich nicht mit Worten zufrieden gaben.

Der Tanz. Nach dem Bilde von J. E. Millais. — Siehe Seite 183.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es sind die Leute, die das Elend, die jämmerliche Verlogenheit an jedem, auch dem herrlichsten Worte kleben sahen, die mit vornehmem Widerstreben diese abgegriffenen, schmutzigen Münzen gebrauchten, um Dinge, die weit über diesen armen Worten liegen, mühselig, herabgewürdigt und ewig ungenügend den Menschen zu offenbaren.

Es sind die Leute, die über der Alles abstumpfenden Gewohnheit stehen, den Zauber der ersten Anschauung in die gewohnten Worte legen und so das Uebersehene, Allzugewöhnte den für Alles abgestumpften Menschen neu vor Augen stellen.

Nur solche Leute, die nicht nur an Worten hingen, die sich den hergebrachten Redensarten nicht fügten und weit über diese hinaus fühlten und dachten, standen bei dem großen Wortpelz-Verlust nicht kahl und nackt und armselig da. Er hatte ihnen gar Nichts anhaben können. — Aber ihrer waren Wenige.

* * *

Solcherlei Dinge schrieb Lein-Oel, und als er so ein ganzes Päckchen nach und nach Liebing vorgelesen hatte, legte dieser auf dieses Häuflein den Wortpelz-Verlust, schob Alles in seine Tasche, um es Excellenz Goethe wirklich zu überreichen.

Es waren schöne Abende oben auf dem Horn im alten Sommerhaus gewesen, als die drei Menschen Lein-Oel, Liebing und ein junges, liebreizendes Weib da mit einander saßen. Drei Menschen? Lein-Oel, Liebing und die kleine Weidgans, Lein-Oels Frau doch? — aber kein liebreizendes junges Weib, denkt der Leser und meint, er wäre unversehens in eine andere Geschichte gerathen. Es ist ganz richtig: Lein-Oel, Liebing und die kleine Weidgans saßen da mit einander — aber um die Stirn der kleinen Frau hatten sich die abgeschnittenen Haare in Löckchen gekräuselt — und sie schaute mit so großen, dankbaren, wunderlichen Augen auf Liebing, mit so strahlenden Augen, so glückseligen Augen, daß Lein-Oel die kleine Weidgans selbst nicht mehr erkannte.

Ueber ihr braves Gesichtchen hatte das Glück seinen Zauber gebreitet; wenn es auch nur ein Funke wahren Glückes ist, es ist immer göttlich, steht siegreich über jedem anderen Ausdruck, wäscht die Gesichter rein von aller kleinbürgerlichen Ehrbarkeit, aller Zimperlichkeit, aller Verzerrung, das Glück spült das Alles hinweg.

* * *

An einem Abend, als Liebing spät gegangen war, — die Fenster standen offen, das Licht flackerte, die weiche Herbstluft drang ein — ging Lein-Oel im Zimmer auf und nieder und simulirte und baute an neuen Luftschlössern — und das kleine Weib blickte wie gedankenverloren in die bewegte Flamme, — da, mit einem Mal flog es Lein-Oel wie ein weicher großer Vogel an die Brust — und Friederickchen hing mit ausgebreiteten Armen an ihm. „Ach Du — er ist so gut!“ flüsterte sie und schaute ihren Mann mit großen, strahlenden Augen an.

„Bist Du verrückt?“

Aber sie achtete nicht auf Das, was er sagte, und verbarg ihr Gesicht an seinem Herzen. — „Wie wir ihm danken müssen! — Wie gut, daß er gekommen ist!“ flüsterte sie unter Thränen. —

„Ach Leinel, es is so scheen jetzt bei uns — lieber — lieber Leinel, sei nun auch manchmal gut mit mir!“ Das sagte sie so demüthig süß.

Wie ihm das zu Herzen ging! Er schämte sich. Hatte er sie denn bis jetzt ein allereinziges Mal glücklich gesehen?

Immer unterwürfig, immer geduckt, immer pflichttreu wie eine kleine Maschine — und nun mit einem Mal diese Seligkeit. An seinem Hals hing ein ihm ganz fremdes, süßes Geschöpf — ein Weib in wunderlicher, zärtlicher Verwirrung — das wie im Traum sprach, ganz unschuldig; und dieses wonnige Haar — wie ein goldener Schein — und dieses Anschmiegen! die zärtlichen jungen Glieder! — Wie es ihn durchschauerte. — War das sein Weib? sein langweiliges, ehrbußliches Weib, die dumme kleine Weidgans?

Und was sie sprach! So voller Vertrauen zu ihm — und voll heißer, sinnverwirrter Liebe zu einem Anderen.

Wie gelähmt war er — ganz starr — rohhart, würden die Weimaraner sagen. War's ihm doch, als müßte er sie von sich schleudern, wie eine giftige Schlange; — aber er konnte kein Glied rühren — er konnte nicht sprechen — nicht denken — nicht wollen. Er hielt sie, als wäre Nichts geschehen — Nichts gesprochen, als wäre er vor Schreck über das Außergewöhnliche versteinert.

Und die kleine Weidgans schmiegte sich in seligem Vertrauen weiter an ihn und hing in aller Unschuld ihrer aufstrahlenden Liebe nach, wie an der Brust eines guten Vaters.

Lein-Oel machte sich endlich schwer athmend von ihr los, stumm und dumm. Vor der Unschuld seines Weibes blieb ihm der Verstand stehen.

Alles war wie ein Zauber vor sich gegangen — war es vor sich gegangen? — oder nicht vor sich gegangen? War er verrückt oder nicht verrückt? — Hatte sie Etwas gesagt oder hatte sie Nichts gesagt? — Er wußte es nicht, war plötzlich wie mitten in einem Nervenfieber angelangt.

Und wie er scheu und wie aus den Wolken gefallen nach ihr hinblickte, lag auf dem jungen Weibe ein Sonnenglanz von traumhaftem Glück, wie er ihn nie in seinem Leben auf irgend einem Menschen-Antlitz gesehen hatte. Wie ein Engel in seiner unschuldigen Herrlichkeit sah sie aus.

Ihm waren die Hände gebunden, er hätte nicht plump in dieses Strahlen Etwas werfen können, nicht seine Wuth, nicht seine Verachtung, nicht seine Eifersucht, nicht sein Mißtrauen.

Stumm wie ein Fisch blieb er.

Und in seinem innersten Herzen stieg es ihm auf, daß seine Gleichgültigkeit, seine Lehrhaftigkeit, seine Mißachtung, seine schlechte Behandlung, seine Hoffährtigkeit — wie ein Stein schwer auf der armen kleinen Weidgans gelegen, daß er sie wirklich wie eine Gans achtlos in einen dunkeln Stall gesperrt und gar nicht bemerkt hatte, was für ein schöner lustiger Vogel sie war — ein Vogel, der in der Sonne leben wollte.

Und das stimmte ihn nachsichtig und bedrückte ihn und ließ seinen ehelichen, richterlichen Zorn nicht zum Ausbruche kommen.

Die kleine Weidgans ging ungestört und unschuldig wie ein Engel schlafen.

Und als Liebing eines schönen Abends wiederkam, strahlte sie ihn in aller Harmlosigkeit wie ihr Götterbild an, und auch Liebings Gefallen an der schmachtenden, allerliebsten Frau stieg von Abend zu Abend — und er fühlte schon eine Art Raptus über sich kommen, und wußte, daß er wie ein Narr bald hinter der kleinen Weidgans herlaufen würde.

Liebing war wirklich ohne alle Komödie ein sehr verliebter Kater. Alle Nasenlang hatte er eine unsinnige Glückseligkeit oder Verzweiflung durchzumachen — und wäre er nicht enfant terrible und enfant gâté von aller Welt gewesen, so möchte ich wissen, was die Weimaraner über den Lebenswandel ihres Liebing gesagt hätten; so aber drückten sie ein Auge über das andere zu und ließen sich durch Nichts in ihrer Vergötterung stören.

* * *

Aber ganz wie Liebing es befürchtet hatte, traf es ein. Er wurde wieder einmal ein Narr, vernachlässigte Alle und Jede und lief der kleinen Weidgans nach auf Schritt und Tritt, wo er nur hoffen durfte, ihr zu begegnen. Oben auf dem Horn strich er umher, im Dunkeln. — Und da war es auch einmal, daß er über die Mauer in Lein-Oels Garten stieg, aus verrückter Laune — und daß er zufällig das kleine hübsche Weib im Garten traf, das da im Dunkeln schwärmerisch und wie ein schwermüthiges Kätzchen promenirte.

Und dieses Zusammentreffen mochte wie ein zündender Blitzstrahl gewirkt haben, der auch, wo er niederfährt, alle Vernunft und Ueberlegung verscheucht.

Liebing hatte wie ein Wirbelsturm das kleine, thörichte Geschöpf gefaßt und geküßt — geküßt! — Ja mein Gott, geküßt, daß der Kleinen die Sinne schwanden! — Was waren das für Küsse! Was war das für eine Liebe! — Da vergaß man Alles — Alles miteinander dabei, und es war Liebing, der herrliche Liebing! Das hatte gar keine Aehnlichkeit mit Lein-Oels bedächtigen, ehrbaren Küssen, die er ihr hin und wieder in aller Gemüthlichkeit gegeben hatte, weil es so sein mußte und sein sollte und in der Ordnung war. Aber Das, was jetzt über sie hinstürmte, das war das leibhaftige Feuer, die leibhaftige Seligkeit!

Ihr schien es, als wäre ein Gott zu ihr herniedergestiegen.

Sie fühlte keine Reue, sie hatte keine Gedanken, sie war ein Blatt, vom wilden Sturm der Liebe erfaßt und geschüttelt.

Daß es so Etwas auf Erden gab! — Das Herz jauchzte ihr! Jetzt war sie erst geboren, das war erst Leben, alles Andere dumpfer Qualm, erstickender Qualm!

Und als Liebing von ihr gestürzt war, stand sie wie eine Bildsäule starr — und lief mit einem Mal wie gehetzt dem Hause zu, die Treppe hinauf und stürzte vor ihren Mann hin, der an seinem Arbeitstisch saß und schrieb, und preßte ihr Gesicht an ihn und schluchzte wild und heiß wie ein erschüttertes Kind.

Und er fragte — und sie antwortete — so schwül, so bang — so treu und ehrlich — so unschuldig — so sinnlos.

Und er konnte sie nicht schlagen und nicht treten, und auch nicht von sich stoßen. Er war überwältigt von etwas Unbegreiflichem.

Es lag etwas Unwiderstehliches in dem umgewandelten kleinen Weibe und solch' unerhörter Offenheit — Rückhaltlosigkeit und Liebesunschuld.

Es war ein Stück Natur, das sprechen konnte — gar weiter Nichts.

Er starrte darauf hin und hörte, was es sprach, und da war keine Lüge, keine Verstellung. — Es war eine Quelle, die er niedergehalten und die nun wild und unwiderstehlich ihm entgegen und über ihn hersprudelte.

Was war da zu wüthen und zu zürnen — es war so, wie es war.

Er fühlte aber einen unsinnigen Schmerz — als wäre er verwundet.

Daß seine Weidgans ihm solche Qual bereiten konnte! Darüber hätte er fast lachen können. Aber das war ja die Weidgans nicht mehr!

„Ah siehste, daß ich Dir das duh!“ schluchzte das kleine Weib und sah ihn so gut und treu und unterwürfig an, so hülflos und um Erbarmen bittend.

Und er that ihr so leid — das rief sie ein über das andere Mal.

„Ach, Du duhst mir so leid!“

Und hatte er zuerst nicht gezürnt und gewüthet — jetzt ging es nicht mehr — jetzt war er darin im Strom, jetzt war er mit fortgerissen. — Er wurde gut, übermenschlich gut, ohne zu wissen, wie es eigentlich gekommen. — Nie hatte er früher etwas dergleichen in sich gespürt — und nun mit einem Mal.

Wie ein Dämon verlangte das Weibchen Uebermenschliches von ihm, und wie verhext, wie geblendet that er Alles, was das kleine Ungeheuer von ihm wollte.

Eine gutmüthige Gans hatte er zu sich hereingelassen, ein unbedeutendes, mißachtetes Weib, von dem er Nichts wollte, als daß es gut kochen sollte, daß es ihm diente und aufging in Arbeit und Sparsamkeit, Demuth und Hingebung.

Aus diesem gutmüthigen Nutzthier war aber ein Geschöpf geworden, wie eine Sphinx, ein räthselhaftes Thier, das ihn beherrschte, unter dessen Zauber er gerathen war, das ihm das Herz zerriß.

Die kleine Weidgans ahnte in ihrem Taumel nicht, was für ein unerhörter Zustand zwischen ihr und ihrem Manne bestand. Sie fühlte sich so sicher bei ihm — er war so gut!

Und Lein-Oel hatte das sonderbare Schicksal, den Liebesrausch seines Weibes und alle Begegnungen und Alles, was zwischen den Liebenden sich zutrug, gewissermaßen mit zu erleben. Ihr Vertrauen und ihre demüthige, rückhaltlose Offenheit kannte keine Grenzen.

* * *

Als der November herankam und die langen Abende, da wurde das kleine Weib von tiefer Sehnsucht gepackt. Es lag wie eine Schwermuth über ihr — und sie war haltlos wie ein Schilfhalm im Winde. Und was sie wollte und was sie dachte, das lag so offenbar. Sie war wie durchsichtig — den blonden Kopf mit den windigen Löckchen legte sie müde auf die Arme, wenn sie am Tische saß, an dem sie sonst so eifrig gestopft und geflickt hatte — und dabei liefen ihr die Thränen über die Wangen. Und wenn sie gar nicht mehr ein und aus wußte, lehnte sie sich ihrem Mann in die Arme wie ein krankes Kind.

Und als wäre es ganz natürlich, und als hätten tausend Ehemänner vor ihm schon so gehandelt, nahm er den Arm seines Weibchens in den seinen, half ihr das Kapuzchen aufsetzen und führte sie hinunter nach Weimar, um Liebing zu begegnen. Er wußte gar nicht mehr, was er machen sollte, that Alles, wie von einem dunkeln Geist getrieben.

Er hatte den Anfang versäumt, er hätte sie am Anfang schlagen sollen, er hätte sie treten und von sich schleudern sollen, da hätte die Sache ein anderes Gesicht bekommen — aber nun — nun mit einem Mal; — nun war's verspielt.

So gingen sie miteinander den dunkeln Weg nach Weimar hinab, sie zitternd an ihn gelehnt, scheu und vertrauensvoll zugleich. Es war der 10. November, der Martinstag. Die Straßen waren hie und da mit einer Oellampe erhellt, die an einer Kette hing, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

quer über die Straße lief; aber auf dem Marktplatz, da standen die erleuchteten Buden, da war ein ganz ungewohntes Leben. Ganz Weimar lief zwischen der einen langen Budenreihe hin und her und kaufte Pfefferreiter, weiße und braune, und Pfefferkuchen mit Sprüchen, Pfefferkuchen mit Mandeln, und bei den Höckerweibern, die ihre Waare mit einem Laternchen beleuchtet hatten, Aepfel und Nüsse. Alle Fenster rings um den Markt her waren hell erleuchtet, denn überall wurde heute die Martinsgans gegessen.

Die Kinder brieten, so wie sie mit ihren Schätzen daheim angelangt waren, ihre Aepfel in der Ofenröhre. Aus Apothekers Haus kamen ganze Ströme von Duft heraus nach Bratäpfeln und auch nach Martinsgans; da war heute die ganze Gesellschaft versammelt, die Rathsmädchen mit ihrer Sippe und Müllersch, und bei Tiburtiusens ging's auch hoch her, das sah man an der strahlenden Beleuchtung.

Zu Denen, die auf dem Markt wohnten, kamen heute eben Alle aus allen Ecken und Enden von Weimar angelaufen, um den Martinsmarkt vom Fenster aus zu beobachten.

Dort konnte man wirklich auch Alles sehen, was nur in Weimar zu sehen war, und man begegnete aller Welt.

Auch Goethe sah sich das bunte Treiben zwischen der hellen Budenstraße gern an.

Lein-Oel und sein kleines Weib begegneten heute aber Frau von Goethe, die lebhaft umherlief und Einkäufe machte, und mit ihren großen, schwarzen Augen sich Alles genau betrachtete und um Alles gehörig feilschte, wie es eine gute weimarische Hausfrau zu jeder Zeit redlich gethan hat.

Die Goethe sprach mit unsern Beiden, war ganz beladen mit Pfefferkuchen und Pfefferreitern, erzählte, daß sie gewaltig eilen müsse, um zur Gans rechtzeitig daheim zu sein, und daß sie dazu Hagebutten mit Rosinen gäbe, Alles halb und halb, das Leibcompot ihres Geheimraths.

Aber wen Lein-Oels auch begegnet haben mochten, Liebing blieb aus, und sie waren nun schon in der Budenstraße oft genug auf und nieder gegangen.

Aber schließlich sahen sie ihn doch — und da war er auch schon neben ihnen und allerbester Laune und kaufte Pfefferreiter, und die kleine Weidgans wachte auf wie aus einem tiefen Schlafe und lebte wieder auf und sah aus wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum — und schließlich ging Liebing mit Beiden hinauf zu Tiburtiusens. Das war ein wundervoller Abend für die kleine Weidgans.

Denn Frau Rath Tiburtius hatte mit allen Gästen, die sich oben bei ihr angesammelt hatten, einen Streifzug hinunter auf den Markt unternommen, und da ging es immer wie im Märchen ‚Schwan, kleb an', sie brachten einen ganzen Schwanz mit hinauf.

Beim Nachhausegehen hing sie sich glücklich und schläfrig in den Arm ihres Mannes ein, und er hatte an ihr schwer zu schleppen, denn er dachte, daß die Sache ein Ende nehmen müsse und was er eigentlich mit dem unsinnigen Geschöpf beginnen solle, und er wußte wieder nicht ein und nicht aus.

So ging es noch eine Weile fort.

Eines schönen Abends kam ihm seine Weidgans gar nicht mehr nach Hause. Es war stockfinster, und er wartete wie ein Narr. Sie hatte ihn verlassen.

So mußte es kommen.

Das dachte er, so weit man es denken nennen kann — denn er saß da und starrte vor sich hin und fuhr sich mit den Händen in's Haar.

Was hatte er nun?

Ein leeres Haus — Unbehagen in allen Ecken — Spott und Hohn, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen; und was das Schlimmste war, ein ungeheurer Schmerz, eine große Leere, es war ihm, als wäre ein Leben ohne die kleine Weidgans ihm unmöglich. Sie fehlte ihm in allen Ecken. Ihre blonden Locken, ihre flinken Schritte — das ganze Persönchen, ihr Hantiren um ihn her und ihre Stimme — ach, auch ihr weimarisches Sprachschimpfiren, was ihm so qualvoll gewesen, jetzt, in der Erinnerung, klang es ihm wie Musik. Und manchmal war es ihm, als führe ihm das lebendige Feuer durch den Körper, wenn er an Liebing dachte, und wie sie nun mit einander auf und davon gegangen.

Was für ein Esel war er gewesen!

Aber nein — nein, tausend Mal nein, seine kleine Weidgans wie ein Kerkermeister zwingen, das hätte er nie gekonnt — nie. Was hätte er dann gehabt? Ein verzweifeltes, weinendes, übel gelauntes Weibsbild, eine Trauerweide, ein Hauskreuz.

„Um Gotteswillen!"

Ja, wenn sie angeflogen gekommen wäre, die dumme kleine Gans — aus freiem Willen — mein Gott — das wäre Etwas gewesen.

Nichts als Kreuz und Aerger hatte er von dem Geschöpf gehabt, dachte er nun wieder wüthend weiter. Erst haben sie es ihm aufgehalst — dann hat es Nichts als Widerwärtigkeiten gegeben — und die miserabele Sprache und die ganze Spießbürgerlichkeit und Langweiligkeit — und auf ein Mal die Umwandlung — und da, wie sie ihm recht gewesen, läuft sie ihm davon.

Lein-Oel ging im Zimmer auf und ab und hatte das Gefühl, als preßte ihm Jemand den Hals zu, daß ihm die Thränen in die Augen kamen. Das Leben lag so öde vor ihm. Er kam sich wie ein alter, abgedankter, beschimpfter Mensch vor — und um Etwas zu thun, zog er die Fächer von der Commode seines ungetreuen Weibes auf und wollte ihre Wäsche in ein Bündel packen, um ihr Alles nachzuschicken. Wie lag da Alles so sauber und wohlgeordnet und duftete nach Lavendel. Das Licht, das ihm zu seiner Arbeit leuchtete, hatte einen großen Räuber, brannte trüb und qualmte.

Mit einem Mal hielt er inne. Es war ihm ganz, als wenn er Schritte gehört hätte, leichte, fliegende Schritte; und ehe er nur in seinem schwerfälligen Kummer zur Besinnung kam, stand sein kleines Weib schon auf der Schwelle mit dick verweintem Gesicht — und weder er, noch sie redeten eine Silbe.

Das Erste, was sie that, war, daß sie die Lichtputz-Schere nahm und die Flamme schneuzte und den Räuber in der Lichtputze todtdrückte.

„Was machst Du denn da?" fragte sie.

„Deine Sachen wollt' ich Dir nachschicken!" antwortete er trocken.

Da fing sie an zu schluchzen und strich mit der Hand über seinen Aermel.

„Ach Leinel, siehste, siehste," begann sie und kam nicht weiter.

„Die Geschichte muß einmal ein Ende nehmen!" sagte er hart. „Weshalb bist Du denn noch einmal hergekommen? — Was glaubst Du denn? Für was für einen Esel hältst Du mich denn eigentlich?"

„Ach, für keinen Esel, Leinel — siehste. — Ach, Du bist so schrecklich gut — wie kei Mensch auf der Welt sonst. Tausend Mal guter als Liebing!" Sie schluchzte herzbrechend.

„So, da hat er Dich wohl sitzen lassen?" fragte er kurz.

„Ach nee — nee — er hat gewollt, daß ich mit ihm fortsollte" —

„Na und Du?"

Sie strich ihm immer lebhafter und zärtlicher mit der Hand über den Aermel.

„Nee, das hätt' ich nich gethan," das kam Alles unter Thränen kaum hörbar hervor.

„Weshalb denn nicht — Du hast doch sonst — dächt ich" —

„Ach nee — ach laß doch! — ach sag doch Nichts, Leinel!"

Sie wollte nicht, daß er weiter sprechen sollte.

„Ach Du bist so gut — so gut — so gut — so gut" —

Die Thränen und das Schluchzen und Alles, was sie sagte, überstürzte sich zu einem erbarmungswürdigen Durcheinander.

„Was soll denn nun aber werden?" fragte er barsch. — „Nun soll's wohl so fort gehen, die saubere Geschichte?"

„Ach nee — nee, Nichts, Liebing — Lein-Oel" — verbesserte sie sich. „Wirklich nich, Lein-Oel."

„Wirklich nicht? so — und das soll ich Dir glauben?"

„Ja, so wahr ich läb!" rief sie. „Glaub mir, Lein-Oel, glaub mir!"

Und ganz erbärmlich und demüthig küßte sie seine Hand.

So in dieser Weise sprachen sie noch eine hübsche Weile mit einander.

Sie schien aus ihrem Liebesrausch wach geworden zu sein und wollte, so nahm auch Lein-Oel es an, in die gewohnten Verhältnisse zurückkehren.

„So," sagte er, „Du bist also zu Verstand gekommen und hast gemeint, ein guter warmer Ofen ist besser als eine Rakete.

„Ach siehste, ja!" rief sie aufschluchzend und fiel in seine Arme und hing an seinem Hals.

„Leinel, von Dir fort, das hätt' ich nich gekonnt, da is mir Alles erscht klar geworden." Und jetzt kamen die reinen Abschiedsthränen, weil sie sich die Trennung wieder vorgestellt haben mochte.

Und er hielt sie fest in seinen Armen, und was sie nun auch Alles mit einander redeten, lief darauf hinaus, daß er seine kleine Weidgans wiedergewonnen hatte.

„Aber," sagte er, „was ist denn das, was macht er denn nun mit meinem Manuscript — mit den Fabeln?" —

„Ach, die hat er ja Goethen schon gezeigt, und der hat gesagt: ‚artig, sehr artig'", schluchzte sie immer noch, „und will sich die Sachen noch weiter ansehen — siehste!"

So verging eine gute Weile in Thränen mit Fragen und Antworten.

Dann gingen sie mit einander in die Küche und besorgten ihr Abendessen und konnten sich gar nicht trennen, wie zwei Leute, die hätten von einander gerissen werden sollen.

Und wie sie Beide so einträchtiglich wirthschafteten, da fiel die Sünderin ihrem Manne mit erneuten, heißen Thränen um den Hals und schluchzte:

„Siehste, daß ich mich so sehr in Liebing verliebt hab, war doch im Grund zu allererscht nur, weil er gegen Dich so sehr gut war."

„So, also aus Dankbarkeit! — Na, nun hör mir aber auf, Du kleine Kröte."

* * *

Lein-Oel hatte gemeint, es wäre keine Kunst, ein Weib zu nehmen und hatte sich die Sache unverschämt leicht gemacht, wie Ehemänner das thun. — Dafür war er aber gehörig in die Kur genommen worden, hatte auf eine ganz sonderbare Weise für seine Thorheit büßen und lernen müssen, daß ein Weib nicht so ohne Weiteres zu erringen sei. Auf dieser kalten Welt einen Menschen zu haben, der ihm mit Leib und Seele angehört, aus freiem Willen für ihn sorgt und lebt und denkt und schafft und leidet und sich freut, für ihn hofft, ihn gut und klug und brav und Gott weiß was findet, nur für ihn da ist, wenn das solch ein thörichter Mann, wie Lein-Oel einstens, für gar Nichts ansieht — der muß in Teufelsküche kommen und aufessen, was er sich eingebrockt hat.

So soll es immer und allen Solchen ergehen.

Nachdruck verboten.

Maria Stuart.

Ein historisches Erinnerungsblatt von A. Steinfeld.

Was Schiller von Wallenstein gesagt hat:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,

mit größerem Rechte noch könnte man es von der unglücklichen Schotten-Königin behaupten, deren dreihundertundfünfzigsten Geburtstag wir in diesen Tagen feiern. Bis zur heutigen Stunde ist der Streit der Geschichts-Forscher nicht geschlichtet, hat nationale und religiöse Parteilichkeit den ruhigen Blick für diese so ungemein fesselnde Erscheinung und ihr tragisches Geschick nur zu oft getrübt. Und doch hat der große deutsche Dichter in echt poetischer Divination uns schon mit klaren Strichen das Bild entworfen, das auch von der emsigen Forschung unserer Zeit nicht wesentlich verändert worden ist. Weit entfernt davon, uns einseitig nur die religiöse Dulderin oder nur die schöne Sünderin vorzuführen, hat er uns das Weib in seinen rein menschlichen Zügen gezeichnet, und aus diesem Nichts beschönigenden und doch so ungemein sympathischen Gemälde tönt uns tiefsinnig das Wort des Evangeliums entgegen:

„Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt."

Freilich, nur die letzten Tage Maria Stuarts hat uns der Dichter zur Darstellung gebracht, und so kunstvoll er auch Ereignisse und Erinnerungen früherer Zeiten motivirend hineingeflochten hat — der Charakter und das Schicksal dieser Frau werden sich uns nur dann deutlich enthüllen, wenn wir ihre Jugend, ihre Erziehung und ihre Stellung in den unendlich mannigfaltigen Richtungen und Bestrebungen ihrer Epoche kennen lernen. Nur ein genaues Studium des Milieu, der vielfach wechselnden Umgebungen und Einflüsse, welche sich gerade bei einer so stark empfänglichen Frauen-Natur in bestimmender Art geltend machen mußten, läßt uns ihre Erscheinung verständlich werden, und „tout comprendre" ist vielleicht auch hier „tout pardonner".

Am 7. December 1542 zu Linlithgow bei Edinburg ist Maria geboren, der berühmteste Sproß jenes Geschlechts der Stuart, über welchem durch alle Jahrhunderte ein düsteres Verhängniß geschwebt hat. Von den sieben ersten schottischen Königen aus dem Hause Stuart waren vier ermordet, zwei im Wahnsinn gestorben; im Kampfe gegen einen anmaßenden Adel und gegen den übermächtigen englischen Nachbar konnte die Dynastie nicht zur Festigkeit kommen. Auch Marias Vater, Jacob V., starb eine Woche nach ihrer Geburt, gebrochen durch eine Niederlage, die er durch England erlitten hatte. Seine Gemahlin, Maria von Guise aus dem Hause Lothringen, übernahm die Regentschaft. Was von jeher bei den schottischen Königen Tradition gewesen, Bündniß und Freundschaft mit Frankreich, dem Rivalen des feindlichen England, das zu erneuern, mußte der Französin nahe liegen. Die einzige Tochter, Maria, sollte diesen Bund noch fester knüpfen: mit der Krone von Schottland, die ihr einst zufiel, sollte sie die von Frankreich vereinigen. Als zukünftige Gemahlin des noch jüngeren Dauphin Franz wurde das Kind nach Paris gebracht und dort in einem Kloster erzogen. Kaum sechzehn Jahre alt, hat Maria 1558 geheirathet; aber nur ganz kurze Zeit ist sie Königin von Frankreich gewesen, denn schon 1560 starb Franz II. nach einjähriger Regierung.

Und nun mußte die junge Witwe aus dem Land, das ihre wahre Heimath geworden, wo sie unter Künstlern und Dichtern, am elegantesten und anmuthigsten Hofe Europas, herangewachsen war, in den trüben schottischen Nebel zurückkehren, wo

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die schwierigsten Wirren sie erwarteten. Ahnenden Gemüths rief sie in elegischen Liedern dem schönen Frankreich ein wehmuthvolles Lebewohl zu. Von schlimmer Vorbedeutung war es, daß die junge englische Königin Elisabeth der Schottin die Reise durch England verbot, weil diese ihren Ansprüchen auf den englischen Thron nicht entsagen wollte. Maria hatte nämlich als Urenkelin Heinrichs VII. von England den Titel „Königin von England" angenommen; damit hatte sie die rechtmäßige Nachfolge der Elisabeth, der Tochter Heinrichs VIII. und des Hoffräuleins Anna Boleyn, in Zweifel gezogen und sich die Todfeindschaft der ehrgeizigen Engländerin zugezogen. Schon sehr bald ist Beiden ihr tiefinnerer Gegensatz bewußt geworden: „Ich bin so gut Königin, wie sie, ich habe so viel herzhaften Muth und so viele Freunde in der Welt, wie sie," hat Maria damals gesagt.

Mit Jubel wurde die junge Königin 1561 in Edinburg empfangen; sie gewann durch ihre Schönheit, Anmuth und Leutseligkeit Alles für sich. Und nun entfaltete sie eine Thätigkeit, die man ihrem zarten Alter nicht zugetraut hatte. Zeigte sie eine berechtigte Freude an Jagd und heiteren Festen, so war sie doch weit davon entfernt, in diesen Vergnügungen aufzugehen. Sie widmet sich den Geschäften und Sorgen der Regierung mit größtem Eifer, zeigt einen unruhigen und leidenschaftlichen Unternehmungsgeist, der freilich von der nüchternen Ueberlegung ihrer englischen Rivalin sehr verschieden ist; sie verschmäht es nicht, an der Spitze eines Heerhaufens gegen den Feind zu sprengen, die Pistolen am Sattel, ist aber andererseits auch Meisterin in den schlauesten Berechnungen einer scrupellosen Politik.

Selbst mit den strengen Bekennern der neuen protestantischen Lehre und ihrem unduldsamen Führer, John Knox, dem das Gebahren der lebenslustigen Königin wenig gefiel, wußte sie, die strenge Katholikin, sich gut zu stellen, indem sie scheinbar unparteiisch ihre papst-freundliche Gesinnung klug verbarg.

Da brachte, wie so oft in ihrem Leben, eine Angelegenheit des Herzens ihrer politischen Stellung Gefahr. Ihre Wiedervermählung mußte von der höchsten Wichtigkeit sein, besonders, wenn ein künftiger Erbe nach dem Tode der jungfräulichen Königin von England auch die englische Krone tragen sollte.

Elisabeth und die schottischen Calvinisten verlangten, daß Maria einem protestantischen Edelmann die Hand reichen solle. Durch diese Bevormundung gekränkt, schritt indeß Maria 1565 zur Heirath mit einem katholischen Verwandten, Henry Darnley, der durch seine Jugend und Schönheit ihr leicht entzündbares Herz gefesselt hatte. Ein folgenschwerer Entschluß! Denn die Großen hatte sie sich nun entfremdet, so daß sie ihren Aufstand mit Waffengewalt unterdrücken mußte, an ihrem Gemahl aber, der sich bald als roher, charakterloser Mann enthüllte, hatte sie keine Stütze. Sehr bald verwandelte sich ihre Liebe in tiefe Abneigung, als er mit blutiger Gewaltthat ihre Nähe befleckte.

Ein Agent des Papstes, David Riccio, hatte sich der Königin als Sänger und Kammerdiener damals unentbehrlich zu machen gewußt. Es ist heute erwiesen, daß der durchaus nicht verführerische Italiener zu Maria in keinem intimen Verhältniß gestanden hat; aber durch seine Gewandtheit hat er sie stark im katholischen Sinne beeinflußt, so daß sie eine Unterdrückung der schottischen Reformation beabsichtigte. Da verband sich der eifersüchtige und zurückgesetzte Darnley mit der protestantischen Opposition; die Verschwörer drangen (März 1566) in das Zimmer Marias, hier ward Riccio, trotzdem sie ihn zu schützen versuchte, verwundet, dann hinausgeschleppt und ermordet. Drei Monate später gebar Maria einen Sohn, den späteren König Jacob von England.

Der Tod Riccios hatte den Mördern keinen Nutzen gebracht; geschickt lenkte Maria ein, trennte so ihre Gegner, — behauptete ihre Macht. — Da trat ein anderer Mann in ihren Lebenskreis, der ihr Verhängniß wurde. Graf Bothwell war es, eine stolze, ritterliche Erscheinung, dem sich die Königin nun mit glühender, verzehrender Liebe zuwandte. Er hatte ihr früher Treue in ihrem Unglück erwiesen, jetzt heuchelte er Zuneigung zu ihr. Sein Herz gehörte seiner jungen Gattin, aber er mußte die Leidenschaft Marias scheinbar erwiedern, um das Ziel zu erreichen, das seinem abenteuerlichen Ehrgeiz verlockend vorschwebte: die Hand der Königin und das Königthum. Machtlos ist Maria Stuart dem Zauber seiner tapferen Männlichkeit verfallen; wir haben noch ihre Sonette, ihre liebestrunkenen Briefe. Und ist es auch durchaus unwahrscheinlich, daß sie Mitschuldige war bei der unerhörten Gewaltthat, mit der ihr Gemahl Darnley aus dem Wege geräumt wurde, so war ihr guter Ruf doch dahin, als der Mörder in ihrer Gunst nach diesem Verbrechen nur noch stieg.

Es war Anfang 1567, als Maria, nach einer heuchlerischen Versöhnung, den erkrankten Darnley in einem einsamen Hause bei Edinburg mehrere Tage und Nächte aufopfernd pflegte. Am Abend des 9. Februar entfernte sie sich, um der Hochzeit einer Hofdame beizuwohnen, und in der Nacht wurde Darnleys Haus in die Luft gesprengt, er selbst erwürgt. Das Volk bezeichnete mit Recht Bothwell als den Mörder. Maria ließ ihm zum Schein den Prozeß machen; aber der Gerichtshof, aus seinen Anhängern zusammengesetzt, sprach ihn frei. Und nun wurde Maria von ihrer Leidenschaft zu unentschuldbaren Schritten fortgerissen. Die Ehe Bothwells ward unter nichtigem Vorwand getrennt, die Königin ernannte ihn zum Großadmiral, ließ sich, zum schweren Aergerniß des Volks, von ihm auf sein Schloß entführen und, trotz aller Warnungen ihrer Anhänger, am 15. Mai, drei Monate nach dem Tode ihres Gemahls, mit ihm nach protestantischem Ritus trauen.

Zu spät erkannte sie ihre Verblendung. Während Bothwell sie mißhandelte und tyrannisirte, wuchs der Unwille der Schotten. Der Adel verband sich gegen die Mörder Darnleys; Maria, von ihren Truppen verlassen, mußte Bothwell opfern. Während er auf das Meer floh, wurde sie im Triumph nach Edinburg geführt, mußte die Schmähreden des Pöbels mit anhören und endlich eine Urkunde unterschreiben, worin sie zu Gunsten ihres Söhnchens auf die Regierung verzichtete. Noch einmal lachte ihr das Glück. In strenger Haft auf dem Inselschloß der Douglas, Lochleven, gefangen, weiß sie durch ihren Liebreiz die Liebe des George Douglas zu entflammen; mit seiner Hülfe entflieht sie aus dem unerträglichen Gewahrsam, ruft im Mai 1568 ihre Freunde auf und sieht sich sogleich an der Spitze eines zahlreichen Anhangs. Aber dieser wird von dem Heer der Regierung besiegt; Maria will nach Frankreich entfliehen, da zieht sie es plötzlich vor, bei Elisabeth, die sich ihr in den letzten Jahren sehr freundlich gezeigt hatte, Hülfe zu suchen. Nach einem dreitägigen Gewaltritt durch die Haiden und Wälder setzt sie in einem Fischerkahn über die Grenzbucht, landet in England und bittet in einem rührenden Brief Elisabeth um Gastfreundschaft und Truppen gegen die Rebellen.

Damit schließt sich die Laufbahn der Königin Maria Stuart. Und doch hat sie noch fast zwanzig Jahre gelebt, Jahre eitler Hoffnungen, bitterer Enttäuschungen, nie ermüdender Versuche und Intriguen, aus der Gefangenschaft der falschen Engländer zu entkommen, in die sie sich vertrauensselig begeben hatte. Man würde Elisabeth Unrecht thun, wollte man annehmen, daß sie den Tod, ja auch nur den Kerker von Anfang an der Rivalin zugedacht hatte. Aber die Verkettung der europäischen Politik, der Gegensatz der höchsten Interessen, nationaler und mehr noch religiöser Güter, welche für die Völker damals auf dem Spiele standen, brachten es mit sich, daß England der gefährlichen Schottin nicht die Freiheit geben konnte. Die unglückliche Gefangene blieb allezeit eine furchtbare Gefahr, denn um ihre Person concentrirten sich die Bestrebungen der Gegen-Reformation, des von den Jesuiten geleiteten Papstthums, Spaniens und Frankreichs, der katholischen Kirche durch Beseitigung ihrer großen Gegnerin Elisabeth wieder zum Siege zu verhelfen. Eine Empörung, eine Verschwörung nach der anderen, von fanatischen Anhängern Marias gegen die Königin und die religiöse Freiheit Englands angezettelt, mußten die Geduld der Engländer erschöpfen, die Aussicht der Gefangenen auf Freilassung immer mehr verringern. 1569 erhob sich der katholische Adel Nord-Englands vergeblich für sie; 1572 wurde der Herzog von Norfolk, der um ihre Hand warb, hingerichtet, weil er von Rom und Spanien Geld für ihre Befreiung erhalten hatte. So groß der Haß des englischen Parlaments war, so sehr Maria ihn herausforderte, indem sie die Umtriebe der Verschwörer begünstigte und an ihrem Thronrecht, an ihrer Religion hartnäckig festhielt, — Elisabeth hat sich lange gesträubt, die Feindin unschädlich zu machen. Erst nach zahlreichen neuen Versuchen gegen ihr Leben, nachdem 1586 das Complott des fanatischen Babington entdeckt war, wurde Maria vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Ihre Verbindung mit fremden Mächten stellte sie nicht in Abrede, ihre Theilnahme an den Mordversuchen gegen Elisabeth wurde trotz ihres Leugnens aus Briefen ihrer Schreiber nachgewiesen. Ein neues Complott, ebenso wie Marias standhafte Zurückweisung jeder Begnadigung, unterstützte die Forderung des Parlaments, das Urtheil zu vollstrecken. Dennoch hat Elisabeth bis zuletzt geschwankt; ihre Minister enthoben sie endlich der gefürchteten Verantwortlichkeit, indem sie, ohne die letzte Zustimmung der Königin einzuholen, eigenmächtig den Richterspruch zur Ausführung brachten. Am 7. Februar kündigten sie der damals auf Schloß Fotheringhay Gefangenen ihre Hinrichtung an. Rasch gefaßt, vernahm sie ihr Schicksal, verbrachte heiter den Abend, die Nacht im frommen Beten. Einen katholischen Priester hatte man ihr verweigert, den protestantischen wies sie ab. Am nächsten Morgen genoß sie eine vom Papst geweihte Hostie, legte ein schwarzes Sammet-Kleid an und stieg in königlicher Haltung in den Gerichtssaal hinab. Nachdem sie laut gerufen: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist", fiel ihr Haupt unter dem Beil des Henkers.

Sie starb im 45. Lebensjahre, schon sehr gealtert, wenn sie auch ihre grauen Haare zu verbergen wußte. Die uns von ihr erhaltenen Bilder offenbaren nicht gerade eine auffallende Schönheit, aber unendlicher Liebreiz muß dieses feingeschnittene Antlitz umflossen, Geist und verlockendes Feuer aus diesen großen Augen gestrahlt haben. Dennoch — wer Gefallsucht und Sinnlichkeit als den hervorstechendsten Zug ihres Charakters bezeichnete, möchte ebenso fehl gehen, wie ein Anderer, der Bigotterie und Bekehrungseifer allzusehr hervorheben wollte: fürstliches Selbstgefühl, dynastischer Stolz ist das Motiv ihrer Handlungen. Der Ehrgeiz der Stuarts ist mächtig in ihr, der Wunsch, von England unabhängig zu sein; der Anspruch auf die englische Krone war ihr Unglück, er führte sie in alle Verwickelungen, in Fehl und Schuld. Denn mit voller Leidenschaft ergriff sie Alles, was sie für richtig hielt, unaufhörlich arbeiten politische Entwürfe in der Königin, streiten und berühren sich mit den Neigungen und Antipathien der Frau. Ihre Briefe sind beredte Zeugnisse ihrer literarischen Begabung, wie ihrer heißblütigen Natur: sie spiegeln getreu die Aufwallungen des Moments, die oftmals nur zu rasch anderen Platz machten, öfter noch mit weiblichem Eigensinn festgehalten wurden, Beides nicht zum Vortheil einer vorsichtigen Politik.

Aber hat Maria Stuart geirrt und gefehlt — ihr tragisches Geschick, ihre wahrhaft großartige Haltung im Unglück, im Augenblick des furchtbaren Todes söhnen uns mit ihr aus. Die Forschung wird nicht müde, die verschlungenen Wege ihrer Laufbahn zu ergründen, die Poesie hat ihre reizende Gestalt von jeher mit goldenem Schleier umwoben.

Nachdruck verboten.

Hetzjagd.

Novellette von Claus Zehren.

Herbstnebel! Wiesen und Felder mit thauglitzerndem Spinngewebe überzogen. Von den Aesten tropft es feucht und naß auf den gelben, laubbedeckten Waldesboden. Pferde-Getrappel, Hundegekläff und Peitschenknallen! Rothe Röcke, Stulpstiefel und Cylinder; ein Feld von zwanzig Personen, darunter zwei Damen; dort ist das Rendezvous zur Hetzjagd.

„Ah! auch Sie da, Herr Lieutenant?" wendet sich die Eine der Reiterinnen mit etwas gezwungenem Lächeln an einen Herrn, der mit Mühe seinen schwarzbraunen Wallach zügelt.

„Guten Morgen, Comtesse!" sagt Bruno Wülffen und lüftet den Hut. „Einige Tage Urlaub von Hannover! Wie ist es Ihnen während des verflossenen halben Jahres ergangen, Comtesse Irene? Oh, richtig! Sie waren mit Ihrem Herrn Vater in Wiesbaden, nicht wahr? Haben Sie mir etwas Hübsches mitgebracht? Sie versprachen es, als wir uns im Frühjahr trennten."

Ein schalkhaftes Lächeln spielt um Brunos ehrliche braune Augen.

„Gewiß!" meint Irene, und ihr feines Gesicht gewinnt einen fremden, kalten Ausdruck. „Ein Fläschchen Lethe, Herr Wülffen; ich werde Ihnen dasselbe vor dem Diner aushändigen."

Bruno wird sehr bleich unter dem sonnenverbrannten Manöver-Teint. Seine Zähne blitzen fest geschlossen unter dem braunen Schnurrbart hervor. — Sein Pferd bäumt sich unter dem kaum merklichen Ruck der Reiterfaust hoch auf.

„Oh," ruft Irene.

„Ruhig, Satan!" Er fährt dem aufgeregten Thier einige Male mit der Reitgerte über die weiche Mähne.

„Gnädiges Fräulein konnten nicht besser für mein Wohlsein sorgen. Ich bin sehr dankbar und sehr gespannt auf diesen Zaubertrank und besonders auf dessen Wirkung."

Jetzt drängt sich Fürst X., ein hagerer, etwas ältlicher, unglaublich geckenhaft zugestutzter Herr an das Paar heran.

„Scheint ein sehr geistreiches Gespräch zu sein," schnarrt er und klemmt das Monocle in's Auge.

Irene antwortet nicht, sondern beschäftigt sich damit, den grauen Schleier an dem Damen-Cylinder zu befestigen.

Die kleine Cavalcade setzt sich in Bewegung. Bruno drängt sein Pferd dicht an die feine Fuchsstute Irenens heran.

„Ich habe vor einigen Tagen ein Gerücht gehört, Comtesse, das sich mit einer in Aussicht stehenden Verbindung zwischen Ihnen und jener vertrockneten Durchlaucht beschäftigt. Sie entschuldigen meine offene Frage; Sie wissen, daß ich nicht lange um den heißen Brei herumgehen kann."

Sie sieht unglaublich müde und theilnahmlos aus und zieht die feinen Schultern in die Höhe.

„Was weiß ich? Vielleicht! Warum nicht? Mein Vater wünscht es; ich habe mir bis heute Bedenkzeit ausgebeten."

Der schwarzbraune Wallach macht einige wüthende Lançaden vorwärts; mit kaum verhehltem Stolz hängen Irenens dunkelblaue Augen an der schmiegsamen Gestalt des Reiters, der wie verwachsen mit dem ungeberdigen Thiere zu sein scheint.

„Gestatten Comtesse, daß ich Sie während der Jagd begleite? Ihr Herr Vater hat Sie besonders meinem Schutz empfohlen."

Sie schauert zusammen beim Klange jener trockenen, herzlosen Salonstimme.

„Wenn Sie können, Durchlaucht!" meint sie mit einem spöttischen Lächeln, während ihr Blick geringschätzend die haltlose Gestalt des Fürsten und die plumpe, phlegmatische Figur seines Pferdes streift.

„Hollah," klingt es vorn, „such, Hundchen, such! Wo ist das Füchschen? Trara, Fuchs auf!" schallt das Horn des Rüdenmeisters durch den herbststillen Wald.

Die Unterhaltung hört auf; ein Jeder hat genug mit sich und seinem Pferde zu thun. Gespannt schweift das Auge vorwärts, um Gräben und sonstige Hindernisse rechtzeitig zu erspähen. — Die Hunde gehen mit hellem Laut auf der frischen Fährte. — Das Tempo wird stärker und stärker; über Felder und Wiesen und rothen Haidegrund geht die Jagd. — Hier ein Graben, dort eine niedrige Hecke.

„Hopp, Satan! So recht, mein Pferdchen! Laß dir nur Zeit." Bruno klopft nervös den feucht glänzenden Hals seines Vollblutes. Schon bleiben hier und da Einige von der Gesellschaft zurück. Wülffen sieht nicht mehr rückwärts, die Jagdlust hat ihn erfaßt; da schnaubt ein Pferd dicht neben dem seinen. Erstaunt blickt er seitwärts auf die kleine Fuchsstute, welche mit seinem erprobten Hetzpferde gleiches Tempo hält.

„Vorsicht, Comtesse!" ruft er, als das Pferd mit scheuen Sätzen um eine im Acker ruhende Pflugschar herumfährt. — Die Reiterin scheint seine Worte nicht gehört zu haben. Eine feine Falte liegt auf ihrer sonst so mädchenhaft klaren Stirne, von welcher die braunrothen Haare fest unter den Hut zurückgestrichen sind.

„War das Ihr letztes Wort, Comtesse Irene, was Sie vorhin in Gegenwart eines Anderen sagten? Ich meine die Fabel mit dem Fläschchen Lethe?"

„Weshalb, Herr Lieutenant, mein letztes Wort?"

„Weil ich nach diesem Wort unmöglich die lächerliche Rolle eines verliebten Pagen weiter spielen kann."

Ihr Blick wird noch finsterer; fast feindselig starrt sie ihn eine Weile sprachlos aus den dunkelblauen Augen an.

„Immer chevaleresk, mein Herr! Soll ich meinem zukünftigen Gatten, dem Fürsten X., diese Nothwendigkeit mittheilen? Ich glaube, er würde sehr amüsirt sein." — Bruno beißt die Zähne zusammen.

„Ah, ich gratulire, durchlauchtigste Fürstin! Wollen Sie mir vielleicht verrathen, was Sie mit dieser Gliederpuppe anfangen wollen? Ja, ich bin jetzt nicht mehr chevaleresk, ich weiß es; aber es giebt Momente, wo die ganze sogenannte gute Erziehung — da ist ein Graben! — in Stücke geht, wo das gequälte Herz uns eine Sprache auf die Lippen drängt, welche die Wahrheit nicht scheut. Wollen Sie etwa leugnen, Irene, daß Ihr Benehmen, Ihr Verkehr mit mir im vorigen Winter mich mit Bestimmtheit vermuthen lassen konnten, daß Ihre Hand nicht nach einem halben Jahre einem Anderen gehören würde?"

„Was berechtigt Sie zu dieser Sprache, Herr Wülffen?" zwingt es sich mühsam über ihre Lippen.

Die Pferde gehen in ruhigem Galopp; er drängt das seine dicht an die Fuchsstute heran.

„Was mich dazu berechtigt? Ich will es Ihnen sagen: Hier mein Herz! Es ist wild und unbändig, mag sein! aber es ist ohne Falsch und kann nur einmal so heiß schlagen. Denken Sie noch an jene Mainacht, wo Sie mir diese Blumen gaben?" Er nestelt erregt einige Knöpfe seines Rockes auf und zieht einen verwelkten Vergißmeinnicht-Strauß hervor. „Denken Sie noch daran, Irene? Ihr Auge war damals feucht und Ihre Hand zitterte beim Abschied. Ich glaube, Irene wäre in jener Stunde nicht stark genug gewesen, mir ihre kleine Hand zu entziehen, wenn ich sie hätte festhalten wollen. Weshalb ich es nicht that? Ich weiß es selbst nicht. Ich mußte erst mit meinem Vater sprechen, denn ich wußte nicht, ob ich als selbständiger Mann im Stande sein würde, um eines Weibes Hand zu werben. Pah! das ist ja nun Alles Unsinn! Komm, Satan, go on!" — Energisch schleudert er den trockenen Blumenstrauß zur Erde.

Sie ist kreidebleich geworden, aber ein heißer Blick schweift aus ihren Augen zu ihm hinüber, der so leicht und doch in seinem Zürnen so kraftvoll neben ihr dahinsaust.

„Sie vergessen sich, mein Herr!"

„Ja, gut — es ist ja nun Alles aus! Aber ich hätte die stolze Gräfin Irene für zu muthig gehalten, als daß sie zwei Herzen verrathen könnte, nur um eines leeren Namens willen und einiger lumpigen Thaler."

„Bruno!" schreit sie auf. „Ah, Pardon, Herr Lieutenant! Ich denke, wir brechen das Thema ab. Es ist Alles aus, ganz recht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Maria Stuarts Abſchied von Frankreich. Nach dem Bilde von E. Lauffer. — Siehe Seite 170.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Jetzt sind die Beiden ziemlich nahe an der Meute, welche den Fuchs bereits mit Sicht jagt. Der Master hat die Jagd frei gegeben. Satan und Fuchsstute gehen Gurt an Gurt.

Die Aufregung der Jagd verdrängt alle anderen Gefühle und Leidenschaften.

„Lassen Sie mir den Fuchs, Herr Lieutenant!"

„Nein!" klingt es hart zurück. „Sie jagen sonst edleres Wild, Comtesse. Dies Wild gehört mir."

Heiße Leidenschaft loht in ihr empor. Sausend führt die zarte Rechte die Reitgerte.

„Die Stute geht gut," meint Bruno, „aber der Satan geht besser."

Der scharfe Luftzug nimmt ihr fast den Athem.

„Bruno, ich liebe Dich ja, und der Fürst hat noch nicht mein Wort."

Er lacht hell auf in unbändigem Trotz. „Schlangenlist! — komm Satan!"

Plötzlich kichert sie spöttisch in sich hinein. „Da, nun ist es aus! Jetzt Ade, Fuchsjagd, dort geht er durch den Canal!" Zum Springen zu breit und zum Durchklettern zu tief. Irenens scharfer Blick fliegt nach dem Hinderniß.

„Und ich habe ihn doch, bei Gott!"

„Laß ab, Bruno," schreit sie auf und bringt die Stute zum Stehen.

Da — ein wilder Satz, ein Aufspritzen von Schlamm und Morast, ein wüster Knäuel von Reiter und Pferd.

Satan hat den Graben genommen, aber drüben war schlammiges Ufer. Wie sie vom Pferd gekommen, sie weiß es nicht, ebensowenig wie sie durch das tiefe Wasser des Canals gelangt. Jetzt liegt sie neben ihm auf den Knien, und leidenschaftlich drückt sie Kuß um Kuß auf seine bleichen Lippen.

„Hilf, Himmel, er darf nicht todt sein!"

Da schlägt er die Augen auf; ein seliges Leuchten geht daraus hervor, hinüber in die Mädchenaugen dicht neben ihm.

Er will mit der Rechten nach ihrer Hand fassen, aber ein wahnsinniger Schmerz belehrt ihn, daß der Arm entweder gebrochen oder ausgesetzt ist.

„Ah, mon dieu," schnarrt eine Stimme dicht hinter den Beiden, „ich gratulire." Fürst K. macht eine steife Verbeugung. „Ein fabelhafter Morast hier für eine so zarte Occasion! Habe die Ehre!"

Nachdruck verboten.

In der weiten Welt.

Märchen von E. Wilcke.

Das Hühnchen hatte die Eierschale durchbrochen und schaute staunend ringsum.

Durch die Thürspalte des Hühnerhauses fiel ein schmaler, goldiger Sonnenstreif, und Tausende feiner Stäubchen tanzten darin auf und ab.

„Was ist das?" fragte das Hühnchen und ließ die runden schwarzen Aeuglein umher wandern.

„Unsere Heimath," sagte die alte Hühnermutter und scharrte eifrig die Nesthalme zusammen, denn sie war eine ordnungsliebende Natur; „die reicht von unserem Winkel bis zur Thüre dort."

„Und was ist dahinter?" fragte das Hühnchen.

„Die Welt," sagte die Alte, „aber die geht ein gutes Huhn nicht viel an. Man pickt dort Körner auf und kehrt dann nach Hause zurück, denn zu Hause ist es doch am besten!"

„Die Welt!" sagte das Hühnchen nachdenklich — „und was ist dahinter?"

„Dahinter? Dahinter?" gluckte die Alte ärgerlich, denn sie wußte keine Antwort darauf, und es ist immer beschämend, so Etwas einzugestehen — „wie thöricht, so zu fragen! Nie habe ich mich um so Etwas gekümmert!"

„Aber es ist doch interessant," piepte das Junge schüchtern.

„Interessant! Du bist ja sehr modern! Zu meiner Zeit gab es keine interessanten Fragen. Man scharrte und gluckte und legte seine Eier — und damit basta!"

* * *

Am anderen Morgen trippelten die Jungen auf dem Hofe einher und nahmen Scharrstunde.

„Seht — so! Man verbeugt sich und kratzt — gluck! gluck! — Paßt auf Das, was ich sage: Wer ein Korn findet oder ein Würmchen, der darf es verspeisen."

Und sie Alle verbeugten sich und kratzten, daß die Sandkörnchen flogen.

„Und das ist das Leben — Scharren und Picken?" fragte das Hühnchen.

„Für Hennen," sagte der Hahn. „Hähne krähen und kämpfen — kikeriki!"

„Und das ist so alle Tage?"

„Freilich so — bis man in die herrschaftliche Küche kommt."

„Und dann?" fragte das Hühnchen begierig — „und dann?"

„Das ist eine tiefsinnige Frage," krähte der Hahn, „aber sie ist unweiblich; nur Hähne dürfen philosophiren!" Und dann streckte er sich stolz in die Höhe und schlug mit den Flügeln.

„Geh' in die Welt," sagte der alte Rabe, der mit verschnittenen Flügeln auf dem Hofe umherhüpfte. „Dort hört und sieht man Etwas! Man hat tiefe Gedanken und ergründet Alles. Ja, wenn ich nicht ein armer Krüppel wäre" . . . .

„Weiß man Alles? Das, was dahinter ist und was später kommt?"

„Alles weiß man," krächzte der Rabe, „suche Dir nur Einen, der Alles weiß!" . . . . . .

Da ging das Hühnchen in die weite Welt.

Quer durch den Garten ging der Weg dahin. Gar wundervoll war es dort; weiße, rothe und blaue Blumen nickten von rechts und links, und die Bäume ließen ihre schlanken Zweige tief herniederhängen. Sonnenlicht spielte auf dem Kiesboden.

„Geh' nur zum Maulwurf," summten die Mücken, die lustig durch die Lüfte tanzten — „der ist ein Einsiedler, und das sind die Allerklügsten."

Aber der Maulwurf war nicht bei guter Laune.

„Dummer Schnack," brummte er und streckte die lange Nase aus seiner Höhle, „was das Leben ist? Plage und Aerger und Verdrießlichkeit bis zum Tode, Du Grünschnabel!"

„Und dann?" fragte das Hühnchen verschüchtert.

„Und dann? Und dann?" höhnte der alte Maulwurf, „dann kommt eines Tages der Gärtner mit seinem Spaten und zersticht meinen Berg und wirft mich zum Unkraut in die Ecke."

„Und das ist das Ende?" fragte das Hühnchen betrübt.

„Grünschnabel!" brummte der Alte mürrisch und zog sich tiefer in seine Höhle zurück.

„Was das Leben ist?" summten die Eintagsfliegen, die in lustigem Tanz über dem plätschernden Bächlein schwebten. „Spiel und Lust und Freude! Sieh', wie die Sonne glüht und die kleinen Wellen so lustig tanzen! Nein, wie ist die Welt doch schön!"

„Und morgen?" fragte das Hühnchen.

„Morgen? Morgen? Das kennen wir nicht. Aber heute! Einen Tag leben wir und sind glücklich!"

„Und dann?" fragte das Hühnchen angstvoll.

„Ach! Wer wird denn daran denken!" summten die Eintagsfliegen und wirbelten lustig durch einander.

Da wanderte das Hühnchen mit müden Füßen weiter.

Drüben auf der Wiese leuchtete es von gelben und rothen Blumen, und singend flogen die fleißigen Bienen ab und zu.

„Arbeiten — ist das Leben?"

„Arbeiten und genießen," summte die Biene und hob sich aus dem duftigen Kelch der Wiesenblumen — „wir schaffen und wirken und freuen uns unserer Arbeit und des Schönen ringsum. Und zuletzt schlafen wir ein im Kelch der schönsten Blume und ruhen aus von der Mühe und der Lust — o, köstliche, köstliche Ruhe!"

„Glaub' ihr nicht! Glaub' ihr nicht," sagte der Schmetterling, der gaukelnd die Blume umschwebte. „Wir ruhen nicht lange. Dann küßt uns die Sonne wieder wach, und schöner und frischer schwingen wir uns empor!"

„Ach," flüsterte das Hühnchen glückselig, „und was werde ich später sein?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Schmetterling. „Ich war eine Raupe früher, eine häßliche, dicke Raupe, und als ich erwachte, flog ich als leichter, bunter Falter in die blaue Luft hinein. Vielleicht wirst Du ein Vogel und fliegst durch die weite, schöne Welt und in Länder, wo der Himmel immer blau ist und die Sonne ewig glänzt."

„O, wie herrlich!" rief das Hühnchen und blickte zu der strahlenden Sonne hinüber, die eben wie ein gluthrother Ball hinter den Baumwipfeln verschwand. Langsam senkten sich Dämmerung und Kühle hernieder; aber das Hühnchen merkte es kaum. Später würde es so herrlich sein — Sonne und Wärme und ewiges Licht — ja später!

Und träumend wanderte es mit den müden Füßchen weiter in die Welt hinein — selig träumend . . . . . .

* * *

. . . . . „Erfroren," sagte mitleidig der kleine Knabe, der am andern Morgen über die Wiese ging, und legte beide Händchen um das starre, winzige Wesen, das da zwischen Gras und Blumen lag; „verlaufen und erfroren — Du armes, kleines Ding!" und er warf ein paar Blumen über die Stelle, ehe er davonsprang.

Nachdruck verboten.

M. von Egidy.

Eine Charakter-Studie von G. von Beaulieu.

Im Architekten-Hause zu Berlin lauscht eine vielhundertköpfige Menge von Frauen und Männern mit athemloser Spannung einem Redner, dessen Worte schneidig, metallisch, wie Schwertstreiche durch den Saal schallen und doch einen seltsam herzenswarmen, herzerwärmenden Klang haben. Das Publicum ist ein anderes, als man es in diesen Räumen gewöhnlich sucht, in denen Vorlesungen und Feste für die vornehme Berliner Welt stattfinden, in denen sich zusammenfindet, was zur sogenannten Gesellschaft gehört. Es ist ein Publicum von armen und reichen, von hochgebildeten und schlichten Leuten. Der kleine Handwerker, der Ladenbesitzer, ja der Arbeiter sitzt neben dem Mann der Wissenschaft, neben dem Staatsbeamten, dem Künstler; Damen in eleganter Toilette neben der dürftig gekleideten Frau, der man anmerkt, daß sie von anstrengender Arbeit herbeigeeilt ist. Es ist eine Zuhörerschaft, wie man sie sonst nur — in einer Kirche findet. Und ein Gottesdienst wird auch hier gehalten; es wird nicht, wie an dieser Stelle üblich, von Literatur, Kunst, Wissenschaft gesprochen, sondern von Religion, von den heiligsten, ernstesten Dingen der Menschheit. Wer ist der Mann, der es wagt, dem kritischen Berlin, das als gleichgültig und ungläubig bezeichnet wird, von diesen Dingen zu reden?

Ein kleiner untersetzter Herr in schlichtem schwarzen Rocke steht auf dem Katheder; er hat spärliches blondes Haupthaar, einen militärisch kecken Schnurrbart, ein frisches, von Herzensgüte durchleuchtetes Gesicht und blaue, kluge Augen, die den Menschen bis auf den Grund der Seele schauen. Haltung und Bewegung des Redners verrathen auf den ersten Blick den Soldaten; sie sind ebenso stramm und schneidig, wie die Worte, die durch den Saal hallen.

Der Mann ist der Oberst-Lieutenant a. D. M. von Egidy, der Verfasser der „Ernsten Gedanken"; er spricht über den Aufruf, welchen er in die Welt gesandt. Er entwirft das Programm der von ihm hervorgerufenen Bewegung: Vereinigung aller Religionen und Confessionen unter dem Banner „Einiges und angewandtes Christenthum", Beseitigung der kirchlichen Dogmen, welche dem heutigen Religions-Bedürfniß nicht mehr entsprechen; Wiederbelebung der Religiosität, die entschwunden ist, weil ein großer Theil der modernen Cultur-Menschheit die starren Glaubenssätze früherer Zeit nicht mehr anerkennt und sich deshalb entweder der Religion fernhält oder sie nur auf den Lippen, nicht im Herzen trägt; Anwendung des christlichen Gedankens auf das Leben, Schaffung christlicher Einrichtungen und Zustände.

Die Leserinnen dieses Blattes wird es interessiren, wie Egidy über die Frauenfrage denkt. Er will vollkommene Gleichberechtigung der Frau auf Bildung, Lebensfreude und Lebensgenuß, dagegen Theilnahme der Frau an der Arbeit nur in so weit, als sie selbst Gefallen daran findet. Der Schlußsatz entspricht ganz der ritterlichen Anschauung des Offiziers.

Christoph Moritz von Egidy ist am 29. August 1847 in Mainz geboren, sein Vater stand in der damaligen deutschen Bundes-Festung beim 35. preußischen Infanterie-Regiment.

Die Familie ist eine alte sächsische, deren Mitglieder theils dem angesessenen Landadel, theils dem Offizier-Stande angehörten. Auch Egidys Großvater war Soldat, er fiel als sächsischer Schützen-Commandeur 1812 in Rußland. Egidys Vater wurde durch Abtretung sächsischen Gebietes an Preußen preußischer Unterthan, stand in Berlin beim Kaiser-Franz-Regiment und erhielt dann ein Commando in Potsdam, als Chef der Stamm-Compagnie des Lehr-Bataillons. Während dieses Commandos starb der Vater; die Mutter, die einer französischen Emigranten-Familie entstammte, blieb mit sechs Kindern zurück und behielt ihren Wohnsitz in Potsdam bei.

Moritz von Egidy besuchte das Cadetten-Corps, wurde Selectaner und trat, siebzehn Jahre alt, als Offizier in das Brandenburgische Füsilier-Regiment Nr. 35, ein echt märkisches, kerniges Regiment. Mit den unermüdlichen, keine Strapazen scheuenden und immer lustigen Füsilieren machte er 1866 den Feldzug mit, focht in der Schlacht von Königgrätz und wurde Adjutant.

1868 ging er, durch Familien-Beziehungen veranlaßt, in sächsische Dienste über und trat mit seinem preußischen Patent bei dem in Dresden garnisonirenden Garde-Reiter-Regiment ein. Als Garde-Reiter-Offizier machte er 70—71 den französischen Krieg mit und zeichnete sich in vielen Schlachten und Gefechten aus; als Anerkennung für sein Verhalten wurden ihm u. A. der Albrechtsorden und das eiserne Kreuz verliehen.

Sehr jung, mit siebenundzwanzig Jahren, wurde er Rittmeister, dann Adjutant im General-Commando. Mit sechsunddreißig Jahren war Egidy Major und etatsmäßiger Stabs-Offizier beim 1. Husaren-Regiment Nr. 18 in Großenhain. 1889 erhielt er das Patent als Oberst-Lieutenant.

Von Großenhain aus sandte er seine „Ernsten Gedanken" in die Welt und erhielt wegen der kleinen Broschüre den Abschied.

Wir haben die genauen Daten der militärischen Laufbahn Egidys angegeben, weil die trockenen Zahlen die deutlichste Sprache reden; sie beweisen, welches Opfer der Offizier seiner Ueberzeugung und seiner Ehrlichkeit brachte, als er die „Ernsten Gedanken" veröffentlichte. Wir erzählten auch vom Vater und Großvater, um zu zeigen, daß Egidy ein echtes Soldatenkind ist. Er hat seinen Beruf nicht leicht aufgegeben, er liebte ihn, er vermißt sein Husaren-Regiment heute noch, er vermißt seine Kameraden und die ihm theure Thätigkeit.

Er wußte, was er that, als er den „Ernsten Gedanken" das Motto beilegte:

Ich hab's gewagt.

Reiflich, lange hat er überlegt, bevor er die Broschüre schrieb; er glaubte, ein Anderer würde aussprechen, was jetzt Millionen denken — Niemand es that. So kam er zu dem Schlusse: Du mußt es thun.

Wer ihn kennt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß er unerschrocken die Consequenzen seines Denkens zog, daß er es für Pflicht hielt, Das auszusprechen, was er als recht erkannt.

Von Jugend auf beherrschten ihn Pflichtgefühl und ernste Religiosität. In diesem Sinne wirkte er auch stets auf Kameraden und Untergebene. Eben so stark wie seine Religiosität war sein Rechtsgefühl; das bewies er nicht nur als Untersuchung führender Offizier, sondern auch in allen Ehrensachen, bei denen ihn die Kameraden stets zu Rathe zogen.

M. v. Egidy ist von jeher selbständig im Denken und Urtheil gewesen, er war ein strenger Vertreter der Einfachheit im Offiziers-Leben. Der kleine Zug ist charakteristisch für ihn, daß er alle undeutschen Wörter, die auch unserem Empfinden fremd sind oder sein sollten, mit lateinischen Buchstaben schreibt, sie so gleichsam aus unserer Sprache ausstoßend.

Dennoch war er kein Pedant, sondern ein heiterer Kamerad und Gesellschafter.

Für seine Untergebenen sorgte er in hingebender Weise. Das religiöse Leben in der Schwadron pflegte er mit Eifer, Königs Geburtstag feierte er nie, ohne seinen Leuten das Lied vorzulesen: „Vater, kröne du mit Segen unsern König und sein Haus". Am Tage vor dem Abendmahl hielt er seiner Schwadron die Beichtrede selbst. Das Militär-Gesangbuch war sein steter Begleiter.

Egidy ist hervorragend körperlich gewandt, ausdauernd, leistungsfähig. Obwohl im Militär-Bureau zu Hause, war er nie ein Mann des grünen Tisches, sondern lieber auf dem Exercierplatz, bei der Felddienstübung thätig.

1869 hatte sich Egidy verheirathet. Seine Gattin ist eine geborene von Götz, Tochter einer Prinzessin Schwarzburg-Sondershausen, welche mit dem Domherrn und königlich sächsischen Regierungsrath von Götz vermählt war. Luise von Egidy ist noch heute, obwohl Mutter von zehn Kindern, eine reizende poetische Erscheinung, von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Drei der Töchter sind erwachsen, der älteste Sohn ist See-Offizier, der zweite Cadett im sächsischen Cadetten-Corps.

Fünf Töchter und fünf Söhne, alle blauäugig und blond, echt deutsche Kinder, frisch, heiter, tüchtig und hülfreich. Von den erwachsenen Töchtern ist die Eine Secretärin und Stütze des Vaters, die Andere führt den Haushalt, und die Dritte, selbst nicht viel mehr als ein Kind, ist die liebliche Regentin der Kinderstube. Hier tummeln sich die vier Kleinsten immer lustig und munter umher; bei dem jüngsten, stämmigen, vierjährigen Buben macht sich der sächsische Dialect, welchen die Kleinen noch sprechen, besonders drollig.

Ein glückliches, selten gesegnetes Familienleben, fröhliche Geselligkeit im Hause, Pflege der Musik, — der Motor muß übermächtig gewesen sein, der den Oberst-Lieutenant von Egidy aus dem stillen Großenhain in Kampf und Schmerz hinaustrieb!

Den im Sommer 1890 erschienenen „Ernsten Gedanken" folgten „Weiteres zu den Ernsten Gedanken" und „Zum Ausbau der Ernsten Gedanken".

1891, schon verabschiedet, berief Egidy zu Pfingsten eine Versammlung nach Berlin. Hundertundneunzig Gleichgesinnte aller Kreise, aller Richtungen, aller Berufsarten, Protestanten, Katholiken, Juden, Freidenker folgten dem Rufe. Der Zweck der Zusammenkunft war, der Welt kund zu thun, daß „eine Anzahl deutscher Männer fest entschlossen sei, das einige Christenthum als beseligendes Eigenthum für die Menschheit wieder zu gewinnen; in kurzem Gedanken-Austausch die sehnenden Wünsche

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

des bei weitem größten Theiles unseres Volkes niederzulegen und die Grundzüge festzustellen, die unser Handeln fortan leiten werden."

In der Ansprache an die Pfingst-Versammlung sagte Egidy u. A.: „Ernst klingen die Worte des greisen Kaisers abermals an uns heran, die der hohe Herr vor dreizehn Jahren, nach dem ersten Mordversuch zu den Ministern sprach: ‚dem Volke muß die Religion wiedergegeben werden'. Nicht aber darf man meinen, daß nur den Schichten der Bevölkerung, denen der Frevler angehörte, damals oder jetzt die Religion fehlte — ‚dem Volke' fehlt sie; das sind wir, sind Alle, die sich zur Gemeinsamkeit rechnen, ist die Nation. — Religion heißt freilich nicht: Unterordnung unter menschliche Lehrsätze; Religion heißt: Gewissenhaftigkeit." Und im weiteren Verlauf der Pfingstrede sagte er: „Das ist das allererste Erforderniß eines Gottesreiches, daß wir es fürder nicht wagen, das Wesen der Allmacht festgültig bezeichnen zu wollen, oder gar Andere veranlassen, eine Vorstellung, wie Einer oder Einige sie zufällig haben, als Normalbild hinzunehmen. Nicht zwei Menschen haben die ganz gleiche Vorstellung von dem Urquell aller Dinge; nicht einen Menschen giebt es, der, wenn er überhaupt denkt, seine Vorstellung nicht bis zum letzten Athemzuge umformte — vergeistigte."

Wie Egidy sich dieses reformirte Christenthum vorstellt, darüber geben sein „Ausbau" und sein letztes Buch „Ernstes Wollen" Auskunft. Wie zündend seine Broschüren wirkten, beweist wiederum eine trockene Zahl, die Ziffer „sechstes Zehntausend" auf dem Titelblatte der „Ernsten Gedanken". Für ein deutsches Buch ein außerordentlicher Erfolg.

In den kurz gefaßten Schriften möge Jeder, der sich für die Sache interessirt, Das nachlesen, was wir an dieser Stelle nicht weiter ausführen können. Unsere Aufgabe war es hier nur, ein Charakterbild M. von Egidys in Umrissen zu geben. Er ist Das, was in unserer Zeit so selten geworden, ein Charakter und ein ganzer Mann; er kämpft für eine Idee, er hat dieser Idee Opfer gebracht.

Wohl genießt er die Anerkennung geistig reifer, muthig urtheilender, ideal denkender Menschen, wohl ist der Kreis seiner Anhänger groß — so haben sich jüngst in Kiel Männer der Wissenschaft zusammengethan, um sein Werk zu fördern — allein auch der Uebelwollenden giebt es mehr als genug.

Seit dem Herbst 1891 lebt Egidy mit seiner Familie in Berlin. Nahe der Spree und dem Schlößchen Bellevue, in einer stillen Straße von Moabit, ist sein gastfreies Haus gelegen, in dem eine edle, anregende und doch gemüthlich anspruchslose Geselligkeit gepflegt wird. Der einzige wirkliche Salon in Berlin, obwohl Egidy die Bezeichnung „Salon" wahrscheinlich nicht gelten lassen und das Wort als undeutsch mit lateinischen Lettern schreiben würde. Hier ist ein Mittelpunkt für zahlreiche Kreise, hier findet man Frauen und Männer von hervorragendem Geist und Talent, interessante Charakterköpfe aller Art. Nicht allein Berliner, sondern auch Fremde, welche sich nur besuchsweise in Berlin aufhalten. So sahen wir dort den Kunstforscher und Dichter Grafen von Schack, Bertha von Suttner und andere Schriftstellerinnen und Schriftsteller.

Selbstverständlich fehlen an Egidys Dienstagen, den Empfangstagen des Hauses, auch die unvermeidlichen Ausländer nicht. Unter ihnen sieht man hauptsächlich Amerikaner und Engländer, die ja in ihren „ethischen Gesellschaften" Vereinigungen besitzen, deren Bestrebungen denen Egidys ähnlich sind. Auch Interviewer, Zeichner und Reporter haben Herrn von Egidy das Leben nicht ganz leicht gemacht, da ihn bei seiner großen Bescheidenheit dieser Heeresstroß des Erfolges peinlich berührt.

An den Dienstagen berichtet Egidy seinen Freunden auch, was er im Laufe der Woche für seine Sache gethan; so erhält die Geselligkeit einen ernsten Hintergrund, einen Zweck.

Egidys Reform-Bestrebungen haben nicht nur eine religiöse, sondern auch eine sociale Seite. Dadurch unterscheidet er sich von allen seinen Vorgängern, deren Verdienste er mehr als irgend ein Anderer anerkennt.

Er, ein homo novus, ein Mann, der — wie man auch über seine Ansichten denke — von allen Parteien wegen seines Charakters geschätzt wird, er wäre vielleicht der Vermittler, durch den die Kluft socialer Gegensätze überbrückt werden könnte. Mag man sich zu seinen religiösen Reform-Bestrebungen zweifelnd, abwehrend oder gar feindlich verhalten, der versöhnenden socialen Seite seines Wirkens wird Niemand seine Theilnahme versagen, der es gelernt hat, in dieser Zeit der Gährung, der Erbitterung, des Klassenhasses mit offenen Augen umherzugehen.

Nachdruck verboten.

Der Tanz.

Siehe das Bild Seite 177.

Ob die Kleine, die das Schürzchen so zierlich mit den Fingerspitzen faßt und die Füßchen mit den Schnallen-Schuhen gar anmuthig in die erste Position setzt, sich wohl bewußt ist, daß sie soeben mit einem kecken Pas über die Grenze des Natur- und des Kunsttanzes fortschreitet? Ein Ausdruck innerer Fröhlichkeit ist es sicher nicht, der ihre kindlichen Züge belebt, und bei dem naturgemäßen Hüpfen und Springen giebt es auch wohl keine „erste Position." Aus den großen Kinderaugen spricht eher ein wenig Angst vor dem premier pas qui coûte, denn auch um den eigentlichen Kunsttanz handelt es sich nicht, sondern um jenes, innerhalb der letzten drei Jahrhunderte geschaffene Mittelding zwischen Natur und Kunst, um den „Gesellschaftstanz."

O, der erste Ball, und nun am Ende gar ein Kostüm-Ball, eines jener berühmten Kinderfeste beim Lordmayor, von denen man in der Londoner City Wochen und Monate vor und nachher spricht. Das ist eine Staats-Affaire en miniature. Ladies und Gentlemen täuschen über das Zwergmaß ihres Wuchses durch einen gravitätischen Ernst fort, der einer so wichtigen Sache gar nicht würdig genug sein kann. Fanny Elsler tanzte nach dem Ausspruch eines berühmten Ballet-Kenners nur Goethe, unsere Miniatur-Lady ist dazu berufen und auserwählt, das ganze Ansehen des wohllöblichen Kauf- und Handelsstandes der City of London zu tanzen.

Da ist es natürlich mit den gewöhnlichen Rundtänzen nicht gethan. Bei solchen Gelegenheiten darf selbst eine junge Dame von zwölf Jahren sich nicht modern-degagirt im Wirbel drehen, sie knixt fein säuberlich und tanzt, vor- und rückwärts schreitend, im Menuett-Tact das Auf und Ab der Handels-Conjuncturen und der Börsen-Curse.

Der kindliche Ringel-Ringel-Reigen ist natürlich über diesem ersten gesellschaftlichen Kunsttanz vergessen, aber auch diese Erinnerung wird schwinden, und dann kommt der erste wirkliche Ball. Und die frischen Lippen werden lächeln, und die großen Kinderaugen werden auch wieder ängstlich blicken, aber anders, von der eigentlichen Tanzleistung unabhängig, persönlich ängstlich — um des drohenden Sitzenbleibens halber. Das ist dann der eigentliche moderne Gesellschaftstanz, der mit Natur und Kunst gleich wenig zu thun hat. Die natürliche Tanzbewegung entspringt der inneren Fröhlichkeit, der Kunsttanz verleiht umgekehrt einer vorausgesetzten Empfindung mimischen Ausdruck, der Gesellschaftstanz bringt etwas Neues mit sich, den bewußten Zweckbegriff der Schönheits-Concurrenz, von der die unschuldigen Kinderaugen da noch Nichts ahnen.

Aus Haus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Etwas über Backpulver-Bäckerei. — Die praktischen und klugen Amerikaner, von denen wir so Manches gelernt haben, sind uns lange schon mit einem wichtigen Schritte auf dem Gebiete der Hausbäckerei vorangegangen, ohne daß wir uns noch entschließen konnten, ihnen in corpore zu folgen. Die lieben deutschen Hausfrauen leiden nämlich bei aller Vorzüglichkeit an einem großen Fehler: sie wollen sich nicht belehren lassen und hängen mit einer Zähigkeit am Althergebrachten, namentlich am Kuchen-Aberglauben, der man wohl kaum mehr das Prädicat: Pietät oder gar Charakterstärke geben kann, sondern die schon verzweifelt an — Eigensinn gemahnt. Pardon, liebe Leserin, aber es ist so. Oder — Hand auf's Herz, schwörst Du nicht zur Hefe, die Dich und Dein Gebäck so oft „sitzen" läßt, und rümpfst Du nicht die Nase, wenn Jemand bescheidentlich von „Backpulver" spricht. Aha, nicht wahr? Backpulver —! Aber Backpulver läßt Dich nie sitzen und noch viel weniger Dein Gebäck, vorausgesetzt, Du fügst Dich seinen wenigen, und bequemen Eigenthümlichkeiten, die Dich nie abhetzen und quälen wie die Hefe, die so oft „nicht gehen will." Doch davon unten, zunächst hier die Frage: Was ist Backpulver?

„Cremortartari" ist die kurze Antwort, und mit Cremortartari bäckst Du, holde Leserin, nun ebenso munter los und wunderst Dich, wenn der Kuchen nicht geräth. Freilich besteht das Backpulver auch aus Cremortartari, doch nur zu einem Theil, den anderen bildet ein doppelt-kohlensaures Salz, z. B. doppeltkohlensaures Natron. Also ein Brausepulver? Gewiß, Backpulver ist Nichts als ein innig nach bestimmten Gewichtstheilen gemischtes Brausepulver, das man aber nie selbst mische, da man dies niemals so vollkommen vermag, wie der Chemiker, und von der Vollkommenheit des Backpulvers hängt Alles ab. Das Pulver wird trocken unter das Mehl gemischt und mit diesem gut gesiebt; nach der Verarbeitung mit dem andern feuchten Backmaterial entweicht die Kohlensäure nicht durch die Luft, sondern treibt den Teig auseinander und bleibt in Millionen kleiner Gasbläschen fein vertheilt im Teige hängen, bewirkt also genau Dasselbe, wie die Hefe beim Aufgehen, doch mit absoluter Sicherheit des Erfolges.

Jede Kunst hat ihre Gebote, daher lasse man uns die der Backpulver-Bäckerei zur erleichterten Uebersicht in die folgenden zusammenfassen:

1. Man bewahre das Pulver trocken und wohlverschlossen auf, sonst wird es untauglich.
2. Man mische das Pulver mit dem Mehl vor dem Gebrauch und siebe dann letzteres gut und sorgsam durch.
3. Man mische dem Gebäck keine andern Treibmittel, wie Hirschhornsalz ꝛc. bei.
4. Man backe den fertigen Teig, namentlich im Sommer, sofort.
5. Man regulire die Ofenhitze. Zu große Hitze im Anfang reißt den Teig auseinander, statt ihn sanft und gleichmäßig zu treiben.
6. Man bereite die Backformen im Voraus, d. h. man buttere und streue sie vor dem Anrühren des Teiges.
7. Man wende nie sauren Rahm oder Milch an.
8. Man beziehe das Backpulver nur aus zuverlässigen Quellen, Fabriken, Droguerien, Apotheken.*)
9. Man nehme das Backpulver nicht nach Gutdünken, sondern nach erprobten Recepten**) sorglich gewogen. Jede größere Briefwage ist dazu zu gebrauchen.
10. Man hüte sich vor Alaun- und Phosphat-Backpulver. Nur Cremortartari-Backpulver ist zu verwenden.

Diesen wichtigsten Geboten lasse man uns noch Etwas über die Vorzüge des Backpulver-Gebäckes hinzufügen. Zunächst ist es weit zuträglicher, als Hefengebäck, und weit nahrhafter obendrein, weil es dem Mehl nicht durch die Gährung, wie die Hefe, mindestens dreißig Procent entzieht, sondern den Vollgehalt läßt. Ferner hält sich alles Backpulver-Gebäck viel länger schmackhaft und unverdorben, weil es der Schimmelbildung nicht so leicht unterliegt, wie Hefen-Gebäck. Auch seine rasche, mühe- und vorbereitungslose Herstellung ist eine Tugend, die neben der Zuverlässigkeit und dem absoluten Gelingen der Bäckerei mit Cremortartari-Backpulver nicht hoch genug zu schätzen ist.

Magenkranke, die Hefengebäck nicht vertragen, verdauen Gebäck von Backpulver leicht und ohne Beschwerden; für Kinder giebt es kein gesünderes Gebäck. Zum Schluß ist noch die Schmackhaftigkeit jedes mit Backpulver hergestellten Backwerks hoch zu rühmen. Wer von Beigeschmack spricht, ist entweder von Vorurtheil befangen oder hat schlechtes Backpulver gehabt. In letzterem Falle ist sein Gebäck aber auch mißrathen und schmeckt dann natürlich sogar sehr schlecht. Also: Ueber Bord mit der Hefe, die uns längst ein überwundener Standpunkt sein sollte und — wohl bekomm's, das Backpulver-Gebäck!

Stollen. — Zuthaten: 300 Gramm Butter, 250 Gramm Zucker, acht Eier, 140 Gramm Citronat, ein Weinglas Rum, eine Citrone, 380 Gramm Korinthen, 380 Gramm Rosinen, 250 Gramm geriebene Mandeln, darunter etwa zwanzig bittere, ein paar Messerspitzen Salz und dito Kardamom, ½ Liter Milch, und so viel Mehl, daß ein dichter, elastischer Teig entsteht. Auf 500 Gramm Mehl rechnet man 20 Gramm Backpulver. Mehl und Pulver werden genau gemischt und gesiebt, Gewürz und Zucker dazugethan, dann die in Stückchen geschnittene Butter, die ganzen Eier, Rum und Milch gleichmäßig hineingearbeitet, zuletzt die Früchte. Dann formt man Stollen, Laibe, oder füllt den Teig in Formen und bäckt bei gleichmäßiger Hitze 1—1½ Stunden, je nach Größe. NB. Diese Masse ergiebt mehrere Stollen größeren Kalibers. Die Hälfte von Allem genommen reicht für einen kleinen Haushalt vollkommen aus.

Napfkuchen (vorzüglich). — 375 Gramm Mehl, mit 15 Gramm Backpulver eng vermischt und gesiebt, 150 Gramm Butter zu Sahne gerieben, 150 Gramm Zucker, drei Eier, 100 Gramm geriebene Mandeln, 100 Gramm Rosinen, eine Prise Salz, ein Gläschen Rum, Milch. Man arbeite in die zu Schaum gerührte Butter das obige Material mit dem Citronensaft und soviel Milch, daß ein ziemlich steifer Teig entsteht. Vorher buttere man eine Blechform, streue sie gleichmäßig mit Paniermehl aus, fülle den Teig hinein und backe bei gleichmäßiger Hitze eine Stunde.

*) Die chemische Fabrik von Franz Dietrich zu Lahr in Baden versendet ein Kilo Backpulver für 4 Mark 75 Pfg. netto in Blechbüchsen.

**) Deutsches Backpulver-Backbuch v. Frau Käthchen * * *, Verlag von Fr. Dietrich, Schwenningen a. M. Preis 1 Mk. 50 Pfg.

Fragen.

Teppich-Fabrik. — Kennt Jemand eine Fabrik für Brüsseler Teppiche, die ihre Artikel direct an Privat-Personen abgiebt?

M. K.

Christbaum-Ständer. — Ich versuchte es oft schon mit verschiedenen Ständern, hatte aber nie die Genugthuung, meinen Christbaum absolut gerade und fest stehen zu sehen. Weiß mir, bei herannahender Weihnachtszeit, vielleicht eine freundliche Leserin einen Ständer — nebst Bezugsquelle — zu nennen? Er müßte aber allen Ansprüchen genügen und auch in späteren Jahren wieder zu gebrauchen sein.

G. M.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Laura (159). — Ein gutes Hausbier, das namentlich von Frauen und Kindern gern getrunken wird, für Herren mit einem geringeren Zuckerzusatz hergestellt werden muß, bereite ich seit Jahren in folgender Weise: Ein Liter Braunbier, zwei Flaschen Lagerbier, 625 Gramm feiner Zucker, für 13 Pfennige Weinstein und 10 Liter Wasser werden gut gerührt. Das Getränk bleibt stehen, bis der Zucker vollständig aufgelöst ist, wird dann in Flaschen gefüllt, die man gut verkorkt und kühl stellt. Nach fünf bis sechs Tagen ist das Bier zum Genuß geeignet.

Frau E. W. Halle.

M. v. A. (159). Im Anschluß an unsere neuliche Mittheilung über alte Bräuche bringen wir in Nachstehendem weitere, die wir der Freundlichkeit eines unserer geehrten Leser verdanken. Für das angeführte Laternen-Lied giebt es nach dem ersten, hochdeutschen noch einen zweiten, plattdeutschen Vers; derselbe lautet: „De Rey mit de Lücht', de de Lüt' betrügt, de de Eier holt, und se nich betohlt. Ick mag se girn in' Manschien goah'n, wenn doch man nich de Röwer (Räuber) kummt! Da kümmt se her mit' Schießgewehr — Hurrah, Hurrah, Hurrah!" — Was die Feier des Martins-Tages angeht, so findet dieselbe — abgesehen von Erfurt, wo sie speciell auf Martin Luther bezogen wird — auch an vielen anderen Orten statt; so hörte ich in Ostende herumziehende Kinder im Herbste singen und zwar in flämischer Mundart: „Sankte Marten Avend, Sankte Marten Avend, Da liegt en schuitge (Schute, Schiff) in de havend (Hafen). Hi is geladen mit kacken un tarten (Torten) to ehrn von Sancte Marten, Sancte Marten! aboule! aboule! (komm herbei)." Düringsfeld berichtet von einer Martins-Feier: „Sobald es zu dunkeln anfängt, leuchten am Vorabend des Martins-Tages im Rheinthal zwischen Köln und Koblenz Tausende von kleinen Feuern auf den Höhen und längs den Ufern des Flusses. Namentlich das Siebengebirge erglüht im Glanz unzähliger Feuer und Lichter, die sich im Rheine spiegeln." — Es scheint, daß sich dieser Feier zuweilen Anklänge an das ehemalige Opfer- und Dankfest, die altgermanische Wotans-Feier beimischen.

M. M. L. Frankfurt a. O.

Kaninchenzucht (168). — Es scheint Ihnen nicht bekannt zu sein, daß seit 1½ Jahr in Wildpark (Regierungs-Bezirk Potsdam) eine Zeitung unter dem Titel: „Neue Blätter für Kaninchenzucht" erscheint. Der Redacteur derselben, Herr Lehmann — daselbst — wird Ihnen eine gute Bezugsquelle für „lapins" nennen können, ja, wenn wir nicht irren, besitzt der genannte Herr selbst eine große Zucht-Anstalt. Ebenso werden Sie dort eine vollständige „Zucht-Anleitung", à Exemplar 20 Pfennige, erhalten können.

G. M.

Newiges. — Sie finden die gewünschten Gegenstände bei P. Baschwitz, Brüderstr. 19, Berlin C, und erhalten dort einen Preiscourant.

M. v. T. Graz. — Das von Ihnen genannte Mittel darf ohne jede Befürchtung einer Schädigung gebraucht werden.

J. H. — Wir würden die angegebene Toilette durchaus passend finden; die Frage, ob mit oder ohne Umhang, ist von der Figur abhängig. Schlanke Gestalten können denselben entbehren, für stärkere ist er empfehlenswerth.

Treue Abonnentin. — Die Geschäfte von Sauerwald, Leipzigerstr. 6 und von E. Kade, Friedrichstr. 191 möchten sich Ihrem Zweck entsprechend erweisen.

Laura S. T. — Wir können Ihnen nur empfehlen, sich durch Einsendung der genannten Arbeiten an die Redactionen solcher Journale zu wenden, die ihrem Leserkreis Novellen bringen. Die Zahl derselben ist sehr groß, die Namen sind Ihnen jedenfalls bekannt.

Frau Lea. — Wir möchten Sie bei dem Besitz und der Vorliebe für das Tragen von vielem und reichem Goldschmuck vor Ueberladung warnen, die immer häßlich, mehr noch — unfein wirkt. Zwei mit kostbaren Ringen geschmückte Finger an der einen, allenfalls ein schöner Stein an der anderen Hand, würde uns als das äußerste Maß des Erlaubten erscheinen, doppelt, wenn die Trägerin den schönsten Schmuck — die Jugend — ihr Eigen nennt. Außerdem ist die Form der Hand zu berücksichtigen. Lange, schlanke wohlgeformte Finger, die das kritische Auge nicht zu scheuen brauchen, dürfen mehr glitzernde Ringe tragen als kurze, dicke, unschöne Hände, die besser unbeachtet bleiben. Dasselbe gilt von den Armbändern. Zwei Reifen an einem Arm, durch ihre Form und die Farbe der Edelsteine harmonisch wirkend, genügen; abscheulich ist ein beständiges Klirren und Klappern von Reifen, Ketten und Breloques, das jeder Bewegung die Anmuth raubt.

F. G., Bisenz. — Eine eingehende Anweisung zum Putzen von Spiegelglas befindet sich in Nr. 19 unserer Zeitung. Das gebräuchliche Leder wird unter dem Namen „Fenster-Leder" verkauft.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Der Schneeschuh-Sport.

Von J. Manstein.

Dem alten lieben stählernen „Freund aus Kindertagen", der uns Winter um Winter über so manche spiegelnde, von der Natur glatt polirte Fläche getragen, droht eine scharfe Concurrenz! Sein eigener nächster Verwandter will ihm, wie dergleichen oft im Leben vorkommt, die Gunst der bisherigen Freunde rauben. Und man muß zugestehen, daß der neue Bewerber eine solche Fülle von Vorzügen mitbringt, daß uns, die wir den kleinen, munteren Gefährten so manches herrlichen, gesund-kalten Winter-Nachmittages innig lieb gewonnen haben, vor seinem größeren, anspruchsvolleren Bruder für jenen fast bange wird.

„Bah!" sagt der Schlittschuh — „das wäre nicht der erste Wettbewerber, über dessen Bemühungen ich triumphirt hätte. Ich fürchte ihn nicht. Ich bin über den Rollschuh Sieger geblieben — nun wird mir auch der Schneeschuh nicht über die Schraube wachsen."

Aber diesmal liegt die Sache doch ernster. Diesmal ist's nicht jener plumpe, rasselnde Geselle, der sich nur mühsam mittelst Rädern auf künstlich hingegossenen, dunkelen Bahnen forttrudelt, im geschlossenen Raum, zwischen engen, häßlichen Bretterwänden. Diesmal ist's ein frischer, lustiger, lustiger Geselle, hübsch und stattlich, elastisch, bequem und fügsam. Unterschätzen Sie also die Gefahr nicht, Monsieur Patin!

Wie sein Bruder kommt der Schneeschuh aus Norwegen. Das gewinnt ihm schon unser Herz. Nachdem seine Herren Landsleute, Ibsen e tutti quanti mit ihren schauerlichen Tragödien und Romanen Alles gethan haben, uns das schöne, frische Leben zu vergruseln, naht endlich ein Wesen aus dem Lande der Mitternachts-Sonne, das uns Freude bringen will, Vergnügen, Erholung. Gott sei Dank, es giebt also da oben nicht blos grämliche Stubenhocker!

Und welche Ergötzungen, welche Vortheile er uns verspricht, der neue Ankömmling!

Während der Schlittschuh vor Allem Eines verlangt, als unbedingte Voraussetzung seiner Thätigkeit: eine mehrzöllige, starke, glatte, wohlgereinigte Eisfläche, die sich doch in den meisten Fällen auf wenige hundert Quadratmeter beschränkt, die eine gewisse Dauer der Winterkälte voraussetzt und gegen jede Temperatur-Schwankung nach oben empfindlich ist — stellt der Schneeschuh scheinbar weit geringere Anforderungen. Er verlangt kein Eis, im Gegentheil er haßt es. Nur Schnee bedarf er — je größer die Fläche, je tiefer die Masse, desto besser. Er verabscheut die gebahnten, gefegten Striche: je unberührter das Feld, desto willkommener. Aber bei dieser scheinbaren Anspruchslosigkeit nimmt er die ganze Landschaft in Beschlag, Erde und Wasser, Acker und Wald, Ebene und Berg, hinauf und hinab, und Nichts schreckt ihn, als die bahnende, streuende, glättende Hand des Menschen.

Welche Vergnügungen verspricht er uns! In welch schimmernde Farben taucht er die entzückenden sportlichen Bilder, die er uns aus seiner Heimath mitbringt, und die unsere Sehnsucht, unseren Naturſinn reizen, wie nur die Landschaftsbilder seiner Landsleute, der eigenartigen norwegischen Maler, mit ihren seltsamen, hellen Tönen, ihren feinen, verblüffenden Farben-Zusammenstellungen.

Er zeigt uns auf weiter, menschenwimmelnder, weißleuchtender Fläche lebenslustschwellende Scharen mit Windeseile dahingleitend, in stählendem Wettkampf, in anspornender Uebung Augen und Muskeln prüfend, über ungeheuere Felder dahinsausend, steile Abhänge hinunterschießend, über hohe Wälle, breite Gräben in klafterweiten Sprüngen fortsetzend. Und am fernen Ziel, weit draußen vor der Stadt eine freudige, neugierig herbeigeströmte Menge die Anstürmenden mit lauten Jubelrufen empfangend, ihnen huldigend, und der Herrscher des Landes, in eigener Person, dem Sieger, dem Erstangekommenen, der alle Hindernisse mit Gewandheit und Kraft überwunden, den goldenen Ehrenbecher, den Preis des Wettkampfes überreichend.

Er zeigt uns, wie weit draußen, über die winddurchsegte, verwehte, schimmernde Haide Braut und Bräutigam, ein einsames Paar, in fröhlichem Nebeneinander, stürmisch, mit gerötheten Wangen, wie auf Flügeln der Liebe dahineilen, ohne Hinderniß, ohne Aufenthalt, immer vorwärts, gleich einem Probelauf für den großen gemeinsamen Weg durch's Leben, den sie in wenigen Monaten antreten wollen, wenn wieder kleine rothe Blüthen das Riesengefild überwogen und die Luft mit süßem Hauche füllen.

Er zeigt uns wie der kühne Jäger, das scheue Hochwild im Forst sicher und geräuschlos beschleicht, im Fluge von Rieseneiche zu Rieseneiche Deckung findet, und das angeschossene, in der Verzweiflung rasend dahin stürmende Wild spielend mit leichter Mühe überholt; zeigt uns den pflichttreuen Postboten wie er mitten im rasenden Wirbelflockensturm schnell und sicher bis in das verschneite, unzugängliche Gebirgsdorf, in die Hütte des von der Welt abgeschnittenen Landmannes den Weihnachtsgruß des Sohnes, fernher, von der heißen, fieberstarrenden Küste Ostafrikas bringt; zeigt uns beim blutigen Kriegsspiel den verschlagenen, kühnen Vorposten auf ungebahntem Wege über Hügel und Aecker wichtige Meldung von einem Heeresflügel zum anderen tragend um durch Geschicklichkeit und Schnelligkeit die drohende Opferung kühner, wackerer Söhne des Vaterlandes entbehrlich zu machen.

Und wie, um uns die Trennung vom alten Liebling noch zu erleichtern, sucht der neue Gast auch alle möglichen praktischen Vorzüge in sich zu vereinigen. Kann man sich etwas Einfacheres und Bequemeres denken, als dieses lange, schmale, freilich mit genauester Sorgfalt geschnittene, vorn leicht nach oben gekrümmte Holzstück, welches sich dem Fuße so bequem anschmiegt? Nichts ist leichter zu befestigen: ein breites starkes Lederband schlingt sich, sicher angelegt, vorn um die Zehen, während ein kurzer Riemen weiter zurück die Ferse fest, doch nicht eng umklammert. Nichts weiter, und der Fuß, der nur den Mitteltheil der Holzrippe bedeckt, sitzt stramm und fest, giebt unter dem Fahrer nach wie eine Feder, und gleitet über die Schneefläche um so besser dahin, je höher und fester der Schnee ist. Ein oder zwei lange, lanzenförmige Stöcke in den Händen reguliren den Lauf, erleichtern das Ausbiegen, das Bergaufstapfen. Alle anderen Zurüstungen sind verpönt: je knapper und fescher die Kleidung, desto elastischer der Körper, desto freier Knie und Schenkel, desto unbehinderter der Flug. Freilich nur, wenn der Schneeschuh sauber und genau gearbeitet ist. Die Mitte der Holzrippe krümmt sich, dem Fuß sich gleichsam anschmiegend, ein wenig nach oben, und in der Ausarbeitung dieser Krümmung beruht das klare Geheimniß der befördernden Wirkung des Schneeschuhes. Je sorgfältiger sie ausgeführt, desto leichter, sicherer die Fahrt, desto dauerhafter der Schneeschuh selbst. Geldgieriges Pfuscherthum hat sich natürlich auch schon dieses Sportes bemächtigt und versucht, dem Publicum Geld durch jene Arbeit anzulocken, deren scheinbare Billigkeit die größte Uebertheuerung ist: nur auf die echten norwegischen Schneeschuhe, welche die bekannte Zeitschrift „Der Tourist" zuerst in Deutschland empfahl und auch fernerhin Jedermann gern besorgt, kann sich der Sportfreund sicher verlassen.

Es ist einer der Hauptvorzüge des neuen Sports, daß Jedermann, der sich eines normalen Körpers erfreut, sich ihm unbehindert ergeben kann, Herr und Dame, Kind und Greis. Hier bedarf es keiner Anlagen, keiner Vorbildung, sondern nur der Uebung. Er ist ohne Zweifel der leichteste aller Sports, denn er hat im Grunde nicht mehr als zwei Regeln:

1. Die Füße stets fest zusammen — nur so weit aus einander, daß das Leder der Schuhe sich nicht reibt. Elegante Ausbiegungen, wie beim Schlittschuhlauf sind hier nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich, da sie sofort die Gleichmäßigkeit des Laufes hemmen.

2. Immer am Boden hingleiten, den Fuß nicht eine Secunde von der Schneedecke aufheben. Der Schneeschuher gleicht dem sagenhaften Riesen Antäus, dessen unüberwindliche Kraft sofort zur Kindesschwäche verkümmerte, sowie er die unmittelbare Berührung mit dem Erdboden verlor.

Wer diese zwei Regeln genau und unablässig beobachtet, wird dem neuen Sport ohne jede Befürchtung, jede Gefahr obliegen dürfen. Höchstens wird er, über eine unvorhergesehene verdeckte Baumwurzel stolpernd, eine kleine Schramme, eine unbedeutende Verstauchung davontragen, kleine Unfälle, tausendfach aufgewogen durch das große Vergnügen, die Uebung und Vorsicht ihn auch bald vermeiden lehren werden. So wird der Neuling es schnell zu hinreichender Fertigkeit bringen — wenn er auch vielleicht längere Zeit gebrauchen wird, um sich zum Künstler zu vervollkommnen, jene staunenswerthen Leistungen auszuführen, in denen die Norweger glänzen, Sprünge von 15—30 m weit, über hohe Hindernisse hinweg, Distancetouren mit einem Record von 70 km den Tag. Wie viele Menschen beabsichtigen denn auch in jedem Fache, das sie betreiben, das Höchste zu erreichen? Sie begnügen sich mit einer achtbaren Fertigkeit. Und besonders beim Sport, dessen Zweck und Ziel nur die gesundheitfördernde Uebung der Kräfte ist. Ein gewisses Letztes ist in gymnastischen Dingen nur zu erreichen, wenn der Sport als ausschließlicher Beruf betrieben wird, und solcher Betrieb hat sich nach jeder Zeit durch schließliche Schädigung der Gesundheit und Einseitigkeit des Geistes gerächt.

Derartiges entspricht auch gar nicht den ursprünglichen Zielen und Zwecken des Schneeschuh-Laufes.

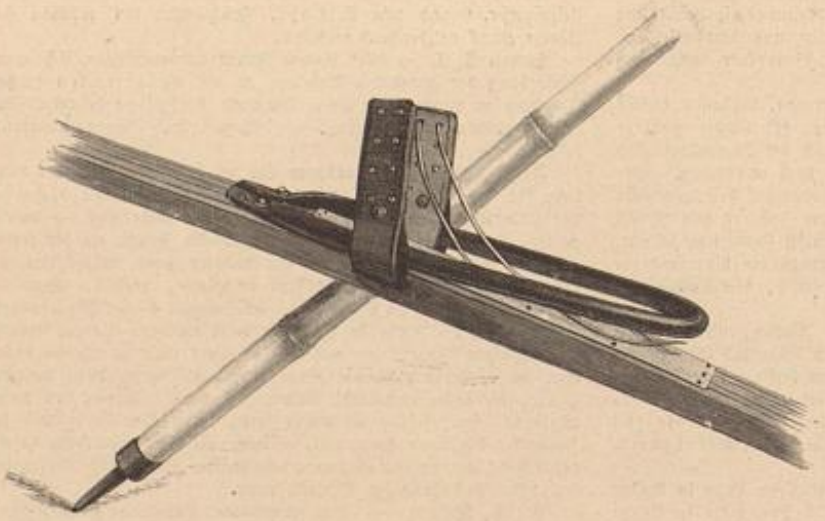
Freilich ist das ein wenig vom modernen Standpunkt nachgeurtheilt. Denn über die ursprüngliche Entstehung der Ausrüstung sind wir im Dunkeln — dem Schneeschuh geht es wie seinem Bruder, dem Schlittschuh, von dem der Dichter singt:

„Begraben ist in finstre Nacht
Der Erfinder großer Name so oft."

Wir wissen nur, daß er uralt ist. Alle menschlichen Dinge sind aus der Noth entstanden. Wie die Kunst eine Tochter des Handwerkes ist, so der Sport ein Sohn des Gewerbes. Die ungeheueren, ausgedehnten Schneeflächen der nordischen Hochlande, welche Thäler und Berge dort drei Viertel des Jahres bedecken und jeden Verkehr hindern und stören, ließen den Menschen auf ein Mittel denken, das Hinderniß zum Verbindungsweg zu machen, wie der trennende Fluß, das Meer durch das Schiff zur Straße geworden waren. So entstand der Schneeschuh — erst als ein mit Fellen umwickeltes Holz, später als hölzerner Leisten allein. Die Noth lehrte das natürliche Gesetz erkennen, auf dem der Schneeschuh begründet ist: daß ein schwerer Körper auf lockerem Boden sich um so besser hält, je breiter seine auflagernde Fläche ist. Der Schneeschuh vertheilt das menschliche Gewicht. Er erfüllte bald seine Bestimmung. In alten nordischen Liedern wurde das Schiff der „Schneeschuh des Meeres" genannt (also ist er im Norden muthmaßlich älter als das Schiff), und für so wichtig galt die sich schnell über alle polaren Länder ausbreitende Erfindung, daß ihr eine eigene Göttin zugetheilt wurde, und alte Chroniken von ihr sagen: „Die Vögel im Fluge, die schnellsten Windhunde und Rennthiere überholt der Läufer mit Schneeschuhen an den Füßen."

Noch heute gilt der Schneeschuh im Norden als eine göttliche Erfindung und seiner geschickten Anwendung werden dort, wie wir oben erwähnten, königliche Ehren erwiesen. Ob er es bei uns zu Aehnlichem bringen wird? Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, den Schneeschuh nur als einen Nothbehelf zu betrachten, der in den skandinavischen Bergen dazu dient, verschneite Höhen und Thäler zugänglich zu machen und den Verkehr ihrer Bewohner zu ermöglichen. Der Schneeschuh ist in der Ebene ebenso verwendbar wie auf den Höhen, im Anstieg nicht weniger als im Abstieg. Gerade das mitteldeutsche Gebirge mit seinen sanft abfallenden Hügeln bietet geeignete Flächen zur Uebung eines Sports, dessen Vorzüge besonders dem Touristen zu Gute kommen dürften. Der Schneeschuhlauf ist dazu berufen, die landschaftlichen Schönheiten des Gebirges auch im Winter dem Auge des Reisenden zu erschließen. Der Versuch, den Brocken zu ersteigen, ist vollkommen gelungen, und auch in der Prinz-Heinrichs-Baude im Riesengebirge hat man zur gelegentlichen Benutzung ein Paar Schneeschuhe hinterlegt. Gerade hier sehen wir vielleicht schon in kurzem die nur noch wenig geübte Hörner-Schlittenfahrt durch den Schneeschuhlauf ersetzt.

Schneeschuh-Läufer.



Mittlerer Theil des Schneeschuh's und Hemmstab.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 24. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften; vierteljährlich 2½ M. Berlin, 11. December 1892. Große Ausgabe mit allen Kupfern vierteljährlich 4¼ M. XIX. Jahrg.

Schlittenfahrt zum Weihnachts-Abend. Nach dem Bilde von A. Wierusz Kowalski. — Siehe Seite 191.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Winter-Sonnenschein.

Wie lieblich fällt der Winter-Sonnenschein
Mit hellem Glanz in's Zimmer mir herein.
Eisblumen an den Fenstern thaut er fort,
Die in der Nacht der Frost gewoben dort.
Auf armer Zimmerpflanzen Blättern dann
Weilt freundlich er und blickt sie tröstend an.
Aufglänzen Bilder jetzt, von ihm berührt,
Jetzt Bücherreih'n, mit Gold von ihm verziert.
Sein Licht jetzt flimmernd um den Ofen spielt,
Als fragt' es scherzend, ob er es wohl fühlt.
Jetzt fällt ein Strahl auf ein geschliff'nes Glas,
Und — o, seht her! — wie wunderbar ist das!
Aufleuchtet plötzlich an des Zimmers Wand
Ein Farbenbild, das zauberhaft entstand.
Dieselben bunten Farben sind es, die
Der Himmel einst den Fluren draußen lieh,
Die in den Blumenkelchen ohne Zahl
Einst wachgeküßt der Sommersonne Strahl;
Die, ach, verschwanden, als der grimme Gast,
Der Winter, kam. Wie schnell sind sie verblaßt!
Doch nicht für immer schwanden sie, es streut
Der Lenz sie wieder, wenn er sich erneut.
In Wald und Feld, auf Wiesen und am Rain
Schafft sie auf's neu der Frühlings-Sonnenschein.
Und jetzt im Winter schon zeigt sie mir all
Der Sonnenstrahl, gebrochen vom Krystall,
Vergänglicher noch, als die bunte Pracht
Der Blumen, einem Traumbild gleich der Nacht.
Nicht an den Körpern haftend, nur ein Schein,
Und doch so schön, so leuchtend und so rein.
So glänzen sie am Wintertage mir,
Zukünft'ger Frühling, wie ein Gruß von Dir!

J. Trojan.

Nachdruck verboten.

Herr Längner und seine Tochter.

Eine Berliner Weihnachts-Geschichte.

Von Hanns von Spielberg.

Herr Längner war eins der größten Originale, die ich in Berlin kennen gelernt. Das Glück hatte ihm ein sehr bedeutendes Vermögen in den Schoß geworfen, denn er gehörte zu den Bevorzugten, die — sie wissen selbst manchmal nicht wie — fast über Nacht an ihren Grundstücken reich geworden sind. Wie das kam, hat er mir selbst erzählt. Er war ein kleiner Holzhändler am Kottbuser Damm gewesen und hatte als junger Anfänger, d. h. vor etwa vierzig Jahren von einem Rixdorfer Bauern für seinen Stätteplatz ein Stück Grund und Boden um ein Butterbrod gekauft, ein Fleckchen Wiese, das für tausend Thaler an den Mann zu bringen, der Rixdorfer sehr glücklich war.

Das Stück Land machte sonderbare Schicksale durch. Der gute Längner sah nämlich bald ein, daß sein Holzplatz viel zu weit von der Peripherie entfernt lag; er miethete sich für schweres Geld daher näher an der Stadt einen kleineren Platz und ging zu dem Bauern, um ihn selbst mit Verlust zur Zurücknahme der Wiese zu bewegen, bekam aber statt jeder Antwort nur ein höhnisches Grinsen als Entgegnung. So lag der Fleck denn Jahre lang, und jedesmal, wenn sein Besitzer die Bilanz zog, fluchte er im Innersten seines Herzens über die unglückliche Idee, das schöne Geld, das er in seinem gar nicht sonderlich gehenden Geschäft viel besser hätte brauchen können, in Rixdorf angelegt zu haben. Draußen aber freuten sich nur die Müllfuhrleute des öden, nicht einmal umzäunten Platzes, der ihnen so recht bequem am Wege lag. Einmal hatte Frau Längner den kühnen Gedanken gehabt, sich ein Gärtchen mit einer bohnenumrankten Laube auf dem „Rittergut", wie ihr Gatte wohl manchmal mit bitterer Ironie sagte, anzulegen. Mann und Frau waren in Folge dieses Entschlusses hinausgepilgert, und auf dem langen Wege waren für den Zukunftspark die schönsten Pläne entworfen worden, bei denen sich allmälig die Laube zu einem hölzernen Sommerhäuschen und die Bohnen in einen ganzen Gemüsegarten umwandelten. Als die Familie Längner aber der riesigen Mull- und Schutthaufen ansichtig wurde, die sich im Lauf der Jahre auf dem Rittergut zu ganzen Bergen aufgethürmt hatten und ein nichts weniger als verführerisches Odeur ausströmten, sanken die schönen Hoffnungen sofort in ein Nichts zusammen.

Da kam die Gründerzeit, und eines schönen Tages trat bei Längner ein Agent an, der ihm ohne jedes Handeln 100 000 Mark für das Rixdorfer Grundstück bot. Zuerst machte Längner große Augen und dachte nicht viel anders, als der Mann wolle ihn zum Besten haben, denn damals war am Kottbuser Damm noch Nichts von einer Bauthätigkeit und von einer wesentlichen Steigerung des Bodenwerthes zu verspüren. Als guter Geschäftsmann ließ er sich von seiner Ueberraschung aber nichts merken, sondern forschte den Vermittler vorsichtig aus. Da kam denn zu Tage, daß der Agent aus irgend einer zuverlässigen Quelle erfahren hatte, daß das Consortium, welches damals die neue Dresdener Bahn baute, just grade den Längnerschen Platz zur Anlage des Bahnhofes vorgesehen hatte. Nachdem unser Freund diese Thatsache erst einmal ermittelt, machte er den Preis und verkaufte wirklich den Platz noch an demselben Tage für 180 000 Mark an den Agenten, der freilich nur eine Anzahlung von 50 000 Mark leistete; der Rest sollte in wenigen Wochen seine Erledigung finden.

Das war damals großes Jubeln im Längnerschen Hause; das dicke Ende, wie es in Berlin heißt, kam aber nach. Das ursprüngliche Bahnhofs-Project wurde umgeändert, der Bahnhof in eine ganz andere Stadtgegend verlegt, und der Agent dachte nicht daran, die Restzahlung zu leisten. Der Platz kam zur Subhastation, Längner erstand ihn wohl oder übel wieder, wobei zu seinem Schmerz noch ein gut Theil der Anzahlung an Kosten und Stempel draufging.

Somit war die Seifenblase zerplatzt, und das Stück Rixdorfer Land fiel wieder auf eine Reihe von Jahren bei Karl Gottlieb in arge Ungnade. Da erfaßte mit einem Male die Bauthätigkeit die bisher gänzlich vernachlässigte Gegend. Im Laufe von wenigen Jahren schoben sich die Mieths-Kasernen immer weiter südwärts vor und umspannten bald das Längnersche Wiesengrundstück von allen Seiten. Und diesmal kam der Umschwung dem Holzhändler nicht so überraschend, wie beim ersten Male; er hielt seinen Besitz zähe fest, bis ihm der Preis, den er sich gesetzt, anstandslos bewilligt wurde. Und als er dann für rund eine halbe Million verkaufte, da ließ er sich das Geld in schönen, unzweifelhaften Banknoten auszahlen und trug es noch an demselben Tage zur Reichsbank, um es in erstklassigen Papieren anzulegen. An demselben Tage aber schloß er auch sein Geschäft zu und wurde Rentier.

Der Zufall brachte mich zehn Jahre später mit Herrn Längner in Berührung. Ich war im Herbst nach der Adalbertstraße gezogen und kannte noch Niemand von der Hausgenossenschaft, als ich eines Abends vor der Thür mit einem dicken, prustenden Manne zusammentraf, der grade beim Aufschließen der Pforte beschäftigt war. Wir begrüßten uns flüchtig, und damit wäre die Begegnung wahrscheinlich abgethan gewesen, wenn ich nicht, im Begriff, meine zu ebner Erde belegene Junggesellen-Wohnung zu betreten, auf der Treppe einen kleinen halb unterdrückten Aufschrei gehört hätte, dem ein schmerzliches Stöhnen folgte. Ich machte schnell Licht und eilte die Stufen hinan. Da fand ich denn den Herrn, der mir soeben die Mühe des Thürschließens erspart, zusammengekauert am Treppengeländer lehnen. Er war in der Dunkelheit fehlgetreten und hatte sich augenscheinlich das Fußgelenk verrenkt. Mit Mühe richtete ich ihn auf und geleitete den ununterbrochen Stöhnenden bis zum ersten Stock, wo er seiner Angabe nach wohnte. Auf mein Klingeln öffnete ein junges Mädchen, kaum dem Backfischalter entwachsen, und brach in lautes Jammern aus, als sie den Zustand des Alten bemerkte. Der aber ließ sie hart an, schalt heftig, daß man ihm keine Lampe auf den Flur gestellt, und wollte mich dann mit einem kurzen Dankeswort verabschieden. Ich sah jedoch, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte, klinkte ohne weiteres die nächste Thür auf, faßte ihn wieder unter den Arm und führte ihn in das Zimmer.

Es war ein großer Raum, in dessen Einrichtung sich Aermlichkeit und protzenhafter Prunk wunderlich mischten. Vor einem breiten, modernen Paneel-Sopha stand ein birkener, abgenutzter Tisch, an den Wänden hing neben Oeldruckbildern schlimmster Gattung ein vortreffliches Frauen-Portrait in prunkendem Goldrahmen, und an der Decke schimmerte eine prächtige Krystall-Krone, von der aus aber ein Gummischlauch zu einem Gaskocher führte, der mitten auf dem Tisch paradirte, und in dem, nach dem Geruch zu urtheilen, soeben Pellkartoffeln gekocht worden waren.

Ich führte den Mann bis zu dem Sopha, auf dem er sich, abwechselnd stöhnend und fluchend, niederließ. Das junge Mädchen, augenscheinlich die Tochter des Hauses, stand hülf- und rathlos dabei, bis ich ihr endlich empfahl, sofort ein Dienstmädchen zum nächsten Arzt zu schicken. Da sah sie mich mit großen Augen an, erstaunt und ein wenig verlegen zugleich, und entgegnete zögernd: „Dienstmädchen — wir haben kein Dienstmädchen. Aber ich will gleich selber gehen, wenn der Herr mir sagen kann, wo der nächste Doctor wohnt."

„Ihr Herr Vater kann nicht allein bleiben. Ich werde den Arzt rufen," erklärte ich kurz. „Er wohnt gleich an der Ecke der Köpenickerstraße."

Der Mann auf dem Sopha mischte sich in das Gespräch: „Lassen Sie det Mächen man laufen, Herr, die hat junge Beine. Und schönen Dank ooch — —"

Ich beharrte indessen auf meiner Ansicht und ging wirklich zum Arzt, den ich auch zu Hause traf und zu Herrn Längner geleitete. Er erklärte den Fall übrigens für ganz ungefährlich, gab einige kurze Verhaltungs-Maßregeln und empfahl sich.

So war das Garn zwischen mir und Herrn Rentier Längner angeknüpft und spann sich, wie es so zu gehen pflegt, zu einer oberflächlichen Bekanntschaft weiter. Nach etwa einer Woche kam der dicke Herr zu mir, um sich für meine bescheidene Hülfeleistung zu bedanken, und wieder einige Zeit später fand sich eine Gelegenheit, ihn in einer Armensache von Amtswegen aufzusuchen.

Ich traf ihn in dem Wohnzimmer, das ich schon kannte und das bei hellem Tageslicht in seiner buntgemischten Einrichtung einen noch weniger anmuthenden Eindruck auf mich machte, vor einem mächtigen geräucherten Lachs mit augenscheinlich bestem Appetit thätig.

„Wollen Sie nich mitthun, Herr?" rief er mir entgegen. „Des Thier kommt frisch von Borchardten aus die französische Straße, pieksein, sag ich Ihnen, es zerjeht ordentlich zwischen den Zähnen. Irethe, 'n Messer vor den Herrn un 'n Jlas."

Ich lehnte dankend ab, aber er ließ keine Ausrede gelten. „Sie werden mir doch wenigstens een Jlas Burjunder nich abschlagen, Herr Doctor? Des kann der Vater mit seinem Sohne trinken, sag ich Ihnen. Allenthalben habe ich 'rumprobirt, der Burjunder von Ewesten bleibt doch der beste. Ich bin nur 'n einfacher Mann, aber auf so 'n juten Troppen, müssen Sie wissen, darauf versteht sich Längner. Na, Jottlob, man hat's ja dazu! Ihre Jesundheit, Herr Doctor, und dann raus mit der Sprache: was verschafft mir's Verjnüjen?"

Es handelte sich um die Unterstützung einer armen Witwe, und ich war einigermaßen erstaunt, zugleich auch erfreut, bei Herrn Längner mehr, weit mehr Entgegenkommen zu finden, als ich zu hoffen gewagt. Mich überraschte aber nicht nur, daß er seine Bereitwilligkeit zu einer nicht unbedeutenden Gabe erklärte — das hatte ich leicht für Protzenhaftigkeit gehalten — sondern noch mehr, daß er mit sichtbarem Verständniß und mit Antheil sich nach den näheren Verhältnissen erkundigte. Alles, was er über den Fall sagte, hatte Hand und Fuß und verrieth ein Herz, das auf dem richtigen Flecke saß. Kaum war die Angelegenheit aber beendet, so kam er, ohne daß dazu irgend eine Veranlassung vorlag, auf Politik und Religion zu sprechen. Während er eine Scheibe Lachs nach der anderen herunterfäbelte und jeden Bissen mit einem kräftigen Schluck Volnay hinabspülte, kannegießerte er aus dem Hundertsten in's Tausendste, und derselbe Mann, der soeben noch über eine Frage des praktischen Lebens in klarer, verständiger Weise sich geäußert, gefiel sich jetzt mit sichtbarem Behagen in einer wirren, nörgelnden Negation, die wahrhaft erschreckend war. In einem Athemzuge und unter der immer wiederkehrenden Versicherung: „Ich bin nur ein einfacher Mann, aber —" hechelte er unsere ganzen Verhältnisse durch, so daß ich froh war, als ich unter einem schicklichen Vorwand schließlich aufbrechen konnte. Der Dank, den ich ihm aussprechen mußte, wurde mir ordentlich schwer, und nach einer Fortsetzung der Bekanntschaft verspürte ich nicht die geringste Lust.

An einem der nächsten Tage aber führte mich mein Weg zu der armen Witwe, um deren willen ich Herrn Längner aufgesucht, und es machte mich ganz irre, von ihr zu erfahren, daß der Mann sich keineswegs mit der mir eingehändigten Gabe begnügt, vielmehr die Frau selbst besucht und ihr besser und dauernder geholfen hatte, als ich es vermochte; er hatte ihr Arbeit verschafft.

Das versöhnte mich wieder einigermaßen mit Herrn Längner, und Manches, was ich in der nächsten Zeit über ihn erfuhr, ließ mich überhaupt milder über ihn denken. An werkthätiger, praktischer Nächstenliebe wurde er in unserem Bezirk jedenfalls von Wenigen übertroffen.

Auf den Wegen der Barmherzigkeit begegneten wir uns im Laufe des Jahres wiederholt, und unsere Bekanntschaft blieb daher, ohne daß Einer von uns sie besonders zu fördern suchte, doch im Fluß. Immer wieder aber fiel mir an dem wunderlichen Manne das seltsame Gemisch von spießbürgerlicher Einfachheit und protzenhaftem Großthun auf, immer wieder auch stieß mich seine mit Geflissentlichkeit zur Schau getragene, zu den ausgesprochensten Extremen neigende politische und religiöse Gesinnung zurück. Kaum, daß man bei ihm überhaupt noch von einer religiösen Gesinnung sprechen konnte, er gab sich als Atheist vom schwersten, oder vielmehr vom leichtesten Kaliber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Reden Sie, wat Sie wollen, Herr Doctor, und jlauben Sie, wat Sie wollen. Ick störe Ihnen nich. Schon der olle Fritze, der 'n grundkluger Mann jewesen sein muß, wenn er auch 'n doller Despoterich war, hat jesagt, Jeder kann nach seiner Façon selig werden. Jut, versuchen Sie's auf Ihre Art, aber lassen Sie mir unjeschoren. Ick bin man 'n einfacher Mann, aber mir machen Sie nischt weiß. Ick bin helle."

Es war mit dem „einfachen Manne" nicht zu reden — der Fluch der Halbbildung lastete zu schwer auf ihm.

Fräulein Grethe Längner hatte ich im Lauf des Jahres verhältnißmäßig selten gesehen und noch seltener gesprochen. Jedesmal aber, wenn ich der Kleinen begegnete, gefiel sie mir besser. Sie blickte frisch und munter in die Welt mit ihren blitzblanken, braunen Augen und schien sich, vielleicht ein Erbtheil der verstorbenen Mutter, eine gesunde Lebensanschauung bewahrt zu haben. Die Tochter des halben Millionärs hatte es keineswegs leicht. So verschwenderisch der Alte auf der einen Seite war, so knickerig gab er sich auf der anderen. Die kleine Grethe mußte im Haushalt arbeiten, wie die gewöhnlichste Dienstmagd, und man hörte Herrn Längner manchmal durch's ganze Haus in nicht gerade zarten Ausdrücken mit ihr zanken, wenn sie es ihm nicht recht machte. Dann sollte sie, sobald ihm die Laune danach stand, wieder die Gräfin spielen; er fuhr mit ihr zu Gerson, und das Theuerste war ihm gerade recht für sie; er nahm sie in's Theater mit und saß dann, wohl doch ein wenig stolz auf sein hübsches Töchterchen, neben ihr in der Fremdenloge, die rothen mächtigen Fäuste auf die Plüschleiste der Brüstung gestemmt, die Augen, anstatt auf die Bühne, stets in den Zuschauerraum gerichtet, als ginge ihn die Aufführung selbst nicht das Geringste an. Aber je mehr Operngläser sich auf ihn und sein Kind richteten, desto lieber war es ihm. Und wenn die Kleine sich verschüchtert in den Hintergrund der Loge zurückziehen wollte, dann kam es ihm sogar auf einen heimlichen Knuff nicht an: „Dumme Jöhre, wovor bezahlen wir denn die sechs Mark vor's Billet?!"

Das einzige wirkliche Vergnügen des Mädchens schien der Eislauf zu sein. Während der Bahnzeit begegnete ich ihr wiederholt mit den blitzsauber gehaltenen Schlittschuhen am Arm in der Nähe des Engelbeckens, und einmal sah ich sie vom Ufer aus auch selbst über die glatte Fläche dahinschweben. Sie lief ganz allein, hatte sich in einer Ecke des weiten Platzes eine freie Stelle ausgesucht und übte sich in allerlei schwierigen Kunststückchen mit einer Grazie, die eine dichte Kette von Bewunderern um sie versammelt hielt. Einige der jungen Leute versuchten, sich an sie heran zu drängen, und forderten sie zum gemeinschaftlichen Lauf auf, wie ich bemerkte, aber sie fertigte sie kurz und, wie es schien, ziemlich schroff ab, denn die Umstehenden brachen in ein spöttisches Lachen aus. Das schien der Kleinen aber auch nicht zu behagen, sie lief zur nächsten Bank und schnallte die Schuhe ab.

Als ich eine halbe Stunde später im Hinterzimmer meiner Wohnung am Fenster stand, sah ich Grethe Längner langsam über den dämmerigen Hof schlendern. Sie trug die Schlittschuhe noch in der Hand und blieb wie unschlüssig vor der Thür einer kleinen Schlosserwerkstatt stehen, die ein junger Anfänger seit einigen Wochen eröffnet hatte. Einen Augenblick noch wog sie die Stahlschuhe in der Hand, dann legte sie die Rechte auf die Klinke und trat ein.

Die Berliner Höfe zeichnen sich selten durch besondere Geräumigkeit aus, und der Hof meines Hauses war sogar auffallend eng und schmal. So übersah ich auch die hellerleuchtete Werkstatt fast vollständig.

Der Schlosser, der an der Drehbank gesessen, sprang beim Eintritt des jungen Mädchens auf, und es kam mir vor, als begrüße er die Kleine mehr wie eine gute Bekannte, denn als Kundin. Und sie hielt ihm zwar die Schlittschuhe hin und schien ihn auf irgend eine nothwendige Reparatur aufmerksam zu machen, er nahm ihr die Eisen auch ab und legte sie auf seinen Werktisch; Beide hielten die Unterredung damit indessen augenscheinlich noch keineswegs für beendet, wie es doch recht und billig gewesen wäre. Oder war es ein besonders schwieriger Fall mit den blanken Amerikanern? Es mußte wohl so Etwas sein, denn nun beugten sich Beide über den Tisch, und ihre Köpfe kamen sich nahe und immer näher, bis — ja wahrhaftig, bis der hübsche, junge Schlossermeister einen schnellen herzhaften Kuß von Grethes Lippen raubte. Jetzt fuhr die Kleine zwar wie vom Blitz getroffen empor, ihr Gesicht war wie mit Blut übergossen, aber sie rannte nicht etwa sofort aus der Werkstatt, sondern schien sich mit einem kaum sonderlich energischen Protest zu begnügen, der darin seinen Abschluß fand, daß der Meister sie fest um die schlanke Taille faßte und sich anschickte, sein Attentat zu wiederholen. Das war ihr denn aber doch wohl zu viel, sie riß sich los und eilte zur Thür hinaus. Der Schlosser lachte so fröhlich hinter ihr her, wie nur ein glücklicher Mensch lachen kann, sprang dann an's Fenster, und ich sah noch, wie er ihr einen ganz zierlich gedrechselten Kußfinger nachwarf, und wie sie einen Augenblick stehen blieb und ihm so freundschaftlich zunickte, daß deutlich erkennbar war, arg böse konnte sie ihm nicht sein.

Ich bin sonst ein leidlich moralischer Mensch, aber ich weiß selbst nicht, weshalb, ich kam in diesem Fall zu keiner moralischen Entrüstung. Die kleine Kußscene war so allerliebst gewesen, daß ich den beiden jungen Menschenkindern nicht gram sein konnte. Ich glaubte außerdem, die Grethe genügend zu kennen, um zu wissen, daß sie sich keinen wirklich leichtsinnigen Streich zu Schulden kommen lassen werde, und war überzeugt, daß ich bald eine Fortsetzung des kleinen Romans und dessen guten Abschluß erleben würde.

Darin täuschte ich mich indessen gründlich, insofern wenigstens, als das glückliche Ende noch in weiter Aussicht stand.

Es vergingen mehrere Wochen, in denen ich Grethe Längner nicht zu Gesicht bekam, sie war wie von der Bildfläche verschwunden. Und wenn ich von meinem Hinterfenster aus nach der Schlosserwerkstatt hinübergrimmigen Gesicht an seiner Bank, als ob ihm alle Felle fortgeschwommen seien. Dann, mitten im Quartal — es war kurz vor Weihnachten — war die Werkstatt eines Tages ganz geschlossen. „Exmittirt ist der Meester," erklärte mir der Portier, „dieweil er sich 'nen Piepmatz als Hausthier hielt. Det heeßt," fuhr er mit jener plumpen Vertraulichkeit fort, durch welche sich die Berliner Haus-Cerberusse im Durchschnitt auszeichnen, „det heeßt, der Piepmatz is man blos der Vorwand. Unsere erste Etage, was der reiche Herr Längner is und die erste Hypenthek uf's Jrundstück hat, hat partuh haben jewollt, deß Meester Sprack rausjeschmissen wird."

So also stand die Sache.

Von Herrn Längner sah und hörte ich Nichts. Dagegen fuhr vor dem Hause wiederholt der Wagen eines mir bekannten Arztes vor, desselben, den ich bei Gelegenheit meiner ersten Begegnung mit dem Alten geholt hatte, und als ich ihn eines Nachmittags im Flur traf, erzählte er mir, daß mein kleiner Günstling leidend sei. Nichts Ernstliches hoffentlich, aber eine allgemeine körperliche und geistige Depression, die doch nicht leicht zu nehmen wäre. „Ich habe dem Vater gerathen, mit seinem Kinde zu verreisen — der Mann hat's ja dazu, wie ich höre," meinte der Arzt. „Luftveränderung, Luftveränderung — das ist die beste Medicin für die Großstadt-Mädchen in den Jahren der Grethe. Aber der gute Längner ist ein Eigensinn. Heute möchte er das Mädchen in Watte wickeln und morgen schimpft er mit dem kranken Kinde wie ein Dragoner-Corporal. Und reisen, das fiele ihm gar nicht ein, das sei auch nur solche neuzeitliche, auf Geldprellerei ausgehende Erfindung. Na, Gott befohlen, verehrter Herr — meine Zeit ist knapp." Fort war der Vielbeschäftigte.

So kam der Heilige Abend heran.

Es war um die vierte Stunde, schon dämmerte es leicht, und einzelne Schneeflocken rieselten vom Himmel herab — nicht so stark, daß sie den Weihnachts-Verkehr auf den Straßen gestört hätten, aber gerade genug, um ihnen ein recht weihnachtliches Gepräge zu geben.

Ich hatte in der Königsstraße noch einige Besorgungen erledigt und war im Begriff, recht gemüthlich und in frohster Fest-Vorstimmung über den Schloßplatz zu schlendern, auf dem damals der gute alte Weihnachtsmarkt noch mit allem seinen herzerfreuenden Tand in voller Blüthe stand. Um die Kurfürstenbrücke drängten sich die Menschen, Arm und Reich, ein Jeder mit seinen Packeten und Päckchen unter dem Arm und mit fröhlich glänzenden Augen. Und fröhlich blickten auch all die Budenbesitzer unter ihren grauen Leinewanddächern hervor; das Geschäft mußte ein gutes gewesen sein, selbst die kleinen Burschen mit den Hampelmännern und den knarrenden Waldteufeln und die Mädchen mit ihren weißen Schäfchen — „einen Dreier das Stück, Herr, einen Dreier!" — machten vergnügte Festgesichter.

Als ich, innerlich so recht von Herzen froh, bei den glänzend erleuchteten Schaufenstern von Friedberg vorüberschritt, bemerkte ich Herrn Längner vor der schimmernden Auslage. Er war in einen kostbaren Bieberpelz gehüllt, zu dem der alte, stark vom Zahn der Zeit benagte Calabreser gar nicht recht passen wollte, und starrte unverwandt auf die strahlenden Juwelen. Aber sein Gesicht machte eine Ausnahme von allen übrigen rings um mich herum. Er blickte griesgrämig, und um die sonst so lebenslustigen Lippen lag ein verärgerter Zug.

Ich wollte mit kurzem Gruß vorübergehen, aber er hielt mich fest. „'n Abend, 'n Abend, verehrter Herr, warum so eilig? Sie kommen mir jrade recht — hätte wohl was, wie 'ne kleine Bitte an Sie," sprudelte er hervor. „Will meiner Jöhre so'n glitzernden Firlefanz da kaufen und weiß nicht recht, was! Wenn Sie's nich pressirt, kommen Sie mit rein und helfen Sie 'nen armen Mann und Vater aussuchen!"

Meine Lust, ihm zu willfahren, war eigentlich herzlich gering. Aber da trat mit einem Male das Gesichtchen der kleinen Grethe vor mein geistiges Auge, und die Erinnerung an das arme Mädchen zog mich halb wider Willen mit in den Laden hinein. Das Geschäft drinnen war bald erledigt, denn Herr Längner hatte augenscheinlich schon von außen gewählt, und seine Unschlüssigkeit war nur ein Vorwand gewesen, mich zum Zeugen seines Kaufs zu machen. Er erstand nach kurzem Handeln ein sehr kostbares Brillant-Armband, das zu dem schlichten Mädchen so schlecht wie nur möglich paßte, und kam sich allem Anschein nach als großmüthiger Vater sehr vortheilhaft vor.

Da standen wir wieder draußen im fluthenden Marktgewühl, und ich hätte füglich meinen Hut ziehen und mich empfehlen können. Aber wieder tauchte das liebe frische Mädchengesicht vor mir im Geiste auf, und unwillkürlich fragte ich den Alten: „Ist das Armband das Einzige, was Sie Ihrem Töchterchen schenken, Herr Längner?"

Er sah mich erstaunt an: „Na, ich dächte, vor vierhundert Mark Brillanten wäre doch woll reichlich genug vor so'ne Jöhre von achtzehn Jahren!"

„So war es nicht gemeint, Herr Längner. Der Werth macht das Geschenk nicht, sondern die Liebe, mit der es gegeben wird. Und offen gestanden, ich kann mir nicht denken, daß Ihre Tochter durch die kalten Steine sehr beglückt sein wird."

„Da kennen Sie die Mächens aber schlecht. Ich bin man 'n einfacher Mann, aber des kann ich Ihnen sagen, so 'n blitzendes Steinchen läßt keen Mächen kalt. Un denn müssen Sie wissen, Brillanten sind immer 'ne jute Capitals-Anlage, 'n jutes Versatzstück, wie man so zu sagen pflegt." Er versuchte über seinen Witz zu lachen, aber es ging nicht ordentlich; über ein versteintes Grinsen kam er nicht hinaus.

„Ihr Töchterchen ist nicht wohl, wie ich hörte. Bitte, bestellen Sie ihr mit meinen besten Weihnachts-Grüßen auch den Wunsch baldiger Genesung." Diesmal zog ich wirklich den Hut — Herr Längner war mir in diesem Augenblick so unangenehm, daß ich nicht Lust hatte, mir meine Weihnachtsstimmung durch ihn verderben zu lassen.

Aber der Mann war zähe. Er ließ mich nicht los, sondern blieb an meiner Seite, während ich gemächlich durch die Budenreihe an der Breiten Straße vorbei schlenderte. Ich empfand, er hatte das lebhafte Bedürfniß, sich auszusprechen.

„Ja die Jrethe, da hab ich meine liebe Noth mit," redete er auf mich ein. „Krank is die Jöhre eigentlich nich mal, aber dreihörig is sie. Reine mir zum Possen wird sie von Tag zu Tag blaß un immer bläßer — zum Durchpusten sieht sie aus, sag ich Ihnen. Un immer stille, keen Mucks un keen Ton! Wenn sie wenigstens mal ordlich von der Leber weg 'n Wort reden wollte, aber ne — nich rühr an! Der reene Jammerlappen."

„Ich fürchte, unter diesen Umständen wird Ihr Töchterchen an dem kostbaren Armband erst recht keine Freude haben," konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken.

Er sah mich mit seinen kleinen, immer halb von den Lidern beschatteten Augen scharf von der Seite an. „Na, was soll ich der dummen Jöhre denn schenken?" entgegnete er mürrisch.

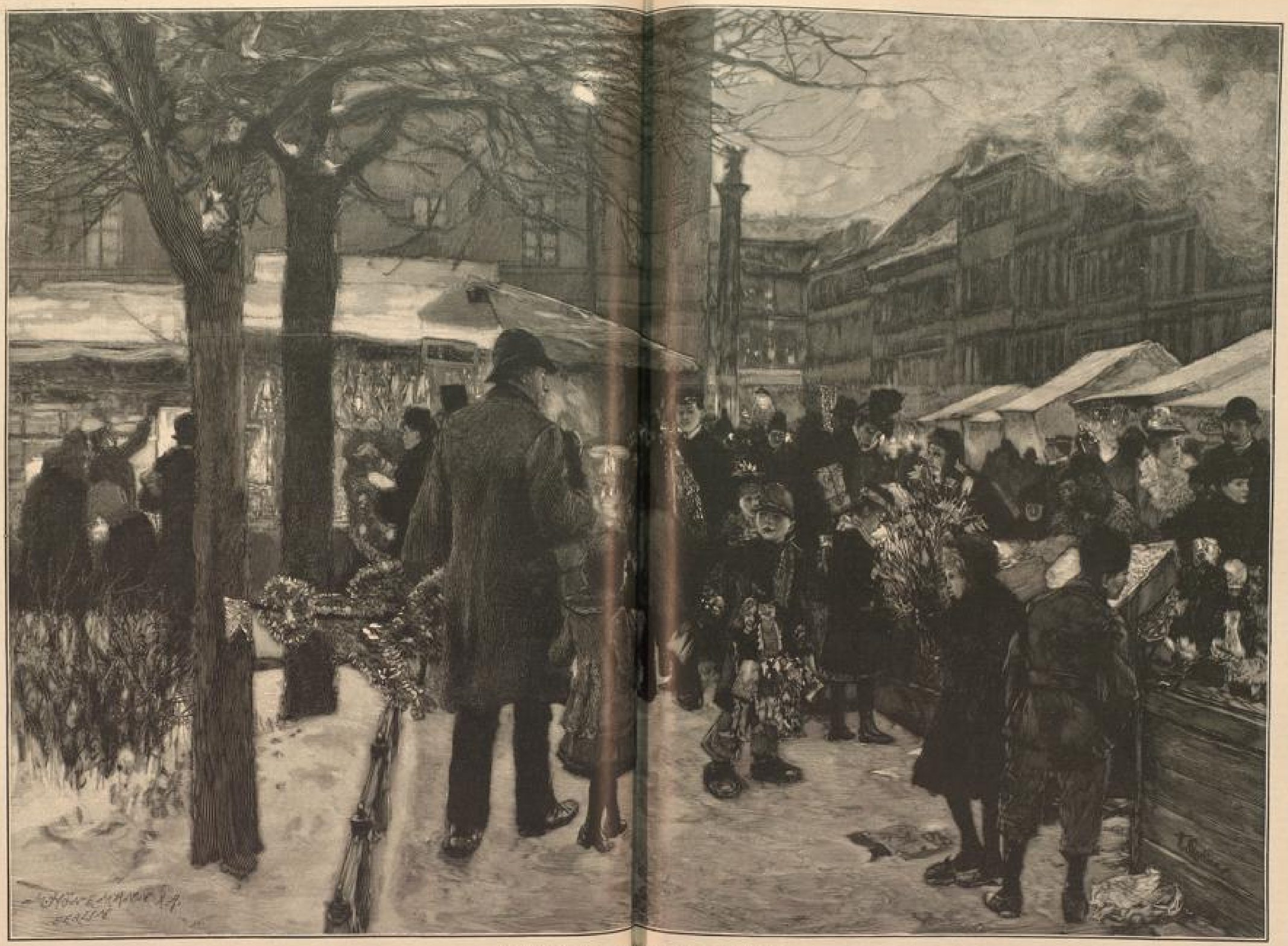
„Da kann ich Ihnen nicht rathen. Aber eine rechte Herzensfreude müßte es sein, meine ich. Adieu, Herr Längner!"

Ich hatte kaum einige Schritte gemacht, da war er wieder an meiner Seite. Er schluckte einige Mal, als ob ihm das Sprechen nicht leicht würde, dann begann er auf's neue: „Ich bin man 'n einfacher Mann, aber das merkt 'n Blinder, Herr, worauf Sie eben anspielten. Natierlich, Sie haben auch von dem dummen Getratsche gehört mit dem Schlosser, dem Habenichts, und der Jrethe. Die Spatzen pfeifen 's ja wol schon in der janzen Adalbertstraße."

„Es ist nicht meine Art, mich um fremde Angelegenheiten zu kümmern, wo dies mein Beruf nicht erfordert," gab ich kühl zurück.

Diesmal wurde er warm. „Det weiß ich, Herr!" stieß er schnell hervor. „Und wenn ich's nicht wüßte, thät ich nicht mit Ihnen hier von der Jeschichte reden. Aber sehn Sie, wovon das Herz voll ist, jeht der Mund über — ich hab doch mein eigen Blut auch lieb, un 's drückt mir manchmal 's Herz ab, wenn ich die Jrethe so hinschleichen seh wie 'ne arme Creatur, die nich mehr recht leben un nich sterben kann."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Weihnachts-Markt im Lustgarten [illegible] Bild von Russell von Franz Skarbina.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Und doch liegt es nur an Ihnen, das arme Kind mit einem Wort glücklich und gesund zu machen — vorausgesetzt, daß der Mann, den sie liebt, ehrenwerth und des Mädchens würdig ist."

Er gab nicht gleich eine Antwort. Wir waren unterdessen am rothen Schloß angelangt. Um die Pfefferkuchen-Buden staute sich hier das Marktgewühl, es war kaum durchzukommen. Bei der alten Braunschweigerin mußten wir stehen bleiben, so dicht umlagert waren ihre süßen Schätze. Grade neben uns kaufte ein junges Ehepaar, kleine Leute, ihren Bedarf ein, einige Herzen, einen Braunekuchen, eine große Düte mit Mehlweißchen — für wenige Groschen, aber Mann und Frau hatten dabei ein Vergnügen, als ob sie den ganzen Laden von Hildebrandt ausgekauft hätten. Ihre Augen glänzten, und sie plauderten schon lustig über die Vertheilung daheim, was der Fritz und was die Bertha bekommen sollte.

Mein Nachbar machte ein ganz wunderliches Gesicht. Er kniff die Augen fest zusammen, und um seine Mundwinkel zuckte es, man konnte nicht recht unterscheiden, war's Rührung oder Spott. Aber dann wandte er sich plötzlich wieder an mich und meinte mit leise zitternder Stimme: „Wissen Sie, Herr, woran ich eben denken mußte? Auch an Weihnachten vor siebzehn Jahren — da hab ich mit Muttern hier den ersten Pfefferkuchen-Mann für die Irethe gekauft. 's is doch wunderlich, wie die Erinnerung manchmal über Einen kommt!"

Ich entgegnete Nichts — mochte die Erinnerung in dem Herzen des Mannes von selbst fortwirken, sie war wohl kräftiger, als Menschenworte.

Der Schneefall war etwas stärker geworden. Hier und dort spannte sich ein Schirm auf, die Frauen hoben ihre Kleider an, das Gewühl lichtete sich ein wenig. Wir standen an der Schloßfreiheit. Ein kleines Mädchen, wohl kaum sechsjährig, drängte sich an uns heran und bettelte, ihre Schäfchen hinhaltend, mit dünnem Stimmchen. Das Kind sah blaß und elend aus, ich wollte ihm ein Nickelstück geben, aber Längner kam mir zuvor. Erschrocken blickte die Kleine zu ihm auf — „Der Herr hat sich geirrt!" und hielt uns die Münze entgegen, ein glitzerndes Zwanzigmarkstück. Längner schien sich zu ärgern, daß ich die Scene bemerkte, er stieß nur ein kurzes, brummiges „Gieb's Muttern!" hervor und schob sich schnell einige Schritte vorwärts. „Die dumme Jöhre!" sagte er mit einem erzwungenen Lächeln. „Warum soll ich ihr nich ein Joldstück schenken, wenn's mir Spaß macht!" Das klang wieder protzig, und ich fühlte doch, es war nicht so gemeint.

Wieder ging er einige Schritte wortlos neben mir her. „Was übrigens den Sprack anbetrifft, Herr — ich bin nicht ungerecht —" begann er dann plötzlich, als er merkte, daß ich beharrlich schwieg, „was den Sprack anbetrifft, so ist er 'n ordentlicher Mensch, der sich mit seiner ollen Mutter ehrlich durch die Welt schlägt."

„Was haben Sie dann also gegen ihn?" konnte ich mich doch nicht enthalten, einzuwerfen.

„Daß er's jrade auf die Irethe, auf meine Jöhre, abgesehen hat — weiter nischt. Sehn Sie, Herr, man hat doch was vor sich gebracht im Leben, das Mädel hat 'ne jute Schule besucht, und ich hatte was Besseres mit ihr vor."

„Kann es denn was Besseres für Ihr Kind geben, als daß sie die Frau eines braven, tüchtigen Mannes wird, den sie liebt?"

Er sah mich wieder mit dem eigenthümlich gekniffenen Blick von der Seite an. „Ich bin zwar nur 'n einfacher Mann, aber 's is doch unter ihrem Stande, so 'n simpler Handwerker — das sieht ja 'n Blinder."

Unwillkürlich mußte ich lächeln. „Nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Längner, ich finde, daß die gegenseitigen Verhältnisse in diesem Falle durchaus zu einander passen — aber das ist schließlich Ihre Sache, zu beurtheilen, und nicht die meinige. Was mich nur wundert, ist, daß Sie bei Ihren ausgeprägt fortschrittlich freisinnigen Anschauungen sich selbst nicht von Dem freimachen können, was Sie überall anders ein leeres Vorurtheil nennen würden."

Der Alte verkürzte den Schritt. „Ja, das is so, wie das is!" meinte er zögernd. „Hab's mir auch nich träumen lassen, daß mir der Hochmuthsteufel noch 'mal in de Glieder fahren würde. Bewahre! Aber wenn's Einem erst an's eigene Fleisch und Blut geht, da denkt man anders, als wenn man sich allens nur so in Jedanken zurechtklaviert."

Vom Dome her klangen die Glocken und luden zur Festandacht. Wie alljährlich, wenn ich in Berlin weilte, wollte ich auch heuer an ihr theilnehmen. Ich sagte es kurz meinem Begleiter und fügte, einem Impulse des Augenblicks folgend, die Frage hinzu, ob er sich mir nicht anschließen wolle.

Er sah mich groß an. „Ne, lieber Herr, des mach ich nich mit!" meinte er brüsk. „Sie wissen ja, ich bin man blos 'n einfacher, aber aufjeklärter Mann — in die Kirche geh ich nich!" Ich wollte Etwas entgegnen, aber Längner zog kurz den Hut und war mit einem etwas scheuen „Nischt vor unjut!" in der Menge entschwunden. Arme Grethe, armes Kind! Ich hatte wohl vergeblich für Dich in der letzten halben Stunde gehofft! — — —

Der Gottesdienst war zu Ende, der letzte, herzerhebende Gesang des Domchors verklungen. Ich schickte mich zum Gehen an.

Als ich die Ausgangsthür fast erreicht hatte, berührte plötzlich eine Hand meinen Arm. Mich umwendend, erkannte ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen Längner. Der Mann sah gedrückt aus, und doch lag Etwas wie ein froher, aber erst nach hartem inneren Kampf errungener Entschluß in seinen Augen.

„Hätten Sie vielleicht noch ein Stündchen Zeit, Herr?" fragte er leise. „'s ist sehr unbescheiden heute, am heiligen Abend, aber — aber ich denke —"

Wir standen vor der Thür, ich sah nach meiner Uhr. Die Zeit war knapp, wollte ich zur Bescherung bei meiner Schwester noch zurecht kommen. Aber ich konnte nicht Nein sagen.

Längner rief die nächste Droschke an und nannte dem Kutscher eine Nummer der Reichenbergerstraße als Ziel.

Auf der ersten Hälfte des Weges saß er stumm und still neben mir. Dann faßte er plötzlich meine Hand. „'s is gekommen, ich weiß nich wie, Herr!" sagte er mit leicht bebender Stimme. „Hätte mir nich träumen lassen, daß ich heute noch in die Kirche gehen sollte, das erste Mal seit Jahren, weiß jar nich, wie lange es eejentlich her is. Aber wie Sie rübergegangen waren zum Dom, und ich so janz alleine stand unter die vielen frohen Menschen, da fing's in mir an zu rumoren, als ob der Dampf in 'ner Maschine angelassen wird. Ich wollte nich klein beigeben, partuh nich, und ging nach dem rothen Schlosse zurück. Meine Gedanken immer mit mir. Und wie ich da wieder bei die olle Braunschweigerin stand, mußte ich immerfort an meine jute Selige denken, und wie sie mir die Irethe auf's Herz gebunden. Und da zog's mich rückwärts nach dem Dom hin, und plötzlich war ich drinnen, und da war's mir, als sei ich janz 'n anderer Mensch jeworden. Wie Schuppen fiel's mir von de Ojen, um's Herz wurde mir's weich, und mit 'nem Male war's mir klar, daß ich eejentlich 'n jrundschlechter Kerl un 'n schlechter Vater jewesen."

„Aber nee, des is doch nich janz richtig," unterbrach er sich selbst, „mit 'nem Male jing es nich. Stückweise jing der Kattun von dem ollen Herzen runter, und stückweis, janz pöhapöh, kam des Bischen Seide, was noch drunter war, wieder vor. Ja, die Erinnerung, die Erinnerung, was die nich für 'ne Macht über'n Menschen hat! An was hab ich nich Allens denken jemußt in der Stunde im Dom? Daran, wie mein Vater selig mit mir zum ersten Abendmahl jegangen, und daran, wie wir, ich un meine jute brave Olle, vor'n Altar jestanden haben. Und wie denn „Vom Himmel hoch da komm ich her" jesungen worden is, da hab ich zuerst janz leise mit eingestimmt. Ich dachte, es jinge jar nich, aber es jing doch. Und da war mir's, als ob 'n Schreiner mir vom Herzen ne dicke Kruste runterhobelte, bis das reine schöne Naturholz wieder raus kam. Und dann mußt ich rübersehn nach der Loge, in die der alte Kaiser saß, und da dacht ich dran, wie der alte Herr uns anno 64 — war damals schon Reserve — nach Düppel auf'm Sundewitt besichtigt, un was seitdem Allens über ihn gekommen. 66 un 70 un die Attentate! Und nu saß er da oben, un ich sah's ihm an, wie fromm er betete, un nich nur für sich — wahrhaftig, nich nur für sich! Jott, wer doch auch noch mal so beten könnte? Und da konnt ich's mit 'nem Male! Wahrhaftig, Herr, ich hab zum lieben Gott gebetet, wie 'n Kind, un da wurd's janz ruhig in mir, wo's in den letzten Wochen immerzu rumort hat!"

Er verstummte einige Augenblicke, dann aber fuhr er lebhafter fort: „Wissen Sie, wohin wir fahren, Herr? Zum Sprack fahren wir, und 's is 'n Jlück, daß ich seine neue Wohnung von 'nem Briefe her, den er der Irethe jeschrieben, kenne. Ich hätt's nich ausgehalten, wenn ich ihm heute nich mehr hätt in die Ojen sehn können."

Endlich hielt der Wagen. Längner sprang heraus. „Sie warten wohl des Augenblickchen hier, Herr, bis ich ihn jeholt hab."

Das Augenblickchen dehnte sich aber ziemlich in die Länge, die Beiden mußten doch wohl eine bedeutsamere Unterredung mit einander haben. Endlich knarrte die Hausthür. Längner trat, von einem schlanken, jungen Manne begleitet, heraus. „Hier präsentir ich Sie meinen Schwiegersohn!" rief er mir frohlockend zu. „Kutscher, nu aber vorwärts, dalli, Se sollen 'n Trinkjeld haben, wie Sie's noch nie jekriegt — weil heute Weihnachten is!" Und dabei lachte er über das ganze Gesicht und wischte sich zugleich über die feuchten Augen. „Ich jlaube jar, Ihre Mutter hatte Bollen an'n Christbaum gehängt, Sprack, so beißt's mir mang die Wimpern! Wohl ne neue Mode, was? Aber sein hatte ihn die olle Dame herausgeputzt, paßte jar nich zu des trübselige Gesichte, mit dem Sie drunter saßen! Na, nu aber lustig, mein Junge —" und dabei schluchzte der Alte plötzlich laut auf. „Was wohl die Irethe sagen wird, unsere Irethe!"

Ich wollte mich empfehlen, vielleicht störte die Anwesenheit eines Fremden die Freude der drei glücklichen Menschen. Aber das litt Herr Längner nicht. Ich mußte mit hinauf nach seiner Wohnung. Leise, ganz leise schloß er die Thür auf und ging uns voran in das Wohnzimmer. „Bist Du's, Vater?" hörte ich eine müde, weiche Stimme fragen.

„Du sitzt ja noch im Dunkeln, Irethe. Komm, ich steck den Jas an — mußt doch sehen, Mädel, was ich Dir zu Weihnachten mitjebracht hab!"

„Laß nur, Vater!" klang es matt zurück.

Da stieß der Alte die Thür auf, und der junge Bräutigam stürmte hinein und schloß sein Lieb in die Arme.

Ich war langsam gefolgt.

Es war dasselbe öde, protzenhafte Zimmer, in dem ich die kleine Grethe zuerst gesehen. Aber ich bemerkte heute weder die schreienden Farben der Plüsch-Garnitur, noch verletzten mich die bunten Oeldrucke an den Wänden. Ich sah nur das liebe blasse Gesichtchen der Braut, aus dem die thränenbethauten Augen so glücklich und glückverheißend dem Herzensschatz entgegenleuchteten; ich sah nur dessen frohes, ehrliches Gesicht und sah, wie der Alte mit feuchten Augen immer abwechselnd auf seine Kinder und auf das Bild seiner Frau blickte, als wolle er fragen: „Na, Mutter, hab ich's recht gemacht so?"

Ich trat an das Fenster. Der Schneefall hatte aufgehört, am klaren Nachthimmel strahlten die Sterne, und drüben, jenseits der Straße, leuchteten schon von Stockwerk zu Stockwerk die Christbäume auf mit hunderten von glitzernden Flämmchen.

Längner war leise mit dem jungen Paar an meine Seite getreten. Hand in Hand standen die Drei, und der Alte stimmte plötzlich, während ihm die Thränen über die Wangen rannen, das Lied an, das er wohl seit Jahren nicht gesungen, das man ja aber nimmer vergißt:

„O du fröhliche,
O, du selige,
Gnadenbringende
Weihnachtszeit!"

Nachdruck verboten.

Gedichte von Hedwig von Olfers.

Von Erich Schmidt.

Als wir vor bald einem Jahre einen Nachruf auf Frau von Olfers brachten, durfte dank ihren Töchtern den schlichten Cypressen-Kranz der Erinnerung hier und da eine Blume aus dem still gepflegten Dichtergärtchen der Verewigten schmücken. Sie hat sie nicht zu Markte tragen wollen, diese Blätter und Blüthen, nur sich und ihre Nächsten damit vergnügen und erbauen; wie Goethe einmal seine geheime Sanges-Genossin Marianne von Willemer im Gegensatze zu lauten Literatinnen rühmt: „Sie singt mir zu Gefallen, und ihr singt und liebt nur euch." Aber vielstimmigem Wunsche, einen solchen lyrischen Strauß zu besitzen, wollten sich die Hinterbliebenen nicht versagen, und so ist dieser Tage aus dem W. Hertz'schen Verlag ein zierliches kleines Buch „Gedichte von Hedwig von Olfers" hervorgegangen, von dem man auch sagen mag: es ist eine Menschenseele. Denn jede Seite bezeugt „des Herzens Fülle und der Seele Adel" und bekundet den Werth der Persönlichkeit, die dagegen protestirt, daß „Alles nach Schablone sei." Drei Charakteristiken von Herman Grimm, Wildenbruch und dem Verfasser dieser Zeilen eröffnen das Büchlein. Bescheiden ist sein Umfang, schlicht und gemüthvoll sein Gehalt. Aus halbflügger Jugend führt es in's höchste Greisenalter empor, künstlerisch geordnet, doch mit zeitlichen Stufen, bis kurz vor dem Scheiden dies reine Herz bekennt, es habe den Himmelfahrtstag „verliebt in's Erdenleben" gefeiert. Darüber steht: 1891 — auf dem ersten Blatt aber ein kindlicher Erguß von 1808! Und da waltet derselbe getroste Optimismus: „Sieh wie die Gegenwart uns freudig macht". Man wird kaum ein Kind so frühreif und eine Greisin so kindlich finden, kaum je einen Menschen durch allen Wandel hindurch in Freud und Leid so sich selbst getreu. Unserem Nachruf war ein Porträt der alternden Frau von G. Richter beigegeben; hier empfangen wir nun einen Lichtdruck, der das junge Mädchen überaus reizend vergegenwärtigt: die schlanken Schultern im Halbrund von einem Renaissance-Kleid umschlossen, volle Flechten um das liebliche Oval des Kopfes gelegt, anmuthig und sinnig zugleich. Das ist die wahre Illustration zu diesen Gedichten, die endlich für sich selbst reden mögen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1816 beginnt „Rose die Müllerin“ in dem jüngst von Max Friedländer besprochenen Müller-Olfers-Henselschen Liederspiel ihren volksthümlichen Sang:

Wie's Vöglein möcht' ich ziehen,
In grüne Wälder fliehen,
Ich hab' das Grün so gern!

Will grün verhängen mein Fensterlein,
Den Boden mit grünen Kalmus streun,
Ich hab' das Grün so gern!

Horch! Hörst den Waidmann pfeifen?
O, könnt ich mit ihm schweifen,
Ich hab' das Grün so gern! . . .

1825 ertönt die sanfte Stimme der Frau Gesandtin auf Ischia:

Giebt uns Gott ein kleines Haus,
Ach! und diesen Blick hinaus,
Diesen Blick voll Frühlingsschimmer,
Andres wünschten wir uns nimmer.

Stille wie das Grün der Erden
Würden unsre Herzen werden,
Wie die Luft und wie das Meer:
Frieden in und um uns her.

1891 feiert die greise Wallerin im Thiergarten noch einmal den jungen Lenz:

O neues Leben du aus dürren Zweigen,
O sonnig Grün im blühenden Gebüsch!
Von Auferstehung spricht der Blumen Reigen,
Was bangt mein Herz, da Alles hoffnungsfrisch,
Als warte sein ein ewig Todesschweigen.

Ja, sie hatte „das Grün so gern“, und ein Immergrün sind diese Gedichte: Keime der Kindheit, Myrthenreiser der Brautzeit, Gewinde für's eigene Haus, Kränze der Vaterlandsfreude, auch Trauerzeichen des Gedenkens, bis zur letzten grünenden Hoffnung.

Nachdruck verboten.

Weihnachtliches.

Von Toni Grosse.

Bängst klingt es weihnachtlich im Herzen, regt sich's weihnachtlich im Hause, auf der Straße, — in den Magazinen. In der Dämmerstunde werden die Kleinen nicht müde, der verheißungsvollen Botschaft vom Christkind zu lauschen. — Mit geheimnißvollem Bangen wird der Wunschzettel am Abend auf's Fenster gelegt, mit Jubel am Morgen bestätigt, daß er verschwunden.

Inzwischen hat das Elternpaar berathen, wie viel es dem Christkind wohl zur Verfügung stellen dürfe, ohne leichtsinnig zu sein, und dann unternimmt es tägliche Wanderungen, und was immer in alltäglichen sonstigen Zeiten sein Interesse erfüllen und sein Denken und Sorgen ausmachen mag, — in diesen Wochen tritt Alles zurück hinter der Wichtigkeit der Frage, ob Hans ein Schaukelpferd oder lieber einen Schlitten haben soll, ob das Mariele sich mehr über eine Puppen-Badeanstalt oder ein Baby in der Wiege freuen wird. Abends, wenn das kleine Volk längst von den kommenden Herrlichkeiten träumt, — nur Hänschen kann vor Aufregung nicht schlafen, er hat sich fest vorgenommen, die ganze Nacht zu wachen, um das Christkindchen zu sehen, — beginnt bei verschlossener Thüre ein geheimnißvolles Thun und Treiben. Hänschen sitzt und lauscht mit angehaltenem Athem, er hört Papier rauschen, unterdrückte Ausrufe, er hört Papa und Mama lachen, und es wird ihm ganz feierlich zu Muthe, denn er weiß, nun ist das Christkind bei den Eltern im Zimmer, nun hat es vielleicht den Feuerwehr-Wagen gebracht, um den er es alle Tage bittet, — so einen ganz richtigen, mit dem man ordentlich spritzen kann! Da, was war das? — Hänschen bekommt ordentlich Herzklopfen, er hat deutlich eine ganz feine Musik gehört, wie er sie noch nie vernommen, — jetzt wird sie lauter, nun lacht der Papa wieder. Wie verheißungsvoll das Alles ist! Ach, Hänschen, was für Augen würdest Du erst machen, wenn Du Deinen großen Papa sehen könntest und die liebe Mama, wie sie selber wieder zu Kinder werden beim Auspacken all der Kostbarkeiten, — mit welchem Eifer Papa das neueste Musik-Instrument, genannt Revotina, studirt, mit welchem Behagen er es „schwingt“!

Dann sitzt das Familien-Oberhaupt, das sonst die Abende am Schreibtisch ganz in Wissenschaft vergraben zubringt, bei Kleistertopf und Pinsel und tapezirt die Puppen-Küche neu, läßt ganze Regimenter von Bleisoldaten zu einer Probeübung antreten oder probirt ernsthaft den Betrieb eines kleinen Baggers mit Locomobile, der der höchste Wunsch seines Aeltesten ist. Die kleine Frau sieht kaum auf von der Arbeit, — die angekleideten Puppen sind so theuer, freilich aber auch so wunderschön, und wenn sie das nun Alles eben so hübsch selbst machen will, kostet es viele Mühe, aber es ist auch Viel gespart! Und dann hatte sie heute in dem Spielwaren-Magazin von Söhlke Etwas gesehen, was sie auf einen großen Gedanken gebracht. Es war eine ambulante Menagerie: große Käfige mit einzelnen Thieren, auf einen Lastwagen gepackt, welchen der Elefant zog. Dabei erinnerte sie sich der hübschen Thiere, die Tante Anna den Kindern selbst gemacht: Löwe, Kameel, Bär, Ochse und Esel waren vorhanden, brauchten nur aufgefrischt zu werden, und einen Elefanten hatte sie in der Modenwelt gefunden, den würde sie schon zurecht kriegen! Ach, ihr war ganz schwindelig im Kopf von all den geschauten Herrlichkeiten, — sie hätte am liebsten Alles kaufen mögen!

„Weißt Du, Max, der reizende Wirthschafts-Schrank, der so entzückend eingerichtet war, — eingemachtes Obst, und Eier, und Würste und Wein, das wäre so recht Etwas für Mieze, sie ist schon ein ganzes kleines Hausmütterchen —“

„Ja, Kind, aber Du hattest doch schon die ‚Waschmaschine‘, die richtig wäscht, wie das Fräulein sagte, nebst ganzem Plätt-Apparat, es war ja sogar ein Ofen dabei —“

„Dafür haben wir eben auf die große Puppen-Stube verzichtet; ich finde immer, die Kinder wissen damit wenig anzufangen. Je mehr die Dinge Das, was sie vorstellen, wirklich sind und sich praktisch gebrauchen lassen, desto mehr Plaisir machen sie, — eine kleine Kaffeemühle, auf der man wirklichen Kaffee mahlen kann, und die hübsche Butter-Maschine, die richtige Butter bereitet, sind mehr werth, als eine ganze Küche mit Miniatur-Einrichtung.“

„Ja,“ lacht der Gatte, „heutzutage sind die Kinder schon kleine Realisten, die den Dingen auf den Grund gehen. Ihre Kühe aus Pappe wollen sie melken, und ihre Hühner sollen womöglich Eier legen.“

„Das hat Alles eine gewisse Berechtigung,“ meint sie darauf wichtig. „Mein guter Papa sagte stets: Kinder, die im Spiel eine gewisse Gründlichkeit zeigen, werden auch einmal ihren Beruf ernsthaft anfassen, während andere, die schon ihre spielenden Beschäftigungen und Liebhabereien nur oberflächlich betreiben, es später im Leben kaum viel anders machen. Papa hat bei meinen Brüdern gerade aus ihren Spielen die Neigung für einen bestimmten Beruf erkannt und dann weiter gepflegt. Mein Bruder Naturforscher hatte schon mit dreizehn Jahren sein kleines Aquarium und seine Sammlungen, und Ernst verstand sich mit fünfzehn Jahren auf den vollständigen Bau und die Ausrüstung eines Schiffes, während Schwester Hedwig malte und zeichnete —“

„Nun und Du, Schatz, in welcher Richtung bewegten sich Deine ganz besonderen Neigungen? Nach dieser Theorie müßtest Du ja ein exemplarisches Puppen-Mütterchen gewesen sein. —“

„Spotte nur! — meine kleine Puppen-Wirthschaft war eine vorzügliche Vorbereitung auf die Hausfrau. Nun laß aber, wir wollen lieber einmal aufschreiben, was wir bis jetzt haben, und einen Ueberschlag machen, wie weit wir noch kommen. — Also Mieze wäre versorgt, sie bekommt noch eine kleine Näh-Maschine und entweder einen Kasten für Email-Malerei oder die hübschen neuen Papier-Sculpturen. Giebt es dann während der Feiertage schlechtes Wetter, so können die Großen sich herrlich mit der Fabrikation von Neujahrs-Karten beschäftigen. Wie ist es aber mit dem Schiff für Kurt?“

„Ich denke, wir lassen den Rumpf nach Vorschrift aus Holz machen, und er soll sich die ganze Ausrüstung selbst nach des Deutschen Knaben Handwerksbuch besorgen; Mieze kann ihm die Segel nähen. Die Hauptsache ist ja die Locomobile.“

„Dann käme Lisbeth. Die Puppe ist beinahe fertig. Dazu das süße russische Theeservice, — es war eigentlich Verschwendung, Max, aber der kleine Samovar und die reizenden Gläser — sogar in Einsätzen! — werden ihnen riesiges Vergnügen machen. Dann hatte Söhlke richtige kleine Bettschirme, glattes grünes Leinen, dazu ein Päckchen bunter Bilder, die die Kinder nach eigenem Geschmack selbst aufkleben sollen. Das möchte ich noch für Lisbeth, oder die prächtige Ausstattung für „großes Reinemachen“ mit Hamburger Häubchen, Schürze nebst sämmtlichen Besen, Bürsten und dem übrigen Handwerkszeug eines „ersten Hausmädchens“. Weißt Du, unserer Lisbeth könnte es gar nichts schaden, wenn ihr Sinn für's Praktische etwas mehr angeregt würde.“

„Na, wie Du denkst, — mach' mir aus meiner kleinen Hexe nur kein Scheuerteufelchen. Jetzt fehlen also noch die Kleinen! Das wird ein schönes Vergnügen werden, wenn Hans mit seiner Spritze das Haus unter Wasser setzt. Hoffentlich kommt er nie auf die Idee, hier in meinem Zimmer löschen zu wollen! Ist denn die Kletterstange mitgekommen? Und Buffalo Bill? Die Sachen werden jetzt wirklich ganz famos gemacht, sieh nur, mit welch verblüffender Exactheit der Kerl zielt und trifft, — durch einen einfachen Luftdruck! — Was willst Du nun von den Ausstell-Spielen aussuchen? Es wird Einem wirklich die Wahl schwer zwischen dieser getreuen Nachbildung unseres Kaiserschlosses mit der aufziehenden Wache, oder hier dem Ueberfall des Räubers Athanas, oder der Flotten-Parade in Sansibar oder gar dem Bergwerk.“

„Ach, Max, das ist mir nicht so wichtig wie die Spieluhr. Die Dinger sind freilich recht kostbar, aber Männie muß doch etwas Besonderes haben.“

„Der kleine Männie natürlich, — konnte sich doch seine große Mama nicht satt sehen an der Katzen-Tanzstunde —“

„Nein, Schatz, es ist ja auch zu komisch, ich muß lachen, wenn ich nur an die possierliche Gesellschaft denke, und erst die Katzenschule und das Bären-Concert!“

„Alles sehr vergnüglich, Frauchen, aber da kommen wir nicht mehr mit. Es heißt vernünftig sein in diesen schlechten Zeiten —“

Ja, es heißt ‚vernünftig sein‘! Aehnliche Mahnungen werden in diesen Wochen häufig genug ertönen — liegt doch eine große Gefahr darin, des Guten ein wenig zu viel zu thun; die Freude des Einkaufens, des Vorbereitens, die Freude an der Freude der geliebten Kinder birgt eine Gefahr, der nicht alle zärtlichen Mutterherzen vorzubeugen wissen. Sie besonders möchten wir an ein weises Maßhalten mahnen, sie daran erinnern, daß es zum großen Theil in ihre Macht gegeben ist, in ihren Kindern glückliche Genügsamkeit oder unglückliche Begehrlichkeit auszubilden, sie zu lehren, an Wenigem sich zu freuen, oder sie abzustumpfen selbst für Viel. Ein paar Schachteln Bleisoldaten, ein Bilderbuch, ein paar bunte Stifte und ein Teller mit Pfefferkuchen vermögen unter Umständen einen viel größeren Jubel hervorzurufen, als ein reich mit kostbaren Spielwaaren und auserlesenen Leckereien beladener Tisch! Thörichte oder unbescheidene Wünsche bei Zeiten den jungen Herzen auszureden, den verlangenden Sinn auf Verständiges, Berechtigtes hinzulenken, wie leicht gelingt es der mütterlichen Autorität, — wie viel Unzufriedenheit, Enttäuschung und Verbitterung läßt sich dadurch vermeiden, — zuerst bei dem Kinde und später bei dem Menschen!

Vor Allem aber seid gerecht! Laßt die Vorliebe für eines Eurer Kinder — diese verderbliche und oft nur durch strengste Selbstbeherrschung zu unterdrückende Giftblüthe im Herzen einer Mutter — sich nicht äußern, laßt nicht von Laune und Willkür Euch leiten beim Vertheilen der Gaben. Soll auch das Gemüth des Kindes nach Kräften davon abgelenkt werden, zu vergleichen und abzuwägen, mit scheelem Blick nach dem Tisch des Andern zu sehen, — ganz unterdrücken läßt sich die Neigung nicht, denn sie entspricht dem starken Gerechtigkeitssinn, der in jeder Kinderseele lebendig ist.

Und nicht nur die Freude des Empfangens macht Euren Kindern, sondern lehrt sie bei Zeiten die noch größere des Gebens. Führt sie dahin, freiwillig auf den einen oder anderen eigenen Wunsch zu verzichten, um der Armuth zu gedenken, auf daß es fröhliche Weihnacht gebe allüberall.

Nachdruck verboten.

Schlittenfahrt zum Weihnachts-Abend.

Siehe das Bild Seite 185.

Wer die weglose polnische Landschaft nicht kennt, kann sich kaum einen Begriff von ihr machen. „Erst jenseits des Dniepr beginnt wieder die Cultur,“ sagt ein Kenner des großen russischen Reiches, und von dieser Cultur trennt uns eine endlose, sumpfige Ebene, unpassirbar fast im Frühjahr wie im Herbst. Nur zur Sommerszeit trocknen die primitiven Feldwege soweit aus, daß die zähen, polnischen Pferdchen ihre Wagen durch den dichten Staub ziehen können. Aber reizlos ist die Landschaft nicht. Meilenweite Wälder ziehen sich dahin, und wo sie dem Ausschlachtungs-System der Holzhändler zum Opfer gefallen sind, ist doch hier und da noch junger Nachwuchs stehen geblieben, der die Eintönigkeit der Landschaft unterbricht. Reizlos vollends nicht im Winter, wenn eine weiße Schneedecke die Erde überspannt. Das ist das Festgewand dieses Landstriches, das Armuth und Elend verbirgt und selbst die niedrigen Hütten der Dörfer mit einem Schimmer von Wohnlichkeit umkleidet. Und es ist, als ob mit dem Augenblick, in dem die Schneedecke sich über den gefrorenen Erdboden breitet, auch die Lebensfreude in den Herzen der Menschen sich verdoppele; denn sie ermöglicht es ihnen, dem stark ausgeprägten Geselligkeits-Bedürfniß des Polen Rechnung zu tragen. Der Schlitten fliegt über die Bahn, und die schlechtgenährten Pferde zeigen eine bewundernswerthe Ausdauer und Schnelligkeit. Kennt der Pole auch das Weihnachtsfest nicht im deutschen Sinne als ein Familienfest, so ist es ihm doch ein Freudenfest, das er mit allem möglichen Aufwand feiert und zu dem er gerne zu Gast lädt oder sich laden läßt. „Weiße Weihnachten“ sind für ihn daher besonders werthvoll, denn sie ermöglichen ihm vielfach erst die Fahrt über Land, eine lustige Fahrt, wie unser Bild sie darstellt.

Nachdruck verboten.

Charlotte von Stein.

Von Philipp Stein.

Mit zwei Illustrationen.

Noch heute, da einhundertundfünfzig Jahre seit dem Tage der Geburt von Goethes geistvollster Freundin vergangen sind, ist ihr Charakterbild ein Streitobject gelehrter Literatur-Forscher. Ihren Lobrednern gilt sie als ein vollkommener Engel, ihr begeistertster Ritter, Heinrich Düntzer, nennt sie eine Frau, die eine der ersten Stellen im Herzen des deutschen Volkes verdient. Ihre Gegner, vor Allen Adolf Stahr und Robert Keil, bezeichnen sie als eine selbstsüchtige, berechnende Kokette, und der Jesuitenpater Baumgartner in seiner ebenso fleißigen als einseitigen Goethe-Biographie kommt gar zu dem belustigenden Entrüstungs-Ausbruch, Goethe könne an eine Christianisirung des Iphigenien-Stoffes nicht gedacht haben, denn während er die Iphigenie dichtete, trug er ein von Frau von Stein gestricktes Camisol!

Eine volle, wirklich erschöpfende Aufklärung des Verhältnisses zwischen Goethe und der feinsinnigen, sieben Jahre älteren Freundin ist leider unmöglich gemacht. Denn Charlotte von Stein hat ihre Briefe an Goethe zurückgefordert und vernichtet. Wir kennen also das Verhältniß der Beiden nur, wie es sich in den Briefen Goethes an Charlotte abspiegelt. Und auch in diesen hat Charlotte oft Einzelnes herausgeschnitten und zerstört. Diese Briefe variiren immer wieder in allen Tonarten das Thema: ich liebe Dich! Ueberall in den zahlreichen Briefen und Zettelchen an Charlotte das gleiche Geständniß, wechselnd nur in der Stärke der Leidenschaft, oft verschleiert, dann wieder offen ausbrechend. So schreibt er am 14. Mai 1781: „Aus allerley beschweerlicher Arbeit ruf ich dir zu daß ich dich liebe. Beste so wie du nie aufhören wirst, so schaffe und bilde mich auch so daß ich deiner werth bleibe und laß es uns so halten daß dein liebes Herz dir nicht widerspricht.“ Oft sind es Mittheilungen und Offenherzigkeiten, wie man sie einem guten Kameraden schreibt; dann wieder züngelt mitten aus ruhiger Betrachtung lodernd die Flamme der Leidenschaft empor. Dann vollends ist aller Platonismus vergessen, immer aber klingt die Bewunderung und Liebe für Charlotte heraus, die schon von Anfang Goethe ergriffen, als er nur Charlottens Silhouette gesehen hatte.

Es war auf seiner Schweizer-Reise, als Goethe von dem Silhouetten-Sammler und Arzte Dr. Zimmermann gegen hundert Silhouetten vorgelegt wurden, darunter auch die der Weimarer Hofdame Charlotte von Stein. Goethe ward gar seltsam von diesem Schattenriß ergriffen und begeistert schrieb er unter das Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Eindruck.“ Ganz im Banne der damaligen physiognomischen Spielerei schickte er seinem Freunde Lavater Charlottens Silhouette für dessen große Physiognomik und erläuterte sie: „Festigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollend. Treu bleibend. Siegt mit Netzen.“

Bald darauf hat Goethe erproben können, ob seine Physiognomik richtig gewesen. Er kam nach Weimar; der geniale, in herrlichster Jugendblüthe stehende Dichter lernte Charlotte von Stein kennen. Friedrich Leopold Stolberg, der damals Weimar besuchte, nannte sie ein „allerliebstes schönes Weibchen“ und schon Mitte Februar 1776 schreibt Goethe, der „wie ein schöner Stern“ in Weimar aufgegangen war, an seine Tante: „eine herrliche Seele ist Frau von Stein, an die ich so, was man sagen möchte, geheftet und genistelt bin.“

Charlotte war damals fünfunddreißig Jahre alt. Am 25. December 1742 in Weimar geboren als Tochter des Hof-Marschalls von Schardt, war sie bereits mit fünfzehn Jahren an den Hof gekommen. 1764 heirathete sie, als Hofdame der Herzogin Amalie, den herzoglichen Stallmeister Gottlieb Ernst Josias Friedrich Freiherrn von Stein. Sie war Mutter von sieben Kindern, von denen vier bereits gestorben waren, als Goethe im November 1775 in Weimar eintraf. Die Jugend-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lichkeit ihrer Schönheit war bereits dahin, aber noch zehn Jahre später schreibt Schiller, nachdem er die „flachen Creaturen“ der langweiligen Weimarer Gesellschaft gescholten, an Körner: „Die Beste unter Allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Neben den beiden Herzoginnen gilt sie als die bedeutendste Frau am Weimarer Hofe. Sie mußte den Dichter anziehen, wie er sie. Ihre schlanke, leichte Gestalt wird oft gerühmt, ihre großen, geistig belebten Augen werden oft in Goethes Briefen gefeiert. Das feine regelmäßige Gesicht umgiebt reiches, gekräuseltes Haar, das vorn lose von Bändern zusammengehalten ist. So zeigen uns Charlottens Bilder die Freundin Goethes; so erscheint sie auch in dem Bilde, das unsere heutige Nummer schmückt. Das Original desselben, ein Aquarell, befindet sich im Großherzoglichen Museum in Weimar. Dem Goethe-National-Museum in Weimar gehören die beiden Miniatur-Porträts Charlottens und ihrer Schwester, der Frau von Imhoff an, die bisher noch niemals publicirt worden sind. Die beiden Portraits — wir geben sie in Originalgröße wieder — sind in ganz flache Metallkästchen eingelassen, an deren Schmalseiten als Armband dienende Sammetbändchen befestigt sind. Erst vor wenigen Jahren sind sie aus dem Nachlasse einer Kammerfrau Charlottens für das Museum erworben worden. Der sympathische Eindruck dieser und der späteren Bilder wird bestätigt durch das Urtheil ihrer Zeitgenossen. So schreibt auch Knebel von ihr: „Reines richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiße und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne Prätension und Ziererei, gerad, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Antheil und an allem Menschlichen, ist sowohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst.“

Diese gewandte und geistvolle, künstlerisch und literarisch vielseitige Weltdame mußte den jungen Dichter, der nun die ersten Schritte auf dem heißen Boden des Hofes wagte, sofort in ihren Bann zwingen, und dies um so mehr, als ihm hier zum ersten Male eine erfahrene, überlegene Frau entgegentrat, während er bisher als kecker Knabe meist nur Haideröslein gebrochen hatte. Und wie es Goethe anziehen mußte, mit der gefeierten, der ersten Hofdame in Beziehungen zu stehen, so mußte es Charlotte locken und schmeicheln, die Dame des jugendlichen Dichters zu sein, der im Fluge sich die Sympathien Weimars erorbert hatte. Und überdies: Charlotte von Stein hatte einen Gatten, der, ein glänzender, stattlicher Cavalier, ganz in den Aufgaben des Hoflebens und der Landwirthschaft aufging, der kein Verständniß hatte für die schöngeistigen Bestrebungen Charlottens, die Theater spielte und Verse machte, mit Rousseau schwärmte, mit Voltaire zweifelte, deren ideales Seelenleben kein Genüge fand an rauschenden Vergnügungen, und bei der oft genug Goethe aus dem wilden Weimarer Treiben der ersten Zeit Zuflucht und Anregung zu neuem geistigen Schaffen findet.

Und darin liegt für alle Zeiten die große Bedeutung dieser seltenen Frau, daß sie dem Dichter Goethe eine so fördernde geistige Genossin geworden ist. Studentisch burschikos war Goethe in Weimar eingezogen, ein tolles Treiben droht ihn in seine Wirbel zu ziehen — da hebt ihn die Freundschaft und die Liebe zu Charlotte wieder empor und führt ihn zu den Pfaden neuer dichterischer Höhen. Oft feiert er die Geliebte, die ihm Führerin und Förderin geworden ist, in seinen Gedichten — zur klassischen Lida wird ihm Charlotte nach der Sitte der Zeit.

Die höchste Anerkennung aber hat Charlottens förderndem Einfluß, ihrer Seelenbesänftigung und Geistes-Anregung Goethe gezollt, als er in dem Gedicht „Zwischen zwei Welten“ sie dem Geistes-Heros zur Seite stellt, dem er das Beste verdankt, seinem Shakespeare:

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin,
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Der Talisman dieser schönen Liebe würze sein Leben, schreibt Goethe an Lavater. Freilich hat nicht nur ein geistiges Band zwischen Beiden bestanden, Goethe hat eine stark sinnliche Neigung zu Charlotte empfunden. Es ist nicht unsere Aufgabe, hierauf näher einzugehen; aber ganz vergessen darf man nicht, daß Goethe auch ein glühender Verehrer der Frau, nicht nur Freund der Freundin gewesen ist — nur dadurch erklärt sich dann der spätere Bruch zwischen Beiden und der nachhaltige, Jahrzehnte überdauernde Haß Charlottens gegen Christiane, die spätere Gattin Goethes.

In jenem glücklichen Zeitraum von 1775—1786 ist die Liebe Charlottes dem Dichter ein wahrer Talisman gewesen. Mitunter freilich verdüsterte ein Wölkchen den Himmel ihres Glückes, und Charlotte war bei aller Seelen-Freundschaft und Seelengröße doch Weib genug, um Corona Schröter, für die Goethe leidenschaftlich aufflackerte, durch die nachdrückliche

Aquarell-Portrait der Charlotte von Stein.
Im Großherzoglichen Museum zu Weimar.
Größe des Originals 50:30 cm.

Kundgebung ihrer Eifersucht aus Weimar zu treiben. Aber das fällt nicht in's Gewicht gegenüber den großen, unschätzbaren Vortheilen, die Charlottens Förderung Goethe und seiner Dichtung gebracht hat. Fehlt auch leider, was sie an ihn geschrieben, so läßt doch jeder Brief Goethes erkennen, wie unter ihrer sanften Leitung der genialische Jüngling zum kraftvollen Manne reift, wie sie ihn, Iphigenien gleich, Maß lehrt und Ruhe, wie sein Leben sich verinnerlicht, so daß er in sein Tagebuch — ach, es giebt Kunde auch von manch lockerer Stunde — nun eintragen kann: Stille und Vorahndung der Weisheit. Sie hat seiner Lyrik neue Anregung gegeben, wie Keime knospender Gedichte lacht es uns aus seinen Briefen an Charlotte entgegen. Inmitten des verflachenden, verstimmenden Hoftreibens, dem Goethes Naturell nicht immer sich entziehen konnte, ist sie seine Zuflucht. Mit ihr bespricht er seine Arbeiten, mit ihr schreibt er zusammen, ihr sendet er zuerst seine Gedichte, so jenen Hymnus „Edel sei der Mensch“, den er dann von ihr für das „Journal von Tiefurt“ zurückerbittet. Ihr schreibt er jene herrlichen Briefe aus Italien, die er dann als das Tagebuch seiner italienischen Reise herausgeben kann. Sie ward ihm die Muse, die den Dichter zur Iphigenie, zum Tasso begeisterte, zum Egmont und Wilhelm Meister anregte — ihres Geistes, ihres Wesens Hauch ist dem Dichter zum Segen geworden. Und dankbar hat er es anerkannt, daß das Schickliche im höchsten Sinne uns von den Frauen kommt:

Armbänder mit den Miniatur-Portraits der Charlotte von Stein und ihrer Schwester, der Frau von Imhoff.
Im Goethe-National-Museum zu Weimar.
Originalgröße.

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Goethe hat es an Dankbarkeit der Freundin gegenüber nicht fehlen lassen. Er hat Mancherlei gethan, allerlei störende Umstände ihr aus dem Wege zu räumen, er ist ihrem älteren Sohne, Fritz, ein väterlicher Freund und Pflegevater gewesen. Aber das Verhältniß zwischen Goethe und Charlotte konnte auf die Dauer nicht bestehen. Mancherlei Wölkchen am Freundschafts- und Liebeshimmel der Beiden deuten den nahen Sturm an, im Tagebuche finden sich, neben dem Sonnenbilde Charlottens, immer mehr Anzeichen der Mißstimmung. Es drängte Goethe hinaus aus den Weimarer Verhältnissen, Sehnsucht ergriff ihn nach der Kunst und dem Himmel Italiens, und insgeheim, auch ohne von Charlotte Abschied zu nehmen, entfloh er 1786 nach Italien. Charlotte empfand das als einen schweren Schlag und ergießt ihren Schmerz in die Klage:

Was mir seine Liebe gab,
Hüll' ich wie ins tiefe Grab.
Ach, es sind Erinnrungsleiden
Süßer, abgeschied'ner Freuden,
Was mich sonst so oft entzückt
Und ich an mein Herz gedrückt.

Schutzgeist, hüll' mir nur noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so ganz ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt hat weg gewandt.

Allmälig freilich, je häufiger Goethes liebeerfüllte Briefe aus Italien bei Charlotte eintrafen, mag die Hoffnung auf Wiederherstellung der alten Beziehungen zu Goethe sich wieder geregt haben. Aber als dann Goethe, der „Römer“, wie ihn Herder nannte, nach Weimar zurückgekehrt war als ein völlig Anderer, da wollte der alte Ton sich nicht wieder finden. Goethe fand Alles und Alle verändert, den aus dem formreichen Italien Heimgekehrten bedrückte das gestaltlose Deutschland, der düstere Himmel statt des italischen. Charlotte begegnete ihm, dem in Italien Verwöhnten, kühl und empfand es wohl, daß er nach zweijähriger Trennung prüfend und nicht mit dem Blick der schwärmerischen Verehrung auf sie schaute. So entspann sich allmälig zwischen Beiden ein Mißverstehen und aus Mißverständnissen und Zurückhaltungen endlich der völlige Bruch, nachdem Goethe am 13. Juli 1788 seine „Gewissensehe“ mit Christiane Vulpius geschlossen hatte. Charlotte hat der armen Christiane es niemals verziehen, daß sie Goethes Genossin und Gattin geworden.

Der Bruch zwischen Goethe und Frau von Stein vollzog sich, während sie die gesammte Damenwelt auf ihrer Seite hatte. Man nahm offen gegen Christiane und für Frau von Stein Partei. Caroline Herder schreibt: „Die Stein ist sehr unglücklich und Goethe beträgt sich nicht hübsch“. Diese Briefstelle entspricht der allgemeinen Stimmung, die damals in der Weimarer Gesellschaft gegen Goethe herrschte — in Charlotte von Stein sah die Gesellschaft selbst sich gekränkt durch Goethe, der eine einfache Blumenarbeiterin der vornehmen Freifrau, dem Stern der Weimarer Gesellschaft, vorzog.

Charlotte von Stein hat den Bruch mit Goethe noch fast vier Jahrzehnte überlebt. Sie hat ein der Erziehung ihrer Kinder gewidmetes, an Anregung und geistiger Thätigkeit reiches Leben im Verkehr mit ihrer liebsten Freundin, Charlotte von Schiller, geführt. Ihr Biograph H. Düntzer widmet ihren Lebensjahren von 1794 bis 1827 noch einen Band von 530 Seiten. Für die literarische Welt erlischt das Interesse an der seltenen Frau mit dem Jahre 1794. Im Jahre vorher war nach langem Leiden ihr Gatte gestorben. Dann aber begann sie eine Dichtung, deren Inhalt auf's Peinlichste beweist, wie schwer sie von der Untreue Goethes sich getroffen fühlt — wie schwer und wie unversöhnlich. Es ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, „Dido“ betitelt. Eine Abschrift desselben hat sich unter den Papieren von Schillers Gattin gefunden und ist 1867 veröffentlicht worden. Die Personen des Dramas stellen die Hauptpersonen Weimars dar: Jarbos den Herzog, der Dichter Ogon ist Goethe, Aratus ist Bertuch, Albicerio Herder, Dodus Knebel — sich selbst führt Charlotte als Elissa vor. Da sagt Elissa-Charlotte ein Mal zu Ogon-Goethe:

„Ein Mal betrog ich mich in Dir, jetzt aber sehe ich allzugut, ohngeachtet des schönen Kammstrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und diesem ist kein Gelübde heilig.“

Diese eine Stelle wird hinreichend über den Charakter der Dichtung orientiren, besonders, wenn wir noch hinzufügen, daß in den Schicksalen der Königin Dido, für die Manches aus den Verhältnissen der jungen Herzogin der Dichterin vorschwebte, das Liebesunglück Charlottens sich wiederspiegelt. Das Ganze ist ein Ausfluß der wild erregten Eifersucht der verlassenen Frau, die sich in ein verändertes Verhältniß zu Goethe nicht hineinversetzen zu können glaubte.

Doch allmälig fand auch Charlotte von Stein das Gleichgewicht ihres ursprünglich edlen Wesens wieder. Das Bild der Dido-Dichterin entschwindet, wenn man in den Erinnerungen der Frau von Gustaedt (Jenny von Pappenheim) aus den zwanziger Jahren liest: „Auch Charlotte von Stein sah ich öfters, da ich mit ihrer Enkelin und treuen Pflegerin befreundet war. Ich wurde zum Thee zu ihr gebeten; dann saß sie alt, schweigsam, freundlich hinter einem grünen Lampenschirme, irgend ein Werk Goethes vor sich.“

Vierundachtzigjährig ist Charlotte von Stein gestorben. Am 9. Januar 1827 ging ein vornehmer Leichenzug an Goethes Hause vorbei über den Frauenplan nach dem städtischen Kirchhof. Der Wunsch der Greisin, daß ihre Leiche nicht an Goethes Haus vorbeigeführt werden sollte, wurde nicht berücksichtigt. Goethe ließ sich bei der Beerdigung durch seinen Sohn vertreten. Aber als der Zug mit der Leiche der einst Geliebten vorüberkam, da hat gewißlich der große Lebenskünstler wehmüthig zurückgedacht an die Zeit, da er stets als Talisman ein Band, ein Halstuch, einen Ring, einen Handschuh von Charlotte getragen, da sie die Vertraute seiner Gedanken und Hoffnungen, seiner Arbeiten und lustigen Streiche gewesen, da er ihr geschrieben: „Durch Deine Liebe habe ich einen Maßstab für alles Schickal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt klar; ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, ich gönne Jedem das Seinige und freue mich heimlich, in der Vergleichung einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen.“

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Heft 24 des laufenden Jahrganges tritt eine erhebliche Erweiterung des Inhaltes der Illustrirten Frauen-Zeitung ein, die gleichzeitig eine Neuordnung der ständigen Rubriken bedingt. Die Umgestaltung der Modenwelt und das lebhafte Interesse, das die dem praktischen Haushalt und der Gärtnerei gewidmeten Rubriken gefunden, hat zu einer Vermehrung der diese Stoffgebiete behandelnden Spalten um einen halben Bogen geführt. Mode, Haushalt und Gärtnerei bilden nunmehr ein wohlgegliedertes Ganzes, das sich dem Unterhaltungsblatt selbständig anschließt. Der durch die Ausscheidung der Rubriken „Für's Haus“ und „Gärtnerei“ im Hauptblatt gewonnene Raum kommt dem belletristischen und feuilletonistischen Inhalt zu Gute, der sich um mehr als eine volle Seite ausdehnt. Wir glauben so unseren Leserinnen einen neuen Beweis zu liefern, daß die Illustrirte Frauen-Zeitung die vornehmste Vertreterin aller ihrer Interessen ist.

Die Redaction.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Januar 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 1.

Deutsche Bauern-Möbel von J. A. Eysser in Nürnberg. Etagère aus Eichenholz geschnitzt. 100 cm hoch, 100 cm breit, 26 cm tief. Preis M. 52.—.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Der Jenaer Geschichts-Professor Dr. Ottokar Lorenz hat kürzlich einen „Genealogischen Hand- und Schul-Atlas" herausgegeben, in welchem er den interessanten Nachweis führt, daß fast sämmtliche Regentenhäuser Europa's in ihrem heutigen Bestande von zwei Schwestern abstammen. Es sind dies die Prinzessinnen Elisabeth Christine und Antoinette Amalie, die Töchter des im Jahre 1735 gestorbenen Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig-Wolfenbüttel. Prinzessin Elisabeth Christine heirathete im Jahre 1708 den nachmaligen deutschen Kaiser Karl VI. Sie wurde durch ihre Tochter Maria Theresia die Stamm-Mutter der Häuser Habsburg-Lothringen, Toscana, Sicilien und Modena und, — durch Heirathen weiblicher Nachkommen, — der Herrscher-Familien von Portugal, Brasilien und Italien (Savoyen-Carignan), des sächsischen Königshauses, der heutigen bairischen und spanischen Regentenhäuser, der spanischen Bourbonen und sämmtlicher Orléans. Sie zählt im Ganzen gegen 400 Nachkommen meist katholischen Bekenntnisses. Prinzessin Antoinette Amalie heirathete ihren Vetter, den Herzog Ferdinand II. von Braunschweig-Bevern, aus welcher Ehe drei Töchter (die Prinzessinnen Luise Amalie, Sophie und Juliane) und ein Sohn, Herzog Karl, stammen. Von Louise Amalie, die den Prinzen August von Preußen, einen Bruder Friedrichs des Großen, heirathete und die Mutter des Königs Friedrich Wilhelm II. wurde, stammen das ganze gegenwärtige preußische Königshaus und, durch weitere Verzweigungen in weiblicher Linie, die Regenten-Familien von Rußland, Mecklenburg-Schwerin, Baden und den Niederlanden. Die zweite Tochter, Prinzessin Sophie, wurde als Gemahlin des Herzogs Ernst Friedrich von Coburg-Saalfeld die Stamm-Mutter des gesammten Coburg'schen Hauses und durch dessen weitere Verzweigung der Herrscher-Familien von England, Belgien, Hessen-Darmstadt und Portugal. Die dritte Tochter, Prinzessin Juliane, heirathete den König Friedrich V. von Dänemark; von ihr stammen die Regentenhäuser von Dänemark, Holstein-Glücksburg, Hessen-Kassel und in letzter Linie Griechenland. Von Herzog Karl von Braunschweig (gestorben 1780) stammte endlich das 1885 erloschene Braunschweigische Haus. So wurde Antoinette Amalie (gestorben 1762) die Stamm-Mutter von 365 Nachkommen meist evangelischer Confession. Im Ganzen beträgt also die Nachkommenschaft des 1735 verstorbenen Herzogs Ludwig Rudolph gegenwärtig etwa 800 Personen und umfaßt nahezu sämmtliche regierenden Familien Europa's.

— Am 11. d. M. starb in Berlin Frau Hedwig von Olfers geb. von Stägemann, die Mutter unserer ausgezeichneten Mitarbeiterin Marie von Olfers. Wir kommen auf den Lebensgang der Verstorbenen noch eingehend zurück.

— Ein bekannter italienischer Phrenologe, Professor Lombroso, hatte kürzlich auf einem Congresse in Mailand u. A. auch die Behauptung aufgestellt, daß die Frauen, vermöge ihrer Constitution, körperlichen Schmerz nicht so intensiv empfinden, wie die Männer. Als Grundlage für diesen Satz diente ihm das Urtheil von fünfzehn Zahnärzten, unter denen vierzehn ihm angeblich bestätigten, daß die Frau bei Zahn-Operationen weit weniger leide, als der Mann. — Aus seinen eigenen Erfahrungen fügte Herr Lombroso dann noch die Wahrnehmung hinzu, daß die Frau auch von seelischen Leiden weniger in Mitleidenschaft gezogen werde, als das sogenannte starke Geschlecht, und daß es dieselben weit schneller verwinde, als das letztere, weshalb er zum Schlusse seines Vortrages den Satz aufstellte, „daß das Weib überhaupt nach seinen wissenschaftlichen Beobachtungen ein Wesen untergeordneten Grades sei."

Auf diese Behauptung hat Dr. Erich Richter in dem von ihm herausgegebenen „Journal für Zahnheilkunde" eine uns aus der Seele geschriebene Entgegnung erlassen, die wir unseren Leserinnen nicht vorenthalten möchten: Die betreffende Stelle lautet:

„Es juckt uns ordentlich, diesen blöden Hypothesen-Bau in längeren Argumenten niederzureißen, aber es lohnt sich nicht, diese die gesammte Physiologie verhöhnenden Thesen zu widerlegen.

Nicht der Geschlechtsunterschied, sondern die geistige Bildung macht das Individuum widerstandsfähiger gegen physische, vor Allem aber psychische Einflüsse. Die Thatsache, daß gebildete Frauen in der Regel größere Ausdauer im Ertragen von Schmerzen besitzen, ist nicht in der minderen Empfänglichkeit dafür zu suchen, sondern in der Kraft des Willens und in der Gewohnheit, Schmerzen ertragen zu müssen. Wir brauchen nur die ungebildeten weiblichen Personen im Operationsstuhl bei Zahn-Extractionen zu beobachten und uns in klinischer Thätigkeit einige Tage lang die Ohren voll schreien zu lassen, um die Absurdität jenes Beweises zu belachen.

Wenn Männer sich größeren chirurgischen Eingriffen ohne große Schmerzäußerungen unterziehen, so sind dies meist im Freien und in schweren Gewerben thätige Personen, die große Muskelanstrengung gewöhnt sind. Bei Bureau-Beamten, Kaufleuten und leichtere Gewerbe Betreibenden liegt diese Muskelanstrengung, mit welcher der Patient sich selbst im Operationsstuhl fixirt und Schmerzäußerungen gewaltsam zurückhält, außerhalb der gewohnten Thätigkeit, und wir erleben die widerlichen Scenen, wo wegen einer Zahn-Extraction sich Männer (wenigstens sehen sie äußerlich so aus) wie ungezogene Kinder geberden. Das Quantum psychischer Depression durch Schmerzen und schlaflose Nächte, welches eine Frau noch immer erträglich und sogar noch liebenswürdig erscheinen läßt, genügt meistens schon, um aus einem sogenannten Herrn der Schöpfung eine Jammergestalt zu machen.

Besäße die Welt nur Frauen derartig psychisch untergeordneten Grades, wie Lombroso sie schildert, so wäre sie längst ausgestorben, denn nur die Energie einer Mutterliebe kann den Neugebornen bis zur Selbständigkeit unter Opfern von Schmerzen, Schlaf und Sorgen erziehen."

London. — Der dereinstige Erbe des englischen Thrones, Herzog Victor von Clarence und Avondale, hat sich mit Prinzessin Mary von Teck, einer Nichte des Herzogs von Cambridge verlobt.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. Für manche Gesichter oder besser gesagt Kopfformen ist der griechische Knoten nicht so vortheilhaft, als eine längliche Anordnung des Haares. Vielen wird daher die hochelegante Ballfrisur willkommen sein, welche sich ebensowohl aus eigenem, wie mit Hülfe von falschem Haar herstellen läßt. Große Schildpatt Nadeln halten die losen Locken in ihrer Lage fest; ein voller Blumenkranz schmiegt sich in das lockige Vorderhaar. Siehe die Frisur auch auf der Vorderseite des Umschlages. G. B.

Rohseidene Bastkleider fl. 10.50 od. Mk. 16.80

per Stoff zu einer Robe, sowie bessere Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

porto- und zollfrei. Muster umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Seiden-Grenadines

schwarze und farbige (ca. 28 Qual. und 200 versch. Dessins) — direct an Private — ohne Zwischenhändler

von 95 kr. od. Mk. 1.55 bis fl. 7.15 od. Mk. 12.65 per Meter porto- und zollfrei. Muster umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Das Erholungshaus für Damen in Völlinghausen
bei Soest in Westfalen
(Unter dem Protectorat Ihrer K. und K. Majestät der Kaiserin Friedrich)
ist auch im Winter geöffnet, massiv, mit Doppelfenstern und comfortablen Heizvorrichtungen versehen. Geschützte Waldspaziergänge. Pensionspreis 1,50—2,50 Mk. Bäder im Hause. Anmeldung bei der Vorsteherin.

Preiswerthe Gelegenheits-Angebote.

1 Stück baumwollen Stuhl-Creas, Marke BF, feinfädig für jede Art Wäsche **nur M. 8.50** Breite 83 Cm., Länge 20 Mtr.

1 Stück bestes Grünfelds Reinleinen, Gruppe C, gewaschen, nadelfertig, mittelfein. Breite 88 Cm., Länge 33⅓ Mtr. **nur M. 28.50**

1 reinleinenes Theegedeck, weiss mit farbiger Borde, Franzen und 6 Mundtüchern. Marke 2647. Tischtuch 130 Cm., Mundt. 28 Cm. **nur M. 4.—**

1 Dutz. Hausmacher Jacquard-Handtücher, Rein Leinen, gesäumt und gebändert. Marke L. J. Grösse 45×125 Cm. **nur M. 7.50**

1 Stück karrirt Bettbezug, Gruppe O, enthaltend 18 Mtr., ausreichend für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen; blauweiss, rothweiss, rothblauweiss u. s. w. Breite 83 Cm. Preis für das Stück **nur M. 7.20**

empfiehlt die **Landshuter Leinen- u. Gebild-Weberei**

F. V. Grünfeld,

Landeshut i. Schl. für schriftliche Aufträge. | Berlin W, Leipzigerstr. 25 für persönlichen Einkauf.

Von 20 Mark an postfrei.

Die Firma unterhält keine Zweiggeschäfte, deshalb

nur Leipziger Straße 10

Mal-Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gobelin-, Emaille-Malerei. Staffeleien etc.
Zeichenmaterialien, Platin-Holzbrand-Apparate in solidester u. eleganter Ausstattung.

Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Str. 10
Kunstmaterialien-Magazin u. Papierhandlung.

Mal-Vorlagen in bekannt grösster Auswahl, auch leihweise. Gegenstände zum Bemalen in Holz, Terracotta und Emaille. Wanddekorationen von Blech zum Bemalen. Ausführliche illustr. Preislisten unentgeltlich.

bitten wir, genau auf die Firma und Hausnummer zu achten!

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

Preisrätsel.

Dem Manne fehlt das oft geteilt,
Was Frauen eigen ist vereint!

Jeder der die richtige Lösung obigen Preisrätsels m. der Abonnementsquittung Januar-März 1892 an

Von Haus zu Haus

Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt
Preis pro Quartal 1 Mk. 50 Pf.

bis zum 15. März 1892 an d. Redaktion d. Bl. „V. H. z. H." in Leipzig einsendet, erhält als Preis ein wertvolles Buch. Für die 50 besten, poetischen Rätsellösungen sind 50 Hauptpreise z. B. 1 Nähmaschine, 1 Waschmaschine, 1 gold. Damenuhr etc. ausgesetzt. Am 1. beginnt in „Von H. z. H." der neueste Roman von **Anny Wothe**

Haidezauber.

Bestell. auf „V. H. z. H." nehmen alle Buchhandl. u. Postanst., u. d. Exp. in Leipzig an. Probenummm. grat. u. fr. d. alle Buchh. od. durch d. Exped. Adolf Mahn's Verlag in Leipzig.

Fortsetzung von Text und Illustrationen auf der nächsten Seite.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Es ist nicht immer leicht für junge Damen, welche sich auf Bazaren, Thee-Abenden ꝛc. dem Dienste der Wohlthätigkeit widmen, eine dem Zwecke entsprechende Toilette zu combiniren. Je nachdem die Veranstaltung am Abende stattfindet, — also mehr den Charakter einer geselligen Vereinigung trägt, — oder in die volle Tageszeit fällt, wählt man elegante Gesellschafts- oder Promenaden-Toilette. Selbstverständlich werden helle Farben stets bevorzugt, — um diesen dann aber den Charakter des Promenaden-Anzuges zu geben, trägt man zu lichten Tuch- oder Seidenkleidern zierliche Hütchen mit frischen Blumen und eins der reizenden Blumen-Müffchen. Für die Abend-Toilette dürfen auch künstliche Blumen verwendet werden. Zu einem Miederkleid aus leichter Seide wirkten rothe Rosen sehr reizvoll: eine Reihe derselben deckte den Seitenschluß des Mieders, womit ein länglicher Strauß unterhalb der Schulter harmonirte. Ganz besondere Erwähnung aber verdient der originelle Kopfschmuck, dessen Grundform aus schwarzem Sammet fast an den Fez der Orientalen erinnerte, wenn nicht der dichte Rosenkranz und die Reiher-Aigrette das Ganze als die eigenste phantastische Schöpfung eines capriciösen Köpfchens erscheinen ließen.

G. B.

— Mit dem Einzug der jungen kaiserlichen Majestäten in das alte preußische Königsschloß, hat unser gesellschaftliches Hofleben einen neuen Aufschwung genommen. Auch in diesem Jahre wird die große Cour zu Anfang des Januar der Ausgang einer Reihe von Festlichkeiten sein, und längst sind Hunderte von Händen thätig, um die Toilettenpracht vorzubereiten, welche bestimmt ist, sich an jenem Tage im Lichterglanz des weißen Saales zu entfalten. Seit die Schleppe der Damen nicht mehr wie früher nur im Augenblick der Verbeugung vor dem Throne sich ausbreitet, sondern bereits beim Eintritt in den Saal fallen zu lassen ist, und die Trägerin den ganzen weiten Raum damit durchschreitet, spielt dieselbe eine noch bedeutendere Rolle. In ihrer Anordnung steht sie eigentlich über der Mode, und die Angaben für die Einrichtung, wie wir sie in der technischen Nummer vom 18. Januar 1891 gebracht, sind noch heute maßgebend, nur daß augenblicklich die runde Form die ausschließlich herrschende ist. Ferner wird an Stelle von Flanell zur Einlage Watte mit leichtem Seidenfutter verwendet, um jede unnöthige Schwere möglichst zu vermeiden. Das ist vielleicht auch ein hauptsächlicher Grund für die fast vollständige Verbannung des Plüsches; man wählt zwischen Sammet, Brocat und Damast und läßt die Taille mit der Schleppe übereinstimmen. Bei den gemusterten Stoffen oder zu glattem Sammet beschränkt sich die Garnitur auf den Rand, oft sogar auf den inneren, wodurch derselbe leicht gehoben wird und ein reizvoll bewegtes Spiel der Linien entsteht. Pelz gilt für diese Art der Garnitur als das vornehmste Material; ihm schließen sich Federn und Spitzen an, auch mit

farbigen Steinen besetzte Borten, reiche Stickerei oder ein graziöses Arrangement aus duftigem Stoff mit Blumen- und Schleifenschmuck. Die höchste Eleganz aber vertritt die gestickte Schleppe. Eine pleinartig mit dem fürstlichen Wappen der Frau Erbprinzessin von Meiningen geschmückte Sammetschleppe hat Anregung zu ähnlicher Anordnung gegeben; — nur daß man weniger die Wappen als die Embleme desselben, die heraldischen Thiere und stilisirten Blumen, in gleicher Weise als Plein verwendet. Als besonders glückliche Idee erscheint die Benutzung der Stickerei, wie sie der alte historische Kaisermantel zu Goslar aufweist: eine rautenförmige Eintheilung des ganzen Grundes, an deren Kreuzungspunkten sich jedesmal eine stilisirte Blume markirt, während jede Fläche das Wappenthier schmückt. Aufgenähtes Silber- oder Goldschnürchen dient für die Eintheilung, dementsprechend sind die Blumen in Gold oder Silber gestickt, die Pleinfiguren dagegen in Brocat ausgeschnitten und applicirt. Die vornehme Wirkung der Stickerei darf durch keinerlei Garnitur des Außenrandes beeinträchtigt werden; nur innen kann auch hier an Stelle der Spitzen-Balayeuse ein Pelzstreifen treten; im anderen Falle genügt eine dicke Schnur. Unter der ganz selbstständig eingerichteten Schleppe erhält, der herrschenden Mode gemäß, auch der Rock des Kleides eine kurze Schleppe und die glatte, enganschließende Form. Hier finden die Spitzenschätze, deren die Damen der hohen Aristokratie sich zu erfreuen pflegen, stets neue herrliche Verwendung, oder es dienen zu dem glatten Sammet der Schleppe Damast und Brocat als Devant, wenn die Jugend der Trägerin nicht duftige Stoffe, wie Tüll, Gaze und Krepp bevorzugen läßt.

T. G.

Paris. Als Wagenmantel über einer eleganten Besuchs-Toilette, oder über dem Hauskleid bei morgendlichen Gängen, besonders aber als Abendmantel bleibt die Rotunde die practischste Umhüllung. Nur daß Geschmack und Geschick die ursprünglich so wenig anmuthige Form immer mannigfaltiger und graziöser zu gestalten verstehen! Knapp umschließt sie die Schultern und fällt ringsum schlank herab, während die Monotonie der Linien eine zierliche Pelerine unterbricht, und das glatte Tuch durch aufgesetzte wollene Tressen belebt wird, deren Enden je ein Schmetterlingsschleifchen abschließt. Nicht fehlen darf die Federrüsche, welche den hochstehenden Kragen füllt und behaglich und kleidsam zugleich den Hals umschmiegt. Für einen besonders eleganten Abendmantel tritt an Stelle des seidengefütterten Wollstoffes Sammet, Plüsch oder Damast, und was Koketterie und Luxus aus der gegebenen einfachen Form zu machen vermögen, das zeigt sich im Foyer der großen Oper. Die Eleganz der Toiletten birgt sich unter einer fast noch größeren Eleganz der Hüllen, welche auch ihrerseits auf die Schleppe Anspruch erheben. Unter all dem Schönen war kürzlich das Schönste ein Mantel aus rosa Sammet, der die königliche Gestalt der Vicomteß L. in weichen Falten umfluthete. Dazu hell rehfarbene Guipure-Spitze als Passe und Pelerine, gehoben durch einen dazwischen tretenden schwarzen Federnstreifen, während die Schlußrosetten aus weißem Atlas waren.

B. d. G.

— Selbst die Jugend verfügt nicht immer über genügende Schlankheit, um sich nach der neuesten Mode die Taille mit einer Fülle von Stoff umwickeln zu können. Daher wird die Schnebbentaille im Ballsaal stets ihren Platz behaupten. Kommt zu kräftigem Wuchs, wie häufig, übermäßig frische Gesichtsfarbe, so ist auch hier für unsere Leserinnen gesorgt durch das Erscheinen der kleidsamen, lichtgrünen Farbentöne, zu denen weiße Akazienblüthen, Märzveilchen ꝛc., so reizvoll sich ausnehmen. Ueber Seide oder Satin werden vielfach die geblümten Gazestoffe verwendet und zwar zu Rock und Berthe, während die Taille und die übliche schmale Rockgarnitur aus Seide herzustellen sind.

B. d. G.

* * *

Wien. Bei den Tafel-Toiletten, welche anläßlich der Vermählungsfeierlichkeiten der Erzherzogin Louise in der Wiener Hofburg getragen wurden, traten Pékin, Moiré antique und Brocat sehr in den Vordergrund; für die jungen Damen wurde einfarbige Seide oder gemusterte Gaze bevorzugt. Die glatten, ausnahmslos der Grundform entbehrenden Röcke waren am unteren Rande zumeist mit einer Rüsche aus gleichem Stoffe oder mit einem Volant aus Illusionstüll oder Spitze besetzt. Im Allgemeinen zeigten sämmtliche Roben eine Neigung zum Einfachen, Glatten; so z. B. trug Herzogin Luise von Koburg ein Prinzeßkleid aus maisgelbem Poplin, das nur am Rocksaume und an der Taille mit breiter Alençonspitze verziert war. Eine für Erzherzogin Blanca bestimmte Toilette aus nilgrünem Brocat mit eingewirkten Marguériten umgab ein Volant aus grüner, golddurchzogener Gaze; zu der sich kreuzenden Draperie des Leibchens war grün- und rosenfarbene Gaze verwendet, eine schmale Goldschleife stellte die Verbindung her. — Gold- und Silberbesatz kamen übrigens bei den „kleinen Kleidern" (wie man hier bei Hofe die Diner- und Abendtoiletten, zum Unterschiede von den bei großen Ceremonien vorgeschriebenen, nennt), nur in sehr discreter Weise zur Verwendung; die älteren Damen trugen meist Federn und Spitzen oder auch reiche Stickerei. Die graublaue Brocat-Toilette beispielsweise in welcher Königin Carola von Sachsen zum Hofconcert erschien, war nur mit einer Bordüre aus hellblauen Strauß- und Pfauenfedern geschmückt. Auch Pelzwerk gelangte zur Geltung; an dem sehr apart wirkenden lachsfarbigen Brocatkleide einer jungen Erzherzogin, liefen vier Streifen amerikanischen Zobels über die Hinterbahn bis auf den Spitzen- und Gaze-Volant nieder, welcher den unteren Rand des Kleides bedeckte. Die mit Zobel und Spitze garnirte Taille schloß mit einem in langen Franzen auslaufenden Perlengürtel ab.

Die Taillen zeigten sämmtlich den Hofausschnitt (in Form eines römischen V); an den Kleidern der unverheiratheten Prinzessinnen war die ceinture empire stark vertreten.

R. U.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 48. Mittelalterliche Stickereien. Den Proben stilvoller Nadelarbeiten der romanischen und gothischen Kunstperiode, welche unser heutiges Extra-Blatt enthält, möchten wir einige Bemerkungen bezüglich der Farbenwahl bei den alten Stickereien hinzufügen.

Die Blätter, sowie die blattartigen Auswüchse an den Drachenschwänzen, sind stets grün, während die Blumen fast durchwegs roth mit gelbem Mittelpunkt erscheinen. Häufig füllt eine weiße, drellartige Musterung die Flächen der Thierkörper, welche röthlich oder altrosa, manchmal lila, im einfachen Gobelinstich gearbeitet sind. Bei den Adlern markiren sich Schnäbel und Klauen roth, ebenso die Kronen, die nur selten gelbe Farbe aufweisen, wie auch Blau nur spärlich vorkommt. Die Flügel heben sich meist von der Farbe des Körpers ab, sie erscheinen z. B. grün zu roth oder roth zu weiß.

J. F.

— Mit dem originellen Häubchen altungarischer Form fügen wir den bisher veranschaulichten Proben der ungarischen Haus-Industrie eine neue, nicht minder interessante hinzu. Diese Häubchen, aus farbiger Seide gefertigt, mit Gold, Silber und bunter Seide in den eigenartigen alten Mustern verziert, sind zuerst von den Prinzessinnen des österreichischen Kaiserhauses und den Damen der Aristokratie als kleidsamer Kopfputz aufgenommen worden, und haben so viel Anklang gefunden, daß der Nachfrage kaum genügt werden kann. Bei dem unerschöpflichen Formenschatz der Ornamente ist fast jedes Häubchen in anderer, wenn auch ähnlicher Weise ausgestattet, wodurch sich der Werth des einzelnen noch erhöht.

E. F.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 35. Cretenser Arbeit. Griechenland: XVIII. Jahrhundert. Farbenreiz und interessante Stickweise, — die charakteristischen Merkzeichen der alten Cretenser Arbeiten, — gelangen durch das dem heutigen Heft beigegebene Musterblatt zu vorzüglicher Geltung. Das aus Blüthen zusammengestellte Carreau, wie die Borte mit den originellen Thierfiguren, gehören einem Kissenbezug an, der etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einer der griechischen Inseln gearbeitet wurde. Das Original ist im Besitz des Domherrn Alexander Schnüttgen in Cöln, der es uns freundlichst zur Wiedergabe überließ. Darstellung und Beschreibung finden die Leserinnen unter Abb. 13—15 der heutigen technischen Nummer, die Ergänzungen auf der Beilage mit Fig. 34—36. Es dürfte eine lohnende Aufgabe sein, die eigenartige Musterung zu allerlei hübschen Zusammenstellungen für Decken und Kissen zu verwerthen; ein Wechsel mit Filet- oder Häkelarbeit, mit punto tirato und Durchbruch, mit glatten Plüsch-, Sammet- oder Seidenstreifen erhöht wesentlich den Reiz der bunten Stickerei.

H. L.

Die **dritte Seite des Umschlages** ist zwei Arbeiten auf Leinen gewidmet, welche vereint, wie einzeln angewendet, zur Ausstattung von Servirtisch-Decken, Handtüchern u. s. w. dienen können. Zur

Ausführung der breiten gestickten Bordüre wählt man beliebig Seide, farbiges Leinengarn oder Stickbaumwolle. An der Vorlage erscheinen die Contouren der größeren Blumen und Blätter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

im Plattstich, die der kleineren, sowie die Ranken und Ausläufer, im Stielstich gearbeitet. Besonderen Reiz erhalten die Musterfiguren durch die Mannigfaltigkeit der Füllstiche, welche theils durchbrochen, theils dem Stoff aufliegend, ausgeführt sind.

Die zweite Bordüre in Durchbruch-Arbeit, „punto tirato", ist die naturgroße Wiedergabe eines, in unserer eigenen Sammlung befindlichen Musterstückes, das, in der dargestellten Feinheit, wie auf gröberem Leinen dieselbe reiche Wirkung erzielt. Bei der Wiederholung des Musters ist darauf zu achten, daß die Thiere im regelmäßigen Wechsel einander zu- oder abgewendet stehen; auch kann man die Zwischenfiguren verdoppeln. Die Wahl des Stickmaterials, ob weiß oder farbig, Garn, Zwirn oder Seide richtet sich nach dem zu verzierenden Gegenstande. E. F.

Bezugsquellen: Ball-Toiletten und Cour-Schleppen: J. Landauer, W, Leipziger Platz 19; J. A. Hecke, SW, Leipzigerstr. 87; Blumen-Müffe: Gartenbauschule, Binderei, C, Kurstr. 11; Haarfrisuren: J. Pomorischat, W, Kanonierstr. 1; Ungarische gestickte Häubchen: M. von Hollody, Keresztur, Preßburger Komitat, Ungarn; J. A. Hecke, SW, Leipzigerstr. 87; Leinenstickereien: L. Siegel, Ulm a. D., Am Markt; M. Jörres, München, Ottostr. 7; Kleine Neujahrsscherze: E. Augstin, W, Potsdamerstr. 9.

Literarisches.

Seidel, Fr. Xaver, Von der Jugend sonnigen Tagen. München, Lithogr.-artist. Anstalt vorm. Gebr. Obpacher.

Seidl, Fr. Xaver, Hunde- und Katzen-Geschichten. Ebenda. Cart.

Wolff, Harriot, Traute Botschaft. Ebenda.

von der Lütt, Isa, Die elegante Hausfrau. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Gebd. M. 5).

Müller-Frauenstein, Georg, Von Heinrich Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach. Hannover, Leopold Ost. (M. 4.50).

von Pröpper, L., Praktische Rathschläge für Hausfrauen. Düsseldorf, L. Schwann. (M. 1.50).

Kiehne, Hermann, Kleine Lieder. (3. Band). Nordhausen, Verlag des „Hausbuch deutsch. Lyrik". (Jahres-Abonn. M. 6).

Richards, E., Was kochen wir heute? Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. (Gebd. M. 2).

Friedheim, P., Skizzen. Ebenda. (Gebd. M. 3.60).

Hempel, Th., Der Frauen Beruf. Ebenda. (Gebd. M. 3).

Hecht, Gustav, Weihnachtssterne. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg's Buchhdlg. (M. 1.50).

Freund, A., Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern. München, C. H. Beck. (M. 4).

Dusseh, E. B., Was die Frauen wissen sollten. München, Joh. Palm's Verlag. (M. 3).

Vietor, Moritz, Technische Fächer? Ideen zur ästhetischen Erziehung der Mädchen. Wiesbaden, Vietor'sche Kunstanstalt.

von Beckendorf, Elisabeth, Goldene Worte. 2. Aufl. Berlin, G. W. F. Müller. (Gebd. M. 4.50).

Verena, Sophie, Lebende Blumen. Ebenda. (Gebd. M. 4.50).

Gotthardt, Natalie, Kochbuch für feine Küche. Berlin, S. Fischer. (M. 3).

Münchener Bilderbogen. 43. Band (schwarz). München, Braun und Schneider. (Cart. M. 3.40).

Jugendblätter. 37. Jahrgang 1891. Ebenda. (Gebd. M. 5.50.)

Lustiger Sport. Ebenda. (M. 2).

Bromberger, O., Quack-Quack. Ebenda. (Cart. M. 5).

Fliegende Blätter-Kalender 1892. Ebenda. (M. 1).

Hempel, Thekla, Der Herr unser Halt. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. (Gebd. M. 3).

Calm, M., Ein Blick in's Leben. 2. Aufl. Stuttgart, Bonz & Co. (Gebd. M. 4.50).

Auskunftsbuch im öffentlichen Leben und Verkehr. München, R. Oldenbourg. (M. 0.75).

Schultze-Smidt, Bernhardine, Wenn man liebt. Bielefeld, Velhagen und Klasing. (Gebd. M. 5).

Dahn, Felix, und **Therese, Walhall.** 11. Aufl. Leipzig, Gebet & Brockhaus. (M. 9).

Hinck, M., Die Rosenhütte. Ebenda.

Ihnken, Betto, Durch ferne Meere. Ebenda.

von Bahn, M., Erzählungen aus der deutschen Geschichte. Ebenda.

Agatha, der Genius des Kränzchens. Ebenda.

Ebers, Georg, Per aspera. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde. (Gebd. M. 12).

Bernaleken, Theodor, Kinder- und Hausmärchen. Wien, Wilhelm Braumüller. (Gebd. M. 4).

Wagner und **Schmidt, Meine liebsten Thiere.** Dresden, Meinhold und Söhne. (Gebd. M. 3.50).

Schanz, Frida, Filigran, Novellen in Versen. Bielefeld, Velhagen und Klasing. (Gebd. M. 4).

Anders, Fritz, Skizzen aus unserem heutigen Volksleben. Leipzig, F. W. Grunow. (Gebd. M. 3.60).

Salon-Kalender. Berlin, Schultz-Engelhard. (Gebd. M. 2)

Knötel, R., Uniformenkunde II. 6/7. Rathenow, M. Babenzien. (Lfg. je M. 0.50).

Taussig, Adolph, Illustr. Wiener Hausfrauen-Kalender 1892. Wien, Moritz Perles. (Cart. M. 1).

Blumenhof. München, Theodor Stroefer. (Cart. M. 1.50).

Marquardsen, Anna, Nur für ganz brave Kinder. Ebenda. (Gebd. M. 3).

Binder, Helene, Plauderstündchen. Ebenda. (Gebd. M. 6; in zwei Heften je M. 3.50).

Lechler, Cornelia, Was man im Walde hört. Ebenda. (Gebd. M. 5.50).

Schiller-Kalender. Ebenda. (M. 1).

Ein Blüthenstrauß für's deutsche Haus. Ebenda. (In Carton M. 3).

Singer, Dr. Ludwig, Grillparzer's Frauengestalten. Wien, M. Breitenstein. (M. 0.50).

Birkinger, H. Die Rose. 1. Serie. Wien, Gerlach & Schenk. (M. 12).

Alte und neue Fächer. VIII. Ebenda. (Je M. 6).

Friedemann, Alfred, Der letzte Schuß. Die Erzählung des Henkers von Bologna. Ein Kind seiner Zeit. Drei Novellen. Leipzig, Philipp Reclam jun. (M. 0.40.)

Kerner von Marilaun, Prof. Dr. Anton, Pflanzenleben Band II, Schlußband, Leipzig, Bibliographisches Institut. (Halbfranzband gebd. M. 16, compl. M. 32.)

Redaktions-Post.

Mehrere treue Abonnentinnen. — Um eine täuschende Imitation der Tanagra-Figuren herzustellen, bedient man sich am besten der Wasserfarben; wenigstens werden die in der Kunsthandlung von Gurlitt direct nach den Originalen bemalten Kunstwerke in äußerst zarter Tönung auf diese Weise behandelt. Bei geschickter, kunstverständiger Anwendung lassen sich auch mit Tempera- und Oelfarben bei sehr dünnem Auftrage feine Wirkungen erzielen. Directe Vorlagen für diesen Zweck existieren nicht; allein maßgebend sind die Originale der Museen und Kunst-Institute. Cache-pots, Statuetten und Säulen mit erhabenen Ranken führen Spielhagen & Co., Berlin SW, Friedrichstr. 49a, in reicher Auswahl; bei größerem Bedarfe rathen wir Ihnen, sich an die Thonwaaren-Fabrik von F. L. Oest, Berlin N, Schönhauser-Allee 127/129.

Abonnentin K. in Przemysl. — Zum Färben von wollenen Decken u. dgl. eignen sich die giftfreien Anilinfarben, die Sie mit der dazu gehörigen Beize in jedem größeren Droguen-Geschäft erhalten. Dieselben sind in allen gewünschten Nüancen vorhanden und für wollene, baumwollene, seidene und leinene Stoffe in gleicher Weise anwendbar; sie widerstehen den Einwirkungen der Luft und des Lichtes und sind vollkommen waschecht. Das in den kleinen Packeten enthaltene Quantum ist für Stoffe im Gewicht von 375 Gramm ausreichend. Nachdem die Farbe mit etwa 8 Liter Wasser 15 Minuten gekocht hat, wird der zu färbende Gegenstand feucht hineingethan und muß ¾ Stunden unter beständigem Umherziehen in der kochenden Brühe bleiben; dann wird er herausgenommen und ausgerungen. Nun löst man die Beize in 7 Liter kochenden Wassers auf, entfernt den Topf vom Feuer und bringt den angefärbten Gegenstand 15 Minuten in die heiße Flüssigkeit, wobei man ein beständiges Bewegen des Stoffes nicht versäumen darf. Inzwischen wird die benutzte Farbe wieder zum Sieden erhitzt und der Stoff diesmal 20 Minuten hineingethan, worauf er nochmals 10 Minuten in die erhitzte, aber nicht kochende Beize gebracht wird. Die Flüssigkeit muß stets die zu färbenden Gegenstände vollständig decken, worauf bei Verbrauch der Farbe wie der Beize zu achten ist. Den Beschluß der Arbeit bildet heißes, kräftiges Bügeln der noch feuchten Stoffe.

Frau Pastor K. in B. — Wir empfehlen Ihnen den „Musikalischen Hausfreund" (Leipzig, C. A. Koch). — Das neue System, von dem Sie gehört haben, ist vermuthlich die Höftmann'sche „Klaviatur für Tasten-Instrumente" von der wir hierunter eine Abbildung bringen. Das Vortheilhafte bei diesem System besteht darin, daß die Nebentöne nicht nur auf den Obertasten x, sondern auch auf den sogenannten Untertasten b angeschlagen werden können, wodurch in der That manche Schwierigkeiten beseitigt werden dürften. Nähere Auskunft ertheilt der Erfinder, Herr F. W. Höftmann, Berlin W, Burggrafenstr. 4.

Frau Rittergutsbesitzer A. in Dz. — Gute Erzählungen aus der deutschen Geschichte sind unter dem Titel „Aus unserer Väter Tagen" bei Alexander Köhler in Dresden erschienen. Die billigen, hübsch ausgestatteten Bände verdienen wohl empfohlen zu werden.

Fr. v. J. a. Rhein. — Federn lassen sich zu Besätzen selbst verarbeiten, indem man dieselben, dicht neben einander, entsprechend breiten Gazestreifen aufnäht, deren Rückseite nach Vollendung der Arbeit leicht mit flüssigem Leim bestrichen wird. Weniger leicht dürfte die Herstellung von Boas gelingen; wir verweisen Sie hierfür an die Firma H. Beermann, Berlin W, Friedrichstraße 193a.

Hausfrau in Mähren. — Sollte das Tinten-Recept, welches wir in der Briefmappe von Heft 6 v. J. brachten, Ihren Anforderungen nicht genügen?

F. SOENNECKEN'S
Goldfedern
MIT DIAMANT- (IRIDIUM-) SPITZE
Gediegene Arbeit * Nr 4: M 6.— * Hoher Feingehalt
GOLDFEDERHALTER
(Nr 536: M 10.—) MIT GOLDFEDER (Nr 540: M 18.—)
In jeder Handlung vorrätig, auch bei Juwelieren, wo nicht, liefern wir direkt.
Man achte genau auf den Namen „SOENNECKEN"
Berlin * F. SOENNECKEN's VERLAG * BONN * Leipzig

Für die Carneval-Saison
empfehlen wir unsere **reiche Auswahl** elegant kolorirter
Pariser Maskenbilder.
Maskentableaux von je 6—9 Figuren (Herren- und Damenkostüme) à 1 M.
Masken-Gruppenbilder, 3 Figuren (Damenkostüme), à 60 Pf., **einzelne Maskenbilder,** 1-2 Figur. (Damenkostüme), à 80 Pf., **Kindermasken-Tableaux** von 6 bis 7 Figuren à 1 M., **einzelne Kindermaskenbilder** v. 6-7 Figuren à 60 Pf.
Ausführlicher Katalog ca. 450 Nummern gratis und franco.
Leipzig.
Hoffmann & Ohnstein.

Neu! Von höchstem Interesse für Frauen!
Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Was die Frauen wissen sollten.
Von Mrs. E. B. Duffey. Autorisirte deutsche Uebersetzung von E. Emmerich.
Preis Elegt. broch M. 3.—, fein gebd. M. 4.—
Joh. Palm's Verlag, München.

Für Kunstfreunde.
Soeben ist unser neuer, vollständig umgearbeitetor **reich illustrirter Katalog** erschienen. Derselbe enthält eine Uebersicht über die Stoffgebiete religiöser, patriotischer, historischer und mythologischer Darstellungen, von Genrebildern, Jagd- und Sportbildern, Landschaften und Seestücken, ferner vollständige alphabetische Verzeichnisse der Photographieen und Photogravuren nach Gemälden moderner und klassischer Meister.
Der Katalog wird gegen Einsendung von **50 Pfennig in Briefmarken franco zugesandt.**
Photographische Gesellschaft, Berlin.

Dame! Dies orientalische **Toilette-Geheimniss** mit 200 Recepten gegen alle Schönheitsfehler von Arztensfrau, die 30 J. im Orient gesehen, was Harem-Damen thun sich so lang schön zu erhalten (2 M. 30); Wie man schnell unter die Haube kommt (1 M. 25). Catal. gratis. **Sophie Laßwitz,** Damen-Bibliothek, **Graz,** Jacominig. 22.

MK MK MK MK
MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.
MK-Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig **überall** in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,**
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Führer durch den Concertsaal
von Hermann Kretzschmar.
I. Abth. **Sinfonie und Suite.** 8°. 29 Bog mit 700 Notenbeispielen. 2. Auflage. (4. Tausend.)
II. Abth. erster Theil. **Kirchliche Werke:** Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten. 8°. 24 Bogen, mit 170 Notenbeispielen (3. Tausend).
II. Abth. zweiter Theil: **Oratorien und weltliche Chorwerke.** 8°. 24 Bogen mit über 300 in den Text gedruckten Notenbeispielen. Preis: ein jeder Band Mk. 4.— broschirt.

Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart.
Text, Musik und Scene erläuternd von **Otto Neitzel.**
I. Band: 1. Abth.: **Deutsche Opern (Gluck, Mozart, Beethoven).**
I. Band: 2. Abth.: **Deutsche Opera (Spohr, Weber, Marschner, Schumann, Kreutzer, Lortzing, Nicolai, Flotow).**
I. Band: 3. Abth.: **Deutsche Opern. (Rich. Wagner und Werke der Gegenwart)** unter der Presse.
Jeder Band M. 4.— brosch.
Hamburger Signale: . . . Es darf als eine der wichtigsten und werthvollsten musikalischen Erscheinungen des letzten Jahres und als ein nothwendiges Handbuch in jeder musikalischen Bibliothek betrachtet werden.

Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus in Baden-Baden.
Nachdem die Bauarbeiten an dem von Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin gegründeten, unter Höchst Ihrem Protektorate stehenden Ludwig-Wilhelm-Pflegehause im Wesentlichen beendet sind, hat die unterzeichnete Commission beschlossen, das Haus vom 31. März k. Js. zu eröffnen. Dasselbe ist zur Aufnahme alleinstehender Frauen der gebildeten Stände bestimmt, für welche der Aufenthalt in Baden, sei es der klimatischen Verhältnisse, sei es der Heil- und Badeeinrichtungen wegen, von besonderem Werte ist. Auch Solchen, die nur für die Dauer einer Badekur in Baden Aufenthalt nehmen wollen, kann Aufnahme gewährt werden. Aufnahmegesuche sind an die Präsidentin des Frauenvereins Baden, Frau **von Zaborszky** zu richten. Von dieser, wie von Fräulein **von Gruben,** Karlsruhe, Friedrichstift und Herrn Major a. D. **Ulrich** in Baden wird über die Aufnahmebedingungen nähere Auskunft ertheilt.
Baden, den 14. November 1891.
Die Vollzugskommission des Ludwig-Wilhelm-Pflegehauses.

Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Damen,
welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von **Thee** der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hohestrasse 92** wenden zu wollen.

Für Damen!
bietet sich sehr lohnender Erwerb durch Verkauf von Leinen, Tischzeug 2c. nach Mustern an Private. Offerten erbittet die 1851 gegründete, weltbekannte
Weberei H. Eggemann, Bielefeld.

8¼ Pfd. feinste **Cervelatwurst** versendet für 10 Mark gegen Nachnahme
Emil Kamphausen, Stolp i. Pomm.

Passendes Damengeschenk u. v. d. Abonnentinnen selber anzuschaffenswerth, weil **recht practisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illustr. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren,** ist der
Sammelkasten zur Illustrirten Frauen-Zeitung
in Buchform **hochelegant** mit Goldpressung, dauerhaft und stilvoll **eine Zierde jedes Salons.** Gegen Einsendung von M. 7,50 zu beziehen von **M. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W,** Schillstr. 3. Ebenda: Außerordentl. billige **Nach**abonnements auf Zeitschriften. Verzeichn. gratis.

Webe-Apparate f. Damen,
wegen großen Nutzens hochberühmt, vers. à 13 M., 20 M., die besten à 30 M.
Frau Prof. Wernicke v. Hackewitz,
Berlin W, Zietenstr. 17.

Hervorragend schöne antique italien., span. Spitzen, Seiden-, Leinenstickereien u. Spitzenarbeiten, ausnahmslos seltene Original-Hand- u. Nadelarbeit z. verk. Ansichtsendung an Interess., die ihre Adr. sub Ch. **K. 777.** i. d. Exp. d. Bl. hinterlegen.

Mangelmaschinen
Waschmaschinen
Wringmaschinen
wegen Aufgabe dieses Zweiges unserer Fabrikation zu **herabgesetzten Preisen** so lange der Vorrath reicht.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.
Actien-Gesellschaft für Verzinkerei u. Eisenconstruction vorm. Jacob Hilgers, Rheinbrohl.

Für Damen.
Schwarze Garantie-Seide.
Für Damen.
Schriftliche Garantie für gutes Tragen auf 2 Jahre, event. Vergütung des vollständigen Stoffes und für Anfertigung bis zu
Mk. 50.— Baar.
14 Met. schwarze **Garantie-Seide** Marke **A** Mark **60.—**
14 Met. schwarze **Garantie-Seide** Marke **B** Mark **70.—**
14 Met. schwarze **Garantie-Seide** Marke **C** Mark **80.—**
Muster auf Wunsch portofrei.
Versand ebenfalls portofrei nur gegen Nachnahme.
Ph. Freudenberg, Versandhaus. **Elberfeld.**

Das **ZAHNPULVER** von **BOTOT** ist in allen besseren Geschäften und in dem Dépôt der **ECHTEN EAU de BOTOT** Dem einzigen von der Medizinischen Akademie in Paris genehmigten Zahnreinigungswasser-erhältlich.—Marke

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weisse Seidenstoffe für Brautkleider Mk. 1,20 bis M. 18.— Mtr. in allen existirenden Geweben liefert in einzelnen Roben oder ganzen Stücken zu festen billigen Fabrikpreisen die Seidenwaaren-Fabrik

Crefeld. Michels & Cie., Berlin W., Leipzigerstr. 101.

Königl. ndl. Hoflief. Lieferanten d. Deutschen Officiervereins u. d. Deutschen Beamtenvereins. Proben postfrei.

Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.

Echte deutsche Vigogne

Strickgarne. **Merino,** Mischung von feinster Wolle u. Baumwolle, ist dauerhaft und wäscht sich gut, bleibt weich und schön, ohne einzugehen.

Zu haben in allen besseren Garnhandlungen.

40 von den Käufern jeder Serie unserer Tafel-Senfes erhalten **gratis** je ein hochfeines Delicatess-Senf-Service genau zu den Menagen passendes ächtes Tafelservice v. 77 St. Abbildung liegt jed. Men. bei. Nach Orten, an den. Niederlagen nicht bestehen, versend. wir Postk. v. 7 St. Inh. frco. unt. Nachn. v. M. 5.25. Für 7 St. frco. zurückges. Menagen rechnen wir M. 2.45 auf neue Sendung ab.

LOTH'S preis-gekrönter Delicatess-Senf — etablirt 1842 — Ernst Loth & Comp. — 40 S. EXCL. — in Halberstadt

Kostüm-Stickerei.

Einzelne Kostüme, deren Stoff einzusenden ist, bestücke ich in 2—3 Tagen mit Seide, Gold od. Perlen in moderner Weise, eventl. genau in Art und Zeichnung der Abbildungen dieser Modenzeitung.

Georg Rosenberg, Fabrik mech. Stickereien. Berlin C, Kurstr. 30 I.

150 Wunderschön! Unterhaltungsspiele für Klein und Gross versichert fr. gegen fr. Eins. v. 75 Pfg. **Fr. E. Kreutler Witten.**

Für 1 sehr kräft. u. groß. Mädch., 16 Jahr, Beamt.-Tochter wird z. welt. Ausb. 1 Stelle i. d. Rh.-Prov., od. Elsaß, a. liebst. i. 1 Past.-Fam. o. gefl. Fabla. gesucht. Off. unt. **P. F. 211** i. d. Exp. d. Ill. Fr.-Ztg. erb.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren, Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W., Potsd. Str. 60 G.-H. I.

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln

ertheilt Fräulein **Martiny, Berlin,** W. Steinmetz-Str. 21. I.

Damentuche u. Lama

für solide Gesellschafts- und Hauskleider, in reichhaltiger Auswahl; sowie billige, feste Tuchstoffe für Herren- und Knaben-Anzüge versendet — Proben franco —

Hermann Bewier, Sommerfeld N. L.

Anerkannt vorzügliche **Parquetbodenwichse** in Büchsen zu M. 1.25, M. 2.25, M. 5.

Stahlspähne in Packeten à 0.55 u. 0.70 Pfg.

J. C. F. Neumann & Sohn, Königliche Hoflieferanten **Taubenstr. 51/52, Leipzigerstr. 27/28.**

Feine Harzer **Kanarien-Vögel** mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 15 u. 18 per Stück. empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiscourant

H. Natermann, Clausthal, Oberharz.

NB. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

erscheint alle 4 Wochen einmal in Heften à M. 1. — Gegründet in der Absicht, der gebildeten deutschen Familie einen geistigen Mittelpunkt zu geben, hat **„Vom Fels zum Meer"** es verstanden, durch Inhalt und Form seiner mannigfaltigen und wertvollen Beiträge voll spannender Unterhaltung und erschöpfender Belehrung, **reich illustriert durch künstlerische Holzschnitte und Extra-Kunst-Beilagen,** sich zahlreiche Freunde zu erwerben.

Abonnements auf den soeben beginnenden X. Jahrgang durch jede Buchhandlung oder Postanstalt.

Die neuesten und feinsten Parfums sind:

Neu! Lohse's **„Bouvardia"**, Lohse's **„Syringa"**, Lohse's **„Maiglöckchen"**, Lohse's **„Kaiserin Bouquet"**, Lohse's **„Rose Dijon"**, Lohse's **„Héliotrope blanc"** in Originalflaschen à M. 2.—, grössere à M. 3 und M. 5.—. Elegante Cartons, je 3 obiger Parfums enthaltend: à Cartons M. 6.—, M. 9.—, M. 15.—, M. 20.—.

Lohse's „San Remo Veilchen" feinste Veilchenessenz in Flaschen à M. 3.—, M. 6.—, M. 12.—.

Zum Parfümiren der Zimmer: Lohse's **„Flieder"-Zimmer-Parfum"**, sowie das berühmte **Parfum der Kaiserlich-Königlichen Gemächer"**, in Flaschen à M. 1.—, ½ Literflaschen à M. 3.75 (dazu gehöriger Zerstäubungsapparat à M. 1.75.)

Zum Parfümiren der Wäsche, Spitzen, Handschuhe, sowie des **Briefpapieres:** „Lohse's **Maiglöckchen-, Heliotrope-, Veilchen-, Rose Dijon**-Riechkissen-Pulver" (in Kissen zu nähen), in Originalflaschen (100 Gramm Inhalt) à M. 3.—

Als **hochfeine Toilette-Seifen** empfehle „Lohse's **Maiglöckchen-, Parma-Veilchen-, Héliotrope-blanc-Seife,** à Carton mit 3 Stück M. 3.50.

Lohse's Lilienmilch-Seife, — frei von jeder Schärfe — à Stück 75 Pfg., 6 Stück M. 4.—, in türk. Rosen à Stück M. 2.25, 3 Stück M. 6.—.

Neu! Lohse's **„Kaiserin-Bouquet-", „Jockey-Club-", „Essbouquet"-Seife** 3 Stück M. 4.50.

Neu! Lohse's **„Lilasblanc-", „Gold-Lilie-", „San-Remo-Veilchen"-Seife** 3 Stück M. 8.50.

GUSTAV LOHSE, Königl. Hoflieferant. Berlin W., Jägerstr. 46.

Neuester, illustrirter Weihnachts-Catalog, reiches Material in eleganten sowie praktisch verwendbaren Festgeschenken bietend, gratis und franco versandt.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Die **Aufnäh-Arbeit.**

Von

Frieda Lipperheide.

X u. 77 Seiten Text mit 164 Abbildungen.

Groß Quart-Format.

Elegant cartonnirt mit Leinwandrücken.

Preis M. 5.—

Das Werk bietet eine erschöpfende, von vielen Abbildungen begleitete Anleitung zur Erlernung der alten Kunstarbeit, sowie eine Anzahl naturgetreuer Verkleinerungen von Original-Musterstücken früherer Jahrhunderte, welche zugleich als leicht ausführbare Vorlagen dienen können.

Die weiteren Abbildungen geben zahlreiche Beispiele für die vielseitige practische Verwendbarkeit der hoch interessanten, sehr mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Technik, welche der kunstfertigen Frauenhand neue lohnende Aufgaben stellt.

Bei seinem billigen Preise wird das auch äußerlich elegant ausgestattete Werk überall freundliche Aufnahme finden.

Mellin's Nahrung

für Kinder, Kranke, Genesende und Greise. — Gänzlich frei von Stärkemehl.

Die einzige Nahrung, welche streng nach bekannten chemischen und physiologischen Gesetzen zubereitet wird. Sie wird in allen Kinder-Hospitälern Englands und Amerikas vorzugsweise von Ärzten verordnet.

Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

M. Bradley
18 Monate alt.

„Geehrter Herr! *„259, Dalston Lane*
„Mare St. Hackney, 13. Jan. 1891.

„Ich bin stolz, Ihnen eine Photographie eines meiner Kinder einhändigen zu können. Dieser Junge war 18 Monate alt, als er photographiert wurde und wog 33 Pfund. Er ist sehr fest und muskulös und nicht so schlaff und welk, wie meistens grosse Kinder. Er ist mit Mellin's Nahrung gross gezogen worden und stets von strotzender Gesundheit"

Achtungsvoll *W. E. Bradley.*

Mellin's Biskuits

ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend.

schmackhaft, leicht verdaulich, stärkend, nahrhaft.

Preis pro Blechdose Mark 2,75.

General-Depot bei **J. C. F. Neumann & Sohn,**

Königl. Hoflieferanten, Berlin W., Taubenstr. 51/52 u. Leipzigerstr. 27/28.

Proben und Zirkulare mit Analysen von Dr. Bischoff, Berlin u. Dr. Stutzer, Bonn, für Ärzte und Hospitäler gratis und franko.

Feinstes **Oliven-Tafelöl**

preisgekrönt mit der Krone

silb. Medaille Wien 1890, silb. Medaille Berlin 1891. goldene Med. Wien 1891.

versendet unter vollster Garantie für Reinheit der Oele in Postpacketen franco gegen Nachnahme:

Huile vierge
4 Ko. netto Fl. 6.— = M. 10.50.
Feines Tafelöl
4 Ko. netto Fl. 5.— = M. 8.75.

Die Gutsverwaltung San Giacomo bei Riva am Gardasee, Tirol.

Zur Farbenprobe

fertige in 2 Tag. jed. **Passementerie.** Mod. Gürtel 2c. Event. nach den Abbild. d. Ill. **Georg Rosenberg, Berlin C.,** Kurstr. 30 I.

Kanarienvögel!!

I. Ehrenpr. Ausstell. St. Andreasberg 1891. Versende überallhin mit jeder Garantie die vorzüglichsten Sänger, je nach Gesangsleistung à Mk. 9 12, 15, 20, 25 u. höher. Preisliste frei. **Julius Häger, St. Andreasberg** (Harz). Züchterei edler Kanarien. gegr. 1864.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!

"CANFIELD" Schweissblätter.

Nahtlos, geruchlos und wasserdicht. Kein anderes Schweissblatt besitzt diese Vorzüge. Man verlange das Fabrikat mit dem Namen "Canfield"

Canfield Rubber Co., Hamburg, Pickhuben 2.

Cacao Riquet,

köstlich, mit köstlich-natürlichem Aroma.

Fabrikanten **Riquet & Co.,** gegründet 1745. **Leipzig.** Ueberall käuflich.

Fabrikmarke 4781.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Lützowstr. 112.** **Marie Peiler** Steinmetzstr. 15.

Julius Hegel vorm. C. Fuchs

k. u. k. Hoflieferant,

Breslau.

Gut gepflücktes und deshalb sehr haltbares Tafel- und Keller-Obst

empfiehlt zu den billigsten Tagespreisen **Gebhard Adorno.** Tettnang beim Bodensee.

Alle gebrauchten **Briefmarken** kauft fortwährend. Preisliste gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Gartenschule für Frauen des Vereins „Frauenwohl". Beginn des Winter-Kursus in der **Gärtnerei Charlottenburg, Salzufer 8,** des Kursus für Blumenbinderei: **Berlin W, a. d. Apostelkirche 3,** 1. October 1891.

Junge Dame, gepr. Handarbeitslehrerin ertheilt Unterricht in allen Arten der Spitzenklöppelei. Adr. unter **N. K.** an d. Exp. d. Ill. Frauen-Zeitung.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei

in und außer dem Hause empfiehlt sich **Fräul. M. v. Keller, Berlin W,** Fasanenstraße 17, III.

Seide. **Seiden-Bengalines, Foulards, Grenadines, Gazes, Failles, Merveilleux, Surah, Atlasse** etc. von **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meter versenden roben- und stückweise, porto- und zollfrei an Jedermann zu wirklichen Fabrikpreisen. Muster umgehend.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31bis Rue du Faubourg Montmartre.

In ersten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin, W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

17. Januar 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 2.

Neue Herren-Moden. — Französische Mode.

Die Aenderungen in der Herrenmode vollziehen sich unmerklicher, als die entsprechenden Neuerungen auf dem Gebiete der weiblichen Tracht. Auch das Jahr 1892 bringt keine Epoche machenden Umwälzungen. Das weite, nur einen kleinen Theil des Stiefels frei lassende Beinkleid gilt nach wie vor als das allein moderne. Das Rockjacket öffnet sich mit weitem Ausschnitte über der Brust, sodaß es bei dem starken Abstich des Schoßes nur mit einem Knopfe oberhalb der Taille schließt. Der Gesellschaftsrock wird ein wenig länger getragen und nimmt die allgemein beliebte gebogene Klappenform auf.

(Europ. Mod.-Z.)

Aus der Frauenwelt.

Wien. — Kaiser Franz Joseph hat gestattet, daß ein Werk aus der Feder Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stefanie demnächst der Oeffentlichkeit übergeben werde. Mit der Herausgabe dieses Buches, das im Verlage des Hof- und Kunstbuchhändlers Adolf Künast in Wien erscheinen wird, soll ein wohlthätiger Zweck verbunden werden.

— Nachdem die Haushaltungsschulen in Deutschland sich als eine so überaus segensreiche Einrichtung erwiesen, gingen in Oesterreich Dornbirn und Aussig mit der Gründung ähnlicher Unternehmungen voran. Nun will man auch in Wien nicht länger zurückstehen. Auf Anregung des Central-Gewerbe-Inspectors, Hofrath Dr. Migerka, hat der hiesige Volksbildungs-Verein in Verbindung mit einem Damen-Comité die Einrichtung einer Haushaltungsschule übernommen, welche zunächst für Arbeiterinnen bestimmt ist. Um diese in ihrer Erwerbsthätigkeit nicht zu behindern, soll sich der Unterricht auf die Zeit von 7—9 Uhr Abends beschränken. Derselbe wird die practische Unterweisung im Kochen, Bügeln, Flicken und anderen häuslichen Verrichtungen, sowie Vorträge über Haushaltungskunde, Kinderpflege u. s. w. umfassen. Man hoffte, die neue Schule, welcher auch das Handels-Ministerium seine besondere Fürsorge zuwendet, im Monat December eröffnen zu können.

R. U.

— Der hiesige Volksbildungs-Verein veranstaltet seit einigen Jahren an jedem Winterfonntage in mehreren Bezirken Wiens volksthümliche Vorträge und Concerte, an welchen sich die hervorragendsten Künstler, Schriftsteller und Gelehrten der Metropole betheiligen, und zu denen der Zutritt Jedermann frei steht, — eine Begünstigung, von welcher das große Publicum ausgedehnten Gebrauch macht. — In diesem Winter beabsichtigt der Verein, auch Frauen zum Abhalten von Vorträgen einzuladen. Diese, für ein weibliches Auditorium bestimmt, sollen nur solche Themata behandeln, welche die Frauen und Mädchen des Arbeiter- und Kleingewerbestandes zu interessiren geeignet sind.

R. U.

Zürich. — Das Studium an den Schweizer Hochschulen. Der Kampf um's Dasein, der in den letzten Jahren immer härter geworden ist, veranlaßt manche Dame, ihre Kräfte nicht brach liegen zu lassen, sondern herauszutreten aus dem heimischen Kreise und sich auf einer Universität zu einem höheren Berufe auszubilden. Deutsche Frauen sind genöthigt, im Auslande ihre Studien zu machen; mit Vorliebe wird Zürich gewählt, da hier Universität und Polytechnikum vertreten sind. Leider aber sind die Damen sich oft sehr unklar über die Art und Weise, wie das Hochschul-Studium anzufangen ist. Wir geben daher in den nachstehenden Zeilen eine Anzahl auf practische Erfahrung begründeter Rathschläge:

Man kann hier auf zweierlei Weise studiren; entweder ist man „Hörer", oder „Student".

Als „Zuhörer" kann man sich die Vorlesungen beliebig aussuchen; man bezahlt auf der Universitäts-Kanzlei die betreffenden Einschreibgebühren, — pro wöchentliche Semesterstunde 5 Frcs., — hat aber kein Recht, ein Zeugniß über den Besuch der Vorlesung zu verlangen, oder zu einem Examen über das Gehörte zugelassen zu werden. Auf diese Weise studieren eine große Anzahl von Damen; ja manche Professoren haben mehr weibliche, wie männliche Zuhörer.

Will man ein Staats-Examen ablegen, so muß man als „Student" eingeschrieben sein. Zu diesem Zwecke ist ein Leumunds- und ein Maturitätszeugniß vorzuweisen; man verspricht dem Rector durch Handgelübde, sich der Hochschul-Ordnung zu fügen und die Collegien regelmäßig zu besuchen.

Hat man keine Maturität in Deutschland erworben, so muß man sich in Zürich dem Examen unterwerfen. Die Bedingungen sind:

1) Latein. Livius. Virgil. Horaz. Plautus.
2) Griechisch. Homer. Xenophon. Plato. Sophokles.
3) Muttersprache. Litteraturgeschichte. Aufsatz.
4) Zweite schweizerische Nationalsprache. Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Uebersetzen eines Klassikers.

Zurückgesetzte Seidenstoffe

mit 25%—33⅓% und 50% Rabatt auf die Original-Preise

porto- und zollfrei. Muster umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant

Seiden-Bengalines

— neuester Mode-Seidenstoff — unvergleichlicher Glanz und Faltenwurf — in schwarz, weiss, farbig, gestreift Broché und Damast

porto- und zollfrei. Muster umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**
Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas Illustr. Geschichte d. Musik. Preis ¹/₄jährl. (6 Nr.) nur Mk. 1.— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger Carl Grüninger, Stuttgart.

Neue Musik-Zeitung.

Preiswerthe Gelegenheits-Angebote.

1 Stück baumwollen Stuhl-Creas, Marke BF, feinfädig für jede Art Wäsche **nur M. 8.50** Breite 83 Cm., Länge 20 Mtr.

1 Stück bestes Grünfelds Reinleinen, Gruppe C, gewaschen, nadelfertig, mittelfein. **nur M. 28.50** Breite 88 Cm., Länge 33⅓ Mtr.

1 reinleinenes Theegedeck, weiss mit farbiger Borde, Franzen und 6 Mundtüchern. Marke 2647, Tischtuch **nur M. 4.—** 130 Cm., Mundt. 28 Cm.

1 Dutz. Hausmacher Jacquard-Handtücher, Rein Leinen, gesäumt und gebändert. Marke L. J. Grösse 45×125 Cm. **nur M. 7.50**

1 Stück karrirt Bettbezug, Gruppe O, enthaltend 18 Mtr., ausreichend für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen; blauweiss, rothweiss, rothblauweiss u. s. w. Breite 83 Cm. Preis für das Stück **nur M. 7.20**

empfiehlt die **Landshuter Leinen- u. Gebild-Weberei**

F. V. Grünfeld,

Landeshut i. Schl. für schriftliche Aufträge. | Berlin W, Leipzigerstr. 25 für persönlichen Einkauf.

Von 20 Mark an postfrei.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu Puddings, Sandtorten etc. und zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei
Sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und Unverstellbar
Neu! Zusammenlegbare Neu!
Costümfiguren
sind zusammengelegt nur 15 cm hoch
Neu! **Rohrfiguren mit Stoffbüste**
Jedermann verlange den neuen Illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren, Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsd. Str. 66 G. -H. I.

Bis 50 Mark baare Vergütung für Anfertigung, sowie Ersatz des vollständigen Stoffes gewähre ich unterschriftl. Garantie, wenn innerhalb zwei Jahren meine

schwarze Garantie-Seide

falschen Glanz annimmt, oder in den Lagen schleisst.

14 mtr. schwarze Garantie-Seide. Marke A. M. 60.-
14 mtr. Marke B. M. 70.-
14 mtr. Marke C. M. 80.-

Ph. Freudenberg Elberfeld

Muster portofrei. Versandt portofrei gegen Nachnahme.

Fortsetzung von Text und Illustrationen auf der nächsten Seite.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

5) Das Griechische kann durch Englisch oder eine dritte Nationalsprache ersetzt werden.

6) Geschichte und Geographie.

7) Algebra. Gleichung zweiten Grades. Arithmetische und geometrische Progressionen.

8) Geometrie. Planimetrie, Stereometrie, einfache Sätze der sphärischen Trigonometrie.

9) Naturgeschichte der drei Reiche.

10) Physik und Chemie. Mechanik. Schall. Licht. Elektrizität. Magnetismus. Chemische Elemente und Verbindungen.

Die Dauer des Studiums beträgt fünf Jahre und die Kosten belaufen sich auf circa 11—12,000 Frcs., d. h. Pension pro Jahr: 1500 Frcs. (Zürich ist eine theuere Stadt), Vorlesungen: 300, Reisen, Kleider, Bücher, Instrumente, Krankenkasse, Examen-Gebühren circa 500, — pro Jahr: 2,300, in fünf Jahren: 11,500 Frcs.

— m —

Paris. — Die französische Hauptstadt hat nun auch ihre erste Apothekerin. Ein Fräulein Leclerc hat, nach mehrjährigen Studien und dreijähriger Thätigkeit in einer Apotheke, die erforderliche Prüfung mit dem Vermerk „gut" bestanden. In den Krankenhäusern wird der Apothekendienst, soweit er die gewöhnlichen Arzneien betrifft, längst vielfach von Frauen (Schwestern) versehen.

London. — Unter den vielen philanthropischen Frauenvereinen Englands blüht derjenige der „Travellers Aid" schnell auf. Das Ziel der erst im Jahre 1885 gegründeten Gesellschaft ist, unbescholtenen jungen Mädchen in der Fremde Hülfe zu leisten und sie vor dem schädlichen Einfluß gewissenloser Berather zu schützen. Zu diesem Zwecke benutzt der Verein zunächst Anschläge in den Damenzimmern der Eisenbahnstationen und Dampfer. Es werden darin die Ziele des Vereines ausgesprochen und die Reisenden aufgefordert, sich vertrauensvoll an die genannten Vertreterinnen zu wenden.

Wer in London unbekannt anlangt, der kann durch ein Telegramm bei dem Bureau: 16a Old Cavendish Street, London W. sich anmelden, wird empfangen und anständig untergebracht.

Das Telegramm kann aber auch nach London aufgegeben werden, wenn man nach einem ganz anderen Orte reist. Die Verwaltung besorgt das Nöthige telegraphisch und setzt die Vereins-Damen in Kenntniß.

An großen Orten sind meist Station-Visitors anwesend, um Hülfsbedürftigen ihre Dienste anzubieten. Da die Plakate des Vereins junge Mädchen eindringlich vor Fremden warnen, so legitimiren sich die Damen durch Vereinskarten.

Die Mitglieder haben es in liebenswürdiger Weise verstanden, die porters und stewardesses für das Unternehmen zu interessiren. Die Gepäckträger führen den Damen häufig in uneigennützigster Weise Hülfsbedürftige zu.

Ursprünglich für Mädchen niederer Stände gegründet, entwickelt die Gesellschaft sich nach Bedürfniß und wird vermuthlich bald erwerbsuchenden Mädchen und Frauen auch der gebildeten Gesellschaftsschichten von unberechenbarem Werthe sein.

Die Traveller's Aid Society hat bereits Verbindungen bis hinüber nach Amerika, wirbt auf dem Continent Mitglieder und sucht ganz Europa mit einem dichten Netz zu überspannen. E. B.

Tokio. — Im Reiche des Mikado, welches immer mehr nach europäischem, bezw. deutschem Muster civilisirt wird, haben seit dem Jahre 1884 nicht weniger als sechsunddreißig Frauen die Schlußprüfung zur Ausübung der ärztlichen Praxis mit Erfolg abgelegt. Sämmtliche Prüfungen fanden in Tokio, der Hauptstadt des Inselreiches, statt. Wie lebhaft der allmälige Fortschritt dieser Bewegung sich entwickelt, geht aus der Thatsache hervor, daß im Jahre 1884 nur eine Dame die Prüfung bestand, während im Jahre 1889 bereits fünfzehn Vertreterinnen des zarten Geschlechtes nach abgelegter Prüfung die Erlaubniß erhielten, die ärztliche Thätigkeit auszuüben.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Wiederholt betonen wir, daß sich der niedrige griechische Knoten, der in seiner Einfachheit eine tadellos schöne Kopfform verlangt, durchaus nicht für alle Gesichter gleich kleidsam erweist. Ein etwas flacher Scheitel, oder gar ein rundes, volles Gesicht entbehren nur zu ihrem Nachtheile der Anordnung des Haares auf der Höhe des Kopfes, wodurch in so geschickter Weise der Ausgleich bewirkt wird. Nicht genug können wir daher unseren lieben Leserinnen empfehlen, bei der Wahl einer neuen Haarfrisur sich weniger nach der Mode, als nach ihrer Individualität zu richten.

Sehr geeignet für eine hohe Anordnung ist gerade der moderne Knoten, den man aus einzelnen langen Haarsträhnen schlingt, oder durch Abbinden von kurzem, lockigem Haar hervorbringt. Mit Vorliebe wählt man zu dieser Frisur für die Gesellschafts- oder Ball-Toilette hochstehende Blumen, darunter zunächst alle Sternformen, wie Kamillen, Astern und besonders Butterblumen, die zusammen mit ihren abgeblühten Schwestern den „Pustblumen" höchst originell wirken. Tritt an Stelle der Blumen Goldschmuck, so wird dieser flach auf der Mitte des Scheitels befestigt. H. U.

— Wir haben neulich bereits dem Sammet das Wort geredet und möchten im Anschluß daran heute als Neuestes die Sammet-Bluse erwähnen, — aus minder kostbarem Velvet, in Form der Lawntennis-Bluse, für das Haus, aus reicherem Gewebe für das Theater. In letzterem Falle ist auch dem Knopf eine hervorragende Rolle zuertheilt; neben den silbernen oder steinbesetzten alten Knöpfen gilt der goldene Schiebeknopf des Herrenhemdes als besondere Pikanterie. T. G.

— Da die Mode nun einmal schlanke Rockformen vor allen anderen begünstigt und selbst im Ballsaal hiervon keinen Finger breit weichen will, muß man sich schon entschließen, die duftigen Tülls, Spitzenstoffe ꝛc. nur noch als Garnitur-Stoffe zu betrachten. Im Uebrigen wendet man sich den leichten Seidenstoffen zu, die den Vorzug der größeren Dauerhaftigkeit besitzen. Neben den glatten crêpe de Chine-Geweben, Surahs, Reps ꝛc. gilt gestreifte Seide, — Rosa und Blau, Grün und Rosa auf Crême-Grund, — als sehr chic. Man verwendet die Streifen quer zum Mieder, gerade zum Rock, und begrenzt beide mit feinen Guirlanden von Laub, Rosen, Hyacinthen ꝛc. Die blusenartige Ergänzung erscheint meistens aus duftigem Stoff, Spitzen oder dgl. gefertigt. Besonders eigenartigen Reiz verleiht einer derartigen Toilette ein Schleifen-Arrangement à la Watteau aus Tüll oder Band, das, vom Rücken ausgehend, bis auf den Rand der kleinen Schleppe fällt. H. U.

— Für größere Festlichkeiten, bei denen Glanz und Reichthum in erhöhtem Maße sich entfalten dürfen, schmückt den Hals einer schönen Frau der kostbare, von Geschlecht zu Geschlecht überkommene Familienschmuck, oder ein Collier neuer Arbeit, das sich heute gern den Formen des Rococo- oder Empire-Stiles anschließt. Ein Kennerauge entzückt an diesen neuen Schöpfungen nicht nur das Farbenspiel der herrlichen Brillanten, Opale, Saphire, sondern ganz besonders die künstlerische Fassung und Zusammenstellung einzelner Steine. Ungemein bevorzugt ist eine Vereinigung von rosa Topas und lichtgrünem Aqua marina, welche, umgeben von Perlen und Brillantrosetten, zwischen feingliedrigen Goldkettchen wechseln. Den schlanken Hals des jungen Mädchens darf dagegen kein kostbarer Schmuck beschweren; ein Kettchen mit zierlichem Anhänger, oder ein Collier aus netzförmig über einander tretenden, haarfeinen Goldkettchen ist das Einzige, was wir der Jugend empfehlen, deren größter Reiz nun einmal in schmuckloser Einfachheit besteht. H. U.

— Der bis zum Knie reichende, halblange Schleier aus Krepp, welcher bis heute allein als Ausdruck der tiefsten Trauer galt, hat wohl der Idee zu Grunde gelegen, auch dem modernen, abgepaßten Schleier zur farbigen Toilette die gleiche Länge zu geben. Ein wenig kokett, aber ungemein kleidsam ist dieser, die Gestalt in durchsichtigen Falten umspielende Chantilly-Tüll, ganz besonders zu einer hellfarbenen Toilette. H. U.

Paris. — In London bemüht man sich, Paris, seine Moden und Gebräuche, möglichst nachzuahmen, und in Paris gilt in manchen Dingen nur — der englische Stil für chic. Während früher mit dem neuen Jahr die vornehmen Salons sich öffneten, und im Februar die Saison ihren Höhepunkt erreichte, muß die junge Pariser Generation ihre Tanzlust immer mehr auf den Frühling vertrösten, weil man in London von altersher sich nur im Mai amüsirt. Immerhin läßt sich schon jetzt der allgemeine Charakter der Ball-Toilette bestimmen; — er lautet: Einfachheit, schlichteste Einfachheit der meist prinzeßartigen Form und dafür Kostbarkeit der Gewebe und Ausstattung. Gestickte Gaze- und Krepp-Stoffe werden in erster Reihe berufen sein, die Kosten der jugendlichen Ball-Toilette zu bestreiten; der Tüll muß sich mit dem zweiten Range begnügen. Dagegen behalten die Blumen in ihrer immer vollendeteren Nachahmung der Natur unbestritten ihr Recht als vornehmster und hauptsächlichster Schmuck; die glatten Röcke bieten die herrlichste Gelegenheit zu reicher Bogen- und Feston-Verzierung des Randes, mit welcher leichtere Gewinde auf der Taille harmoniren. Sehr glücklich wird bei duftigem Stoff die graziöse Wirkung der Watteau-Falte durch die Watteau-Schleife erreicht. Man befestigt zwei an einander genähte Sammetbänder in der vorderen Mitte des Taillen-Ausschnittes, legt sie über die bloßen Schultern bretellenartig nach

rückwärts, wo sie abermals in der Mitte des Taillenrandes zusammentreten und in einer Schleife mit langen flatternden Enden herabfallen. Die Achselbänder sind selbstverständlich nicht unerläßlich, erweisen sich aber in manchen Fällen, — und durchaus nicht nur bei allzugroßer Zierlichkeit des Wuchses, als sehr vortheilhaft.

Junge Frauen, — die Toilette der jüngsten Frau muß sich auf den ersten Blick von jener der unverheiratheten jungen Damen unterscheiden, — tragen als besonders eleganten Schmuck sehr breite Franzen aus kleinen geschliffenen Jetperlen. So wurde auf einer der musikalischen Soiréen in welchen augenblicklich das gesellige Leben seinen Hauptausdruck findet, eine Prinzeßrobe viel bewundert, zu deren türkisblauem Sammet abgestufte schwarze Jetfranzen Plastron, Aermel und die Rock-Garnitur bildeten, — letztere in der Mitte noch durch einen schwarzen Federtuff bereichert. Den Halsausschnitt und die kurzen Stoffärmel umgab eine schmale Sammetpuffe. Nichts Einfacheres in der Form, und doch nichts Vornehmeres in der ganzen Wirkung!

Die Vorliebe für Jet, dessen unvergänglicher Reiz ihn zu einem bleibenden Günstling der Mode macht, bekundet weiter eine Ball-Toilette aus libellenblauem Krepp mit leicht darüber gestreuten Aehren in glitzerndem Schmelz. Besonders eigenartig wirkt die Zusammenstellung mit einem Futter aus grüner Faille; in der Bewegung erinnert das Farbenspiel fast an das Schillern des Opals. Beide Farben vereinigen sich in den Volants, indem der obere aus blauem, leicht mit Jet besticktem Krepp über einen zweiten aus grünem Krepp fällt. Dunkelgrüne Sammetbänder vervollständigen die Garnitur und fallen hinten als Schärpe herab. An dem Collier aus mit Schmelz überfäeten Straußfedern ist ein zierlich in Jet geschnittener Anhänger befestigt.

Je jünger die Trägerin, desto mehr zeigt die ganze Erscheinung den Stempel der Einfachheit, freilich jener klassischen Einfachheit, bei der jede Linie vornehm und anmuthig wirken muß. Gleichviel ob die Stoffe farbig oder gestickt sind, ob man auf Blumenschmuck verzichtet oder nicht, — unerläßlich ist die einfarbige Stoffrüsche oder die Krause aus ausgebogtem Krepp oder Spitze. Von duftigstem Reiz ist z. B. eine Toilette aus zartrosa Krepp, am unteren Rande von einer Reihe weißer Rosen umgeben, womit leichte Zweige auf den Achseln übereinstimmen. Das Bildchen zeigt zugleich einen neuen Versuch, die Stirnlöckchen zu verbannen. Man hat von Neuem entdeckt, von wie eigenartig charakteristischem Reiz die Schnebbe ist, welche das Haar manchmal in der Mitte der Stirne bildet; mit jener Koketterie aber, mit welcher die Pariserin alles Neue, Ungewöhnliche sich gefällig anzupassen weiß, läßt sie zu beiden Seiten der Schnebbe je ein kleines Löckchen stehen und hebt die vordere, zurück genommene Partie durch Brennen oder Toupiren, um den Kopf nicht zu flach erscheinen zu lassen. Im Uebrigen bleibt der griechische Knoten herrschend, den zu der großen Toilette fast ausnahmslos Brillanten umschließen. Bei jüngeren Damen treten an deren Stelle Blumen oder Band. Eine fast raffinirte Einfachheit gefällt sich darin, um den Chignon nur ein Stück Krepp in der Farbe des Kleides zu schlingen, dessen Enden kleine, hochstehende Schlupfen bilden. Ringsum kann der eigenartige Schmuck mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kleinen Nadeln oder einzelnen Blumen befestigt werden.

Farbiges Futter unter leichten Geweben, die dasselbe in ganz discreter Weise durchschimmern lassen, ist sehr beliebt, um die schlichten, glatten Röcke durch das Farbenspiel und das frou-frou der Seide interessanter zu gestalten. Besonders zart wirkt eine Toilette aus ganz dünner crêmefarbener Surah auf hellblauer Faille, mit der blaue Sammetbänder um Ausschnitt und Taille übereinstimmen. Das blusenartige Arrangement der Taille, welche Aermel aus weißem crêpe de Chine vervollständigen, wie die seidenen Handschuhe, deren langer durchbrochener Armtheil über die Aermel tritt, sind nur der jüngsten Jugend gestattet.

Wenn die Rolle, welche Abendhüllen und -Mäntel zu spielen, berufen sind, auch nur eine sehr kurze ist, so wird ihnen doch nicht mindere Wichtigkeit beigelegt, als der Toilette selbst. An den Mänteln fällt im Allgemeinen die größere Weite auf, welche auf jeden Anschluß in der Taille verzichtet. Und daß für das Futter meist ein dunklerer Ton gewählt wird, — selbst für die kurzen Umhänge im Ballsal, — ist durchaus kein Zufall; die hellen Toiletten, Hals und Arme heben sich wirkungsvoller davon ab. So füttert z. B. mastixfarbenes Tuch kupferrother Plüsch, — dazu moosgrüner Sammet als Streifen, Garnitur und Mediciskragen neben dem reichen Besatz alter Guipure-Spitzen.

All' die koketten Schleierhüllen und luftigen Spitzenshawls können die behagliche Capote nicht ganz verdrängen. Eine breite, das Gesicht kleidsam umrahmende Spitze läßt die altbekannte Form neu und elegant erscheinen, — sei es, daß man sie ganz in weißer oder schwarzer Surah, oder in Gaze mit farbigem seidenen Futter ausführt.

B. d. G.

London. — Zu den Wintersports unserer vornehmen Welt gehört neben dem Reiten vor Allem das Fahren, und an schönen Tagen bietet der Hyde-Park ein fast ebenso belebtes Bild wie in der high-season. Auf den Phaëtons, Dog-Carts und Broughams sitzt neben dem kutschirenden Cavalier die Dame, — wenn sie es nicht vorzieht, selbst die Zügel des Pony-Carriage zur Hand zu nehmen. Und wie die Mode sich keine Gelegenheit entgehen läßt, zu schaffen, zu gestalten und — zu decretiren, so ist für den winterlichen Fahrsport eine Art halblanger Sack-Paletot erschienen, dazu ein niederer, flacher Seidenfilzhut, der den strengen, männlichen Charakter des Kostüms noch erhöht. Sealskin ist für den Paletot selbstverständlich das begehrteste Material, augenblicklich aber so schwer erreichbar, daß Imitationen, Astrachan, oder ganz rauhe dicke Wollstoffe ihn ersetzen müssen. Dieselbe Form, nur etwas kürzer, und meist in Velvet ausgeführt, sieht man häufig an Reiterinnen, die selbst an kälteren Tagen auf die gewohnte Bewegung im Freien nicht verzichten wollen.

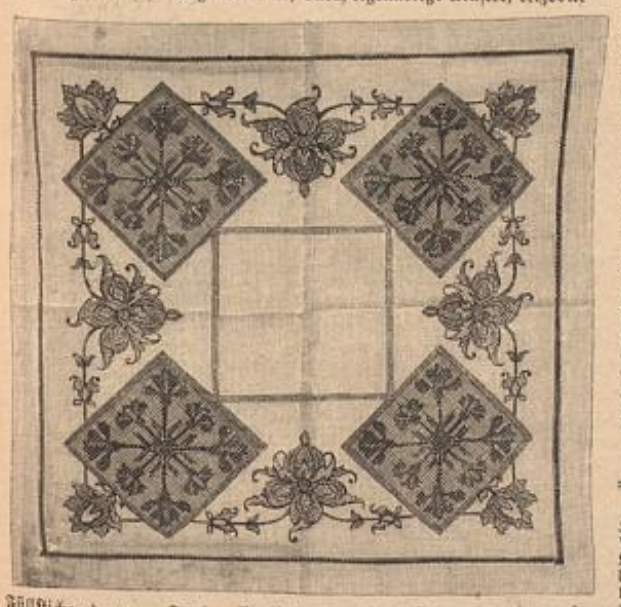
Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— So interessant auch das Bossiren in Metall ist, so läßt sich diese Technik doch nur verhältnißmäßig wenig, — meist in Gestalt von Beschlägen an Thüren, Truhen, Mappen u. dergl. anwenden; — um so willkommener wird daher der kleine practische

Briefhalter sein, welcher sich nicht allein als selbständiger bossirter Gegenstand darbietet, sondern gleichzeitig die geschickte Anwendung eines bereits veranschaulichten Ornamentes zeigt. Der doppelköpfige Adler auf der Vorderwand des Ständers, — die Fläche mißt 11 Cent. Höhe zu 16 Cent. Breite, — ist nach Abb. 12 der Nr. vom 1. December 1890 in Messingblech gearbeitet. Eine Zwischenwand theilt den Halter in zwei Theile; der Fuß beträgt 6 Cent. Höhe. E. F.

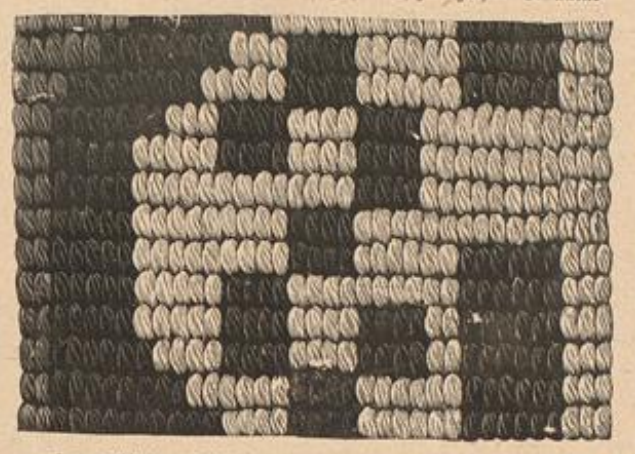
— Immer schwieriger wird es, durch eigenartige Muster, reizvolle



Füllstiche oder neue Farben-Verbindungen etwas Hervorragendes auf dem Gebiete der Leinenstickerei zu schaffen; — da sucht man denn diese Schwierigkeit durch eine Zusammenstellung mit anderen Techniken zu lösen und erzielt hierbei höchst interessante Resultate. In erster Reihe ist es zur Zeit die Filet-Arbeit, welche sich mit der Leinenstickerei vereinigt und zwar sowohl als einfacher Durchzug, wie in Guipure, weiß oder farbig ausgeführt, und oft noch durch Goldfaden bereichert. So zeigt die Vorlage, — 76 Cent. im Quadrat, — auf dem feinen weißen Leinengrund die gestickten Ornamente mit dunkelblauem Garne contourirt und durch Füllstiche in hellblauer Seide gemustert; auch der schmale Durchbruch über dem 2 Cent. breiten Randsaume ist in Blau gehalten, ebenso wie die geraden Linien in der Mitte der Decke, welche innerhalb der dunkelblauen Stielstich-Reihen hellblau seidene umwundene Kreuznaht als Füllung erhalten. Die gleichen Farben wiederholen sich in den eingesetzten, 18 Cent. messenden Filet-Quadraten, von deren hellem Grunde sich der Durchzug im Stopfstich dunkel loslöst und eine Begrenzung von Goldfäden zeigt. Auf den einfach umgelegten Schnitträndern des Leinens sind die äußersten Löcher-Reihen der Filet-Carreaux mittelst Kreuznaht befestigt.

— Dank der eigenartigen schwedischen Arbeiten hat die „Gobelin-Stickerei" rasch sich einen hervorragenden Platz unter den Tapisserie-Arbeiten erworben. Durch die Anwendung von farbigem Woll-

Canevas fällt theilweise die Füllung des Musters fort, das an der Vorlage in den bekannten frischen Farben: roth, grün, gelb, blau und weiß über zwei Fäden in der Höhe und einen Faden in der Breite zu sticken ist. Man kann beliebig nach Vorzeichnung wie nach T pennmuster arbeiten; beide, mit Angabe der Farben, sind durch Fräul. Marggraff (siehe Bezugsquellen) zu beziehen. Ein natur-



großes Stück der Stickerei zeigt die Ausführung anstatt mit der üblichen Gobelin-Wolle in der etwas rauheren Castorwolle. Besonderes Interesse beanspruchen die das 50 Cent. große Kissen begrenzenden Franzen; für diese wurden die Fäden des 12 Cent. hoch ausgefaserten Stoffes in dreisträhnige Zöpfchen geflochten und jedes Strähnchen mit einem Knoten abgeschlossen. E. F.

— Vorüber ist das Weihnachtsfest mit seinem Glanz und seinen Freuden, die man nicht nur in der Erinnerung, sondern auch durch ein äußeres Zeichen festhalten möchte, und hierzu will der kleine Photographie-Ständer behilflich sein. Ehe man den seines Schmuckes beraubten Weihnachtsbaum dem Feuer überliefert, schneidet man dünne Spitzen von den Zweigen und streift die dürren Nadeln ab. Drei, je 18—20 Cent. lange Reifer ergeben den Ständer, zwei kürzere querliegende den Träger des Bildes. Um den stehenden Reifern größeren Halt zu verleihen, befestigt man jedes einzelne mittelst feinsten Blumendrahtes auf einem stärkeren Draht und biegt letzteren hackenförmig zu einem Fuß um; an den Stellen, wo die Reifer mit einander durch Draht verbunden werden, fügt man winzige Tannenzapfen hinzu. Nach Belieben überzieht man den vollendeten Ständer mit Goldlack oder man bronzirt denselben.

E. F.

Bezugsquellen: **Ballkleider:** J. Landauer, W, Leipziger Platz 19. **Colliers:** Hoflieferant H. Schaper, W, Potsdamerstr. 8; Hoflieferant J. H. Werner, W, Friedrichstr. 173. **Haarfrisuren:** J. Pomerschat, W, Kanonierstr. 1. **Leinenstickereien und Filet-Arbeiten:** J. Siegel, Ulm a. D., am Markt. **Bilderständer aus Tannenreisern:** Frau E. Köhnemann, Schöneberg, Helmstr. 11. **Typenmuster und Muster-Vorzeichnung zur Gobelin-Stickerei:** C. Marggraff, W, Kleiststr. 44. **Zur Porzellan-Malerei:** Farben der Königl. Porzellan-Manufactur: M. Wundahl, W, Königgrätzerstr. 123b. **Haus- und Wirthschafts-Geräthe:** Emil Augstin, W, Potsdamerstr. 9.

Redactions-Post.

Henriette H. in S. — Als Bezugsquelle für „Papier für Küche und Tafel" nennen wir Ihnen die Fabrik von Fabersahn, Berlin SO, Ritterstr. 16.

Frau Bertha D. in Stettin. — Nein, Sie irren sich nicht; die Abbildungen, welche dem Texte „Weihnachtsarbeiten" in der Nr. vom 1. November eingestreut sind und Ihr Interesse erregten, stammen fast sämmtlich von namhaften Künstlerinnen. Emmy Luthmer decorirte die kleine Büchse mit zierlichen Blüthen, Marie Kirchner brannte und malte den Holzdeckel der Mappe; die Fächer erhielten ihren reizvollen Schmuck durch Luise Bezas, und den Spiegel verzierte E. Foß in der wirkungsvollen Bauernmanier mit Brennstift und Farben.

Erma Freifrau v. B. auf S. — Als zuverlässige Bezugsquelle für Puder und Schminken nennen wir Ihnen die Firma L. Leichner, Hoflieferant, Berlin SW, Schützenstraße 31.

M. E. in Bamberg. — Als Bezugsquelle für Gobelin-Leinewand und -Farben nennen wir Ihnen die Firmen Spielhagen & Cie., Berlin SW, Friedrichstr. 49a und G. Bormann Nachf., C, Brüderstr. 39. Anleitung zur Gobelin-Malerei finden Sie in dem Werke „Häusliche Kunst", welches in unserem Verlage erscheint und in Lieferungen à 50 Pfg. zu beziehen ist.

S. J. in U. — Ein Recept, Obst zu kandiren, brachten wir in Nr. 17 v. J. — Mustervorzeichnungen auf Stoff und Papier erhalten Sie bei Fräulein Niemann, Berlin W, Steglitzerstr. 56.

Minna E., städtische Lehrerin in B. — Die Stenographie läßt sich sehr wohl durch Selbstunterricht erlernen. Als Lehrbuch empfehlen wir Ihnen entweder die „Anleitung zur deutschen Stenographie" von W. Stolze, oder das „Elementarbuch der deutschen Stenographie" von Dr. G. Steinbrinck. Die erstere enthält den gesammten Lehrstoff in gedrängter Kürze; in dem zweiten Buche ist er ausführlicher behandelt und auf eine größere Anzahl von Lectionen vertheilt. Beide Bücher sind im Verlage von E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienen. Der Preis beträgt je 1 Mark.

Göcher. — Wegen Blutarmuth hat Ihr Arzt Ihnen Milch, viel Milch verordnet, die Sie doch nicht mögen und auch nicht zu vertragen glauben? Es wird schon gehen, wenn Sie es nur richtig anfangen und sich nicht von vorgefaßten Meinungen beherrschen lassen. Versuchen Sie es einmal auf folgende Weise: Sie nehmen gute frische, weder nach dem Stall riechende, noch Schmutz absetzende Milch, was beides leicht erkannt wird, wenn man die Milch in einem hohen Cylinderglase zugedeckt eine Stunde hinstellt, wobei die Stallgase nach oben steigen, der Schmutz nach unten sinkt. Ist die Milch zweifellos gut, und stammt sie von gesunden Kühen, so darf sie kalt getrunken werden; ist man nicht ganz sicher, so wird sie im Wasserbade auf etwa 60° R. erwärmt und eine halbe bis ganze Stunde so gehalten, darauf abgekühlt und kühl oder auch warm oder wieder erwärmt getrunken. Dabei bewahrt sie ihren frischen, nicht durch Kochen veränderten Geschmack und ist bekömmlicher als rohe oder stark gekochte Milch. Vor und nach jedem Milchtrinken ist der Mund gut auszuspülen, oder auch mit Zahnbürste und Mundwasser zu reinigen. Beginnen Sie mit kleinen Mengen, etwa einer halben bis ganzen Tasse, drei bis vier Mal täglich, und steigen ganz allmälig. Wenn Sie es neben der anderen Nahrung auf einen oder zwei Liter für den Tag bringen, so werden die guten Folgen sich bald bemerklich machen.

Dr. D.

Abonnentin in Wien. — Ihre Frazen sind in der Red.-Post so oft erörtert, daß wir Sie bitten müssen, in den früheren Nummern der beiden letzten Jahrgänge nachzulesen.

E. in Straßburg. — Wenn die in der Red.-Post vom 1. Juli d. J. empfohlene Enthaarungs-Pasta nicht wirkte, d. h. die Haare nicht zerstörte, so liegt es vielleicht daran, daß das Barnumsulfid nicht gut ist; bei sehr dickem Haar kann die Pasta auch stärker gemischt werden, indem auf 10 Theile Barnumsulfid nur je 5 Theile Zinkoxyd und Amylum genommen werden. Von dem selbstverständlich genau gemäßigten Pulver wird die zur jedesmaligen Verwendung nöthige Menge mit warmem Wasser angerührt.

H. K., Gotha. — Als Bezugsquelle für Teppiche nennen wir Ihnen die Wurzener Teppich-Fabrik, Berlin, Friedrichstraße 168. Die von Ihnen erwähnte Firma kennen wir nicht. Als dauerhaften Stoff zu Herren-Anzügen können wir Ihnen deutsche und englische Cheviots empfehlen.

Fräulein Th. R. in Charlottenburg. — Ein altes Conversations-Lexicon können Sie bei Anschaffung eines neuen mit in den Kauf geben und bekommen darauf eine gewisse Summe gutgerechnet. Da Sie die neue Auflage bereits bezogen haben, so bleibt Ihnen nur übrig, sich nachträglich unter Nachweis des Kaufes an Ihre Bezugs-Firma zu wenden. Vielleicht läßt sich dieselbe bereit finden, Ihnen gegen Ablieferung der älteren Ausgabe eine Rückvergütung zu bewilligen, bezw. bei der Verlags-Firma zu erwirken.

Treue Abonnentin in Gotha. — Eine directe Bezugsquelle für „bairische Schmalz-Butter" ist uns nicht bekannt. Vielleicht ist eine unserer Leserinnen so freundlich, eine solche anzugeben; wir wollen sie Ihnen dann gern an dieser Stelle mittheilen.

Baronin A. in D. — Die Adresse eines Fräuleins Natalie von Auffenberg, welche um das Jahr 1880 unter dem Künstlernamen „von Walden" in Karlsruhe auftrat, vermögen wir nicht zu ermitteln. Sollte eine unserer Abonnentinnen in der Lage sein, Auskunft über die Dame zu ertheilen, so wollen wir Ihnen gern Nachricht geben.

Elöberh M. in H. — Wie in jedem Jahre wird der technische Theil unserer Zeitung auch diesmal rechtzeitig für neue und originelle Masken-Kostüme sorgen. Sollten Ihnen diese nicht genügen, so empfehlen wir Ihnen, sich den Katalog der Firma Hoffmann & Ohnstein in Leipzig, zur Ansicht zu erbitten.

A. v. S. 75. — Wir nennen Ihnen die Kunsthandlung von Gurlitt. — Ihre zweite Frage wollen wir in der Briefmappe veröffentlichen.

Nr. 37443. Karlsbader Zwieback wird auf folgende Art bereitet. 250 Gr. feingesiebter Zucker, acht ganze Eier, die abgeriebene Schale einer nicht zu großen Citrone und 200 Gr. feingestoßene Mandeln werden eine halbe Stunde, — nach einer Seite hin, — tüchtig gerührt, dann mit 200 Gr. gesiebtem Mehl verbunden noch weitere 15 Minuten geschlagen. Man bedarf zur Herstellung dieses Gebäckes handbreiter, länglich viereckiger Blechformen, oder muß sich solche aus festem, steifem Papier selbst herstellen, sie werden gut mit Butter ausgestrichen und in ihnen backt man, bei mäßiger Hitze, die Masse gelb. Am folgenden Tage schneidet man den Kuchen in 1 Cent. dicke Schnitte und röstet diese auf beiden Seiten.

Frau A. v. L. in L. — Ihre Frage läßt sich nicht mit ein paar Zeilen in der Red.-Post abthun, zumal der Gegenstand eine eingehende Erörterung kaum gestattet. Nach unserem persönlichen Empfinden würden wir mit „nein" stimmen, aber über den Geschmack läßt sich eben nicht streiten; außerdem wechselt er. Zur Zeit Ludwigs XV. wurden die Kleider vorn ausgeschnitten getragen, während der Nacken sorgfältig verhüllt war. Unserer Ansicht nach muß man die Entscheidung der Frage im Allgemeinen dem persönlichen Empfinden überlassen; die Grenzen zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten sind außerdem so fein, daß sie eigentlich nur für das Auge der Frau von wahrhaft vornehmer Geistes- und Herzensbildung erkennbar sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

Fernsprech-Anschluss Amt I. Nr. 1100. **Berlin SW. Leipzigerstr. 87.** Fernsprech-Anschluss Amt I. Nr. 1100.

Neuheiten zur Ball- und Gesellschafts-Saison

in seidenen, halbseidenen, wollenen, halb- und baumwollenen Fantasie-Geweben, glatt und gemustert, in allen Lichtfarben.

Besondere Neuheiten:

Ein- und vielfarbige Atlasstreifen auf schwarzem Moiré antique Grund.
Ein- und vielfarbige Atlasstreifen auf weiss und crême Moiré antique Grund.
Hellfarbiger Moiré antique, Caméléon changeant mit glatten Atlasstreifen.
Hellfarbiger atlasgestreifter Moiré antique changeant façonné.

Gaze brochée. Gestreifte Gaze. Gestreifte Gaze mit Perlen. Gaze à bordure in Gold und Silber. Crêpe de Chine broché. Linon à soie brodé. Tull broché.

Grosse Auswahl in Tabliers, Tüll-Volants, Lyoner und spanischen Echarpes in crême und schwarz, Chantillys in schwarz, farbig und mit Gold. Schärpenbänder glatt und gemustert.

Ball-Fächer von den einfachsten bis zu den elegantesten in grosser Auswahl.

Proben und Modebilder gratis und postfrei. Franco-Zusendung fester Aufträge von 20 Mark an.

Programm der künftig erscheinenden
Erzählungen und Romane:

Weltflüchtig. Von **Rudolf Elcho.**
Der Kommissionsrat. Von **E. Lindau.**
Ketten. Von **Anton von Perfall.**
Der Klosterjäger. Von **L. Ganghofer.**
Mamsell Unmüß. Von **W. Heimburg.**
Freie Bahn! Von **E. Werner.** u. s. w.

In altgewohnter Weise bringt die Gartenlaube ferner belehrende und unterhaltende Beiträge erster Schriftsteller, prachtvolle Illustrationen hervorragender Künstler.

Die Gartenlaube

beginnt soeben ihren neuen (vierzigsten) Jahrgang.
Abonnements-Preis vierteljährlich 1 Mark 60 Pf.
Man abonniert auf die Gartenlaube in Wochen-Nummern bei allen Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns.
Probe-Nummern sendet auf Verlangen **gratis und franko**
Die Verlagshandlung **Ernst Keil's Nachfolger** in **Leipzig.**

Das Erholungshaus für Damen in Völlinghausen
bei Soest in Westfalen
(Unter dem Protectorat Ihrer K. und K. Majestät der Kaiserin Friedrich)
ist auch im Winter geöffnet, massiv, mit Doppelfenstern und vorzüglichen Heizvorrichtungen versehen. Geschützte Waldspaziergänge. Pensionspreis 1,50—2,50 Mk. Bäder im Hause. Anmeldung bei der Vorsteherin.

Hervorragend schöne antique italien., span. Spitzen, Seiden-, Leinenstickereien u. Spitzenarbeiten, ausnahmslos seltene Original-Hand- u. Nadelarbeit z. verk. Ansichtsendung an Interess., die ihre Adr. sub Ch. **K. 777.** i. d. Exp. d. Bl. hinterlegen.

Seide. **Seidenstoffe** für Ball und Gesellschaft, neueste Farben u. Dessins von **85 Pf.** bis Mk. 22.— per Meter versenden meter- u. robenweise, porto- und zollfrei an Jedermann zu wirklichen Fabrikpreis n. Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in **Zürich** (Schweiz).

Webe-Apparate f. Damen,
wegen großen Nutzens hochberühmt, vers. à 13 M., 20 M., die besten à 30 M.
Frau Prof. Wernicke v. Hackewitz.
Berlin W, Zietenstr. 17.

Junge Dame, gepr. Handarbeitslehrerin erteilt Unterricht in allen Arten der Spitzenklöppelei. Adr. unter **N. K.** an d. Exp. d. Ill. Frauen-Zeitung.

Eleg. stehende Costume, Ball- u. Gesellschafts-Toiletten fertigt **L. Wünsch,** Wilhelmstr. 5a I.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfr.

Kosch & Teichmann.
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Für Kunstfreunde.
Soeben ist unser neuer, vollständig umgearbeiteter **reich illustrirter Katalog** erschienen. Derselbe enthält eine Uebersicht über die Stoffgebiete religiöser, patriotischer, historischer und mythologischer Darstellungen, von Genrebildern, Jagd- und Sportbildern, Landschaften und Seestücken, ferner vollständige alphabetische Verzeichnisse der Photographieen und Photogravuren nach Gemälden moderner und klassischer Meister.
Der Katalog wird gegen Einsendung von **50 Pfennig in Briefmarken franco** zugesandt.
Photographische Gesellschaft,
Berlin.

Zur Ballsaison.

Straussfederbesätze. 8 cm breit, schwarz, crême, weiss, elfenbein, rosa, lachs, hellblau, per Meter 5 M.
Straussfedervorstoss, aus hochgekräuselten Straussenfedern, 5 cm breit, in den vorbezeichneten Farben. Meter 3 M. 50 Pf.
Seidene Maraboutbesätze, 4 cm breit, in den gleichen Farben, Meter 2 M. 40 Pf.
SeidenerMaraboutvorstoss, 2 cm breit, in allen Ballfarben und allen hellen und dunklen Gesellschaftsfarben, Meter 1 M. 20 Pf.
Halbgürtel, 22 cm und 50 cm lang, aus Silberperlen, Goldperlen, gemischt mit Wachsperlen. Stück 3 Mark, 4 Mark bis zu den elegantesten Genres.
Tailleneinsätze aus Silberperlen, Goldperlen, Stück 3 Mark, 4 Mark.
Stuartkragen aus Silber-, Goldperlen, Stück 10, 12 Mark.
Perltülle, 70 cm breit, schwarz und crême, mit Gold- oder Silberperlen und hellfarbige Tülle mit bunten Steinen, Meter 8 M., 12 M., 15 M.
Perlfranzen, 8 cm breit und 15 cm breit, aus Silber-, Gold-, Stahlperlen, Meter von 3 Mark an.
Perlbesätze in allen Ball- und Gesellschaftsfarben und in hocheleganten Gold-, Silber- und Metalleffekten, Meter von 1 Mark an bis 12 Mark.
Stickereien auf Seidengaze in farbiger Seide und mit Gold, Silber- und bunten Steinen, Meter von 4 Mark an.
Seidene Spitzen in schwarz und crême, 6 cm bis 90 cm breit, in den neuesten und geschmackvollsten Mustern, Meter von 35 Pf. an.
Tüllspitzen in weiss und crême, 6 cm bis 30 cm breit, in grosser Auswahl, Meter von 35 Pf. an.
Stickereien für Costüme (Handarbeit und Maschinenarbeit) werden in dem **eigenen Atelier der Firma** zu den **billigsten Preisen** angefertigt und Kostenanschläge nach jeder Modenzeichnung vorher gemacht.

Inventur-Ausverkauf.
Reste von Federbesätzen, Perl und seidenen Besätzen in schwarz und farbig, sowie einzelne Garnituren unter Selbstkostenpreis. — Passementerien jeder Art bis zu den hocheleganten Ausführungen zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Siegbert Levy,
Berlin C.,
Jerusalemerstrasse 23,
Eingang vom Hausvoigteiplatz.

Elegante Damen-Haar-arbeiten

saubere Ausführung nach modernsten in soliden Preisen. **Pariser Modellen**
Albert Rosenfeld, Damen-Friseur. Specialität für Damen-Haararbeiten, Berlin NW, Schadow Str. 2 part. Fernspr.: Amt I 1208.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!

"CANFIELD"
Schweissblätter.
Kühles, geruchloses und wasserdicht. Kein anderes Schweissblatt bietet so Vorzüge. Man beachte das Fabrikzeichen "Canfield"
Canfield Rubber Co., Hamburg, Pickhuben 5.

P. HEUSSI'S

Braf- u. Backapparat
GESETZLICH GESCHÜTZT.
macht jeden Braten schmackhafter, saftiger, **erleichtert ganz wesentlich das Bräunen** und beseitigt alle bisherigen Unbequemlichkeiten. Prachtvolle Saucen. Bequemstes Backen von Brot, Kuchen etc. Bei jedem Herd, jeder Maschine zu benutzen. **Vollständiger Ersatz für den Bratofen.** Preis mit **email.** Bratpfanne u. Blechbackform: Grösse für Gans oder entspr. grosse Braten **M. 10,50;** für Hasen **M. 12,50;** für ca. 20 Pfd. (Rehrücken) **M. 22.50.** Kiste M. 1.— bezw. M. 1.50. Beschreibung kostenfrei. Gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung zu beziehen vom Fabrikanten
Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstr. 6.
Die grosse illustr. Preisliste von **Lampen, Nickel- u. emaillierten Geräten, Waschmaschinen etc.** auf Verlangen kostenfrei.

CLAXTON'S (Patent). OHRENKAPPE

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies hässliche Übel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.
Franco gegen Einsendung von 5 Mark.
In Allen Grossen.
ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.
Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Für die Carneval-Saison
empfehlen wir unsere **reiche Auswahl** elegant kolorirter **Pariser Maskenbilder.**
Maskentableaux von je 6—9 Figuren (Herren- und Damenkostüme) à 1 M.
Masken-Gruppenbilder, 3 Figuren (Damenkostüme), à 60 Pf., **einzelne Maskenbilder,** 1-2 Figur. (Damenkostüme), à 50 Pf., **Kindermasken-Tableaux** von 6 bis 7 Figuren à 1 M., **einzelne Kindermaskenbilder** v. 6-7 Figuren à 60 Pf.
Ausführlicher Katalog ca. 450 Nummern **gratis und franco.**
Leipzig.
Hoffmann & Ohnstein.

Glafey-Nachtlichte,
Weltberühmt seit 1808, 6 mal prämiirt, Ehren-Medaille Amsterdam 1883 u. Nürnberg 1885 „für vollkommenste Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung." Ueberall vorräthig.

Preisrätsel.

Dem Manne fehlt das oft geteilt,
Was Frauen eigen ist vereint!

Jeder der die richtige Lösung obigen Preisrätsels m. der Abonnementsquittung Januar-März 1892 auf

Von Haus zu Haus
Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt
Preis pro Quartal **1 Mk. 50 Pf.**
bis zum 15. März 1892 an d. Redaktion d. Bl. „V. H. z. H." in Leipzig einsendet, erhält als Preis ein **werthvolles Buch.** Für die 50 besten, kürzesten, **poetischen** Rätsellösungen aber sind **50 Hauptpreise** i. V. **1 Nähmaschine 1 Waschmaschine, 1 gold. Damenuhr** etc. ausgesetzt. Am 1. beginnt in **„Von H. z. H."** der neueste Roman von **Anny Wothe**
Haidezauber.
Bestell. auf **„V. H. z. H."** nehmen alle Buchhandl. u. Postanst., u. d. Exp. in Leipzig an. Probenumm. grat. u. fr. d. alle Buchh. od. durch d. Exped. Adolf Mahn's Verlag in Leipzig.

Kronen-Seide
waschecht, glanzreich, in allen Farben vorräthig zu Stickereien auf Leinen, Seide etc. **A. A. Reimann, Berlin W, Friedrichstr. 198.**

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. v. Keller, Berlin W,
Flottwellstraße 17, III.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrich
Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von **Ludwig Ziemssen.**
Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke allzufrüh entrissenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.
Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des verewigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaisers Friedrich" eine äußerst sorgsame Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.
Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 5, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

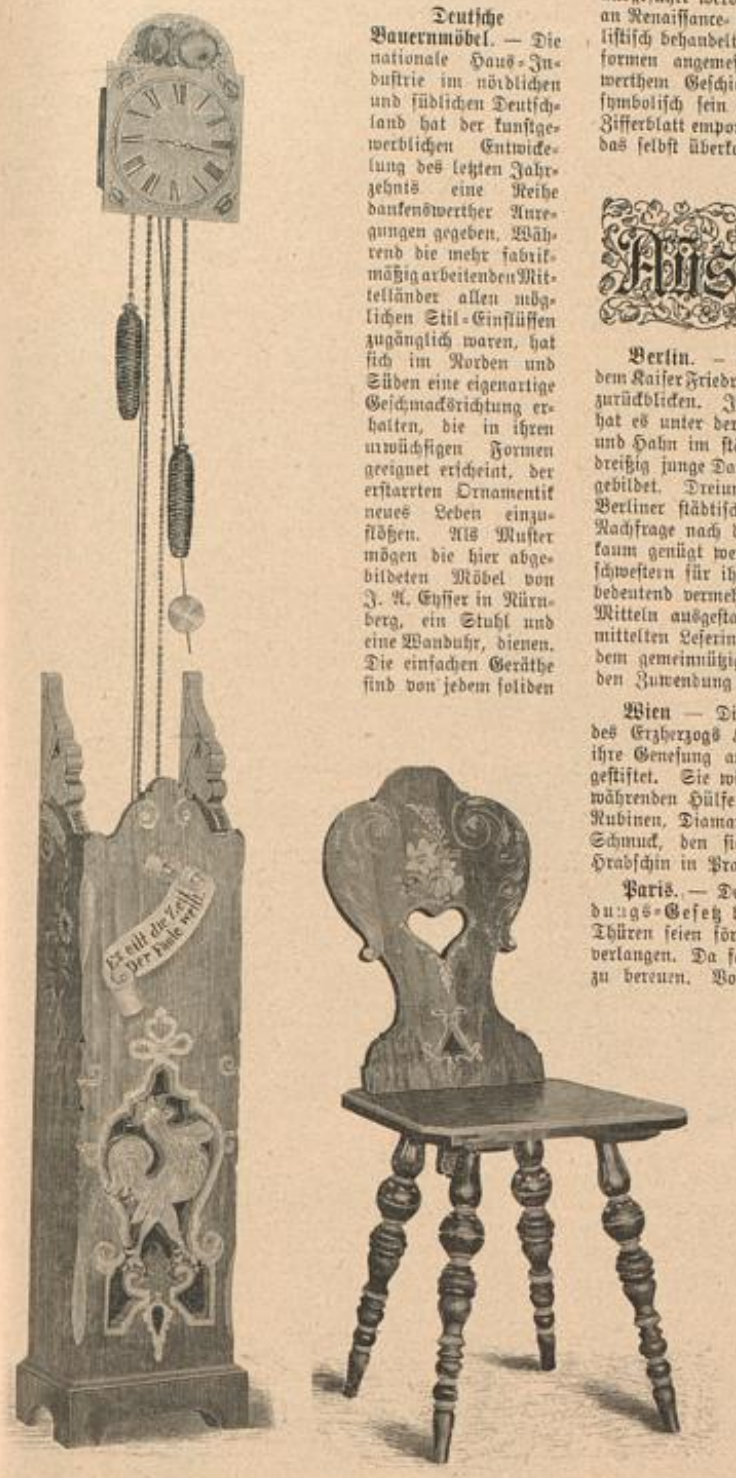
Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Februar 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 3.

Kunstgewerbliches.



J. A. Eysser in Nürnberg. Uhrkasten aus Eichenholz. 114 cm. hoch, 30 cm. breit, 18 cm. tief. M. 25. Stuhl aus Eichenholz geschnitzt. Sitz 48 cm. hoch, ganze Höhe 99 cm. 45 cm. breit, 48 cm. tief. M. 14.

Deutsche Bauernmöbel. — Die nationale Haus-Industrie im nördlichen und südlichen Deutschland hat der kunstgewerblichen Entwickelung des letzten Jahrzehnts eine Reihe dankenswerther Anregungen gegeben. Während die mehr fabrikmäßig arbeitenden Mittelländer allen möglichen Stil-Einflüssen zugänglich waren, hat sich im Norden und Süden eine eigenartige Geschmacksrichtung erhalten, die in ihren urwüchsigen Formen geeignet erscheint, der erstarrten Ornamentik neues Leben einzuflößen. Als Muster mögen die hier abgebildeten Möbel von J. A. Eysser in Nürnberg, ein Stuhl und eine Wanduhr, dienen. Die einfachen Geräthe sind von jedem soliden Tischlermeister in billigem Material herzustellen, während die eben so schlichte Bemalung auch von einer dilettantisch geübten Hand ausgeführt werden kann. Die umrahmende Ornamentik schließt sich an Renaissance- und Barock-Muster an; die Füllmalerei ist naturalistisch behandelt. Der Zweck des Gerathes kommt in allen Zierformen angemessen zum Ausdruck. Der Hahn, mit anerkennenswerthem Geschick in seine Umrahmung hineincomponirt, kräht symbolisch sein „Morgenstunde hat Gold im Munde" zu dem Zifferblatt empor. Das Ganze zeugt von jenem naiven Stilgefühl, das selbst überkommene Formen zweckentsprechend zu beleben weiß.

G. M.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Auf eine segensreiche Entwickelung kann das von dem Kaiser Friedrich und seiner Gemahlin begründete Victoria-Haus zurückblicken. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Bestehens hat es unter der sachkundigen Leitung der Professoren Fürbringer und Hahn im städtischen Krankenhause Friedrichshain hundert und dreißig junge Damen für die Pflege am Krankenbett fachgemäß ausgebildet. Dreiundneunzig Victoria-Schwestern sind im Dienste der Berliner städtischen Hospitäler thätig, und auch außerhalb ist die Nachfrage nach den anspruchslosen Pflegerinnen so groß, daß ihr kaum genügt werden kann. Augenblicklich werden zwanzig Schulschwestern für ihren schweren Beruf vorbereitet. Diese Zahl könnte bedeutend vermehrt werden, wenn das Victoria-Haus mit reicheren Mitteln ausgestattet wäre. Sollte sich nicht unter unseren bemittelten Leserinnen eine oder die andere Wohlthäterin finden, die dem gemeinnützigen Institut mit einer ihrem Vermögen entsprechenden Zuwendung zu Hülfe käme?

Wien — Die Erzherzogin Margarethe Sophie, Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig, hat in dankbarer Erinnerung an ihre Genesung aus schwerer Krankheit ein kostbares Weihgeschenk gestiftet. Sie widmete dem Gnadenbilde „Maria von der immerwährenden Hülfe" in der Kirche zu „Maria am Gestade" ein mit Rubinen, Diamanten und Perlen besetztes goldenes Herz und den Schmuck, den sie als Aebtissin des adeligen Damenstiftes am Hradschin in Prag getragen.

Paris. — Den Franzosen beginnt vor ihrem eigenen Ehescheidungs-Gesetz bange zu werden. Die Advocaten behaupten, ihre Thüren seien förmlich belagert von Frauen, die nach der Scheidung verlangen. Da fangen denn die Herren Politiker an, ihr Vorgehen zu bereuen. Vor Allem ist ihr Streben darauf gerichtet, den Frauen nur immer zu sagen, daß ihnen eigentlich mit der lex Naquet ein Danaergeschenk gemacht worden sei: „Wenn die Frau das Glück des häuslichen Herdes verliert, verliert sie Alles; dem Manne bleibt im gesellschaftlichen Getriebe die Zerstreuung, in der Einsamkeit die Arbeit." Man sagt nicht mit Unrecht: „Bei einem weiblichen Plebiscit würde sich die Mehrheit der Frauen für die Unlösbarkeit der Ehe entschieden haben." Auch in der Vergangenheit suchen die Verfechter des häuslichen Glückes ihre Eideshelfer. Da wird mit Vorliebe eine Discussion zwischen Jules Simon und Jules Favre citirt. „Sie bedenken nicht," sagte der Erstere, „die ungeheuere Zahl der Opfer einer durch Familien- und Geld-Interessen veranlaßten Convenienz-Ehe. Sie vergessen alle jene Vernunft-Heirathen, die gegen die Stimme des Herzens, unter dem Einfluß der elterlichen Autorität geschlossen werden, oder jene in einem Augenblick blinder Leidenschaft eingegangenen Verbindungen, die ein Paradies versprechen und zur Hölle werden, aus der es kein Entrinnen giebt." Jules Favre trat mit gleichem Eifer für die Unlösbarkeit der Ehe ein. „Und Sie erinnere ich an die ebenso ungeheuere Zahl der Opfer der Scheidung, an jene Waisen, die durch die Ungeduld oder Leidenschaft ihrer Eltern der Wohlthaten der Häuslichkeit beraubt werden und entweder vereinsamt, oder doch fremden Händen anvertraut, bald die Zärtlichkeit der Mutter, bald die Strenge des Vaters entbehren müssen. Man glaubt, Alles gesagt zu haben, wenn man von verlorenem Lebensglück spricht, man vergißt — die Pflicht." Welcher von den beiden Staatsmännern hat Recht? Augenblicklich scheint man sich in Frankreich auf die Seite Jules Favre's stellen zu wollen, da die lex Naquet nicht mit den Frauen gerechnet hatte, von denen „die Thüren der Advocaten belagert werden," — Veränderungs halber.

— Vom August bis November d. J. wird die Central-Union der decorativen Künste im Pariser Industriepalast eine Ausstellung veranstalten, die der Kunst und Kunst-Industrie, soweit sie von Frauenhand geübt werden, gewidmet ist. Herr Georges Berger, der Präsident der Union, eröffnete die erste Sitzung des Comités mit einer beredten Ansprache, in der er die Bedeutung der Frauenarbeit für die Kunstentwickelung hervorhob. Die moderne Abtheilung wird die schönen Künste, den Unterricht und die Kunst-Industrie umfassen, während eine historische Section die Geschichte des weiblichen Kostüms illustriren wird.

London. — Die Verkäuferinnen der Londoner Confections-Häuser zeichnen sich durch besonders elegante Figuren aus, ein Vorzug, dessen sie sich nicht ohne sorgfältige Vorbereitung erfreuen. Sie werden nach dem „System Andromeda" einer wirksamen Trainirung unterzogen, die so lange fortgesetzt wird, bis sie es zu einer idealen Wespentaille gebracht haben. „Das Ziel auf's innigste zu wünschen", ist eine Taillen-Peripherie, die dem dreimaligen Umfange des Handgelenkes, unter Zurechnung der Handlänge von der Spitze des Mittelfingers bis zur Handwurzel, entspricht. Der Verschönerungs-Apparat selbst besteht aus einem an der Decke befestigten elastischen Gummischlauch mit einem Flaschenzug, über dem ein Strick mit zwei Handhaben hängt. An diesem Geräth haben die Damen, deren Figur eine Annäherung an das Ideal verspricht, so lange zu turnen, bis zunächst ihr Handgelenk die gewünschte Ausdehnung unter entsprechender Breitenabnahme erfahren hat. Sobald diese Vorstufe erreicht ist, wird der Strick durch einen Querstab mit Handhaben ersetzt. Die Dame faßt die beiden Griffe, auf daß ihre ganze Figur durch den elastischen Gummischlauch der nöthigen Streckung theilhaftig werde, und läßt sich in dieser nicht eben bequemen Stellung in ein Corset einschnüren, das genau nach den oben angegebenen Maßen angefertigt ist. Fällt die Probe günstig aus, so hat sie das Vergnügen eines freien halben Tages, den sie, von einer dame d'honneur geleitet, in sothaner Einschnürung im Concert oder im Theater zubringen kann. Es soll besonders ehrgeizige Damen geben, die ihr Trainirungs-Rüstzeug selbst Nachts nicht ablegen. Ob das „System Andromeda" der Gesundheit besonders zuträglich ist, gilt als unerhebliche Doctorfrage.

Rom. — In ihrer Villa bei Viareggio in Toscana ist die jüngste Tochter Alessandro Manzoni's, des Dichters der „Verlobten", gestorben. Sie war mit dem Senator Giovanni Battista Giorgini verheirathet und nahm in der römischen Gesellschaft eine hervorragende Stellung ein. Zu ihren vielen politischen und literarischen Freunden zählte besonders Giuseppe Giusti, der größte satyrische Dichter Italiens.

New York. — Der absonderliche Geschmack der Amerikanerinnen hat niemals einen Conflict mit der kunstgewerblichen Tradition gescheut. Neuerdings will die Brosche in größtem Format den Damen nicht mehr genügen; sie tragen auf der Brust einen Theil ihrer präsumtiven Mitgift in Gestalt viereckiger „plates", deren Fond von Diamanten gebildet wird. Die bisher übliche Form des Ringkastens bedarf dringend einer Umgestaltung. Theater besuchende Damen stecken den „Operring" auf, einen schmalen Reif mit riesigem Diamantstern, während sich die Freude am Sport im „Jagdring" symbolisirt, dessen Kasten durch einen mit Smaragden und Rubinen gefüllten Rehfuß gebildet wird. Selbst der „Marquisenring" ist der Verhäßlichung nicht entgangen. Die graziöse Form des ovalen, spitz zulaufenden Kastens hat einem, meist aus Türkisen und Perlen zusammengesetzten Dreieck weichen müssen. Schön ist das nicht, Methode hat es auch nicht, aber modern ist es, d. h. im amerikanischen Sinne: unabhängig von aller altweltlichen Tradition.

Verfälschte schwarze Seide: Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Aechte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterlässt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schussfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterlässt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur ächten Seide nicht kräuselt sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der ächten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Das Seidenfabrik-Dépôt von **G. Henneberg** in **Zürich** versendet gern Muster von seinen ächten Seidenstoffen an Jedermann, und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und zollfrei in's Haus.

Seidenstoffe (glatte und Damaste)

weisse (ca. 130 versch. Qual.) — **schwarze** (ca. 180 versch. Qual.) — **farbige** (ca. 2500 versch. Farben u. Dess.) — **direct an Private** — **ohne Zwischenhändler:**

von **60 kr. od. 95 Pfg.** bis **fl. 11.15 od. Mk. 18.25** per Meter porto- und zollfrei Muster umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Damen-Pensionat für In- und Ausländerinnen.

Junge Damen, die sich ihrer Ausbildung wegen kürzere oder längere Zeit in Berlin aufhalten wollen, finden in meinem Pensionat Aufnahme.

Berlin W, Lützowstrasse 46. **Hedwig Alberti**, geb. von Mosch.

Gartenschule für Frauen
des Vereins „Frauenwohl".
Beginn des Winter-Kursus in der **Gärtnerei Charlottenburg, Salzufer 8**, des Kursus für Blumenbinderei: **Berlin W, a. d. Apostelkirche 3**, 1. October 1891.

CRÊME SIMON

Rue de Provence, 36, PARIS

u. PARFUMERIEN, APOTHEKEN UND FRISEURE

Von wunderbarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** *und* blendende **WEISSE** *zu verleihen.*

Unübertroffen gegen **AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN** der **HAUT.**

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**

Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich **Klavierstücke** u. **Lieder**, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas **illustr. Geschichte d. Musik.** Preis ½jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.**— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**

Neue Musik-Zeitung.

Fortsetzung von Text und Illustrationen auf der nächsten Seite.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Chicago. — Die Frauen werden in Chicago im Jahre 1893 ihren eigenen Ausstellungs-Palast haben, in dem sie als unumschränkte Gebieterinnen herrschen. Alles, was Männergeist erdacht und Männerhand geschaffen, ist unerbittlich ausgeschlossen. Frau Potter Palmer, die Gattin eines der amerikanischen Parteiführer in den Südstaaten, hat den Plan zu diesem kühnen Unternehmen gefaßt und ist von den zuständigen Behörden mit seiner Ausführung betraut worden. Eine andere Dame, Miß Sophie Hayden, hat die Zeichnungen zu dem in Aussicht genommenen Ausstellungspalast entworfen und wird hoffentlich beweisen, daß die Frauen auch auf dem Gebiete der Architektur in den Wettbewerb mit den Männern eintreten können. Zunächst werden die Damen allerdings ganz unter sich sein. Neben einer Musterküche, einer Kinder-Wartenanstalt und einem Krankensaal ist ein Lesecabinet in Aussicht genommen, in dem nur von Frauen redigirte und geschriebene Journale zur Auslage kommen. In einem anderen Raume werden alle Entdeckungen und Erfindungen ausgestellt werden, deren weiblicher Ursprung unzweifelhaft nachweisbar ist. Da sich das amerikanische Comité gleichzeitig in einem Aufruf an die Damen des Auslandes wendet, um die Bildung von Zweig-Ausschüssen zu veranlassen, so dürfte sich das Ganze zu einer großen Demonstration zu Gunsten der Gleichberechtigung der Geschlechter gestalten. Die verschiedenen staatlichen und territorialen Behörden stehen diesen Bestrebungen durchaus sympathisch gegenüber. Sie werden für eine Statistik der Frauenarbeit sorgen und besonders deren erzieherische Thätigkeit in Gestalt einer Ausstellung veranschaulichen. Das Interesse fürstlicher Damen hat Frau Potter Palmer durch directe Zuschriften an die Königinnen von England und Italien, an die Königin-Regentin von Spanien, sowie an die Gattin des Präsidenten Carnot zu erregen gewußt.

Melbourne. — Das gesellschaftliche Leben in den englischen Colonien wirft seltsame Blasen. Schlägt da in einem vornehmen Blatte ein Leitartikel-Schreiber allen Ernstes vor, man müsse „freundnachbarliche Familien-Clubs" gründen, in denen sich die männlichen und weiblichen Glieder der verschiedentlichen Hausstände zusammen finden können, ohne sich die Last einer ausgedehnten Gastfreundschaft aufzubürden. Die Familie muß im Club aufgehen. Das ist eine These, zu deren Verfechtung Muth gehört. Daran läßt es der Leitartikler denn auch nicht fehlen: „Die Häuslichkeit ist für Viele eintönig, ja sie erscheint dem noch nicht zum Hausthier dressirten Gatten bisweilen unerträglich. Die Hausfrau findet ihre Abende meist nicht ganz so öde; sie hat ihre Handarbeit und ist zufrieden, wenn der Mann ihrem Geplauder über die Tagesereignisse und kleinen häuslichen Vorkommnisse geduldig zuhört." Der noch nicht völlig dressirte Gatte und die über der Handarbeit die Dienstboten-Nöthe erörternde Gattin, das sind allerdings Schreckbilder, die zu verzweifelten Mitteln, wie zur Gründung „freundnachbarlicher Familien-Clubs" herausfordern.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Karneval! Der Ernst des Lebens steht für eine Weile still; was das lange Jahr hindurch die Geister erfüllt und die Gemüther erregt, Politik und Philosophie, all die großen und kleinen Fragen unserer Zeit, sie werden für eine kurze Frist in den Hintergrund gedrängt, und an ihre Stelle tritt unter lustigem Schellengeklingel sieghaft die Lebensfreude! In buntem Gewande, rosenbekränzt, eine übermüthige Weise trällernd, zieht sie einher, — mit ihrem silbernen Lachen hier ein griesgrämiges Menschenkind aus seiner Dumpfheit erweckend, dort dem stillen Grübler eine leuchtende Blüthe in's Knopfloch steckend, deren Duft alle Grillen verscheucht, mit ihrem strahlendsten Lächeln aber die Jugend grüßend, die sie jubelnd umdrängt. Und wie sie dann triumphirend den Thron besteigt, da trifft ein mitleidiges Lächeln all' Jene, die feindselig von Ferne stehen. Sie hatten sich so redlich Mühe gegeben, die thörichte Freude aus der Welt zu schaffen, und nun hat sie wieder einmal gesiegt; — schon schwingt sie den Zauberstab, Musik ertönt, und das Fest beginnt! Leichter Sinn und frohe Laune, das ist Alles, was die Gäste mitzubringen haben; — mit dem Alltagskleid sollen sie die Alltagsstimmung ablegen und dafür mit dem bunten Mummenschanz in sich selbst die Illusion erwecken, als seien sie andere Menschen, in einer anderen, harmlos glücklichen Welt. Darin eben liegt der tiefere Sinn und die ethische Berechtigung aller „Maskerade". Daß sie nebenbei der Eitelkeit, oder sagen wir lieber dem Schönheitssinn, einen besonders dankbaren Spielraum bietet, wird nur der verdammen, der das Recht des Schönen überhaupt nicht anerkennt. Das Recht des Schönen wohlverstanden, — nicht das des nur Extravaganten und Abenteuerlichen!

Wenn daher bei den Carnevals-Kostümen mehr als sonst die Koketterie mitreden darf, wenn das Pikante erlaubt und selbst das Groteske nicht ausgeschlossen ist, dann ist auch mehr als sonst sorgfältige Erwägung, Vorsicht und weises Maßhalten geboten, denn eins vor Allem muß gewahrt bleiben, — die Grazie. Neues und Originelles selbst sich auszudenken, wird immer die lockendste Aufgabe für ein phantasiebegabtes Köpfchen bilden, das sich auf seinen Geschmack verlassen darf; im Allgemeinen aber ist es gerathener, sich an gute Vorbilder zu halten, die immer noch Variationen zulassen. Die herkömmlichen Nationaltrachten und historischen Kostüme sind ein wenig in Mißcredit gekommen; am

Schlusse unseres Jahrhunderts herrscht die Individualität, und wir modernen Menschen vermögen uns nur schwer in solche Zeiten und Nationalitäten hineinzudenken, die mit der eigenen wenig oder gar nichts gemein haben.

Für den eigentlichen „Maskenball" sind Kostüme, deren ganzer Charakter schon Fröhlichkeit ausdrückt und zu heiterer Bewegung drängt, immer das Passendste. Da ist die Pierrette in ihren mannigfaltigen Variationen, da ist die übermüthige Colombine, oder Prinzessin Carneval selbst, — die heitere „Thorheit" in der Schellenkappe, das blumen- und bändergeschmückte Scepter schwingend. Der Anzug darf so phantastisch als möglich sein, — ein duftiges Unterkleid aus weißem Tüll oder Gaze, darüber das schmal geschlitzte Röckchen nebst Mieder in farbigem Atlas und darauf und dazwischen Blumen und Schleifen mit flatternden Enden. Im Gefolge der „Thorheit" erscheint der Vogel der Weisheit, — die Eule, in deren Gefieder ein zierliches Kindergesichtchen schlüpft. Für die Ausführung solcher Phantasien ist man zumeist auf die eigene Kunstfertigkeit angewiesen. Pappe, Gaze und Draht, vor Allem aber der Pinsel, sind neben den Federn die Hülfsmittel, womit geschickte Hände das unmöglich Scheinende möglich machen. Der Kopf ist visierartig zum Herab- und Hinaufschieben eingerichtet.

Für jene Frauen, die für den „Mummenschanz" eigentlich nur ein überlegenes, oder — ein resignirtes Lächeln haben, die es mit ihrer Würde nicht vereinbar halten, von Kopf bis zu Fuß in ein lustiges Masken-Kostüm zu schlüpfen, und die es doch wieder reizt „mitzuthun" und mit den Fröhlichen fröhlich zu sein, hat die Mode seit einigen Jahren eine sehr liebenswürdige Concession gemacht. Sie gestattet, unabhängig von der Toilette, nur den Kopf auf irgend eine phantastische Weise besonders zu schmücken, — entweder durch eine ungewöhnliche, andern Zeiten entlehnte Frisur, oder durch charakteristische Hauben, Mützen und Hüte. Herrscht Maskenzwang, so hüllt man sich so lange in den Domino und vervollständigt ihn durch einen extravaganten Kopfschmuck, z. B. ein flaches Hütchen aus farbigen Krepp, reich mit Perlen, Flittern und Federn nebst hohem Reiherbusch geschmückt, — Rosa oder Gelb mit Schwarz dürfen als besonders feine Zusammenstellung gelten, — oder auch durch eine mächtige Elsaßschleife aus breitem Bande in leuchtendem Roth.

Unerschöpflich an anregenden Vorbildern ist das „fin de siècle" des vorigen Jahrhunderts mit seinen noch halb im Rococo wurzelnden phantastischen Trachten und Moden. Der capriciöse, sich in mancherlei Absonderlichkeiten gefallende Geschmack jener Zeit übt auf unsern heutigen, der für gewöhnlich von der ernsthafteren Verständigkeit im Zügel gehalten wird, einen großen Reiz aus. Mull und glänzende Seide, Atlas oder gemusterte Stoffe bilden Rock und eine hinten als Ueberkleid gestaltete Schoßtaille. Neben den „Falbeln" zur Garnitur, ist das Fichu der charakteristische Schmuck, gleichviel ob als Umrahmung des Ausschnittes oder als langes Jabot. Das Interessanteste aber bleibt der Hut, — ein kleines Gebäude aus Stoff, Federn, Band und häufig auch Blumen, das wieder auf kunstvoll hochgethürmten Locken thront. Unser Bildchen giebt zwei interessante alte Stiche nach Watteau d. J. wieder. T. G.

Wien. — Phantastisch und eigenartig reizvoll für stille, ernste Schönheiten ist das Kostüm der Frau Luna. Das lange, anschließende griechische Gewand aus mattblauem oder schwarzem Krepp repräsentirt den gestirnten Abendhimmel, ein weicher, wolkig arrangirter Shawl aus mattweißem Stoff die von unzähligen kleinen Sternchen gebildete Milchstraße. Hinter dem zierlichen Köpfchen bildet eine große Scheibe ein Stück des Firmaments, an dem goldig die mächtige Sichel des Mondes erglänzt und ab und zu ein Stern aufleuchtet. Mit kleinen elektrischen Lämpchen, von denen noch ausführlicher die Rede sein soll, würden sich hier wunderschöne Effekte erzielen lassen. H. U.

— Die Elektricität im Dienste der Mode, gehorchend dem leisesten Drucke eines kleinen zierlichen Fingers, — das ist das Neueste, was wir unseren lieben Leserinnen für die fröhliche Faschingszeit bringen. Aber hübsch vorsichtig und bedächtig gilt es zu sein, — denn die kleine, nicht allzuschwere Batterie, in deren hochstehendem Gummischlauch sich die Säure befindet, ist stets aufrecht zu tragen und nicht mit Licht in Berührung zu bringen. Am besten befestigt man den Apparat in einer Gürteltasche unter dem Mantel oder Kleide. Die feinen, besponnenen Leitungsdrähte sind leicht unter Band, hängenden Falten ꝛc. zu verbergen, sogar unter der Frisur weiter bis zur Stirn zu führen. Ein Druck auf den Knopf genügt, um die kleinen, birnenförmigen Lämpchen, welche leicht überall anzubringen sind, erglühen zu lassen. Verhüllt man diese Lämpchen mit ein wenig farbiger Gaze oder leichter Seide, so erhält man die schönsten Farben-Effekte, die z. B. die Darstellung eines Edelsteines, wie Amethyst, Topas ꝛc. ermöglichen.

Mit ein wenig Phantasie und Geschick lassen sich die reizvollsten Kostüme in Verbindung mit elektrischem Licht herstellen. Einer lebenden Rose erglänzt aus dem Kelche das Licht gleich einem funkelnden Thautropfen, einer Sonnenkönigin erglüht das Strahlen-Diadem, einem düsteren Eulen-Domino leuchten die Augen geheimnißvoll auf, oder es verräth das Leuchten einer Nase den nimmer gestillten Durst eines Falstaff. H. U.

— Junge Mädchen wissen das Blumen-Kostüm immer von Neuem in reizvoller Zartheit und Kleidsamkeit zu gestalten. Der Stoff des Kleides wird je nach Eigenart der Blumenblätter gewählt; so nimmt man zu Rosen vielfach Mull, zu Mohn gekreppte Seide, zu Stiefmütterchen Sammet u. s. w. Wenn man den Blumenschmuck und die Blätter nicht selbst aus Papier herstellen will, so thut man gut, sie fertig zu kaufen (siehe Bezugsquelle). Rock und Taille sind als Blüthe zu betrachten, umrahmt von einzelnen grünen Kelchblättern, Ranken ꝛc. Die Aermelchen bestehen aus einer Blüthe, aus welcher der Arm herausschlüpft, eine umgestülpte Blüthe dient als Kopfschmuck. Besonders reizend wirken Schneeglöckchen, Anemonen, Heckenröschen, Tulpe Mohn ꝛc. T. G.

Paris. — Wenn die Kinder auch sonst von der Geselligkeit der Erwachsenen ausgeschlossen bleiben, auf Maskenfesten sind sie die willkommenen Vertreter des drolligen Elements, oder — sie dienen der schönen Mama als wirkungsvolle Folie. Für zwei dieser jüngsten kleinen Gentlemen von ungefähr gleicher Größe und der nöthigen Beweglichkeit, giebt es kaum etwas Komischeres als das Clown-Kostüm, das dem knabenhaften Uebermuth volle Gelegenheit giebt sich zu bethätigen. Von den beiden Anzügen ist der eine himmelblau mit silbernen Streifen und einem silbernen Ornament auf den Tricothöschen. Silberborten garniren auch die Tricottaille, die ein doppeltes Plissé aus hellerem Atlas umgiebt. Der Hals bleibt frei; die weiße Perrücke ist mit Silber gepudert, und aus weißem Leder sind die Halbstiefelchen. Auf dem zweiten Kostüm leuchten auf hochrothem Grunde goldene Monde, womit die Halskrause, die dicke Rüsche um die Taille und die Manschetten aus gelbem Atlas harmoniren. Das Tricot hat gleichzeitig Fußtheile, die nieder rothe Atlasschuhe mit gelben Pompons vervollständigen. Roth und Gelb vereinigen sich in der Perrücke. Um nicht gewöhnlich zu wirken, müssen diese Kostüme elegant und sorgsam ausge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

führt werden, möglichst mit seidenen Tricots. Der Pierrot ist für die Herstellung leichter und einfacher. Eine halblange Hose und eine Bluse aus Satin machen das Ganze aus. Gewöhnlich ist das Kostüm weiß, aber die Farben machen es noch lustiger, — z. B. zartes Rosa mit lila Kragen, Strümpfen und Pompons, dazu rosa Filzhut und rosa Atlasschuhe.

Für eine zierliche, gut gewachsene Knabenfigur ist das Pagen-Kostüm sehr kleidsam. Allerdings ist es kostbar, denn auch hier müssen die Tricots aus Seide sein, zu einem Wamms nebst kurzem Höschen aus Atlas. Das Sammet-Barett schmückt eine lange Reiherfeder. Einfacher läßt sich dieselbe Vorlage als „Falkonier" einrichten, mit rothwollenem Tricot, Höschen aus gelblichem Kaschmir und ledernem Wamms; die hellen Kaschmir-Aermel beleben rothe Puffen. Feste Halbstiefel ersetzen die zierlichen Pagenschuhe. Nicht fehlen darf hierbei der ausgestopfte, oder noch besser lebende Falke, den der kleine Jäger auf der mit einem Lederhandschuh bekleideten linken Faust trägt. Unser zierlicher Page erscheint als Begleitung der Märchenfee. Diese trägt über einem engen Rock aus rosa Atlas zwei Röcke aus saphirblauem, mit Gold und Silber durchzogenem Tüll. Das eigentliche, in tausend Lichtern und Farben sprühende Märchengewand jedoch bildet eine lange Franze aus bunten Metallfäden mit Gold und imitirten Steinen untermischt. Auf leuchtendem Goldgrunde ist die Taille roth und blau gestickt, während golddurchwirkte Gaze für die Aermel lang herabfällt. In dem mit Gold und Silber gepuderten Haar funkelt ein Brillantstern. Selbstverständlich darf bei Kostümen dieser Art die Phantasie frei walten; so kurz, wie in der Darstellung, würde den Rock nur ein ganz junges Mädchen tragen.

Als „Schnee" will ein Kostüm gelten, das den Reiz und die Kleidsamkeit des Pelzes sich zu Nutze macht. Weißer Schwan umgiebt den unteren Rand und den Halsausschnitt des Prinzeßkleides aus flockigem, schneeweißem Wollstoff und stellt in großen Pompons Schneebälle dar. Zu neuen Ehren kommt bei dieser Gelegenheit die Boa, die freilich ganz besonders schön und lang sein muß. Das Haar wird so weiß gepudert, (wir empfehlen den gut deckenden und haftenden Stärkepuder), daß es wie dicht beschneit erscheint, und der große Pompon aus Schwan sich kaum davon abhebt.

Je weiter die Mode des Tages von den graziösen Linien und koketten Formen des Rococo entfernt ist, desto origineller wirken sie in der Nachahmung. Den Rock aus steifer rosa Faille umgeben zwei amethyst-farbene Sammetbänder, mit welchen die kleidsamen Achselbänder übereinstimmen. Nur die Paniers sind aus gebläumtem weißen Damast; die Taille harmonirt mit dem Rock und öffnet sich über einem Chemisetlatz aus Spitzen. Dem seidenen Aermel ist die Spitze aufgelegt und als reicher Volant angesetzt. Für den Hut hat die Kleidsamkeit zwischen Rosa und Blau zu wählen; die herabgebogene Seite füllt ein Rosenkranz. Gepudertes Haar. Schürzchen aus Linon oder hellblauer Seide mit Duchesse-Spitzen besetzt.

B. d. G.

Wien. — Auf dem Hofballe, der am 12. Januar d. J. stattfand, dominirten das Genre Watteau und die weiße Farbe. Das Tewant der schweren Roben, für welche vielfach Grosgrain und Damast, weniger Sammet zur Verwendung kamen, war meist reich gestickt. Den Ausputz bildeten Pelz, Spitzen, Seidengaze und Blumen; letztere gesellten sich sogar zum Pelzbesatz der Schleppe. Durch einfache Vornehmheit zeichnete sich die Toilette der Erzherzogin Maria Josefa aus. Das weiße Kleid zeigte prächtige Silber-Stickerei und weiße Federn nebst Brillanten als Schmuck. Für junge Damen ist Rosa die beliebteste Farbe. Prinzessin Hohenlohe erschien in rosa Tüll mit breitem Gürtel aus rosa Atlas und Watteau-Falte aus Tüll.

R. U.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten Nr. 36. Orientalische Stickmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert. Feinste Ausführung und originelle Farben-Zusammenstellung charakterisiren die alten persischen Leinenstickereien, denen auch die beiden in Typen übersetzten Bäumchen-Borten der vorliegenden Farbentafel angehören. Sie wurden alten Musterstücken unserer Sammlung entnommen, die auf Leinen mit Seide nach abgezählten Fäden in halbem Kreuz-, Flach- und Strichstich gearbeitet sind. Schmale Flach- und Wirkstich-Ränddchen bilden an den alten Vorlagen den unteren Abschluß. Für alle dem Kreuzstich verwandten Stickarten geeignet, lassen sich die Muster zur Verzierung von Schürzen oder Decken aller Art verwenden; auch in etwas gröberer Ausführung verlieren sie nicht an Reiz und Wirkung. In diesem Falle bieten die in allen Farben vorhandenen Cuba-Gewebe einen vorzüglichen Grundstoff, von dem sich die bunten Farben des Stickfadens vortheilhaft abheben.

H. L.

Bezugsquellen: Masken-Coiffüren: M. Busse, W, Leipzigerstraße 42; Masken-Kostüme: G. u. E. Spitzer, Wien, Kärnthnerring 12; Elektrischer Apparat: H. Heppenworth, W, Mohrenstr. 55; Blumenblätter 2c. für Masken: M. Stern, W, Jerusalemerstr. 29.

Literarisches.

Haack's Damenkalender 1892. Berlin, Haack. (Eleg. gebd. M. 2.)

E. Werckshagen. Der Protestant. Evang. Volkskalender 1892. Ebenda. (M. 1.)

Edwin Siegel. Zur Geschichte des Posamentier-Gewerbes. Annaberg, Graser. (M. 2.50.)

M. Tames, Jemand's Liebling. Stralsund, Wilhelm Jemsch. (M. 2.50.)

Agnes Schöbel. Unser Teufelchen und andere Novellen. Dresden-Leipzig E. Pierson. (M. 5, eleg. gebd. M. 6.)

La Mara. Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. (M. 4.50.)

Dr. Christian Scherer, Technik und Geschichte der Intarsia. Leipzig, T. O. Weigel's Nachf. (M. 5, gebd. M. 6.)

M. von Egidy, Ernstes Wollen. Berlin, Bibliographisches Bureau. (M. 0.80.)

Anton Rubinstein, Die Musik und ihre Meister. Leipzig, Barth. Senff. (M. 2.50, gebd. M. 3.)

Göthe's Faust. Prachtausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (M. 12.)

Schiller's Gedichte. Prachtausgabe. Ebenda. (M. 12.)

Wilhelm Sommer, Elsässische Geschichte. Zwei Bände. Basel, Benno Schwabe. (M. 8.)

Franz Wiedemann, Geschichten, wie sie die Kinder gern haben. Dresden, C. C. Meinhold und Söhne. (Gebd. M. 3.)

Elisabeth Voigt, und **Julia Twerdi, Eine Tanten-Geschichte.** Ebenda. (Gebd. M. 2.)

Kinderlaube 1891. Ebenda. (Gebd. M. 6).

Redactions-Post.

Fr. Pastor M. in B. — Für Ihre Zwecke dürfte die unter Leitung des Stabsarztes Dr. Siegfried stehende Kuranstalt „Lindenhof" in Wiesbaden besonders geeignet sein. Dieselbe bietet neben einer verständigen Wasserbehandlung den Vortheil, daß den Patienten gleichzeitig die Wiesbadener Thermal-Quellen zu Gebote stehen. Sie eignet sich besonders auch zu einer Winterkur, die gleichzeitig noch den Vortheil bietet, daß für diese die an sich schon mäßigen Preise noch mehr herabgesetzt sind. Bezüglich Ihrer weiteren Anfragen müssen Sie sich schon brieflich an die Leitung der Anstalt wenden.

Sammlerin in Regensburg. — Gebrauchte Briefmarken kauft R. Keller in München, Lindwurmstraße 213. Abgelöst werden sie mit 1 Mk., unabgelöst mit 50 Pfg. pro Kilo bezahlt.

B. B. in P. Wir können die Metallkammer „Touristen-Freund" als practisch empfehlen. Bezugsquelle: Tourist, Berlin W, Köthenerstr. 37.

J. G. in Hohen-Ermsdorf. — In Johannes Trojan's „Scherzgedichten" (Leipzig, Liedeskind), einem Buche für besserungsfähige Melancholiker, werden Sie das Gewünschte in reicher Auswahl finden.

Alte Abonnentin aus Frankfurt a. M. — Ein Damenmäntel-Geschäft, das Ihren Ansprüchen gerecht werden dürfte, ist die Firma F. Schröder, Berlin SW, Jerusalemerstr. 29; betreffs Ihrer zweiten Frage bedauern wir, eine Adresse nicht angeben zu können.

Junge Hausfrau in Z. — Die englischen Puddings unterscheiden sich durch größeren Zusatz von Fett (Kernnierenfett), durch vielseitigere Ingredienzien und auch wesentlich dadurch von den unsrigen, daß man sie sammt der Schüssel oder Metall-Form beim Kochen in eine Serviette bindet. Was die Saucen betrifft, die man zu englischen Puddings giebt, so werden sie entweder aus Rum oder den sogenannten heißen Weinen bereitet. Eine sehr schmackhafte Weinschaum-(Chandeau)Sauce können Sie aus trockenem (dry) Madeira machen.

T. P.

„Göcher." — Warum die Nachtpillen, die Sie nun schon Jahr und Tag genommen haben, nicht helfen, während Sie ebenso blaß und schwach bleiben wie vorher? Die Pillen seien doch von einem berühmten Professor verschrieben! — Ja, meine Gnädige, die Pillen mögen an sich ganz gut sein und vor Jahr und Tag auch für Ihren Zustand ganz gut gepaßt haben, daraus folgt aber noch nicht, daß sie auch jetzt passen. Denn der Körper und seine Zustände verändern sich, die Organe gewöhnen sich an Vieles, auch an manche Arzneien, und diese üben dann nicht mehr den gewünschten Einfluß. Da Sie gewiß nicht vergessen haben, was der berühmte Professor Ihnen gesagt hat, so hat er vielleicht im Drange seiner stark besuchten Sprechstunde vergessen, oder nicht Zeit gefunden, Ihnen zu sagen, daß Pillen allein kein Blut schaffen, sondern daß dazu eine gute, d. h. eine für Ihren Körper und Ihre Lebensweise nöthige Nahrung, viel Bewegung in freier Luft und eine gesunde, d. h. lustige, trockene und sonnige Wohnung gehört. Alles das richtig und mit Aussicht auf guten Erfolg anzuordnen, dazu genügt kaum eine Sprechstunden-Untersuchung, Befragung und Belehrung, selbst wenn dies Alles recht gründlich vorgenommen wird, es ist vielmehr eine genaue Kenntniß der Familien- und Lebensverhältnisse nothwendig.

Dr. D.

E. B. Tirol. Um dunkel gewordenes blondes oder röthliches Haar wieder heller zu färben, benutze man Wasserstoff-Hyperoxyd. Ist das Haar fettreich, so muß es vorher durch Waschen mit Natron- oder Boraxwasser (5 Procent) und Nachwaschen mit reinem Wasser entfettet, sorgfältig getrocknet und mit einem neuen Kamme gekämmt werden. Darauf wird eine Lösung von 10—20 % Wasserstoff-Hyperoxyd in Wasser vermittelst eines kleinen Schwammes oder einer weichen Zahnbürste in das Haar eingerieben und abermals durchgekämmt. Ist das Haar trocken und fettarm, so kann man eine Salbe von 20 bis 40 Theilen Wasserstoff-Hyperoxyd-Lösung mit 20 Theilen Vaseline und 10 Theilen Lanolin benutzen.

Dr. D.

Gräfin Carmen. — Gegen Neigung zum Fettwerden helfen nicht einzelne Mittel, deren es eine ganze Zahl, aber meist nicht unbedenkliche, giebt, sondern angemessene Lebensweise: d. h. die Einnahmen vermindern, die Ausgaben vermehren. Ersteres geschieht durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, vor Allem Meiden von mehlhaltigen und aus Mehl bereiteten, sowie von zuckerhaltigen und fetten Speisen, aber nicht völlige Enthaltung davon, wie sie in der seinerzeit berühmten Bantingkur geübt wurde. Ziemliche Enthaltsamkeit von Suppen und Getränken, besonders von geistigen und von Milch, wenigstens von fetter, ist ebenfalls erforderlich. Tüchtige Körperbewegung durch Marschieren, Bergsteigen, Ballspielen, Schlittschuhlaufen, Reiten u. dergl. m. im Freien; endlich kalte Bäder oder kalte Abreibungen und Douchen. Hüten Sie sich vor gewaltsamem Vorgehen; rasche Abmagerung schwächt sehr und kann dauernd schädliche Folgen haben.

Dr. D.

Soeben erschien:

Häusliche Kunst.

Lieferung 2. Inhalt: Brandmalerei von Clementine von Münchhausen. (Schluß.) — Malerei auf Leder mit farbigen Tinten. Von Clementine von Münchhausen. — Gobelin-Malerei. Von E. A. Frank. — Preis 50 Pfg. — Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

Gestreifte Seidenstoffe Mk. 1,20
bis M. 4,— Meter für Ball-, Gesellschafts- u. Strassentoiletten in riesiger Auswahl liefert zu billigen, festen Fabrikpreisen die Seidenwaaren-Fabrik
Crefeld. Michels & Cie., Berlin W.
Königl. ndl. Hoflief. Lieferanten d. Deutschen Officiervereins u. d. Deutschen Beamtenvereins. Proben postfrei.

Sofort ist jede Dame im Stande, ohne Kenntniss im Porzellan-Malen zu haben, sich Porzellan: Tassen, Teller, Waschgeschirr etc. geschmackvoll zu decoriren. Misslingen ausgeschlossen. Carton No. 1 u. 2 à 1 M. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. H. E. Kramer, Leipzig, Liebigstr 9.

Unterricht in der Holzschnitzkunst ertheilt **Emmy Schmidt,** Tettenborn Str. 9, III.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Häusliche Kunst
Herausgegeben von Frieda Lipperheide.

9 reich illustrirte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

In gemeinverständlicher Form und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, bringt die „Häusliche Kunst" Anleitungen zu häuslichen Kunstfertigkeiten, welche den Laien in den Stand setzen, die zahlreichen Ausstattungs- und Gebrauchs-Gegenstände des Hauses selbst herzustellen bezw. zu decoriren. Die im Allgemeinen leichte Ausführbarkeit der Techniken, sowie ihre Verwendbarkeit und ihre künstlerische Wirkung sind erprobt; andere, neue verdienen es, mehr und mehr bekannt zu werden.

Von den zur Darstellung gelangenden Techniken seien genannt: Malereien für Fächer, Holz-Malerei, Brand-Malerei, Malerei auf Leder, Gobelin-Malerei, Prismatine-Malerei, Kensington-Malerei, Porzellan-Malerei, Rauch-Malerei, Email-Malerei, Wappen-Malerei, Glas-Malerei, Siegellack-Malerei, Majolika-Malerei, Thon-Malerei, Malmittel, Malerei unter Stickerei, Lederschnitt, Lederritzen, Ital. Stiftvergoldung, Kerbschnitt, Furchenschnitt, Aetzen u. Graviren, Laubsägen, Bossiren, Nagelarbeit, Blumen-Mosaik, Modelliren, Klein-Eisen-Arbeiten; Recepte 2c.

Lehrinstitut für Damenschneiderei,
Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei.
Einzelkurse 20 M., monatlich in Cirkeln 7 M. 50 Pf.
Frau Ida Isgenstein, Berlin, Nettelbeckstraße 21, Quergebäude II.

Claxton's (Patent). Ohrenkappe

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies hässliche Übel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.
Franco gegen Einsendung von 5 Mark.
In Allen Grossen.
ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN. Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Junge Dame, gepr. Handarbeitslehrerin ertheilt Unterricht in allen Arten der Spitzenklöppelei. Adr. unter **N. K.** an d. Exp. d. Ill. Frauen-Zeitung.

Clavier- u. Gesangsstund. ertheilt Lehrerin m. best. Ref. **Zindel,** 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

Pretiosa Caramellen
Kosmet.-diät. Genußmittel gegen Magerkeit
von **L. Pietsch, Dresden-Blasewitz 3.**
Polenzstraße 44. Versandgeschäft u. Laboratorium bewirken spezifisch u. sicher Entwicklung u. für spätere Lebensjahre Konservirung voller Form u. Schönheit d. Büste p. Carton 10 M. Geg. Betragsendg. auch postl. unter Chiff. in 2 Doppelbriefen Prospekte gegen 10 Pfg. Porto. Diskret. ges.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1892. **Die Gartenlaube** 1892.

Programm der künftig erscheinenden
Erzählungen und Romane:

Weltflüchtig. Von **Rudolf Elcho.**
Der Kommissionsrat. Von **K. Lindau.**
Ketten. Von **Anton von Perfall.**
Der Klosterjäger. Von **L. Ganghofer.**
Mamsell Unnütz. Von **W. Heimburg.**
Freie Bahn! Von **E. Werner.** u. s. w.

In altgewohnter Weise bringt die Gartenlaube ferner belehrende und unterhaltende Beiträge erster Schriftsteller, prachtvolle Illustrationen hervorragender Künstler.

Die Gartenlaube

beginnt soeben ihren neuen (vierzigsten) Jahrgang.
Abonnements-Preis vierteljährlich 1 Mark 60 Pf.
Man abonniert auf die Gartenlaube in Wochen-Nummern bei allen Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns.
Probe-Nummern sendet auf Verlangen **gratis und franko**
Die Verlagshandlung **Ernst Keil's Nachfolger** in **Leipzig.**

Schönheit des Antlitzes.
wird am sichersten erreicht und gepflegt durch
Leichner's Fettpuder
und
Leichner's Hermelin-Puder.
Diese berühmten Fabrikate werden in den höchsten Kreisen und von den ersten Künstlerinnen mit Vorliebe angewendet; sie geben dem Gesichte ein jugendschönes, blühendes Aussehen. Nur in geschlossenen Dosen in der Fabrik
Berlin, Schützenstrasse 31
und in allen Parfümerien.
L. Leichner, Parf.-Chemiker, Lieferant der königl. S. Hoftheater.

Bequemer, vortheilhafter und viel gesünder wie Hefe, Jahre lang haltbar und stets zur Hand ist das bekannte, bestempfohlene
Deutsche **Backpulver**
aus der Fabrik von **Franz Dietrich,** in **Riegel, Baden.**
Man verlange Preislisten, Zeugnisse &c. und mache einen Versuch
Versandt in Oesterreich-Ungarn: **M. Weissenberger, Algyö, Com. Csongrád.**

Feinstes
✚ Oliven-Tafelöl ✚
preisgekrönt mit der
silb. Medaille Wien 1890,
silb. Medaille Berlin 1891.
goldene Med. Wien 1891.
versendet unter vollster Garantie für Reinheit der Oele in Postpacketen franco gegen Nachnahme:
Huile vierge
4 Ko. netto Fl. 6.— = M. 10.50.
Feines Tafelöl
4 Ko. netto Fl. 5.— = M. 8.75.
Die Gutsverwaltung San Giacomo bei Riva am Gardasee, Tirol.

P. HEUSSI'S

Brat- u. Backapparat
GESETZLICH GESCHÜTZT
macht jeden Braten schmackhafter, saftiger, **erleichtert ganz wesentlich das Bräunen** und beseitigt alle bisherigen Unbequemlichkeiten. Prachtvolle Saucen. Bequemstes Backen von Brot, Kuchen etc. Bei jedem Herd, jeder Maschine zu benutzen. **Vollständiger Ersatz für den Bratofen.** Preis mit **email.** Bratpfanne u. Blechbackform: Grösse für Gans oder entspr. grosse Braten **M. 10,50;** für Hasen **M. 12,50;** für ca. 20 Pfd. (Rehrücken) **M. 22,50.** Kiste M. 1.— bezw. M. 1.50. Beschreibung kostenfrei. Gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung zu beziehen vom Fabrikanten
Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstr. 6.

Bernh. Gottfr. Schmidt
THEE-IMPORT
Frankfurt a. M.

Englische Mischung	pr. Pfd. M.	2.80
Russische do.	„ „	3.50
Souchong feinst mit Blüthen	„ „	4.50

Zehntelpfund-Proben
à Pfg. 35, 45, 55 franco.
Preisliste gratis und franco.

In meiner soliden
Familien-Pension
finden **zum April** Damen gutes Unterkommen, auch würde ein schulpflichtig. Mädchen oder Knabe zum April freundliche u. gewissenhafte Pension finden. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres
Frau **J. Voigt, Berlin**
SO, Melchior-Str. 45 II. SO.

Adorato-Corset

Vorzüge des Adorato-Corsets
Erstes und einziges System,
welches keinen Druck auf Hüften und Magen ausübt, zugleich dem Körper die beste Form verleiht Unübertreffliche Haltbarkeit der Einlagen erreicht durch die Construktion der Schienenlage
Zu beziehen auf allen Plätzen in den einschlägigen Geschäften. Alleinige Fabrikanten
Gerstle & Löffler, München.

HYGIENE DES KOPFES,
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift Ed. Pinaud versehen.
DÉPOSÉ
PARIS 1889
GRAND PRIX

8½ Pfd. feinste **Cervelatwurst** versendet für 10 Mark gegen Nachnahme
Emil Kamphausen, Stolp i. Pomm.

L. C. Busch, Bronzew.-Fabr.,
Berlin W, Friedrichstr. 59/60.
Magazin für kunstgewerbl. Neuheiten, Kaminuhren, Armleuchter, Rauch- u. Schreibzeuge, Tische, Waffendekorationen, Hochzeitsgeschenke etc. Neuheiten in Aluminium. Neu! **Filigran-Photographierahmen:** Visite 50 Pf. Cabinet 1 M.
Illustrirte Preiscourante franco.

Ein **krankes,** dauernd an das Bett gefesseltes **Fräulein** bittet hochherzige Damen, ihr durch Abnahme besonders für Geschenke geeigneten Blumen, getrockneter und künstlicher Blumen u. Lampenschirme aller Art zu unterstützen. Preislisten versendet und Aufträge nimmt entgegen **W. Camerloher** in **Straubing,** N.-Bayern. Krankenhausg. 684½.

Zur Farbenprobe
fertige in 2 Tag. jed. **Passementerie.** Mod. Gürtel &c. Event. nach den Abbild. d. Bl.
Georg Rosenberg, Berlin C., Kurstr. 30 I.

Bitte!

Ein Diasporageistlicher einer ganz mittellosen kleinen Gemeinde in weiter Ferne wendet sich an den Unterzeichneten mit der dringenden Bitte, für ein Paar ganz verarmte kränkliche adlige Fräuleins, die in tiefster Verborgenheit darben und leiden und die nicht einmal seiner Confession angehören, um ein Scherflein der Liebe, mit welchem sie einen kleinen Erwerbszweig zu begründen hoffen. — Zarte Rücksicht auf die beiden Armen leidet es nicht, daß er selbst direct bittet und darum hat der Unterzeichnete es übernommen. Freunde verschämter einsamer Armen um ein Scherflein zu bitten und dasselbe zu befördern. — Er thut es gern! —
Bielefeld.
F. v. Bodelschwingh, Pastor zu Bethel.

Lehrbücher der Modenwelt.

Zweite Auflage.

I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Neuanfertigung, sowie die Aenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiß und durch eigene Geschicklichkeit im Hauswesen eine wesentliche Ersparniß zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolge gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Stätte ihrer Bestimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortdauernden Nachfrage zu genügen, gelangt jetzt die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht.

In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrirten Seiten in klein Quart-Format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Dieselben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden. Band I umfaßt 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen abgeschlossen.

Lieferung 1, ebenso Lieferung 13, deren jede einen ausführlichen Prospect des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Sämmtliches Material zu Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc. empfiehlt die Fabrik von Josepha Theben, Heidelberg. Handarbeitslehrerinnen und Wiederverkäufern Vorzugspreise. **Preisliste gratis.** Sortiment zum Externen nebst Anleitung franko gegen M 1.90.

Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

Ein gut **eingeführtes kunstgewerbliches Atelier** ist wegen Verheirathung sofort **billig zu verkaufen.** Gefl. Offerten sub **B. H. 541 Haasenstein & Vogler, A.-G., Dresden.**

Anerkannt vorzügliche
Parquetbodenwichse
in Büchsen zu M. 1.25, M. 2.25, M. 3
Stahlspähne
in Packeten à 0.35 u. 0.70 Pfg.
J. C. F. Neumann & Sohn,
Königliche Hoflieferanten
Taubenstr. 51/52, Leipzigerstr. 27/28.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Lützowstr. 112.** **Marie Peiler** Steinmetzstr. 15.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrich
Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von **Ludwig Ziemssen.**

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.

Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild Kaiser Friedrich's wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des verewigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaisers Friedrich" eine äußerst sorgsame Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit.
Großes Quart-Format.

Muster altdeutscher Leinenstickerei.

Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt.

Erste Sammlung. 9. Auflage.
Gesammelt von Julius Lessing.
25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.

Zweite Sammlung. 7. Auflage.
Gesammelt von Julius Lessing.
26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie 12 Seiten Text.

Dritte Sammlung. 4. Auflage.
Alphabete &c. und Anleitung zur Herstellung doppelseitiger Stickstiche.
Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.
27 Tafeln mit 27 Alphabeten &c. (143 Mustern, 26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74 erläuternden Abbildungen.

Vierte Sammlung.
Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.
30 Tafeln mit 193 Mustern, sowie 20 Seiten Text mit 109 Abbildungen.

Preis in Mappe je 3 Mark.
Pracht-Ausgabe auf starkem Kupferdruck-Papier in Mappe je 6 Mark.

Muster altitalienischer Leinenstickerei.

Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lipperheide.

Erste Sammlung. 2. Auflage.
30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 läuternden Abbildungen.

Zweite Sammlung.
30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.
Preis in Mappe je 6 Mark.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

14. Februar 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 4.

Neue Herren-Moden. — Deutsche Mode.

In der allgemeinen Form des Paletots sind durchgreifende Aenderungen neuerdings nicht zu verzeichnen. Sämmtliche Längen des Schnittes haben ein wenig zugenommen; die einfache, verdeckte Knopfreihe und die horizontal geschnittenen Taschen sind beibehalten. Dagegen hat die Hervorhebung des Taillen-Schlusses der geradlinig verlaufenden Form Platz machen müssen.

Für kleinere Gesellschaften empfiehlt sich das bequeme und elegante Jacket mit nach rückwärts verlängertem Schoß und langem, schmalem Brustaufschlag. Vorn offen, läßt es eine weiße, tief ausgeschnittene Weste sehen, die durch zwei Reihen Knöpfe geschlossen wird. In der Form des Beinkleides macht sich keine Neuerung bemerkbar. (Europ. Mod.-Z.)

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Der unter dem Protectorate der Kaiserin Auguste Victoria stehende Verein „zur Fürsorge für die weibliche Jugend" eröffnet im Laufe des Februar in der Borsigstraße Nr. 5 ein großes Heimathshaus „Marienheim". Hier sollen achtzig bis hundert Mädchen billige Wohnung, hundert Andere an Sonn- und Werktagen freundlichen Aufenthalt in den Unterhaltungs-Zimmern, Viele Ausbildung im Kochen und in anderen Haushaltungs-Angelegenheiten finden. Grund und Boden der Anstalt ist freies Geschenk. Am 28. und 29. Januar fand im Gebäude der Akademie der Künste ein Bazar statt, dessen Erträgniß zur Aufbringung der sich auf etwa zwanzigtausend Mark belaufenden Einrichtungs-Kosten bestimmt ist. An der Spitze des Comités stand Frau Gräfin v. d. Gröben, geb. v. Eschwege, deren Portrait von Horwitz auf der letzten Berliner Kunstausstellung allgemeine Bewunderung erregt hat.

— Im Kindergärtnerinnen-Seminar und in der Kinderpflegerinnen-Schule des Fröbel-Vereins beginnen anfangs April die neuen Unterrichts-Curse. Das Honorar beträgt für das Jahr hundertundacht, bez. zweiundvierzig Mark. Zu Kinderpflegerinnen werden Mädchen ausgebildet, die mindestens das fünfzehnte Lebensjahr erreicht und eine Volksschule besucht haben. — Das Kindergärtnerinnen-Seminar eignet sich besonders für Töchter aus den Familien des gebildeten Beamten- und Bürgerstandes, die das sechzehnte Lebensjahr überschritten haben. Der Besuch einer guten Schule befreit von der Aufnahmeprüfung. Nach Vollendung des Cursus erhalten die Schülerinnen ein Abgangs-Zeugniß, in dem ihre Befähigung zur Thätigkeit in einem Fröbel'schen Kindergarten oder in Familien ausgesprochen wird. Damen, die ein solches Zeugniß nicht erwerben wollen, werden gegen ermäßigtes Honorar zum Besuch des Seminars, eventuell auch zum Unterricht in einzelnen Fächern, wie Gesundheitspflege oder erste Erziehung nach Fröbels Grundsätzen, zugelassen.

— Frau Dr. jur. Emily Kempin, die vor Kurzem als Privat-Dozentin der Rechtswissenschaft an der Universität in Zürich zugelassen ist, hat in Berlin ein Zweig-Büreau eröffnet, wie solche schon in New-York und Zürich bestehen. Die rechtsgelehrte Dame hat die Absicht, durch diese Institute den juristischen Verkehr zwischen Deutschland, der Schweiz und Amerika zu erleichtern.

— Am Freitag, den 26. Februar, veranstaltet der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zum Besten seiner Pensions-Kasse ein Kostüm-Fest in der Philharmonie. Die Damen werden ihre gesellschaftliche Selbständigkeit auch in diesem Jahre, wie bei den gleichen früheren Veranstaltungen, dadurch bezeugen, daß sie die Herren grundsätzlich ausschließen. Da zahlreiche Aufführungen, Verlosungen von Kunstgegenständen und humoristische Aufzüge in Aussicht genommen sind, wird man das männliche Contingent auf dem Feste nicht allzu sehr vermissen.

München. — Die Europäischen Herrscherfamilien werden in diesem an Todesfällen reichen Winter besonders schwer heimgesucht. Mit der Herzogin Maximilian in Baiern, der jüngsten Tochter Maximilians I., der Mutter der Kaiserin von Oesterreich, ist eine edle fürstliche Frau dahingeschieden, deren ganzes Leben dem stillen Wohlthun gewidmet war. Mehr als 60 Jahre hat sie mit ihrem Vetter, dem Herzog Maximilian, in glücklicher Ehe gelebt. In ihrem Denken und Handeln verband sich strenge Glaubenstreue mit religiöser Duldsamkeit und werkthätiger Nächstenliebe. Am Ende der vierziger Jahre erregte es Aufsehen, als zum Bau einer Synagoge in München von „einer hohen Dame" ein erheblicher Beitrag gezeichnet wurde, als dessen Spenderin bald nachher die Herzogin bekannt wurde. In der Erziehung ihrer acht Kinder mußte stets und eindringlich die Uebung der Barmherzigkeit den Armen und Leidenden gegenüber betont werden, und ihr mütterlicher Stolz fand besondere Nahrung im Hinblick auf das Wirken ihres zweiten Sohnes, des berühmten Augenarztes Herzog Karl Theodor. In die politischen Verhältnisse hat die Herzogin Maximilian nur insoweit eingegriffen, als es sich um Fragen handelte, die ihrem weiblichen Empfinden nahe lagen. So scheute sie sich zur Zeit der Lola-Affaire nicht, ihrem Bruder, dem König Ludwig, offen Vorstellungen zu machen und ihn über die Volksstimmung aufzuklären. Und als man ihre Tochter, die Königin Maria von Neapel, bewegen wollte, die Gefahren einer Belagerung zu vermeiden und nach München zu fliehen, da war sie es, die zum Ausharren an der Seite des durch die Revolution bedrohten Gemahls ermuthigte. Ihrem Alter nach nahm die Herzogin Maximilian unter den Mitgliedern der souveränen Häuser die dritte Stelle ein; sie war im Jahre 1808 geboren.

Karlsruhe. — Der unter dem Protectorate der Großherzogin Louise stehende Badische Frauenverein hat zur Ergänzung seiner bisherigen Bestrebungen eine Arbeits-Vermittelung für Frauen und Mädchen begründet. Die Thätigkeit des zu diesem Zweck eingerichteten Bureaus erstreckt sich auf Gesellschafterinnen, stellvertretende Hausfrauen, Wirthschafterinnen, Krankenpflegerinnen, Vorsteherinnen von Krankenhäusern, Handarbeits-, Koch- und Haushaltungs-Schulen. Lehrerinnen und Erzieherinnen sind ausgeschlossen, da für diese schon eine Vermittelungsstelle des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins besteht. Als Entschädigung für die entstandenen Kosten wird nur eine einmalige Zahlung von je einem Procent des Jahresgehalts der betreffenden Stellung berechnet. Alle Anfragen sind an den Badischen Frauenverein, Abtheilung I, Vermittelungs-Bureau, Gartenstraße 47, Karlsruhe, zu richten.

London. — Der Tod des Herzogs von Clarence hat zu einer Reihe mehr oder minder geschmackvoller Sympathie-Beweise Gelegenheit gegeben, durch die der Engländer von Zeit zu Zeit seinen innigen Zusammenhang mit dem Herrscherhause zu zeigen liebt. Mehrere Bräute, die ein tragisches Schicksal gleich dem der Prinzessin Mary von Teck zu beklagen haben, sandten für den Sarg des Herzogs eine

Foulard-Seide

ca. 300 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:
von fl. 1.15 od. Mk. 1.90 bis fl. 4.35 od. Mk. 6.85 per Meter porto- und zollfrei. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Rohseidene Bastkleider fl. 10.50 od. Mk. 16.80
per Stoff zu einer Robe, sowie bessere Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:
porto- und zollfrei. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Cacao Riquet
mit köstlich natürl. Aroma.
Fabrikanten Riquet & Co., gegründet 1745, Leipzig.
Fabrikmarke 4781.

VIETOR'sche Kunstanstalt, Wiesbaden.
Beste Bezugsquelle für **vorgez., angef.** u. **fertige Handarbeiten jeder Art** u. alle Materialien. **Zeichnungen** auf Stoffe. **Entwürfe u. kunstgew. Arbeiten.**

Hervorragend schöne antique italien., span. Spitzen, Seiden-, Leinenstickereien u. Spitzenarbeiten, zusammenlos seltene Original-Hand- u. Nadelarbeit z. verk. Ansichtsendung an Interess., die ihre Adr. sub Ch. **K. 777.** i. d. Exp. d. Bl. i. hinterlegen.

In allen Buchhandlungen vorräthig:
Friedrich
Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von **Ludwig Ziemssen.**
Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild Kaiser Friedrich's wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des verewigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaisers Friedrich" eine äußerst sorgsame Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinand-Str. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Seide. **Seiden-Foulards** und Seidenstoffe jeder Art v. **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meterversenden roben- und stückweise an Private zu wirklichen Fabrikpreisen. Muster franko.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Fortsetzung von Text und Illustrationen auf der nächsten Seite.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

riesige Lyra aus Orchideen, von deren sieben goldenen Saiten die eine gesprungen war. Das ist zart empfunden und poetisch ausgedrückt. Aber dicht neben der bescheiden andeutenden Poesie steht die hülfbereite, hausbackene Prosa. Der Oberst Cornewallis West hat den Vorschlag gemacht, die innerhalb aller Gesellschaftsschichten zur Anschaffung von Hochzeits-Geschenken für die hohe Braut gesammelten Summen dieser als Mitgift zur Verfügung zu stellen. Aus feiner Empfindung ist dieser Vorschlag nach continentalen Begriffen nun eben nicht hervorgegangen. Aber wenn der Engländer einmal zu rechnen anfängt, rechnet er gründlich. So weist man denn darauf hin, daß dem Prinzen von Wales durch Parlamentsbeschluß eine Summe von jährlich 36000 Pfund für die Hofhaltung seiner beiden Söhne und deren etwaigen Gemahlinnen überwiesen worden ist. Da man eine Herabminderung dieser Rente nach dem Tode des Herzogs von Clarence wohl kaum beantragen werde, schlägt man vor, den Prinzen von Wales durch eine Bill zur Aussetzung eines Jahresgehaltes für die Prinzessin Mary von Teck zu verpflichten. Die Theilnahme der Engländer für die Schicksale der Königlichen Familie hat etwas Rührendes in ihren Ausdrucksformen, nur ist sie beinahe verletzend practisch. —

Paris. — Die Frauenmode hat von jeher absichtlich und unabsichtlich im Dienste der Wohlthätigkeit gestanden. Sie beschäftigt Tausende von fleißigen Händen, die sonst unthätig sein würden, und wenn die Eitelkeit auch ein wenig im Spiel sein mag, hier heiligt einmal wirklich der Zweck die Mittel. Der Strauß stirbt aus, es lebe der Glanzfasan! Afrika ist nicht mehr im Stande, die stets steigende Nachfrage nach dem kostbaren Federschmuck zu befriedigen, da wird denn Indien in Contribution gesetzt. In einer jüngst gegründeten großartigen Arbeitsstätte sind Hunderte von Mädchen damit beschäftigt, die metallisch glänzenden Federn des Monaul zu sortiren und zu Haar- und Hutschmuck zu verarbeiten. Die Damen der Pariser Aristokratie interessiren sich lebhaft — für das erschlossene Arbeitsgebiet. Sie tragen, um das gute Werk zu unterstützen, mit Vorliebe die Federn des Goldfasans. Die Kaiserin von Oesterreich, die Dichterin auf dem Throne Rumäniens und die Königin Isabella von Spanien suchen dies neue Federfabrikat durch reiche Ankäufe in Mode zu bringen.

New York. — Ausgewählte Werke der großen Dichter aller Nationen sind eine Nothwendigkeit, wenn man das ewig Schöne in ihnen der Jugend zugänglich machen will. Ihre Schöpfungen jedoch verbessern zu wollen, ist ein immerhin gewagtes Unternehmen, dessen Durchführung der Thatkraft einer amerikanischen Dame vorbehalten war. Robert Burns ist in New-York das unglückliche Opfer einer Verehrung geworden, die den Dichter nicht rein und fleckenlos genug haben konnte. „Eine in allen literarischen und gesellschaftlichen Kreisen wohlbekannte Dame", heißt es in der Vorrede des Büchleins, „hat die Werke des unsterblichen Lyrikers von allen Anspielungen auf den Alkoholismus, von vielen Vulgarismen und jeder Derbheit des Ausdrucks gereinigt." Bei aller Achtung vor der Energie der nicht genannten Dame wird sich eine gewisse Sorge um die geschädigte Eigenart des Dichters nicht unterdrücken lassen. Am Ende hat Robert Burns an den Leserkreis, den seine „verbessernde" Verehrerin ihm erschließen will, niemals gedacht.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Dem in der technischen Nummer vom 1. Jan. d. J. dargestellten Masken-Kostüm „Chrysanthemum" lassen wir heute noch eine andere, mehr im Stile einer eleganten Balltoilette gehaltene Ausführung folgen. Naturgetreu, als ob sie eben gepflückt wären, erscheinen die lebensgroßen, dem duftigen Tüllrock leicht eingesteckten Zweige. Besondere Riesen-Exemplare der Wunderblume schmücken Schulter, Haar und Fächer, während lange, in der Form der schmalen Blumenblätter geschnittene Seidenstreifen als Franze den Schoß der Taille säumen und, in dichten Reihen aufgesetzt, die Schleppe bilden.

Der Begleiter der Dame hat als ernsthafter Mann alle Kostümherrlichkeit verschmäht; als eleganter Cavalier jedoch hat er den schwarzen Frack mit dem modernen farbigen (braun, dunkelblau oder dunkelgrün) vertauscht und ist in Escarpins, schwarzen Strümpfen und Kniehosen erschienen. Auch dürfte die weiße Weste durchaus nicht höher, die Cravate nicht größer und die Form des Kragens kaum eine andere sein. T. G.

— Nicht immer ist das Practische auch mit dem unbedingt Schönen verbunden. Das darf mit Recht von dem seidig glänzenden Gummistoff behauptet werden, der begeisterte Anhänger, aber auch eine Anzahl von Gegnern aufzuweisen hat. Zu dem Gummimantel und dem Lackhut gesellen sich nun neuerdings noch Handschuhe aus Gummistoff. Vorzugsweise werden dieselben von Herren getragen, die sich ihrer für Sportzwecke oder auf dem Lande, bei regnerischem Wetter bedienen. Man rühmt den neuen Handschuh als außerordentlich warmhaltend und durchaus als angenehm für die Haut. H. U.

— In lebhafter Farbenausführung, z. B. aus schwerem, buntgeblümtem Phantasieband mit hohem, grün und rosa schattirtem Federtuff und blitzender Brillant-Agraffe, dient die häubchenartige Coiffüre der luftigen Carnevals-Mode in der in unserer letzten Nummer erwähnten Weise. Nichts hindert jedoch, dasselbe zierliche Arrangement in gediegenerer Zusammenstellung, als Theater- oder Gesellschaftshäubchen, alltäglicheren Zwecken dienstbar zu machen. T. G.

— Durch die Mode der hochbauschenden Aermel hat sich das Auge so sehr an die erhöhten Achseln gewöhnt, daß man sie selbst bei der tief ausgeschnittenen Gesellschafts-Toilette nicht entbehren will. Da hier jedoch ein eigentlicher Aermel ausgeschlossen ist, arrangiren geschickte Hände aus duftiger, breiter Spitze eine ärmelartige Draperie, welche von den Schultern auf den Oberarm fällt, und diesen bis zum Ellbogen leicht verhüllt. Damit harmoniren die reich mit Spitzen garnirten Vordertheile der Taille; dreifache Faltenspangen aus Seide, in der Mitte durch kleine Schleifchen zusammengerafft, vervollständigen die reizvolle Anordnung. An einer anderen Toilette aus hellfarbigem Tuch war die halbhohe Taille, in Uebereinstimmung mit den faltenreichen Aermeln, in origineller Weise streifig mit Goldlitze und winzigen Goldknöpfchen besetzt. Als besonders kleidsam erweisen sich um den Halsausschnitt volle Puffen aus gelblicher Kreppgaze. G. B.

Paris. — All der Luxus, den man dem jungen Mädchen von heute versagt, ist der jungen Frau von morgen gestattet, und sie macht augenblicklich ausgiebigen Gebrauch von ihrem Privilegium. Bei bildlichen Darstellungen täuschen die schlichten Linien der heutigen Mode über diesen Luxus, der oft gerade hinter dem scheinbar Einfachsten sich verbirgt. Vielleicht vermag man sich aber wenigstens einen Begriff zu machen von der blendenden, distinguirten Wirkung einer Toilette, wenn wir erzählen, daß das Prinzeßkleid selbst aus einem neuen, wunderbar weichen, weißen Plüschgewebe gefertigt ist, und daß eine herrliche alte Spitze im Verein mit weißen Orchideen es schmückt. Damit nicht genug, ist das feine Laubwerk der Blumen übersäet mit kleinen Diamanten von verschiedener Größe. Es ist dies die neueste Laune eines phantastischen Luxus; die glücklichen Besitzerinnen ausgiebigen Brillantschmuckes lassen die Steine aus den Fassungen nehmen und bringen sie einzeln, — als glänzende Thautropfen, — auf und in den Blumen an. Auch den griechischen Knoten umgeben Brillanten, aus denen eine einzelne Blüthe gleich einer Aigrette emporsteigt.

— Ganz feine Nuancen sind es, welche die Toilette des zwanzigjährigen Mädchens von der des achtzehnjährigen unterscheiden. Während jene nur auf Band und Blumen zur Garnitur angewiesen ist, darf diese einen rosa seidenen Rock mit Einsätzen aus rosa und weißen Perlen mustern; Taille und Rock-Volant sind aus gekrepptem rosa Krepp mit Rosetten aus gleichfarbigem Atlasbande und Erika-Guirlanden geschmückt. Reizend wirkt das zierliche Blüthen-Collier um den Hals und in der griechischen Frisur ein rosa Band zu hochstehenden Blüthen.

— Immer weitere Kreise schließen sich der liebenswürdigen Sitte eines feststehenden Empfangstages an, und immer mehr entwickelt sich der einfache five o'clock tea, bei welchem die Frau des Hauses im schlichten Hauskleide empfing, und die Gäste im Promenaden-Kostüm erschienen, zu einer bewegten Festlichkeit, die sich von der geladenen Gesellschaft nur dadurch unterscheidet, daß man nach Belieben kommt und geht, und daß die Bewirthung den Charakter des Zufälligen, Nebensächlichen wahrt. Die Toilette darf um so mehr eine durchaus gesellschaftsmäßige sein, als in dem Geselligkeits-Trubel dieser Zeit, der Besuch eines „jour" oft nur eine Station auf der Fahrt zum Theater oder zu einem Diner bedeutet. So ist es gekommen, daß die tonangebenden Damen der vornehmen Welt in hellen, oft leicht ausgeschnittenen Toiletten empfangen, für welche neben Seide, Tuch ein sehr beliebtes Material bildet. Sehr distinguirt ist z. B. für eine schlanke Brünette ein Prinzeßkleid aus bernsteinfarbenem Tuch mit gleichfarbigen Sammet-Aermeln. Die Watteau-Falte, volle Spitzen-Manschetten und Goldstickerei auf dem Einsatz vorn, wie seitwärts am Rock, verleihen dem Ganzen besondere Eleganz. — Den jungen und jüngsten Damen ist ein fast ballmäßiger Anzug gestattet, nur muß derselbe so einfach als möglich und etwaiger Blumenschmuck stets frisch sein. Die reizenden crêpe lisse-, Musselin- und Gaze-Gewebe, die man immer noch zarter und duftiger herstellt, fallen meist glatt über farbig durchschimmernde Seide. Zu einem hellblauen Unterkleide ist der breite Band-Gürtel weiß, wie auch die Vergißmeinnicht-Zweige mit weißem Band gebunden werden. Den Aermelbausch aus klarem Stoff stützt ein kurzes seidenes Aermelchen. Charakteristisch ist die schmale Rüschen-Garnitur des Ausschnittes, die sich über dem Rock-Volant wiederholt.

— Einfacher, aber nicht ohne eigenartigen Reiz ist eine Toilette aus grauer Faille, mit weißen Spitzen und grauem Sammet zusammengestellt. Nur muß das Grau sehr sorgfältig unter Berücksichtigung der Lichtwirkung ausgewählt werden, damit das Weiß der Spitze sich nicht zu hart davon abhebt. Zu dem discreten Grundtone des Kleides darf der Blumenschmuck desto bunter und leuchtender sein, — hier sind es Sträußchen aus rosa, weißen und lila Georginen. B. de G.

Nizza. — Allen Anzeichen nach wird die im Rücken angeschnittene Watteau-Falte aus einer capriciösen Modelaune zur herrschenden Kleiderform werden. Schüchtern tauchte sie zuerst an den großen Gesellschafts-Toiletten und eleganten Negligés auf, bis sie jetzt bereits kühn an Mänteln, Mantelets und Promenaden-Kleidern hervortritt. Ganz besonders günstig ist ihr die schlanke Prinzeßform mit der davon unzertrennlichen kleinen Schleppe. An einer eleganten Kasino-Toilette aus lachsfarbener Seide bildeten die weitere Garnitur leicht getönte Spitzen, welche den Hals faltig umgaben und vorn jabotartig den Schluß deckten. N. N.

* * *

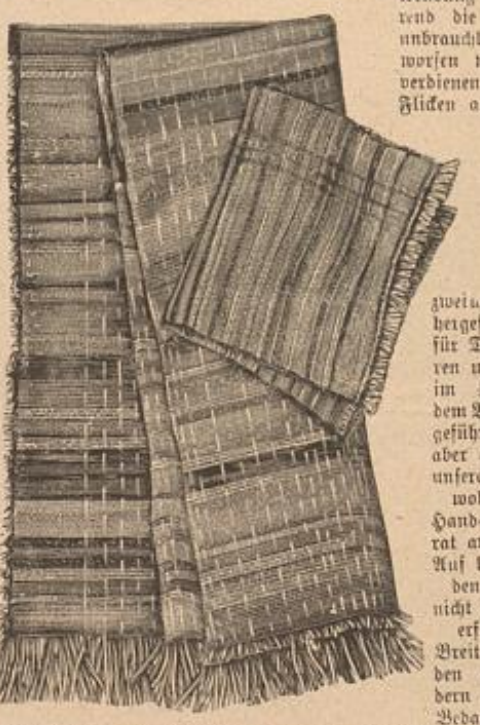
Paris. — Auf den letzten Bällen in der Pariser Gesellschaft haben sich einige Neuerungen in der Toilette der Damen bemerkbar gemacht, die als vorausgeworfene Schatten großer Ereignisse erscheinen dürften. Die Zeit des griechischen Knotens in der Haartracht nähert sich ihrem Ende. Auch hier knüpft die Mode an die historische Entwickelung an, auf die klassische Periode folgt die des Byzantinismus. Die „coiffure byzantine" hält ihren triumphirenden Einzug. Das am Hinterkopf hochgenommene Haar fällt mit seinen leicht gekräuselten und gelockten Spitzen bis tief in den Nacken herab.

Für die Farbe der Handschuhe wählt man neuerdings eine Nüance, deren zarter Fleischton das Auge angenehmer berührt, als ihr wenig ästhetischer Name „tête de veau", das Ohr. Der Handschuh selbst geht bis über den Ellbogen hinaus und wird meist durch ein Schleifen-Armband gehalten, dessen Farbe am besten nicht der des Handschuhes, sondern der des Kleides entspricht.

Handarbeiten

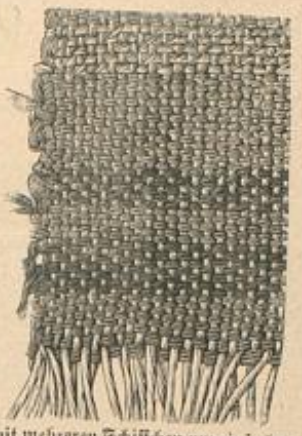
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Im Laufe der Zeit sammeln sich im Flickenbeutel eine Menge Stoffreste, von denen meist nur ein kleiner Theil Verwendung findet, während die übrigen als unbrauchbar fortgeworfen werden. Das verdienen diese kleinen Flicken aber durchaus nicht; sie können sogar, geschickt benutzt, noch viel Freude machen. So liegen uns zwei aus Stoffresten hergestellte Gewebe für Decken, Portièren u. s. w. vor, die im Original auf dem Webstuhl ausgeführt sind, sich aber auch auf dem unseren Leserinnen wohlbekannten Hand-Webe-Apparat arbeiten lassen. Auf letzterem würden die Stoffe nicht in der ganzen erforderlichen Breite gewebt werden können, sondern müßten nach Bedarf aus einzelnen Streifen zusammengesetzt werden. Zunächst zeigen wir ein 118 Cmt. breites Gewebe aus Seidenstoffresten. An diesem besteht



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Kette aus einem festen, dunkelblauen Leinenfaden oder aus Nähgarn, von dem je 8 Fäden mit 2 feinen Goldfäden wechseln. Die Fadenstellung geht aus dem naturgroß wiedergegebenen Theil des Gewebes hervor. Das Schiffchen arbeitet stets „glatt durch“ mit 1½ Cent. breit geschnittenen Seidenstreifen, — Surah oder stärkere Seidenstoffe können noch schmaler genommen werden, — mitunter ist statt des Seidenstreifens ein Faden Castorwolle eingewebt. Die Stoffenden selbst näht man zur Herstellung eines einzigen fortlaufenden Webestreifens, etwa 2½ Cent. breit über einander gelegt, zusammen. Man arbeitet am besten mit mehreren Schiffchen um einfacher mit den Farben wechseln zu können. Nach jedem Durchgang muß der Kamm kräftig angeschlagen werden, damit das Gewebe recht fest wird, und die Stoffstreifen nur wie ein sehr starker Wollfaden wirken. Unsere Vorlage, welche eine den römischen Shawls ähnliche Streifenmusterung zeigt, ist vom Webermeister Hermann Hering in Schmiedeberg (Schlesien) ausgeführt. Man berechnet etwa 400 Meter Seidenstreifen für 1 Meter Stoff von 118 Cent. Breite. Das Weben stellt sich auf 6—7 Mark; die Hinzunahme von Gold vertheuert den Stoff um 3 bis 4 Mark. —



Das zweite Gewebe ist aus Fadenresten hergestellt, die in Seide und Baumwolle von gleicher Stärke wechseln. Ein kräftiger Baumwollfaden bildet die Kette. An unserer, 51 Cent. breiten Vorlage besteht der Schiffchenfaden aus Filoselle-Seide, deren Enden übereinandergenäht sind, und abstechendem, mit Gold durchwirktem Brillantgarn. Auch dieses Gewebe, das sich als Kopfshawl verwenden läßt, zeigt ein buntes Streifenmuster; an beiden Seiten wechseln die dunkelrothen Kettenfäden mit einigen Gruppen von 4 Fäden hellerem Roth, wodurch sich ein leicht carrirter Rand markirt.

E. F.

Bezugsquellen: Gesellschafts-Toiletten: Jean Landauer, W., Leipziger Platz 19; Handschuhe aus Gummistoff: G. Wolter, W., Friedrichstr. 178; Masken-Coiffüren: M. Busse, W., Leipzigerstr. 42. Gewebe aus Stoffresten (Portièren, Decken, Shawls) fertigt Webermeister Hermann Hering in Schmiedeberg, Schlesien.

Literarisches.

Edler von K....öki, Der gute Ton. Wien, A. Hartleben. (M. 1.20.)
Kraft und Nelken, Die Wiener Köchin. Brünn, Karafiat & Sohn. (Geb. M. 5.)
H. Boussier, Schule der Oelmalerei. Ebenda. (M. 2.)
Frieda von Bülow, Deutsch-ostafrikanische Novellen. Berlin, Fontane & Co. (M. 3, geb. M. 4.)
von Wolzogen, Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes. Ebenda. (M. 3, gebd. M. 4.)
M. zur Megede, Graue Geschichten. Ebenda. (M. 3, gebd. M. 4.)
Bechstein's sämmtliche Märchen. Ebenda. (Gebd. M. 3.)
M. Ermann, Nur ein Mädchen. Zweite Aufl. Stuttgart, Schmidt & Spring. (Gebd. M. 3.)
E. von der Decken, Unter Frühlingsstürmen. Ebenda. (Cart. M. 0.75.)
J. C. Maurer, Die Rosener Tochter. Ebenda. (Cart. M. 0.75.)
Clara Cron, Licht und Schatten. 3. Aufl. Ebenda. (Gebd. M. 4.)
E. von der Decken, Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Ebenda. (M. 0,75.)
Martha Renate Fischer, In des Lebens Lenze. Ebenda. (Gebd. M. 4.)
Franz Wiedemann, Kurze Geschichten für die Kinderstube. Ebenda. (Gebd. M. 4.)
Johannes Trojan, Kinderreime. Ebenda. (Gebd. M. 4.50.)
E. von der Decken, Dorfgeschichten. Ebenda. (Gebd. M. 4.)
Martha Renate Fischer, Eitel Sonnenschein. Ebenda. (Gebd. M. 4.)
Hauff's Werke. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Gebd. M. 12.50.)
Velhagen & Klasing's Monatshefte, VI. Jahrgang, 5. Heft (Jan. 1892.) Leipzig, Velhagen und Klasing. (M. 1.25.)

Redactions-Post.

A. H. Soldin. — Man nimmt zum Leimen der Teppiche gewöhnlichen Tischlerleim, der ziemlich dünnflüssig aufgestrichen wird, nachdem der Teppich gespannt ist.

L. M. Hamburg. — Die hölzerne Theebüchse in der Nummer vom 1. November 1891 wurde von Fräulein Emmy Luthmer, Berlin W, Lützowstraße Nr. 69, ausgeführt.

Erika. — Die Haarnadeln mit Kugeln waren aus alten Silber-Filigran-Knöpfen gemacht; fertig dürften dieselben kaum im Handel zu finden sein.

Langjährige Abonnentin in Bonn. — Material für Papierblumen liefern Föcher & Lammers, Köln a/Rh.

Abonnentin in Berlin. — Eine schnelle Erfüllung Ihres Wunsches können wir nicht versprechen, möchten jedoch an die Nummer unserer Zeitung vom 16. Mai 1886 erinnern, welche einen Salon-Tritt enthält.

M. Sch. in Wien. — Das auf der Beilage befindliche Muster giebt den vierten Theil des Teppichs, dasselbe muß auf den Canevas gezeichnet und nach Farbenangabe in der mit Abb. 58 gelehrten Stichart ausgeführt werden. Das Uebertragen jeglichen Musters auf Stoff übernimmt das von uns oft empfohlene Zeichen-Atelier von Fräulein E. Niemann, Berlin W, Steglitzerstraße Nr. 55.

E. v. B. in Cosel. — Der direct an Ihre Adresse gerichtete Brief kam leider als unbestellbar zurück. Läufer aus Stoffresten fertigen die Webermeister Georg Osten in Neubrandenburg (Mecklenburg) und G. Eichner in Christianstadt a/Bober. Die Selbstanfertigung der Sonnenblumen, einschließlich der Kelche, lehrten wir in der Nummer vom 3. Aug. 1890.

Rathlose Hausfrau in Deutz. — Löffelerbsen mit Speck ist ein eben so einfaches als wohlschmeckendes Essen. Es besteht aus gelben, trockenen Erbsen, die man am besten Abends vor dem Gebrauch, mit weichem Wasser übergossen, an eine warme Ofenstelle setzt und dort über Nacht ziehen läßt. Am Morgen gießt man das Wasser ab und setzt die Erbsen mit frischem, am besten ebenfalls weichem Wasser, an's Feuer, läßt sie langsam mehr ziehen als kochen, und schöpft den aufsteigenden Schaum ab. Ebenso hat man, der Personenzahl entsprechend, sogenannten mageren, durchwachsenen Speck gleichzeitig zum Kochen aufgesetzt. Fassen sich nun die Erbsen beim Druck schon weich an und ist das Wasser ziemlich kurz, so füllt man von der Speckbrühe hinzu, läßt sie in dieser vollständig weich werden, schlägt sie durch ein Sieb, schmeckt sie mit etwa noch fehlendem Salze ab, gießt sie in den Topf zurück und fügt den Speck bei, mit dem sie durchziehen müssen.

Frau Ida von J. D. in P. — Wir bedauern Ihnen mittheilen zu müssen, daß es gegen die Rothweinflecke in Ihrer Toilette keine Hülfe giebt. Abgesehen davon, daß jedes versönliche Experiment von vornherein ausgeschlossen ist, würde selbst eine erste chemische Reinigungsanstalt, bei der wir in Ihrem Interesse Nachfrage hielten, den Versuch nur probeweise wagen, und das Höchste, was zu erhoffen wäre, würde ein Hellerwerden der Flecke sein.

Um Weinflecke aus Wäsche zu entfernen rathen wir die Bereitung folgenden Wassers an. 125 Gr. Ebler und eben so viel Pottasche werden in einen irdenen Topf gethan, mit etwa zwei Liter stark kochenden Wassers übergossen und gut durchgerührt. Hat sich nach Verlauf einiger Zeit die Masse auf den Boden gelegt, und ist das Wasser vollkommen klar, so gießt man es durch ein altes Leinentuch und bewahrt es zu beliebigem Verbrauch in gut verschlossenen Flaschen. Ist nun das betreffende fleckige Zeug bei der Wäsche bereits einmal durchgewaschen, so gießt man ein wenig von dem bereiteten Fleckwasser in einen flachen Topf, nimmt die fleckigen Stellen, taucht sie ein, reibt sie in den Händen gut durch und wirft die Stücke in den Kessel, in dem sie aufkochen müssen. Die Flecke werden verschwunden sein; die Wäsche leidet bei dieser Art der Behandlung nicht. — Dunklen Baumwollen-Satin waschen Sie ausgezeichnet mit Quillaya-Rinde. Etwa 250 Gramm derselben werden mit einigen Litern kochenden Wassers übergossen und dieselben mit demselben 24 Stunden stehen. Dann gießt man den Sud durch ein Tuch, fügt noch das erforderliche lauwarme Wasser hinzu, weicht die Stoffe in diesem ein und wäscht sie tüchtig durch. Lauwarm gespült, empfiehlt sich auch ein sofortiges Stärken, was ebenfalls in lauwarmem Wasser, dem man einen Zusatz von gut aufgelöster Gelatine giebt, geschieht. Ausgerungen wird der Satin in trockene Tücher gewickelt und, noch feucht, geplättet.

Sammlerin in Regensburg u. A. — Zum Ankauf von alten Briefmarken jeder Art erbietet sich ferner Frau Pfleger in Saargemünd.

Soeben erschien: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 2. Inhalt: Brandmalerei von Clementine von Münchhausen. (Schluß.) — Malerei auf Leder mit farbigen Tinten, Aquarell-Farben u. s. w. Von Clementine von Münchhausen. — Gobelin-Malerei. Von E. A. Frank. — Preis 50 Pfg. — Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

1892. **Die Gartenlaube.** 1892.

Programm der künftig erscheinenden
Erzählungen und Romane:
Weltflüchtig. Von **Rudolf Elcho.**
Der Kommissionsrat. Von **K. Tindau.**
Ketten. Von **Anton von Perfall.**
Der Klosterjäger. Von **L. Ganghofer.**
Mamsell Unnütz. Von **W. Heimburg.**
Freie Bahn! Von **E. Werner.** u. s. w.

In altgewohnter Weise bringt die Gartenlaube ferner belehrende und unterhaltende Beiträge erster Schriftsteller, prachtvolle Illustrationen hervorragender Künstler.

Die Gartenlaube
beginnt soeben ihren neuen (vierzigsten) Jahrgang.
Abonnements-Preis vierteljährlich 1 Mark 60 Pf.
Man abonniert auf die Gartenlaube in Wochen-Nummern bei allen Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns.
Probe-Nummern sendet auf Verlangen **gratis und franko**
Die Verlagshandlung **Ernst Keil's Nachfolger** in **Leipzig.**

Jede Dame ist im Stande altdeutsche getönnte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Alte gebrauchten **Briefmarken** kauft fortwährend. Prospekt gratis. G. Zechmeyer, Nürnberg.

Soeben erschien in 2. Auflage
Am Golf von Neapel
Walzer von A. la Guardia. Preis für Clavier 2 Mark. Streichorchester 3 Mark.
Endlich wieder einmal ein Walzer, welcher die Zuhörer beim ersten Anhören mit sich fortreisst wie seit Ivanovici's „Donauwellenwalzer“ nichts dagewesen ist. Der Walzer wird von zahlreichen Capellen des In- und Auslandes gespielt und ist somit das Zugstück der Ballsaison geworden. Gegen Einsendung des Betrags in Briefmarken sofort franko zu beziehen durch
Hermann Röder's Musikalienhandlung, Dessau. 2.

Unterricht in der Holzschnitzkunst ertheilt **Emmy Schmidt,** Tellower Str. 9, III.

Clavier- u. Gesangsstund. ertheilt Lehrerin m. best. Ref. Zindel. 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

Deutscher Reform-Seidenstoff
ist der beste existirende schwarze Seidenstoff.
Preis: M. 3,80. 4,25. 4,50. 5,—. 5,50. 6,50 u. 8,—.
Alleinige Fabrikanten
Crefeld. Michels & Cie., Berlin W., Leipzigerstr. 101.

Privat-Detectiv-Institut.
Auskünfte, Beobachtungen, Ermittelungen jeder Art. Strengste Discretion. **H. Zimmer, Fürstenwalde,** Berlin.

Junge Dame, geprf. Handarbeitslehrerin ertheilt Unterricht in allen Arten der Spitzenklöppelei. Adr. unter **N. K.** an d. Exp. d. Ill. Frauen-Zeitung.

Ein **krankes,** dauernd an das Bett gefesseltes **Fräulein** bittet hochherzige Damen, sie durch Abnahme besonders für Geschenke geeigneten Makart-Gräser, getrockneter und künstlicher Blumen u. Lampenschirme aller Art zu unterstützen. Preislisten versendet und Aufträge nimmt entgegen **W. Camerlohr** in **Straubing,** N.-Bayern. Krankenhausstg. 684½.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Häusliche Kunst
Herausgegeben von Frieda Lipperheide.

9 reich illustrirte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

In gemeinverständlicher Form und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, bringt die „Häusliche Kunst“ Anleitungen zu häuslichen Kunstfertigkeiten, welche den Laien in den Stand setzen, die zahlreichen Ausstattungs- und Gebrauchs-Gegenstände des Hauses selbst herzustellen bezw. zu decoriren. Die im Allgemeinen leichte Ausführbarkeit der Techniken, sowie ihre Verwendbarkeit und ihre künstlerische Wirkung sind erprobt; andere, neue verdienen es, mehr und mehr bekannt zu werden.

Von den zur Darstellung gelangenden Techniken seien genannt: Malereien für Fächer, Holz-Malerei, Brand-Malerei, Malerei auf Leder, Gobelin-Malerei, Prismatine-Malerei, Kensington-Malerei, Porzellan-Malerei, Rauch-Malerei, Email-Malerei, Wappen-Malerei, Glas-Malerei, Siegellack-Malerei, Majolika-Malerei, Thon-Malerei, Malmittel, Malerei unter Stickerei, Lederschnitt, Lederritzen, Ital. Stiftvergoldung, Kerbschnitt, Furchenschnitt, Aetzen u. Graviren, Laubsägen, Bossiren, Nagelarbeit, Blumen-Mosaik, Modelliren, Klein-Eisen-Arbeiten; Recepte 2c.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

MENZER's Griechische Weine!

sind sehr billig, sie sind anerkannt ganz vorzügliche Frühstücks-weine, Tischweine, Dessert- und Krankenweine.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** auch über **deutsche** und **französische Weine** von J. F. MENZER, Neckargemünd.

Mellin's Nahrung

für Kinder, Kranke, Genesende und Greise. — Gänzlich frei von Stärkemehl.
Die einzige Nahrung, welche streng nach bekannten chemischen und physiologischen Gesetzen zubereitet wird. Sie wird in allen Kinder-Hospitälern Englands und Amerikas vorzugsweise von Ärzten verordnet.
Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Konrad Gilowy.

Berlin, Taubenstrasse 51|52, 18. Septbr. 1891.

Geehrter Herr Mellin! — Erlaube mir eine Photographie meines jüngsten Sohnes Konrad Gilowy, geb. am 17. Aug. 1890 hier beizulegen. Er ist vom 4ten Monat an mit Ihrem ausgezeichneten Nahrungsmittel gross gezogen worden, und diese Nahrung ist dem kleinen Weltbürger so brillant bekommen, dass ich beabsichtige es weit und breit zu empfehlen. Vielleicht fügen Sie diesen kleinen Burschen ihrer Kinder-Gallerie im neuen Kataloge bei.

Hochachtungsvoll A. Gilowy.

Mellin's Biskuits

ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend.
schmackhaft, leicht verdaulich, stärkend, nahrhaft.
Preis pro Blechdose Mark 2,75.

General-Depot bei J. C. F. Neumann & Sohn,

Königl. Hoflieferanten, Berlin W., Taubenstr. 51|52 u. Leipzigerstr. 27|28.
Proben und Zirkulare mit Analysen von Dr. Bischoff, Berlin u. Dr. Stutzer, Bonn, für Ärzte und Hospitäler gratis und franko.

Schering's
China-Weine

rein und mit **Eisen.** Vorzüglich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnetes Mittel von Ärzten bei **Nervenschwäche, Bleichsucht** und besonders für **Reconvalescenten** empfohlen.

Condurango-Wein findet in neuerer Zeit bei chronischen Magenleiden (Magenkrebs) als Linderungsmittel weitgehendste Anwendung. Preis für beide Präparate p. Flasche 1,50 u. 3 Mark, bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N., Chausseestr. 19 Fernsprech-Anschluss.
Briefliche Bestellungen werden umgehend ausgeführt. Hier franko Haus.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei
Sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und Unverstellbar
Neu! Zusammenlegbare Neu!
Costümfiguren
sind zusammengelegt nur 15 cm hoch
Neu! Rohrfiguren mit Stoffbüste
Jedermann verlange den neuen illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.

CLAXTON'S (Patent). **OHRENKAPPE**

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dieses hässliche Übel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.
Franco gegen Einsendung von 5 Mark.
In Allen Grössen.
ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.
Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Vorzüge des Adorato-Corsets
Erstes und einziges System,
welches keinen Druck auf Hüften und Magen ausübt, zugleich dem Körper die beste Form verleiht. Unübertreffliche Haltbarkeit der Einlagen erreicht durch die Construction der Schienenlage.
Zu beziehen auf allen Plätzen in den einschlägigen Geschäften. Alleinige Fabrikanten.
Gerstle & Löffler, München.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!
"CANFIELD" Schweissblätter.
Nahtlos, geruchlos und wasserdicht. Kein anderes Schweissblatt besitzt diese Vorzüge. Man beachte das Fabrikzeichen "Canfield".
TRADE-MARK Canfield
Canfield Rubber Co., Hamburg.

Sämmtliches Material zu Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc. empfiehlt die Fabrik von Josepha Theben, Heidelberg. Handarbeitslehrerinnen und Wiederverkäufern Vorzugspreise. **Preisliste gratis.** Sortiment zum Erlernen nebst Anleitung franko gegen M. 1.20.

Gegen Röthe der Hände,
gegen **aufgesprungene Haut, Lippen** etc., sowie für Herren nach dem Rasiren, empfiehlt sich als ganz vortrefflich:
Fluide Jatif de **Jones, Paris,**
nicht fettend — macht die Haut weich und glatt, höchst angenehm und sparsam in der Anwendung, in Original-Flaschen à 3 M. — Doppel-Flaschen 5 M. Alleinige autorisirte Niederlage für ganz Deutschland bei:
Gustav Lohse,
Königlicher Hoflieferant,
Berlin W, **Jägerstrasse 46.**
Aufträge nach ausserhalb gegen Nachnahme bez. Einsendung des Betrages prompt effectuirt.
Ausführliche Preislisten sämmtlicher Waaren kostenfrei.

Kein elegant sitzendes Kleid ohne gutes Korsett!
Meine **Korsetts neuester Façon** sowie (Modell „Worth"-Paris) fertige ich **für jede Figur** nach Maass an und **garantiere** für **hocheleganten** Sitz u. **beste** Ausführung.

Mein Korsett „Plastik"
das Beste für zartgebaute Damen
nur echt zu beziehen von
Frau Schwaan, geb. Franz,
Berlin SW., Besselstrasse 5.
Prämiirt im **internationalen** Wettstreit in Brüssel 1888 mit der
goldenen und silbernen Medaille
für **hervorragende Leistung** in der Korsett-Branche.
Preisliste und Maass-Anweisung gratis.

Artikel für
Holzmalerei & Kerbschnitt.
Holz- & Leder-Brand-Apparate,
Paul Zennegg, Cannstatt.
Illustr. Preislisten gratis.
Grosse Auswahl.

Webe-Apparate f. Damen,
wegen grossen Nutzens hochberühmt, vers. à 13 M., 20 M., die besten à 30 M.
Frau Prof. Wernicke v. Hackewitz,
Berlin W, Zietenstr. 17.

Bitte!
Ein Diasporageistlicher einer ganz mittellosen kleinen Gemeinde in weiter Ferne bittet sich an den Unterzeichneten mit der dringenden Bitte, für ein Paar ganz verarmte kränkliche adlige Fräuleins, die in tiefster Verborgenheit darben und leiden und die nicht einmal seiner Confession angehören, um ein Scherflein der Liebe, mit welchem sie einen kleinen Erwerbszweig zu begründen hoffen. — Zarte Rücksicht auf die beiden Armen leidet es nicht, daß er selbst direct bittet und darum hat der Unterzeichnete es übernommen, Freunde verschämter einsamer Armen um ein Scherflein zu bitten und dasselbe zu befördern. — Er thut es gern! —
F. v. Bodelschwingh, Pastor zu Bethel

Sofort ist jede Dame im Stande, ohne Kenntniss im Porzellan-Malen zu haben, sich Porzellan: Tassen, Teller, Waschgeschirr etc. geschmackvoll zu decoriren. Misslingen ausgeschlossen. Carton No. 1 u. 2 à 1 M. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. H. E. Kramer, Leipzig, Liebigstr. 9

Bequemster, vortheilhafter und viel gesünder wie Hefe, Jahre lang haltbar und stets zur Hand ist das bekannte, bestempfohlene
Deutsche **Backpulver**
aus der Fabrik von **Franz Dietrich,** in **Riegel, Baden.**
Man verlange Preislisten, Zeugnisse u. und mache einen Versuch
Versandt in Oesterreich-Ungarn: A. **Weissenberger, Algyö, Com. Csongrád.**

8¼ Pfd. feinste **Cervelatwurst** versendet für 10 Mark gegen Nachnahme
Emil Kamphausen, Stolp i. Pomm.

Elegante Damen-

Haar-arbeiten
sauberste Ausführung
nach modernsten zu soliden Preisen.
Pariser Modellen
Albert Rosenfeld, Damen-Friseur, Specialist für Damen-Haararbeiten, Berlin NW, Schadow Str. 2 part. Fernspr.: Amt I 1208.

G. BOEHM'S BRILLANT SILBER-SEIFE
Bequemstes u. **BILLIGSTES Reinigungsmittel** für
Tischbestecke, Tafelgeräthe 2c.
aus jeder Art von Metall.
Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren- Seifen- u. Droguen-Handlungen
Gustav Boehm, Offenbach a. M.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Die
Aufnäh-Arbeit.
Von
Frieda Lipperheide.

X u. 77 Seiten Text mit 164 Abbildungen.
Groß Quart-Format.
Elegant cartonnirt mit Leinwandrücken.
Preis M. 5.—

Das Werk bietet eine erschöpfende, von vielen Abbildungen begleitete Anleitung zur Erlernung der alten Kunstarbeit, sowie eine Anzahl naturgetreuer Verkleinerungen von Original-Musterstücken früherer Jahrhunderte, welche zugleich als leicht ausführbare Vorlagen dienen können.

Die weiteren Abbildungen geben zahlreiche Beispiele für die vielseitige practische Verwendbarkeit der hoch interessanten, sehr mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Technik, welche der kunstfertigen Frauenhand neue lohnende Aufgaben stellt.

Bei seinem billigen Preise wird das auch äußerlich elegant ausgestattete Werk überall freundliche Aufnahme finden.

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, Allée Rue du Faubourg Montmartre.
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

13. März 1892. — XIX. Jahrgang. Heft 6.

Kunstgewerbliches. — Gepreßte Leder-Tapete.

Tapeten-Muster von H. Engelhard in Mannheim. Breite 46½ cm, Höhe 92 cm.

Das beifolgende zierliche Renaissance-Muster stellt sich als geschickte Nachahmung alter Leder-Tapeten in Papier dar. Die einzelnen Farben werden nach einander auf ein zähes, lederartiges Papier gedruckt, das dann im Ganzen gefirnißt wird. Die auf Messing-Platten geschnittene Zeichnung wird mit schweren Pressen erhaben geprägt. Das Muster läßt sich natürlich in allen möglichen Farben-Zusammenstellungen, mit und ohne Gold, ausführen. Am meisten empfehlen sich bräunliche, von dem schönen dunklen Ledertönen bis ins Rothbraune hinüberspielende Schattirungen.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. „Ein Kostüm-Ball ohne Herren? Unmöglich!" — „Glauben Sie denn wirklich, daß „sie" für uns unbedingt nothwendig sind?"

„Unbedingt nothwendig — nun, das klingt sehr umfassend und etwas herausfordernd."

„Selbst wenn es sich um das Glück des Lebens handelte, ließe sich darüber streiten, hier ist aber nur von dem Vergnügen eines Abends die Rede, und ich behaupte ja auch nur, daß Herren dazu total überflüssig seien."

Ich dachte an Jungfrauen-Kränzchen und Damen-Kaffees und meinte kopfschüttelnd: „Als Würze werden sie doch fehlen!"

„Kommen Sie nur mit und urtheilen Sie selbst."

Ich that also eine Narrenkappe an und fuhr am 26. Februar, Abends 8 Uhr, in die Philharmonie zum Kostümfest der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen.

Der strahlend erleuchtete, mächtige Saal, welcher Tausende faßt, erschien beinahe überfüllt, selbst die Logen waren besetzt, — und, — an Herren kein Mangel!

Vom Berliner Schusterjungen bis zum eleganten Gardelieutenant, vom Bettelmönch bis zum altdeutschen Patrizier, — vom halbnackten Neger bis zum Rococo-Cavalier war das starke Geschlecht in allen Branchen vertreten und zum Theil „furchtbar echt" copirt.

Und zwar ward nicht in norddeutscher Schwerfälligkeit kostümirt einherspazirt resp. getanzt, sondern die verschiedenen Rollen wurden lebhaft durchgeführt. Ungefesselt von echter oder falscher Prüderie, kamen Geist und Witz, Anmuth und Frohsinn zum natürlichen Ausdruck.

Auf dem Podium fanden allerlei Aufführungen statt: Tirolerin gemsledernen geflickten Hosen, mit nackten braunen Knieen und „unrasirtem" Kinn, den Rucksack auf dem Buckel, die Pfeife im Munde, warfen ihre Mädels in die Luft, stampften und juchzten vor Lust; Cirkusscenen, Clowns, — eine Schul-Reiterin zu Fuß, Balleteusen, von ein paar Ureinwohnern aus Kamerun angestaunt, bewundert und entführt, — lauter Improvisationen.

Dann wieder Tanzmusik, für die sich hier und da Kreise öffneten. Zwischen den merkwürdigsten Paaren, sah man in jubelnder Lust als Einzelne Tiroler springen, Schornsteinfeger mit der Leiter, Bäuerinnen in malerischen, echten Trachten gestikuliren und singen, und mitten hindurch schreiten den gravitätischen Muselmann oder einen urecht aussehenden, enorm langen Beduinen.

Uebrigens waren die Kostüme zum Theil von großem Reichthum und künstlerischer Schönheit. So erblickte man z. B. mehrere Japanerinnen, Araberinnen, eine Chinesin und eine Türkin in den kostbarsten, echten Gewändern. Vorherrschend, weil leicht herzustellen, war das Luisen-Kostüm und das klassische Alterthum in Sandalen und Toga! Ebenso wimmelten einige Abbés darunter. Als die Luft am höchsten fluthete, schwirrte die Nachricht durch den Saal, es habe sich ein echter Mann eingeschlichen, sei recognoscirt und ausgewiesen worden einem zweiten sei man auf der Spur. Ich ging auf die Galerie und beobachtete die Scene von einer Loge aus.

Es war ein Maler in vorzüglich sitzendem Bummel-Kostüm, den Schlapphut mit einigen Pinseln besteckt, eine Bäuerin am Arm, der angezweifelt und als naturecht von Hunderten nach dem Ausgang gedrängt wurde. Er widerstrebte und betheuerte im höchsten Diskant seine Unschuld als Mann — vergeblich! Seine kräftigen Gesichtszüge und Hände, die breiten Schultern zeugten gegen ihn. Es ging sehr lebhaft her, mir wurde ordentlich bange, ich dachte schon an Lynch-Justiz, da traten zwei Cavaliere für den bedrohten Kameraden ein, rechtfertigten mittelst männlichen Ehrenwortes seine weibliche Unschuld und befreiten ihn aus den Händen der empörten Genossinnen. Ich sah den Angeschuldigten, dicht umdrängt und fortwährend von feindlichen Blicken gemustert, in den Saal zurückkehren. Gerade unter meiner Loge blieb er stehen und beschwerte sich mit „weiblich sanfter" Miene über die Kurzsichtigkeit der Berliner Künstlerinnen und deren Mangel an Formen-Kenntniß.

Der Blick war ernst und fest, Lippe und Wange so glatt rasirt wie — es gar nicht nöthig gewesen wäre. Konnten weibliche Unschuld und männliche Unverschämtheit einander so ähnlich sehen? Zögernd ließ man von ihm ab und — es soll doch ein „Echter" gewesen sein!

Brillante Geschäfte machte das Büffet! Herren und Damen entwickelten enormen Appetit und Durst. Ob der Kellner echt war, der in Verzweiflung die vollen Gläser mit den Armen umschlang um sie gegen die stürmenden Schaaren zu schützen, konnte ich nicht erfahren. Ich ließ mir durch einen galanten Kadetten ein Glas Punsch besorgen, kaufte einem höchst wahrscheinlichen Bäckerjungen ein paar Pfannkuchen ab, zahlte Lösegeld für meine Tochter, die wegen unbefugten Eindringens in eine Gauklerbude mit ähnlichen Verbrechern zusammen in ein recht solides Latten-Gefängniß geschlossen war, und verließ höchst animirt und befriedigt das Kostümfest der Künstlerinnen, bei dem man die Männer wirklich nicht nur nicht vermißte, sondern sogar ohne Schaden für die Ballfreude — auswies.

Emile Erhard.

— Die preußischen Schulbehörden scheinen aus ihrer reservirten Stellung der Erweiterung der Frauenbildung gegenüber heraustreten zu wollen. Der Cultus-Minister läßt über die Thätigkeit der weiblichen Aerzte in Rußland, über die Art ihrer

Foulard-Seide

Mk. 1.35 p. M.

bis Mk. 5,85 (ca. 450 versch. Dessins) hell-, mittel- und dunkelgrundig, Ranken, kleine und große Dessins, gestreift, karrirt, Blumen-Effecte 2c. — vers. roben- und stückweise porto- und zollfrei in's Haus die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflieferant) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Seidenstoffe

80 Pf. p. M.

bis Mk. 18,65 schwarze, weiße u. farbige — glatt, gestreift, karrirt u. gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins 2c. **Spitzenstoffe, Seiden-Grenadines** 2c. vers. roben- und stückweise porto- u. zollfrei die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Ballseidenstoffe v. 85 Pf. ab.

Dringend gebeten, ob **schwarze, weiße** oder **farbige** Muster gewünscht werden.

Die „Süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist das in Süddeutschland u. Oesterreich verbreitetste Kochbuch. Ueber 130,000 Exemplare sind davon schon verkauft worden. Die 22. Auflage dieses vortrefflichen Buches, welches mehr als 3000 Kochrecepte enthält, ist von der Verlagshandlung „Styria" in Graz oder durch andere Buchhandlungen zu beziehen. Preis M. 3.75 (fl. 2.25), gebunden M. 5.— (fl. 3.—).

Für Damen!

bietet sich sehr lohnender Erwerb durch Verkauf von Leinen, Tischzeug 2c. nach Mustern an Private. Offerten erbittet die 1851 gegründete, weltbekannte **Weberei H. Eggemann, Bielefeld.**

Junges Fräulein,

evang. gebildet, aus guter Familie sucht Stellung **als Stütze der Hausfrau oder zu Kindern.** Auch ins Ausland. Gefl. Off. sub. **T. 5656** an **Rudolf Mosse, Stuttgart** erbeten.

Hervorragend schöne antique italien., span. Spitzen, Seiden-, Leinenstickereien u. Spitzenarbeiten, ausnahmslos seltene Original-Hand- u. Nadelarbeit z. verk. Ansichtsendung an Interess., die ihre Adr. sub Ch. **K. 777.** i. d. Exp. d. Bl. hinterlegen.

Wer e. heizbaren Badestuhl h. kann f. warm baden. **L. Weyl, Berlin W 41.** Pr. gr.

BLEICHSUCHT.

„Dreitheiliges Eisenmittel"

— nach ärztlichem Recept —

rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.

— Prospecte gratis. —

Sternapotheke, Münster i. W.

Seide **Weiße Seidenstoffe** für Brauttoiletten, von **85 Pf.** an bis Mk. 12.— per Meter, sowie schwarze und farbige neueste Genres in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster umgehend. Seidenstoff-Fabrik-Union **Adolf Grieder & Cie in Zürich** (Schweiz).

Fortsetzung von Text und Illustrationen auf der nächsten Seite.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ausbildung, ihre materielle Lage und Stellung in der Gesellschaft statistische Daten sammeln. Er soll beabsichtigen, wenn die eingezogenen Erkundigungen günstig ausfallen, mit der Gründung eines medicinischen Institutes für Frauen in Berlin vorzugehen. Wenn diese Nachricht auch ein wenig verfrüht erscheint, so mehren sich doch die Anzeichen dafür, daß die Frauen-Bildungsfrage in Deutschland in Fluß kommt.

Wien. — In Groß-Schönau, einem kleinen Dorfe des Wiener Waldviertels, ist die Mutter Robert Hamerlings im 86. Lebensjahre gestorben. Sie war eine Dichtermutter, die zu dem poetischen Schaffen ihres Sohnes mit unbegrenzter Verehrung aufschaute. „Robert schreibt", damit wußte sie jeden lästigen Besucher von dem Heiligthum fern zu halten, in dem ihr Sohn arbeitete. Sie sprach gern von ihm, aber er blieb für ihr mütterliches Empfinden immer „das schwache Kind, das viele schlimme Stunden gehabt". Im Jahre 1874 konnte Franziska Hamerling mit ihrem Gatten die Feier der goldenen Hochzeit begehen. Als dieser im Jahre 1879 gestorben war, wurde das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn noch inniger. In seiner „Lebenspilgerschaft" hat Robert Hamerling ihr ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Paris. — Am 29. Februar feierte man den hundertsten Geburtstag Rossini's durch eine musikalische Soirée, die von der berühmten Altistin Madame Alboni veranstaltet wurde. Die Schicksale der Sängerin waren mit denen des Meisters in seltener Weise verbunden. Beide sind im ehemaligen Kirchenstaate, er in Pasaro, sie in Forli geboren. Seit ihrer Kindheit empfing sie in Bologna den Unterricht des Maëstro. Als die junge Künstlerin zum ersten Male, im October 1847, in Paris als Concertsängerin auftrat, sang sie mit großem Erfolge das Rondo der Cenerentola. Mehr als ein halbes Jahrhundert später wählte sie dieselbe Composition, um ihren unvergeßlichen Lehrer zu feiern. Was die Stimme der Greisin an Klangfülle verloren hatte, ersetzte sie durch die Tiefe der Empfindung, die sich unwillkürlich den Zuhörern mittheilte und sie zu rauschendem Beifall fortriß.

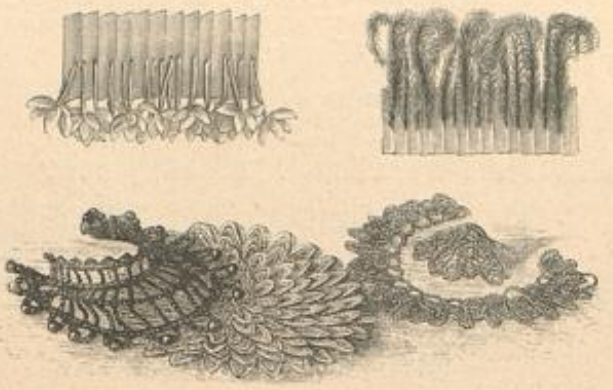
Stockholm. — Die Romanschriftstellerin Flygare-Carlén, der wir in der letzten Nummer an dieser Stelle einen Nachruf gewidmet, hat ihr ganzes Vermögen für wohlthätige Zwecke bestimmt. 10,000 Kronen erhält die Universität Upsala, und ebensoviel eine Stiftung für arme Studenten. Für 20,000 Kronen werden Freiplätze in der Lateinschule in Skara errichtet und die Zinsen von 10,000 Kronen werden jährlich an die armen Fischer in der Heimath der Verstorbenen vertheilt.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Seitdem wir in der technischen Nummer vom 16. August v. J. eingehend der Trauer-Toilette gerecht geworden, haben sich auf diesem ernsten Gebiet keine besonderen Neuerungen vollzogen. In Augenblicken, wo das Bedürfniß des Trauergewandes an uns herantritt, sind wir kaum geneigt, das „Wie" desselben zu erörtern; — weniger der Ueberlegung, als der natürlichen Empfindung folgend, greift man stets nach den einfachsten Formen. Und die augenblicklich herrschende Mode mit ihren glatten schleppenden Röcken zu einfachen Schoß- oder Gürtel-Taillen, mit der schlichten Prinzeßform kommt diesem Wunsche nach möglichster Anspruchslosigkeit ganz besonders entgegen. Je nach dem Grade der Trauer herrscht der Krepp an der Toilette vor; er dient entweder nur für den Besatzstreifen um den Rocksaum und die Garnitur-Theile der Taille, bedeckt die Aermel, oder überzieht Rock und Taille ganz glatt. Auch die Watteau-Falte der Prinzeßkleider wirkt, in Krepp ausgeführt, durchaus trauergemäß.

Für die Straße bleibt der große Kaschmir-Shawl mit Krepprand oder eine Art weiter Radmantel der charakteristische Ausdruck der tiefen Trauer, von deren innerstem Wesen das Bedürfniß, sich zu verhüllen, noch unzertrennlicher ist, als der Verzicht auf die Farbe. Die Griechen und Römer „verhüllten ihr Haupt" im Schmerz und Kummer, und bei allen modernen Völkern, deren Kultur von jenen abstammt, gilt heute noch de lange dichte Schleier als vornehmstes Merkzeichen der Trauer. Im Uebrigen machen sich bei den verschiedenen Nationen mancherlei Abweichungen geltend. Die größere Koketterie der Französin, der ihr angeborene Wunsch zu gefallen, verleugnet sich auch im Witwenschleier nicht, oder macht sich doch geltend, sobald der erste Schmerz sein Recht gefunden, wie dies die zierlichen, mit Stickerei reich geschmückten Trauer-Toiletten beweisen, welche der Stift unseres Pariser Berichterstatters festgehalten. Vielfach findet auch jene englische Sitte Nachahmung, welche der Witwe eine häubchenartige Capote mit schmaler Blende oder Krause und Bindebändern aus weißem Krepp vorschreibt. In England selbst, dem Lande der strengen Etikette, sind auch die Bestimmungen für die Trauer am genauesten und schärfsten vorgeschrieben, — nicht nur für die Straße, sondern auch für das Haus. An Stelle des Hutes tritt hier ein kleines Häubchen mit halblangem Schleier aus weißem Krepp, — dazu ein schmaler Kragen und Manschetten aus weißem Batist. T. G.



— Originelle und reizende Frühlingshüte, hat die diesjährige Mode geschaffen. Wunderbare Formen und Einzelheiten aus Jet und Perlen, Gold- und Silberschnur, Bast und Stroh, in den merkwürdigsten buntfarbigen Geflechten, verlocken zu allerlei eigenartigen Zusammenstellungen. Es bedarf oft nur geringer Zuthat, um aus den vorhandenen Bügeln, thürmchenartigen oder flachen Deckeln, kleinen guipureartigen Rundungen, Spangen 2c., die kleidsamsten Hütchen zu gestalten. Spitzen, Tüll, Blumen und Federn bilden hauptsächlich den Ausputz; eine hervorragende Neuheit, welche das reichhaltige Ausstattungs-Material noch vermehrt, sind etwa 15 Cent. breite Plisséstreifen aus licht farbenem Mull, am Rande mit zierlichen Federhalmen oder einzelnen Blüthen dicht besetzt. Diese Streifen, von denen unsere Darstellungen kleine Proben geben, dienen meist zum Füttern breiter, hochstehender Krempen. H. L.

— Ebenbürtig, ja vielleicht noch kostbarer als Gewebe, fügt sich der Reihe unserer Besatzstoffe das Leder ein. Die moderne Industrie hat es verstanden, durch Bearbeitung und Färben, dasselbe zu einem wichtigen Factor der modernen Damen-Toilette zu erheben. Namentlich ist es das schwedische Leder, das zu Westen, Vorstößen, Knöpfen, Hutköpfen oder -Garnituren verarbeitet wird, ebenso wie das weiße Glacé-Leder, das leicht zu reinigen ist und stets wieder seine frühere Frische erhält. Gefärbtes Leder erscheint neuerdings auch vielfach an den sogenannten englischen Promenadenkostümen aus leichtgemustertem Stoff als Besatz. Den schlanken Rock umgiebt eine breite Blende aus Leder, die zugleich den unteren Rand schützt; gleiche Blenden besetzen die mächtigen, aufgesetzten Taschen und füttern den zurückzuschlagenden Theil des Paletots ab. Der Gurt ist hierzu der naturgemäße Begleiter. H. U.

— Aus dem nothwendigen Uebel der „Hutnadel" hat die Mode ganz allmälig ein allerliebstes Schmuckstück gemacht. Und wenn auch die oft sehr kostbaren, mit Juwelen besetzten Dinger, wie sie aus den Schaufenstern der Goldarbeiter locken, nicht Jedermann erreichbar sind, so findet sich, unter alten, unmodern gewordenen Schmucksachen gewiß das Eine oder Andere, was sich leicht zu einem Nadelknopf verarbeiten läßt. T. G.

— Immer neue Variationen weiß die Passe zu finden. Eine originelle spitze Form, aus Spachtelstickerei gebildet, wirkt hübsch zum glatten Prinzeßkleide. Damit harmoniren die engen Spitzenärmel, über welche kurze Stoffärmel fallen. Die Vorderansicht der Toilette zeigt die zweite Figur auf dem der heutigen Nr. beiliegenden großen Gruppenbilde. G. B.

— Die Zusammenstellung verschiedener Farben wird immer mehr zu einem charakteristischen Merkmale der herrschenden Mode. Sehr reizvoll erscheint ein helles Grau zu röthlich prünefarbenem Tuchstoffe. Ersterer bildet Miederbesatz und Aermelstulpen sowie die Jacken-Garnitur am unteren Rande des Rockes; die Verbindung decken mehrere Reihen aufgenähter schmaler Goldlitze. Fast keine Toilette entbehrt mehr der schmalen, rüschenartigen Vorstöße aus ausgefaserter Seide, locker gewebten Börtchen 2c. In Schlingen geordnetes schmales Seidenband sieht ungemein leicht aus und ist ein hübscher, leicht selbst anzufertigender Besatz. H. U.

Nizza. — Wenn unsere Leserinnen in der Heimath denken, daß in dem eleganten, lebensfreudigen Getriebe der Riviera nur das Studium der weiblichen Moden interessant und lohnend sei, so irren sie sich sehr. Und wenn unsere Berichterstattung an dieser Stelle sich auch auf jenes zu beschränken hat, so können wir doch der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens eine auffallende Erscheinung der männlichen Tracht zu constatiren. Es ist das allmälige Verschwinden des Cylinders, — der bis jetzt fast ausschließlichen Kopfbedeckung des französischen Cavaliers, — zu Gunsten eines ganz weichen, halbhohen Filzhutes. Nicht nur, daß dieser in verschiedenen helleren und dunkleren Tönen auf der Promenade erscheint, selbst zum „full dress" für Oper und Casino gilt die Form in Schwarz, mit Atlas besetzter Krempe, als besonderes chic.

— Auf unser eigentliches Gebiet, das der Damen-Toilette übergehend, ist zu berichten, daß Fichu und kurzes Jäckchen sich den Vorrang streitig machen, als leichte Umhüllungen auf der Promenade, des Anglais zu erscheinen. Beide wetteifern, sich durch Zierlichkeit der Form, durch Stoff und Ausstattung, besonders hervorzuthun. So zeigt das ärmellose Jäckchen vorn entweder runden oder eckigen Abschluß, auch vorn und hinten einen spitzen Einschnitt, oder die hochgeschlitzte Rückennaht. Häufig wirken diese Jäckchen auch zwei- und dreifach, sei es durch

imitirten Besatz, oder indem die entsprechenden Stofflagen je von schmalen Abschlußbörtchen begrenzt werden. Immer aber bleibt die Jacke so kurz, daß der meist abstechende oder gestickte breite Gürtel der Taille zur Geltung kommt. Die Garnitur beschränkt sich auf schmale Passementerie- oder gestickte Borten an den unteren Rändern, an Kragen und Armloch; selten fügt man eine Epaulette ein. Oft erscheint das Armloch so weit ausgeschnitten — rund, selbst eckig, — daß eine Garnitur auf der Taille sichtbar wird. Während die Jacke stets mit dem Kleide harmonirt, wählt man das Fichu aus luftigen, meist hellfarbigen Stoffen. Eine interessante Vereinigung von Fichu und Schulterkragen besteht aus einem etwa $2\frac{1}{2}$ Meter langen Streifen rosa Krepp. Dieser wird an seinem einen geraden Längsrand in vier bis fünf breite Säume abgenäht, der entgegengesetzte Rand der Form entsprechend abgerundet, eingereiht in einen Faltenkragen gefaßt und hinten mit lang herabfallender Bandschleife geschlossen. Die beiden Hüte zeigen die Extreme, in denen die Größen-Verhältnisse der modernen Hutformen sich bewegen; stets erhebt sich der Kopf kaum über die Krempe, während die aus Blumen, Federn und Band bestehende Garnitur vorn steil in die Höhe strebt. R. M.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Paris. Mit den Frühjahrs-Toiletten erscheinen stets gern passende Stoffhüte als Uebergang vom Filzhut zum Strohhut. So wird z. B. zu einem fahlblauen Kleide der Hut aus gleichem Stoff und heliotropfarbenem Sammet zusammengestellt. Der weiche flache Kopf und die vordere Garnitur aus drei kleinen Puffen mit hochstehenden Zipfeln sind aus

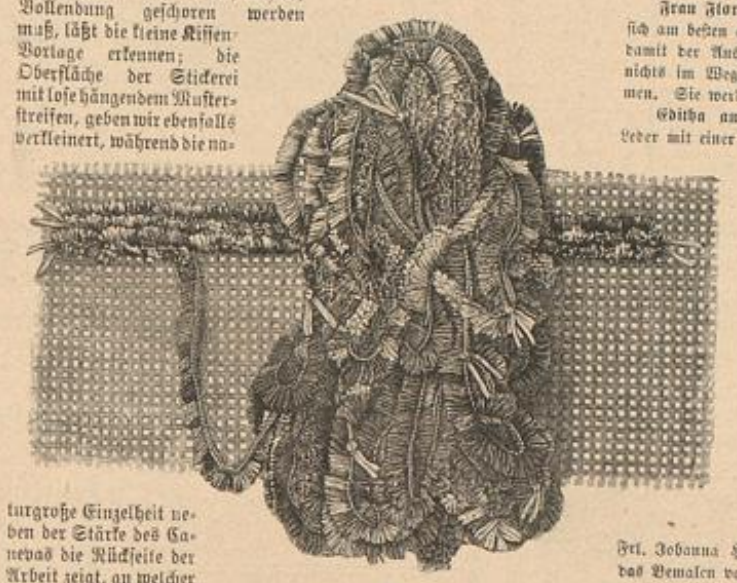
Sammet; große heliotropfarbene, mattgeschliffene Perlen umgeben den mit Stoff glatt überlegten Rand, dessen scharfe, wellenförmige Biegungen zunächst nur eine Augenblicks-Laune der Mode bedeuten dürften.

— Durch eine hervorragende gesellschaftliche Stellung geschützt, darf die vornehme Frau sich manche phantastische Extravaganz erlauben, auf welche minder Bevorzugte verzichten müssen, wenn sie sich nicht Mißdeutungen aussetzen wollen. Hätten wir das originelle Hütchen nicht an unseren distinguirtesten Frauen gesehen, wir würden es unseren Leserinnen nicht vorführen. Die kleidsame Profilwirkung eines kühn von der Mitte emporstrebenden Federtuffs versöhnt mit der Absonderlichkeit des der „anamitischen" Mode entlehnten Arrangements. Perlmutter-Flittern bedecken die Hutform selbst, deren Rand eine ganz schmale Rüsche aus hellblauem Bande und schwarzen Spitzen umgiebt. Die Federn sind bis in die Spitzen durch feinen Draht gestützt. B. d. G.

Handarbeiten.

— Unter dem Namen **Yalta-Arbeit** wird eine Neuheit eingeführt, die als eigenartige Imitation der Smyrna-Stickerei gelten kann. Die Arbeit ist leicht, raschfördernd, und fast eine mechanische zu nennen; sie macht keinerlei Ansprüche an correcte Wiedergabe einer bestimmten Vorlage oder Vorzeichnung; sie verlangt kein Abzählen der Fäden wie Gobelin- oder Kreuzstich-Stickerei, denn das zur Verwendung gelangende Material bildet von selbst das Muster. So seltsam dies klingt, so einfach ist das Verfahren. Ein schmaler Streifen mit franzenartig gewebten Wollfäden und glatter Rückseite aus maschenförmig verschlungenen Baumwoll-Fäden, welche die kurzen Wollfäden befestigen, wird dem groben abgetheilten Canevas aufgenäht. Da die bunten Wollfäden nach einem farbigen Muster in Gruppen von verschiedener Fadenzahl und in wechselnden Farben eingewebt sind, bildet sich das Muster von selbst, indem man den fortlaufenden Franzenstreifen auf dem Canevasgrund in hin- und hergehenden Reihen befestigt. Es ist nur darauf zu achten, daß man den Faden genau an den Stellen, welche je ein eingeknoteter weißer Wollfaden bezeichnet, umbiegt und in entgegengesetzter Richtung weiterführt. Man arbeitet auf der Rückseite des Canevas, und zwar derart, daß dieser über der linken Hand liegt, welche den Musterstreifen hält und seinen festen Rand gegen den Canevas drückt, während die mit der rechten Hand geführte Nadel den Befestigungsfaden um Canevas und Musterstreifen schlingt. Dies

geschieht durch lange, je über zwei Canevaskreuze greifende Schrägstiche mit starkem schwarzen Zwirn. Ein sehr gleichmäßiges, festes Anziehen des Fadens ist ebenso erforderlich, wie ein gleichmäßiges Halten des Franzenstreifens, weil sich sonst das Muster verschieben würde. Die Wirkung der Stickerei, welche, wie alle Smyrna-Arbeiten, nach der Vollendung geschoren werden muß, läßt die kleine Kissen-Vorlage erkennen; die Oberfläche der Stickerei mit lose hängendem Musterstreifen, geben wir ebenfalls verkleinert, während die naturgroße Einzelheit neben der Stärke des Canevas die Rückseite der Arbeit zeigt, an welcher der Lauf des Befestigungsfadens sich leicht verfolgen läßt. Wie aus dem Gesagten erhellt, sind Yalta-Arbeiten nur mit den vorhandenen Franzenstreifen, die im Smyrna-Genre gehaltene Muster bilden, ausführbar. Die Auswahl an Kissen, Teppichen verschiedener Größe, u. s. w. ist ziemlich bedeutend und der Preis geringer als der der Smyrna-Stickerei. E. F.



Bezugsquellen: Hut-Garnituren: M. Levin, C. Hausvolgteiplatz 1; Hutformen: E. Kirchhoff, W. Jägerstraße 23; Hüte: J. Linck, W. Jägerstraße 25; Yalta-Arbeiten: Stiebel & Schmidt, W. Friedrichstraße 78.

Redactions-Post.

Frau Martha L. in B. Zur ersten Communion der Katholiken wie zur Confirmation der Protestanten, bitten Gebet- und Gesang-Bücher, in Elfenbein gebunden, ein ebenso elegantes wie der Feier des Tages angemessenes Geschenk. Dieselben sind mit dem erhaben aufliegenden oder vertieften Kreuze verziert und können auch mit einem Monogramm ausgestattet werden. Die Kunstschnitzerei von E. Linke, Berlin, Friedrichstraße 64, ist die einzige Elfenbein-Waaren-Fabrik Deutschlands, wo dieselben angefertigt werden.

Margaretha B., Berlin. — Das Kunststickerei-Atelier des Fräulein Mathilde Jörres in München, Ottostr. 7, liefert derartige kirchliche Stickereien sowohl fertig, wie auch nur angefangen.

Treue Abonnentin in Wiesbaden. — Musterbücher für das „Spitzenklöppeln nach Tabellen" giebt es noch nicht. Ihren Wunsch haben wir notirt.

R. A. in L. — Für ein bescheidenes Landhaus im Schweizer Stil, wie Sie es im Schwarzwald zu bauen beabsichtigen, würden sich am besten bemalte Bauernmöbel eignen, wie wir solche im Beiblatt zu Heft 3 des laufenden Jahrganges abgebildet haben. J. A. Eysser in Nürnberg liefert dieselben zu durchaus mäßigen Preisen. Für die Möblirung einer Veranda empfehlen sich Tische und Stühle aus Rohr oder Bambus. Diese sind in solidester Ausführung von Anzion und Schnerzel, Berlin SW, Wilhelmstraße 123, zu beziehen.

H. L., Prag. — Eine 10% Lösung von Wasserstoffsuperoxyd, die also in 90 Theilen Wasser 10 W. S. O. enthält, bekommen Sie in jeder guten Apotheke. Genau nach der Vorschrift in Heft 3 angewendet, kann das Verfahren dem Haarboden nicht schaden. Ob Wiederholung nöthig ist, hängt von dem gewünschten Grade der Bleichung ab. Dr. D.

Abonnentin in Marburg. — Die Bezeichnung Revanche-Mantel ist uns nicht bekannt; ohne Zweifel ist der Mantel identisch mit dem, unter dem Namen „Cape" von uns wiederholt veröffentlichten Pelerinen-Mäntelchen. Sie finden einen kleinen Knaben mit einem derartigen Mantel schon in der Nummer vom 1. Januar 1891 unter der Rubrik „Die Mode", und eine der nächsten Nummern bringt wieder einen Knabenmantel mit Capuchon, der jedenfalls Ihrem Wunsche entsprechen dürfte.

Frau Flora in Hamburg. — Für die langen englischen Kleidchen eignet sich am besten eine kurze gezogene Pelerine, oder auch ein kleiner Radmantel, damit der Ausführung Ihres, uns „im Vertrauen" mitgetheilten Planes, nichts im Wege steht, ist unsere Zeitung schon Ihren Wünschen zuvorgekommen. Sie werden mit uns zufrieden sein.

Editha aus Westfalen. Wollen Sie, bitte, den Versuch machen, das Leder mit einer Chlorlösung zu bestreichen.

Frau Irene v. Z. in B. — Die Kaper war auch im klassischen Alterthum schon gekannt und geschätzt. Die von Praxiteles in Stein verewigte schöne Phryne soll ursprünglich Kapernhändlerin in Athen gewesen sein. Es sind die Blüthenknospen des Kapernstrauches, der sowohl im Orient als im südlichen Europa wild wächst, welche man in Essig einlegt, um sie als Saucen-Würze oder Salatschüssel-Garnitur zu verwenden. Echte Kapern müssen olivgrün aussehen, etwa wie grüne Erbsen. Weiche und schwärzliche Kapern taugen nichts. Es kommen vielfach Fälschungen in den Handel. Die Blüthenknospen der einheimischen Kresse werden oftmals sogar durch Kupferzusatz gefärbt und statt der echten Kapern verkauft.

Frau Bertha K. in Berlin. — Gewiß giebt es auch hier Gelegenheit das Bemalen der Photographien zu erlernen. Wollen Sie sich zu diesem Zweck an Frl. Johanna Helfer, Körnerstraße 18, wenden; die Dame übernimmt auch das Bemalen von Portrait-Photographien.

Treue Abonnentin in Trient. — Wenn die Ursache des Haarausfalls, wie es am häufigsten vorkommt, auf Trockenheit der Oberhaut, vielleicht mit gleichzeitiger Bildung der unter dem Namen Schinn bekannten glänzenden Schüppchen beruht, so ist Erweichung der Oberhaut und Entfernung der Schüppchen mit einer guten Kaliseife oder mit dem noch milderen, fünfprocentigen Boraxwasser nöthig. Erst wenn die Haut völlig rein ist und gesund aussieht, wozu die Waschungen öfters wiederholt werden müssen, dürfen hautreizende Mittel, spirituöse Lösungen angewendet werden. Nützt dies nichts oder scheint die Haut nicht ganz gesund, so muß sie von einem Arzte untersucht werden. Der Haarausfall kann nämlich auch durch verschiedene Krankheiten, durch kleine Haarpilze oder durch ein Leiden der Hautnerven bedingt sein, wodurch natürlich ganz verschiedene Behandlung nöthig wird. Dr. D.

Schwarze Seidenstoffe
garantirt rein gefärbte Fabrikate vom Billigsten bis zum Feinsten versendet **porto und zollfrei zu Fabrikpreisen.** Muster umgehend franco.
J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei
Sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und Unverstellbar
Neu! Zusammenlegbare Neu!
Costümfiguren
sind zusammengelegt nur 12 cm hoch
Neu! Stoffbüsten
und **Rohrfiguren** mit **Stoffbüsten**
in neuester Form (lange Taillen).
Jedermann verlange den neuen illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.

Hercules-Kleiderstäbe.
Patentirt im In- und Auslande
sind der beste Ersatz für echtes Fischbein, sie sind garantiert unzerbrechlich und rostfrei, biegsam nach allen Seiten, ohne die Form zu verlieren, verhüten das Durchstoßen und Zerschneiden der Stoffe, mit einem Wort, **Hercules-Kleiderstäbe** sind unentbehrlich für eine jede Dame.
Zu kaufen in den ersten Kurzwaaren- und Posamentier-Geschäften, man achte hierbei genau auf Fabrikmarke **„Hercules".**
Wagener & Schilling, Drahtwaarenfabrik, **Cassel.**

EXCELSIOR
Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.
Excelsior-Unterkleidung
aus unserem echten **Merino-Kammgarn,** ist äusserst dauerhaft, wird nach jeder Wäsche weicher und geht nicht ein.
Zu haben in allen besseren Wirkwaarenhandlungen.

Vornehmste Konfirmations-Geschenke!
Vater Unser
in Bildern von Paul Thumann.
Für Protestanten: Mit einer Dichtung von M. Luther.
Für Katholiken: Mit einer Dichtung von F. W. Weber.
Quartformat. Prachteinband in Kalbleder **15 Mark.** Prachteinband in Kalikо **12 Mark.**
Die Abendmahlskinder.
Von **Esaias Tegnér.**
Illustrirt von **Erwin Oehme.**
Quartformat. Reichster Prachtband.
Preis 12 Mark.
Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Stottern
heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt Honorar nach Heilung **Eisenach** Prosp. gratis
Garteni. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Hollins Merino Strickgarn
HOLLINS & Co.LTD NOTTINGHAM TRADE MARK
ist das Beste für Sommer wie Winterstrümpfe.

Soeben erschien in 2. Auflage
Am Golf von Neapel
Walzer von A. la Guardia. Preis für Clavier 2 Mark. Streichorchester 3 Mark.
Endlich wieder einmal ein Walzer, **welcher die Zuhörer beim ersten Anhören mit sich fortreisst** wie seit Ivanovici's „Donauwellenwalzer" nichts dagewesen ist. Der Walzer wird von **zahlreichen Capellen des In- und Auslandes gespielt** und ist **somit das Zugstück der Ballsaison geworden.** Gegen Einsendung des Betrags in Briefmarken sofort franko zu beziehen durch
Hermann Röder's Musikalienhandlung, Dessau. 2.

Errichtet 1869.
Deutsche Lebensversicherung
Günstige Bedingungen. **Potsdam** Mäßige Prämiensätze.
Die Gesellschaft schließt **Versicherungen** aller Art auf das menschliche Leben unter Gewährung der größtmöglichsten **Vortheile.** Insbesondere Kapitalversicherungen auf den Todesfall, für eine bestimmte Lebensdauer, Kinder-, Militairdienst-, Aussteuer- und Renten-Versicherungen. Als besonders **empfehlenswerthe Versicherung** gilt diejenige nach **Tabelle II** mit Auszahlung des Kapitals im Todesfalle, aber auch schon bei Erreichung eines im Voraus bestimmten Lebensalters. Der **ganze Ueberschuß** gehört den Mitgliedern und gewährt **wesentliche Ermäßigung** der zu zahlenden Prämie durch die sich jährlich **steigernde Dividende.** Letztere gelangt schon im zweitfolgenden Jahre zur Vertheilung, sie hat in den letzten Jahren bis **30% der Jahresprämie** erreicht. Die **Versicherungs-Policen** sind nach kurzer Zeit **unanfechtbar,** auch erfolgt Zahlung, wenn Zweikampf oder Selbstentleibung die Todesursache ist. Die **Auszahlung** der Versicherungskapitalien geschieht **prompt** und **ohne Auszahlungsgebühr.**
Jede nähere Auskunft ertheilen bereitwilligst alle Vertreter der Gesellschaft und
Die Direktion in Potsdam.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blooker's holländ. Cacao

die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).

Frau Therese Franz, nur **Charlottenstr. 76, Berlin**

Erstes und ältestes Atelier für Corsets zur Verschönerung der Figur.

Alleinige in London 1885 m. gold. Med.

Erfinderin des in Brüssel 1888 m. gold. u. silb. Med.

Gleichstellung hoher Schult. u. Hüften.

präm. Corset „Plastik".

Anerkannt vorzügliche Façons für Normalfiguren.

Man beliebe

grat. u. frco. zu verlangen neuesten, mit 56 Illustrat. ausgestatteten, Catalog für

Damen-Mäntel.

Ders. enthält: Regenmäntel 7—48 M., Staubmäntel 10—42 M., Jaquets 6—54 M., Capes 11—42 M., Umhänge 11—75 M. 2c. Versandt nach d. ganzen Welt! Persönl. Besucher wollen direct achten auf die an m. Eingang angebr. Laterne m. d. Nr. 27.

Otto Altenberg (etablirt (1863)

Berlin SW, Markgrafenstrasse 27.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!

"CANFIELD" Schweissblätter.

TRADE-MARK Canfield

Kaltes, geruchlos und wasserdicht. Kein anderes Schweissblatt bes. ist diese Vorzüge. Man beachte das Fabrikzeichen "Canfield"

Canfield Rubber Co., Hamburg.

Dittmar's Möbel-Fabrik,

Berlin C. Molkenmarkt 6.

Gegründet 1836.

Eigene Fabrik mit Dampfbetrieb. Eigene Tapezier- und Dekorations-Werkstatt.

Magazin- und Werkräume stehen zur gefl. Besichtigung offen.

Kunstgewerbliches Etablissement für einfache und reiche

Wohnungs-Einrichtungen,

besonders in den Preisen von M. 1000 bis M. 10000.

Album wie jede wünschenswerthen näheren Auskünfte kostenfrei.

Schmücket Eure Säle

mit den schönsten frischen Blumen der Jahreszeit, als wie Rosen, Nelken, Hyazinthen, Narcissen, Anemonen, Veilchen, Freesien, Reseden, Mimosa, Glayculs tristis u. s. w. Senden Sie Adresse mit Postanweisung an **B. Rimbaud,** horticulteur **Toulon, Var, France,** und Sie empfangen unmittelbar, gleichviel nach welcher Stadt in Deutschland, Verpackung und Transport frei, für sechs Mark einen Korb als Post-Colli mit oben genannten Blumen. Für 2 Mark eine Schachtel, portofrei per Post.

Hauptgeschäft nebst **Restaurant**

Gr. Mittagstisch à la Palais Royal, à Portion 10, 15, 25 und 35 Pf.

Vorz. Table d'hôte, 5 Gänge nach Wahl unter 10 Gerichten deutscher und französischer Küche, à M. 1,50, im Abonn. M. 1,20 excl. Wein. (Wein nach eigener Wahl.) Feine Diners und Soupers u. à la Carte zu civilen Preisen

Leipzigerstr. 119/120 BERLIN W.

„Oswald Nier".

Zum Ungegypsten, Weinhandlung Aux Caves de France.

Seit 1876: 30 Centralgeschäfte und 700 Filialen in Deutschland.

Preise meiner garantirt chemisch reinen, ungegypsten französischen Weine (Natur)

Ausf. Preisliste gratis u. franco.

Types Bordeaux, Burgunder etc.	Früher pro Liter M.	Früher pro Liter Pf.	Jetzt pro Flasche excl. Gl. M.	Jetzt pro Flasche excl. Gl. Pf.	Jetzt pro Liter excl. Gl. M.	Jetzt pro Liter excl. Gl. Pf.
Minerve — Médoc (roth u. weiss)	1	40	—	75	1	—
Garrigues — St. Julien (roth u. weiss)	1	80	—	90	1	20
Clairette — St. Emilion (roth u. weiss)	2	—	1	20	1	60
Plaines du Rhône — Pauillac, (roth)	2	40	1	50	2	—
Baisse — Ungarwein (weiss) . .	—	—	1	95	2	60
Grès-Portwein, Sherry (roth u. weiss)	—	—	1	95	2	60
Château Bagatelle — Burgunder (roth)	3	—	1	95	2	60
Château des deux Tours (roth u. weiss)	3	60	2	25	3	—
Malaga, Madeira, Muscat de Frontignan	—	—	3	75	5	—
Franz. Cognac	—	—	4	50	6	—

Die feinen reinen Bordeaux Marquen:	½ Fl. M.	½ Fl. Pf.	1/1 Fl. M.	1/1 Fl. Pf.
St. Estéphe vieux	2	—	4	—
Margaux vieux	2	50	5	—
Phénix Haut Brion vieux (in Bordeauxflaschen schönster Verpackung)	3	—	6	—
Reines Provenceröl	—	90	1	80

Jetzt

Gustav Fritzsche, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.

Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Elegante Damen-Haar-arbeiten

sauberste Ausführung nach modernsten zu soliden Preisen. **Pariser Modellen**

Albert Rosenfeld, Damen-Friseur. Specialist für Damen-Haararbeiten, Berlin NW, Schadow-Str. 2 part. Fernspr.: Amt I 1208.

Gegen Fettleibigkeit, Corpulenz,

Verfettung der inneren Organe und deren Folgen ist das einzig wirksame eine **Marienbader Cur.** Dieselbe kann man im Hause genau so wirksam, aber bedeutend billiger haben durch Gebrauch einiger Schachteln **„Marienbader Entfettungs-Pillen".** — Dargestellt nach Analyse des Kreuzbrunnens in Marienbad, kein Geheimmittel. **Der Erfolg ist überraschend.** Schachtel 2 M. 50 Pf. zu haben in den meisten Apotheken. **Man verwechsele diese Pillen nicht mit den vom K. Ministerium verbotenen Reductionspillen.**

Das Atelier der Kunststickschule des

Frauenerwerbsvereins zu Dresden,

Ferdinand-Str. 13, II,

empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Verzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren, Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsd. Str. 66 S.-H. I.

VIETOR'sche Kunstgewerbe- und Frauenarbeits-Schule, Wiesbaden.

Gediegene berufsmässige Ausbildung im Kunstgewerbe: Musterzeichnen, Dekoratives Malen, **Kunststickerei.** Vorbereitung zum **staatl. Handarbeitslehrerinnen-Examen. Pension.** Prospecte u. Näheres durch den Director. **Moritz Vietor.**

Franz Christophs Fußboden-Glanzlack

sofort trocknend und geruchlos von Jedermann leicht anwendbar,

in gelbbrauner, mahagoni, nußbaum, eichen u. grauer Farbe, streichfertig geliefert, ermöglicht es, Zimmer zu streichen, ohne dieselben außer Gebrauch zu setzen, da der unangenehme Geruch und das langsame klebrige Trocknen, das der Oelfarbe und dem Oellack eigen, vermieden wird.

Alle Flecke, früheren Anstrich 2c. deckt derselbe vollkommen und giebt gleichzeitig Glanz.

Nach Orten, wo keine Niederlage, Postcolli à Mk. 9.50 franco.

Franz Christoph, Berlin NW, Mittelstr. 11

Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fußboden-Glanzlack. Filiale in Prag-Carolinenthal und Zürich-Außersihl.

4711 EAU DE COLOGNE.

Extrait double mit gothischer Grün-Gold-Etiquette, anerkannt als die beste durch Zuerkennung des einzigen ersten Preises auf der Ausstellung in Köln 1875.

FERD. MÜLHENS „Glockengasse No. 4711" KÖLN.

G. BOEHM'S BRILLANT SILBER-SEIFE

Bequemstes u. billigstes Reinigungsmittel für **Tischbestecke, Tafelgeräthe** 2c. aus jeder Art von Metall Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.

Zu haben in den meisten Silberwaaren-, Seifen- u. Droguen-Handlungen

Gustav Boehm, Offenbach a. M.

Specialität! Jeder Hausfrau und Braut Neu!

z. Anschaffung empfohlen. Etzold's Normal-**Wirthschafts-schrank** Vollständ. Ersatz für die Speisekammer.

Franz Etzold, Tischlerei, Altenburg S.-Alt.

Damenschneiderinnen

giebt von neuesten Stickereien, Passementerien, Spitzen, Knöpfen etc. Muster Auswahlsendungen,

L. Strauss, Wiesbaden.

Nur neueste und aparte Artikel. Billigste Bezugsquelle durch Ersparung der Reisespesen. Stylgerechte Garnituren zu jedem Costüme und jeder Toilette. — **Stoffproben erbeten.** — Jede Stickerei auf einzusendenden Stoff in wenigen Tagen billig und geschmackvoll.

Kinderwagenbazar Max Brinner, Berlin

Jerusalemerstr. 42, I Versandgeschäft Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat, billigste Preise, größtes Lager. Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Ersatz für Seife

Mand., Gurken, Rosen, Veilchen-Emulsionen Parfümerie **Hort. de Goupy, Berlin C. Sophienstr. 25** Spec. Haut-, Körper- und Schönheitspflege.

Eleg. sitzende Costüme, Ball- u. Gesellschafts-Toiletten fertigt L. Rönsch, Wilhelmstr. 5a I.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher **Cacao.** in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Bequemer, vortheilhafter und viel gesünder wie Hefe, Jahre lang haltbar und stets zur Hand ist das bekannte, bestempfohlene Deutsche **Backpulver** aus der Fabrik von **Franz Dietrich,** in **Riegel, Baden.**

Man verlange Preislisten, Zeugnisse 2c. und mache einen Versuch

Versandt in Oesterreich-Ungarn: **M. Weissenberger, Algyö, Com. Csongrád.**

Glasey-Nachtlichte,

Uebertroffen seit 1868, 6 mal prämiirt, Oberste Qualität Amsterdam 1883 und Nürnberg 1885 „Für vollkommenes Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung." Ueberall vorräthig

Clavier- u. Gesangsstund. ertheilt Lehrerin m. best. Ref. Zindel, 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

Junge Dame, gepr. Handarbeitslehrerin ertheilt Unterricht in allen Arten der Spitzenklöppelei. Adr. unter **N. K.** an d. Exp. d. Ill. Frauen-Zeitung.

Damen-Loden

Chic & hochmodern!

Grossartige Sortimente in allen Fabrikaten & Preislagen, auch imprägnirt.

Grösste Neuheit: DAMEN-LODEN von Ziegenhaaren

in Weichheit & Elastizität unerreicht. Sehr feines solides Tragen.

en gros-Export - en detail.

Einzige Bezugsquelle in Deutschland.

Modewaaren-Geschäfte auf grösseren Plätzen erhalten Alleinverkauf. Agenten gesucht. Muster & Waare franco

München — gegenüber den Fürstenhäusern — **Billardtuch Manufactur.**

Spezialität: Billardtuche grösstes Lager des Continents, 21 Qualitäten.

Unübertroffen!

Ueberall käuflich.

Rein seidene farbige Merveilleux Mk. 1,90

bis M. 5,50 Mtr. und alle anderen Webarten in unübertroffener Auswahl liefert in einzelnen Kleidern oder Stücken zu billigen festen Fabrikpreisen die Seidenwaaren-Fabrik

Crefeld. Michels & Cie., Berlin W., Leipzigerstr. 101.

Königl. ndl. Hoflief. Lieferanten d. Deutschen Offiziervereins u. d. Deutschen Beamtenvereins. Proben postfrei.

Praktisches Geschenk!

Gartenbuch für Hausfrauen

v. Henriette Davidis u. J. Hartwig. 445 Seiten. 8°. 16. Auflage, geheftet 3 M., eleg. geb. 4 M. Verlag von **Jul. Baedeker** in **Leipzig.**

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten

Herausgegeben von

Frieda Lipperheide.

III. Sammlung (25.—36. Blatt).

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-Format. — In Mappe. Preis 3 Mark.

Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniß, 40 Pfennig.

25. Leder-Schnitt mit farbiger Bemalung. Modern-Arbeit.
26. Aufnäh-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.
27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
28. Flechtenstich-Stickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
30. Flachstickerei. Italien XVII. Jahrhundert.
31. Flach- und Plattstich-Stickerei. Moderne Arbeit.
32. Flechtenstich- und Flachstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert.
33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.
34. Südslavische Stickmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.
36. Orientalische Stickmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. April 1892. — XIX. Jahrgang. Heft 7.

Adalbert von Hanstein.

Nach einer Photographie von Geschwister Marschalk, Berlin.

Seit der Aufführung der „Königsbrüder" im Berliner Theater ist die deutsche Bühne um einen jungen Dichter reicher, der im Drama hohen Stils Bedeutendes zu leisten verspricht. Das will viel sagen in einer Zeit, deren materialistische Weltanschauung der Verklärung des Wahren durch das Schöne abgeneigt zu sein scheint. Der unbestrittene Erfolg des Erstlingswerkes von Adalbert von Hanstein hat unwiderleglich bewiesen, daß es mit dem Jambendrama denn doch nicht zu Ende geht, wie uns die Ibsen-Schwärmer und Gerhard Hauptmann-Verehrer glauben machen möchten. Nicht der klingende Vers, nicht die schöne, blühende Sprache allein waren es, die Herz und Sinn des Publicums gefangen nahmen, sondern das echt dramatische Leben, das in dem Bühnenwerk Hanstein's pulsirt. Heinrich der Vogelsteller, Otto der Große und sein Bruder Heinrich stehen unserem Empfinden fern; wenn es dem Dichter trotzdem gelungen ist, sie uns menschlich näher zu bringen, so hat er eben aus jener poetischen Kraftfülle heraus geschaffen, die auch historische Schattenbilder mit neuem Leben zu erfüllen weiß. Der Streit der „Königsbrüder" um Thron und Liebe tobt sich nicht in lärmenden Phrasen aus, er beruht auf dem tiefinnerlichen Gegensatz des Herrschers, der nur seine Königspflicht kennt, zu dem „Sonnen-Jüngling" mit dem weichen Herzen, der es Allen recht machen und Niemand verletzen möchte. Daß Heinrich, um seine Empörung gegen den Bruder zu sühnen, gerade die Liebe des Volkes zum Opfer bringt, daß er in edler Selbstverleugnung sich durch scheinbare Todesfurcht in den Augen seiner Anhänger verächtlich zu machen sucht, das ist einer jener Züge, die nur der echte Dramatiker seinen Helden zu verleihen vermag. „Die Liebe tödten", um ein durch ihre Vermittelung begangenes Unrecht gut zu machen, dieser poetische Grundgedanke ergriff mächtig und riß, den harmonisch in der Versöhnung der Brüder ausklingenden Schlußact beherrschend, das Publicum zu rauschendem Beifall fort.

Adalbert von Hanstein, der sich bisher nur als Lyriker einen Namen gemacht hat, ist ein Sohn des bekannten Bonner Professors der Botanik. Auch er hat in Bonn und Berlin Naturwissenschaften studirt, um sich nach Erwerbung des Doctortitels ausschließlich dem dichterischen Schaffen zu widmen. Der kaum Dreißigjährige hat sich mit einem Schlage die Bühne erobert, auf der er bald mit reiferen Schöpfungen seiner reichen dichterischen Begabung erscheinen dürfte.

M.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Am 7. März feierte Elise von Hohenhausen ihren achtzigsten Geburtstag. Prinz Georg von Preußen war persönlich in der Wohnung der hochbetagten Schriftstellerin erschienen, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen. Frau von Hohenhausen hat verhältnißmäßig spät angefangen, ihre Arbeiten zu veröffentlichen: ihr eigentliches Wirken umfaßt nur einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren. Die Herzensgeschichten historischer und literarischer Persönlichkeiten sind das Thema, das sie mit Geschick und Erfolg immer von Neuem variirt hat, und es gab eine Zeit, wo die „berühmten Liebespaare" auf dem Büchertische einer Dame nicht fehlen durften. Die Greisin erfreut sich einer seltenen körperlichen und geistigen Frische und liebt es noch immer, von Zeit zu Zeit in ihrem mit allen möglichen Andenken und Erinnerungszeichen geschmückten Salon einen Kreis anerkannter Autoren und jüngerer aufstrebender Talente um sich zu versammeln.

Wien. — Der hundertjährige Todestag Mozart's hat eine Unzahl von Erinnerungen an den großen Componisten wachgerufen, aber eine bescheidene Stätte seines Wirkens ist der unverdienten Vergessenheit anheimgefallen. Mozart hat der Tochter des Professors der Botanik, Baron Nikolaus von Jacquelin, ein Trio gewidmet. Der gelehrte Herr hatte in der Neugasse Nr. 14 seine Dienstwohnung und ließ seiner begabten Tochter Franziska von dem kaiserlichen Kammer-Componisten Klavier-Unterricht geben, die Stunde für einen Golddukaten. Franziska von Jacquelin war nicht nur eine Schönheit, sondern hatte auch eine seltene Geistesbildung genossen: sie verstand und sprach mit gleicher Fertigkeit Latein, Englisch und Französisch. Das anmuthige junge Mädchen mag auf das empfängliche Herz ihres Lehrers nicht ohne Eindruck geblieben sein. Wenn er sie auch bisweilen in übler Laune ungeduldig anfuhr: „Wie kann man nur so dumm sein und das nicht begreifen," so hat er ihr doch jenes bereits erwähnte Trio gewidmet, das in dem großen, nach dem botanischen Garten hinausgehenden Zimmer links vom Eingange des Hauses Neugasse Nr. 14 zum ersten Male zur Aufführung gekommen sein mag.

Gmunden. — Pauline Lucca veranstaltet, gleich ihrer berühmten Collegin Adelina Patti, in ihrer Villa in Gmunden während der Monate Juni, Juli und August Opernvorstellungen vor geladenen Gästen. Sie verfolgt dabei ernsthafte gesangs-pädagogische Zwecke und hat einen Kreis von jungen Damen um sich versammelt, die sie für die Oper ausbildet. Den dramatischen Unterricht leitet der bekannte Baßbuffo Robert Müller. Ihre Lieblingsschülerinnen, die Coloratur-Sängerin Maxima Claron und die Mezzosopranistin Josefina Cancola, werden im Herbst zum ersten Male am Stadttheater in Olmütz die Bühne betreten. Pauline Lucca hat, ihrer eigenen Laufbahn eingedenk, alle ihre Schülerinnen verpflichtet, ihre Thätigkeit an kleinen Theatern zu beginnen, um sich so die nöthige Routine anzueignen.

Paris. — Der Zusammenhang zwischen der französischen Republik und der orleanistischen Monarchie ist gesichert, die Legitimität der Familie Carnot ist unwiderlegbar erwiesen. Es hat den Genealogen viel Mühe gekostet, aber es ist gelungen. Zu den Vorfahren Madame Carnot's gehört ein Herr Hélié d'Aligé, Baron de Saint-Cyran, der mit Madeleine Hotman, der Tochter Timoléon Hotman's, Herrn von Fontenay, vermählt war. Timoléon Hotman aber war ein Enkel des Rechtsgelehrten François Hotman, eines der Reformirten, die an der Verschwörung von Amboise theilnahmen. Von François Hotman leiten in weiblicher Folge die Prinzen von Orléans ihren Ursprung ab. Die Verwandtschaft mit den Kronprätendenten mag Madame Carnot's Stolz und Freude sein, den Radikalen, die in der Familie des derzeitigen Präsidenten schon lange Aristokraten-Blut witterten, bereitet der neue Stammbaum viel Schmerz und Unruhe.

— Die Herzogin von Uzès ist ein Liebling der Pariser Gesellschaft, und sie verdient diesen Vorzug durch ihre glänzende Begabung. Als Bildhauerin hat sie sich durch eine Statuette der Jeanne d'Arc, als Malerin durch ihr glänzendes Colorit, als dramatische Dichterin durch das Schauspiel „Herz und Blut", als Novellistin durch „Julien Masly" bekannt gemacht, aber auf keinen Titel ist sie stolzer, als auf den der „Guten Herzogin". Sie übt die Wohlthätigkeit wie eine persönliche Herzenssache und scheut niemals die fünf oder sechs Stockwerke, die sie erklimmen muß, um zu ihren Armen und Kranken zu gelangen. Ihre Concurrentin in der Linderung der Noth ist — Louise Michel, die Communarde. Die beiden, so verschiedenen Lebenskreisen angehörigen Damen sind durch Zufall in persönliche Beziehungen getreten. Sie hatten sich bei einem gemeinschaftlichen Pflegling getroffen, und als dieser kurz darauf gestorben war, sandte Louise Michel der Herzogin aus

Foulard-Seide

Mk. 1.35 p. M.

bis Mk. 5,85 (ca. 450 versch. Dessins) hell-, mittel- und dunkelgrundig, Ranken, kleine und große Dessins, gestreift, karrirt, Blumen-Effecte ꝛc. — vers. roben- und stückweise porto- und zollfrei in's Haus die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflieferant) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Seidene Bastkleider

Mk. 16.80 Pf.

per Stoff zu einer Robe und bessere Qualitäten versendet porto- und zollfrei die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflieferant), **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Gloria-Seide

für Staub- und Regenmäntel ꝛc.

Hercules-Kleiderstäbe.

Patentirt im In- und Auslande

sind der beste Ersatz für echtes Fischbein, sie sind garantiert unzerbrechlich und rostfrei, biegsam nach allen Seiten, ohne die Form zu verlieren, verhüten das Durchstoßen und Zerschneiden der Stoffe, mit einem Wort, **Hercules-Kleiderstäbe** sind unentbehrlich für eine jede Dame.

Zu kaufen in den ersten Kurzwaaren- und Posamentier-Geschäften, man achte hierbei genau auf Fabrikmarke **„Hercules".**

Wagener & Schilling, Drahtwaarenfabrik, **Cassel.**

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts

Hohenzollern-Galerie am Lehrter Bahnhof

— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890 —

9 Vorm. bis 11 Ab. 1 M., Kinder 50 Pf.

Junges Fräulein,

evang., gebildet, aus guter Familie sucht Stellung **als Stütze der Hausfrau oder zu Kindern.** Auch ins Ausland. Gefl. Off. sub. **T. 5656** an **Rudolf Mosse, Stuttgart** erbeten.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren, Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W. Potsd. Str. 66 G.-H. I.

Solide Badeeinrichtungen für 38 Mk. lief. L. Wehl, Berlin W, 41. Pr.-Crt. gr.

BLEICHSUCHT.

„Dreitheiliges Eisenmittel"

— nach ärztlichem Recept —

rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.

— Prospecte gratis. —

Sternapotheke, Münster i. W.

Bad Elster (Königreich Sachsen).

Saison Mai-October.

Prospecte gratis und franco.

Königliche Baddirection.

Bad Cudowa, Reg.-Bezirk Breslau.

Eugen-Quelle. Einzige **Arsen-Eisenquelle** Deutschlands, gegen Blutarmuth, Dyspepsie, Neurasthenie, Neuralgie, Krämpfe. **Gotthold-quelle, Lithion-Stahlquelle,** gegen chronische Katarrhe der Nieren und Blase, des Magens, der Lunge, Harnsäureanhäufung, Darmträgheit und Hämorrhoidal-Zustände. Zu beziehen durch die Brunnen-Direction, alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung „Styria" in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.

Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—.)

Fortsetzung von Text und Illustrationen auf der nächsten Seite.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem Nachlasse als Andenken eine unscheinbare Handarbeit, mit dem Bemerken, daß sie es nicht persönlich überbringen könne, da sie selbst das Bett hüten müsse. Sofort machte Madame d'Uzès bei ihrer Genossin in der Wohlthätigkeit einen Krankenbesuch, und die „gute Herzogin" und die „gute Communarde" drückten sich gerührt die Hände.

London. — Anna Femina Clough, eine energische Vertreterin der Frauenrechte, ist in Cambridge gestorben. Ein halbes Jahrhundert lang hat sie danach gestrebt, der Frau den Universitäts-Unterricht zu erschließen, und vor zwei Decennien sah sie ihre Mühen mit Erfolg gekrönt. Im Anfang der siebziger Jahre wurde sie von dem Rector der Universität Cambridge berufen, um dort ein College für weibliche Studenten zu begründen. Schon im Jahre 1875 zählte das von ihr organisirte Newenham-College fünfzig Schülerinnen und mußte 1881 und 1888 durch Neubauten erweitert werden. Unter den Professorinnen, die Miß Cough im Unterricht zur Seite standen, befand sich auch die Tochter Mr. Gladstone's, und sie erlebte die Genugthuung, daß der Staat das Fortbestehen des Instituts durch Bewilligung zureichender Geldmittel sicherte. Nicht nur die geistige Ausbildung, die den jungen Damen zu Theil wurde, entsprach völlig der ihrer männlichen Commilitonen, Miß Cough sorgte dafür, daß sie sich mit gleichem Eifer den auf englischen Universitäten beliebten Leibesübungen widmeten. Das Newenham-College diente als Muster zur Errichtung des nach ähnlichen Principien geleiteten Girton-College in Oxford, so daß Miß Cough mit Recht als Begründerin des weiblichen Universitäts-Studiums in England bezeichnet werden darf.

— Die Malerin Miß Clara Montalba ist zum ordentlichen Mitgliede der Londoner Gesellschaft der Aquarellisten ernannt worden und hat damit das schätzbare Recht erworben, hinter ihren Namen die Buchstaben R. W. S. zu setzen. Bis vor Kurzem war es statutenmäßig untersagt, diese ehrenvolle Erlaubniß auf ein weibliches Wesen zu übertragen. Miß Montalba theilt die Ehre mit einer einzigen Dame, mit Mrs. Allingham, die vor etwa zwei Jahren nach Aenderung der Statuten zum Mitgliede gewählt wurde.

Rom. — Wilhelm Jensen, dessen Novelle „Die Wunder auf Schloß Gottorp" wir soeben veröffentlichen, weilt augenblicklich in Rom, wo sich seine jüngste Tochter mit einem der beiden jüngeren Söhne des Herzogs Georg von Meiningen verlobt hat. Der Prinz hat die künstlerischen Neigungen seines Vaters geerbt und bildet sich mit Eifer zum Maler aus. Die Einwilligung des Herzogs zu der Verbindung mit der Tochter des Schriftstellers erfolgte umgehend und in den herzlichsten Ausdrücken.

Chicago. — Die Weltausstellung im Jahre 1893 nimmt immer gewaltigere Dimensionen an, und das der Frauenarbeit ausschließlich gewidmete Gebäude wird einen der Hauptanziehungspunkte bilden. Vierhundert Fuß lang und halb so tief erhebt sich seine mächtige, in italienischer Renaissance gehaltene Façade hoch über die Masse des ganzen Ausstellungs-Complexes. Der weite Raum, auf den sich die Gebäude vertheilen, hat zu einer Erfindung geführt, die auch den körperlich Schwachen und übermäßig Bequemen gestattet, einen Ueberblick über die ganze Ausstellung zu gewinnen, ohne daß sie sich vom Platze zu bewegen brauchen. Man hat eine Plattform construirt, die etwa tausend Personen faßt. Durch Elektricität getrieben, gleitet sie langsam über die ganze Fläche hin. Ihre Bewegung ist kaum merklich, und die Insassen sind somit in der Lage, sich in aller Ruhe über das weite Gebiet des modernen Cultur-Fortschrittes, wie ihn die Ausstellung zur Anschauung bringt, zu unterrichten. Daß dieses auf bequemstem Wege gewonnene Wissen ein besonders gründliches wird, ist nicht zu hoffen; vortheilhaft ist die echt amerikanische Einrichtung jedenfalls — für die Erfinder.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die Kinder stehen zu der Mode in einem ganz eigenen Verhältniß, in einem indirecten so zu sagen, denn sie können mit der gebietenden Macht nicht selbst unterhandeln wie die Erwachsenen, und nach eigenem Geschmack und unter eigener Verantwortung aus dem Gebotenen wählen, was ihnen zusagt, sondern an ihrer Stelle führen die Mütter die Verhandlungen, und jene haben sich dem Beschluß zu fügen. Ob das Resultat nicht manchmal ein ganz anderes sein würde, wenn man der kleinen Gesellschaft in ihren Toiletten-Angelegenheiten das Recht der Selbstbestimmung zugestände! Denn so eitel Kinder zu sein pflegen — die jungen Herren der Schöpfung nicht minder als die kleinen Mädchen, — so gern sie außergewöhnlicher Herrlichkeit willen manche Unbequemlichkeit in den Kauf nehmen, für ihre tägliche Gewandung dürfte ihnen sicher nur das Zweckmäßigkeits- und Bequemlichkeits-Princip maßgebend sein. So würden sie sich augenblicklich wohl einstimmig gegen die übertrieben langen, der freien Bewegung unendlich hinderlichen Kleidchen, Röckchen und Mäntelchen erklären, die eine spielende Laune amerikanischer Mütter ins Leben gerufen, und die in Frankreich und England theilweise Nachahmung finden. „Aber die Kleinen sehen so drollig aus in den fast schleppenden Gewändern," meint eine eitle junge Mama, die in „Baby" nur die lebendige Puppe sieht. Als ob Kinder nicht in Allem und Jedem reizend erschienen, — nicht durch das, was sie tragen, sondern oft trotz dessen! Das übermäßig lange Kleid wird immer den

Eindruck einer Maskerade machen, und als solche mag es gern gelten, aber als herrschende Mode werden wir es nie gut heißen, sondern nach wie vor den bewährten, Gefälligkeit mit Angemessenheit vereinigenden Formen das Wort reden. In dieser Absicht führen wir unseren Leserinnen heute einen ganzen, lustigen Kinderreigen in Bildern vor, die besser als ausführliche Beschreibungen zeigen, wie gut Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit sich verbinden lassen. An dem „Hänger" der Jüngsten und dem schlichten Kittelkleidchen ist die etwas größere Länge durchaus berechtigt, während das russische Blusenkleid nicht weit über die Kniee herabfällt. Jacken- und Mantelform entlehnt das Töchterchen der Mama und fühlt sich besonders in dem langen krausen Pelerinen-Mäntelchen durchaus als kleine Dame. Bis es dann freilich zu einer solchen wird, hat es erst noch die Freuden und Leiden des Backfischens durchzumachen, dem die Toilettenfrage ganz besondere Schwierigkeiten bietet. Glücklicher als augenblicklich hat die Mode diese aber wohl selten gelöst: die Miederkleider, die faltigen Blusen mit Passe und breiter Schärpe, wahren den jugendlichen Figuren die kindliche Schlankheit und gleichen doch alles Eckige und Ungraziöse derselben gefällig aus. T. G.

— Man möchte die Feder mit dem Pinsel vertauschen, wenn es gelten soll, den Leserinnen auch nur einen Begriff zu geben von den neuen Frühjahrs- und Sommerstoffen, — von Mannigfaltigkeit und Reiz der Gewebe und Farben! Mit dem niederdrückenden Gefühl der Unfähigkeit, durch das Wort all dem Duft und Zauber gerecht zu werden, sieht man die Herrlichkeiten vor sich, die nur auf beständigeren Sonnenschein warten, um ihren Triumphzug anzutreten. Es liegt eine eigene Poesie in diesen bald unendlich zarten, bald ungewöhnlich schweren und reichen Geweben, in dem raffinirten Gemisch von Gröbstem und Feinstem, Kostbarstem und Geringstem, wie es uns z. B. in einem Stoffe aus abwechselnd hellblau seidenen und hell modefarbenen, kräftigen wollenen Streifen, oder in einem leichten Gazegewebe mit schmalen, fast bortenartigen Baumwollenstreifen entgegentritt. Hier ist die Gaze, dort die Seide glatt, während die eingewebten Streifen gekreppt erscheinen. Dies Bestreben, selbst den leichtesten Geweben einen gewissen Halt zu geben, die glatten Flächen in der einen oder anderen Weise zu mustern, läßt auf die Absicht schließen, die schlichten, eng anliegenden Kleiderformen im Allgemeinen für den Sommer beizubehalten. Selbst Foulard und Pekin verzichten auf die ihnen bisher charakteristische Schmiegsamkeit zu Gunsten größerer Consistenz und einer stärkeren Appretur, ohne welche die langen Zwickelröcke eine gar traurige Figur machen würden. Die uns vorliegenden Stoffproben zeigen neben den bekannten mille fleurs-Mustern auf schwarzem oder farbigem Grunde, — darunter als sehr apart rosa Blümchen auf Flaschengrün, — die größeren Streublumen, z. B. Veilchen, auf rosa, helllila, elfenbein-farbenem oder grauem Grunde, ferner große weiße Motive mit Vorliebe auf Marineblau, Papierblau und Lachsfarben, hier und da noch durch schwarze Streifen gehoben oder durch eingewebte Muschen gemustert, die dem Stoff mehr Körper verleihen. Dazwischen fällt uns ein weicher Sergestoff auf durch seine sehr reizvolle Farben-Zusammenstellung: resedagrüner Grund, durch feine rosa, hellblaue und hellgrüne Linien in breite, mit weißen Punkten gemusterte Streifen eingetheilt. Für elegante jugendliche Sommer-Toiletten sind Pekins mit feinen farbigen Streifen auf weißem Grunde und graziösen Blumenranken zwischen den Streifen bestimmt. Selbst die Bastseide muß sich eine Farbe in Farbe eingewebte Musterung und schmale weiße Streifen gefallen lassen. Den Wollmusselins der letzten Jahre ist ein bedeutender Rivale entstanden in den mannigfaltigen wollenen Kreppgeweben, deren stumpfe Wirkung dem Glanz des Foulards oft vorgezogen wird. Nur ist der Krepp selten glatt, sondern in sich oder in kleinen Mustern, auch streifenweise gekreppt.

Als erste Vorläufer des Hochsommers sind die baumwollenen Kreppstoffe zu begrüßen, die wiederum dem Satin und Batist Concurrenz machen. Auch den einst so allmächtigen schwarzen Barège- und Grenadine-Stoffen ist in gemustertem, durchsichtig klarem Krepp ein eleganterer Nachfolger erstanden. Unter den practischen, einfachen Wollstoffen, die immer die breite Grundlage der Frühjahrs-Toilette bilden werden, tritt Beige wieder auffallend hervor in den distinguirten zarten Tönen: écru-, mode- und rehfarben, oder, wie es in diesem Jahre heißt ‚bise', die durch eingewebte Bordüren in matten Farben kleidsam und freundlich gehoben werden.

Zum Schluß des Carnevals und zum Beginn der Saison der Hochzeiten sind Neuheiten erschienen, die wir wenigstens erwähnen möchten: ganz leichte, sammetartig kurz geschorene Seidenplüsch-Gewebe, changirender Sammet z. B. mit rothseidener Kette zu grünem Einschlag, schwerer Seidentaffet, gestreift und zugleich changirend, und endlich eine Art Repsseide, die ihren Namen „nacré" durch ein moirirtes Changeant in den Perlmutterfarben Grün und Rosa rechtfertigt. T. G.

Paris. — Wer nicht an schönen Tagen im Tuilerien-Garten oder in den Champs Elysée dem bunten Treiben unserer jüngsten Generation zugesehen, der macht sich kaum eine Vorstellung von der Eleganz und dem Luxus dieser kleinen Welt. Seide, Sammet und Spitzen sind der zärtlichen Mama gerade gut genug für ihre Lieblinge, deren Toilette mit derselben Wichtigkeit behandelt wird, wie die eigene. Unsere deutschen Leserinnen mögen darüber wohl etwas anders denken, und deshalb haben wir zwischen all den kleinen Wunderwerken dasjenige ausgewählt, was auch einem gediegeneren Geschmack und dem einzig richtigen Princip der Einfachheit für die Kinder-Garderobe entspricht. — Das russische Kittelkleidchen z. B., welches man für kleine Knaben so lange als möglich dem Anzug mit Beinkleid vorzieht, ist bei aller Schlichtheit der Form sehr zierlich und je nach der Ausführung in Tuch, Sammet mit Wollstoff, oder Seide mit Wollstoff, mehr oder weniger elegant. Für eine Hochzeit bestimmt war das kleine Modell aus himmelblauem Seidenreps; gleichfarbener Sammetvorstoß um den unteren Rand, leichte Stickerei auf den Falten des Kittels nebst Passe und Manschetten aus irischer Spitze bildeten die zierliche Ausstattung.

Junge Herren über acht Jahre sind bereits sehr stolz auf ihren Ueberzieher, der die meist schlanken Figürchen auch am flottesten kleidet, besonders in der uns vorliegenden Form mit stark geschweifter Rücken- und Seitennaht. Als Material sind die wolligen, rauhen Stoffe dieses Jahres sehr geeignet; die hellgraue Vorlage war überdies mit Revers und Taschentheilen aus dunkelblauem Sammet ausgestattet, die mit gleichen Kniehöschen übereinstimmten. Unter dem Ueberzieher zu tragen, empfiehlt sich ein Kittelchen aus feinem grauen Wollstoff, dessen Stehkragen über dem Umlegekragen des Mantels sichtbar wird.

Für das Alter, das zwischen kleinen Knaben und Mädchen noch kaum einen Unterschied macht, ist ein Pelerinen-Mäntelchen aus saphirblauem, weichem Cheviot bestimmt. Die Ränder sind mit ganz schmalen Passementerien in der Farbe des Stoffes oder mit Silberlitze besetzt; zu dem einen oder dem anderen passende Knöpfchen begleiten bis zur Taille den durch Haken und Oesen bewirkten Schluß. Das Hütchen aus feinem grauen Filz ist mit Sammet und mit einer Schleife garnirt.

— An eleganten Morgenröcken in den zarten Tönen feiner Wollstoffe bevorzugt man den Ausputz von goldenen Schnüren und Borten. Sehr apart wirkt ein weißes Unterkleid aus fächerplissirtem Wollstoff, über das ein spitz ausgeschnittener, an den Seiten und hinten geschlitzter, ärmelloser Ueberrock aus lichtgrauem Tuch fällt, ringsherum mit Goldborten besetzt und an den Seiten zum Knöpfen eingerichtet. Die schmale Sammetpuffe um den unteren Saum bildet einen hübschen Abschluß. Auf der Achsel halten goldene Agraffen das Uebergewand scheinbar zusammen; eine Goldschnur umschließt die Taille.

— Manch zierliches kleines Füßchen bequemt sich ungern der nüchternen, eckigen Form des englischen Schuhes; besonders die Französin hat sich immer dieser Mode zu entziehen gewußt. Sie trägt für die Promenade, wie in Gesellschaften, mit Vorliebe den ausgeschnittenen Schuh aus schwarzem Lackleder mit hohem Absatz. Eine große silberne Schnalle erscheint durch den schmalen Riemen, welcher zugleich den Schluß vermittelt, festgehalten. Hinter der Schlußeinrichtung ist eine hohe, steif abstehende Patte befestigt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Neben der Straußenfeder, die der Nachfrage nicht mehr genügt, sind vor Allem die buntschillernden Federn des indischen Fasans zu Ehren gekommen. Nicht allein die kokette Toque, welche neuerdings in der Art des früheren Baretts wieder tief in die Stirne gesetzt wird, macht man daraus, sondern auch die Krempen runder Hüte. Innen und außen erscheinen dieselben dicht mit den kleinen Federchen bedeckt, während der Kopf aus Stroh besteht. Die Garnitur bildet eine hochstehende Aigrette.

— Es ist etwas Eigenthümliches um diesen ersten Frühlingssonnenschein! Fast ist er grausam in all seiner herzerquickenden Herrlichkeit, in seiner sieghaften Helle, die alle noch so kleinen Schäden verblassender Herrlichkeit aufdeckt und nichts Verblichenes dulden will. Dies gilt im Besonderen von unserer Toilette; — was gestern unter einem grauen Himmel noch hübsch und selbst elegant erschien, das dünkt uns heute unmöglich, und das Neue, Frische wird zur unerbittlichen Forderung. Dann werden die Schneider-Ateliers gestürmt; — nicht nur „neu" im gewöhnlichen Sinne, sondern auch neu, „inédit", als Form und Zusammenstellung soll der Anzug sein. Das ist für die Uebergangs-Toilette besonders schwer, denn die Wahl der Stoffe wird immer in erster Reihe auf leichte Tuche, Cheviot und die englischen home-spun Gewebe beschränkt bleiben, sobald es sich um einen ausschließlichen Promenaden-Anzug handelt. Zur Besuchs-Toilette sind glatte, mehr noch gestreifte Seidenstoffe an Stelle der broschirten getreten, — dem Peliné läßt sich schon jetzt die sommerliche Herrschaft prophezeien. Soll unter den Farben, von denen keine ausgeschlossen ist, eine oder die andere hervorgehoben werden, so könnten es nur Grün und das röthliche Heliotrop sein, — die Pariserin läßt sich bei der Wahl der Farbe weniger von der Mode als von der Kleidsamkeit bestimmen. — Ein Prinzeßkleid aus hell-russischgrüner Popeline war um den unteren Rand von einem dunkleren Sammetstreifen und einer Bandtüsche umgeben. Als Vervollständigung diente die Pelerine aus schwarzer Guipure, mit langen Shawl-Enden. Für das jugendliche Promenadenkleid aus zimmetfarbenem Tuche sind Randstreifen, Passe und Aermel in dunklerem Tuch gehalten, mit dessen Farbenton die Bandrüsche harmonirt. Besonders gefällig wirkt der epaulettenartige Ueberärmel, der im Verein mit der langen Paletot-Taille dem Kostüm einen promenaden-gerechten Charakter verleiht. B.d.G.

* * *

— Der Ruhm Frankreichs läßt Alt-England nicht schlafen. Paris hatte seine „grünen" Nelken, London war es vorbehalten, die „blaue" Rose zu Ehren zu bringen. Natürlich, konnte ein so tiefer Eingriff in die althergebrachten Rechte der Natur nur von dem großen ästhetischen Reformator Oskar Wilde ausgehen, dem es seinerzeit gelungen ist, die Sonnenblume in Toilette und Decoration einzuführen. Bei der Darstellung seines neuen Stückes „Lady Windermere's Fächer" im St. James-Theater trat ein Stutzer mit einer „blauen" Rose im Knopfloch auf. Das genügte, um das ganze fashionable London in Aufregung zu bringen. Blaue Blumen sind in der gegenwärtigen Jahreszeit ausnehmend selten und passen so prächtig zu dem modernen Türkisen-Schmuck. Der Laden des Gärtners Goodyear in der Royal Arcade ist von Käuferinnen des neuen Kunstproductes belagert, und die „blaue Blume" hat in unserem prosaischen Jahrhundert eine Bedeutung gewonnen, von der sich die Romantiker, deren Symbol sie war, nichts träumen ließen.

— Der Duft hat von jeher in der weiblichen Toilette eine große Rolle gespielt, aber das Maß seiner Anwendung entzieht sich leider bei der Flüchtigkeit und Veränderlichkeit der Essenzen der nöthigen Controle. Ein großer Theil der gebräuchlichen Parfüms nimmt mit der Zeit einen unangenehmen Patschouli-Geruch an, der schwer zu beseitigen ist. Heliotrop ist das Parfüm des Augenblicks. In winzige Riechkissen in den Wäsche- und Kleiderschränken vertheilt, niemals direct und kurz vor dem Ankleiden aufgetragen, umduftet es die ganze Persönlichkeit mit zartem Wohlgeruch, der niemals aufdringlich wirkt.

— Die Königin Margherita erschien jüngst bei einer Hofgesellschaft mit einem kostbaren Brillant-Diadem, dessen Spitzen sich, vom Scheitel abgeschrägt, an das Haar des Vorderkopfes anschmiegten. Sie hatte den bekannten Schmuck, der schon oft ihre schöne Stirn geziert, einfach umgedreht. Ein Diadem, mit den Spitzen nach unten getragen, das kann sich nur eine Königin erlauben, und auch nur dann, wenn sie gleichzeitig eine schöne Frau ist.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Aus unserer modernen Zimmer-Einrichtung ist das reine Weiß, das vor Jahren eine hervorragende Stelle einnahm, fast verbannt und durch eine Fülle fein getönter, oder reiner, satter Farben ersetzt, die überall in Stickereien und Decken aller Art wiederkehren und den behaglichen Räumen so zu harmonischem Schmucke gereichen. Auch zu den kräftigen Häkelarbeiten, welche sowohl selbständig auftreten, wie als Lambrequins von Fenster- und Thürvorhängen oder Körben erscheinen, finden bunte Farben mit Vorliebe Anwendung. Diesen, häufig mit Gold gemischten, leuchtenden Farben gesellen sich neuerdings größere Muster-Figuren zu, die man mit Hülfe von Pappformen verschiedenster Art gleichmäßig gestaltet. Außer dem hübschen Aussehen haben die vielfarbigen Häkelarbeiten vor den farblosen den Vorzug, daß sie selbst in Herren-Zimmern gelitten werden.

Leider waren die bisherigen bunten Garne ziemlich steif und spröde, daher nicht bequem zu verarbeiten; daß die farbigen Häkelarbeiten trotzdem so rasche Verbreitung fanden, bietet den sichersten Beweis für ihre Zweckmäßigkeit. Hier tritt nun zu rechter Zeit ein neues Glanz-Leinengarn auf, das weich und schmiegsam ist, und dessen gleichmäßig runder Faden die Arbeit ungemein erleichtert. Der seidige Glanz und die reiche Auswahl der Farben sichern dem neuen Material eine gute Aufnahme. Durch den kräftigen Faden dieser bunten Garne wird die Arbeit eine rasch fördernde, die auch bei älteren Damen um so mehr Anklang findet, als sie die Augen nicht angreift.

Unsere beigegebene Abbildung gilt einer verkleinerten Musterkarte des Glanz-Leinengarnes (Nr. 9), auf welcher neun Farben in verschiedenen Tönen vertreten sind, getrennt durch krausen Goldfaden, dessen Stärke mit dem des Garnes übereinstimmt. Letzteres ist in Knäueln von 50 Gramm (zu 80 Pfg.), der Goldfaden auf Rollen von 25 Gramm (80 Pfg.) durch Joh. F. Quilling, Frankfurt a. M., zu beziehen. E. F.

— Der alte Brauch, zum Osterfeste einander allerlei kleine Ueberraschungen zu bereiten, beschäftigt allerorten viele fleißige Hände, um mit Nadel und Faden oder Pinsel und Farben die mannigfaltigsten Gegenstände zu verzieren, bei denen naturgemäß die Eiform vorherrscht. Gar manches hübsche Kunstwerk auf Porzellan, Elfenbein, Holz, Alabaster verdankt der Osterzeit sein Entstehen. Aus Papiermaché gefertigte, mit Gypsmasse überzogene Eier, die zum Oeffnen eingerichtet sind, können mit Oel- wie mit Aquarell-Malerei geschmückt werden; andere, mit einer Bekleidung aus farbiger Seide, verlangen die Verzierung in Gouache-Farben ausgeführt. Einen eleganten Eindruck machen die versilberten und vergoldeten Schmuckbehälter in Eiform, welche die Anwendung der Oel- oder Emailfarben gestatten. Noch eine andere Neuheit auf dem Gebiete der Eier, wie der Anwendung von Emailfarben verdient besondere Erwähnung, um so mehr als sie selbst den des Malens unkundigen Händen Gelegenheit zur Decoration einer Oster-Attrappe bietet. Aus der Fabrik von Max Fritze, Ritterstr. 40, sind mancherlei Gegenstände aus Zinkguß mit vertieftem Muster hervorgegangen, neben Tellern, Asch- und Federschalen auch einförmige Behälter, die auf einem Blatte ruhen und sich aufklappen lassen. Sie werden, wie die bekannten Thongefäße, mit Email- oder Bronzefarben bemalt, indem man den eingravirten Linien folgt, besitzen aber diesen gegenüber den Vorzug der Unzerbrechlichkeit und erinnern, bei fein gewählten Farben an die Cloisonné-Arbeiten. O. A.

— Spornt auch die Sitte des Eierschenkens die Industrie zu immer neuem Schaffen an und läßt manches Beachtenswerthe entstehen, so ziehen doch viele vor, anstatt solcher käuflichen Gegenstände in Eiform, selbstgefertigte kleine Gaben zu bieten, die neben dem Werth der eigenen Arbeit, Stickerei oder Malerei, noch den der eigensten Erfindung besitzen. Einen derartigen sinnigen Ostergruß schuf Marie Kirschner in einem auf Seidenreps gemalten Sachet,

auf dessen Oberfläche zwischen einer Schneelandschaft und verheißungsvollen Frühlingsblüthen ein liebenswürdiger Wunsch ausgesprochen ist. Ein aus Goldschnur und Seide gehäkeltes Börtchen begrenzt den Rand des Sachets, welches sich in verschiedener Größe, als Riechkissen, wie zur Aufnahme von Taschentüchern, Spitzen u. s. w. herstellen läßt. E. F

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten, Nr 37. Gobelin-Stickerei mit Strichstich-Umrandung. Moderne Arbeit nach alten Musterstücken. — Der originelle Zweig, den die vorliegende Tafel mit dem bestrickenden Reiz der Farbe und in klarer Deutlichkeit der Stickweise wiedergiebt, wurde einer unserer Sammlung angehörenden Stickerei entnommen. In einer geschmackvollen Anordnung als Sopha-Behang oder Tischläufer, wird die Arbeit unter Abb. 58 bis 59 der heutigen technischen Nummer dargestellt und erklärt. H. L.

Die dritte Seite des Umschlages veranschaulicht einen mit reicher Platt- und Strichstich-Stickerei, — der sich Durchbruch-Arbeit gesellt, — verzierten Tischläufer sammt seinem naturgroßen Muster. An das als Mittelstück dienende Monogramm mit Krone und Jahreszahl schließt sich nach beiden Seiten hin eine breite, mit Bäumchen-Abschluß versehene Borte; dieselbe ist mit blauem Garn ausgeführt, doch eignet sich auch Filoselle-Seide, Kronen-Seide, Leinengarn (flax thread) ꝛc. als Stickfaden. Für den Grundstoff dient am besten ein weiches, nicht zu feines Gewebe, etwa Sibmacher-Leinen, dessen Fäden sich leicht zählen und auch zusammenziehen lassen. Letzteres ist für die richtige Wirkung der durchbruchartigen Füllstiche erforderlich, welche die mit Strichstich umrandeten, über Eck stehenden Quadrate in der Mitte der Borte bilden. Diese vielfach erklärten Sticharten lassen sich beliebig in den verschiedenen Quadraten variiren; ihre Ausführung setzen wir als ebenso bekannt voraus, wie die des nach abgezählten Fäden zu arbeitenden Plattstiches, der im Verein mit Strichstich alle übrigen Musterfiguren der Borte herstellt. Chiffre und Zahl verlangen correcte Vorzeichnung. Ein Durchbruchstreifen umgrenzt rings die Borte, wie aus der Totalansicht hervorgeht; als Abschluß eignet sich am besten kräftige Klöppel- oder Häkelspitze. H. L.

Bezugsquellen: Seidenstoffe: G. Henneberg, Zürich, Schweiz. — Frühjahrsstoffe: J. A. Hoese, SW, Leipziger Str. 87. — Kinder-Garderobe: Wolle und Bnd. C. Hausvoigteiplatz 11; E. Schlüter, W, Werderscher Markt 2-3. — Ostereier aus Zinkguß: M. Fritze, SW, Ritterstr. 40. — Ganzleinengarn: J. F. Quilling, Frankfurt a. M., Kaiserstr. 8.

Redactions-Post.

„Dringend", Teschen. — Gern hätten wir Ihnen bei Angabe Ihrer Adresse umgehende briefliche Antwort ertheilt. Derartige Nadeln erhalten Sie nur noch bei P. Kühnemann, Berlin, W, Steglitzerstr. 52. Der Preis ist für die einzelne Nadel 15 Pfg., auch im Dutzend; es empfiehlt sich aber eine Probenadel der Bestellung beizufügen.

D. M., Hömburg. — Durch Waschen weit gewordene wollene Häkelsachen können nur bei einer abermaligen Wäsche, durch vorsichtiges Trocknen, wieder in Façon gebracht werden. Röcke bringe man nie herunterhängend, mit dem Gürtel angeklammert, auf die Leine, sondern schlage sie der Länge nach doppelt über. Jacken und Strümpfe werden feucht am besten über passende Brettformen gezogen, auf denen sie vollkommen trocknen müssen. Besitzt man diese nicht, so bedient man sich eines Plätttisches oder einer großen Platte, mit einer Wolldecke und einem Leinentuche bedeckt, legt die betreffenden Gegenstände neben einander ausgebreitet darauf, zieht sie mit den Händen möglichst in die rechte Form und nadelt sie an den erforderlichen Stellen fest, um ein Zusammenschrumpfen zu verhindern. Die vom Waschen feuchte Wolle paßt sich auf diese Weise der gegebenen Façon an. E. K.

Frau verw. Director M. N. geb. G. in B — Unser Brief, in dem wir Ihnen Mittheilung über das von Ihnen gewünschte Inserat machten, kam leider als unbestellbar zurück. Das Honorar für Ihren Artikel wurde Ihnen, nach Ausweis unserer Bücher, bereits am 20. Juli 1888 übermittelt. Wir bitten um freundliche Angabe Ihrer genauen Adresse.

Frau Gutsbesitzer L. auf D. — Eigenartig geformte Glaswaaren, die sich als Schmuck für Wandbretter verwenden lassen, sind weniger leicht zu finden, als Sie vermuthen. Vielleicht besitzen Sie noch nicht die Leipziger Gose-Bierflaschen, grüne dickbauchige, aber flache Gefäße mit sehr schlankem Halse, welche dem verzierenden Pinsel eine ziemlich große Fläche bieten. Diese, zur Aufnahme von frischen, wie künstlichen Blumen geeigneten Glasgefäße lassen sich mit echter Email-Glasmalerei, wie mit deren Imitation in japanischen Lackfarben ausstatten. Frau Braun, Schöneberg-Berlin, Hauptstr. 7a, hält die Flaschen vorräthig.

Fleißige Stickerin, Prag. — Ihre Anfrage ist durchaus nicht seltsam, denn es giebt in der That Hüllen zum Aufbewahren der eckigen Stickrahmen, die zu diesem Zweck auseinander genommen werden müssen. Die Hülle besteht aus einem, der Länge der Stäbe entsprechenden Stück Segeltuch, auf dessen Innenseite kleine Stoffquadrate taschenartig aufgesetzt werden; diese, stets einander gegenüberliegend, nehmen theils die Enden der Stäbe auf, theils die Holzstifte zum Stellen des Rahmens, den Bindfaden u. s. w. Hat man Alles an bestimmter Stelle untergebracht, so rollt man die Hülle zusammen und schließt mittelst Knöpfen und am äußersten Rande des Stoffes angebrachter Knopflöcher. Sie können diese Hüllen in jeder gewünschten Größe beziehen durch Frl. M. Konitz, Wien, IX, Nußdorfer Straße 3.

Wißbegierige Doctorsfrau vom Lande. — Über die verschiedene Verwendung von Cigarrenbändern haben wir zu wiederholten Malen berichtet. Portièren werden daraus von Anton Herrmann in Augsburg gewebt. Es gehören, — wenn der Shawl 1 Meter 36 Cent. breit gewebt wird, — es ist dies die gebräuchlichste Breite —, zu jedem Meter Höhe 1¼ Pfund Bändchen, für deren Verarbeitung ein Lohn von 7 Mark berechnet wird. Auf Wunsch liefert die Firma auch die Bändchen zum Preise von 5 Mark per Pfund. — Die andere Adresse für den Bezug der Bänder ist: Herr Link. München, Plätzchen 5.

Frau Major H. in München. — Es giebt für das „feine Ragout in Muscheln" mannigfache Vorschriften, von denen wir zwei der beliebtesten mittheilen. Man schneidet 100 Gr. gekochte Kalbsmilch, 100 Gr. gekochte, gepökelte Ochsenzunge, 100 Gr. gedünstete Champignons, 50 Gr. gedämpfte Trüffeln und 50 Gr. Kalbsbries würfelig, vermischt alles mit ¼ Liter dick eingekochter Madeirasauce, füllt das Ragout in gebutterte Muscheln, bestreut die Oberfläche mit Parmesankäse und beträufelt sie mit Butter. Dann stellt man die Muscheln in einen heißen Ofen, bis sich oben eine braune Kruste gebildet hat. Auf andere Art schneidet man das Brustfleisch eines Hähnchens, 200 Gr. gekochten Hecht, eine Hechtleber, 100 Gr. gedünstete Champignons, 50 Gr. Steinpilze, 12 von Bärten befreite Austern kleinwürfelig, bereitet eine dicke weiße Kraftsauce, zu der man zuletzt eine Messerspitze Liebigs Fleischextract und 3 Löffel Weißwein thut, bindet sie mit 4 Eigelb und vermischt die Zuthaten damit. Man füllt das Ragout wie bei der ersten Anweisung in die Muscheln, bestreut sie aber mit Reibbrod, anstatt mit Parmesankäse, und beträufelt die Muscheln mit Krebsbutter. L. H.

Soeben erschien: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 4. Inhalt: **Majolika-Malerei.** Von Marie von Olfers. (Schluß.) — **Email-Malerei.** Von Emmy Luthmer. — **Grisaille-Glasmalerei.** Von Hildegard Lehnert. — **Email-Glasmalerei.** Von Adelaide von Gablenz. — **Siegellack-Malerei auf Glas und Porzellan** u. s. w. Von Agnes Ziemssen. — **Bronzirte Siegellack-Malerei als Imitation japanischer Metall-Auflagen.** Von E. A. Frank. — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Liebig Company's Fleisch-Extract.

Wohl mag mit heit'ren Blicken schalten
Die junge Frau am Küchentisch;
Ein Zaubermittel, zu erhalten
Sie bei der Arbeit froh und frisch,
Hat ihr die Wissenschaft gesendet:
Wer siedet, brät, Pasteten backt,
Weiss, wie den Speisen Würze spendet
Das echte Liebig's Fleisch-Extract.

Und wenn die Suppe ist verwässert,
Schwach das Ragout, die Sauce flau,
Schnell hat den Schaden ausgebessert
Durch das Extract die junge Frau.
Da darf sie bei der Arbeit singen
Ein fröhlich Lied in lust'gem Takt;
Ihr nützt und dient zu allen Dingen
Das echte Liebig's Fleisch-Extract.

Dir, Liebig, hat man viel zu danken
Im Bürgerhaus wie im Salon:
Wie labt durch Wohlgeschmack den Kranken
Bei der Genesung die Bouillon.
Der Forscher pries auf mancher Reise —
So an des Niles Katarakt
Wie in des Nordpols starrem Eise —
Das echte Liebig's Fleisch-Extract.

Oft braucht die Hausfrau kräft'ge Brühe,
Die rasch ihr das Extract gewährt,
Stets hülfreich Zeit und Geld und Mühe
Ersparend an des Hauses Heerd.
Beim Kauf prüft sorgsam sie, die Kluge,
Sie achtet drauf, wie es verpackt:
Mit Liebig's blauem Namenszuge,
Das ist das echte Fleisch-Extract.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. April 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 7.

Joh. Amos Comenius.

Ein Gedenkblatt zu seinem dreihundertsten Geburtstage.

Erfreulich ist es, zu sehen, wie überzeugend der seiner Zeit so weit vorausgeschrittene, große Reformator auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, Johann Amos Comenius, geboren am 28. März 1592 in Nivnitz in Mähren, für die höhere Bildung der Frau eingetreten ist, in einer Zeit, wo man dieselbe fast allgemein für gänzlich überflüssig hielt. Wie es sein Grundsatz war, daß Alle unterrichtet werden sollen, auch die Armen und Niedrigen, so wollte er auch das weibliche Geschlecht von der höheren Bildung nicht ausgeschlossen wissen. In seiner „großen Unterrichtslehre" sagt er darüber: „Es kann kein genügender Grund vorgebracht werden, warum das weibliche Geschlecht von den Studien der Weisheit überhaupt ausgeschlossen werden solle. Sie sind gleichfalls Gottes Ebenbild, gleichfalls Theilhaber der Gnade und des ewigen Lebens, gleichfalls mit regsamem, für die Wahrheit empfänglichem Geist (oft mehr als unser Geschlecht) ausgestattet; ebenso steht ihnen zu hohen Würden der Zugang offen, da sie oft zur Regierung von Staaten, zur Ertheilung sehr heilsamen Rathes an Könige und Fürsten, zur Heilkunde und zu anderen, dem Menschengeschlecht ersprießlichen Dingen von Gott verwendet worden sind. Warum also wollen wir sie zu den Anfangsgründen zulassen, von dem Höheren aber nachher zurückweisen? Fürchten wir etwa ihre Unbesonnenheit? Aber je mehr wir uns mit Nachdenken beschäftigen, desto weniger Raum findet die Unbesonnenheit, die von der Leere des Geistes auszugehen pflegt. Wir rathen nicht dazu, die Frauen zu unterrichten, daß ihre Neugierde befriedigt werde, sondern ihre Einsicht, ihre Tugend und ihr Wohlbefinden. Und dies am meisten darin, was zur würdigen Pflege eines Hauswesens und zur Förderung des eigenen Wohlbefindens, wie das des Mannes, der Kinder und des Gesindes gehört." Kann man mit triftigeren Gründen für die höhere Bildung der Frauen eintreten?

In einer kleineren Schrift „die Mutterschule" betont er die Wichtigkeit der Erziehung während der ersten sechs Lebensjahre, die er mit Recht hauptsächlich in der Hand der Mutter vereinigt.

Joh A. Comenius.

Nach einer Lithographie im Verlage von E. H. Schroeder, Berlin.

„In den ersten Jahren," sagt er, „wird der Grund zu Allem gelegt, was die Kinder im Leben lernen. In der Physik lernt es Wasser, Erde, Luft, Feuer, Regen Eis, Schnee, Steine, Pflanzen, Thiere, die eigenen Gliedmaßen kennen In der Optik beginnt es Licht, Finsterniß und Farben zu unterscheiden. In der Astronomie merkt es auf Sonne, Mond und Sterne. Die Geographie beginnt es mit der Erkenntniß der Wiege, der Stube, des Gehöftes, der Straßen, der Felder; die Geschichte mit dem, was ihm selbst gestern und vorgestern geschehen; die Arithmetik mit Zahlen, die Grammatik mit Aussprechen von Silben und Worten. In der Ethik gewinnt das Kind die beste Grundlage durch das Beispiel der Eltern und Hausgenossen. Da lernt es Mäßigkeit, Reinlichkeit, Ehrerbietung, Gehorsam, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Liebe, Thätigkeit, Geduld, Artigkeit, Gottesfurcht. Von allem die Grundlage. Das ist das Pensum der Mutterschule."

Das Leben des Comenius war eine Kette von Drangsalen und Leiden, die er mit Ergebung ertrug und mit Gottvertrauen durchkämpfte. Als Mitglied der böhmischen Brüdergemeinde wurde er von den Ereignissen des dreißigjährigen Krieges hart betroffen und gezwungen, nach dem Verlust seiner Habe sein Vaterland mit seinen Glaubensgenossen im Jahre 1628 zu verlassen. Zunächst fand er Unterkunft in Polnisch-Lissa, wo er die Leitung des Gymnasiums übernahm. Seine Schriften über Erziehung hatten die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Regierungen in ganz Europa auf ihn gelenkt, und so folgte er 1641 einer Einladung nach England und im folgenden Jahre nach Schweden. Hier fand er einen Gönner in dem unermeßlich reichen holländischen Kaufmann de Geer, der ihn bewog, sich in Elbing niederzulassen, und hier, von ihm unterstützt, seine großen Werke in Ruhe zu vollenden. 1648 wurde Comenius zum Bischof der Brüdergemeinde in Lissa gewählt und siedelte daher wieder dorthin über. Als 1655 ein spanisches Corps das von den Schweden besetzte Lissa eroberte, wurde die Stadt niedergebrannt, und Comenius mußte nach abermaligem Verlust seines Besitzes fliehen. Nach längerem Umherirren fand er endlich ein Asyl in Amsterdam, wo er, achtzig Jahre alt, am 15. November 1671 seine vielgeprüfte, doch reich gesegnete Erdenlaufbahn endete. Verheirathet war Comenius drei Mal und hat auch Kinder hinterlassen. Der Samen, den er in seinen Werken ausgestreut, hat vielfältige Frucht getragen und fährt fort, sie zu tragen.

A. v. W.

DER GUTE TON in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Eckhardt*. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W. 35.

Für Damen.

Schwarze Garantie-Seide.

Schriftliche Garantie für gutes Tragen auf 2 Jahre, event. Vergütung des vollständigen Stoffes und für Anfertigung bis zu
Mk. 50.— Baar.

14 Met. schwarze Garantie-Seide Marke A Mark 60.—
14 Met. schwarze Garantie-Seide Marke B Mark 70.—
14 Met. schwarze Garantie-Seide Marke C Mark 80.—
Muster auf Wunsch portofrei.
Versand ebenfalls portofrei nur gegen Nachnahme.

Für Damen. Für Damen.

Ph. Freudenberg, Versandhaus. **Elberfeld.**

Bequemer, vortheilhafter und viel gesünder wie Hefe, Jahre lang haltbar und stets zur Hand ist das bekannte, bestempfohlene
Deutsche **Backpulver**
aus der Fabrik von **Franz Dietrich,** in **Riegel, Baden.**
Man verlange Preislisten, Zeugnisse etc. und mache einen Versuch
Versandt in Oesterreich-Ungarn: M. Weissenberger, Aigyö, Com. Csongrád.

Wer e. heizbaren Badestuhl h. kann t. warm baden. **L. Weyl. Berin W 41.** Pr. gr.

Flechtensalbe u. Tropfen,
bewährtes Mittel gegen Flechten aller Art versendet
Die Löwenapotheke zu Neustrelitz
(Besitzer: Max Burde)
1/1 Kruke 1.50, 1/2 75 Pf 1/4 Fl. 1.50, 1/8 75 Pf.

THEE Gehaltvoll, fein, ausgiebig.
Englische Mischung . . . per Pfund Mk. 2.80
Russische do. . . . „ „ „ 3.50
Bernh. Gottfr. Souchong feinst mit Blüthen „ „ „ 4.50
Probe-Packete à Pfg. 70. 80. 100 franco.
Schmidt Preisliste gratis und franco.
Thee-Import, Frankfurt a. M.

Keine Störung im Hause
bei Anwendung von
Georg Coste's Fussboden-Glanzlacken,
aus bestem Rohmaterial bereitet, verbürgt frei von giftigen Farben und werthlosem Colophonium oder Erdschellack,
sofort und geruchfrei trocknend.
Sie geben dem Fussboden einen sehr gefälligen Glanz, lassen sich überlohnern, Strichfertig in 6 versch. Farben, in Blechdos., die zugl. als Anstrichtopf verwendb.
Letzte Jahresproduction 80,000 Pfund.
Nach Orten, wo keine Niederlage, directer Versand.
Postpacket à 9.25 franco aller Orten Deutschlands
(ausreichend für 2 mittelgrosse Zimmer).
Georg Coste, Lackfabrik, Kiel.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Ein entöltes Maismehl von ausserordentlicher Reinheit und Feinheit. Vermöge seiner Entölung hat es, mit Milch gekocht, die werthvolle Eigenschaft, die Milch leichter verdaulich und selbst für sehr schwache Magen zugänglich zu machen. Auf diese Weise zu Suppen oder Brei bereitet, leistet Mondamin bei der Ernährung von Kindern und Kranken sehr gute Dienste, da eine solche Speise nicht allein leicht verdaulich und höchst nahrhaft ist, sondern auch einen Wohlgeschmack besitzt, der sogar bei den Appetitlosen anregend zum Geniessen wirkt.

Ausserdem ist Mondamin zu **Puddings, Flammrys, Sandtorten** und zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Kakao** etc. vorzüglich, und als Mischung mit gewöhnlichen Mehlsorten zu Speisen und feinem Gebäck ist es sehr zu empfehlen.

Näheres, resp. Gebrauchsanweisungen, Recepte etc. a. d. Packeten enthalten, welche à 60 u. 30 Pf in besseren Delicatessen-, Colonial-, Specerei- u. Droguen-Handlungen zu haben sind. Centralgeschäft, Berlin C

Hervorragend schöne antique italien., span. Spitzen, Seiden-, Leinenstickereien u. Spitzenarbeiten, ausnahmslos seltene Original-Hand- u. Nadelarbeit z. verk. Ansichtsendung an Interess., die ihre Adr. sub Ch. **K. 777.** i. d. Exp. d. Bl. hinterlegen.

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!
"CANFIELD"
Schweissblattfutter.
Nahtlos, geruchlos und wasserdicht. Kein anderes Schweissblatt besitzt diese Vorzüge. Man beachte das Fabrikzeichen "Canfield".
TRADE-MARK Canfield
Canfield Rubber Co., Hamburg.

Specialität! Jeder **Neu!**
Hausfrau und **Braut**
z. Anschaffung empfehlen. Etzold's Normal-
Wirthschafts-schrank
Vollständ. Ersatz für die Speisekammer.
Franz Etzold, Tischlerei, Altenburg, S.-Alt.

Strümpfe zum **Anweben**
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn,** nur **Berlin, Leipziger Str. 105.** Lager bester und modernster Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswahlsendung.

Privat-Detectiv-Institut.
Auskünfte, Beobachtungen, Ermittelungen jeder Art. Strengste Discretion. **H. Zimmer, Fürstenwalde,** Berlin.

Unübertroffen!

Ueberall käuflich.

CRÊME SIMON
Rue de Provence, 36, PARIS
ET PARFUMERIEN, APOTHEKEN UND FRISEURE

Von wundervarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** *und* blendende **WEISSE** *zu verleihen.*
Unübertroffen gegen **AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN** der **HAUT.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Praktischeste Schnittmusterwerke.

Für Fleissige Hände

von Frl. **Ehninger** und **Lutz.**

I. Anleitung und Muster zur Herstellung von **Leib- und Bettwäsche.**

II. Anleitung u. Muster z. Herstellung von **Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1–5 J.**

III. Dasselbe **für Kinder von 6–12 Jahren.**

— Jeder Teil — in schöner Mappe mit 50—80 Mustern in natürl. Grösse ausgestattet.

Zu beziehen d. d. Verlagsbuchh. **R. Lutz, Stuttgart** (Hölderlinstr. 2) oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes.

Preis jeden Teiles M. 2.50, nach auswärts franco M. 3.80.

Man kauft Damen

-mäntel am vortheilhaftesten, wenn man die **neueste,** reich illustrirte Preisliste des Unterzeichneten **grat. u. frco.** verlangt! Dieselbe enthält nur **geschmackvollste** Neuheiten! Regenmäntel 7—48 M., Staubmäntel 10—42 M., Jaquets 6—54 M., Capes 11—42 M., Umhänge 11—75 M. 2c. **Versandt nach d. ganzen Welt. Persönl. Besucher** wollen direct achten auf die am Eingang engebr. **Laterne mit der Nr. 27.**

Otto Altenberg (etablirt 1868)
Berlin SW, Markgrafenstrasse 27.

Bronzemalerei Farben, Materialien, Stoffe, Arbeitskasten, montirte, und aufgez. Gegenstände. Preisliste u. Anleitung frei.
VIETOR'sche Kunstanstalt, Wiesbaden.

Das neueste in
Verlobungs-Anzeigen,
Hochzeitseinladungen, Visiten- und Gratulationskarten
liefern in hochfeiner Ausführung.
Hyll & Klein, Barmen.
Muster stehen leihweise zur Verfügung.

Artikel für
Holzmalerei & Korbschnitt.
Holz- & Leder-Brand-Apparate.
Paul Zennegg, Cannstatt.
Illustr. Preislisten gratis.
Grosse Auswahl.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Plattbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 21, M. 26 u. M. 30.

Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Schwarze Seidenstoffe

garantirt rein gefärbte Fabrikate vom Billigsten bis zum Feinsten versendet **porto und zollfrei zu Fabrikpreisen.** Muster umgehend franco.

J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich

Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.
Echte deutsche Vigogne
Merino, Mischung von feinster Wolle u. Baumwolle, ist dauerhaft und wäscht sich gut, bleibt weich und schön, ohne einzugehen.
Strickgarne. **Zu haben in allen besseren Garnhandlungen.**

Um Möbel und Linoleumteppiche aufzufrischen und stets wie neu zu erhalten, gibt es nichts Besseres als

VOIGT'S MÖBELPASTA

1 Musterd., f. 1 Garn. ausreich., g. 70 ₰ Fco.-Zusd. Allein. Fabrik.
Th. Voigt, Würzburg.
Zu bez. d. alle pass. Handlungen.

Verlangen Sie von Ihrem Lieferanten

= das Feinste was es giebt: =
Loth's Royal Mostrich
scharf od. mild, 70 ₰ excl. Glas. 7 Gläser frco. unt. Nachn. v. ℳ 6,30. Für 7 frco. zurückgesandte Gl. werden ℳ 1.90 vergütet.

Loth's preisgekrönter Delicatess-Senf,
(grosse goldene Medaille Köln 1889.)
Porzellan-Menagen à 40 ₰ excl.; Gratisprämie: 40 ächte, hochfein decorirte Tafel-Service à 77 St. Bild liegt jeder Menage bei. 8 Menagen frco. unt. Nachn. v. ℳ 6,00. Für 8 frco. zurückgesandte Menagen werden ℳ 2,80 vergütet bei

Ernst Loth & Co
etablirt seit 1842
Halberstadt.

alleiniger höchster Preis grosse goldene Medaille Amsterdam 1883 — goldene Medaille Gewerbe-Ausstellung Teplitz 1888 — goldene Medaille Gewerbe-Ausstellung Wien 1873 — Ehrendiplom Weltausstellung für Nahrungsmittel Wien 1873

Mandel-Kleie
mit Veilchengeruch
Alleinige Erzeuger
A. Motsch & Co Wien.
Macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch.

Ersatz für Seife & Puder — Vollständig — Rasch — Bequem

Kunst- Anweberei übernimmt d feinsten Fil d'Ecosse u. seidenen Strümpfe, auch à jour z. anweben zu den billigst. Preisen. **Franz Seldte, Berlin,** Leipzigerstr. 24, I Tr. (i. Hse. v. Hillbrichs Conditorei).

Modern

und sehr billig sind die **Besätze** der Passementeriefabrik **Siegbert Levy, Berlin C.,** Jerusalemerstrasse 23, Eing. Hausvoigteiplatz.

Wer Gürtel (von **90 Pfg.** bis zu den elegantesten Prachtexemplaren), **Mieder, Franzen, Kragen,** schmale u. breite **Gimpen** in Perlen oder Seide, **Goldbesätze,** echte oder imitirte **Federbesätze, Spitzen,** seidene **Bänder, Spitzenpellerinen** mit Perlen (von **2 M. 40** bis zu den elegantesten)

wirklich billig

in bester Qualität und in der grössten Auswahl kaufen will, wende sich an die Passementeriefabrik

Siegbert Levy

Berlin C., Jerusalemerstr. 23, Eingang Hausvoigteiplatz.

Proben und Auswahlsendungen nach auswärts. Stoffmuster und genaueste Angaben erwünscht.

Reich illustrirter

Katalog

mit über 50 grossen Abbild. der neuesten Moden gegen Einsendung von **50 Pf.**

Neuheit: Decorationsspitzen für **Platin-Brennapparate** zur leichten Herstellung von Randverzier., Schlücken 2c., 20 verschiedene Muster für 24 Mk., einzeln à 1 Mk. 50 Pf. lief. **G. A. Noll, Halle** a. S., Kunstmaterialien.

Elegante Damen-

Haar-arbeiten

saubersten Ausführung nach modernsten zu soliden Preisen.

Pariser Modellen

Albert Rosenfeld, Damen-Friseur.
Specialist für Damen-Haararbeiten,
Berlin NW, Schadow-Str. 2 part.
Fernspr.: Amt I 1208.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift Ed. Pinaud DÉPOSÉ versehen.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Frauen-Schönheit!

Eau de Lys de Lohse,

das reellste Hautreinigungsmittel und Toilettenwasser gegen

Gesichtsröthe, Sonnenbrand, gelbe Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. etc., macht die Haut blendend weiss, weich und geschmeidig und verleiht derselben ein jugendliches, frisches, blühendes Aussehen, in Originalflaschen à M. 3 und M. 6 (in weiss, rosa und gelb).

Lohse's **Lilienmilch-Seife,** die mildeste Toilette-Seife, frei von jeder Schärfe — à Stück 75 Pf., 6 Stück M. 4, in Rosen à Stück 2.25, 3 Stück M. 6.—.

Lohse's **Lilien-Puder,** feiner und weicher als alle Puder: in weiss, rosa und gelb, à Schachtel M. 3.— kleinere M. 1.50.

Neu! Lohse's **Poudre-Pompadour,** haftender und fester sitzend auf der Haut als alle Poudre de riz: in weiss, chamois, gelb, à Schachtel M. 3.50.

Lohse's **„Incarnat"** eine vorzügliche unschädliche Flüssigkeit, dem Teint ein schönes, natürliches Colorit zu geben, unveränderlich bei Einwirkung von jedem Licht, Transpiration etc. — à Flasche M. 2

Gustav Lohse,

Königl. Hof-Parfümerie,
Berlin W, Jägerstrasse 46.

Neueste Preis-Verzeichnisse sämmtlicher Parfümerien, Toilette-Seifen, und Toilette-Gegenstände für den einfachsten wie reichsten Toilette Tisch gratis und franco.

Aufträge nach ausserhalb prompt.

Damenschneiderinnen

giebt von neuesten **Stickereien, Passementerien, Spitzen, Knöpfen** etc. **Muster' Auswahlsendungen,**

L. Strauss, Wiesbaden.

Nur neueste und aparte Artikel. Billigste Bezugsquelle durch Ersparung der Reisespesen. Stylgerechte Garnituren zu jedem Costüme und jeder Toilette. — **Stoffproben erbeten.** — Jede Stickerei auf einzusendenden Stoff in wenigen Tagen billig und geschmackvoll.

Feinstes
✚ Oliven-Tafelöl ✚
preisgekrönt mit der
silb. Medaille Wien 1890,
silb. Medaille Berlin 1891.
goldene Med. Wien 1891.
versendet unter vollster Garantie für Reinheit der Oele in Postpacketen franco gegen Nachnahme:
Huile vierge
4 Ko. netto Fl. 6.— = M. 10,50.
Feines Tafelöl
4 Ko. netto Fl. 5.— = M. 8.75.
Die Gutsverwaltung San Giacomo bei Riva am Gardasee, Tirol.

G. E. Höfgen
Dresden-N.,
Königsbrückerstr. 75.
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Nutzbettstellen u. s. w.
Patent-Kinderwagen

mit und ohne Gummibekleidg., das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.

Eiserne Netzbettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 12—60 Mk.

Cataloge mit Abbildungen und Preisen auf Verlangen an Jedermann.
Engros. Detail. Export.

J. A. HEESE

Königlicher Hoflieferant
Berlin. **Leipziger Strasse 87. SW.** Berlin.
Telephon 1100 Amt I.

Mein reich illustrirtes Preisbuch

enthaltend das Verzeichniss

der **Neuheiten** für

Frühjahr und Sommer

in

seidenen, wollenen, baumwollenen und Fantasie-Kleiderstoffen für Haus, Promenade, Gesellschaft und Reise — fertigen Kleidern, Regenmänteln, Paletots — Spitzen und Volants — Decken jeder Art — Schirmen, Tüchern, Plaids — Möbelstoffen, Gardinen, Teppichen — Elsasser Baumwollen-Waaren für Wäsche und Négligée — Leinen, Tischzeugen, Hand- und Taschentüchern etc. etc.

ist erschienen

und wird auf Wunsch gratis und postfrei zugesandt.

Ueber 60,000 St. im Gebrauch.

Das berühmte u. beliebte Corset Facon 700 mit Cordelgurt giebt **schöne schlanke Figur** b. bequem angen. Tragen. Solid! elegant! chic! **Neu! Schrägschnitt** mit 6fach. Quer Doppelnaht **Reg. 157 Pat.-Amt 1/10/91.** Dauerhaftigk. unbegrenzt. Nur ächt mit Walfisch-Marke innen gestempelt. Zu h. von ℳ 3—30. — **Allein-Fabrik Esenwein & Frank, Stuttgart.**

Seide. **Seiden-Foulards** und Seidenstoffe jeder Art v. **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meter versendet in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Stickerei

Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei besorgt von Fräulein

J. Neureuther
v. d. Tannstr. 7
München.

Billige Preise. Prompte Versendung.

Enthaarungs-Pulver

giftfrei, unschädlich. Einfach, verstärkt, sehr stark. Wird franco gesandt in Doppelbrief gegen Einsendung v. **2M. 50 Pf.** in Briefmarken jed. Landes. **Römhild** (Thüring.) **Jos. Rottmanner,** Apoth.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt

Frl. H. Storbeck,
Berlin W, Mohrenstraße 15.

CLAXTON'S (Patent). **OHRENKAPPE**

Es ist ein anerkanntes **Factum,** dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.

Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies hässliche Übel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.

Franco gegen Einsendung von 3 Mark.

In Allen Grössen.

ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.

Messe r. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. r. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.

A. CLAXTON, 62 Strand London.

Unterricht in der Holzschnittkunst ertheilt **Emmy Schmidt,** Tettenborn Str. 9, III.

In meiner soliden
Familien-Pension
finden **zum April** Damen gutes Unterkommen, auch würde ein schulpflichtig. Mädchen oder Knabe zum April freundliche u. gewissenhafte Pension finden. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres
Frau J. Voigt, Berlin
80, Melchior-Str. 45 II, 80.

Damen-Loden

Grossartige Sortimente in allen Fabrikaten & Preislagen, auch imprägnirt.
Grösste Neuheit:
DAMEN-LODEN von Ziegenhaaren
in Weichheit & Elasticität unerreicht.
Sehr feines solides Tragen.
Modewaaren Geschäfte auf grösseren Plätzen erhalten Alleinverkauf.
Agenten gesucht.
Chic & hochmodern.
en gros-Export - en detail
Einzige Bezugsquelle in Deutschland.
Muster & Waare franco
München — gegenüber den Fürstenhäusern — **Billardtuch Manufactur**
Spezialität: Billardtuche grösstes Lager des Continents, 21 Qualitäten.

Rein seidene schwarze Merveilleux Mk. 1,70
bis M. 9,— Mtr. u. Stoff jeder anderen existirenden Webart (mehrere hundert Qualit.) liefert in einzelnen Roben oder ganzen Stücken zu festen billigen Fabrikpreisen die Seidenwaaren-Fabrik
Crefeld. Michels & Cie., Berlin W., Leipzigerstr. 101.
Königl. ndl. Hoflief. Lieferanten d. Deutschen Officiersvereins u. d. Deutschen Beamtenvereins. Proben postfrei.

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der **Illustrirten Frauen-Zeitung** eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.

Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Mai 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 9.

Fritz von Uhde

Die eigenartigsten Talente fügen sich selten dem herkömmlichen Schulwege, und ihre sprunghafte Entwickelung ist häufig die Ursache, daß sie von Anderen nicht gleich verstanden und daß sie an sich selbst manchmal irre werden. Auch der Künstlerweg, den Fritz von Uhde gegangen, liefert einen Beleg für diese oft beobachtete Erscheinung. Uhde, am 22. Mai 1848 in Wolkenburg in Sachsen geboren, bezog 1866 die Dresdener Kunstakademie, um malen zu lernen. Aber dasjenige, was man ihn dort lehren konnte, schien ihm so sehr im Widerspruch mit dem zu stehen, was er lernen wollte, daß er 1867 die Akademie wieder verließ und sich der militärischen Laufbahn zuwandte. Bei den sächsischen Gardereitern machte er den Feldzug gegen Frankreich mit, und bis 1877 war ihm der Soldatendrill Beruf, der ihm wenig Mußestunden übrig ließ, die Malerei zu pflegen. Dann aber brach das Bewußtsein, daß doch ein ganzer Künstler in ihm stecke, durch, und er nahm als Rittmeister den Abschied, um sich nach München zu wenden. Vergeblich suchte er dort Aufnahme in den Meister-Ateliers von Piloty, Diez und Lindenschmitt, — ihm blieb nichts übrig, als seinen Weg selbständig zu gehen. Dann glaubte er in Munkácsy den Lehrer gefunden zu haben, und mehrere Jahre folgte er in Paris des Meisters Spuren. Die Werke der Impressionisten machten ihn zuerst auf dem eingeschlagenen Wege stutzen, eine Studienreise nach Holland im Jahre 1882 lenkte ihn vollends in neue Bahnen. Immer noch im Kampfe mit der Technik, verriethen doch schon seine Bilder das Ziel, nach dem er rang, — die unverfälschte Wiedergabe der Natur. Die Unzulänglichkeit seiner Technik und die Inhaltlosigkeit seiner Sujets konnten indessen immer noch Niemand ahnen lassen, was in dem Künstler schlummerte. Da kam im Jahre 1884 Uhde's erstes religiöses Gemälde an die Oeffentlichkeit, „Christus als Kinderfreund", und der Meister fand sich plötzlich im Mittelpunkt eines Streites, den enthusiastische Bewunderer und ebenso bedingungslose Gegner um ihn mit einander führten. Der Bewunderer und Freunde sind seitdem mehr, die Gegner sind stiller geworden, — die Letzteren leugnen kaum noch die schlichte Wahrheit der Uhde'schen Figuren und noch weniger, daß seine religiösen Bilder aus innerer Ueberzeugung entstanden sind. Mögen sie darin recht haben, daß Uhde nicht auf dem Wege naiver Unkenntniß, wie die alten Meister, sondern auf dem der Reflexion dazu gelangt ist, die biblischen Scenen gleichsam in die Gegenwart zu übertragen, — der Thatsache, daß diese Uebertragung sich als überaus wirksam erweist, ist jedenfalls ein neuer Aufschwung der religiösen Malerei zu danken.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Der hier bis vor Kurzem herrschende Nothstand hat werkthätiger Hülfe vielfach Gelegenheit gegeben, mildernd einzugreifen. Als eine der erfolgreichsten Helferinnen hat sich Gräfin Adeline von Schimmelmann bewährt. Die durch ihre Fürsorge für die Fischerbevölkerung der pommerschen Küste bekannte Dame hatte in einem Hause der Wilhelmstraße eine Werkstätte für Arbeitslose eingerichtet, in der alle möglichen Holzarbeiten angefertigt wurden. Wandbretter, Fußbänke, Kücheneinrichtungen, Tabourets, Kohlenkästen, Rahmen u. s. w. Die Leute arbeiteten nach Mustern, die von Malerinnen auf die Holzplatten gezeichnet waren, schnitzend, ätzend und polirend. Als Lehrerin fungirte die Gräfin selbst und weilte von früh bis spät in der Werkstätte. Ihre Schützlinge erhielten täglich eine Mark und wurden unentgeltlich in der Volksküche gespeist. Mehr als hundert beschäftigungslosen Arbeitern ist so über die Noth des Winters fortgeholfen worden.

— In einer Berliner Aerzteversammlung wurde von dem Central-Ausschuß der Aerztevereine der Antrag auf Erweiterung der Disciplinar-Befugniß der Aerztekammern mit der Motivirung gestellt, daß bei dem bevorstehenden Eindringen weiblicher Elemente in die ärztliche Laufbahn die Standesehre ganz besonders bedroht sei! Die anwesenden Aerzte wiesen jedoch diese Begründung des Antrags zurück und erklärten, zur Chicane weiblicher Aerzte kein Recht zu haben, falls wirklich das Gros der Bevölkerung der Frau die Befähigung und das Recht zuspreche, sich dem ärztlichen Berufe zu widmen. Einstweilen werde sich jeder Arzt bestreben, durch tüchtige Leistungen, nicht aber durch „Schutzmaßregeln" sich das öffentliche Vertrauen zu sichern.

— Hygiene und Mode haben schon manchen harten Strauß auszufechten gehabt, und die Erfindung der Bacillen hat nicht gerade zur Herstellung des Friedens beigetragen. Berlin ist bekanntlich der Central-Punkt, von dem die leidige Mikroben-Furcht ausgeht, und so regt sich denn auch hier besonders lebhaft die Agitation gegen die Schleppe als Trägerin aller möglichen Ansteckungsstoffe. Die staubaufwirbelnde Schleppenfrage hat schon viele Vorschläge zu einer Lösung gezeitigt, die nicht immer allzu ernsthaft zu nehmen sind. Schlecht erzogene Leute haben mit der Gründung eines Schleppen-Abtretungs-Vereins vorgehen wollen, rücksichtsvollere Gemüther wollen sich damit begnügen, daß jede Dame verpflichtet werde, eine Gießkanne mit sich zu führen, um den Weg zu sprengen, den sie mit ihrer Schleppe zu fegen gedenkt.

München. — Wenn Fürsten und Fürstinnen sich schriftstellerisch bethätigen, um eines wohlthätigen Zweckes willen, so ist der Erfolg gesichert. Die Prinzessin Maria della Paz, die Gemahlin des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern und Schwester des verstorbenen Königs Alfons XII. von Spanien, hat ein „Fürsten-Album Caritas" in der Münchener Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft erscheinen lassen. Mitarbeiter dieses Werkes sind keine Geringeren, als Papst Leo XIII., Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef, Kaiserin Friedrich, die Königinnen von Italien, Spanien, Portugal und Rumänien, die Könige von Schweden und Portugal, Erzherzoginnen von Oesterreich und die Gräfin von Flandern, Prinzen und Prinzessinnen von Frankreich und aus Deutschland. Sie Alle haben, schreibend und malend, dichtend und componirend, ihr bestes künstlerisches Können eingesetzt, um dem Marien-Verein zu Gunsten eine Erziehungsanstalt für arme Kinder zu Hülfe zu kommen.

Paris — Die Ausstellung für weibliche Kunstfertigkeit, die der Central-Verein für Kunstgewerbe in Paris im Industrie-Palast im Anfang des August zu veranstalten gedenkt, haben wir bereits früher als Project erwähnt. Sie verspricht, nachdem sie in ein weiteres Stadium der Entwickelung getreten, glänzend zu werden. Besonderes Interesse dürfte die Darstellung der Geschichte der französischen Mode erregen. Lebensgroße Wachsfiguren, nach den besten überlieferten Vorbildern von den

Foulard-Seide

Mk. 1.35 p. M.

bis Mk. 5,85 (ca. 450 versch. Dessins) hell-, mittel- und dunkelgrundig, Ranken, kleine und große Dessins, gestreift, karrirt, Blumen-Effecte 2c. — vers. roben- und stückweise porto- und zollfrei in's Haus die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflieferant) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Seidene Bastkleider

Mk. 16.80 Pf.

per Stoff zu einer Robe und bessere Qualitäten versendet porto- und zollfrei die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflieferant), **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Gloria-Seide

für Staub- und Regenmäntel 2c.

Schwarze Seidenstoffe

garantirt rein gefärbte Fabrikate vom Billigsten bis zum Feinsten versendet **porto und zollfrei zu Fabrikpreisen.** Muster umgehend franco.

J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Damen-Pensionat für In- und Ausländerinnen.

Junge Damen, die sich ihrer Ausbildung wegen kürzere oder längere Zeit in Berlin aufhalten wollen, finden in meinem Pensionat Aufnahme.

Berlin W, Lützowstr. 46. **Hedwig Alberti,** geb. von Mosch.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

Hohenzollern-Galerie am Lehrter Bahnhof

— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890 —

9 Vorm. bis 11 Ab. 1 M., Kinder 50 Pf.

Neu! Neu!

Das

Deutsche Haus

und seine Sitte.

Von **Dr. Albert Freybe.**

VIII, 168 S. 8. 2,20; geb. 3 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

BLEICHSUCHT.

„Dreitheiliges Eisenmittel"

— nach ärztlichem Recept —

rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.

— Prospecte gratis. —

Sternapotheke, Münster i. W.

Das neueste in

Verlobungs-Anzeigen,

Hochzeitseinladungen, Visiten- und Gratulationskarten

liefern in hochfeiner Ausführung.

Hyll & Klein, Barmen.

Muster stehen leihweise zur Verfügung.

Zur Erzeugung haltbarer Stirn- und Schlangenlocken, sowie Wellenscheitel (ohne Brennen) empfehle mein **Kräuselöl.**

Versandt in Fl. v. 1 u. 2 M. Verpack. 25 Pf.

Alma verw. Meischner, Dresden 10.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren, Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsd. Str. 66 G.-H. I.

Das Tischdecken,

Das Servieren, Das Garniren, Das Serviettenbrechen, Das Tranchiren,

reich illustrirt und mit ausführlichem Text erläutert von **Fritz Bauer.**

Preis 1 Mark

Zu haben in der Stahl'schen Buchhandlung in Regensburg.

Rothenburger Kinderwagen

liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen

August Foerster jr. Rothenburg o Tauber.

NB. Musterbögen franco gegen franco.

Soeben erschien in 5. Auflage: DR. FALKENSTEIN's,

Aerztlicher Reisebegleiter und Hausfreund.

Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe.

Preis in Calicoband Mark 6.—, in Lederband Mark 7.—.

Die erste Auflage des Buches erschien im vorigen Jahre. Dasselbe wurde, sofort nach Erscheinen von der gesammten Presse, auch von der medicinischen, nicht nur für die Reise, sondern auch für das Haus warm empfohlen, weil die darin gegebenen Rathschläge von allen, welchen im Augenblick ärztlicher Rath fehlt, die grösste Beachtung verdienen.

Gegen frankirte Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung franko.

BERLIN NW., Luisenstrasse No. 36.

Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). Verlagsbuchhandlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ersten Schneidern kostümirt und von den geschicktesten Haarkünstlern frisirt, sollen in siebzehn in sich abgeschlossenen Bildern die historische Entwickelung der Mode von 1480 bis 1860 darstellen. So wird man die Gemahlin eines mächtigen Vasallen aus der Zeit Karls VIII. und Ludwigs XII. (1480—1510) mit ihrer Gefolgschaft sehen, dann ein Concert unter Franz I. (1525), eine Episode aus dem Leben einer Schloßherrschaft zur Zeit Heinrichs II. und Karls IX. (1550—1560), den Tanz zweier Damen unter Heinrich III. (1560), ein Mahl unter Heinrich IV. (um 1600), Käuferinnen und Verkäuferinnen in der großen Galerie des Schlosses unter Ludwig XIII. (1630), eine junge Frau am Stickrahmen (1660), und einen Besuch um das Jahr 1695, Beides aus der Zeit Ludwigs XIV. einen Aufbruch zur Jagd im Jahre 1720, dann eine Heimkehr vom Ball (1735), und eine alte Dame beim Charpiezupfen (1765), aus der Zeit Ludwigs XV., eine Schauspielerin bei der Toilette (1775), und eine Klavierstunde (1789) aus der Zeit Ludwigs XVI., einen Spaziergang im Stadtpark im Jahre 1795 im Kostüm der Revolutionszeit, eine Begrüßung der heimkehrenden Sieger 1810 vom Fenster aus, eine Brautschmückung zur Zeit Karls X. und schließlich eine Fahrt zum Wettrennen im Jahre 1860. Das für jede Epoche charakteristische Interieur liefert die Pariser Syndikatskammer der Möbelfabrikanten, während die „Genossenschaft der Pariser Haarkünstler" an 200 frisirten Wachsköpfen die historische Entwickelung der Haartrachten seit dem grauen Alterthum zur Anschauung bringen will.

London. — Die Herzogin von Albany ist unter die Erfinderinnen gegangen. Das Resultat ihres Nachdenkens kommt der Schul-Hygiene zu Gute und wurde im Parker-Museum einer Commission von Fachmännern vorgeführt. Es war eine Schulbank mit Tisch, die von der Herzogin und ihrer Mutter, der regierenden Fürstin von Waldeck, gemeinsam entworfen worden war. Die Kinder der Herzogin von Albany benutzten diese Erfindung ihrer Mutter und Großmutter selbst, und auch die Erstere hat bis zu ihrem achtzehnten Jahre eine ähnliche Bank in Gebrauch gehabt. Die Erfindung wurde von der Commission für ebenso practisch als hygienisch vortheilhaft erkannt, und die Bestellungen auf die patentirten Herzogin-Albany-Stühle gehen zahlreich ein.

Rom. — Fräulein Vacarescu, die Heldin der romantischen Herzensgeschichte des Kronprinzen von Rumänien, scheint nicht übel Lust gehabt zu haben, ihren Gram bis an die Stufen des päpstlichen Thrones zu tragen. Sie wurde während ihrer Anwesenheit in Rom, wo sie sehr zurückgezogen lebte, vom Papste empfangen. Der Ceremonienmeister betonte bei der Vorstellung den Namen „Mademoiselle Vacarescu" mit besonderem Nachdruck, und die junge Dame hielt es für angemessen, hinzuzufügen: „Ja, heiliger Vater, die unglückliche Braut des Prinzen von Rumänien." Der Papst ertheilte ihr wie den anderen Anwesenden huldvoll seinen Segen und ließ die immerhin nicht ganz legitimirte „Brautschaft" auf sich beruhen.

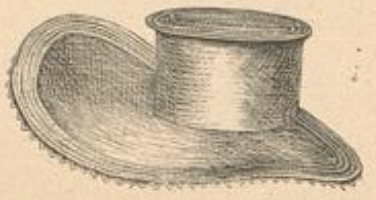
Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Um Staub- und Regenmantel in einer Umhüllung zu vereinigen, bietet imprägnirte Gloria anerkannt die größten Vorzüge, was Leichtigkeit, Eleganz und hübsches Aussehen anbelangt. Neben den glatten, ungemusterten Stoffen in allen blauen, braunen und grauen Tönen sind die großen Musterungen, wie Carreaux oder breite Streifen, besonders modern, aber stets etwas auffallend. Fast alle neuen Formen der Frühjahrsmäntel wiederholen sich, nur hier und da mit kleinen Veränderungen, in den Staubmänteln. Der Mantel mit langer, einfacher Pelerine und Capuchon, wetteifert mit dem Rad, das die stolze Watteau-Falte oder eine dieser ähnliche lose Faltenpartie im Rücken aufzuweisen hat. Selbst die jugendliche Paletotform mit Ledergürtel, Passe und weiten Blusenärmeln bleibt für schlanke Figuren unverändert. Besonders kleidsam aber ist die Vereinigung von Passe und eingereihten, im Rücken und vorn in Tollfalten geordneten, doppelten Pelerinen-Kragen. H. U.

— Schwarze peau de soie vereint sich mit reichem Perlschmuck zu einem höchst eleganten Visiten-Paletot, dessen Länge wie Form hervorragend charakteristisch sind für die Mode. Im Rücken schließt sich die breite Watteau-Falte einer gerundeten, mit dem hochstehenden Kragen im Zusammenhang geschnittenen Passe an; Spitzen, Bandschlupfen und perlgestickte Tüllbesätze, im Verein mit langen Perlgehängen, bilden die ungewöhnlich reiche Ausstattung. H. U.

— Berichteten wir unseren Leserinnen in der letzten Nummer von der Mannigfaltigkeit der modernen Bänder, so möchten wir heute ihrer vielseitigen Verwendbarkeit an Mänteln, Kleidern, Hüten, Schirmen ꝛc. gedenken. Ganz schmale Bänder setzt man den Randsäumen glatt als Vorstoß, oder mehrreihig neben einander auf und garnirt, hiermit übereinstimmend, mit schmalen Bandrosetten oder hängenden Schlupfenschleifen. Die 2—3 cm breiten Bänder erscheinen meistens in doppelten Rosentollen- oder einseitig getollten Rüschen, die einen besonders jugendlichen Schmuck bilden; häufig dienen schmale Rüschen auch als Randabschluß für ein breites, blendenartig aufgesetztes Band. In täglich auf's Neue variirter Anwendung aber tritt uns das breite Band entgegen; als Achselbänder, Rock-Bandeaux, Aermelverzierung, Schärpen-, Mieder- oder Gürtel-Garnitur fehlt es kaum einer der duftigen, sommerlichen Toiletten. Charakteristisch ist die moderne Schleife, deren Form sich von allem Dagewesenen so auffallend unterscheidet, daß wir ihr unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Man nennt sie vielfach Tulpenschleife, wenn man auch unter diesem Namen eigentlich nur ein Arrangement aus gerade hochstehenden, abgeschrägten Band-Enden versteht, deren Form an die einer Tulpe erinnert. Die moderne Schleife erfordert vor allen Dingen schönes, schweres Band, das ohne künstliche Mittel von selbst steht; damit bildet man nach oben längere und mehrfachere Schlupfen, als nach unten und bindet sie in der Mitte mit einem festen Knoten zusammen. Diese Schleifen, die einzeln ohne Enden, oder für Rücken- und Schärpen-Arrangements mit langen, bis auf den Rocksaum fallenden Bändern hergestellt werden, erscheinen häufig mit zierlichen Schmucknadeln in ihrer Lage auf dem Kleide festgehalten. H. U.



— Die Mode ist am grausamsten gegen sich selbst. — gegen ihre eigensten Erzeugnisse. Was sie uns gestern noch als eine Lieblingsschöpfung gepriesen, schiebt sie heute achtlos bei Seite, um uns mit ihrem schalkhaften Kinderlächeln in einer allerneuesten Laune das gerade Gegentheil zu präsentiren. So wird es wohl eines nicht zu fernen Tages den flachen Hüten geschehen; denn schon wirft das große Ereigniß des Uebergangs von einem Extrem zum anderen seine Schatten voraus in Gestalt merkwürdiger Capoten mit ganz spitzem, kegelförmigem Kopf und großer runder Hüte mit hohem, aber auffallend schmalem Kopfe. Um das Charakteristische dieser letzteren Form besonders anschaulich zur Geltung zu bringen, blieb sie ohne Garnitur. Die originelle Capote schmückt eine flach aufliegende Spitze, mit schmalem Sammetstreifen aufgesetzt, und der zum Wahrzeichen der Saison gewordene Zwillingsfedern-Tuff; auch die breiten Barben aus gemustertem Tüll sind in ihrer duftigen Kleidsamkeit wohl zu beachten. T. G.

— Unter den mannigfaltigen Einzelheiten der weiblichen Gewandung hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Gürtel in allen denkbaren Formen eine wichtige Rolle gespielt. Kostbare Gürtelgehänge, -Schließen und -Schnallen gehörten in vielen Epochen zum hauptsächlichsten Schmuck einer Frau, und wenn heutzutage weniger Werth auf das Material gelegt wird, so hat dabei die Mannigfaltigkeit gewonnen. Zwischen dem einfachen Band- oder Ledergurt, die sich, der eine durch zierlichen Schleifenschmuck, der andere durch eigenartige, die Figur vortheilhaft hebende Formen auszeichnen, und den aus oxydirtem Silber- oder Golddraht kunstvoll gearbeiteten Gürteln mit reicher Schlußverzierung liegen hundert Variationen in Gestaltung und Ausführung. Dem glatten, schmäleren oder breiteren Gurt gesellt sich die Schnebbe, häufig in der vorderen Mitte geschnürt, jedoch hinten geschlossen, oder die Medicisform mit doppelter Schnebbe. Großer Beliebtheit erfreuen sich die Gürtel aus Perlen und Jet, einer steifen Drahtgaze aufgenäht und häufig durch ein Franzen-Gehänge aus Perlen bereichert. Gürtelbänder werden durch Schnallen vervollständigt, und hier ist dem Phantasieschmuck ein weites Gebiet eröffnet, auf dem bald mit mehr, bald mit weniger Glück fast täglich Neues erscheint. Das Letzte sind zierliche Gewinde und Schleifen in Rococo-Geschmack aus zartfarbig, rosa oder hellblau emaillirten Metallbändern. T. G.

— Auch eine allem falschen Schein abholde Frau schreckt heute nicht mehr davor zurück, gute Spitzen-Imitationen zu tragen. Seit die Mode mit dem kostbaren Material eine solche Verschwendung treibt und nicht nur Hüte und Kleider, sondern vor Allem auch die Capes und Mäntel damit schmückt, ist die Maschinen-Spitze zu einem bedeutenden Industrie-Zweige ganzer Gegenden geworden. Man kann aber jetzt auch hier von wahrhaft künstlerisch vollendeten Gebilden sprechen, wie die uns vorliegenden Imitationen von „point de France" von „rosaline", „point de Venise", wie irischer Guipure beweisen, die den ganzen Reiz der Handarbeit wiedergeben. Täuschender noch wird die Wirkung durch den „echten" alten Ton der neuen Fabrikate. Allerdings darf man bei diesen vorzüglichen Imitationen auf keinen niedrigen Preis rechnen, hat dafür aber auch für Mäntel und Kleider einen wirklich gediegenen Schmuck, der die flüchtige Modelaune überdauert. M. St.

— Seide und leichter wollener, neuerdings auch baumwollener Krepp bilden eine beliebte Zusammenstellung für sommerliche Toiletten. Meist erstreckt sich die Anwendung der Seide nur auf die Taille als Mieder- oder Passenbesatz und abstechende Aermel. (Siehe die Vorderansicht, Fig. 6 des beifolgenden farbigen Modenbildes.) Eine reiche Auswahl von schmalen Perl-, geklöppelten Metallbörtchen, Litzen und Schnurrändchen, Picot-Bändchen ꝛc. bietet willkommenes Material, um Grund- und Besatzstoff harmonisch zu vereinigen. H. U.

Paris. — Die Pariser Mode gleicht einer vornehmen, exclusiven Frau, die vor der großen Oeffentlichkeit ihre Schönheit eher eifersüchtig verbirgt, als sie zur Schau stellt, die nur im eigenen Hause, im Kreise ihrer Intimen sich mit all ihren Reizen schmückt, während sie dem Publicum ein anderes Gesicht zu zeigen beliebt. So kommt es, daß die Mode in Paris sehr verschieden ist von der Mode aus Paris, wie sie die großen Exporthäuser in die Welt senden, und wie sie von den blinden Gläubigen in aller Herren Länder widerspruchslos hingenommen wird. Was wir dagegen an dieser Stelle als „Pariser Mode" bringen, ist der spröden Herrscherin in der vornehmsten Sphäre ihres Reiches abgelauscht, — in jener streng abgeschlossenen Hochburg wahrhafter Eleganz, wo man die Kunst versteht, raffinirte Einfachheit mit raffinirtem Luxus zu vereinigen. Hier hat man sich denn auch im Gegensatz zu den auffallend gemusterten Stoffen für bescheidene Streifen oder kleine Punkte entschieden. Die Punkte haben ihren besonderen Reiz: in farbig metallischen Reflexen schillern sie z. B. auf changirendem Seidengrunde, und als Garnitur gesellen sich ihnen schmale, die verschiedenen Farben wiederholende Bänder, glatten Stoffstreifen der Länge nach dicht aufgenäht. Der Saum des Rockes, die Aermelstulpen und der oberste und unterste Kragen der dreifachen Pelerine sind in dieser Weise ausgestattet, während auf dem Gürtel die Bänder sich kreuzen.

Die zweite Toilette bringt den fein hell- und dunkelgrün gestreiften Sammet zur Geltung, welcher als „russischer Sammet" mit Vorliebe getragen wird. Zwischen die Falten der schwarzen Spitzenrüschen fügen sich kurze Gehänge aus grüner Chenille. Dem Reiz des Hütchens gegenüber sind Stift und Wort gleich unzureichend: einen weichen Kopf aus schwarzen Spitzen umgiebt ein Rand aus dunkelrothem und goldenem Strohgeflecht, — darauf nichts weiter als zwei Büschel Frauenhaar und grünes Sammetband!

— Niemals würde sich eine Dame aus der „Gesellschaft" dazu verstehen, in dem modernen, eng anliegenden Prinzeßkleide das Haus zu verlassen. An warmen Tagen tritt an Stelle der Jacke oder des Cape aus Stoff eine luftige Spitzen-Pelerine, welche die Figur leicht verhüllt, ohne lästig zu fallen. Aus einem einzigen breiten, oder drei schmäleren, über einander fallenden Volants hergestellt, kann der Umhang zunächst noch mit einem dünnen Seidenfutter versehen werden, für heiße Sommertage dürfte aber auch dieses fortfallen. Mit Vorliebe werden ausdrucksvolle Spitzenmuster gewählt; eine Pelerine aus schwarzen Seidenblonden zeigte an Pfauenfedern erinnernde Musterung. B. d. G.

* * *

— Die französische Russomanie hatte in der Pariser Mode die Vorliebe für russische Stickereien gezeitigt. Aber der gallische Charakter war von jeher veränderlich, der halbasiatische Geschmack wird durch den ganzasiatischen verdrängt, die Zukunft gehört den orientalischen Stickerei. Das Neueste des Neuen ist ein Zuavenjäckchen, das sich, am Saume, am Handgelenk und Ellbogen mit orientalischen Stickereien verziert, über einer kurzen Empire-Taille öffnet. Die ganze Phantasie des Orients aber weht uns aus den Falten eines Strandmantels entgegen, der dem arabischen Burnus nachgebildet ist. Um den Saum desselben läuft ein breiter Lederstreifen, der mit prächtigen orientalischen Stickereien bedeckt ist. Ueber die Schönheit dieser Lederstickerei läßt sich streiten, ihre Haltbarkeit ist über jeden Zweifel erhaben, jedenfalls wird sie dauerhafter sein, als die neue Mode.

— Edelsteine und natürliche Blumen sind neuerdings eine Vernunftehe eingegangen, die man zu den ausnahmsweise glücklichen zählen darf. Die Prinzessin Gortschakoff trug jüngst bei Gelegenheit eines Pariser Diners eine wunderbare Robe von maisgelbem Sammet, reich mit Gold- und Silberstickereien garnirt. Auf der rechten Schulter war ein Paradiesvogel befestigt, aus dessen Schnabel ein langer Brillantzweig sich um den Brustausschnitt schmiegte. Das Haar schmückten phantastisch geformte Orchideen, die einen einzigen großen Diamantstern umschlossen.

— Im Jahre 1875 wurde bei den Ausgrabungen auf dem Esquilin in Rom ein goldenes Amulet-Glöckchen gefunden, wie es die römischen Damen und Kinder als Mittel gegen Zauberei und böfen Blick als Halsschmuck zu tragen pflegten. Die Königin Margherita hat das einfache viereckige Glöckchen mit seiner schwer entzifferbaren lateinischen Inschrift in Mode gebracht, und das uralte „tintinnabulum" hat als „campanello-Margherita" seine fröhliche Auferstehung gefeiert.

Handarbeiten

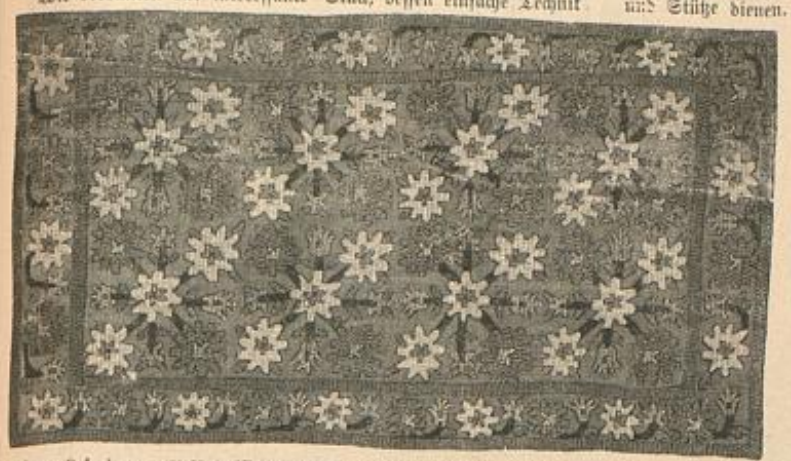
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— **Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 38. Orientalische Buntstickerei. Vorder-Asien. XVIII. Jahrhundert. Als Vorlage für Nähtischdecken und dergleichen zu verwenden, zeigt die umstehende Abbildung die ganze Ansicht der 58 cm breiten, 105 cm langen Decke, deren farbenprächtige,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

decorative Wirkung die der heutigen Nummer beiliegende bunte Tafel trefflich zum Ausdruck bringt.

Wir verdanken das interessante Stück, dessen einfache Technik



unseren Leserinnen als Renaissance-Stickerei bekannt ist, der Liebenswürdigkeit des Domherrn Alexander Schnütgen in Köln. Mit geringen Mitteln erzielen die regelmäßig angeordneten Sternfiguren innerhalb des fest abgegrenzten Randes den Eindruck persischer Teppiche, als deren Nachahmung derartige Arbeiten zu betrachten sind. Auf kräftigem rothen Leinen ist die Stickerei in starkem Garn ausgeführt; besonders reizvoll wirkt der leichte Glanz, welchen die langgespannten seidenen Fäden und Ueberfangstiche den gestickten Flächen verleihen. J. F.

— Sportliebende Damen pflegen die betreffenden Embleme vorzugsweise zur Decoration der verschiedensten Gegenstände, die Toilette nicht ausgeschlossen, anzuwenden. Am häufigsten erscheinen die Sporen, allein, oder in Verbindung mit der Gerte, sowohl in Metall als Schmuckstück, wie gemalt oder gestickt, als Verzierung von Blusen, Mützen, Cravaten, Taschentüchern, Deckchen u. s. w. Neu und originell aber ist die Anwendung wirklicher Sporen, wie an der Vorlage, wo sie einem kleinen, mit Holzbrand ausgestatteten Bilderrahmen als Umfassung und Stütze dienen. In dieser Weise lassen sich auch alte gebrauchte Sporen, die man nach Bedarf bronzirt, benutzen. E. F.

— Zur Ausstattung von Garten-Möbeln, zu Kissen und Decken bietet sich eine rasch fördernde Arbeit, an welche man freilich keine allzu hohen Ansprüche machen darf. Ein starkfädiges rothes Leinen oder gleichfarbiger starker Javastoff in Baumwollgewebe dient als Grund für stilisirte und naturalistische Blumen-Ornamente, welche bulgarische und Mossul-Musterungen imitiren. Als Umrandung markirt sich eine starke krausgewebte gelbliche Baumwollen-Schnur, die im Ton mit der Füllung in weitgespannten Kreuznahtstichen aus Twist übereinstimmt. E. F.

Bezugsquellen: Staub- und Regenmantel: F. Schröder, C. Jerusalemerstr. 29. — Paletot: A. Rosenthal, W, Jägerstr. 29—31. — Gürtel: H. Beermann, W, Friedrichstr. 193a; M. Levin, C, Handwerkzeug-Platz 1. — Spitzen-Imitationen: J. Fink, W, Jägerstr. 23; H. Beermann, W, Friedrichstr. 193a. — Vernis Martin-Malerei: Vergolden und Lackiren: A. Noack, SW, Lindenstr. 98; Bronzen, Blattgold, Oelfarben: J. Pusch, W, Charlottenstr. 65; Lack (vernis): Martin, Paris, 4 rue de Seine.

Redactions-Post.

Abonnentin in Czernowitz. — Daß Sie sich in Halb-Asien so lebhaft mit der altdeutschen Sage beschäftigen und sogar auf Grund dieser Beschäftigung Wetten eingehen, ist uns ein Beweis, daß Sie dort nicht, wie Sie behaupten, „verwildert" sind. Leider müssen wir Ihnen mittheilen, daß Sie Ihre Wette verloren haben. In der altnordischen ist im Gegensatz zu der niederrheinischen Sage allerdings nicht Kriemhild, sondern Gudrun die Gattin Siegfrieds, und auch in der „Götterdämmerung" ist Richard Wagner der älteren Tradition gefolgt.

E. S. in Graz. — Sie erkundigen sich nach Kinderspielen, die sich nicht in dem gewöhnlichen Geleise bewegen und neben der Belustigung einem pädagogischen Zwecke dienen. Uns will bedünken, als hätten sich unsere Buchstaben-Wortzusammensetzungs- und Reisespiele in Verbindung mit den unvermeidlichen Würfeln bisher vergeblich bemüht, mit dem wirklichen Unterricht, insoweit er sich an Anschauung und Gedächtniß wendet, zu concurriren. Die Spiele sollten mehr eine selbständige geistige Thätigkeit wecken. Wenn Sie in diesem Grundsatz mit uns einverstanden sind, können wir Ihnen zwei Winterneuheiten empfehlen. Parchesi, ein amerikanisches Spiel, wird von vier oder zwei Personen auf einem Plan in vier Farben mit je vier Figuren, allerdings auch mit Würfeln gespielt, aber so, daß der Combination ein weites Feld bleibt. Es kommt darauf an, mit sämmtlichen vier Figuren ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Der Gegner setzt nun, unter Zuhülfenahme der durch das Würfeln gegebenen Chancen, „Barrikaden" und sucht seinem Gegner zuvorzukommen.

Interessanter ist das japanische Spiel Halma Ekh, das in vielen Punkten an unsere „Dame" erinnert. Es wird auf einem Brett von viermal vierundsechzig Feldern von vier Spielern in zwei Parteien oder auch von Zweien gespielt. Sind es Vier, so haben Zwei von ihnen je dreizehn, die anderen beiden je neunzehn Steine. Jeder führt seine eigene Farbe. Gewonnen hat, wer zuerst mit allen seinen Steinen im Lager des Gegners steht.

G. S. in Petersburg. — Sie fragen nach den alten Byssus-Geweben, von denen die klassischen Schriftsteller zu berichten wissen, und glauben nicht an die von ihrer Feinheit und Durchsichtigkeit berichtenden Anekdoten. Der Name stammt aus Aegypten oder Palästina. Die Byssusstaude wuchs in Aegypten und in der griechischen Landschaft Elis und wird als eine Art Flachs oder Baumwolle angesehen. Die Aegypter sollen einen ähnlichen Stoff auch aus den Bartfäden der Steckmuscheln hergestellt haben, die noch heute als Muschelseide verarbeitet werden. Übrigens wird die Feinheit dieser Byssus-Gewebe, — man soll ein ganzes Gewand durch einen Fingerring haben ziehen können, — durch moderne Fabrikate noch übertroffen. So werden auf den Philippinen Stoffe aus Ananasfasern gewebt. Die Fäden sind so fein, daß bei ihrer Verarbeitung Fenster und Thüren geschlossen werden, weil ein bloßer Luftzug sie zerreißen kann. In Manila und Luzon werden diese Stoffe zu feinen, mit Weißstickerei gezierten Hemden verarbeitet und kommen unter dem Namen „Nipis de Pina" in den Handel. Sie sehen wie ein luftiger gelblicher Flor aus, werden in bester Qualität mit etwa 6000 Mark bezahlt und können trotz ihrer Leichtigkeit längere Zeit getragen werden. Im Berliner Museum für Völkerkunde sind Proben dieser Industrie vorhanden, die mit den von Ihnen für sagenhaft gehaltenen Byssus-Geweben wohl concurriren können.

Abonnentin in Düsseldorf. — Wir empfehlen Ihnen die Kaufmännische Fortbildungsschule für Mädchen, die unter der Leitung des Professors Dr. Schwalbe in Berlin, Georgenstraße 30/31, besteht. Die Unterrichtsfächer für junge Mädchen, die aus der Schule entlassen sind, umfassen kaufmännische Correspondenz, Rechnen, einfache und doppelte Buchführung, Handelslehre, Schreiben, Stenographie, Englisch, Französisch und den Gebrauch der Schreibmaschine. Das Honorar für alle Fächer beträgt nur 9 Mark vierteljährlich.

Demnächst erscheint: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 5. Inhalt: **Wappen-Malerei.** Von Hildegard Lehnert. — **Malerei mit Lack- oder Email-Farben.** Von Olga Altmann. — **Malerei mit Aluminium-Bronze.** Von Hildegard Lehnert. — **Decorative Malerei,** auch in Verbindung mit **Stickerei.** Von Marie Kirschner. (Schluß folgt.) — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.** Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas Illustr. Geschichte d. Musik. Preis ½jährl. (6 Nr.) nur Mk. 1.— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger Carl Grüninger, Stuttgart.

Neue Musik-Zeitung.

Schwarze reinseidene Damaste Mk. 2,90 bis M. 18.— Meter in jeder Preislage und unübertroffener Musterauswahl liefert in einzelnen Kleidern oder ganzen Stücken zu festen, billigen Fabrikpreisen die Seidenwaaren-Fabrik Crefeld. **Michels & Cie.,** Berlin W., Leipzigerstr. 101. Königl. ndl. Hoflief. Lieferanten d. Deutschen Officiervereins u. d. Deutschen Beamtenvereins. Proben postfrei.

Adorato-Corset D.R.G. No 54889

Vorzüge: Erstes und einziges System, welches keinen Druck auf Hüften u. Magen ausübt zugleich dem Körper die beste Form verleiht. Unübertreffliche Haltbarkeit der Einlagen erreicht durch die Construktion der Schienenlage. Alleinige Fabrikanten: GERSTLE & LÖFFLER MÜNCHEN.

Seide. Seiden-Bengalines, Foulards, Grenadines, etc. in den neuesten Genres von 85 Pf. bis Mk. 12 — per Meter versendet in einzelnen Roben porto- und zollfrei an Jedermann. Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union **Adolf Grieder & Cie in Zürich** (Schweiz).

= Soeben beginnen zu erscheinen: =

MEYERS KLEINER HAND-ATLAS

mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt in = *100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen* = in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig = 30 Kreuzer ö. W.

MEYERS KLEINES KONVERSATIONS-LEXIKON

Fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. *2400 Lexikon-Seiten mit 77,000 Artikeln und vielen hundert Abbildungen, Karten, Chromotafeln u. a.* in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig = 18 Kreuzer ö. W. Die ersten Lieferungen zur Ansicht — Prospekte gratis durch jede Buchhandlung. Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig u. Wien.

Mellin's Nahrung

für Kinder, Kranke, Genesende und Greise. — Gänzlich frei von Stärkemehl.
Die einzige Nahrung, welche streng nach bekannten chemischen und physiologischen Gesetzen zubereitet wird. Sie wird in allen Kinder-Hospitälern Englands und Amerikas vorzugsweise von Ärzten verordnet.
Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Dora Saxon
alt 13 Monat

442 Ashton Old Road, Manchester

Geehrter Herr! *August, 29. 1891.*

„Ich schliesse hier ein Bildniss meiner Tochter Dora bei, welches aufgenommen, als sie 13 Monate alt war. Sie begann mit einer dahinsiechenden Krankheit, bevor sie 3 Monat alt und in 2 bis 3 Monaten glich sie einem Skelet. Sie war so krank und schwach, dass meine Frau und ich thatsächlich dachten, sie hätte ihren letzten Athemzug gethan — in so schwächlichem und zusammenbrechendem Zustande befand sie sich. Wir haben allerhand Nahrungsmittel und Medicamente versucht; aber auf Anrathen der Dr. Ilderten, unseres Hausarztes, versuchten wir Ihr Nahrungsmittel. Wir sind vollständig überzeugt, dass es nur Ihre „Mellin's Nahrung" war, sonst würden wir das Kind heute nicht mehr unter uns haben. Ich bemerke noch, dass es stärker, lebhafter und gesünder zu sein scheint, als andere Kinder ihres Alters.

Ihr ergebener Alfred Saxon.

P. S. Es steht in Ihrem Belieben, aus diesem Zeugniss u. Portrait irgend welchen Gebrauch zu machen.

Mellin's Biskuits

ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend.
schmackhaft, leicht verdaulich, stärkend, nahrhaft.
Preis pro Blechdose Mark 2,75.

General-Depot bei **J. C. F. Neumann & Sohn,**
Königl. Hoflieferanten, Berlin W., Taubenstr. 51/52 u. Leipzigerstr. 27/28.
Proben und Zirkulare mit Analysen von Dr. Bischoff, Berlin und Dr. Stutzer, Bonn, für Ärzte und Hospitäler gratis und franko.

Lehrinstitut für Damenschneiderei,
Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei.
Einzelkurse 20 M., monatlich in Zirkeln 7 M. 50 Pf.
Frau Ida Ilgenstein, Berlin, Nettelbeckstraße 21, Quergebäude II.

Chic & hochmodern! **Damen-Loden**
Grossartige Sortimente in allen Fabrikaten & Preislagen, auch imprägnirt.
Grösste Neuheit: DAMEN-LODEN von Ziegenhaaren
in Weichheit & Elasticität unerreicht.
Sehr feines solides Tragen. Einzige Bezugsquelle in Deutschland.
Modewaaren-Geschäfte auf grösseren Plätzen erhalten Alleinverkauf.
Agenten gesucht. Muster & Waare franco
München — gegenüber den Fürstenhäusern — Billardtuch Manufactur
en gros-Export - en detail.
Spezialität: Billardtuche grösstes Lager des Continents, 21 Qualitäten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

NORDSEEBÄDER
WESTERLAND-WENNINGSTEDT- **SYLT.**

Stärkster Wellenschlag der Westküste.
REICHHALTIGE STAHLQUELLE.
MILCH- UND BRUNNENKUREN.
Bequeme Verbindung auf dem Wasser- und Landwege.
EISENBAHNFAHRT BIS HOYERSCHLEUSE (ANLEGEPLATZ DER DAMPFER).
NEU EINGERICHTET: DAMPFWASCHANSTALT.
Sommer- und Rundreise-Fahrkarten auf allen größeren Stationen.
BROSCHÜREN, PROSPECTE, WOHNUNGSNACHWEIS, SOWIE ALLES NÄHERE DURCH DIE
SEEBADE-DIREKTION IN WESTERLAND-SYLT.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und
Ausfallen der Haare
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
PARIS 1889
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift Ed. Pinaud versehen. dépôt
GRAND PRIX

Frauen-Schönheit!
Eau de Lys de Lohse,
das reellste Hautreinigungsmittel und Toilettenwasser gegen
Gesichtsröthe, Sonnenbrand, gelbe Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. etc., macht die Haut blendend weiss, weich und geschmeidig und verleiht derselben ein jugendliches, frisches, blühendes Aussehen, in Originalflaschen à M. 3 und M. 6 (in weiss, rosa und crême).
Lohse's **Lilienmilch-Seife,** die mildeste Toilette-Seife, frei von jeder Schärfe — à Stück 75 Pf., 6 Stück M. 4, in Rosen à Stück 2.25, 3 Stück M. 6.—.
Lohse's **Lilien-Puder,** feiner und weicher als alle Puder; in weiss, rosa und crême, à Schachtel M. 3.— kleinere M. 1.50.
Neu! Lohse's **Poudre-Pompadour,** haftender und fester sitzend auf der Haut als alle Poudre de riz; in weiss, chamois, crême, à Schachtel M. 3.50.
Lohse's **„Incarnat"** eine vorzügliche unschädliche Flüssigkeit, dem Teint ein schönes, natürliches Colorit zu geben, unveränderlich bei Einwirkung von jedem Licht, Transpiration etc. — à Flasche M. 2.
Gustav Lohse,
Königl. Hof-Parfümerie,
Berlin W, Jägerstrasse 46.
Neueste Preis-Verzeichnisse sämmtlicher Parfümerien, Toilette-Seifen, und Toilette-Gegenstände für den einfachsten wie reichsten Toilette frisch gratis und franco.
Aufträge nach ausserhalb prompt.

Bad Langenschwalbach
(Stadt im Taunus), Regierungsbezirk Wiesbaden, 300 Met. ü. d. Meer. Verbindungen: durch Eisenbahn mit Wiesbaden, 1 St., durch Wagen mit Eltville und Zollhaus, zwei Stunden.
Stärkste reine Eisenquelle, grosser Gehalt an Kohlensäure.
Wirksam gegen **Blutarmuth,** ihre Folgen u. Complicationen, **Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Schwächezustände** der Muskeln, **Lähmungen, Katarrhe** der **Schleimhäute,** namentlich der Geschlechts- und Harnorgane. Trinkquellen, Wein- und Stahlbrunnen. **Stahl- und Moorbäder** in der Königlichen Badeanstalt und Privatanstalten.
Die Höhenlage, die waldreiche Umgebung und das dadurch bedingte erfrischende Gebirgsklima erheben Schwalbach gleichzeitig zu einem der vorzüglichsten **Luftkurorte.**
Weitläufige Promenaden mit Spielplätzen, Lawn-Tennis, Kursaal, Lesesäle, Concerte, Reunions. Ausflüge nach dem Rhein, Aarthal, Wisperthal. Wohnungen in grosser Auswahl sowohl in Hotels als in Privathäusern (Villen). Post, Telegraph, Zollamt, Bankgeschäfte, amerik. Consular-Agentur. Eröffnung der Saison am 1. Mai. Nähere Auskunft ertheilt die **städtische Kurverwaltung** (Bürgermeisterei). Prospecte gratis. Als Hotels ersten Ranges sind nachfolgend in alphabetischer Ordnung verzeichnete Häuser zu empfehlen: **Alleesaal, Herzog von Nassau, Métropole, Quellenhof, Taunus.**

In den billigen

Preisen sowohl wie in der guten Ausführung liegen die Vortheile, welche ich für den Bezug fertiger
Damen-Mäntel
biete. **Man verlange grat. u. frco. meine illustr. Preisliste:** Regenmäntel 7—48. Standmäntel 10—42. Jaquets 6—54. Capes 11—42. Umhänge 11—75 Mark.
Persönl. Besucher wollen direct achten auf die an m. Eingang angebr. **Laterne mit der Nr. 27.**
Otto Altenberg (etablirt 1863)
Berlin SW, Markgrafenstrasse 27.

Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

Modern und billig
sind meine **Perlgürtel** (von **90 Pfg.** bis zu den elegantesten Prachtexemplaren), **Passementeriegürtel, Mieder, Franzen, Kragen,** schmale und breite **Gimpen, Goldbesätze, Federbesätze, Spitzen,** seidene **Bänder, Spitzenpellerinen** mit Perlen (von **2 M. 40** bis zu den elegantesten)
Siegbert Levy
Berlin C., Jerusalemerstr. 23, Eingang Hausvoigteiplatz.
Proben und Auswahlsendungen nach auswärts. Stoffmuster und genaueste Angaben erforderlich.
Reich illustrirter
Katalog
mit über 50 grossen Abbild. der neuesten Moden gegen Einsendung von **50 Pf.**

Ein unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid!
„CANFIELD"
Schweissblätter.
Kautschuk, geruchlos und wasserdicht. Kein anderes Schweissblatt hat ist diese Vorzüge. Man bezeichne das Fabrikat selbst: „Canfield"
TRADE MARK Canfield
Canfield Rubber Co., Hamburg.

Ein **krankes,** dauernd an das Bett gefesseltes **Fräulein** bittet hochherzige Damen, sie durch Abnahme besonders für Geschenke geeigneten Makart-Gräser, getrockneter und künstlicher Blumen u. Lampenschirme aller Art zu unterstützen. Preislisten versendet und Aufträge nimmt entgegen **B. Camerlohr** in **Straubing,** N.-Bayern, Krankenhausg. 684½.

CIGARES DE JOY.
gegen
ASTHMA
und
BRONCHIAL-CATARRH.
Joy's Cigaretten geben sofortige Linderung bei Asthma, Atemnot, Bronchial-Husten u. Verschleimung, Kehlkopf- u. Bronchial-Catarrh. Erzielen **augenblickliche Besserung** der **heftigsten** asthmatischen Beschwerden u. bewirken bei Anfällen während der Nacht **ruhigen Schlaf.** Empfohlen für Kinder, Damen, **überhaupt für jede Constitution.** Zu beziehen durch die Apotheken, **andernfalls direkt durch: WILCOX and Co., Deutsche Central-Apotheke, 239,** Oxford Street, **London W.,** gegen Voreinsendung des Betrages.
1-1 --Schachtel **franco** M. 2.50.
7-1 --M. 15.00. **Nur ächt mit Firma Wilcox & Co.**

AU BON MARCHÉ
NOUVEAUTÉS
PARIS. Maison ARISTIDE BOUCICAUT PARIS.
Nouveautés-Magazin in allen seinen Artikeln die vollkomenste reichste und eleganteste Auswahl vereinigend.

Billige und reelle **Bedienung** *ist der* **beständige Grundsatz** *der Firma* **AU BON MARCHÉ.**
Die Firma **AU BON MARCHÉ** beehrt sich hiermit die geehrte Damenwelt zu benachrichtigen, dass ihr **Katalog** der *Neuheiten* der *Sommer-Saison* soeben erschienen ist und allen Personen auf Verlangen **franco** und gratis zugesandt wird.
Sie versendet gleichfalls auf Verlangen und **franco** mannigfaltige *Muster* aller ihrer Stoffe, sowie *Albums* mit Modellen ihrer *confektionnirten Artikel.*
Die Firma **AU BON MARCHÉ** besitzt äusserst reichhaltige Sortimente und bietet solche sowohl in Bezug auf Gediegenheit aller ihrer Waaren, als auch bezüglich der **Billigkeit** ihrer **Preise anerkanntermassen** unbestreitbare Vortheile dar.
Die Firma **AU BON MARCHÉ** *versendet Waaren nach sämmtlichen Ländern und correspondirt in allen Sprachen.*
Alle Bestellungen von **25 francs** an (*ausser Möbel u. Sperrgüter*) werden portofrei befördert. — *« Der Eingangzoll ist zu Lasten der Kunden ».*
Das Haus **AU BON MARCHÉ (PARIS)** hat weder **Filialen** noch Vertreter, und bittet seine **Kunden,** sich vor Kaufleuten, welche sich missbrauchlich seines Titels bedienen sollten in Acht zu nehmen.
Die Magazine des **BON MARCHÉ** *sind die grössten, die best eingerichtesten und die best organisirten der Welt;* sie enthalten alles was Nützliches, Bequemes und Comfortables für den Lebensgebrauch geschaffen werden kann und bilden aus diesem Grunde eine der **Sehenswürdigkeiten von PARIS.**

Eleg. stehende Costüme, Ball- u. Gesellschafts-Toiletten fertigt L. Könsch, Wilhelmstr. 5a I.

Clavier- u. Gesangsstund. ertheilt Lehrerin m. bek. Met. Zindel, 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

Bitte
gebrauchte, möglichst unversehrte Briefmarken jeder Art sammeln und dieselben franco an den Ehrw. Bruder
Beatus Mayrhofer
Secretär des k. k. Waisenhauses **Wien** IX., Waisenhausgasse Nr. 5 mit dem Bemerken: **„Für den Kirchenbau in Nisko"** einsenden zu wollen.
Nisko, 1892. **Marie Gräfin Rességuier-Kinsky.**

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin W. Mohrenstraße 15.

In meiner soliden
Familien-Pension
finden **zum April** Damen gutes Unterkommen, auch würde ein schulpflichtig. Mädchen oder Knabe zum April freundliche u. gewissenhafte Pension finden. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres
Frau **J. Voigt, Berlin**
SO. Melchior-Str. 45 II, SO.

Das Erholungshaus für Damen in Völkinghausen
bei Soest in Westfalen
(Unter dem Protectorat Ihrer K. und K. Majestät der Kaiserin Friedrich)
ist auch im Winter geöffnet, massiv, mit Doppelfenstern und verzüglichen Heizvorrichtungen versehen. Geschützte Waldspaziergänge. Pensionspreis 1,50—2,50 Mk. Bäder im Hause. Anmeldung bei der Vorsteherin.

Bad Warmbrunn
Eisenbahn-Station.
346 M. ü. M., zu den Wildbädern gehörig, mit 6 Thermalquellen von 25° bis 43° C. Trink- und Badekuren, Bassin-, Wannen- und Douchebäder, bewährt gegen Rheumatismus, Gicht, Nervenkrankheiten, Residuen von Entzündungen und Verletzungen, Frauenkrankheiten, Hautkrankheiten, Syphilis, chronische Catarrhe der Athmungs-, Verdauungs- und Harnorgane. **Klimatischer Kurort.** Das ganze Jahr geöffnet. Hauptsaison vom 1. Mai bis 1. October. Prospecte durch die Badeverwaltung.

„HEUREKA"
Dr. Ernst Jacobi
„HEUREKA"
Alleinige Unterkleidung
mit doppelten Rücken- und Lungenteilen aus einem Stück.
Durch ihr **poröses durchlässiges Gewirk** und namentlich durch die äusserst praktische **Verdoppelung der Rücken- und Lungenteile** entspricht die Unterkleidung „Heureka" — laut Attesten von den **ersten ärztlichen Autoritäten,** — den weitgehendsten hygienischen Anforderungen.
Nicht nur **Lungenkranke, Blutarme und Rekonvalescenten** werden diese praktische Unterkleidung „Heureka" mit Freuden begrüssen, sondern **auch der Gesunde** wird gern zu einer Unterkleidung greifen,

welche ihn **vor Frösteln im Rücken und jeder Erkältung besser zu schützen vermag,** als alle bisherigen Unterkleidungs-Systeme.
Höchste Auszeichnung auf der internationalen Ausstellung für das Rote Kreuz (Hygiene) und Armeebedarf Leipzig 1892.
Patentiert in allen Kulturstaaten. **Preisverzeichnis mit Qualitätsmuster portofrei.**
Haupt-Verkaufs-Niederlage
Francke & Co., Gnadenfrei, Schlesien.
Weberei und Versandhaus.

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld bei Coepenick.
Färberei und Reinigung
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.
Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**
Färberei.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

15. Mai 1892. — XIX. Jahrgang. Heft 10.

Neue Herren-Moden. — Französische Mode.

Charakteristisch für den modernen zweireihigen Gehrock, als elegantes Promenaden-Kostüm, ist ein ziemlich langer Schoß. Das Beinkleid muß eine hellere Färbung zeigen als der Rock, für den, im Gegensatz zu den früheren Jahren, Schwarz durchaus nicht Vorschrift ist. — Für die warme Jahreszeit dürfte das Sacco wieder beliebt werden. Kurz, mit einer Knopfreihe, aus dunklem Stoff gefertigt, zeigt dasselbe eine enganschließende Form. Die äußeren Brusttaschen fallen fort, den Schluß vermittelt nur ein Knopf. Weste und Beinkleid sind heller als das Sacco zu wählen. — Auch das Rock-Jacket mit ziemlich starkem Schoßabstich wird gern getragen. Die gleichmäßige Weite des helleren, gestreiften Beinkleides erleidet am Fußansatz eine geringe Verjüngung.

(Le Progrès, Paris.)

Aus der Frauenwelt.

Emma Laddey geb. Radtke. Mehr als dreißig Jahre sind verflossen, seit ich durch Vermittelung einer Collegin, der nun auch schon lange verstorbenen Marie Harrer, ein junges Mädchen kennen lernte, ohne damals zu ahnen, daß auch sie mir in nicht allzu ferner Zeit eine liebe, allgemein geschätzte Collegin sein würde. Emma Radtke hatte eine andere Laufbahn als die der Schriftstellerin für sich erwählt. Sie war aus Elbing, wo sie am 9. Mai 1841 als Tochter eines Arztes geboren worden war, nach Berlin gekommen, um sich der Schauspielkunst zu widmen und studirte unter der Leitung von Hendrichs. Nach vollendetem Studium ward sie zunächst für das königliche Schauspielhaus in Berlin engagirt, doch fand ihre Bühnen-Laufbahn bald einen Abschluß, indem sie, bei Gelegenheit eines Gastspiels in Amsterdam, den Maler Ernst Laddey kennen lernte und sich mit ihm vermählte. An die Stelle der Künstlerin trat nun die sorgende Gattin, die liebende Mutter, die sie nicht nur dem Sohne ward, den sie ihrem Gatten in Stuttgart, wo sie ihren Wohnsitz genommen, schenkte, sondern auch einer Tochter aus erster Ehe.

Gleichzeitig begann ein anderer Abschnitt in ihrem Leben. Ihre reiche Phantasie und ihr sprudelnder Geist hatten sich in poetischen Ergüssen versucht; Marie Harrer, die erfahrene Freundin, vermittelte den Abdruck dieser und jener Kleinigkeit. Das war für ein so strebsames, vielseitig begabtes Wesen wie Emma Laddey Anregung genug, die betretene Bahn weiter zu verfolgen. Für die reifere weibliche Jugend hat sie eine Reihe Erzählungen, theils einen Band füllend, theils mehrere in einem Bande vereinigt, geschrieben, die für diese Literatur-Gattung mustergültig geworden sind. Mit einer überraschenden Menschenkenntniß und Lebenserfahrung verband sie die Naivetät, welche unbedingt nöthig ist, um bei der Jugend Eingang zu finden; die Kunst des Fabulirens war ihr im hohen Maße eigen. Alle ihre Erzählungen — wir nennen hier nur: „Auf eigenen Füßen", „Selbständige Frauen", „Aus freier Wahl", „Wild erblüht", „Tagebuch einer Waise" — predigen das Evangelium der Arbeit, der ernsten, gewissenhaften Arbeit, welche die Frau an sich selbst, im Haus, in der Familie, oder auch im öffentlichen Leben zu verrichten hat, um würdig ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft auszufüllen, um glücklich zu sein und glücklich zu machen. Durch fleißige, gründliche, umfassende Studien hatte sich Emma Laddey eine Bildung angeeignet, die sie befähigte, in Stuttgart und später in München, wohin sie ihren Wohnsitz verlegte, einen Kreis von älteren und jüngeren Zuhörerinnen um sich zu sammeln, denen sie Vorlesungen über Literatur- und Kunstgeschichte hielt. Bis in die letzten Jahre, wo schweres körperliches Leiden ihre Kräfte brach, hat sie alljährlich in dieser Weise lehrend gewirkt und wohlverdiente Anerkennung geerntet.

Schrieb Emma Laddey auch vorzugsweise für die Jugend, so lag ihre Begabung doch keineswegs auf diesem Felde allein; ihre Romane „Flitter und Gold", ihre Blumenmärchen u. s. w. legen dafür ein vollgültiges Zeugniß ab; auch soll ihr warmes, begeistertes Eintreten für eine Verbesserung der weiblichen Erziehung,

Seidenstoffe

80 Pf. p. M.

bis Mk. 18.65, schwarze, weiße u. farbige — glatt, gestreift, karrirt u. gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc., **Spitzenstoffe, Seiden-Grenadines ꝛc.** vers. roben- und stückweise porto- und zollfrei die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Ballseidenstoffe v. 85 Pf. ab.

Dringend gebeten, ob **schwarze, weiße** oder **farbige** Muster gewünscht werden.

Zurückgesetzte Seidenstoffe

mit 25%—33⅓% und 50% **Rabatt** auf die Original-Preise vers. meter- und robenweise porto- u. zollfrei die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. **Foulard-Seide v. Mk. 1.35 ab.**

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,** also aus erster Hand in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Hohenzollern-Galerie am Lehrter Bahnhof — Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890 — 9 Vorm. bis 11 Ab. 1 M., Kinder 50 Pf.

BLEICHSUCHT.

„Dreitheiliges Eisenmittel"

— nach ärztlichem Recept —

rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands. — Prospecte gratis. —

Sternapotheke, Münster i. W.

MK MAX KRAUSE, BERLIN SW. - Papier - Ausstattungen

bieten das zweckdienlichste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**

Alle gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. G. Zechmeyer, Nürnberg.

Das Tischdecken,

Das Serviren, Das Garniren, Das Serviettenbrechen, Das Tranchiren,

reich illustrirt und mit ausführlichem Text erläutert von **Fritz Bauer.**

Preis 1 Mark.

Zu haben in der **Stahl**'schen Buchhandlung in **Regensburg.**

Privat-Detectiv-Institut.

Auskünfte, Beobachtungen, Ermittelungen jeder Art. Strengste Discretion. **H. Zimmer, Fürstenwalde,** Berlin.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung ‚Styria' in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.

Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—).

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wie für die sociale, wirthschaftliche und rechtliche Stellung der Frau ihr unvergessen bleiben. Nicht nur durch ihre Schriften, nicht nur durch das eigene Beispiel wirkte sie dafür, sondern auch durch das zündende, lebendige Wort. Sie besuchte die Versammlungen der Frauenbildungs- und Erwerbs-Vereine, wie die des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, dessen Ausschuß sie eine Zeitlang angehörte, und riß stets hin durch die Macht ihrer Rede. Den Zauber der Persönlichkeit hatte sie sich bewahrt, ob auch die Jugend geschwunden, ob herbes Leid die Blüthen ihres Lebens geknickt. Ihr einziger Sohn erlag im Knabenalter einer tückischen Krankheit, ihre Ehe wand ihr eine Dornenkrone um das Haupt, und die seelischen Leiden hatten auch ihre Gesundheit stark erschüttert. Da traf sie im vergangenen Jahre noch ein furchtbarer Schlag: ihre Stieftochter, die sie erzogen, gegen die sie Mutterpflichten geübt, starb am Typhus in dem Augenblicke, wo die Verhältnisse es endlich ermöglichten, daß sie sich dem Manne, mit dem sie seit Jahren verlobt gewesen, vermählen konnte. Seit jenen traurigen Maitagen hat Emma Ladden sich nicht wieder erholt, sie siechte dahin. In Neu-Wittelsbach bei München, wo sie Heilung suchte, hat ein sanfter Tod, der ihr unverhofft genaht, sie erlöst. Auf dem Friedhof in München, der Stadt, in der sie zuletzt gelebt und in ihrem hübschen Heim eine bescheidene, aber höchst anregende Geselligkeit zu pflegen verstand, ist ihr die Ruhestätte bereitet worden. Nicht nur in ihrem Wohnorte, sondern allerwärts in Deutschland, wie über dessen Grenzen hinaus, hinterläßt Emma Ladden zahlreiche Freunde. Jenny Hirsch.

Berlin. — Das Protectorat der deutschen Frauenabtheilung auf der Welt-Ausstellung in Chicago hat die Frau Prinzessin Friedrich Carl übernommen. Das Comité hat sich bereits constituirt, und seine Zusammensetzung bürgt für eine glänzende Vertretung deutscher Frauenarbeit. Besondere Abtheilungen sind für das Rothe Kreuz, für den Lette- und Fröbel-Verein in Aussicht genommen.

Wien. — Am 5., 6. und 7. Juni findet hier der erste österreichische Frauentag statt. Der Pfingstsonntag ist dem „deutschen Bildungswesen" gewidmet; am zweiten Feiertage wird über die „Berufsthätigkeit der Frau" verhandelt; am dritten Tage werden von einem Reichsrathsmitgliede Frauen interessirende politische Fragen einer Besprechung unterzogen.

Rom. — Die goldene Tugendrose ist in diesem Jahre vom Papst Leo XIII. für die Königin Amalia von Portugal bestimmt. Der Stengel der symbolischen Blume mißt 1,50 m; ihr Kelch besteht aus Edelsteinen; auf den mit kleinen, thautropfenartig zerstreuten Edelsteinen besetzten Blättern befindet sich neben dem Namen des Papstes der der Fürstin, der das kostbare Geschenk gewidmet ist. Das ganze Kunstwerk liegt in einem weißen Atlas-Futteral, dessen Hauptschmuck silberne Rosenknospen bilden. Der Verfertiger des Kleinods entstammt einer alten Goldschmied-Familie, die seit mehr als dreihundert Jahren in der Nähe von St. Peter ansässig ist.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. Zu ihrem jüngsten Spielzeug hat die Mode den Schleier erwählt, und fast scheint es, als wolle sie sich damit über ihre allzu sklavenhaft getreuen Unterthanen ganz im Stillen lustig machen.

Es bedarf wahrlich keines besonders ausgebildeten Schönheitssinnes, noch übermäßiger Vernunft, um sich über das grobe Gitterwerk oder die fast haselnußgroßen Chenille-Muschen zu entsetzen, womit urtheilslose Neuigkeits-Fanatikerinnen ihr vielleicht an sich hübsches Gesichtchen entstellen. Und doch ist gerade der Schleier eines der vornehmsten Hülfsmittel weiblicher Koketterie, — wie doppelt reizvoll erscheinen hinter zartem Tüllgewebe mit feiner Spitzenmusterung jugendliche Züge, wie liebenswürdig mildert dasselbe die Spuren des Alters! Eine Neuheit, die wir nun nicht unerwähnt lassen dürfen, wenn wir uns auch nur bedingungsweise damit einverstanden erklären können, sind die Maskenschleier, ein für die obere Hälfte des Gesichtes dichteres, für die untere Partie klares Gewebe. Zu Capoten sind diese Schleier ganz klein und rund abgepaßt gewebt, mit krauser Faltenpartie in der Mitte des oberen Randes, um darunter den stark toupirten Stirnlocken freien Spielraum zu lassen; der dichter gewebte oder gemusterte obere Theil reicht bis über die Nase. Die gleichen Schleier sind für runde Hüte meterweise zu haben, doch sind auch hier nur die discreten, ganz feinen Muster zu empfehlen, die ein guter Geschmack stets neben den stark in die Augen fallenden Sensations-Neuheiten zu finden weiß. T. G.

Eine pikante Vereinigung des zarteren weiblichen Toiletten-Charakters mit dem nüchternen männlichen bilden die sommerlichen Blusen, die, mit ihren gesteiften Kragen und Manschetten nebst Faltenbrust dem Herrenhemd ähnlich, unter den offenen Kostüm-Jacken getragen werden. Bald aus weißem gemustertem, bald aus zartrosa oder hellblauem Batist mit zierlichem Plissé-Jabot gefertigt, geben sie dem schlichten Kostüm aus Wollstoff etwas ungemein Frisches, sommerlich Duftiges, ohne den strengen Einfachheits-Charakter der distinguirten Straßen-Toilette zu stören. Die verschiedenen Kragenformen folgen genau jenen der Herrenmode und werden auch durch die entsprechenden Cravaten vervollständigt. T. G.

— Alle Sorgfalt und ihre ganze erfinderische Phantasie setzt die heutige Mode an die Garnitur der Taille, die sie im Gegensatz zu den Röcken mit verschwenderischer Vorliebe schmückt. Als charakteristischstes Merkmal drängt sich der Beobachtung neben all den Mieder- und Passenbesätzen 2c. die Armlochgarnitur auf, die je nach dem hierzu verwendeten Material in reizvollem Wechsel die verschiedensten Formen annimmt. Eckige, glatte Theile, die wie kurze spanische Jäckchen wirken, fertigt man gern aus abstechendem, gesticktem oder gemustertem Gewebe, Spitzenstoff oder dem kräftigen russischen Tüll. Ausgeschlagene Volants wie breite Spitzen werden, von der Achsel ausgehend, faltig um die Armlöcher arrangirt und übereinstimmend hiermit die kurzen Puffärmelchen verlängert. Den tiefen Armausschnitt markiren auch häufig Rüschen aus ausgefaserter Seide oder Band, starke Sammetrollen, glatte Moiré- oder Sammetbänder. Letztere bilden häufig zugleich Achselschleifen und, im Zusammenhang mit dem Armlochband, Mieder- und Gurt-Arrangements. H. U.

Der Vorwurf, daß unsere Zeit keinen selbst geschaffenen Stil besitze, daß sie stets zurückgreife auf bereits Dagewesenes und dieses sich dienstbar mache, trifft auch die Mode. Nur selten mehr gelingt es ihr, auf dem Gebiete der Kleiderformen positiv Neues und unbedingt Originelles zu schaffen, — bald holt sie ihre Anregungen und „Motive" aus dem classischen Alterthum, bald weckt sie zu kurzem Leben die eine oder andere mittelalterliche Curiosität, am liebsten und häufigsten aber kehrt sie immer wieder zum Rococo und dazwischen auch einmal, wie eben jetzt, zum Empire zurück. Ganz allmählich hat die Vorliebe für lange, enganliegende Röcke, für krause Gürteltaillen mit reichem Spitzen-Schmuck dahin geführt; die reizenden, von bunten Blumen-Guirlanden durchzogenen Musselins, die duftigen Krepp- und Batiststoffe machen wegen ihrer Leichtigkeit den Keilrock unmöglich, und an seine Stelle tritt in diesem Fall wieder die ringsum leicht eingereihte Form ohne Schleppe mit schmaler Rüschen- oder Volant-Garnitur. Zu Hochzeits-Toiletten, ländlichen Ballvergnügen oder anderen festlichen Gelegenheiten, an denen es auch im Sommer nicht mangelt, bildet die kurze ausgeschnittene Blusentaille mit Puffärmel und breiter Schärpe die jugendlich anmuthigste Ergänzung, ja es geht die Mär, daß die bequeme, für heiße Sommertage entschieden sehr angenehme Form — nur mit etwas kürzerem Rock — die tägliche Tracht der jüngsten Damen im Alter von 8—12 Jahren werden dürfte. Als Vorläufer einer derartig gewaltigen Umwälzung darf vielleicht der für sommerliche Toiletten allgemein zur Anwendung kommende Ellbogen-Aermel gelten. Jahrelang haben wir, der Mode zu Gefallen, den um den Unterarm meist lästig engen, langen Aermel erduldet, nun endet derselbe schon am Ellbogen, und ganz neuerdings noch über demselben mit der vollen, so überaus kleidsamen Spitzen-Manschette. Der lange Handschuh wird damit allerdings zur unerläßlichen Bedingung; das vorn gekreuzte, hinten geschlungene Marie-Antoinette-Fichu aus Spitzen, Tüll oder Mull bildet die reizvollste straßengerechte Vervollständigung der hohen Empire-Taille. T. G.

Die herrschende Mode macht es geschickten Händen ganz besonders leicht, einem schmucklosen Anzuge für festliche Gelegenheit das entsprechend elegante Gepräge zu geben. Schwarze Seiden-Guipure oder Chantilly-Spitze, je nach der Beschaffenheit des Anzuges auch die hochmoderne Spachtelstickerei, bilden ein voll eingekraustes, spitzes Fichu, welches die vordere Taille und die Oberarme vollständig deckt. In die Lücke, welche im Rücken offen bleibt, fügt sich eine schmale Watteau-Falte aus Spitzen. Durch einen originellen Gürtelitheil in halber Höhe des Rückens festgehalten, fällt sie von hier an lose aus, dem fußfreien Kleiderrock zugleich die fehlende Schleppe ersetzend. G. B.

Paris. Die brennende Tagesfrage der hochsommerlichen Schutzhüte behandeln unsere Darstellungen in den vier verschiedenen Formen, welche die herrschende Mode als gleichberechtigt neben einander stellt. Ganz ebenso modern, wie der niedere eckige Kopf des Matrosenhutes ist ein zierliches kegelförmiges Köpfchen, oder auch der schmale

hohe Kopf der vielleicht interessantesten Form „Arlésienne". Daneben wirbt der immer über der Mode stehende große Florentiner durch besonders kleidsames Biegen und Falten seiner großen weichen Krempe um neue Gunst. Was die Garnituren betrifft, so lassen die Darstellungen ebenfalls die Verschiedenartigkeit der Formen und des Materials erkennen. Der Florentiner zeigt einen in entzückendem Farbenreiz leuchtenden vollen Rosenstrauß, durch eine breitgelegte Sammetschleife an der hinten aufgeschlagenen Krempe befestigt; jedoch garnirt man die Hüte nicht weniger häufig vorn oder seitlich durch hochstehende Arrangements. Das letztere bringt der Matrosenhut zur Geltung in einem Zweige blauer, aus Sammet nachgebildeter Pflaumen. Bei den beiden anderen Hüten liegt der Schwerpunkt der Garnitur in der vorderen Mitte, — das glatt um den Kopf des „Arlésienne" gelegte Band schließt mit einigen Schlupfen, in denen einzelne Wiesenblumen stecken; zierliche Straußfeder-Köpfchen liegen der breiten Krempe des Hutes mit spitzem Kopfe auf, deren zwei vorn, zusammen mit einer Jet-Aigrette durch eine breitgebundene Schleife gehalten erscheinen. Die Vorderansicht zeigt das bunte Titelbild.

Ein zeitgemäßer Toilettenbericht, der von keiner neuen Variation der russischen Bluse zu berichten wüßte, hätte keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Diesmal ist die Casaque aus hellgrauem, russischem Sammet durch eine mit bunten Flittern auf rosa Seidengrunde reich gestickte Passe vervollständigt, womit schmale und breitere Bordüren übereinstimmen. Zierliche graue Schleifen halten scheinbar die Draperie der Taille. Sehr apart, aber nur einem tadellos frischen Teint gestattet, ist die kleine Capote aus grauem Tüll, den ein Zweiglein rosa Heidekraut belebt. B. d. G.

* * *

Die Kaiserin von Rußland hatte bei Morin und Blossier in Paris die für die goldene Hochzeit des dänischen Königspaares bestimmten Toiletten bestellt. Das berühmte Atelier hat wahre Wunder des Geschmackes und der Eleganz geliefert. Besonders kostbar ist die für die kirchliche Ceremonie angefertigte Staats-Robe in Gold-Brocat. Die Schleppe wird durch zwei Panneaux gebildet, deren Sammet-Querstreifen mit einer russischen Stickerei aus Gold und echten Perlen bedeckt sind. Zwei Rosetten befestigen diese Schleppe an der glatt fallenden Robe. Der tiefe Halsausschnitt wird von einem aus Sammetstreifen und Perlenschnüren gebildeten Gewinde umsäumt. — Eine Diner-Toilette aus himmelblauem Satin ist ein Muster einfacher Eleganz. Die Robe trägt als einzigen Schmuck am Saume eine aus kleinen Puffen bestehende Garnitur. Die mit Alençon-Spitzen besetzte Taille wird durch einen hohen Gürtel mit lang herabfallenden Schleifen gehalten. — Von den beiden Nachmittags-Toiletten besteht die eine aus grauem und weißem Pekin; über der geschlossenen Taille öffnet sich ein Zigaro-Jäckchen aus Seidenspitzen. Die andere, aus weißem Pekin, ist am Saume der Robe mit einem verstürzten Volant versehen. Ueber der geschlossenen Taille kreuzt sich ein Fichu Marie-Antoinette, dessen hohen Gürtel eine Brillant-Schnalle zusammenhält. — Die für Ausfahrten bestimmte Robe besteht aus grauem, mit heliotrop-farbenem Velours garnirtem Pekin. Die breiten Directoire-Aufschläge der Taille sind mit venetianischen Spitzen bedeckt und schließen mit drei kleinen Rosetten. Zwei lange mit heliotrop-farbenem Sammet gefütterte Streifen fallen über die Rückseite der Robe herab. — Besondere Aufmerksamkeit erregte bei der Ausstellung der Roben in den Ateliers von Morin und Blossier die Kürze der Schleppen, die auf einen besonderen Wunsch der Kaiserin zurückzuführen ist.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Die Fläche der kleinen Bambustische, welche für ein Billiges käuflich sind, bietet gerade Raum zum Aufstellen eines Tabletts, das einem gefälligen Arrangement von Butter und Käse dient. Ein dem Tablett aufliegendes Deckchen zeigt vier taschenartige Theile, die demselben entweder aufgesetzt oder dadurch gewonnen werden, daß man zwei über einander liegende Deckchen in der Mitte kreuzweise fes-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

näht, doch nicht bis zum äußersten Rande. In diese Taschen schiebt man die bekannten Ragout-Muscheln — natürliche oder aus Porzellan — und richtet darin Käse, Butter, Radieschen u. s. w. an. Das Deckchen selbst erhält eine farbige Verzierung in schwedischer Kreuznaht-Stickerei oder eine der vielen von uns dargestellten Borten in Kreuzstich, leichter Stickerei u. s. w. und als Abschluß ein gehäkeltes Spitzchen.

E. F.

Freundschafts-Gedeck nennt ein erfinderisches Köpfchen seine originelle Schöpfung, eine überaus amüsante Arbeit, deren Ausführung nicht einer fleißigen Hand allein, sondern einer ganzen befreundeten Gesellschaft zufällt. Das für den Kaffee- oder Theetisch bestimmte Gedeck, dem die Verzierung gilt, zeigt den Spiegel in blumigem Damastgewebe, den breiten Rand dagegen in glatte Felder

abgetheilt, die gleich übereinander geschobenen Visitenkarten sich schneiden. Jedes dieser Felder zeigt nun Namen, Initiale, Monogramme oder Wappen, und zwar stets von der Betreffenden selbst entworfen und gestickt. Ganz nach Gefallen wählt man für die Ausführung Plattstich oder leichte Stickerei, weißes oder farbiges Garn. Ein besonderer Reiz der an die bekannten Autographen-Fächer erinnernden Decke liegt in der Verschiedenheit der Arbeit, die oft sehr charakteristisch für die Stickerin ist.

E. F.

Bezugsquellen: Schleier: E. Hartleib, W, Markgrafenstr. 32. M. Busse, W, Leipzigerstr. 42. — **Oberhemden:** M. Busse, W, Leipzigerstr. 42, J. Michaelis, W, Leipzigerstr. 31. — **Frühjahrs-Toiletten:** J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19. — **Tischwäsche** (Freundschaftsgedecke): J. B. Grünfeld, W, Leipzigerstr. 25.

Redaktions-Post.

E. Ony-Moravia. — Das von uns reproducirte Bild von P. Joris „Volksleben auf der Piazza Navona in Rom" wurde aus der Kunstanstalt von P. Frühauf, Berlin, Steinmetzstraße 38, zur Vervielfältigung erworben. Von dort werden Sie sicher die gewünschten Photographien beziehen können.

Frau F. K. in Breslau. — Für Ihren Zweck dürfte sich besonders die Holzschnitzer-Schule der Frau Amalie Reich, Berlin, Kochstraße 65, II. eignen. Gerade in letzter Zeit ist es durch besondere Einrichtungen auch Auswärtigen ermöglicht, an dem Unterricht Theil zu nehmen. Diese erhalten Lehrbriefe, Vorschriften über die Haltung der Hand, Material, Werkzeuge, Muster-Vorlagen und angefangene Arbeiten. Wer über den einfachen Kerbschnitt hinausgekommen ist, findet hier Gelegenheit, die bereits erlangte Fertigkeit weiter auszubilden. Ob es möglich ist, auf diese Beschäftigung eine Existenz zu gründen, will uns allerdings mindestens zweifelhaft erscheinen, da es sich bei all diesen Arbeiten mehr um eine dilettantische Kunstübung zur Schmückung des eigenen Heims handelt.

F. R. in Hamburg. — Ihre Entrüstung über die Broschüre des grand old man Gladstone begreifen wir vollkommen, aber die Frage des weiblichen Stimmrechtes hat nun einmal, wie manche andere ihre zwei Seiten. Man muß hier mit bestehenden staats- und privatrechtlichen Verhältnissen rechnen, die sich nicht so mit einem Schlage ändern lassen. Der Grundsatz, daß man nur den wirthschaftlich Selbständigen einen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten gestattet, ist ein vernünftiger und allgemein anerkannter. Wenn nun Gladstone die durch die Heirath abhängig gewordene Frau von dem Stimmrecht ausschließen will, so ist das principiell durchaus berechtigt. Ob hinter diesem Vorschlage nicht ein wenig mephistophelisches Behagen liegt, ist allerdings fraglich; vielleicht richtet sich seine Spitze gegen ein paar verheirathete Damen der englischen Gesellschaft, die mit ganz besonderem Eifer für die politische Gleichberechtigung der Frau eintreten. Wenn sich nun auch Gladstone mit seiner Behandlung der ganzen Frage nach Ihrer Ansicht in einem circulus vitiosus bewegt, so ist doch auch der Weg angezeigt, auf dem man aus diesem „fehlerhaften Kreis" herauskommen kann. Der oben erwähnte staatsrechtliche Grundsatz wird sich schwer anfechten und noch schwerer beseitigen lassen. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als die Frau zunächst wirthschaftlich selbständig zu machen. Mit einer Aenderung der civilrechtlichen Stellung innerhalb der Ehe ist hier nicht viel geholfen; sie würde nur den Wenigen zu Gute kommen, die vor der Verheirathung über ein selbständiges Einkommen zu verfügen hatten. Das einzige Mittel ist eine Erhöhung der Erwerbsfähigkeit der Frau. Die ganze sogenannte Frauenfrage dreht sich um diesen einen Punkt. Ist hier Abhülfe geschaffen, so ergeben sich alle übrigen Forderungen als logische und rechtliche Folgen. Jedenfalls ist das politische Stimmrecht der Frau eine verfrühte Forderung, deren Erfüllung — wir erlauben uns hier nach unserer männlichen Denkweise zu urtheilen — kaum zum Segen derer ausschlagen dürfte, die sie stellen. Daß wir uns bei dem statistisch constatirten Zahlenverhältniß der Geschlechter plötzlich in die Minorität versetzt sehen würden, wäre ein Uebelstand, den wir noch allenfalls über uns ergehen lassen könnten, aber uns will bedünken, als ob den Frauen selbst ob der mit einem Schlage erlangten Machtfülle bange werden würde. Für Deutschland dürfte diese Frage übrigens im Laufe des nächsten halben Jahrhunderts noch keine brennende werden.

G. K. 35. — Lubbock's „Freuden des Lebens" sind in Heft 7 unseres Blattes ausführlich besprochen worden. Das Buch ist im Verlage von Friedrich Pfeilstücker, Berlin, Bayreutherstraße 1, erschienen.

Abonnentin in München. — Wenn Sie sich für die Frage des Universitätsstudiums der Frauen interessiren, so empfehlen wir Ihnen den Anschluß an den Verein „Frauenbildungs-Reform" in Weimar, der sich jüngst mit einer Petition um Zulassung der Frauen zur Immatriculation an den badischen und preußischen Landtag gewendet hat. Frankreich ist uns auf diesem Gebiete mit großem Erfolge vorangegangen. Die Zahl der weiblichen Studenten jenseits des Rheins belief sich im Jahre 1890 auf 152. Dieselbe hat sich im letzten Jahre auf 252 erhöht. Von diesen Studentinnen sind Mediciner 18 Französinnen, 6 Engländerinnen, 3 Rumäninnen, 2 Türkinnen, 1 Griechin, 1 Amerikanerin und 103 Russinnen. Die naturwissenschaftliche Facultät hat 5 Französinnen und 14 Ausländerinnen. Die philosophische Facultät zählt 82 Französinnen und 15 Ausländerinnen. Drei Studentinnen (Russen) haben das medicinische Doctordiplom erworben, und eine von diesen hat für ihre These sogar eine ehrenvolle Erwähnung erhalten. In der philosophischen Facultät bestand eine Griechin ein glänzendes Examen zur Erlangung des Licentiats. — Der Ihnen empfohlene Weimarer Verein hat kürzlich ein Rundschreiben an alle deutschen medicinischen und philosophischen Facultäten gerichtet, in welchem er um eine Ansichtsäußerung über das Frauenstudium bittet.

Soeben erschien: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 5. Inhalt: **Wappen-Malerei.** Von Hildegard Lehnert. — **Malerei mit Lack- oder Email-Farben.** Von Olga Altmann. — **Malerei mit Aluminium-Bronze.** Von Hildegard Lehnert. — **Decorative Malerei,** auch in Verbindung mit **Stickerei.** Von Marie Kirschner. (Schluß folgt.) — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei
Sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und Unverstellbar
Neu! Zusammenlegbare Neu!
Costümfiguren
sind zusammengelegt nur 12 cm hoch
Neu! **Stoffbüsten**
und **Rohrfiguren** mit **Stoffbüsten**
in neuester Form (lange Taillen).
Jedermann verlange den neuen Illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von
Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.

Specialität! Jeder **Neu!**
Hausfrau und Braut
z. Anschaffung empfohlen.
Epold's Normal-
Wirthschaftsschrank
Vollständiger Ersatz für die Speisekammer.
Franz Etzold, Tischlerei
Altenburg, S.-Alt.

Verlangt gratis Catalog Badeeinrichtung, Mk. 38. Raten. **L. Weyl, Berlin 41.**

Adorato-Corset
D.R.P. No 54888

Vorzüge:
Erstes und einziges System,
welches keinen Druck auf Hüften u. Magen ausübt zugleich dem Körper die beste Form verleiht. Unübertreffliche Haltbarkeit der Einlagen erreicht durch die Construktion der Schoßlage
Alleinige Fabrikanten:
GERSTLE & LÖFFLER
MÜNCHEN.

G. E. Höfgen
Dresden-N.,
Königsbrückerstrasse 75.
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.
Patent-
Kinderwagen
mit u. ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.
Eiserne
Netz-Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren
Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen.
Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. **Preise v. 12—60 Mk.**
Illustr. Preisbuch gratis u. frc.

Export. Engros. Detail.

Bad- und Heilanstalt
Kaiserbad in Rosenheim
Bahnlinie München-Salzburg.
Höhenlage 446 m ü/M. — Erste, größte u. comfortabelste **Kneipp'sche** Anstalt, mit allen Heilfaktoren der medizinischen Wissenschaft ausgestattet. — Empfohlen bei Leiden des Nervensystems, der Brustorgane, b. Blutarmuth, Fettsucht, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten. — Mineral-, Moor-, Soole-, Sand-, Sonnenbäder. — Aerztl. Leiter **Dr. med. F. Bernhuber** — früher 2 Jahre Badearzt in Wörishofen.
Prospecte gratis u. franco.

In den billigen

Preisen sowohl wie in der guten Ausführung liegen die Vortheile, welche ich für den Bezug fertiger
Damen-Mäntel
biete. **Man verlange grat. und franco meine illustr. Preisliste:** Regenmäntel 7–48, Staubmäntel 10–42, Jaquets 6–54, Capes 11–42, Umhänge 11—75 Mark.
Persönl. Besucher wollen direct achten auf die an m. Eingang angebr. **Laterne mit der Nr. 27.**
Otto Altenberg (etablirt 1868)
Berlin SW, Markgrafenstrasse 27.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

G. BOEHM'S
BRILLANT SILBER-SEIFE
Bequemstes u. **BILLIGSTES Reinigungsmittel** für
Tischbestecke, Tafelgeräthe 2c.
aus jeder Art von Metall
Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren- Seifen- u. Droguen-Handlungen
Gustav Boehm, Offenbach a. M.

Soeben erscheint
in 48 Lieferungen zu 50 Pf.
alle 8—14 Tage eine Lieferung
Richard Andrees
Grosser
HANDATLAS
in 140 Kartenseiten
mit leeren Rückseiten
nebst alphabetischem Namenverzeichnis.
Dritte völlig neubearbeitete stark vermehrte Auflage.
Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg. Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislist. kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Man verlange
The Crown Perfumery's
extra stark concentrirte Parfüms:
Weltberühmte
Crab Apple Blossoms
Parma-Veilchen
Weisser Flieder
Orchidea
Lotus-Blüthen.
Berühmt wegen ihres köstlichen Wohlgeruchs. Zu haben in allen grossen Parfümerie-Geschäften und in **London, 177 New Bond Street.**

Paris GESICHTSHAUT Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÆLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
CANDÈS & Cie 13 St-Denis, 13

Hollins Merino Strickgarn

ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blooker's holländ. Cacao

die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).

Schwarze Seidenstoffe

garantirt rein gefärbte Fabrikate vom Billigsten bis zum Feinsten versendet **porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.** Muster umgehend franco.

J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Ihre rühmlichst bekannten
WATERPROOFS für Damen-Staub- und Regen-Mäntel
versendet die seit 1820 bestehende Firma
PH. FINKENSTÄDT-BREUSING. Osnabrück.
— Proben franco. —

EXCELSIOR
Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.
Excelsior-Unterkleidung
aus unserem echten **Merino-Kammgarn**, ist äusserst dauerhaft, wird nach jeder Wäsche weicher und geht nicht ein.
Zu haben in allen besseren Wirkwaarenhandlungen.

Schönheit des Antlitzes
wird am sichersten erreicht und gepflegt durch
Leichner's Fettpuder
und
Leichner's Hermelin-Puder.
Diese berühmten Fabrikate werden in den höchsten Kreisen und von den ersten Künstlerinnen mit Vorliebe angewendet; sie geben dem Gesichte ein jugendschönes, blühendes Aussehen. Nur in geschlossenen Dosen in der Fabrik
Berlin, Schützenstrasse 31
und in allen Parfümerien.
L. Leichner, Parf.-Chemiker, Lieferant der königl. b. Hoftheater.

Strümpfe
zum
Anweben
von Wolle, Baumw. u. Seide, **jeder** Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.** Lager bester und modernster Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswahlsendung.

Anerkannt vorzügliche
Parquetbodenwichse
in Büchsen zu M. 1.25, M. 2.25, M. 5.
Stahlspähne
in Packeten à 0.35 u. 0.75 Pfg.
J. C. F. Neumann & Sohn,
Königliche Hoflieferanten
Taubenstr. 51/52, Leipzigerstr. 27/28.

Tausende
treuer Kunden bezeugen:
Poetko's Apfelwein ist der Beste
Versand in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 ₰ p. Liter. 11mal prämiirt. Garantirter Natursaft prachtvollster Qualität. Export-Apfelwein-Kelterei
Ferd. Poetko, Guben 18
Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Prefiosa Caramellen
Kosmet.-diät. Genussmittel gegen Magerkeit von **L. Pietsch, Dresden-Blasewitz 3,** Potenzstrasse 44. Versandgeschäft u. Laboratorium bewirken spezifisch u. sicher Entwicklung u. für spätere Lebensjahre Konservirung voller Form u. Schönheit d. Büste. p. Carton 10 M. Geg. Betragsendg. auch postl. unt. Chiff. in 2 Doppelbriefen.
Prospekt gegen 10 Pf. Porto. Diskret. ges.

Unübertroffen! **GAEDKE'S CACAO** **Ueberall käuflich!**

Feinstes
Oliven-Tafelöl
preisgekrönt mit der
silb. Medaille Wien 1890,
silb. Medaille Berlin 1891,
goldene Med. Wien 1891,
versendet unter vollster Garantie für Reinheit der Oele in Postpacketen franco gegen Nachnahme:
Huile vierge
4 Ko. netto Fl. 6.— = M. 10,50.
Feines Tafelöl
4 Ko. netto Fl. 5.— = M. 8.75.
Die Gutsverwaltung San Giacomo bei Riva am Gardasee, Tirol.

Neu! Praktisch! **Schöberl's Pat. 52403.**

Patent-Reform-Kinderbett,
Laufschule, Babykasten u. Spielplatz zugleich, verstellbar d. einfaches Umklappen, erleichtert d. Gehenlernen u. d. einzig zulässigen Art, wie es von d. berühmtesten Kinderärzten empfohlen u. im neuesten Werke des **Sanitätsrath Dr. Fürst „Das Kind und seine Pflege"** ganz besonders hervorgehoben wird. Babylaufschule auch allein zu haben. Ausserdem empfehle **jede Art Kinderbettstellen** in 20 verschiedenen Sorten von 8 Mark an.
J. Schöberl, Hoflieferant, München,
Kanalstrasse 34 — Maximilianstrasse 40.
Ill. Preiscour. bei Bezeichn. d. Artikels frco.

Heide. **Farbige Seidenstoffe** von 85 Pf. an bis Mk. 12.— per Meter, sowie weiße und schwarze neueste Genres; in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Elegante Damen-Haar-arbeiten saubere Ausführung nach modernsten zu soliden Preisen **Pariser Modellen**
Albert Rosenfeld, Damen-Friseur. Specialität für Damen-Haararbeiten, Berlin NW, Schadow Str. 2 parterre. Fernspr.: Amt I 1208.

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin Jerusalemerstr. 42, I. Versandgeschäft. Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billigste Preise, größtes Lager. Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Ueber 60,000 St. im Gebrauch.

Das berühmte u. beliebte Corset Facon 700 mit Cordelgurt giebt **schöne schlanke Figur** b. bequem angen. Tragen. Solid! elegant! chic! **Neu! Schrägschnitt** mit 6fach. Quer Doppelnaht **Reg. 157 Pat.-Amt 1/10/91.** Dauerhaftigk. unbegrenzt. Nur ächt mit Wallfisch-Marke innen gestempelt. Zu h. von „6 3—30. — **Allein-Fabrik Esenwein & Frank, Stuttgart.**

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Kunst- Anweberei übernimmt d. feinsten Fil d'Ecosse u. seidenen Strümpfe, auch à jour z. anweben zu den billigst. Preisen. **Franz Seldte, Berlin,** Leipziger Str. 24, I Tr. (i. Hse. v. Hillbrichs Conditor.).

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.
Damen-Mieder (Corsets)
M. WEISS, WIEN.

Preis der Mieder: 10, 12, 14, 16 fl. und höher. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimeter anzugeben: 1. Ganzen Umfang von Brust u. Rücken, unter den Armen genommen. 2. Umfang der Taille. 3. Umfang d. Hüften. 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. **Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.**

C. L. Flemming
Illust. Preislisten gratis!
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25 50 100 Ko. Tragfähigk.
5,50 11,— 16,50 M. pr. St. blau.
Handwagen, Karren u. s. w. bis 12 Ctr. Tragkraft.
Fabrik für Wagen und Holzwaaren.

Zur Erzeugung haltbarer Stirn- und Schlangenlocken, sowie Wellenscheitel (ohne Brennen) empfehle mein **Kräuselöl.**
Versand in Fl. v. 1 u. 2 M. Verpack. 25 Pf.
Alma verw. Meischner, Dresden 10.

1. Probekiste
12 grosse Flaschen
12 Sorten
19 Mark
Griechische Weine
FRIEDR. CARL OTT
Würzburg.
Kiste frei
Packung frei
Preisbuch gratis u. franco.

Glaser-Nachtlichte,

Julius Henel vorm. **C. Fuchs**
k. u. k. Hoflieferant,
Breslau.
LINOLEUM
Echtes bestes Fabrikat.
Meter
Glatt cm 3mm stark 2,50
„ 4 „ „ 2,85
Gemustert „ 4 „ „ 3.30
Proben frei.

CLAXTON'S (Patent). **OHRENKAPPE**

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies häßliche Uebel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.
Franco gegen Einsendung von 3 Mark.
In allen Grössen.
ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.
Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Kürfürstenstr. 112.** **Marie Peiler.**

Mellin's Nahrung

für Kinder, Kranke, Genesende und Greise. — Gänzlich frei von Stärkemehl.
Die einzige Nahrung, welche streng nach bekannten chemischen und physiologischen Gesetzen zubereitet wird. Sie wird in allen Kinder-Hospitälern Englands und Amerikas vorzugsweise von Aerzten verordnet.
Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Olga Leybourne,
2 Jahr 5 Monat alt.

37. Mayfield Str., Hull.

Werther Herr! — Ich sende Ihnen eine Photographie meiner kleinen Olga, welche jetzt im Alter von 2 Jahr 5 Monat photographirt wurde. Auf Empfehlung meines Arztes begann sie mit Ihrem Nahrungsmittel vom 4. Monat an, und nimmt dasselbe noch, obgleich jetzt schon 2 Jahr 8 Monat alt; in der That, sie nimmt kaum etwas anderes, als „Mellin's Nahrung" und ich überlasse es Ihnen von der Photographie zu urtheilen, ob es ein schwächliches Kind ist oder nicht für ihr Alter. — Ich hege kein Bedenken, zu sagen, dass ich es Ihrem Nahrungsmittel ausschliesslich zu verdanken habe, sonst würde sie heute nicht mehr am Leben sein.

Achtungsvoll *A. E. Leybourne.*

Mellin's Biskuits

ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend,
schmackhaft, leicht verdaulich, stärkend, nahrhaft.
Preis pro Blechdose Mark 2,75.

General-Depôt bei J. C. F. Neumann & Sohn,

Königl. Hoflieferanten, Berlin W., Taubenstr. 51/52 und Leipzigerstr. 27/28.
Proben und Zirkulare mit Analysen von Dr. Bischoff, Berlin und Dr. Stutzer, Bonn, für Aerzte und Hospitäler gratis und franko.

Hauptgeschäft nebst **Restaurant**
Gr. Mittagstisch à la Palais Royal, à Portion 10, 25 und 35 Pf. **Table d'hôte,** von 1 bis 5 Uhr ununterbrochen, à M. 2,25, im Abonn. M. 1,80 incl. ½ Liter Clairette, 5 Gänge nach Wahl unter **10** Gerichten deutscher und französischer Küche, feine Soupers und à la Carte zu civilen Preisen
Leipzigerstr. 119/120 BERLIN.

Wer liefert zur Herstellung des in Frankreich nach dem Recept des berühmten Arztes Prof. **Tarlenson** zubereiteten **Duflot-Wein** (das vorzüglichste, unschädlichste Mittel gegen Gicht u. Rheumatismus, welches in 24 Stunden die heftigsten Schmerzen beseitigt. Brochüren hierüber bei mir gratis und franco), die **reinen, unverfälschten** Weine?

„Oswald Nier."

Obiges beweist am besten, dass der **regelmässige** Genuss meiner französischen ungegypsten Naturweine zur Hebung des allgemeinen Gesundheitszustandes in Deutschland beitragen muss, und dass das Trinken meiner Weine schon in ihrem natürlichen Zustande das beste Schutzmittel gegen Blutarmuth, Gicht, Rheumatismus, Influenza oder andere Epidemien resp. Krankheiten ist.

ca. 2/3 **„Oswald Nier."**
Zum Ungegypsten,
Weinhandlung **Aux Caves de France.**
Seit 1876: 30 Centralgeschäfte und 700 Filialen in Deutschland.
Hauptgeschäft in Berlin, Leipzigerstr. 119/120.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Juni 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 11.

Smock-Stickerei.

Die unter dem Namen smock bekannte Stickerei ist in den letzten Jahren in Deutschland vielfach in Anwendung gekommen und hat sich mit Recht große Beliebtheit gewonnen. Der zierliche Stich, der bestimmt ist, die eingereihten Fältchen zusammen zu halten, indem er ihnen gleichzeitig eine gewisse Elasticität wahrt, erfreut, in hübschen Mustern ausgeführt, das Auge, und darf als echt künstlerisches Hülfsmittel bei der Anfertigung eines Kleides gelten. Ein voller Puffärmel aus weichem Stoff, der an der Hand durch eine 10 bis 15 Centimeter breite smock-Verzierung zusammengefaßt wird, so daß der Saum als zierliche Rüsche das Handgelenk umgiebt, ist von der günstigsten Wirkung. Zweckmäßigkeit und Schönheit sind dabei zu ihrem Recht gekommen; denn die Weite des Aermels giebt dem Arm volle Freiheit der Bewegung, während am Handgelenk, wo die Weite geniren würde, der Stoff elastisch und doch fest den Arm umschließt. Der ästhetisch sehr beliebte Gegensatz des glatt umgebenen Unterarms gegen den reich drapirten Oberarm kommt hierbei zur vollen Geltung, während die Rüsche, die den Abschluß bildet, die Hand zierlich erscheinen läßt.

Das Wort smock ist englisch; es kommt von dem angelsächsischen Verb smyga — sich anschmiegen, und bedeutet das Kleidungsstück, das sich an den Körper anschmiegt, das Hemd. Als man das Wort smock nicht mehr allgemein verstand, hing man das gleichbedeutende frock daran, und dieses smock-frock bezeichnet die Blouse des englischen Bauern, besonders die des Farmers in der Grafschaft Kent. An dem smock-frock des Letzteren findet sich unsere Stickerei, und zwar in verschiedener Weise angebracht. Meist ist vorn und auf dem Rücken die Mitte in Fältchen gezogen, und die Stickerei bedeckt etwa den dritten Theil der Weite. An den Aermeln findet sich ein Stück, einer breiten Prise ähnlich, in gleicher Weise gearbeitet; die innere Seite bleibt meist glatt.

Es versteht sich Niemand so trefflich auf die Anfertigung des smock, wie die alten Farmerfrauen von Kent, und das berühmte Geschäft von Liberty in London, das die schönsten und vornehmsten smock-Kostüme liefert, sowohl in indischem Kaschmir, als auch in weicher indischer Seide, beschäftigt lieber alte Frauen zwischen sechzig und siebzig Jahren, als junge Mädchen.

An deutschen Bauerntrachten, z. B. in Hessen, findet man Anklänge an den smock; freilich meist die einfachere Art desselben, den honeycomb, d. h. das Zusammenfassen der Fältchen durch abwechselnde Stiche, so daß verschobene Vierecke zwischen denselben entstehen. Ein kleines Falbel, das den Taillen-Ausschnitt umgiebt, pflegt in dieser Weise verziert zu sein.

Uebrigens muß es diesseits des Canals schon in früheren Zeiten sowohl smock, als auch honeycomb gegeben haben. Auf einer Anbetung der heil. drei Könige Rogers von der Weyden (1400 (?) — 1464) in der Münchener Pinakothek trägt Einer der Könige eine Tasche, welche die zierlichen Falten des honeycomb zusammenhalten. Ebenso findet sich auf einem Gemälde Hans Holbeins des Aelteren (1440—1524) bei einer heiligen Elisabeth ein smock-Aermel mit einem heut noch gebräuchlichen Muster und der charakteristischen Rüsche um das Handgelenk. Aus den Tollfalten, die den Halsausschnitt begrenzen, läßt sich schließen, daß die feinen Fältchen des Hemdes, die zwischen gestickten Streifen hervorkommen, ebenfalls durch smock-Stickerei zusammengehalten werden. Das Beleben von Stoffflächen durch Faltenlagen scheint ebenso alt zu sein, wie das Zusammenziehen des Gewebes, da, wo es bestimmt ist, Hals oder Handgelenk, sich verengend, zu umschließen.

Redwitz-Denkmal.

Der Name eines edlen Menschen und großen Dichters, der Name Oscar von Redwitz, ist mit unserem schönen Meran enge verknüpft, denn zwanzig Jahre hindurch weilte Redwitz an den grünen Fluren der Passer.

Redwitz war ein Dichter von Gottes Gnaden, durchdrungen von der Heiligkeit seiner Sendung. Seine Hand entlockte der Leier nur edle, herrliche Töne; alles Gemeine, jede Frivolität der Gesinnung wie des Ausdruckes blieb dem liederreichen Manne zeitlebens fremd.

Von verschiedensten Seiten wurde der Wunsch geäußert, im Kurbezirke Meran ein Erinnerungszeichen an Redwitz aufgerichtet zu sehen.

Die Unterfertigten, welche die Ehre genossen, dem verewigten Dichter freundschaftlich nahe zu stehen, glauben demnach nur einem allgemeinen Gefühle für das Schöne und Gute Ausdruck zu verleihen, wenn sie sich zum Dolmetsch des genannten Wunsches machen und an alle Freunde und Verehrer von Redwitz wie seiner Muse die ergebene Bitte richten, ein Scherflein zu einem im Kurbezirke Meran zu errichtenden Redwitz-Denkmal beisteuern zu wollen.

Ihre königliche Hoheit die Frau **Herzogin Karl in Bayern** hat die Gnade gehabt, das Protectorat über das von dem unterzeichneten Comité angestrebte Denkmal zu übernehmen.

Ueberall, wo die deutsche Sprache erklingt, tönt auch der Name Oscar von Redwitz, war er doch der begeisterte Sänger des „Liedes vom neuen, deutschen Reich".

Auch die kleinste Gabe, welche mithilft, des Dichters Erinnerung zu ehren, ist hochwillkommen. Nah und ferne gedenken gewiß Viele, welche in Meran waren, des grünumsponnenen Schillerhofes und der angeregten Stunden, die sie in der trauten Häuslichkeit des Dichters verlebt.

Gütige Beiträge zum Redwitz-Denkmal werden von den Damen des **Comités in Meran,** sowie von der **Expedition dieses Blattes** dankend entgegengenommen und veröffentlicht.

Das Comité:

Freifrau v. Aschеberg. Gräfin Bentinck. Baronin Brockdorff. Gräfin Castell. Freiin v. Fries. Herma v. Heyden. Freifrau Linda v. Kalkhof. Freiin Laura v. Kalkhof. Olga v. d. Planitz. Gräfin d'Orsay. Freiin Al. v. Schleinitz. Freiin Ad. v. Schleinitz. Clara Schreiber. Freifrau v. Valois.

Beiträge: Franz Lipperheide 50 M. — Frieda Lipperheide 50 M.

Foulard-Seide

Mk. 1.35 p. M.

bis Mk. 5,85 (ca. 450 versch. Dessins) hell-, mittel- und dunkelgrundig, Ranken, kleine und große Dessins, gestreift, karrirt, Blumen-Effecte ꝛc. — vers. roben- und stückweise porto- und zollfrei in's Haus die **Seiden-Fabrik G. Henneberg** (K. und K. Hoflieferant), **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich** versendet gern Muster von seinen echten Seidenstoffen an Jedermann, und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und zollfrei in's Haus.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus der Frauenwelt

Berlin. Auch in den Frauenkreisen, die einst eine Zierde des alten preußischen Hofes gewesen, hält der Tod reiche Ernte. Mit Helene von Hülsen ist eine der Damen aus dem Leben geschieden, die eine vermittelnde Stellung zwischen der überlieferungsgemäß exclusiven nächsten Umgebung der Herrscherfamilie und der Sphäre der Schriftsteller und Künstler einnehmen. Im Jahre 1829 auf dem väterlichen Gute Blankenfelde bei Berlin geboren, gelangte die damalige Comtesse Häseler durch den König Friedrich Wilhelm IV., der sie bei Gelegenheit eines Manövers kennen gelernt hatte, zur Vorstellung bei Hofe. Auf einem Maskenfest im Jahre 1846 erschien sie als Adlerbraut aus dem Musäus'schen Volksmärchen, und der spätere Kaiser Wilhelm I. stellte ihren Vater dar. Im Herbst 1848 verlobte sich Comtesse Häseler mit dem Gardelieutenant Botho von Hülsen, der im Jahre 1851 als General-Intendant die Leitung der königlichen Hoftheater übernahm. Helene von Hülsen war vielfach schriftstellerisch thätig. Sie veröffentlichte die Gedichtsammlung „Aus Herz und Leben", „Novellen und Skizzen für ihre Freunde", die Erzählungen: „Ausgesucht und gefunden", „Aus alter und neuer Zeit", und mehrere größere Romane. Für die Theatergeschichte ist von Wichtigkeit ihr dem Andenken des verstorbenen Gatten gewidmetes Memoiren-Werk „Unter zwei Königen", während sie das Material zu einem zweiten nicht uninteressanten Buche „Unter Friedrich dem Großen" aus den Archiven ihrer Familie geschöpft hat. Helene von Hülsen wird von zahlreichen Freunden betrauert, und nicht zum wenigsten von den Künstlern, die in dem gastfreien Hause der Verstorbenen stets freundliche Aufnahme und theilnahmsvolles Verständniß für ihr Schaffen fanden.

— Der neue japanische Gesandte am Berliner Hofe Jnshii Saigo Aoki führt mit seiner Gemahlin der Gesellschaft eine Dame zu, die nicht als Fremde in ihr erscheint. Als Fräulein Elisabeth von Schade-Funkenhagen verlobte sie sich zu Ostern 1877 mit dem asiatischen Würdenträger, der damals schon einmal einige Zeit den Gesandtschaftsposten in Berlin bekleidete, wurde in Bremen getraut und folgte ihrem Gatten nach Japan. Die deutschen Frauen erfreuen sich eben der besonderen Gunst unserer asiatischen Gäste. Es hätte vor Jahren nicht viel daran gefehlt, daß die Wittwe eines im Feldzuge 1870 gefallenen Offiziers durch die Heirath mit dem damaligen präsumtiven japanischen Thronerben Kaiserin von Japan geworden wäre.

München. — Elise Widmer, eine Verwandte und Schülerin des Botanikers Carl von Nägeli, hat hier soeben eine größere naturwissenschaftliche Arbeit: „Die europäischen Arten der Gattung „Primula" veröffentlicht. Als Vorwort zu dem wissenschaftlich werthvollen Buche dient die letzte Arbeit des verstorbenen Lehrers der Verfasserin. Carl von Nägeli spricht sich darin sehr anerkennend über die Leistungen seiner Schülerin aus und legt seine eigenen Ansichten über das Verhältniß der Arten, Unterarten und Mittelformen dar.

Chicago. Während der Ausstellungs-Periode wird hier ein großes, ausschließlich für Frauen bestimmtes Hotel errichtet. Das Gebäude wird in der Nähe der Cornell Avenue neben dem nördlichen Eingang zum Ausstellungsplatz mit einem Aufwand von 125 000 Dollars erbaut, und soll etwa 5000 Frauen Unterkommen gewähren. Da es hauptsächlich für die niederen Stände berechnet ist, wird die Zimmermiethe nur 30 Cents pro Tag betragen. An Erfrischungen wird nur Kaffee und Thee zu 5 Cents pro Tasse verabreicht. — Die neben dem großen Frauen-Ausstellungs-Palaste erbaute Kleinkinder-Bewahranstalt soll gleichzeitig dem praktischen Zwecke des Augenblicks dienen; die die Ausstellung besuchenden Eltern können hier ihre Sprößlinge deponiren, um sie nach der Betrachtung aller Sehenswürdigkeiten wohlbehalten wieder in Empfang zu nehmen.

Die Mode

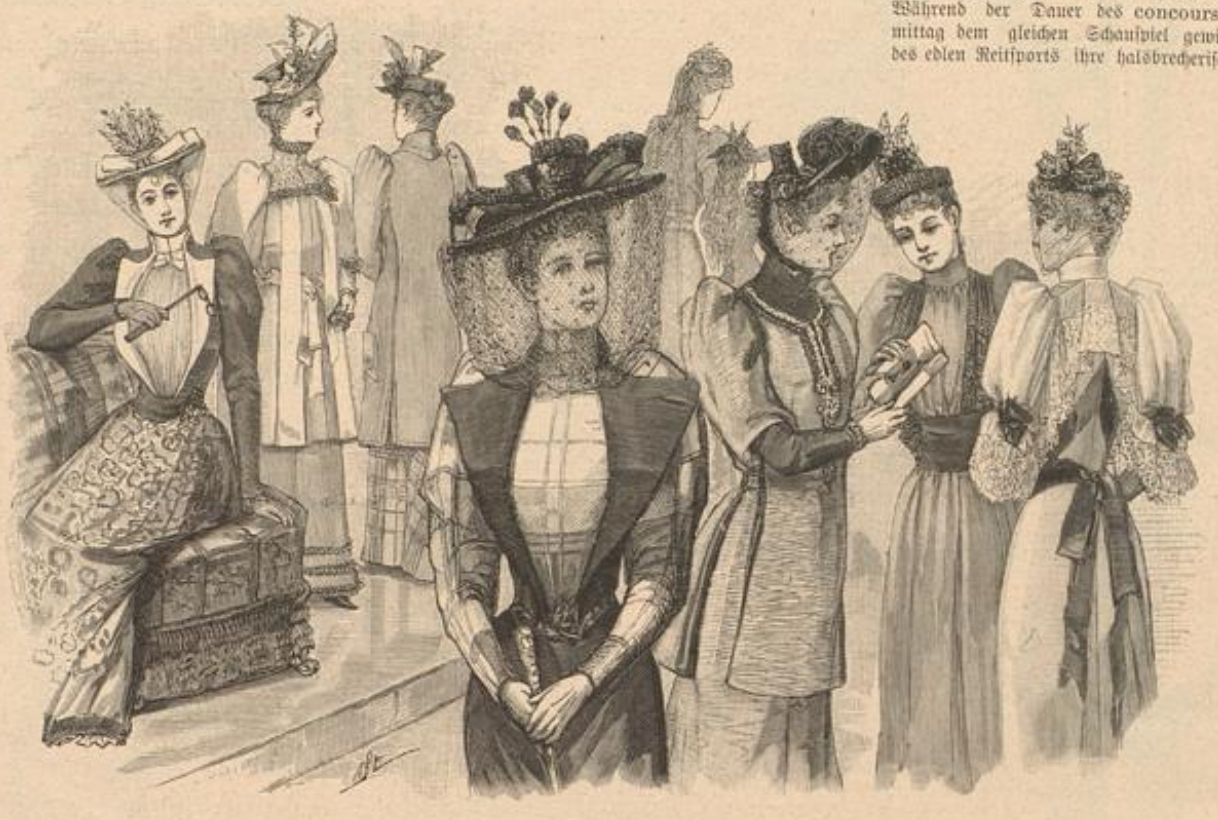
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Gleichzeitig unseren Leserinnen und der ungarischen Textil-Industrie zu dienen, wünschen wir mit der Wiedergabe eines bosnischen Shawls, der in seiner Schmiegsamkeit den verschiedensten Zwecken sich anpaßt. Bosnisches Leinen ist als Kleiderstoff wie Handarbeits-Material längst bei uns eingeführt. Das neueste Erzeugniß jedoch ist ein eigenartiges Gewebe aus weißer Chapseide mit farbiger Streifen-Musterung. Besonders fleißige Hände werden die Zwischenräume durch Stickerei zu beleben und dem Ganzen dadurch noch einen besonderen Reiz hinzuzufügen wissen. In wie gefälliger Weise die Echarpe als Vervollständigung einer Straßen-Toilette dienen kann, veranschaulicht unser Bildchen. T. G.

— Seit die jährliche Berliner Kunstausstellung in dem parkumgebenen, buntbewimpelten Palast am Lehrter Bahnhof ein würdiges Heim gefunden, ist ihre Eröffnung — ähnlich dem Pariser „vernissage"-Tage des Salon — mehr und mehr ein gesellschaftliches Ereigniß geworden, dem zu Ehren unsere vornehme Damenwelt aus der sonst in Bezug auf äußere Erscheinung gewahrten Reserve heraustritt und sich selbst einmal zu kleinen Extravaganzen der Eleganz verleiten läßt. Die aus dem seidenrauschenden, farbenfreudigen Gewoge herausgegriffene Gruppe giebt ein interessantes Bild davon, wie in der deutschen Hauptstadt die Mode sich gestaltet, wie sie trotz der von außen willig aufgenommenen Anregungen ihre eigenen Wege sucht, wohl wissend, daß die deutsche Frau nicht immer unbedingt dem Geschmack des Auslandes zu folgen gewillt ist. Es dürfte auch kaum eine Berlinerin gewesen sein, die im Hintergrunde unserer Gruppe durch einen Directoire-Hut auffällt, dessen Kühnheit der Form mit nach oben breit ausladendem, schmalem Kopf durch ein überreiches, überhohes Schleifen-Arrangement noch verstärkt wird. Die doppelte Watteau-Falte der Vordertheile des Mantelets wiederholt sich im Rücken, hier jedoch dicht nebeneinander und — wie vorn — mit darunter fortgeleitetem Gürtel. Sehr charakteristisch für die Mode überhaupt sind die Rüschen, welche hier die Spitzenpasse abschließen. Ebenso häufig aus ausgeschlagenem Stoff, wie aus Band gefertigt, wird Letzteres oft in verschiedenen Tönen oder Farben mehrfach aufeinandergelegt und dann gemeinsam getollt. Nur theilweisen Anklang hat der lose Sackpaletot mit ungetheiltem Rücken und geschlitzten Nähten gefunden. Die auffallende Form, welche durch ihre gesuchte Aehnlichkeit mit der Herren-Mode leicht herausfordernd wirkt, entspricht zu wenig dem strengen, auf alle kokette Zuthat verzichtenden Charakter, der für manchen — und nicht den weniger vornehmen Geschmack als erste Bedingung der Straßen-Toilette gilt. Die große Vorliebe für Geld bringt

von den letzten Jahren, erscheint auch der schwarzseidene Umhang oder Paletot, meistens mit reichem Perlenschmuck ausgestattet, auf's Neue sehr geschätzt. Als Modefarbe für Handschuhe wirbt ein dunkles Roth — dunkler als das bekannte Juchtenleder — um Gunst und versucht, die im vorigen Jahre viel getragenen perlgrauen Glacé-Handschuhe mit schwarzen Nähten ganz zu verdrängen. Zu hellen Toiletten wird jedoch der schwedische Handschuh in einem matten Gelb und in zarter Aprikosen-Farbe stets das Eleganteste bleiben. T. G.

Paris. — Der Rennsport beherrscht so sehr unser öffentliches und gesellschaftliches Leben, daß man, um Neues und besonders Elegantes an Toiletten zu sehen, weniger die Theater als die vornehmen Sport-Réunions besuchen muß. Das Tagewerk der femme du monde beginnt in diesen herrlichen Maitagen mit einem Spaziergang in der Hauptallee des Bois, wo sie ihr knappes englisches Kostüm bewundern läßt, um ihrerseits die Reiterinnen zu mustern. Während der Dauer des concours hippique wird jeder Nachmittag dem gleichen Schauspiel gewidmet, wobei bekannte Helden des edlen Reitsports ihre halsbrecherischen Künste produciren. Dann kommen die Réunions der fashionablen Hippodroms, die Rennen von Chantilly und endlich der grand prix: stets dieselben Pferde, dieselben Jockeys und dieselben eleganten Frauen, — Letztere nur jedesmal in anderen, in diesen ungewöhnlich warmen Tagen immer sommerlicheren Toiletten, die den festlichen Eindruck erhöhen. Den zarten Farben, vor Allem Crème, Rosa und Frischgrün, gesellen sich die zierlichsten Formen — wenig Neues, wovon wir unseren Leserinnen nicht schon erzählt hätten, aber mehr oder weniger Bekanntes in neuer reizvoller Zusammenstellung und Ausführung. So erschien eine nilgrüne Bengaline-Toilette, deren Mieder eine Bluse aus rosa gestickter Gaze, Spitzenschoß und -Aermel vervollständigten, nur durch die Wahl der Farben und des Materials neu und apart. Als sehr wirksam erwies sich dazu ein schwarzer Strohhut mit grüner Schleife und feinen weißen Spitzen um den Rand.



— Neben der großen Masse jener Frauen, die bedingungslos und kritiklos der Mode folgen, giebt es immer ein kleines Häuflein solcher, die sich ihre Selbstständigkeit wahren und die mit bewunderungswürdigem Muthe Das verweigern, was ihrer Vernunft oder ihrem Schönheitssinn unannehmbar erscheint. So hat der die Figur plump verhüllende Sackpaletot durchaus nicht bei allen Französinnen Gnade gefunden; manche unserer elegantesten Frauen verzichtet diesmal auf den pikanten Reiz der Neuheit und trägt nach wie vor die anschließende Jackenform mit kaum über die Hüften reichendem Schoße. Dieselbe harmonirt meist mit dem Rocke und seiner Garnitur; zu Rock und Jacke aus mastic-farbenem Baumwollkrepp mit dunkelgrünem Sammetbesatz war die Weste aus mastic-farbenem Piqué. Der ergänzende Sammetlatz zwischen den Revers kann durch ein weißes Herren-Chemiset mit Cravate ergänzt werden. Bemerkenswerth sind die Revers auf dem Schoßtheil der Jacke. Das sehr zierliche Hütchen aus feinen, wellenförmig gebogenen Strohspitzen garniren kleine Blüthen.

Zum Schluß sei ein kleiner Kniff erwähnt, mit Hülfe dessen praktische Frauen der Mode folgen, ohne deren Unbequemlichkeit in den Kauf zu nehmen. Sie erscheinen auf der Straße in der für die patriotische Französin fast obligatorischen russischen Casaque, die ein Gürtel zusammenfaßt. In Wirklichkeit jedoch besteht die ganze Herrlichkeit aus der gewöhnlichen kurzen Taille und einem selbständigen, dem losen Gürtel angesetzten Schoße, der im Hause, wo er sich als lästig erwiesen und rasch seine Frische einbüßt, abgelegt wird. B. d. G.

* * *

— Der Firnißtag der Pariser Gemälde-Ausstellung auf dem Champ de Mars war wie immer eine Première der Malerei und — der Mode. Das Stichwort der Letzteren ist — bunte Farbenpracht. Zwischen den in Roth, Purpur, Gelb, Pfauen- und Veilchenblau leuchtenden Bandgarnituren der Hüte flimmerte es von Agraffen in Perlen, Glasfluß, Gold, Silber und allen möglichen Metallen. Unter diesem Farbengemisch verschwindet die Hutform bis zur Unkenntlichkeit. Seither ist die Blume in Mißcredit gekommen, sie hat einen erbitterten Kampf mit Früchten und Gemüsen zu bestehen gehabt, und Beide haben die Herrschaft abgeben müssen an eine sehr aparte Toilette, die der sitzenden Figur, zur Geltung. Zu dem Rock in gelb und lila damascirter Seide ist die Paletot-Taille aus lila Kaschmir mit gelben Revers und einem gleichen, feinplissirten Jabot ausgestattet. In ganz eigenartiger Weise setzt der Schoß der Taille erst an der zweiten Seitennaht an, während über die kurzen Vordertheile ein von der rechten Seitennaht ausgehender Gürtel greift. Auffallend häufig waren schottische Stoffe vertreten, — in den verschiedensten Farbenstellungen, für ganze Toiletten, oder im Verein mit glattem Gewebe, z. B. Marineblau mit einem lebhaften Grünschottisch. Die Carreaux sind so groß, daß das oberste auf der Taille gleich einer grünen Passe wirkt. Reizend erschien das blonde Köpfchen der schlanken Trägerin unter einem großen dunkelblauen Strohhut, dessen eigenartige schleifenförmige Garnitur aus Strohborten, an einer Seite mit Federvorstoß besetzt, und einer Aigrette aus Pfauenfedern bestand. Dazwischen wird der schmale hohe Hutkopf sichtbar, den wir uns an der diesjährigen Sommermode wohl gefallen lassen müssen, so bizarr diese Laune auch dem unbefangenen Blick erscheinen mag. Aus feinstem dunkelblauen Tüll mit winzigen Chenille-Tupfen war der große — Verzeihung, liebe Leserin, — „Maulkorb"-Schleier. Weniger der Politik als ihrer originellen Kleidsamkeit verdankt die „Russenbluse" bei uns ihren Erfolg. Diesmal vertrat sie, in der Form fast an die Casula der katholischen Priester erinnernd, den Paletot. Uebereinstimmend mit dem Rock aus perlgrauem Krepp gefertigt und übereinstimmend mit der Taille aus blauer Seide blau gefüttert, lassen der tiefe, von Passementerie umgebene Halsausschnitt und die kurzen Puffärmel die Taille sichtbar werden. Vorder- und Rückentheil erscheinen an einer Seite auf der Achsel und einige Centimeter unter dem Arm verbunden, auf der anderen in gleicher Weise durch Haken geschlossen. Ganz nach persönlichem Gefallen faßt der Gürtel nur den Rücken, nur den Vordertheil oder auch Beide ringsum fest zusammen. Die Vorliebe für kurze, jackenartige Garnituren mit Spitzenschmuck fällt mehr denn je in die Augen. Ein Anzug aus blauem Wollstoff zeigte vorn schmale gefaltete Jackentheile aus grobem Krepp mit angesetzter breiter Spitze und hinten ein mehr schürzartiges Arrangement, mit dem auch die Glockenärmel harmonirten. Dazu bildete der allermodernste changirende Sammet einen vorn niederartig gestalteten Gürtel, gleiches Band die davon ausgehende spitze Rückenverzierung und die Schleifen mit langflatternden Enden.

Eine allgemeine Beobachtung lehrte, daß zu den viel getragenen hell-modefarbenen und grauen Paletots oder Capes das schwarze Kleid bevorzugt wird; überhaupt scheint Schwarz, vorzüglich in Seide, wieder zu einer bedeutenderen Rolle berufen zu sein. Abweichend

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Feder und Bandschleife. Auch in der Farbe der Roben spielt die Buntheit die Hauptrolle. Charakteristisch für die Moderichtung war besonders ein graugelbes Seidenkleid mit grell violetten, mit vielen Spitzen besetzten Aermelpuffen. Der breite rothe Gürtel und die Taille waren dicht mit Perlen besetzt. Eine ältere Dame trug ein amaranth-farbenes Sammetkleid mit eingewebten schwarzen Blumen, und unter der Schaar der jungen Mädchen leuchtete eine helle Robe mit breitem Purpur-Revers auf, der, mit Gold und Perlen bestickt, sich wie eine Herrenrock-Klappe, auf der Brust zusammenschob.

— Bei der Eröffnung der Internationalen Musik- und Theater-Ausstellung in Wien waren die jungen Damen meist in Weiß oder Rosa, seltener in Hellblau erschienen, während die älteren Damen mit Vorliebe Heliotrop und jene, bald als Drap, bald als Livrée oder Bise bezeichnete Sandfarbe trugen. Die Mitglieder des aristokratischen Comités hatten Moiré bevorzugt. Viel bewundert wurde die Toilette der Fürstin Pauline Metternich, die ficelle-farbigen Moiré mit schmalen grünen Streifen und dazu Aermel aus grünem Sammet mit Spachtelstickerei gewählt hatte. Baronin Bourgoing trug zu einem langen, helldrap-farbigen Mantel einen großen weißen Kragen aus Spachtelstickerei, und die Gräfin Anastasia Kielmannsegg, die Gemahlin des Statthalters, einen solchen aus Tüllspitze, am Halse von einer reichen mit gelben Seidenbändchen eingefaßten Tollfaltenrüsche und einer breiten gelben Bandmasche abgeschlossen.

R. U.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 51. Stickereien mit Durchbrüchen und dichten Füllstichen auf Canevas (Colbert-Stickereien). Den verschiedenen Ausführungen der neuen Colbert-Stickereien, die, aus Seide und Gold gefertigt in Verbindung mit Tuch, Plüsch ꝛc., durch ihre vornehme Wirkung rasch zu allgemeiner Gunst gelangten, fügen wir die nebenstehende kleine Ansicht hinzu, welche die reiche Borte, Abb. 13, als Umrahmung einer Tischdecke zeigt. Eine beliebige Wiederholung des naturgroßen Mustersatzes läßt die Verzierung unserer Vorlage, eines 84 cm großen quadratischen Salontisch-Deckchens, wie ersichtlich, auch für größere Decken, sowie für Möbel-Streifen, Wandbekleidungen und dergleichen geeignet erscheinen.

J. F. — Elegante Sophaschoner aus gebrauchten Spitzenshawls herzustellen, bietet eine Aufgabe, die der Mühe lohnt, etwas näher darauf einzugehen. Am wirkungsvollsten hierfür ist weiße oder crèmefarbene spanische Spitze, aus welcher etwaige beschädigte Theile derart zu entfernen sind, daß sich das Muster fortlaufend richtig an einander fügt. Nachdem dies geschehen, heftet man den Spitzenshawl auf farbigen Seiden- oder Baumwollenstoff und befestigt alle Musterfiguren durch Contouriren im Schnur- oder Kettenstich. Hierzu dient zweitheilige Filoselle-, besser noch die waschechte Kronen-Seide, welche mit der Farbe des Futters übereinstimmt. Das Innere der Blumen und Blätter beleben Zierstiche aus Seide und Goldfaden. Besondere Sorgfalt hat man auf das Contouriren des äußeren Randes mit den kleinen Picots zu verwenden. Zwischen den aufgenähten und bestickten Musterfiguren wird der feine Tüllgrund fortgeschnitten, so daß das Ganze leicht und luftig dem Grunde aufliegt.

E. F.

Bezugsquelle: Bosnische Shawls: J. Hubbauer, Temesvar, Ungarn.

Redactions-Post.

Abonnentin in Karlsruhe. — Wer sich die Gewandtheit in der Beherrschung einer Sprache dauernd erhalten will, bedarf der fortgesetzten, ununterbrochenen Uebung. Da Sie dieselbe nicht in Ihrer nächsten Nähe haben können, empfehlen wir Ihnen den Beitritt zum „Internationalen Sprachverein". Die Mitgliedschaft gewährleistet, ohne alle Vorkenntnisse, eine naturgemäße Ausbildung in der englischen, spanischen, italienischen, russischen oder französischen Sprache auf Grund der vom Verein herausgegebenen Lehrmittel. Damen mit mehr oder weniger Kenntnissen in obigen Sprachen ist die Abth. II.: Intern. Correspondenz-Anstalt zu empfehlen, welche es Jedem ermöglicht, seine früher erworbenen fremdsprachlichen Kenntnisse zu erweitern oder zu üben. Näheres über die Mitgliedschaft ist durch das Vereinsbureau, Berlin S., Brandenburgstraße 13, zu erfahren.

Alte Lehrerin in Köln. — Ihre Klage bezüglich der wenig zureichenden Verwendung von Lehrerinnen im Volksschul-Unterricht erscheint kaum zutreffend. Gerade in den letzten Jahren hat eine beträchtliche Vermehrung der weiblichen Lehrkräfte an diesen Schulen in Preußen stattgefunden. Seit dem 20. Mai 1886 hat sich die Zahl der Lehrerinnen von 6448 auf 8289 gehoben; das bedeutet im Zeitraum von 5 Jahren eine gewiß bemerkenswerthe Zunahme um 21 Procent. Ein großer Theil dieser Pädagoginnen ist übrigens in gemischten und in Knabenklassen thätig. Die Verwendung der Lehrerinnen ist nach dem Staatsgebiet und nach den Confessionen verschieden. Im Westen und in katholischen Gegenden sind erheblich mehr Damen angestellt als im Osten und in evangelischen Schulen. Im Jahre 1886 kam in den evangelischen Schulen auf 16 Lehrer erst eine Lehrerin, in katholischen Schulen eine Lehrerin auf weniger als vier Lehrer. In den katholischen Stadtschulen Westfalens hatten die Lehrerinnen sogar das Uebergewicht; im Bezirk Köln waren die Zahlen nahezu gleich. Hingegen hatte Posen überhaupt nur 36 und Pommern 119 Lehrerinnen. Der katholische Westen des Staates nähert sich in dieser Beziehung mehr den Verhältnissen der romanischen Länder, in denen der Mädchenunterricht zum größten Theil oder, wie in Frankreich, ausschließlich von weiblichen Lehrkräften besorgt wird.

Freifrau von M. in S. bei Hannover. — Ueber Annahme oder Ablehnung eines Manuscriptes entscheidet nicht immer sein literarischer Werth, sondern bei weitem häufiger das Bedürfniß der Zeitung. Der Verfasser eines Artikels hat gerade, wenn er einem wirklichen Impulse folgt, sehr oft die Neigung, Das, was ihn selbst soeben bewegt hat, für leichter übertragbar zu halten, als es wirklich ist, und eine Frage, mit der er selbst fertig geworden ist, als gelöst anzusehen. Daß weibliche Aerzte einen reichen Wirkungskreis finden werden, davon sind wir Alle längst überzeugt. Der Schwerpunkt der Frage liegt auch kaum noch in der Ueberwindung eines Vorurtheils gegen die approbirte Aerztin, sondern vielmehr in dem Auffinden einer geeigneten Form für das medicinische Studium der Frau. Daß der Staat es damit nicht sehr eilig hat, ist begreiflich, da ein dringendes Bedürfniß nach einer Vermehrung der Mediciner keineswegs vorliegt. Für Verwerthung des Manuskriptes empfehlen wir Ihnen Scherers Familienblatt, Daheim, zur guten Stunde. —

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.** Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas illustr. Geschichte d. Musik. Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.**— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**

Neue Musik-Zeitung.

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln
erteilt Fräulein **Martiny, Berlin,** W, Steinmetz-Str. 21, I.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich **Fräul. M. von Keller, Berlin, W,** Flottwellstraße 17, III.

Verlangen Sie von Ihrer Buchhandlung zur Ansicht das soeben erschienene **Juniheft** der Illustr. kunstgew. „Zeitschrift für Innen-Dekoration".
Spezialheft für
Liebhaberkünste und dekorative Arrangements.
Preis M. 2.—.
Kunstverlag **Alexander Koch,** Darmstadt.

Clavier- u. Gesangstund. ertheilt Lehrerin m. best. Ref. **Zindel,** 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

Junge Dame, gepr. Handarbeitslehrerin, ertheilt Unterricht in allen Arten der Spitzenklöppelei. Adr. unter **N. K.** an d. Exp. d. Ill. Frauen-Zeitung.

Sämtliches Material zu
Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc.
empfiehlt die Fabrik von
Josepha Theben, Heidelberg.
Handarbeitslehrerinnen und Wiederverkäufern Vorzugspreise. **Preisliste gratis.** Sortiment zum Erlernen nebst Anleitung franko gegen M. 1.20.

Hohenzollern-Galerie am Lehrter Bahnhof
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890 —
9 Vorm. bis 11 Ab. 1 M., Kinder 50 Pf.

Neue Vorlagen für Brandmalerei.
Haus- und Küchengeräth. Von M. Laudien. 6 Bl. fol. 6 M.
Tische u. Stühle. Von M. Laudien. 6 Bl. gr. fol. 7 M. 50 Pf.
Blumen und Vögel. Von M. von Langen. 6 Bl. gr. fol. 6 M.
Gnomen. (Figuren u. Gruppen). Von C. Wiederhold. 6 Bl. kl. fol. 4 M. 50 Pf.
Verlag von
E. Haberland in Leipzig.

Für Kunstfreunde.
Unser reich illustrierter Katalog (enthaltend religiöse, histor., allegor., Genre-, Jagd- u. Sportbilder, Galerie- u. Prachtwerke) ist direct oder durch jede Buch- und Kunsthandlung gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken zu beziehen.
Photographische Gesellschaft, Berlin.

MK MK MK MK
MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.
- Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

Stottern
heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrt. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Zum ertheilt Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Tüskowstr. 112. Marie Peiler.**

Kunst- Anweberei übernimmt d. feinsten Fil d'Ecosse u. seidenen Strümpfe, auch à jour z. anweben zu den billigst. Preisen. **Franz Seldte, Berlin,** Leipziger Str. 24, I Tr. (i. Hse. v. Hillbrichs Conditor.).

BLEICHSUCHT.
„Dreitheiliges Eisenmittel"
— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend,
empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.
— Prospecte gratis. —
Sternapotheke, Münster i. W.

Unterricht in der Holzschnitzkunst ertheilt **Emmy Schmidt,** Teltower Str. 9, III.

In meiner soliden
Familien-Pension
finden **zum April** Damen gutes Unterkommen, auch würde ein schulpflicht. Mädchen oder Knabe zum April freundliche u. gewissenhafte Pension finden. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres
Frau **J. Voigt, Berlin**
SO. Melchior-Str. 45 II, SO.

ANDREES HANDATLAS

Soeben erscheint
in 48 Lieferungen zu 50 Pf.
alle 8—14 Tage eine Lieferung
Richard Andrees
Grosser
HANDATLAS
in 140 Kartenseiten
mit leeren Rückseiten
nebst alphabetischem Namenverzeichnis.
Dritte völlig neubearbeitete stark vermehrte Auflage.
Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Lehrinstitut für Damenschneiderei.
Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei.
Einzelkurse 20 M., monatlich in Cirkeln 7 M. 50 Pf.
Frau Ida Isgenstein, Berlin, Rettelbeckstraße 21, Quergebäude.

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Praktischeste Schnittmusterwerke.

Für
Fleissige Hände
von Frl. **Ehninger** und **Lutz.**
I. Anleitung und Muster zur Herstellung von **Leib- und Bettwäsche.**
II. Anleitung u. Muster z. Herstellung von **Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1–5 J.**
III. Dasselbe **für Kinder von 6–12 Jahren.**
— Jeder Teil —
in schöner Mappe mit 70—80 Mustern in natürl. Größe ausgestattet.

Zu beziehen d. d. Verlagsbuchh. **R. Lutz, Stuttgart** (Hölderlinstr. 2) nach auswärts franco M. 3.80. oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes.
Preis jedes Teiles M. 3.50,

Seide. **Seiden-Foulards** und Seidenstoffe jeder Art v. **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meter versendet in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

C. F. W. Lademann Söhne,
Berlin C., Wallstrasse 84/85.
Ausstattungs-Magazin
für Haus und Küche incl. **Möbel.**
Fabrik und Lager eiserner Park-, Garten- und Balconmöbel in neuesten Mustern der Saison.
Franz. Federmöbel, Bambusmöbel.
Compl. Zelte, Zeltbänke, Zeltsessel, Gartenfiguren,
Rollschutzwände
sowie sämmtliche Gartenutensilien.
Eisschränke, Eismaschinen, Butterkühler etc. etc.
Preislisten gratis und franco.

Solide
Knaben-Anzüge
u. **Paletots** in großer Auswahl.
Franz Baer u. Küter,
Französischestr. 33 D,
gegenüber dem Haupt-Telegraphen-Amt.

GLYCERIN ZAHNPASTA
Einmal angewendet, benützt man sie immer.
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Königl. Soolbad Elmen.
Haltestelle Elmen-Salze der Magdeb.-Staßfurt-Bahn und Station Schönebeck der Linie Magdeburg-Leipzig.
Saison 15. Mai bis Ende September.
Ältestes Soolbad für Gicht, Rheuma, Anämie, Nervosität, Skrophulose, Frauenkrankheiten, Sterilität, Nasen-, Kehlkopfs- u. Rachenkatarrhe. — Soolwannen — Soolschwimmbäder, Dampfbäder in dem vollständig umgebauten und renovirten Sool-Dampfbade (vom 20. Mai ab), Soolduft-Inhalatorium, Kohlensäure-Soolbäder, thierärztlich überwachte Molkerei. Ozonreiche Luft an dem 2 Km. langen Gradirwerk, täglich Concerte, Reunions.
Prospecte und Auskunft durch die Kgl. Badeverwaltung in Bad Elmen bei Schönebeck a/E.

Anerkannt vorzügliche
Parquetbodenwichse
in Büchsen zu M. 1.25, M. 2.25, M. 5.
Stahlspähne
in Packeten à 0.35 u. 0.75 Pfg.
J. C. F. Neumann & Sohn,
Königliche Hoflieferanten
Taubenstr. 51/52, Leipzigerstr. 27/28.

Zur Erzeugung haltbarer Stirn- und Schlangenlocken, sowie Wellenscheitel (ohne Brennen) empfehle mein **Kräuselöl.**
Versand in Fl. v. 1 u. 2 M. Verpack. 25 Pf.
Alma verw. Meischner, Dresden 10.

Pretiosa-Caramellen
Kosmet.-diät. Genußmittel gegen Magerkeit von **L. Pietsch, Dresden-Blasewitz 3.** Potenzstraße 44. Versandgeschäft u. Laboratorium bewirken spezifisch u. sicher Entwicklung u. für spätere Lebensjahre Konservirung voller Form u. Schönheit d. Büste. p. Carton 10 M. Geg. Betragsendg. auch post. unt. Chiff. in 2 Doppelbriefen.
Prospekt gegen 10 Pf. Porto. Diskret. ges.

Ein **krankes,** dauernd an das Bett gefesseltes **Fräulein** bittet hochherzige Damen, sie durch Abnahme besonders für Geschenke geeigneter Makart-Gräser, getrockneter u. künstlicher Blumen u. Lampenschirme aller Art zu unterstützen. Preislisten versendet u. Aufträge nimmt entgegen **W. Camerlohr** in **Straubing,** N.-Bayern. Krankenhausbg. 684½.

HYGIENE DES KOPFES
Schonheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift Ed. Pinaud DÉPOSÉ versehen.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Verlange „Crown **Lavender Salts"**
eine Erfrischung für Schwache, ein köstlicher Luftreiniger, ein Luxus-Artikel f. Alle. Man hüte sich vor werthlosen Nachahmungen. Nur echt in Flaschen mit Kronen-Pfropfen u. der Firma
The Crown-Perfumery Co.
London, 177 New Bond Street. Alle besseren Parfümerie-Handlg. führen diese vorzügliche Specialität.

Gletscher.
Mieders — Stubeithal — Tirol
Sommerpension Lerchenhof
Comfortable Touristenstation. — Klimatische Sommerfrische.
Prospecte gratis und franco.
Post- und Telegraphenstation. **Andreas Norz,** Besitzer.
Wiener Küche.
Tiroler Weinstube.
Grosser **Garten.**
Bäder.

Man hat jetzt

überall erkannt, daß wirklich **geschmackvolle**
Damen-Mäntel
nur aus Berlin, dem Mittelpunkt des gesammten Confections-Handels, zu beziehen sind! **Man verlange grat. u. frco. meine illustr. Preisliste:** Regenmäntel 7 bis 48, Staubmäntel 10—42, Jaquets 6—54, Capes 11-42, Umhänge 11—75 Mark.
Persönl. Besucher wollen direct achten auf die an meinem Eingang angebr. Laterne mit der Nr. 27.
Otto Altenberg,
Berlin SW., Markgrafenstrasse 27.

Claxton's (Patent) OHRENKAPPE

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies hässliche Uebel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.
Franco gegen Einsendung von 3 Mark.
In allen Grössen.
ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.
Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modewelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin W. Mohrenstraße 15.

Ersatz für Seife
Mand., Gurken, Rosen, Veilchen-Emulsionen
Parfümerie **Hort. de Goupy,** Berlin C. Sophienstr. 25
Spec. Haut-, Körper- und Schönheitspflege.

Migräne-Pillen.
Das bis jetzt einzig sicher wirkende Mittel gegen Migräne, Blutarmuth, überhaupt alle Schwächezustände sind die
Migräne-Pillen
von ärztlichen Autoritäten geprüft und empfohlen.
à Schachtel 2 Rmk. nur bei Apotheker M. Becker, Weissenberg 18.
M. Becker.

Julius Henel vorm. **C. Fuchs**
k. u. k. Hoflieferant,
Breslau.
LINOLEUM
Echtes bestes Fabrikat.
Meter
Glatt ca 3^rm^ stark 2,50
„ 4 „ „ 2,85
Gemustert „ 4 „ „ 3.30
Proben frei.
Ganze Rollen wesentlich billiger!

Paris **GESICHTSHAUT** Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÄLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
CAZALIS & Cie 19 Bd St-Denis 19

Mellin's Nahrung

für Kinder, Kranke, Genesende und Greise. — Gänzlich frei von Stärkemehl.
Die einzige Nahrung, welche streng nach bekannten chemischen und physiologischen Gesetzen zubereitet wird. Sie wird in allen Kinder-Hospitälern Englands und Amerikas vorzugsweise von Aerzten verordnet.
Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Dora Saxon
alt 13 Monat

442 Ashton Old Road, Manchester.
August, 29. 1891.

Geehrter Herr!

„Ich schliesse hier ein Bildniss meiner Tochter Dora bei, welches aufgenommen, als sie 13 Monate alt war. Sie begann mit einer dahinsiechenden Krankheit, bevor sie 3 Monat alt und in 2 bis 3 Monaten glich sie einem Skelet. Sie war so krank und schwach, dass meine Frau und ich thatsächlich dachten, sie hätte ihren letzten Athemzug gethan — in so schwächlichem und zusammenbrechendem Zustande befand sie sich. Wir haben allerhand Nahrungsmittel und Medicamente versucht; aber auf Anrathen des Dr. Ilderten, unseres Hausarztes, versuchten wir Ihr Nahrungsmittel. Wir sind vollständig überzeugt, dass es nur Ihre „Mellin's Nahrung" war, sonst würden wir das Kind heute nicht mehr unter uns haben. Ich bemerke noch, dass es stärker, lebhafter und gesünder zu sein scheint, als andere Kinder ihres Alters.

Ihr ergebener Alfred Saxon.

P. S. Es steht in Ihrem Belieben, aus diesem Zeugniss u. Portrait irgend welchen Gebrauch zu machen.

Mellin's Biskuits

ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend,
schmackhaft, leicht verdaulich, stärkend, nahrhaft.
Preis pro Blechdose Mark 2,75.

General-Depôt bei J. C. F. Neumann & Sohn,
Königl. Hoflieferanten, Berlin W., Taubenstr. 51/52 und Leipzigerstr. 27/28.
Proben und Zirkulare mit Analysen von Dr. Bischoff, Berlin und Dr. Stutzer, Bonn, für Aerzte und Hospitäler gratis und franko.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Extra-Blätter der Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung.

(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

Nr. 2. Frivolitäten (Occhi). Mit 48 Abbildungen.
Nr. 4. Filet-Guipure. 2. Auflage. Mit 96 Abbildungen.
Nr. 5. Filetstricken. — Genähte Guipure (de Cluny). Mit 68 Abbildungen.
Nr. 6. Spitzenarbeit. 2. Auflage. Mit 98 Abbildungen.
Nr. 8. Rahmen-Arbeit. Mit 54 Abbildungen.
Nr. 10. Weißstickerei. I. Abtheilung. Mit 110 Abbildungen.
Nr. 11. Spitzenklöppeln. Mit 78 Abbildungen.
Nr. 13, I. Knüpf-Arbeiten. I. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 90 Abbildungen.
Nr. 13, II. Knüpf-Arbeiten. II. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 84 Abbildungen.
Nr. 14. Venetian. Spitzen-Stickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 15. Plattstich-Stickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 16. Namen- und Monogramm-Stickerei. I. Mit 95 Abbildungen.
Nr. 17. Spitzen-Arbeit mit Bändchen. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 18. Litzen-Besätze. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 19. Namen- und Monogramm-Stickerei. II. Mit 80 Abbildungen.
Nr. 20. Häkelarbeit. Mit 3 Seiten Abbildungen.
Nr. 21. Aufnäh-Arbeit und leichte Stickerei. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 22. Kerbschnitt-Arbeiten. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 24. Stickerei mit Füllstichen. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 25. Neue Blumenstickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 26. Flachstickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 27. Lederschnitt-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 28. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 29. Häkelarbeiten und in Typen gesetzte Muster. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 30. Buntstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 31. Puppen- und Puppen-Garderobe. Mit 1½ Seiten Abbildungen und 2 Seiten Schnittmuster.
Nr. 32. Aus dem ABC der Holzbrandtechnik von Professor J. Tapper I. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 33. Mossul-Stickerei. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 35. Goldstickerei. I. Anlegen oder Lege-Arbeit u. Cordeltechnik. Mit 61 Abbildungen.
Nr. 36. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 37. Blumenstickereien. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 38. Passementerie-Garnituren. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 39. Häkelarbeiten für Wollsachen. Mit 23 Abbildungen.
Nr. 40. Buntstickereien auf Fries. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 41. Leinenstickerei mit Füllstichen. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 42. Bunte Tapisserie-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 43. Elfenbein-Stickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 44. Tambourir- oder Kettenstich-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 45. Schwedische Aufnäh-Arbeit mit Buntstickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 46. Decorative Stickereien für Kirche und Haus; Aufnäh-Arbeit 2c. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 47. Deckchen, doilies oder Eis-Servietten. Mit 50 Abbildungen.
Nr. 48. Mittelalterliche Stickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 49. Ungarische Plattstickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 50. Japanische Blumengewinde und Blumengefäße von Julius Lessing I. Mit 22 Abbildungen.

Preis je 50 Pfennig (30 Kreuzer), die Nummern 14 und ff. für Abonnentinnen der Modenwelt 25 Pfennig (15 Kreuzer).

In letzterem Falle muß die Bestellung unter Beifügung der Abonnements-Quittung bei uns direct franco, nicht durch eine Buchhandlung, erfolgen. Auch die andern Nummern können von uns direct bezogen werden, falls der Bezug durch eine Buchhandlung zu weitläufig ist.

Directen Bestellungen ist der Betrag beizufügen, wogegen franco expedirt wird.

Die Expedition der Modenwelt u. Ill. Frauen-Zeitung
Berlin W. Potsdamerstraße 38. — Wien I. Operngasse 3.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W. Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

12. Juni 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 12.

Kunstgewerbliches.

Sparkasse.

Eichenholz mit Eisenbeschlägen. Von Peter Kölbl Sohn, München. Höhe 23 cm, Breite 17 cm, Tiefe 13 cm.

Es giebt nichts Poesieloseres als den modernen Geldschrank mit dem ausgesprochenen, auch seine Formen beherrschenden Zweck der Diebessicherheit. Die oben abgebildete Sparkasse trägt den Vertrauen verlangenden Charakter patriarchalischer Solidität. Wo ihre festen Eichenholz-Flächen zusammenstoßen, legen sich über die Fugen aufgenagelte Eisenbeschläge, deren größere Auszackungen, mit kleineren abwechselnd, in nach oben gerichtete Eichel-Ornamente auslaufen. Den Verschluß bildet ein reich gestalteter Ueberfall, in den der Riegel eingreift. In Form eines phantastischen Vogels legt er sich mit ausgebreiteten Flügeln vor die ebenfalls aufgenagelte Schloßverkleidung. Die Tragbarkeit des Geräthes wird durch verschlungene Eisendrähte angedeutet, deren Enden durch Thierköpfe gebildet werden. Der Charakter der Verzierungen hält sich innerhalb der gothischen Formengebung, die sich in den Thierbildungen und in dem naturalistischen Eichel-Ornament ausspricht. Die Einfachheit des ganzen Geräths und die Schlichtheit seiner Ornamentirung stehen in wohlthuendem Gegensatz zu jener modernen Geschmacksrichtung, die durch die Ueberfülle der Verzierung ihren Mangel an wirklichem Formenverständniß zu verdecken sucht.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Betheiligung der deutschen Frauen an der Weltausstellung in Chicago hat inzwischen praktische Gestalt und zweckgemäße Organisation gewonnen. Unter dem Protectorat der Prinzessin Friedrich Carl hatte sich zunächst für Berlin ein Central-Comité gebildet, dem Frau Staatsminister Delbrück, die Hofdame Gräfin Pückler, Frau Staatsminister von Schelling, der Kammerherr von Wangenheim und der Reichs-Commissar Geheimer Regierungsrath Wermuth angehörten. Man ist dann sofort in der ersten vorberathenden Sitzung, zu der Damen aus den hervorragendsten Städten Deutschlands erschienen waren, zur Bildung von Einzel-Comité's geschritten, denen die verschiedenen Gebiete der Frauenthätigkeit zugewiesen worden sind. Das erste Comité unter dem Vorsitz des Fräulein von Kendell, wird sich mit Kunstgewerbe, Handarbeit, Bildhauerei, Malerei, Zeichnen, Modelliren und Schriftstellerei beschäftigen. Mit Hülfe von Central-Stellen in München, Karlsruhe, Düsseldorf, Dresden, Hamburg soll eine würdige Repräsentation der weiblichen Leistungen auf den genannten Gebieten erzielt werden. Fräulein Jenny Hirsch wird sich an der Spitze einer besonderen Abtheilung der Frauenschriftstellerei annehmen und vor Allem für eine Bibliothek sorgen, in der die Erzeugnisse unserer literaturbeflissenen Damen möglichst vollzählig vertreten sind. Ein zweites Comité unter dem Vorsitz von Fräulein H. Lange hat für eine angemessene Betheiligung der Anstalten für Unterricht und wirthschaftliche Ausbildung zu sorgen. Besonderen Werth legt man auf eine graphische Darstellung der Statistik unseres gesammten weiblichen Unterrichtswesens, die durch Bilder und Lehrmittel aus verschiedenen Musterschulen zu ergänzen ist. Die Fortbildungs-Schulen, der höhere Unterricht und die Musik finden gesonderte Vertretung. Frau Lina Morgenstern hat sich mit gewohnter Energie der Darstellung der wirthschaftlichen Ausbildung der deutschen Frau angenommen und versendet bereits Fragebogen, die das Material zu einem besonderen Werke über „die deutsche Frauenarbeit und deutschen Frauenwerke der Gegenwart" zu liefern bestimmt sind. Das dritte Sonder-Comité tagt unter der Leitung der Frau Dr. Tiburtius und beschäftigt sich mit den Vereinen zur Linderung der Noth und zur Hebung der Sittlichkeit. Hier ist vor Allem eine Gesammt-Ausstellung des Vaterländischen Frauenvereins und des Rothen Kreuzes geplant. Einem vierten Comité unter Vorsitz der Frau Director Schrader ist das Gebiet der Kinderpflege und -Erziehung überwiesen. Hier handelt es sich um Gesammt-Ausstellungen der Kindergärten, der Warteschulen, der Ferien-Colonien u. s. w. Man erwartet, daß sich in den Hauptstädten des ganzen Reiches ähnliche Ausschüsse bilden, die sich mit der Central-Stelle in Verbindung setzen. Bedauerlich ist es, daß an Gewährung größerer Geldmittel von Seiten des Reiches nicht zu denken ist, und nicht ganz angemessen will es uns erscheinen, daß man sich behufs einer Beihülfe für die philanthropischen und Unterrichtszwecke an das große amerikanische Frauen-Comité gewandt hat.

Wien. — Die Kaiserstadt an der Donau steht widerstandslos unter dem Zeichen der Fürstin Metternich und ihrer Theater-Ausstellung. Mit der zwei Mal allwöchentlich stattfindenden Damen-Umfahrt allein hat die Wiener Industrie Grund genug, zufrieden zu sein. Selbst für den im letzten Augenblick an den Bedenken der Polizei gescheiteren electrischen Corso ist in einem gewöhnlichen Blumen-Corso, der das Tageslicht nicht zu scheuen hat, ausreichender Ersatz geschaffen worden. Wirkliche Prinzessinnen und Theater-Prinzessinnen überbieten sich in der Pracht der Toiletten, und es hat ganz den Anschein, als ob man im Eifer des Wettstreites schier vergessen wollte, die gebotene und gewohnte Sommerfrische aufzusuchen. Wo die laufende Mode nicht ausreicht, nimmt man gar das historische Kostüm zu Hülfe. Alt-Wien ist nun einmal aufgebaut, und einem so herrlichen Hintergrund darf natürlich die Staffage nicht fehlen. Man arrangirt flugs ein alt-wiener Fest, so eine Art lustigen Jahrmarktes, auf dem die drolligsten Typen, Quacksalber, Zahnbrecher und vor Allem die niedlichsten Verkäuferinnen aus der Mitte des hohen Adels, in echten Kostümen figuriren. Der Wiener bleibt daheim, statt sein Geld in die theuren Bäder zu tragen, und die Fremden strömen in hellen Schaaren mit gefüllten Taschen herbei. Wer da behauptete, daß sich Wien in der Decadence befinde, daß es nun bald an der Donau gar keine Kaiserstadt mehr geben werde, konnte nicht glänzender widerlegt werden.

Paris. — Zwei Frauen bilden zur Zeit das Tagesgespräch der Pariser Salons. Die Königin Natalie von Serbien scheint ihrem Gatten, der im Begriff war, in dem Dunkel der Spielhöllen unterzutauchen, zu einer unverdienten Berühmtheit verhelfen zu wollen. Ihr Drama „Eine Mutter" soll wirklich in der nächsten Saison über eine Pariser Bühne gehen, und inzwischen laufen die unglaublichsten Gerüchte über seinen sensationellen, auf die eigenen Erlebnisse der entkrönten Dichterin basirten Gehalt um. Der zweite Stern der Gesellschaft ist Mrs. Potter-Palmer. Sie kann nicht begreifen, warum die Frauen in Frankreich gleichzeitig so viel und so wenig Bedeutung haben, und ihre französischen Geschlechts-Genossinnen suchen an der dunkeläugigen, klugblickenden Dame in der durchaus geschmackvollen Toilette vergebens die Kennzeichen der Emancipation. Während Mrs. Potter-Palmer in England bei den Damen der besten Gesellschaft das verständnißvollste Entgegenkommen fand — sie war freilich durch Lady Aberdeen und Lady Sommerset, die sie von Amerika her kannten, eingeführt —, mußte sie in Paris, um die Frauen-Ausstellung in Chicago zu fördern, ausschließlich mit den Herren des Handels-Ministeriums verkehren. Wenn die praktische Verfechterin der Frauenrechte französische Frauenarbeit auf der Chicagoer Ausstellung vertreten sehen will, wird sie wohl oder übel von der „guten" Gesellschaft absehen und sich an die Damen der kleinen Bourgeoisie wenden müssen. Auch der Import der fleißigen Pariser Wäscherinnen, Modistinnen und Verfertigerinnen aller möglichen Phantasie-Artikel wird ihr nicht erspart bleiben. Die Frau des Epiciers und die geschickte Handarbeiterin auf den angedeuteten Gebieten repräsentiren in Frankreich weibliche Handicraft, die man jenseits des Großen Oceans am besten zu schätzen weiß.

London. — Wenn eine englische Dame ein kräftiges Wort über die englische Gesellschaft schreiben will, muß sie sich wohl oder übel an ein amerikanisches Blatt wenden. Lady Jeune hat in der „North-American-Review" einen Artikel „London Society" veröffentlicht, der auch für continentale Verhältnisse manches beherzigenswerthe Wörtlein enthält. Sie klagt darüber, daß man seine Gesellschaftsräume zunächst und vor Allem mit den Löwen des Tages und mit einer indifferenten Menge zu füllen liebt, die geladen wird, um besagte Löwen anzustaunen. Ein weiteres Bindemittel der an sich stark gemischten Gesellschaft ist gut Essen und Trinken, und über den Vorrang eines gastfreien Hauses entscheiden demgemäß nicht die geselligen Eigenschaften der Wirthe, sondern Küche und Keller. Am schärfsten geht die streitbare Dame mit der Salon-Conversation in's Gericht, die sich um Mode und Skandal dreht, ohne jemals ein ernsteres Thema zu streifen. Als Allheilmittel schlägt Lady Jeune eine größere Exclusivität der Kreise vor, die sich gewisse Ideale gewahrt haben und neben dem zweifelhaften Recht auf Genuß auch noch den Begriff der Pflichterfüllung anerkennen. Jedenfalls dürfte es der Dame schwer werden, jene Frauen im englischen Sinne „gesellschaftsfähig" zu machen, die soeben in London eine Theehandlungs-Firma begründet haben. Es gehören ihr sieben Frauen an, genau das vom Gesetz verlangte Minimum. Denn in England wird jede Verbindung von sieben Personen, und betrüge das Einlage-Capital eines Jeden nur einen einzigen Silberschilling, als Actien-Firma anerkannt. Jene sieben Damen haben auf der Insel Ceylon, deren Theeproducte den chinesischen weit vorgezogen werden, eine große Thee-Plantage angekauft. In ihrem Londoner Geschäftshause werden nur weibliche Wesen angestellt; eine Ausnahme macht ein einziger Werkführer. Damen werden auch als Agenten beschäftigt, die als augenblicklich beste Marke „The Ladies Own" anpreisen. Theegesellschaften aristokratischer Kreise sollen sich über den Werth der Producte der weiblichen Firma aussprechen. An der Unparteilichkeit dieses Urtheils ist sicherlich nicht zu zweifeln, die Geschäftsthätigkeit der Damen wird die gebührende Anerkennung finden, aber als trades-women ist ihnen trotz aller Pflichterfüllung die eigentliche Gesellschaft noch fester verschlossen, als den in demselben Sinne geachteten tradesmen. Die sogenannte „Society" erkennt den Werth der Arbeit erst dann an, wenn sie in klingende Münze oder vielmehr in die durch sie ermöglichte „würdevolle Muße" umgesetzt ist.

Foulard-Seide

Mk. 1.35 p. Met.

bis **Mk. 5.85** (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe von **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt gestreift, karrirt, gemustert ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Grenadines	„	**„ 1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„	**„ 1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„	**„ —.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„	**„ 14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Seidenstoffe! Solide Fabrikate zu enorm billigen Preisen. Seidenwaaren-Fabrik-Lager, **Berlin, Wallstrasse 3/4,** am Spittelmarkt.

HOHENZOLLERN-GALERIE 9 Vorm. — 10 Ab. Lehrter Bahnhof — Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. — 1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.

Das Atelier der Kunststickschule des **Frauenerwerbsvereins zu Dresden,** **Ferdinandstr. 13. II.** empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

BLEICHSUCHT. **„Dreitheiliges Eisenmittel"** — nach ärztlichem Recept — rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands. — Prospecte gratis. — **Sternapotheke, Münster i. W.**

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84 a.

Hüte in großer Auswahl für **Damen, Herren u. Kinder,** garnirt und ungarnirt, zu anerkannt billigen Preisen empfiehlt **W. A. Peschke, Berlin W.,** Lützowstr. 30.

Ein Fräulein, das in der **Kunststickereischule** in Karlsruhe unter dem Protektorate J. K. H. der Großherzogin von Baden ausgebildet wurde, sucht Stelle in einem feinen Geschäft oder als Hilfslehrerin an einer Schule. Gutes Zeugniß und Empfehlungen stehen zur Seite. — Gefl. Off. sub K. T. a. d. Expedition d. Bl. erbeten.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung ‚Styria' in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.

Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—).

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Rom. — Der Maimonat in Rom ist der Monat der hinsiechenden Saison. Der künftige Thronerbe, der Prinz von Neapel, ist bei Diners und Abendgesellschaften mit Tanz genügend herumgezeigt worden, ein Wohlthätigkeitsball in der Villa Borghese, von den Damen der römischen Aristokratie veranstaltet, hat die letzte Gelegenheit zum Vorführen der neuesten Gesellschaftsrobe gegeben, und der Rest der Saison gehört — den Rennen. Auch hier ist ein gewisser Prunk das Kennzeichen derartiger Veranstaltungen in Italien gegenüber gleichartigen nordischen Festen. Die Königin Margherita fuhr zu dem Rennen um den Königspreis in einem Vierspänner mit Lakaien in rother Livrée und Vorreitern und sah trotzdem im lichtgrauen Tuchkleid, mit spitzenbesetzten Puffärmeln, einem Directoire-Hut mit gelben Schleifen und mit einem Strauß aus gelben Rosen an der Brust, so liebreizend und einfach aus, daß man das Zujubeln ihrer schönheitsgewohnten Unterthanen wohl begreifen konnte.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die sommerliche Hülle, die zugleich als Staub-, Reise- und Regenmantel dienen soll, spielt eine so wichtige Rolle, daß wir nochmals darauf zurückkommen müssen. In der uns vorliegenden reichen Auswahl imprägnirter Stoffe finden sich die verschiedensten Arten von Geweben vertreten. Ganz glatt oder schmal gestreift, in den modernen feinen Beige-Tönen, wie in allen anderen für Mäntel zur Wahl stehenden Farben, besticht zunächst der seidige Glanz der Gloriastoffe, denen sich — selbstredend zu bedeutend geringeren Preisen — ganz feine Baumwollgewebe anschließen. Besonders hübsche, der Mode entsprechende Carreau-Musterungen zeigen leichte Wollstoffe, die bei vielseitigem, starkem Gebrauch sich stets am besten bewähren. T. G.

— Längst ist die Tracht der kleinen königlichen Prinzen tonangebend für die Mode unserer Knaben. Zu den einfachen, hellen Matrosen-Anzügen erscheinen die frischen, blondlockigen Köpfchen neuerdings mit mächtigen, groben weißen Strohhüten bedeckt, die, einfach mit weißem Band umschlungen, leicht in den Nacken gesetzt, trotzdem Schutz gewähren. Für kleine Mädchen werden diese wahrhaft wagenrad-ähnlichen Hüte aus durchbrochenem Stroh- oder Bastgeflecht, mit denkbar einfachster Bandgarnitur gefertigt, und dürfen demnach als charakteristisch gelten für die Sommertracht unserer Kleinen, die darunter oft mehr wandelnden Pilzen als kleinen Weltbürgern ähnlich sehen. H. U.

— Batist, Organdy, Krepp, Grenadine oder wie die duftigen, durch Farbenreiz und zierliche Musterung gleich ausgezeichneten Gewebe alle heißen mögen, geben, im Verein mit bunten Bändern und dem Liebling der Mode, den Spitzen, das verlockendste Material für elegante Sommerkleider. Auf festem seidenen Futter gearbeitet, sind diese feinen Stoffe der beliebten Prinzeßform ganz besonders günstig; in weichen Falten schmiegen sie sich der Figur an und fallen hinten in langem losen Watteau-Arrangement herab, während Seiten- und Vordertheile durch vorn eingeschlungene Bänder zusammengehalten erscheinen. Guipure deckt den Stehkragen und die glatte eckige Passe, deren Abschluß kraus eingereihte, auf den Achseln durch Schleifen zusammen genommene Spitzen-Volants bilden. Spitzen umgeben auch die weiten, glockenartigen Aermel und garniren in Gestalt zweier Volants den Schleppsaum. H. L.

— Fast scheint es, als hätte sich die Phantasie der Mode auf dem Gebiete der Mieder- und Passentaillen erschöpft; denn mit erstaunlichem Eifer wendet sie sich einer neuen Form — dem kurzen Jäckchen zu. Wohlverstanden nicht der bekannten Jackentaille, sondern einer Art Figaro-Jäckchen, das bald das Prinzeßkleid promenaden-gerecht vervollständigt, bald den Miedern und Passen gleichsam „ein frisches Licht aufsetzt", dort ganz selbständig aus Spitzen, Guipure-Stoff oder Stickerei auftritt, um sich verschiedenen Kleidern gesellen zu können, hier mit der Taille im Zusammenhang steht oder gar nur als Garnitur aufgesetzt erscheint. Als besonders charakteristisch ist hervorzuheben, daß diese zierlichen Dinger fast niemals bis zum Taillenschluß reichen, sondern mehr oder weniger hoch darüber abschließen, — ein sehr koketter Zug dieser Mode übrigens, darauf berechnet, die Taille noch schlanker sich abheben zu lassen. Den verschiedenen, in der kurzen Frist bereits entstandenen Variationen mit eckigen wie runden, dicht zusammen oder weit aus einander tretenden Vordertheilen, glattem wie geschlitztem, oft spitz ausgeschnittenem Rücken gerecht zu werden, ist an dieser Stelle unmöglich. Betont sei nur noch, daß ebenso häufig die Aermel mit dem Jäckchen harmoniren, als dieses ganz abstechend gefertigt ist, wie z. B. aus Spitzen, Guipure, oder Stickereistoff. An der gebotenen Vorlage vervollständigt das fest in die Schulternähte gefaßte zierliche Jäckchen eine blusenartig mit Guipure-Stoff überlegte Taille, ist selbst übereinstimmend mit Rock und Aermeln aus hellem Kreppstoff gefertigt und in origineller Weise mit Passementerie-Grelots ausgestattet. Unter dem geschlitzten Aermel fallen volle Spitzen-Manschetten hervor. T. G.

— Wo immer sie kann, kommt die Fabrik-Industrie der Handarbeit zu Hülfe und erleichtert so auf jedem Gebiet die häusliche Thätigkeit. Besonders wichtig für die Schneiderei ist augenblicklich die Sicherung des unteren Rockrandes, da selbst dem „kurzen" Rock die Berührung mit der Erde nicht ganz erspart bleibt, und die Randeinfassung die Kosten zu tragen hat. Hier bietet sich nun eine ganz besonders starke Schnur- mit 4 cm breit angewebter kräftiger Wollborte, wodurch die Einfaßlitze in bedeutend haltbarerer Weise ersetzt und der Stoß geschont wird, abgesehen von der Vereinfachung der Arbeit, wie der Leichtigkeit des Erneuerns. Für andere Fälle, wo in Garten oder Park das eigentliche Schleppkleid frei über den Kies und die sauberen Wege gleiten darf, empfehlen sich schmälere wie breitere Balayeusen aus ganz dünnem, seidig glänzendem Gummistoff, die in den verschiedensten Farben käuflich sind. T. G.

— Kaum erscheint es noch der Mühe werth, sich die leichten sommerlichen Kattunkleider selbst anzufertigen, wenn man den oft erstaunlich billigen Preis derartiger fertiger Kostüme bedenkt. Erklärlich sind diese Preise, welche von 12 Mark aufwärts variiren, nur durch die billigen Elsasser Fabrikate und die von der heutigen Mode begünstigte einfache Machart. Bluse und Rock, je für sich bestehend mit weißem Chiffon gefüttert, ist die gegebene Form. Der Rock, mit breitem Saum ausgestattet, zeigt stets die einfache Keilform mit aufgesetzten oder eingefügten Taschen. Am Halsausschnitt einmalig oder passenartig eingereiht, tritt die Bluse unter den Rockbund, oder als sogenannte russische Casaque mit langem faltigen Schoß darüber. Bedingt ist für letztere der seitliche, mit Rüschen, Blenden, oder kurzer Knopflochpatte bedeckte Schluß. Lange Blusenärmel wechseln mit kurzen, durch enge Stulpen vervollständigten Bausch-Aermeln. H. U.

Paris. — Die Gewohnheit stilvollen Comforts begleitet unsere eleganten Frauen auf all ihren Wegen und in jede Umgebung, — sie folgt ihnen aus dem Salon selbst in die Natur. Mit dem einfachen Kattunkleid sind auch die weniger schönen als praktischen eisernen Gartenbänke verschwunden, oder doch aus der nächsten Nähe des Hauses verbannt. An ihre Stelle treten gefällige Formen aus zierlichem Rohrgeflecht, denen lebhafte Farben in Roth, Blau, Gelb oder Grün zu heiterer, sehr decorativer Wirkung verhelfen. Für Veranda, Balcon, Kiosk, — überall da wo die Möbel nicht direct unter freiem Himmel stehen, begnügt man sich selbst damit nicht, und weiche Stühle, Puffs, bequeme Fauteuils laden die Gäste zu träumerischer Ruhe oder fröhlicher Vereinigung. An den leichten Bambusgestellen der Stühle mit Rohrgeflecht sind nur die Lehnen fest mit farbigem Segelleinen bezogen, während auf dem Sitz flache Kissen mit Schnüren befestigt werden. Die Stickereien, — schmale Guirlanden und große Bouquets, — erscheinen auf dem kräftigen Grund mit farbiger grober Wolle mehr decorativ als kunstvoll ausgeführt, — die Hauptsache ist die Farbenwirkung und die Gefälligkeit des ganzen Arrangements.

Für den Bezug des Bambus-Tischchens hat man das Segelleinen noch mit Molleton zu unterlegen; Band-Rosetten und Schleifen halten die kokette Draperie, und kurze oder längere Franzen aus farbiger Baumwolle dienen überall zur Bereicherung.

Eine sehr gelungene Probe der trefflichen Kunst, mit wenig Kosten und Mühe Hübsches zu schaffen, bietet ein Fauteuil, dessen einfaches Holzgestell, roth bemalt und lackirt, den kostbaren chinesischen Lackarbeiten zum Verwechseln ähnlich ist. Dann hat eine geschickte Hand grobes Sackleinen mit farbigen Applicationen verziert und die Lehne wie das flache Sitzkissen damit bekleidet. Für die Draperie ist ein feinerer, weich fallender Baumwollstoff verwendet und schließlich das Ganze mit einer einfachen, wirkungsvollen Franze aus farbiger Baumwolle ausgestattet.

— Immer der Mode sich geschickt anpassend, ohne dabei von seiner charakteristischen Grundform Etwas aufzugeben, hat der „Florentiner" es vermocht, im Wechsel langer Jahre stets seinen ersten Platz als vornehmster sommerlicher Schutzhut zu behaupten. So hat er sich in diesem Jahre zu der höheren schmalen Kopfform bequemt, welcher hochstehende, reiche Blumen-Garnituren sich anlehnen. Die praktische Pariserin läßt zur Reise den Hut ungarnirt, der sich dann zusammengerollt leicht unterbringen läßt, und verpackt in einer Schachtel nicht nur eine, sondern mehrere, zu verschiedenen Toiletten passende Blumen- und Band-Garnituren, die, fix und fertig, dem Hut nur aufgesteckt zu werden brauchen.

— Auf dem Gebiete der Toilette ist augenblicklich mehr die Mannigfaltigkeit, der Reiz und Reichthum der neuen Gewebe zu bewundern, als auffallende Veränderungen der Form, — denn die Prophezeiung der ausgeschnittenen, ganz richtig rund ausgeschnittenen Strahentoiletten für den Hochsommer, klingt noch zu märchenhaft, als daß wir unseren Leserinnen schon heute ausführlicher davon erzählen möchten. Das Positive der Mode in diesem Augenblick ist vor Allem der ‚voile und velours russe', jene schon mehrfach erwähnten, eigenartigen Woll-Stoffe, die durch die Webe-Art — hochstehende Rippen auf abstechendem Grunde — eine Changeant-Sammetwirkung hervorbringen, ihrer Kostbarkeit halber aber nur der höchsten Eleganz vorbehalten bleiben. Ihnen reihen sich die neuen Seidenstoffe an: gestreifte, glacirte Taffettas, bedruckte Surahgewebe mit Changeant-Grund, sogenannte Rongeants, die mit ihrer kräftigen Textur und reicherem Fall dem indischen Foulard erfolgreich Concurrenz machen, und endlich die so reizvoll aus seidenen und baumwollenen Kreppstreifen gebildeten Stoffe. Wie geschickt man die Streifenmusterung verwendet, um die Figur dadurch weder zu lang noch zu breit erscheinen zu lassen, zeigt das begleitende Figürchen und bestätigt zugleich, daß eine elegante sommerliche Toilette ohne Spitzenschmuck, ganz besonders ohne die vom Ellbogen über den Arm fallenden reichen Spitzenvolants kaum mehr zu denken ist. B. d. G.

* * *

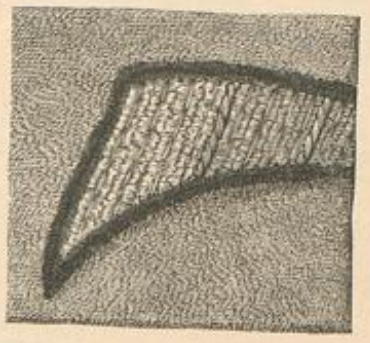
Der erste Drawing Room der Königin von England im Buckingham-Palast in London machte einen eigenartigen Eindruck: Der Hof erschien in tiefer Trauer, während die Toiletten der vorzustellenden Damen in modernster Farbenpracht strahlten. Bevorzugte Nuancen waren ein lichtes Orange und ein zartes Blaßroth. Prinzessin Heinrich von Preß trug ihr Brautkleid, eine Silberbrokat-Schleppe über einer Empire-Robe aus weißem Atlas und Silbergaze mit den charakteristischen weiten, gepufften Aermeln; vorn über die Taille lief eine Schnur großer Diamanten und Türkisen, von dem weißen Grunde sich mit verdoppelter Farbengluth abhebend. Ebenfalls ganz in Weiß war eine exotische Schönheit von der Insel Ceylon, Miß Dias Bandaranaykaka, erschienen. Hier setzte sich die Taillengarnitur überreich aus Silberstickerei und Federn zusammen, während die Brokat-Schleppe, durch zierliche Blüthenzweige an den Schultern befestigt, in zwei langen Falten herabfiel. Die Art der Befestigung der nun einmal unumgänglichen Schleppe ist die große Modefrage, deren Lösung man auch auf dem Drawing Room der Königin auf verschiedenen Wegen versucht hatte. Die Watteau-Falte scheint allmälig der auf dem Rücken sich kreuzenden Anordnung zweier getrennter Stoffmassen weichen zu wollen. Besonderer Vorliebe erfreut sich ein tief liegender Gürtel, über dem sich der Vordertheil der Taille bauscht. Rococo und Renaissance — die Caprice der Mode liebt es, die entlegensten Geschmacksrichtungen zu verknüpfen.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Zweierlei Stoffe oder mehrere Farben eines Gewebes werden häufig in wirkungsvoller Weise zusammengestellt als Grund für Decken, Kissen u. s. w. So verbindet an unserer Kissen-Stickerei ein hell-holzgelber Friesstreifen zwei Dreiecktheile aus goldbraunem und dunkel-moosgrünem Fries, von dem sich der leicht hingeworfene Zweig kräftig abhebt. Die Ausführung der Stickerei ist höchst einfach. Starke Wollen-Chenille bildet die Contouren der Blumen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



und Blätter, von denen Erstere eine dichte Füllung in Seiden-Chenille zeigen, die gleichfarbige Ueberfangstiche befestigen; goldenes Krausgespinnst begleitet die Contouren der Blätter und die mittlere Ader in Chenille, der sich Stielstiche in Wolle anfügen. Stiele und Ausläufer sind mit Seiden-Chenille contourirt, jene mit Kreuznahtstichen, diese glatt mit Chenille gefüllt, wie das naturgroße Stück deutlich zeigt. An den schmalen, die Verbindung der Stofftheile deckenden Börtchen harmonirt die Woll-Chenille des geraden Randes stets mit der Farbe des betreffenden Stoffes und ist mit Krausgespinnst aufgenäht; die schrägen Spangen aus Goldschnur begleitet Chenille in Hellmoosgrün und Helloliv. Zu den Ranken ist Goldschnur gewählt. Die Farben der Stickerei wiederholen in den verschiedensten Tönen diejenigen des Grundstoffes, ihre richtige Vertheilung verlangt seinen Farbensinn ohne allzu ängstliches Abwägen.

E. F.

— Für die kleinen behaglichen Reisekissen bildet das Leder nicht mehr das ausschließliche Material der Bezüge, wenngleich Saffian- wie Waschleder, mit und ohne Stickerei, noch immer als vornehme Ausstattung gelten. Indische Seide, glatt, gemustert und bestickt, wird gern zu den Kissen gewählt, die breite Bandschleifen verzieren. Außerdem verwendet man leichte, carrirte Foulards, selbst kleine Tücher, deren Randstreifen eine zierliche, im Blättchenstich gestickte Borte schmückt.

E. F.

Bezugsquellen: Kinderhüte: P. Leuchtmann, S.W. Leipzigerstr. 83. — **Sommer-Kleider:** J. Michaelis, W. Leipzigerstr. 31. Gerson & Cie. (Kaiserbazar) C. Werderscher Markt. — **Stoffe für Staub- und Reisemäntel:** Ph. Finkenstädt-Bräusing, Osnabrück. — **Gummi-Balmoreusen:** H. Beermann, W. Friedrichstr. 193a. — **Rockvorstöße und Stickereien für Kissen:** E. Heinze, W. Friedrichstr. 189.

Redaktions-Post.

B. Z. Jerzytowo. — Die in Ihrem Besitz befindlichen Kupferstiche von J. S. Müller, William Woollet, J. P. Ledas nach Rubens, Wouvermann, Pannini sind gangbare, gute Waare, deren geeignete Verwerthung aber von Zufälligkeiten abhängig ist. Wir würden Ihnen empfehlen, sie nach vorheriger Anfrage an die Kunsthandlung von Sagert, Berlin, Leipziger Straße, einzuschicken. Der Verkauf durch Versteigerung erscheint weniger rathsam, da die Preise, wenn wirklich kunstverständige Käufer fehlen, meist weit unter den gehegten Erwartungen bleiben.

Abonnentin in Stettin. — Die jetzt vielgenannte Welt- oder Universalzeit mit Vierundzwanzig-Stunden-Theilung ist die längst von der Kriegs- und Handels-Marine fast aller großen Staaten, ebenso auch bei den Zeit-Signalen an den deutschen Seeküsten officiell eingeführte Zeit des Meridians von Greenwich, welche um 53½ Minute hinter der berliner Ortszeit und um eine volle Stunde hinter der mitteleuropäischen Zeit unseres Eisenbahndienstes zurück ist. Diese Weltzeit mit der Vierundzwanzig-Stunden-Theilung ist im Jahre 1883 auch für die Wissenschaft als gemeinsame Grundlage aller Zeitangaben, welche von den Ortsverschiedenheiten unabhängig streng mit einander vergleichbar gemacht werden sollen, von einer internationalen Conferenz zu Rom einstimmig angenommen worden.

Abonnentin in Wien IX. — Sie fragen, ob und wo schriftstellerndes Talent Förderung und Unterstützung findet? Darauf zu antworten, will uns schier unmöglich dünken. Ist wirkliches Talent vorhanden, so fördert es sich zunächst selbst durch Uebung, und ist dann auch, wenn es sich stark genug erweist, der Unterstützung durch den Verleger sicher. Wer schwimmen lernen will, muß nun einmal in's Wasser gehen. Wer Manuscripte in seinem Pulte hat, mag sie zur Prüfung vorlegen. Sind sie verwendbar, so werden sie abgedruckt, und das Talent findet Unterstützung und Förderung durch seine eigene Bethätigung. Unberufene Literatur-Mäcene haben zu allen Zeiten mehr geschadet als genutzt. Starke Begabung hilft sich meist selbst und ringt sich trotz aller Concurrenz zur Anerkennung durch.

M. G. in Elberfeld. — Durch die allerdings in Folge der größeren Fahrgeschwindigkeit und der schnelleren Aufeinanderfolge der Züge vermehrten Eisenbahn-Unfälle brauchen Sie sich wahrlich nicht von Reisen abschrecken zu lassen. Vielleicht dient eine kleine Statistik von jenseits des Canals zu Ihrer Beruhigung. Innerhalb des letzten Jahres sind auf allen Bahnen Großbritanniens nur fünf Personen durch Eisenbahn-Unfälle um's Leben gekommen, während in den Straßen Londons allein 147 Personen in Folge des Straßenverkehrs getödtet und 5784 mehr oder weniger schwer verletzt worden sind. Wollte man aus übertriebener Aengstlichkeit den Bahndamm meiden, so müßte man sich mit weit größerem Recht vor der Straße fürchten.

Gegen Einsendung des Betrages franco zu beziehen von
H. Sadowsky. Buchhandlung. Wiesbaden.

Ueber Abhärtung.

Eine Anweisung zur Erziehung gesunder Kinder.

Für Eltern und Erzieher, sowie für alle Freunde einer naturgemässen Lebensweise und für Sportsleute.

Von

Ernst Brausewetter.

Preis 1 Mk. 50 Pf.

Soeben erschien in 7. Auflage: DR. FALKENSTEIN's

Aerztlicher Reisebegleiter und Hausfreund.

Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe.

Preis in Calicoband Mark 6.—, in Lederband Mark 7.—.

Die erste Auflage des Buches erschien im vorigen Jahre. Dasselbe wurde, sofort nach Erscheinen von der gesammten Presse, auch von der medicinischen, nicht nur für die Reise, sondern auch für das Haus warm empfohlen, weil die darin gegebenen Rathschläge von allen, welchen im Augenblick ärztlicher Rath fehlt, die größte Beachtung verdienen.

Gegen frankirte Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung franko.

BERLIN NW., Luisenstrasse No. 36. Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). Verlagsbuchhandlung.

Holz- u. Lederbrand-Apparate und Vorlagen.
Kerbschnitz-Werkzeuge. Holz und Vorlagen.
H. Grubert, Lüneburg.

Unübertroffen! GAEDKE'S CACAO Ueberall käuflich!

Vollständiger Ersatz für Seife & Bürsten. Mandel-Kleie mit Veilchengeruch. Allein. Erzeuger A. Motsch & Cie Wien. Macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch.

Tausende treuer Kunden bezeugen: Poetko's Apfelwein ist der Beste. Versand in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 ₰ p. Liter. 11mal prämiirt. Garantirter Natursaft prachtvollster Qualität. Export-Apfelwein-Kelterei. Ferd. Poetko, Guben 18. Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Verlangen Sie von Ihrer Buchhandlung zur Ansicht das soeben erschienene **Juni**heft der Illustrirten kunstgewerblichen „Zeitschrift für Innen-Dekoration".

Spezialheft für **Liebhaberkünste und dekorative Arrangements.**

Preis M. 2.—.

Kunstverlag **Alexander Koch**, Darmstadt.

Für Kunstfreunde.

Unser **reich illustrierter Katalog** (enthaltend religiöse, histor., allegor., Genre-, Jagd- u. Sportbilder, Galerie- u. Prachtwerke) ist direct oder durch jede Buch- und Kunsthandlung gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken zu beziehen.

Photographische Gesellschaft, Berlin.

Neue Vorlagen für **Brandmalerei.**

Haus- und Küchengeräth. Von M. Laudien. 6 Bl. fol. 6 M.
Tische u. Stühle. Von M. Laudien. 6 Bl. gr. fol. 7 M. 50 Pf.
Blumen und Vögel. Von M. von Langen. 6 Bl. gr. fol. 6 M.
Gnomen. (Figuren u. Gruppen). Von C. Wiederhold. 6 Bl. kl. fol. 4 M. 50 Pf.

Verlag von E. Haberland in Leipzig.

Stottern

heilt gründl. Honorar nach Heilung. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Prosp. gratis

Gegrdt. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Orient. Mouhadjir-Stoffe.

Hocheleganter Sommer- u. Gesellschaftskleider. Die Robe von circa 19 Meter **zollfrei und franco M. 16.80.** Muster **franco.**

Paula von Landy, Hoflieferantin. **Hamburg**, Martin-Allee 14.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. **Für Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.**

DAS VERDIENST WIRD SIEGEN.

HANDELS MARKE Canfield

CANFIELD SCHWEISS-BLATT.

15,000 PAAR TÄGLICH VERKAUFT.

SAUMLOS, GERUCHLOS UND UNDURCHDRINGLICH FÜR FEUCHTIGKEIT.

HANDELS MARKE Canfield

Verkauft in allen Handlungen.

CANFIELD RUBBER CO.,

Bureaux: NEW YORK, LONDON, PARIS, HAMBURG und WIEN.

Redwitz-Denkmal.

Der Name eines edlen Menschen und großen Dichters, der Name Oscar von Redwitz, ist mit unserem schönen Meran enge verknüpft, denn zwanzig Jahre hindurch weilte Redwitz an den grünen Fluren der Passer.

Redwitz war ein Dichter von Gottes Gnaden, durchdrungen von der Heiligkeit seiner Sendung. Seine Hand entlockte der Leier nur edle, herrliche Töne; alles Gemeine, jede Frivolität der Gesinnung wie des Ausdruckes blieb dem liederreichen Manne zeitlebens fremd.

Von verschiedensten Seiten wurde der Wunsch geäußert, im Kurbezirke Meran ein Erinnerungszeichen an Redwitz aufgerichtet zu sehen.

Die Unterfertigten, welche die Ehre genossen, dem verewigten Dichter freundschaftlich nahe zu stehen, glauben demnach nur einem allgemeinen Gefühle für das Schöne und Gute Ausdruck zu verleihen, wenn sie sich zum Dolmetsch des genannten Wunsches machen und an alle Freunde und Verehrer von Redwitz wie seiner Muse die ergebene Bitte richten, ein Scherflein zu einem im Kurbezirke Meran zu errichtenden Redwitz-Denkmal beisteuern zu wollen.

Ihre königliche Hoheit die Frau **Herzogin Karl in Bayern** hat die Gnade gehabt, das Protectorat über das von dem unterzeichneten Comité angestrebte Denkmal zu übernehmen.

Ueberall, wo die deutsche Sprache erklingt, tönt auch der Name Oscar von Redwitz, war er doch der begeisterte Sänger des „Liedes vom neuen, deutschen Reich".

Auch die kleinste Gabe, welche mithilft, des Dichters Erinnerung zu ehren, ist hochwillkommen. Nah und ferne gedenken gewiß Viele, welche in Meran waren, des grünumsponnenen Schillerhofes und der angeregten Stunden, die sie in der trauten Häuslichkeit des Dichters verlebt.

Gütige Beiträge zum Redwitz-Denkmal werden von den Damen des **Comités in Meran,** sowie von der **Expedition dieses Blattes** dankend entgegengenommen und veröffentlicht.

Das Comité:

Freifrau v. Ascheberg. Gräfin Bentinck. Baronin Brockdorff. Gräfin Castell. Freiin v. Fries. Herma v. Heyden. Freifrau Linda v. Kalkhof. Freiin Laura v. Kalkhof. Olga v. d. Planitz. Gräfin d'Orsay. Freiin Al. v. Schleinitz. Freiin Ad. v. Schleinitz. Clara Schreiber. Freifrau v. Valois.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blooker's holländ. Cacao

die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).

Hohenzollern-Kaufhaus

Königl. Preuss. Hoflieferant. Inhaber H. Hirschwald Grossh. Badisch. Hoflieferant.

Berlin W., Leipzigerstrasse 117/118.

Hervorragendste Ausstellung und Verkaufshalle von Kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnissen aller Art.
Eigene Werkstatt für Treibarbeiten in Leder und Kupfer.
Sehr grosse Auswahl und billige Preise.

Ersatz für Seife

Maud., Gurken, Rosen, Veilchen-Emulsionen
Parfümerie Hort. de Goupy, Berlin C. Sophienstr. 25
Spec. Haut-, Körper- und Schönheitspflege.

Glasey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1885 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung". Ueberall vorräthig.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei

Sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und Unverstellbar
Neu! Zusammenlegbare Neu!

Costümfiguren

sind zusammengelegt nur 12 cm hoch
Neu! **Stoffbüsten**
und **Rohrfiguren** mit **Stoffbüsten**
in neuester Form (lange Taillen).
Jedermann verlange den neuen Illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von
Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
PARIS 1889

Ed. Pinaud's Berühmte Parfums
Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der elegan.en Welt.
GRAND PRIX

Unterricht in der Holzschnitzkunst ertheilt Emma Schmidt, Teltower Str. 9, III.

Unverfälschte Seidenstoffe.

Specialitäten in Schwarz, reinste Färbung, garantirt solid, **porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.**
J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Ihre rühmlichst bekannten
WATERPROOFS für Damen-Staub- und Regen-Mäntel
versendet die seit 1820 bestehende Firma
PH. FINKENSTÄDT-BREUSING. Osnabrück.
— Proben franco. —

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

G. BOEHM'S ●BRILLANT● SILBER-SEIFE

Bequemstes u. ILLIGSTES Reinigungsmittel für
Tischbestecke, Tafelgeräthe 2c.
aus jeder Art von Metall
Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren-Seifen- u Droguen-Handlungen
Gustav Boehm, Offenbach a. M.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrich

Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von **Ludwig Ziemssen.**

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke leider allzufrüh entrissenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des verewigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaiser Friedrich", eine äußerst sorgsame Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Damen-Mieder (Corsets)
M. WEISS, WIEN.

Preis der Mieder: 10, 12, 14, 16 fl. und höher. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimeter anzugeben: 1. Ganzen Umfang von Brust u. Rücken, unter den Armen genommen. 2. Umfang der Taille. 3. Umfang d. Hüften. 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. **Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.**

Heizbarer Badestuhl

verbesserter Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohle i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Ueber 60,000 St. im Gebrauch.

Das berühmte u. beliebte Corset Facon 700 mit Cordelgurt giebt schöne schlanke Figur b. bequem angen. Tragen. Solid! elegant! chic! **Neu! Schrägschnitt** mit 6fach. Quer Doppelnaht **Reg. 157 Pat.-Amt 1/10/91.** Dauerhaftigk. unbegrenzt. Nur ächt mit Wallfisch-Marke innen gestempelt. Zu h. von ℳ 3—30. — **Allein-Fabrik Esenwein & Frank, Stuttgart.**

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin
Jerusalemerstr. 42, I.
Versandgeschäft.
Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billigste Preise, größtes Lager.
Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Fabrik- und Versandt-Geschäft
von **B. Henle** in **Nürnberg**
versendet direkt franco die beliebten
Triumph-Wäsche-Mangeln
Wasch- und Wringmaschinen
zu billigsten Fabrikpreisen.
Illustr. Kataloge gratis und franco.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk.
5,50 11,— 16,50 M. pr. St. blau.
Handwagen, Karren u. s. w. bis 12 Ctr. Tragkraft
Fabrik für Wagen und Holzwaaren.

Paris GESICHTSHAUT Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTEPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÄLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
LANDIES & Cie 14 St-Louis, 16

CLAXTON'S (Patent). OHRENKAPPE

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies häßliche Uebel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.

Franco gegen Einsendung von 3 Mark.

In allen Grössen.

ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.
Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Elegante Damen-Haar-arbeiten

sauberste Ausführung nach modernsten zu soliden Preisen **Pariser Modellen**
Albert Rosenfeld, Damen-Friseur.
Specialität für Damen-Haararbeiten,
Berlin NW, Schadow-Str. 2 parterre.
Fernspr.: Amt I 1208.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. von Keller, Berlin, W,
Flottwellstraße 17, III.

Webe-Apparate f. Damen,
wegen großen Nutzens hochberühmt, versendet à 13 M., 20 M., die besten à 30 M.
Frau Prof. Wernicke v. Hackewitz,
Berlin W, Ziethenstraße 17.

Strümpfe
zum
Anweben

von Wolle, Baumw. u. Seide, **jeder** Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn,** nur **Berlin, Leipziger Str. 105.** Lager bester und modernster Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswahlsendung.

PARFUMERIE
REGINA
Berühmtes Parfum
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Verlangen Sie von Ihrem Lieferanten
das Feinste was es giebt:
Loth's Royal Mostrich
scharf od. mild, 70 ₰ excl. Glas. 7 Gläser freo. unt. Nachn. v. ℳ 6,30. Für 7 freo. zurückgesandte Gl. werden ℳ 1,90 vergütet.
Loth's preisgekrönter Delicatess-Senf,
(grosse goldene Medaille Köln 1889.)
Porzellan-Menagen à 40 ₰ excl.; Gratisprämie: 40 ächte, hochfein decorirte Tafel-Service à 77 St. Bild liegt jeder Menage bei. 8 Menagen freo. unt. Nachn. v. ℳ 6,00. Für 8 freo. zurückgesandte Menagen werden ℳ 2,80 vergütet bei
Ernst Loth & Co. etablirt seit 1842
Halberstadt.
goldene Medaille, Gewerbe-Ausstellung Teplitz 1883, Anerkennung-Diplom Weltausstellung Wien 1873, allerletzter höchster Preis, grosse goldene Medaille internationale Ausstellung für Nahrungsmittel Hamburg 1885

Man verlange gegen vorherige Einsendung von 20 Pf. in Marken aller Länder illustr. Preisliste über Prachtfinken, zahme, sprechende Papageien, Affen, Gewölfe, sowie Möbel aus Geweihen. Gebeizte Auswahl zu Geschenken passend für Thier- und Naturalienliebhaber.
H. Kumss, Weltversandtgeschäft,
Warmbrunn i Schl.

Ein **krankes,** dauernd an das Bett gefesseltes **Fräulein** bittet hochherzige Damen, sie durch Abnahme besonders für Geschenke geeigneter Makart-Gräser, getrockneter u. künstlicher Blumen u. Lampenschirme aller Art zu unterstützen. Preislisten versendet u. Aufträge nimmt entgegen **W. Camerlohr** in **Straubing,** N.-Bayern. Krankenhausg. 684½.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Musterblätter
für
künstlerische Handarbeiten.

Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
III. Sammlung (25.—36. Blatt).

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-Format. — In Mappe. Preis 3 Mark.
Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniß, 40 Pfennig.

25. Lederschnitt mit farbiger Bemalung. Moderne Arbeit.
26. Aufnäh-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.
27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
28. Flechtenstich-Stickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
30. Flachstickerei. Italien XVII. Jahrhundert.
31. Flach- und Plattstich-Stickerei. Moderne Arbeit.
32. Flechtenstich- und Flachstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert.
33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.
34. Südslavische Stickmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.
36. Orientalische Stickmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert.

Blousen

in diversen Stoffen. Neuheiten, besonders in Seide.
Grösste Auswahl Berlins.
Zurückgesetzte zur Hälfte des Kostenpreises.
Seidenwaaren-Fabrik-Lager,
Berlin, Wallstrasse 3/4, am Spittelmarkt.

Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen

jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Juli 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 13.

Eine drollige Geschichte.

Nach dem Bilde von H. Kotschenreiter.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl A. G. München.

Es giebt also noch „drollige Geschichten", es giebt noch vergnügt lachende Leser, es giebt noch einen Trost für Diejenigen, die an der Zukunft der deutschen Literatur verzweifeln.

Da hat sich so Jeder seine eigene Theorie über besagte Zukunft zurecht gemacht. Ich bin nach reiflichem Ueberlegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß zwischen Literatur, Rauchtabak und weiblicher Handarbeit ein geheimnißvoller Zusammenhang besteht. Die classische Literatur ohne lange Pfeife und Strickstrumpf wäre einfach unmöglich gewesen. Eine wirklich solide Gedankenarbeit, eine breit angelegte, in Formenschönheit schwelgende Schilderung bedarf des Aromas des „langsam glimmenden, bräunlichen Knasters". Der Hexameter und der fünffüßige Jambus finden ihre rhythmische Begleitung und Ergänzung in dem Klappern der „gleichmäßig die Maschen verknüpfenden Nadeln". Der Producent des classischen Schrifthums rauchte die lange Pfeife, die Consumentin — die Literatur hat von jeher mit Vorliebe auf die Frauen gerechnet — strickte.

Aus der Romantik weht uns der Duft der blauen Blume und — der Havannah entgegen, das nüchterne Denken lähmend, die Einbildungskraft beflügelnd. Durch blaue Rauchringe sieht sich die Welt gar seltsam an, ein vom langsam zerrinnenden Duftkreis zierlich umrahmter Mikrokosmos, ein Nebelbild, an dessen Gestaltung die narkotisirte Phantasie größeren Antheil hat, als die Wirklichkeit. Die Hörerin aber — zur Zeit der Sentimentalität und der Romantik wirkte der Dichter unmittelbar als sein eigener Rhapsode — saß am Stickrahmen und zeichnete mit der Nadel zierliche Unnatur, weißseidene Pudel mit rothen Perlaugen auf Pompadours und Kindertäschchen, mächtige Blumenbouquets auf Sitz- und Kopfkissen, heroische Landschaften auf Lampenteller und Sophadeckchen.

Auf Romantik, Havannah und Stickrahmen folgte Naturalismus, Cigarette und Aetz- und Hämmerarbeit. Das charakteristische Kennzeichen unserer Literatur-Periode ist die nervöse, aller Seßhaftigkeit abholde Unruhe. Das Symbol des jungdeutschen Dichters ist die Cigarette, der in ihrer Gestalt im Fluge erhaschte Genuß. Praktisch dient sie als unentbehrliches Desinfections-Mittel bei dem Aufsuchen „menschlicher Documente," das Zola als den Endzweck moderner Dichtung bezeichnet. Neben dem Schreibtisch des Poeten aber zischen die Säuren, hämmert's und pocht's. Aus der gemüthlichen weiblichen Handarbeit ist das anspruchsvolle Kunsthandwerk geworden, die Frau ätzt und klopft sich unmerklich aber sicher in alle Gebiete männlicher Handarbeit hinein, und unter dem scheinbaren Dilettantismus birgt sich der ernsthafte Kampf um's Dasein. Die ganze Literatur durchzieht Nerven reizend der Geruch scharfer Säuren und Cigaretten.

Und doch giebt es noch „drollige Geschichten" und behaglich lachende Leser, da unten in Deutschland, wo man seinen Knaster selbst baut und ihn aus dem kurzen Pfeifenstummel raucht. Es ist vielleicht ein ganz alter „Meidinger", über den sich der harmlose Landbewohner in Zipfelmütze und hohen Stiefeln so köstlich amüsirt. Er wird sogleich seine bessere Hälfte rufen, die drinnen beim Strickstrumpf sitzt, und wird ihr den „Spaß" nicht ohne Mühe buchstabirend vorlesen. Und sie wird den Strickstrumpf sinken lassen und auch lachen, behaglich und harmlos, jenes classische, homerische Lachen, das den Göttern gemein ist mit den einfachen Naturkindern.

Wie ich von dem naiven Bildchen auf die Zukunft der deutschen Literatur gekommen bin, ich weiß es selber nicht. Vielleicht, weil ich meine Hoffnung nun einmal auf Pfeife und Strickstrumpf, vor Allem aber auf jenes homerische Götter- und Kinderlachen gesetzt habe, zu dem der Kreislauf der Dinge, den man gemeinhin Entwickelung nennt, unhemmbar zurückführt.

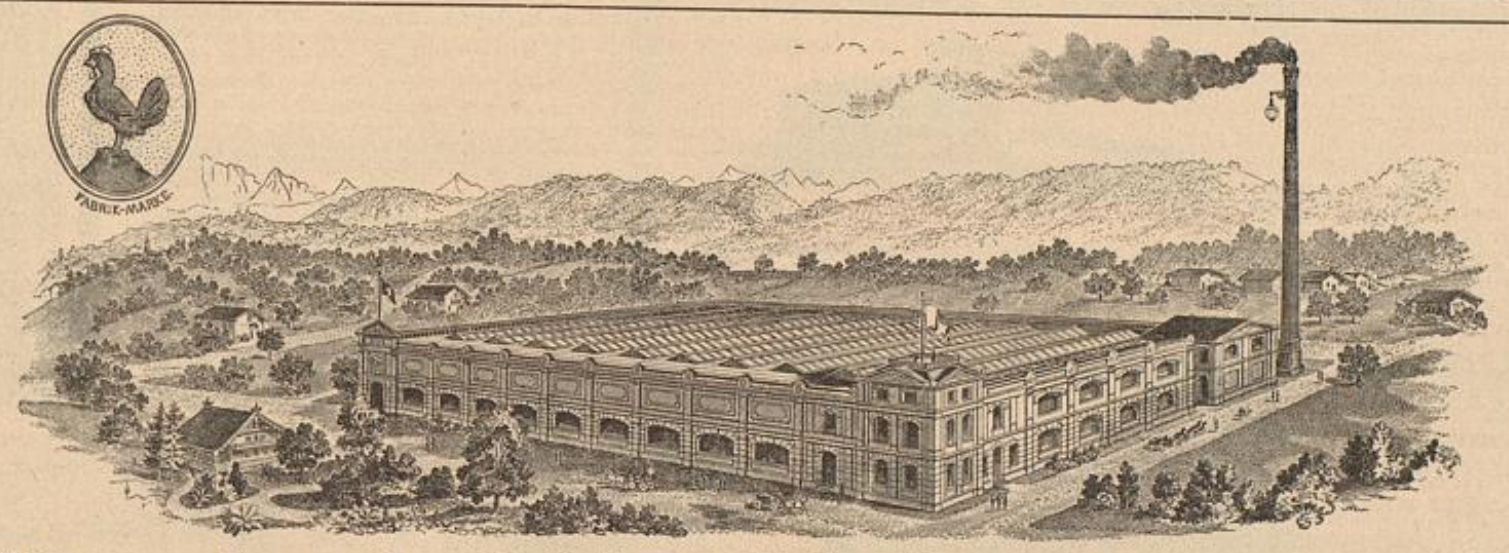
Georg Malkowsky.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Der Krieg gegen die „gesundheitsgefährliche" Schleppe ist nunmehr endgiltig erklärt und hat auch sofort durch Vermittelung besonders streitbarer Damen die ihm angemessene Organisation gefunden. Frau Dr. phil. Clara Schubert-Feder, Frau Dr. Felsing-Pichler und Frau Sanitätsrath Küster waren die muthigen Vorkämpferinnen, auf deren Ruf sich jüngst mehrere hundert Damen in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums versammelt hatten, um gegen die Schleppe zu protestiren. Frau Dr. Schubert-Feder gab zunächst eine Geschichte der Entwickelung des mehr Staub als nöthig aufwirbelnden Kleidungsstückes, verlas ein gegen dasselbe gerichtetes Kriegslied mit dem Refrain: „Heut und morgen wird gekehrt", und übermittelte der Versammlung ein ihrer Tendenz zustimmendes Schreiben der Frau Geheimräthin Reuleaux. Die Vorschläge zur Bekämpfung der Schleppe, Aufrufe an die Lehrer, die Aerzte, die Theaterleitungen fanden sämmtlich begeisterte Zustimmung und schließlich wurde folgende Resolution angenommen: „Die heute in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums über die Mißstände der Straßenschleppe berathende Versammlung beschloß einstimmig: dem königlichen Polizei-Präsidium die Bitte vorzutragen, durch eine Verordnung oder durch sonst geeignete Mittel den durch die Straßenschleppe hervorgerufenen Gefahren entgegenzutreten." Die arme Schleppe! da hat man denn wirklich die Hülfe der Polizei gegen sie in Anspruch genommen, ohne vorher an den gesunden Menschenverstand zu appelliren, dem sich doch selbst die angeblich unvernünftigste Mode-Thorheit auf die Dauer nicht zu verschließen pflegt.

Wien. — Das österreichische Derby auf der Freudenau hat in den durch die Theater-Ausstellung heraufbeschworenen Vergnügungs-Taumel erwünschte Abwechslung gebracht. Auf dem Sattelplatze wie in Altwien konnte man andem Geschmack der augenblicklich herrschenden Mode seine herzliche Freude haben. Unsere Frauen sind heute wahrhaft malerisch gekleidet. Und zwar ist es nicht nur die äußere Gestaltung der Robe, wobei die Prinzeß-Form stets als Leitmotiv dient, welche die modernen Damentoiletten vortheilhaft gegen früher erscheinen läßt, sondern auch die Farbeneffecte erinnern fast an die Farbenpracht der Gewänder des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Der Foulard ist à la jardinière gemustert, Surah und Seiden-Crêpe sind dessinirt oder brochirt, und so manche in ihren Farben fein abgetönte Toilette scheint direct aus einem Bilde von Watteau herausgeschnitten. Die entzückendsten Spitzen — auch eine Rückkehr zu früherer Zeit — bilden dabei den Aufputz der Roben, und reizende Hütchen, bei denen dem Geschmack ihrer Trägerinnen freie Wahl gelassen ist, vervollständigen die heutige Damentoilette. Es war ein wunderbares Bild, der dichtgefüllte Sattelplatz der Freudenau mit seinem Menschengewoge, überfluthet von goldigen Sonnenwellen.

Pest. — Im zweiundsechzigsten Lebensjahre ist hier Frau Marie Carl Paschè, geborene Lebstück, die ungarische Eleonora Prochaska, gestorben. Als achtzehnjähriges Mädchen legte sie im Jahre 1848 in Wien die Militär-Uniform der deutschen Legion an. Nach der Wiener Revolution kam das Mädchen nach Györ, ihrer magyarischen Heimath, und trat dort bei der deutschen Legion, den sogenannten Tiroler Jägern, ein. Unter dem Namen „Carl" nahm sie an der Schlacht bei Babolna theil. In der Schlacht bei Körmöczbanya legte „Carl" einen solchen Heldenmuth an den Tag, daß sie zum Oberjäger befördert wurde. Nach der Schlacht von Kapolna überreichte General Dembinßky dem wackeren Krieger das goldene Portepée des Offiziers. In Komarom ernannte sie Kriegs-



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Seidenstoffe

ab eigener Fabrik v. 75 Pfg. p. Met.

bis Mk. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, karrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v. **Mk.**	**1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„ „	**1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„ „	**1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„ „	**1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„ „	**—.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„ „	**14.80—68.50**
Seiden-Surahs	„ „	**1.55— 4.85**
Seiden-Merveilleux	„ „	**1.15— 4.65**
Seiden-Atlasse	„ „	**—.75— 8.35**

ꝛc. ꝛc. pr. Meter

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend.
Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

minister Meßaros zum Oberlieutenant. Bei der Erstürmung von Ofen verliebte sich ein Artilleriemajor in den Oberlieutenant, und ein Feldvicar segnete sofort ihren Bund. Bei Vilagos wurde sie gefangen und auf die Festung gebracht, wo Frau Oberlieutenant Mutter wurde. Sie lebte zuletzt in dürftigsten Verhältnissen, und erst ein Aufruf Jokai's brachte ihr einige Unterstützung. Nach dem Tode des Majors heirathete sie in Györ den 1848er Oberlieutenant Julius Paasch, mit dem sie einundzwanzig Jahre lang bis zu dessen Tode lebte.

Göttingen. — Die philosophische Facultät der Universität hat sich für eine Zulassung der Frauen zu dem Studium an der Hochschule, zunächst als Hospitantinnen entschieden, während die übrigen Facultäten sich in ablehnendem Sinne aussprachen.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die nicht allein von der schulpflichtigen Jugend mit Sehnsucht erwarteten „großen Ferien" stehen vor der Thür, — die Koffer werden aus ihrem Bodenverließ hervorgeholt, wo sie meist während zehn Monaten des Jahres in Müßigkeit der schönen Zeit entgegenträumen, da ihre Bestimmung sich erfüllt, eine letzte Musterung der Reise-Equipirung erfolgt und läßt trotz wochenlanger Vorbereitungen noch diesen oder jenen Mangel entdecken. Kein Wunder gegenüber den jedes Jahr um diese Zeit auftauchenden Neuheiten, die alle den Zweck haben, das Reisen noch bequemer zu machen, an welche man noch im vorhergehenden Jahre nicht gedacht, die aber, nun sie einmal da sind, fast unentbehrlich erscheinen.

— So lange irdische Unvollkommenheit die Menschen untereinander für ihre erste gegenseitige Beurtheilung auf Aeußerlichkeiten anweist, so lange wird die Werthschätzung und Hochachtung, die vor Allem Fremde auf Reisen sich entgegenbringen, stets in einem gewissen Verhältniß stehen zu dem Eindruck, den neben der persönlichen Erscheinung — das Gepäck macht. Ein schadhafter Koffer, mit Stricken schlecht verschnürt, ein altmodischer Reisesack mit gesticktem „bon voyage" auf hoffnungsgrünem Grunde, — Plaid, Mantel, Schirm, ohne Hülle und Futteral, im Coupé zerstreut, machen auf die Reisegefährten einen eben so wenig Vertrauen erweckenden Eindruck, als bei der Ankunft am fremden Orte. Wirklich elegantes Gepäck ist nun allerdings ein nicht Allen gestatteter Luxus, aber neben kostspielige Rohrplatten-Koffer und Handtaschen mit in Silber und Krystall blitzender Einrichtung, stellt sich mit jedem Jahre mehr Hübsches und Praktisches, das leichter erreichbar oder gar selbst herzustellen ist. Ein mit getheertem Segelleinen bezogener, innen mit Leinewand bekleideter flacher Korbkoffer nimmt es, was Leichtigkeit und gediegenes Aussehen betrifft, mit den theueren Fabrikaten auf, — helle Lederriemen und blitzende Schluß-Vorrichtung lassen ihn ungemein elegant und namentlich für Wagenfahrten geeignet erscheinen. — Bedeutend leichter und weniger empfindlich im Gebrauch als Ledertaschen sind neue Reisetaschen aus starkem Leinen, mit imprägnirtem englischen Wollstoff bezogen, die sich je nach dem Inhalt zu einer zierlichen flachen Tasche zusammenfalten, oder zu ungeahnten Dimensionen ausdehnen und innen wie außen Erstaunliches bergen, ja die sogar als Tornister auf den Rücken geschnallt werden können. Schirmfutteral und Plaidhülle stellen praktische Hausfrauen selbst her aus dem bekannten dunkel rothbraunen Segelleinen und übergeben die zugeschnittenen Theile höchstens zum Einfassen mit Leder dem Sattler, wenn starke Litze nicht genügend erscheinen sollte. Die Schnürvorrichtung mit Riemen und Griff — das Neueste ist der federleichte Aluminium-Griff — sind einzeln künstlich. Auch für das Reisekissen, um das wir auf der letzten Fahrt unser Gegenüber beneidet, findet sich Material unter den eigenen Vorräthen; dunkelgemusterte Seide ist als Bezug nicht weniger hübsch als das augenblicklich in den ersten Reise-Magazinen angepriesene Antilopenleder, dessen sammetartig weiche und kühle Beschaffenheit allerdings viel Verlockendes hat. —

Doch die Sorgen für das Gepäck, für die kleinen Bequemlichkeiten im Coupé, wie leichte Pantoffeln, eine dem Kopf sich weich anschmiegende, die Frisur trotz behaglichen Anlehnens schützende Mütze aus Tuch oder Seide, Proviantkorb ꝛc. sind nur die geringeren, gegenüber der Frage: „Was nehme ich mit?" Die eigentliche Toilettenfrage ist zwar längst abgeschlossen, doch der alte dunkle Staub- und Reisemantel erscheint im letzten Augenblick neben den hübschen Neuheiten aus gekreppter Gloria in lebhaften frischen Farben kaum mehr möglich; auch die zierlich anschließende Form mit Gürtel will uns plötzlich wieder vortheilhafter dünken, als der weite Pelerinen-Mantel. Und dann die Blusen, deren man für die heutige Mode gar nicht genug haben kann. Das zuletzt Erschienene ist immer das Allerhübscheste und Begehrenswertheste, und in diesem Falle trifft es wirklich zu. Wohl den ungewöhnlich heißen Frühsommer-Tagen, die mit ihrer Gluth all des längst Vorbereiteten spotteten, verdankt seine nachträgliche Entstehung ein höchst originelles Ding, für das wir keine passendere Bezeichnung wüßten, als „Wickelbluse". Um größte Leichtigkeit und Luftigkeit mit einer durchaus graziösen, salonfähigen Form zu vereinigen, dürfte es kaum etwas Gelungeneres geben, als diese aus Batist, Musselin oder Foulard gefertigten Blusen. Nur als Sicherung und Halt des Halsausschnittes dient eine 12 cm lange, mit Haken und Oesen zu schließende Passe aus Futterstoff, während die fichúartig verlängerten Vordertheile einfach gekreuzt, nach hinten geführt und hier mit ihren spitzen Zipfeln zu einer Schleife gebunden werden. Der krause Rücken erhält durch ein vorn zu schließendes Zugband festen Anschluß. Wie praktisch diese Form für die Wäsche wie zum Einpacken ist, läßt ein Blick auf die ausgebreitet liegende Bluse erkennen, — wie kleidsam sie die Figur umschließt, zeigt das Bildchen. Daß die Russenbluse daneben nicht fehlt, ist selbstverständlich, aber auch hier hat der Wunsch nach möglichst luftiger Bekleidung die complicirteren, durch Futter und Besatz beschwerten Vorlagen verdrängt; man gestattet sich, die leichteste indische Seide ohne jedes Futter zu tragen, vorn mit schmalen Falten zwischen knopfgeschmückten Patten und hinten mit Zugsaum eingerichtet. Der untere, vom Taillenschluß 30 cm entfernte Rand ist über Gummiband gesäumt und legt sich als Puffe schoßartig um; ein Gürtel bewirkt den Anschluß. Als Reisehut ist immer wieder nur eine niedere Amazonenform oder der ganz flache Matrosenhut zu empfehlen, der so flott als möglich, dabei aber so einfach als möglich mit einem abgepaßten, in der vorderen Mitte zur Schleife gebundenen Lavallière — zu dem goldbraunen Modestroh meist weiß mit farbigen Punkten — und zwei geraden, steifen Federn ausgestattet wird. Für die Strand- oder Waldpromenade am Morgen ist unter den schützenden Formen aus grobem billigen Stroh die kleidsamste zu wählen und mit Gaze, Musselin, grobem Tüll, irgend einem gemusterten Stoffrest in Rüschen- oder Tuchform, oder — um ganz modern zu sein — mit Flügeln und Mephistopheles-Aigrette zu garniren. — Sehr wichtig ist die Ausrüstung mit geeignetem Schuhwerk, will man sich den Genuß ausgiebiger Wanderungen, die nach den verlockendsten Punkten nicht immer auf den ebensten Pfaden führen, nicht stark verkümmern. Hierfür ist das einzig Zweckmäßige der feste Schnürstiefel aus feinem Kalbleder in nicht zu spitzer bequemer Form und mit breitem, niederem Absatz. Für harmlosere Spaziergänge genügt der Halbschuh; hierher, aber auch nur hierher und nicht in die Straßen der Stadt, gehört der Schuh aus Segeltuch oder hellem Leder, — das Eleganteste ist augenblicklich bräunliches Juchtenleder. — Nicht leicht ist die Wahl unter den diesjährigen Sonnenschirmen — einer ist verführerischer als der andere. Gilt es nun, praktisch und elegant zugleich zu sein, und Ueberflüssiges möglichst zu vermeiden, so rathen wir zu einem schmucklosen, seidenen — wenn möglich „schottischen" Entoutcas und daneben — für die elegantere Nachmittags-Toilette — zu einer jener reizenden Neuheiten aus buntgemustertem hellen Batist, Foulard, oder indischer Seide mit ihrer originellen Musterung. Als Umrandung wird der breite, flatternde Volant der im Frühjahr erschienenen Rüsche als — kleidsamer vorgezogen.

Zum Schluß sei noch eines intimeren Toiletten-Requisits gedacht — des Apparats zum Brennen der Locken und Löckchen, die auf die höchsten Höhen der Alpen, wie in die weltverlorensten Thäler Kunde bringen von der verfeinerten Cultur der modernen Evastochter. Das kaum 15 cm lange Kästchen enthält alles Nöthige; die zusammenzulegende Schere fügt sich demselben gleichfalls ein, und das wunderstiftende Werkzeug, mit dessen Hülfe die von Hitze oder Nässe aufgelöste Locken-Herrlichkeit in wenigen Minuten wieder hergestellt ist, läßt sich mit gutem Willen leicht überall mit führen. T. G.

— Mit der immer regeren Betheiligung der Damen an dem Touristen-Sport wächst die Nothwendigkeit einer hierfür praktischen Bekleidung. Dieselbe bietet einige Schwierigkeiten: das gleiche Kleid soll im Thal und auf der Höhe zu tragen sein, da ein Umkleiden meist ausgeschlossen ist. Naturgemäß müssen beim Steigen die Röcke möglichst kurz sein, um die freie Bewegung nicht zu hemmen; andererseits entspricht der wirklich kurze Rock unseren heutigen Begriffen des Zulässigen so wenig, daß er nur außergewöhnlichen Zwecken dienen darf. Das Hauptaugenmerk muß deshalb auf praktisches und gefälliges Schürzen gerichtet werden, das es ermöglicht, den langen Rock in einen Bergsteigerock zu verwandeln. Nicht minder wichtig ist die Bekleidung des Oberkörpers, da man sehr rasch wechselnder Temperatur ausgesetzt ist. Da haben sich als das Zweckmäßigste Bluse und Paletot erwiesen; letzterer soll jedoch sowohl offen, als geschlossen getragen werden können, auch muß der Kragen zum Hochschlagen eingerichtet sein. Ueber die Wahl des Stoffes kann kein Zweifel herrschen; der wetterfeste Gebirgsloden entspricht so durchaus allen Anforderungen, daß er längst andere Stoffe auf diesem Gebiete verdrängt hat. Ein neues, besonders schönes Lodengewebe aus Ziegenhaaren vereinigt mit großer Weichheit ebensolche Leichtigkeit, so daß ein ganzes, daraus gefertigtes Kostüm 900 gr wiegt. Die gleiche Firma, welche diese Ziegenloden eingeführt, hat auch das Kostüm geschaffen, welches von allen bisherigen Versuchen vielleicht als der gelungenste gelten darf. Selbstredend ist die Schürz-Einrichtung durch Weltpatent geschützt, der Preis des fertigen Kostüms jedoch ein nicht zu hoher. Die Schürz-Vorrichtungen des Rockes stehen mit Stoffbändern in Verbindung, welche durch vier Knopflöcher in den zierlichen Medicis-Gürtel geleitet werden; eingeschlagene Oesen, in Verbindung mit federnden Klammern, gestatten beliebig hohes Schürzen. Für kleinere Bergpartien genügen die gewöhnlichen Unterkleider, für wirkliche Hochgebirgs-Touren müssen dieselben jedoch durch ein Beinkleid aus dem gleichen Loden ersetzt werden. Auch der Paletot des Kostüms hat praktische Vorzüge, er ist ganz anliegend gearbeitet, so daß er, vollständig geschlossen, auch als Taille gelten kann. Geschickt unter den beiden Längsfalten angebrachte Vorrichtungen gestatten vollständig unsichtbares Schließen; auch das Befestigen der zurückgeschlagenen Revers bleibt unsichtbar. G. B.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Die dritte Seite des Umschlages bringt ein hervorragend schön und reich wirkendes Muster italienischer Leinen-Stickerei, das sich sowohl in Kreuzstich, als in Zopfstich und allen doppelseitigen Sticharten ausführen läßt. Eine besonders passende Verwendung der an unserer alten Vorlage mit rother und grüner Seide hergestellten Arbeit zeigt nebenstehende Abbildung. In lose gewebter Leinwand erscheint die Borte, welche in aufsteigender, wie in querlaufender Richtung verwendbar ist, als Mittelstreifen und Kopf einer Gardine benützt. Die Seiten des Vorhanges begrenzt je eine der beiden abschließenden Bäumchen-Borten, während wir die untere Randverzierung unseren Leserinnen bereits in der Nummer vom 1. Aug. 81. vorgeführt haben. Beliebige Ausstattung mit Knüpf-Franze oder Klöppel-Spitze vervollständigt die gediegene Stickerei, welche sich auch für Servirtisch-Decken, Ueberhandtücher, Fensterköpfe ꝛc. eignet.

E. F.

Die wachsenden Erfolge, welche der Frauen-Erwerbsverein zu Dresden zu verzeichnen hat, sind die trefflichsten Beweise für seine Leistungsfähigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Handarbeit. Hätte es für uns noch eines solchen bedurft, so hätte er nicht glänzender gegeben werden können, als durch die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

letzte Sendung von Leinen-Stickereien aller Art. Auch die beiden, einander ähnlichen Techniken der Elfenbein- und Alliance-Stickerei erschienen sowohl jede für sich, wie vereinigt als reiche Borten, Decken, Kissen-Auflagen u. s. w. und zeigten eine Fülle reizvoller Spitzenstiche und Schnürchen in reichster Abwechslung. Bald heben sich die prächtigen, spitzenartigen Muster, längs der Contouren ausgeschnitten, scharf von dunkelseidenem Grunde ab, bald schienen sie der mattfarbigen oder weißen Seide verbunden, indem Guipure-Stäbe die Figuren unter einander vereinigten. Neben diesen Arbeiten, welche sich nicht mit der Seide als Stickmaterial begnügen, sondern noch Silber und Gold zu Hülfe nehmen, zeichneten sich die speciell unter dem Namen Leinen-Stickereien bekannten durch Mannigfaltigkeit der Muster, wie der angewendeten Techniken aus. Farbiges Garn oder waschechte Seide diente hier zur Ausführung der Platt- und Stielstich-Stickerei, der sich allerlei Zierstiche zur Füllung der Figuren gesellten. Hervorragend schön war ein in bunter Mossul-Stickerei (Kreuznaht) gearbeitetes persisches Muster, das einer Servirtisch-Decke zur Zierde gereichte. Da sich in der kleinen Darstellung der Letzteren nur der Gesammteindruck wiedergeben läßt, fügen wir eine der charakteristischen Blüthen naturgroß hinzu; ebenso eine zierliche Blüthe aus dem im Plattstich gestickten Muster des veranschaulichten Tischläufers. Eine bunte eingeknüpfte Franze bildet den Abschluß der Servirtisch-Decke. E. F.

— Musterblätter für künstlerische Handarbeiten, Nr. 39. Cretenser Stickerei. Griechische Inseln. Moderne Arbeit nach traditionellen Mustern. — Der aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Cretenser Arbeit, welche Tafel 35 zur Anschauung brachte, reiht sich mit dem vorliegenden Musterblatt eine nicht minder wirkungsvolle, in gleicher Stickweise ausgeführte Borte an. Interessant in Farbenwahl und Musterung, ist die Vorlage auf gelblichem Leinen nach Vorzeichnung mit Filoflos-Seide, an deren Stelle das schöne glänzende Leinengarn treten kann, gearbeitet. Gleichviel ob quer laufend oder hochstehend verwendet, eignet sich die Borte trefflich zur Verzierung von Decken, Kissen oder Vorhängen und dürfte, im Verein mit Häkelarbeit, Durchbruch 2c., wie mit glatten Stoffstreifen, zu den mannigfaltigsten Zusammenstellungen Anregung geben. H. L.

Bezugsquellen: Koffer und Reise-Effecten: L. Prager, W, Unter den Linden 27. — **Brenn-Apparate:** M. Busse, W, Leipzigerstr. 42. — **Schuhe und Stiefel:** C. Rink, NW, Friedrichstr. 90. — **Hüte:** E. Hartleib, W, Markgrafenstr. 32. — **Blusen:** J. Michaelis, W, Leipzigerstr. 31. — **Mäntel und Schirme:** J. A. Heese, SW, Leipzigerstr. 87. — **Bergsteige-Kostüme:** J. Hesse, Loden-Manufactur, München, gegenüber den Fürstenhäusern. — **Leinenstickereien:** Frauen-Erwerbs-Verein, Dresden, Ferdinandstr. 13. — **Bain Marie** (Doppeltopf): Richard Goehde, Fabrik von Gas-Apparaten, W, Leipziger Platz 12. — **Schiller'sche Conserve-Büchsen:** E. Cohn, SW, Leipzigerstr. 88.

Redactions-Post.

Margarete. — Die von Ihnen citirten Verse:

Was ich in meinem Zimmer treibe,
Das kümmert keinen Andern was,
Ob ich hier lese oder schreibe,
Mir macht nun mal das Fischen Spaß —

entstammen, soweit wir uns erinnern, einem Gedichte von Gellert, das den komischen Streit zwischen einem Engländer und einem unter ihm wohnenden Miether schildert. Die Herren suchen sich gegenseitig zu schikaniren, und der Engländer kommt schließlich auf den genialen Gedanken, sein Zimmer in einen Fischteich zu verwandeln und, auf einem Tische sitzend, dem edlen Angel-Sport zu frönen. Sein Gegner muß den durch die Decke sickernden Wassertropfen weichen.

Soeben erschien: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 6. Inhalt: **Decorative Malerei, auch in Verbindung mit Stickerei.** Von Marie Kirschner. (Schluß.) — **Malerei Vernis Martin.** Von Clara Lobedan. — **Wismuth-Malerei.** Von Hildegard Lehnert. — **Lederschnitt-Arbeit.** Von Elise Bender. — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**
Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre **64** (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich **Klavierstücke** u. **Lieder,** sowie als Extrabeilage: **Dr. Svobodas illustr. Geschichte d. Musik.** Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.—** Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. **Probe-Nummern gratis** u. **franko** durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**
Neue Musik-Zeitung.

Seidenstoffe! Solide Fabrikate zu enorm billigen Preisen. Seidenwaaren-Fabrik-Lager, Berlin, Wallstrasse 3/4, am Spittelmarkt.

Soeben erschien in 7. Auflage: DR. FALKENSTEIN's
Aerztlicher Reisebegleiter und Hausfreund
Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe
Preis in Calicoband Mark 6.—, in Lederband Mark 7.—.
Die erste Auflage des Buches erschien im vorigen Jahre. Dasselbe wurde, sofort nach Erscheinen von der gesammten Presse, auch von der medicinischen, nicht nur für die Reise, sondern auch für das Haus warm empfohlen, weil die darin gegebenen Rathschläge von allen, welchen im Augenblick ärztlicher Rath fehlt, die größte Beachtung verdienen.
Gegen frankirte Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung franko.
BERLIN NW., Luisenstrasse No. 36. Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). Verlagsbuchhandlung.

Unübertroffen! **Gaedke's Cacao** Ueberall käuflich!
Badeeinrichtung für 38 Mark. Prospect gratis. **L. Weyl,** Berlin 41.

Solide **Knaben-Anzüge** u. **Paletots** in großer Auswahl. **Franz Baer u. Küter,** Französischestr. 33 b, gegenüber dem Haupt-Telegraphen-Amt.

Alle gebrauchten **Briefmarken** kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Brehmeyer, Nürnberg.**

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modewelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW Wilhelmstraße 139 IV.

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**
Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

Selbst verwöhnteste Zeitungsleser
dürfte der reichhaltige und gediegene Inhalt des **täglich 2 mal** in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinenden **„Berliner Tageblatt"** und Handels-Zeitung nebst seinen **4 werthvollen** Beiblättern: **„Ulk",** illustrirtes Witzblatt, **„Deutsche Lesehalle",** illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt, **„Der Zeitgeist",** feuilletonistisches Montagsbeiblatt, und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft",** befriedigen. In Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen hat das
„Berliner Tageblatt"
unter allen großen Zeitungen die **weiteste Verbreitung in Deutschland und im Auslande gefunden.** Das **B. T.** bringt bekanntlich **nur werthvolle Original-Feuilletons** unter Mitarbeiterschaft gediegener Fachschriftsteller auf allen Hauptgebieten, als Theater, Musik, Litteratur, Kunst, Naturwissenschaften, Heilkunde 2c. — Im täglichen Roman-Feuilleton erscheint im nächsten Quartal: **„Das neue Haus",** Erzählung von **Georg Bendler,** sodann folgt:
„Irrlichter" Roman von **Gregor Samarow.**
„Irrlichter" nennt in diesem Roman der bekannte Autor jene Gestalten, die über dem stagnirenden Sumpfe der **Berliner Gesellschaft** schweben. Das frivole Leben und Treiben gewisser Kreise, welche am **Totalisator** wie im **Börsenspiel** die Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften finden, schildert Samarow, als feiner Kenner der großen Welt, in mächtigen Strichen und brennenden Farben. — Aber nicht nur in den Abgrund führt uns der Dichter, er zeigt uns auch **sympathische Gestalten,** die auf der Menschheit Höhen wandeln.
Man abonnirt auf das täglich 2mal in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende **„Berliner Tageblatt"** und **Handels-Zeitung** bei **allen Postanstalten** des **Deutschen Reiches** für alle 5 Blätter zusammen für **5 Mark 25 Pfennig** vierteljährlich. **Probe-Nummern gratis und franco!!**

Man verlange gegen vorherige Einsendung von 20 Pf. in Marken aller Länder illustr. Postkarte über Prachtfinken, sprechende Papageien, Affen, Geweihe, sowie Möbel aus Geweihen. Größte Auswahl zu Geschenken passend für Thier- und Naturalienliebhaber.
H. Kumss, Meisterpräparatorgehülfe, Warmbrunn i. Schl.

Unverfälschte Seidenstoffe.
Specialitäten in Schwarz, reinste Färbung, garantirt solid, **porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.**
J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Musterblätter
für
künstlerische Handarbeiten.
Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
III. Sammlung (25.—36. Blatt).
12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-Format. — In Mappe. Preis 3 Mark.
Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniß, 40 Pfennig.

25. Lederschnitt mit farbiger Bemalung. Moderne Arbeit.
26. Aufnäh-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.
27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
28. Flechtenstich-Stickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
30. Flachstickerei. Italien XVII. Jahrhundert.
31. Flach- und Plattstich-Stickerei. Moderne Arbeit.
32. Flechtenstich- und Flachstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert.
33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.
34. Südslavische Stickmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.
36. Orientalische Stickmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Praktischeste Schnittmusterwerke.

Für
Fleissige Hände
von Frl. **Ehninger** und **Lutz.**
I. Anleitung und Muster zur Herstellung von **Leib- und Bettwäsche.**
II. Anleitung u. Muster z. Herstellung von **Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1–5 J.**
III. Dasselbe **für Kinder von 6–12 Jahren.**
— Jeder Teil — in schöner Mappe mit 70—80 Mustern in antikel. Grössen ausgestch.

Zu beziehend. d. Verlagsbuchh. **R. Lutz, Stuttgart** (Hölderlinstr. 2) nach auswärts franco **M. 3.80,** oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes. Preis jedes Teiles M. 3.50,

---

Neue Vorlagen für
Brandmalerei.
Haus- und Küchengeräth. Von M. Laudien. 6 Bl. fol. 6 M.
Tische u. Stühle. Von M. Laudien. 6 Bl. gr. fol. 7 M. 50 Pf.
Blumen und Vögel. Von M. von Langen. 6 Bl. gr. fol. 6 M.
Gnomen. (Figuren u. Gruppen). Von C. Wiederhold. 6 Bl. kl. fol. 4 M. 50 Pf.
Verlag von
E. Haberland in Leipzig.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 26 u. M. 31.
PATENT BRENNAPPARAT **Mk. 6,50.**
Gustav Fritzsche, Leipzig,
König. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Filigran-Specialgeschäft
Dresden, Serrestrasse 2.

Bronzemalerei Farben, Materialien, Stoffe, Arbeitskasten, montirte und aufgez. Gegenstände. Preisliste und Anleitung frei.
VIETOR scho Kunstanstalt, Wiesbaden.

MK MK MK MK MK
MAX KRAUSE, BERLIN SW.
Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK MK

Blendendweisse und gesunde Zähne
erlangt u. erhält man durch den Gebrauch von:
BOEHM'S ZAHN-PASTA
zu haben in den meisten **Parfumerie- und Droguenhandlungen**
Fabrikant:
Gustav Boehm Offenbach a. M.

Verlangen Sie von Ihrem Lieferanten
das Feinste was es gibt:
Loth's Royal Mostrich
scharf od. mild, 70 ₰ excl. Glas. 7 Gläser frco. unt. Nachn. v. ℳ 6,30. Für 7 frco. zurückgesandte Gl. werden ℳ 1,90 vergütet.
Loth's preisgekrönter Delicatess-Senf,
(grosse goldene Medaille Köln 1889.)
Porzellan-Menagen à 40 ₰ excl.; Gratisprämie: 40 ächte, hochfein decorirte Tafel-Service à 77 St. Bild liegt jeder Menage bei. 8 Menagen frco. unt. Nachn. v. ℳ 6,00. Für 8 frco. zurückgesandte Menagen werden ℳ 2,80 vergütet bei
Ernst Loth & Co.
etablirt seit 1842
Halberstadt.
alleiniger höchster Preis, grosse goldene Medaille internationale Ausstellung Amsterdam 1883. goldene Medaille, Gewerbe-Ausstellung Teplitz 1888. Anerkennungs-Diplom Weltausstellung Wien 1873.

BLEICHSUCHT.
„Dreitheiliges Eisenmittel"
— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.
— Prospecte gratis. —
Sternapotheke, Münster i. W.

Franz Schwarzlose's
Haarfeind
ist das einzige und auf der Stelle absolut unfehlbar wirkende **unschädliche** Mittel, das alle überflüssigen und häßlichen Haare im Gesicht oder auf den Armen der Damen sofort schmerzlos entfernt.
Büchse 2 Mark.
Zu beziehen nur von
Franz Schwarzlose, Berlin,
Leipzigerstr. 56 u. d. Colonn.

---

6 musikalische Erinnerungen an Ihre Majestät die hochs. Königin Luise Königl. Protectorat. Herrliche Musik f. Klavier, vorzügl. Dichtung. Alle 6, 7 Mk. m. 33⅓ % Lieblingslied der Königin 1 Mk. Text 10 Pf. in Briefm. fr. Zus. v. Berliger **Louis Hentschel, Berlin C.,** Joachimstraße 10.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
PARIS 1889
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift *Ed. Pinaud* versehen.
GRAND PRIX

Tausende
treuer Kunden bezeugen:
Poetko's Apfelwein ist der Beste
Versand in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 ₰ p. Liter. 11mal prämiirt. Garantirter Natursaft prachtvollster Qualität. Export-Apfelwein-Kelterei
Ferd. Poetko, Guben. 18
Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

CLAXTON'S (Patent). **OHRENKAPPE**

Es ist ein anerkanntes Factum, dass sonst schöne Kinder durch abstehende Ohren geradezu entstellt werden.
Durch Tragen der obigen Kappe, welche die Ohren an den Kopf gewöhnt, wird dies häßliche Uebel beseitigt. Es hält die Haare ebenfalls in Ordnung und belästigt selbst empfindliche Kinder in keiner Weise.
Franco gegen Einsendung von 5 Mark.
In allen Grössen.
ANLEITUNG ZUM MAASSNEHMEN.
Messe 1. Von einem Ohren-Zipfel über den Kopf nach dem anderen Ohrenzipfel. 2. Rund um den Kopf herum gerade über Ohrenhöhe.
A. CLAXTON, 62 Strand London.

Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei besorgt von Fräulein
J. Neureuther
v. d. Tannstr. 7
München.
Billige Preise. Prompte Versendung

Neu! Neu! Neu!
Export, en gros, en detail.
Vorgezeichnete Kreuzstichstickerei in großer Auswahl, **Altar-** und andere **Decken, Vorhänge, Läufer, Tablettes, Spindbänder, Schürzen** rc. stets vorräthig.
Bernhard Höchstädter, alleiniger Fabrikant.
Berlin C.,
Rosenthalerstr. 41, Ecke Hackescher Markt.
Jede Kreuzstichstickerei wird vorgezeichnet.
Vorzugspreise für ganze Zimmereinrichtungen und Ausstattungen.

HOHENZOLLERN-GALERIE 9 Vorm. — 10 Ab. Lehrter Bahnhof
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. —
1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.

In dem
Wiesbadener Verein vom rothen Kreuz
wird Frauen und Jungfrauen gebildeter Stände, jeder Confession, im Alter von 25 bis 35 Jahren Gelegenheit geboten, sich in der Krankenpflege auszubilden und nach vollendeter Lehr- u. Probezeit als Schwester in dem Verein Aufnahme zu finden. Eintritt kann jederzeit erfolgen. Kenntnisse in fremden Sprachen erwünscht, besonders der englischen, da jährlich 2 Schwestern zur Ausbildung n. **Edinburgh** gesandt werd. Sonst erfolgt die Ausbildung theoretisch u. praktisch in **Wiesbaden,** i. d. am 1. April 1892 eröffneten neuen **Sanatorium** und dessen Zweig-Stationen.
Statuten und nähere Auskunft ertheilt Frau Oberin **v. Boltenstern, Wiesbaden,** Schöne Aussicht 21. **Sanatorium vom rothen Kreuz.**

Ersatz für Seife
Mand., Gurken, Rosen, Veilchen-Emulsionen
Parfümerie **Hort. de Goupy,** Berlin C. Sophienstr. 25
Spec. Haut-, Körper- und Schönheitspflege.

!Sensationell!

mit 1 Aufnahmeplatte & Gebrauchsanweisung geg. Einsend. v. **M. 1,50** & 20 Pf. Porto od. geg. Nachn.
Cassette dazu mit 3 Platten & Chemikalien zu gleichen Bedingungen.
Gelbke & Benedictus, Dresden.
Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt!

Hollins Merino Strickgarn

ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

CIGARES DE JOY.
gegen
ASTHMA
und
BRONCHIAL-CATARRH.
Joy's Cigaretten geben sofortige Linderung bei Asthma, Atemnot, Bronchial-Husten und Verschleimung, Kehlkopf- und Bronchial-Catarrh. Erzielen augenblickliche Besserung der heftigsten asthmatischen Beschwerden und bewirken bei Anfällen während der Nacht **ruhigen Schlaf.** Empfohlen für Kinder, Damen, **überhaupt für jede Constitution.** Zu beziehen in Schachteln à M. 2.50 d. d. Apotheken, u. A. in **Berlin:** Kronen-Apotheke, Friedrich Str. 160; Viktoria-Apotheke, Friedrich Str. 19; **Frankfurt a. M.:** Engel-Apotheke; **Hamburg:** Rathaus-Apotheke, Rathausmarkt 6; **Königsberg i. Pr.:** Apotheker H. Kahle; **Leipzig:** Engel-Apotheke, Markt 12; **Stuttgart:** Apotheker Reiblen & Scholl; **Prag** (Böhmen): Max Fanta's Einhorn-Apotheke; **Kreuzlingen** (Schweiz): Apotheker C. Richter.
Nur ächt mit Firma Wilcox & Co., 239 Oxford Str. London W.

Webe-Apparate f. Damen,
wegen großen Nutzens hochberühmt, versendet à 13 M., 20 M., die besten à 30 M.
Frau Prof. Wernicke v. Hackewitz,
Berlin W, Bietheustraße 17.

Endlich gefunden
ist ein vollkommener Ersatz für ächtes Fischbein.
Schmiegsam, elastisch, bricht nicht und kann den Stoff nie verletzen.
Probesendungen: 300 Stangen f. 15 Mk. (je 60 Stangen 20, 22, 24, 26, 28 Ctm. lang) gleiches Quantum Fischbein kostet ca. 80 Mk. gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.
Carl Goldstein,
Wiesbaden.
Special-Versandtgeschäft aller Gebrauchs- und Modeartikel für die Costume-Confection.
Nicht convenirende Waaren werden bereitwilligst retourgenommen und umgetauscht.

Blousen
in diversen Stoffen. Neuheiten, besonders in Seide.
Grösste Auswahl Berlins.
Zurückgesetzte zur Hälfte des Kostenpreises.
Seidenwaaren-Fabrik-Lager,
Berlin, Wallstrasse 3/4, am Spittelmarkt.

Seide. **Seiden-Foulards** und Seidenstoffe jeder Art v. **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meter versendet in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Fabrik von sämmtlichen
Musik-Instrumenten und **Musikwerken.**
Haus I. Ranges.
Man verlange illustr. Prachtcatalog gratis u. franco.
H. Behrendt,
Import, Fabrik- und Export-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 160.

A. Finster's
Parquetbodenwachs,
seit langen Jahren in Tausenden von Haushaltungen eingeführt, ist zum Gebrauch fix und fertig, erzeugt mit geringer Mühe prächtigen, lange stehenden Glanz und ist ausserordentlich ergiebig. Das Auftragen desselben kann mit Leichtigkeit von den Bediensteten des Hauses selbst ausgeführt werden. Dosen à 1 Kilo Mk. 2.60, à 2½ Kilo Mk. 6.40 gegen Nachnahme zu Diensten.
Leipzig. Aumann & Co.

Verlange „Crown **Lavender Salts"** eine Erfrischung für Schwache, ein köstlicher Luftreiniger, ein Luxus-Artikel f. Alle. Man hüte sich vor werthlosen Nachahmungen. Nur echt in Flaschen mit Kronen-Pfropfen u. der Firma
The Crown-Perfumery Co.
London, 177 New Bond Street. Alle besseren Parfümerie-Handlg. führen diese vorzügliche Specialität.

PARFUMERIE
PARIS-CAPRICE
Neue Erzeugung
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Mandel-Kleie
mit Veilchengeruch
Alleinige Erzeuger
A. Motsch & Cie Wien.
Ersatz für Seife & Pulver — Vollständig — Feine — Parfum
Macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch.

Paris **GESICHTSHAUT** Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÄLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
CANDÈS & Cie Bd St-Denis 16

Lehrbücher
der
Modenwelt.
Zweite Auflage.
I. Band. Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
II. Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
III. Band. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Das vorstehende Werk soll unsere Frauenwelt in den Stand setzen, die Neuanfertigung, sowie die Aenderung der Garderobe für sich und ihre Angehörigen selbst in die Hand zu nehmen und somit durch eigenen Fleiß und durch eigene Geschicklichkeit im Hauswesen eine wesentliche Ersparniß zu erzielen. Dieses Bestreben ist schon bei der ersten Auflage von einem über Erwarten glänzenden Erfolge gekrönt worden. Viele Tausende von Exemplaren sind an die Stätte ihrer Bestimmung hinausgegangen, und um der immer noch fortdauernden Nachfrage zu genügen, gelangte jetzt die neue Auflage zur Ausgabe, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht.
In 28 Lieferungen, von je 16 reich illustrirten Seiten in klein Quart-Format zum Preise von je 60 Pfennigen nunmehr vollständig erschienen. Dieselben können jedoch nach wie vor in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden. Band I umfaßt 12 Lieferungen, Band II und III sind mit je 8 Lieferungen abgeschlossen.
Lieferung 1, ebenso Lieferung 13 und 21, deren jede einen ausführlichen Prospect des betreffenden Bandes enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.
Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.
Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Hüte in großer Auswahl für **Damen, Herren u. Kinder,** garnirt und ungarnirt, zu anerkannt billigen **Preisen** empfiehlt **W. A. Peschke, Berlin W.,** Lützowstr. 30.

Lehrinstitut für Damenschneiderei.
Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei.
Einzelkurse 20 M., monatlich in Cirkeln 7 M. 50 Pf.
Frau Ida Ilgenstein, Berlin, Nettelbeckstraße 21, Quergebäude II.

Atelier für künstl. Zahnersatz, Plombirungen.
Specialität: **Kunstvoller Zahnersatz.** — *Künstliche Zähne mit Plomben in Gold etc. — Künstliche Zähne mit Zahnfleisch in Emaille.*
Breslau, **ALEXANDER REYMANN,** *Ohlauerstr. 82.*

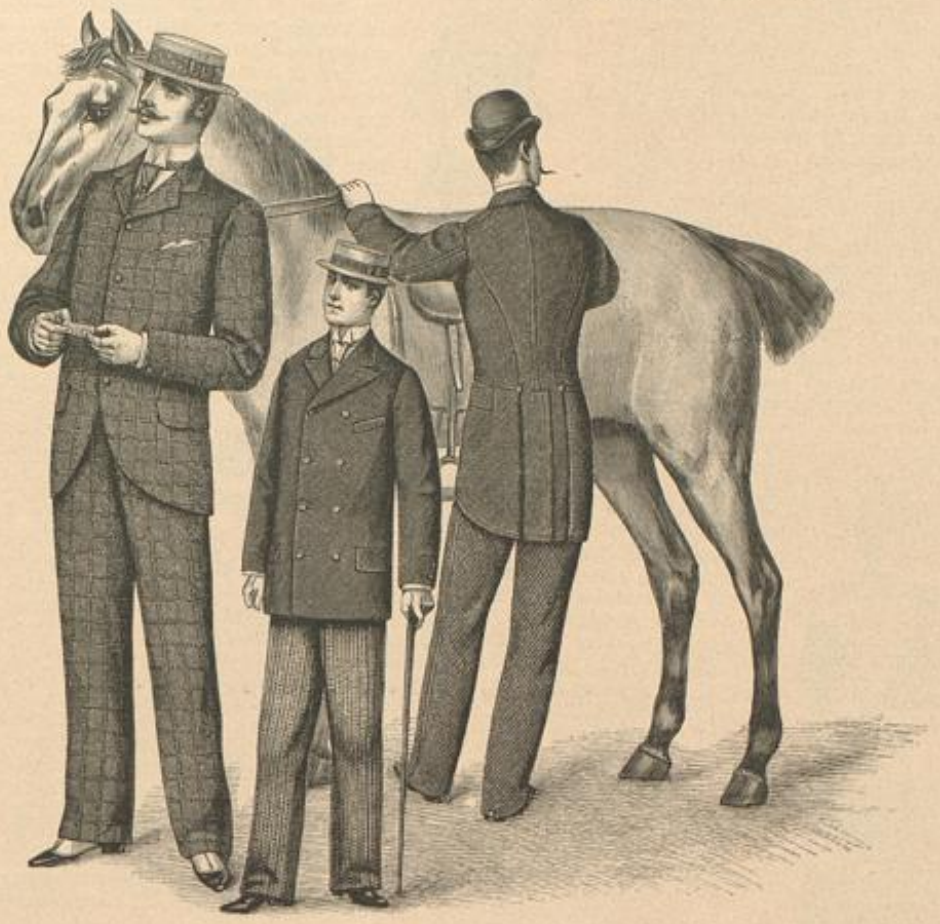
Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

17. Juli 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 14.

Neue Herren-Moden. — Französische Moden.



Das seit Jahren von den Herren bevorzugte Sacco eignet sich seiner bequemen Form wegen ganz besonders zum Reise-Anzug und erscheint in der Vorlage, übereinstimmend mit dem weiten Beinkleid, aus groß carrirtem Cheviot gefertigt. — Zweireihig geschlossen und ohne Schoßabstich ist das Sacco als Promenaden-Toilette zu hellerem Beinkleid modern; bräunliche und bläuliche Farben werden besonders bevorzugt. — An dem Reit-Jacket hat sich der starke Schoßabstich als bequem und praktisch erwiesen; Steppnähte sind zur Ausstattung beliebt. Das mit einem Galon versehene Beinkleid verliert natürlich an der sonst gewohnten Weite.

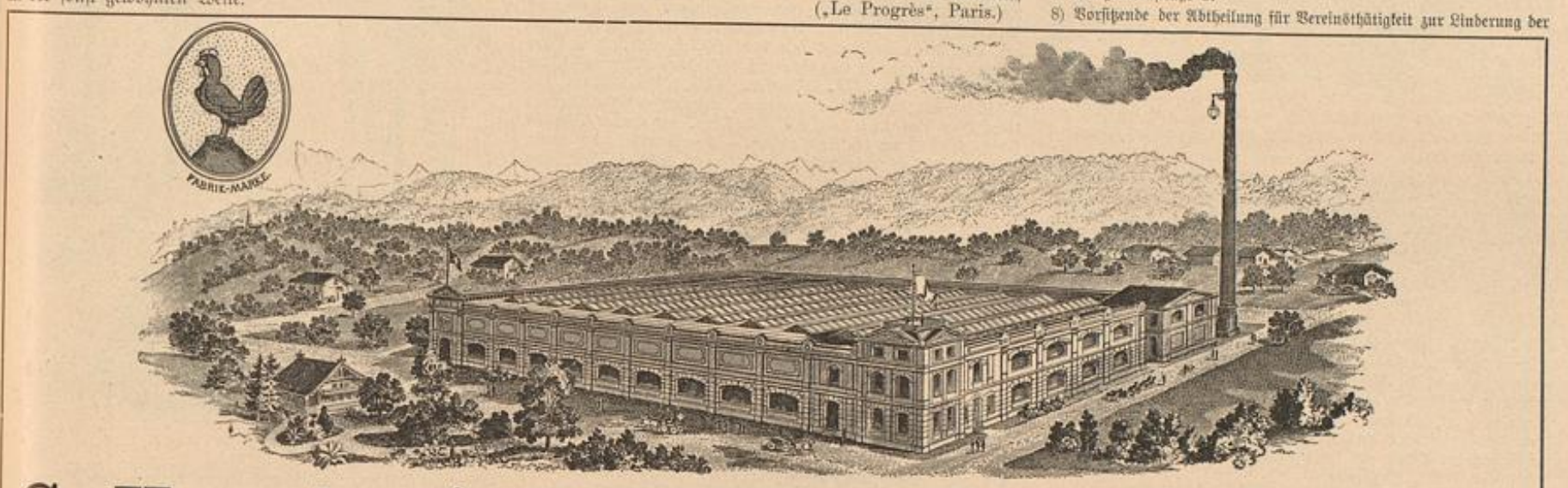
(„Le Progrès", Paris.)

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die jüngst verkündete Verlobung der Prinzessin Margarethe von Preußen mit dem Prinzen Friedrich von Hessen hat selbst in Hofkreisen allgemeine Ueberraschung hervorgerufen. Es war dort viel von anderen Verbindungen, mit dem Zarewitsch, mit dem Herzog von York, mit dem Prinzen Christian von Dänemark die Rede gewesen. Prinz Friedrich von Hessen ist der Sohn des verstorbenen Landgrafen Friedrich, seine Mutter war eine Schwester des Prinzen Friedrich Karl. Als Erbe seines Bruders Alexander hat er Aussicht auf ein großes Vermögen und bedeutenden Grundbesitz, zu dem vor Allem das herrliche Schloß Philippsruhe bei Hanau gehört, dessen vom Main umflossene Parkanlagen und Orangerien sich eines Weltrufes erfreuen. Das Verbleiben des jungen Paares in Deutschland dürfte nicht ohne Einfluß auf die endgültige Entscheidung gewesen sein, da Prinzessin Margarethe die Lieblingstochter der Kaiserin Friedrich ist und auch in der Zuneigung des Kaisers einen hervorragenden Platz einnimmt.

— Das Central-Comité für die deutsche Frauenabtheilung der Welt-Ausstellung in Chicago ist nunmehr mit der endgültigen Bildung der Sonder-Comités vorgegangen.

1) Kunst und Kunstgewerbe. Die Kunst wird voraussichtlich, da die Kunstausstellung für Männer und Frauen gemeinsam ist, nur insofern in Betracht kommen, als es sich darum handelt, dem amerikanischen Frauen-Comité einige wenige erlesene Kunstwerke aus Frauenhand in Vorschlag zu bringen. Das Comité-Mitglied, Frl. von Kendell, Berlin, Königgrätzerstraße 31, wird versuchen, durch geeignete Verbindungen solche ausfindig zu machen. — Das Kunstgewerbe vertritt Fräulein Lobedan, Berlin Hafenplatz 5.
2) Vorsitzende der Abtheilung für Kunsthandarbeit, Frau Professor Kafelowsky, Berlin, Schönebergerstraße 9.
3) Vorsitzende der Abtheilung für industrielle Thätigkeit (soweit sie in das Frauengebäude gehört), Frau Schepeler-Lette, Berlin, Königgrätzerstraße 90.
4) Vorsitzende der Abtheilung für Schriftstellerei, Frau E. Bely, Berlin, Maaßenstraße 14.
5) Vorsitzende der Abtheilung für Unterrichtswesen, Frl. Helene Lange, Berlin, Schöneberger Ufer 35.
6) Vorsitzende der Abtheilung für Fortbildungsschulen für die erwachsene weibliche Jugend, Frau Präsident Henschke, Berlin, Genthinerstraße 18.
7) Vorsitzende der Abtheilung für wirthschaftliche Ausbildung, Volksküchen, Dienstboten-Anstalten, Frau Lina Morgenstern, Berlin, Großbeerenstraße 5.
8) Vorsitzende der Abtheilung für Vereinsthätigkeit zur Linderung der



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Seidene Bastkleider

Mk. 14.80 Pfg.

bis **68.50 p. Stoff zu einer Robe,** sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe von **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karrirt, genusirt ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	**„ 1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	**„ 1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„	**„ 1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„	**„ —.75—18.65**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Gegen Fettleibigkeit, Corpulenz,

Verfettung der inneren Organe und deren Folge ist das einzig wirksame eine **Marienbader Cur.** Dieselbe kann man im Hause genau so wirksam, aber bedeutend billiger haben durch Gebrauch einiger Schachteln **„Marienbader Entfettungs-Pillen".** — Dargestellt nach Analyse des Kreuzbrunnens in Marienbad, kein Geheimmittel. **Der Erfolg ist überraschend.** Schachtel 2 M. 50 Pf. zu haben in den meisten Apotheken. In Frankfurt a. M. in der Engelapotheke. **Man verlange diese Pillen nicht mit den vom K. Ministerium verbotenen Reductionspillen.**

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Eath,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

HOHENZOLLERN-GALERIE 9 Vorm. — 10 Ab. Lehrter Bahnhof

— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. — **1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.**

Fabrik von sämmtlichen **Musik-Instrumenten** und **Musikwerken.**

Haus I. Ranges.

Man verlange illustr. Prachtcatalog gratis u. franco.

H. Behrendt,

Import, Fabrik- und Export-Geschäft

Berlin W., Friedrichstr. 160.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung ‚Styria' in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.

Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—).

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Noth, Krankenpflege, Asyle ꝛc., Frau Dr. Tiburtius, Berlin, Friedrichstraße 203.

9) Vorsitzende der Abtheilung für Kinderpflege und Erziehung, Kindergärten, Warteschulen, Feriencolonien ꝛc., Frau Henriette Schrader, Berlin, Steglitzerstraße 68.

Die Kosten der Ausstellung müssen die Aussteller selbst tragen, doch sind Transport- und Versicherungskosten wesentlich ermäßigt; Platzmiethe wird nicht erhoben. Nur in Fällen, in denen es sich um hervorragende Ausstellungs-Gegenstände handelt, von deren Ausstellung die Besitzer selbst keinen Nutzen haben, besonders um solche auf unterrichtlichem und philanthropischem Gebiet, kann, falls die Vereinshülfe nicht ausreicht, ein Zuschuß gewährt werden. Darauf bezügliche Mittheilungen sind an eine der Damen des Central-Comités, die Vorsitzende des betr. Sonder-Comités oder den geschäftsführenden Vorstand zu richten.

München. — Die hier lebende dänische Portrait-Malerin, Bertha Wegmann, hat soeben in Kopenhagen die höchste Auszeichnung auf malerischem Gebiet erhalten, indem ihr die Ehren-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. —

Wien. — Die Theater- und Musik-Ausstellung verliert unter dem Einfluß der vorgeschrittenen Saison und des drohenden Deficits allmälig ihren exclusiven aristokratischen Charakter. An Stelle des vielköpfigen Actions-Comités ist ganz in der Stille ein schlichtes zwölfgliedriges Vergnügungs-Comité getreten, das bestimmt ist, auch ein größeres, weniger zahlungsfähiges Publicum für die Füllung der Kassen zu interessiren. Blumen-Promenaden, Feuerwerke und Sommernachts-Feste lösen die kostspieligen Corso-Fahrten ab, und, wenn das Wetter günstig bleibt, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die volksthümlichere Gestaltung der Ausstellung das unvermeidliche Deficit vermindert.

Paris. La saison est morte, vive la saison! Paris braucht für den Herbst einen neuen Anziehungspunkt, und so veranstaltet denn die Union centrale des Arts décoratifs vom August bis November 1892 eine Exposition internationale, moderne et rétrospective des Arts de la Femme. Die Ausstellung wird drei Gruppen mit mehreren Unterabtheilungen umfassen:

I. Gruppe. — Weibliche Tracht.
   1. Graphische Darstellung der weiblichen Mode.
   2. Weibliche Kostüme und Kostüm-Stücke in chronologischer Ordnung.

II. Gruppe. Weibliche Gebrauchsgegenstände.
   1. Frauenschmuck.
   2. Toiletten- und Arbeits-Werkzeuge.
   3. Mobiliar.
   4. Kunstwerke aus dem Besitze berühmter Frauen.

III. Kunstgewerbliche Frauenarbeit.
   1. Malereien, Sculpturen und Reproductionen.
   2. Webereien, Stickereien, Spitzen ꝛc.

Chicago. — Man scheint in der alten Welt auf die Vorliebe der Yankees für Curiositäten zu speculiren. So wird sich unter den Ausstellungs-Gegenständen eine von einem Pößnecker Tischler kunstvoll gearbeitete Näh-Schatulle befinden, die aus dem Holz der Grenzpfähle der im Jahre zehn n. Chr. unter Drusus erbauten Castel-Mainzer Schiffbrücke hergestellt ist. Die Sonneberger Handels- und Gewerbekammer interessirt sich so lebhaft für dieses seltsame „Kunstwerk", daß sie beschlossen hat, seine kostenlose Ueberführung nach Chicago zu vermitteln. Daß sich hier ein Käufer findet, ist kaum zu bezweifeln, da die Sammler bekanntlich niemals alle werden.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. — Ein geradezu fieberhaftes Interesse brachten die Wiener dem Familienfeste Hoyos-Bismarck entgegen, und wer so glücklich war, der Trauungsfeierlichkeit in der kleinen evangelischen Kirche in der Dorotheenstraße beiwohnen zu dürfen, gehörte an jenem Tage zu den beneidetsten Sterblichen. Nicht ganz mit Unrecht, — dem Gesammteindruck fürstlicher Pracht und Herrlichkeit gesellte sich in Gestalt der Braut und ihres Gefolges ein Zug unbeschreiblicher Lieblichkeit. Mit Beziehung auf den Namen der Braut und auf speciellen Wunsch des Bräutigams war zum Brautkleide ein Stoff mit silbernen „Margarethen"-Blumen in weißem Atlas broschirt gewählt worden; breites Silberband bildete den Gürtel und den Ellbogen-Revers der Aermel. Die von einer Orangenblüthen-Rüsche umgebene Miedertaille war bis zum Halse hinauf von einem graziösen Falten-Arrangement aus Seiden-Musselin ergänzt, das auch die engen Unterärmel bildete; als Abschluß der prachtvoll geschnittenen Schleppe eine dichte Rüsche von Orangenblüthen, die als zarte Ranke auch die brillanten-strahlende Grafenkrone umgaben, über welcher der Brautkranz auf dem hellen krausen Blondhaar lag. Die Engelsgestalten der drei kleinen Mädchen konnten nicht malerischer erscheinen, als dies in den englischen Hängekleidchen aus plissirtem weißen Seiden-Musselin der Fall war, mit gekreuztem himmelblauen Atlasbande hoch à l'empire gegürtet, rückwärts mit langer Watteaufschleife aus Band, und mit langstieligen, losen weißen Blumensträußen in den Händen. — Die schöne Brautmutter trug eine überaus geschmackvolle und ebenso kostbare Toilette aus weißem Atlas, mit Pensées und Sternblumen-Sträußen broschirt, und mit einer lichtgrünen Seidengaze-Echarpe, der kostbare Alençonspitzen incrustirt angesetzt waren, äußerst graziös garnirt. Rothvioletter Sammet bildete die hohen, halblangen Puffärmel, den vom Rücken schräg herablaufenden Gürtel und eine große Schleife, welche rückwärts am Taillenschluß zwei Schärpenenden aus Gaze festhielt, die rechts und links von der Schleppe abwärts fielen. Hut aus nilgrünen Federn und Sammet-Pensées, in griechischer Spangenform, grünes Sammet-Bindeband. — Die prächtigste Erscheinung unter den Trauungsgästen war die Baronin Plessen, die Schwester der Braut; ihre aus hellblauem, großbroschirtem Atlas mit wassergrün und gelblich schillerndem Sammet und getönten Spitzen componirte Toilette war von einem undeschreiblichen Farbenzauber, — wie Himmel und See; der Sammet bildete die doppelten Puffärmel, die Achselträger mit Rosetten-Abschluß und den vorn breiten, rückwärts schmäleren runden Faltengürtel, der mit Brillantnadeln und -Agraffen schloß, wie überhaupt das ganze Taillen-Arrangement überaus graziös von kleinen Brillantbroschen gehalten erschien; im Gürtel steckte ein Strauß Margueriten; in Bogen leicht aufgesteckte bräunliche Tüllspitze umgab den Vordertheil des Schleprockes und den Armausschnitt. Dazu eine wunderbare Capote aus Vergißmeinnicht und einer gelben Rose mit blauem Sammetband, Reiherfeder und Brillantschmuck; — alle Hüte der anwesenden Damen waren mit auserlesenen, zwischen Blumen und Federn eingefügten Schmuckstücken versehen. — Von den Hochzeitsgästen fiel Gräfin Wilhelm Bismarck in prachtvoller nilgrüner, mit Rococo-Gewinden broschirter Robe und Mantelet aus weißer Spitze nebst lachsrosa Erica-Hütchen mit mattblauer Sammetband- und Reihergarnitur auf.

Unter den Hochzeits-Toiletten sah man mehrere Roben von changirendem moire antique in den hochmodernen Perlmutterfarben, dazu fast durchgängig gebauschte, abstechende Sammetärmel und die unerläßliche Spitzengarnitur; so die Toiletten der Frau Gräfin Andrassy-Palffy in Lilagrünlich, mit violettem Sammet und gesticktem Empire-Perlgürtel, Fürstin Odescalchi in Rosagrünlich mit grünen, Mrs. Whitehead mit mauve Sammetärmeln. Wir wollen uns aber in dieser Prachtfülle, die uns in Verlegenheit bringt, nur an zwei Toiletten der Braut halten, die Jeden interessiren werden; es ist dies das Polterabend-Kleid und das erste Négligé der Neuvermählten. Ersteres, ein ausgeschnittenes hellblaues Atlaskleid, mit Goldstickerei und Applicationen aus hellblauem Sammet derartig überstickt, daß weder an der Taille noch am eng keilförmigen Schleprock eine Naht sichtbar wird, ist in jeder Hinsicht ein Kunstwerk; man kann trotz des kostbaren Materials nichts Jugendlicheres und Leichteres schaffen. Maiglöckchen, Aehren und Schilf verschlingen sich in wunderbarer Zeichnung und Ausführung; blaue Gaze umflattert Schultern und Arme, und blauer Sammet faltet sich leicht um den Taillenschluß. — Ebenso treffend der zarten Individualität angepaßt erscheint das Négligé aus rosa Seidengaze in dicht gebrannten Fächerplissés, streifenweise mit Venezianer-Guipure in Weiß zusammengesetzt, mit einer weichen rosa Crêpe-de-Chine-Schärpe gehalten und mit einer Watteaufalte aus duftiger Gaze vom Halse abfallend, die engen à jour-Unterärmel mit dünnem rosa Krepp gefüttert. — Was den Trousseau der jungen Frau betrifft, so hat die Wiener Industrie ihr Bestes gethan, um im Zeitraume weniger Wochen das Schönste zu schaffen, was ihr möglich war. Und wir glauben, das große Werk ist gelungen. Das Interessanteste davon hoffen wir unseren Leserinnen in Wort und Bild vorführen zu können.

— Vor Kurzem fand im Parke der Musik- und Theater-Ausstellung auf Anregung der Fürstin Pauline Metternich eine große „Blumen-Promenade" statt. Was das für ein Ding werden sollte, wußte erst Niemand, doch war ja die Initiative der Fürstin Bürgschaft genug. „Gerade in der Art, wie die Blumen-Promenaden zur Congreß-Zeit im fürstlich Metternich'schen Garten abgehalten wurden", — hieß es in den officiellen Voranzeigen. Und diese hatten Recht! Ein Bild aus der glanzvollen Zeit des Wiener Congresses, ein richtiges Stück Alt-Wien war es, was sich da vor unseren Augen entrollte, und zwar war es das Publicum, nicht der Rahmen des Bildes, denn die Rotunden-Avenue in ihrer vielbewegten Großartigkeit, mit den elektrischen Bogenlampen und Reflectoren, mit den japanischen Zelten und allem Aufwande moderner Decorations-Kunst mochte wohl wenig Aehnlichkeit mit der ruhigen, feudalen Herrlichkeit des altfürstlichen Besitzes darbieten. Aber dafür die Wiener Frauen! Die Wienerinnen pflegen sich immer in irgend ein Genre zu verlieben, das dann plötzlich wie auf Verabredung getragen und graziös variirt wird, so lange bis ein neuer Liebling kommt; diesmal haben sie von allen modernen Formen „Alt-Wien", wie man es in den „Wiener Walzern", dem welterobernden Ballet zu sehen bekam, auserwählt, und die Mehrzahl der Damen erschien genau so, wie Großmütterchen oder vielmehr Urgroßmütterchen, als es jung war. — Bei keinem Costümfest wird die ausgegebene Parole pünktlicher befolgt, als dieses stillschweigende, so zu sagen in der Luft liegende Uebereinkommen. Die Fürstin Metternich, diese Meisterin in der Kunst, sich immer richtig zu kleiden, hatte wohl ausnahmsweise für ihre am Verkaufstisch zu leistende, beträchtliche Arbeit möglichst einfache Toilette gemacht: eine schwarz-gelb grosscarrirte Surahrobe, dazu eine Capote aus schwarzen Seidengaze-Rüschen mit eingeknüpfter Straußfeder-Fransze und rothem Mohn. Doch am nächsten Abende sahen wir sie wieder vor dem französischen Restaurant der Ausstellung in einer jener fein abgetönten und doch hell und prächtig wirkenden Toiletten, in denen die Fürstin unerschöpflich und mustergültig ist: eine Robe aus gelb und grandlau schillernder Glacéseide, mit buntdurchwirkten Goldborten, schwarzem Atlasband und getönten Spitzen, die mit Batist in feinen Säumchen zu einer Kragenpasse zusammengesetzt waren. Dazu eine Capote aus Jettüll, lichten Spitzen und einer rosa Rose ohne Laub. — Die Frau Statthalterin Gräfin Kielmannsegg, die Protectorin der Ausstellung, war mit bestem Beispiele für die Alt-Wiener Moderichtung vorangegangen; getreuer und nachahmenswürdiger konnte man in Großmutters Kleidern nicht aussehen, als die interessante brünette Polin, in einem Kleide aus weißem Seiden-Musselin mit breitem grünen Bandgürtel, den Rock mit weißer Seidenstickerei geschmückt, die Taille verhüllt von einer bis zu den Füßen niederwallenden Schärpe mit Volants vom Stoff der Robe; dazu ein überaus stylgerechter bräunlicher Strohhut aus grünem Krepp, kleinen Rosen und um den Hals geschlungenen rosa Sammet-Bindebändern.

Besonders gefiel uns die schlichte Eleganz einer silbergrauen Toilette, welche Frau M. an einem der Binnenzelte trug. Ueber einem breiten weißen Atlasgürtel mit Stickerei in Gelb, Schwarz, Gold und Silber bildete der graue Wollstoff vorn eine faltige, mit weißer Atlas-Schleife überhängend zusammengefaßte Bluse, rückwärts ein kurzes, glattes, abstehendes Jäckchen. Die kaum zum Ellbogen reichenden faltigen Bauschärmel waren durch lange weiße Lederhandschuhe ergänzt; weißer Atlasband-Stehkragen, am Rocksaume eine Garnitur schmaler Bandschlingen in den Farben des Gürtels, gelbseidenes Rockfutter und gleiche Innen-Garnitur. Dazu ein flaches Hütchen aus Goldspitzenstroh mit schwarzem Gaze-Volant am Vorderrande, grünem Sammet-Bindeband und einem hochstehenden Lorbeerbäumchen mit bläulichen Beerenbüscheln.

Eine reizvolle Lösung der Frage des kurztailligen Kleides in Verbindung mit dem üblichen Schnürmieder brachte das blaßgelbe Kreppkleid eines allerliebsten jungen Mädchens aus dem großen Comité; mit weißer Spitze und weißem Bandgürtel die ausgeschnittene Empire-Taille formend, fiel das Kleid rückwärts in einer, vorn in zwei schmalen Hohlfalten in enger, glatter Keilform abwärts, — in den Hüften und der Taille leicht über eine anschließende Futterform gespannt, eine verstürzt überfallende Krepp-Puffe am Rocksaum. — Aber so hübsch das Alles war, so möchten wir dennoch die Palme einem Leinenbatist-Kleid zuerkennen, das in seiner unberührten Frische und Zartheit unvergleichlich, die sprechendste Illustration zu Gunsten der von Wiener Blättern begonnenen Agitation für weiße Leinenkleider bildete. Man will durch eine solche Moderichtung den nothleidenden Webern und der Leinen-Industrie wieder aufhelfen, und wir kommen noch des Näheren darauf zurück. — Das Batist-Kleid mit gelbem Bandgürtel war in seiner unverkünstelten Einfachheit die schönste Toilette des Festes; schmale Einsätze und breite Achsel-Volants aus Spitze mit Rococo-Schleifenmuster, weißer Hut mit Brillantschnalle, wie wir überhaupt auch hier sehr viel kostbaren Schmuckstücken als Hutgarnituren begegneten. —

Und die Blumen-Promenade selbst? Unter den breiten Lichtkegeln, die von der Spitze der Rotunde herabstrahlten, konnten die Schönen der Schönen die Blumenspenden kaum bewältigen, die ihnen als Preis von allen Seiten zukamen; Düten aus Palmblattfächern und Körbchen zum Einsammeln halfen Nichts mehr, alle Hände voll, — der Nutzen der breiten Gürtel ein offenkundiger, — man schwamm in Rosen! Ein Herr mit einem auf den Spazierstock gespießten Sträußchen-Vorrathsthurm ward bewundert und in wenigen Viertelstunden dennoch „ausverschenkt"; dafür prangten aber seine Brust, Arme, Schultern und Rücken im Schmucke zahlloser Schleifchen, die er von den Damen als Gegenwerth erhalten. Und so ging es fort — hie Rose, hie Schleife. „Selbst gemacht!" rief manche edle Spenderin, den Werth der Gabe erhöhend. Schritt für Schritt schob

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man sich endlich vorwärts; die neue Idee der Metternich war begriffen, gelungen, in's Publicum gedrungen, mit dem diese fabelhaft populäre, geniale Frau in köstlicher Herzlichkeit, in übersprudelnder Laune am Verkaufstische verkehrte. Ungern trennte man sich von dem unvergleichlichen Bilde; als man endlich die Klänge der Musik in der Ferne verrauschen hörte, die Rotunde wie einen Feentempel weißleuchtend aus dem Lichtnebel auftauchen und durch die uralten Praterbäume schimmern sah, die Strahlen der Reflectoren wie Meteore über den stillen Nachthimmel herübergeflogen kamen, da überzählten die schönen Mädchen ihre Rosen im Stillen und steckten eine davon fester an den Busen — der Himmel mag wissen, warum. —

Natalie Bruck.

— Doch nicht nur besonders festlichen Veranlassungen zu Liebe, sondern allabendlich entwickelt sich in der Rotunden-Avenue ein lebhafter Corso, an welchem Montag und Freitag auch die aristokratischen Damen des Ausstellungs-Comités theilnehmen. Inmitten der Spaziergänger wandelt häufig die Kronprinzessin-Witwe, in einfachem weißen, schwarz gemustertem Sommerkleide mit geschlungenen Bretelles aus einfarbig schwarzem Stoffe, schwarzem Gürtel und einer hellen kleinen Capote. In ihrer Begleitung erschien kürzlich ihre Schwester, Herzogin Luise von Koburg, in einer blauen Changeant-Seidenrobe, den Schulterkragen aus echter Alençon-Spitze im Rücken hochgerafft, dazu einen Alt-Wiener Hut mit weißen Federn und hochstrebenden blauen Bandschleifen.

R. U.

Paris. — Nur im Widerstreit mit unserer Ueberzeugung entschließen wir uns, in Wort und Bild Kenntniß zu nehmen von dem neuesten, mit verblüffender Schnelligkeit sich verbreitenden Sport der Pariser Damen, — Damen im besten Sinne des Wortes: junge Mädchen und Frauen der ersten Gesellschaftskreise, — die die Fahrt auf dem Zweirad jeder bisher geübten körperlichen Bewegung vorziehen. Aber unser Berichterstatter-Gewissen geht dem ästhetischen Gewissen vor; unsere Leserinnen wollen erfahren, was die Mode in Paris thut und treibt, und mehr als eine Mode ist die „bicyclette" doch keinesfalls. Dabei bietet das Kostüm in seiner strengen Zweckmäßigkeit wenig Verlockendes. Das einzig Zulässige ist der glatte und nicht zu enge Rock, der, kaum bis zum Knöchel reichend, aus weichem kräftigen Wollgewebe besteht; die übereinstimmende lose Bluse hält im Taillenschluß ein breiter Gürtel. Unerläßlich ist ein weites Beinkleid aus gleichem Stoff, oder ein ganz anliegendes aus Tricot-Gewebe, das unter dem Knie geschlossen wird. Ueber die zweckmäßigste Fußbekleidung sind die Ansichten getheilt; die Einen ziehen den Halbschuh mit geschnürten Gamaschen, die Anderen einen sehr hohen Stiefel aus weichem Leder vor. Als Kopfbedeckung ist Alles zu vermeiden, was den Kopf nicht ganz sicher umschließt und dem Winde Trotz bietet, — eine kleine Schirmmütze bewährt sich am besten.

B. d. G.

* * *

— Jeder verschlossene Brief ist ein Räthsel, dessen Lösung der Empfänger nicht ohne Zögern unternimmt. Besonders das charakterlose, einfach verklebte Couvert hat etwas Geheimnißvolles, dessen Undurchdringlichkeit die peinliche Spannung des Adressaten erhöht. Da tritt denn wieder einmal die viel geschmähte und so selten in ihren wahren Absichten verstandene Mode helfend ein, bringt den schier vergessenen Siegellack zu Ehren und benutzt seine Farbe als symbolische Andeutung des Briefinhaltes; schon am Siegel sollst du ihn erkennen. Die Gemüthsstimmung des Schreibers überträgt sich beim bloßen Anblick des Verschlusses der Rückseite des Couverts auf den Empfänger: Braun ist die Leibfarbe der Melancholie, Gelb die der Eifersucht, Blaßgrün bedeutet eine leise Verstimmung, Grau unverändert freundliche Erinnerung. Empfängt die elegante Modedame beim Frühstück ein Couvert mit zinnoberrothem Siegel, so mag sie vorher einen die Laune sondirenden Blick auf den Ehegatten werfen, — es ist ein Geschäftsbrief, der sicher die Rechnung der Modistin enthält. Erröthend öffnet die Tochter des Hauses einen weiß gesiegelten Brief, er enthält den lange erwarteten Heirathsantrag Dessen, der seine Zuschriften als hoffnungsvoller Bewerber bisher mit grünem und etwas später als anerkannter Aspirant mit rubinrothem Verschluß zu versehen pflegte. Erhält man eine schwarz gesiegelte Todesanzeige, so hat man sein Beileid sofort in violetter Farbe auszudrücken. Mit einem erleichternden Seufzer legt man die braun gesiegelte Diner-Einladung zu den übrigen, — es ist die letzte der ihrem Ende entgegengehenden Saison. Die Alles ausgleichende Convention hat sich auch des Siegels bemächtigt, die Spannung des Adressaten verschiebt sich auf den Zeitraum vom Erscheinen des Postboten bis zum Erblicken des Couverts, die Hast beim Oeffnen des Briefes macht einer gemäßigten Neugierde Platz, — so will es die neueste Mode von jenseits des Rheins. —

— Der Sommer hält seinen siegreichen Einzug in die Gesellschaftsräume und verdrängt mit seiner echten Blumenfülle die duftlose Imitation. Der „Rosenthee", den Mrs. Forrester, eine der bekanntesten Damen der Londoner Gesellschaft, jüngst in ihrem neuen Hause in Hans-Place gab, machte den Eindruck eines anmuthig in Scene gesetzten Wortspiels, das dem Naturproduct der Theerose das Kunstproduct des Rosenthees an die Seite zu stellen sucht. Die ganze Decoration der Festräume Rosen, nichts als Rosen, Dijon und Malmaison, roth, rosa und weiß, aus ihrer natürlichen Blätterfülle hervorleuchtend. Der Theetisch ein einziges großes Beet von carmoisinfarbenen Jacqueminots, aus deren Mitte sich ein mächtiges Bouquet erhob, in dessen Tiefen das Sinnbild der englischen Geselligkeit versenkt war, — der Theetopf. Am Taillenschluß und in den Knopflöchern Rosen, nichts als Rosen, zwanglos angesteckt und kunstvoll befestigt. Selbst die Goldschmiedekunst hatte ihrer gefährlichsten Concurrentin, der Blumen züchtenden Natur einen Platz unmittelbar neben sich einräumen müssen. Hinter zierlich ciselirten Knöpfen, Agraffen und Broschen, die man in dieser Form auf dem Feste der Mrs. Forrester zum ersten Male sah, barg sich eine Kautschuk-Hülle, die Rosenstengel umschließend und feucht erhaltend. „Kunst und Natur sei eines nur!" Die englische Geselligkeit hat die Beherzigung dieses alten Wahrspruches recht nöthig, der rosenbekränzte Theetopf leidet an einem unfreiwillig komischen Beigeschmack, aber er ist ein Zeichen der Zeit ebenso wie der hinter Knopf und Agraffe schamhaft versteckte Blumenhalter. Wie die Kunst aus der Rückkehr zur Natur neue Kräfte schöpft, so kann auch der Geselligkeit eine kleine Auffrischung durch geschmackvolle Natürlichkeit nicht schaden.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Bei der immerhin beschränkten Anwendung, welche die auf dem Handwebe-Apparat ausgeführten Streifen gestatten, wird unseren Leserinnen, die an dieser Technik Freude haben, die dargestellte Nähtisch-Decke willkommen sein. Beschreibung und Ausführung der beiden Muster, des durchbrochenen Mittelstreifens und des glatten, mit Chenille durchwebten Randes, brachten wir bereits mit den Abb. 59 und 65 der Nr. vom 1. Juni d. J. und verweisen auf dieselben. Für die Farben können die Angaben in der erwähnten Nr. als Anhalt dienen, im Uebrigen jedoch sind dieselben der Einrichtung des Zimmers möglichst anzupassen. Eine Chenille-Borte mit eingehängten Büschelchen in den Farben der Decke umrandet dieselbe, doch läßt sich die Borte durch eine gehäkelte Abschlußspitze ersetzen, in welche man die Büschel franzenartig einknüpft. An der Vorlage beträgt die Breite des mittleren Streifens $14\frac{1}{2}$ cm zu 112 cm Länge, während die Randstreifen je 8 cm breit und 102 cm lang sind.

E. F.

— Durch Farbe und Muster gleich reizvoll, haben die ungarischen Stickereien sich rasch die allgemeine Gunst erworben, um so mehr als sie sich jeder Zimmereinrichtung harmonisch einfügen. Wir haben schon zu wiederholten Malen derartige Arbeiten in Gestalt von Decken, Tischläufern, Kissen u. s. w., wie auch als Borten und Pleinmuster gebracht. Unsere heutigen Darstellungen sollen nun vor Allem die Verwendbarkeit solcher Borten an Gegenständen zeigen, die nicht allein praktischem Zweck dienen, sondern auch dem Zimmer zur Zierde gereichen. Die Anordnung der Vorhänge mit dem breiten gestickten Kopf und dem schmalen Stoff-Lambrequin eignet sich für Fenster wie für Thüren; in ersterem Falle würde ein Store, im letzteren ein Vorhang mit Pleinmuster die Ergänzung übernehmen.

Bei der Decke, welche dem kleinen Divan aufgelegt ist, bleibt nur zu beachten, daß die eingefügten Stoffstreifen mit den Farben der Stickerei harmoniren müssen. Auch die begrenzenden Franzen bieten Gelegenheit zur Ausführung mit eigener Hand, sowohl in Knüpf- wie in Häkelarbeit mit eingehängten Fadenbüscheln.

E. F.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 52 Blumengewinde und Blumengefäße. II. Japanische Blumensträuße. Einzelne Blumen aus Seidenpapier. Mit 45 Abbildungen. Außer den genauen Angaben über die Herstellung acht verschiedener Blumenarten aus Seidenpapier, giebt unser heutiges Extra-Blatt mit Abb. 1—5 einige Arrangements, welche sich zum künstlerischen Wohnungsschmucke eignen. Diesen nach Art der japanischen Bindekunst geordneten Blumen-Decorationen fügen wir an dieser Stelle als Ergänzung zu Abb. 19—25 und 41—44 zwei lose Sträuße hinzu. In den engen Hals eines schlankgebauten Bronze- oder Thonkruges gesteckt, kommt beispielsweise der graziöse, überhängende Mohnblumenzweig trefflich zur Geltung, während er auch in einem flachen breiten Gefäße als „Strömer" oder für sich allein bestehend sehr reizvoll wirkt. Hingegen erfordern die bunten Farben und kräftigen Formen des Georginen-Straußes, für welchen die Abb. 41—44 alle Einzelheiten bieten, ein schlichteres, schmuckloses Gefäß; die einfachen Krüge der ungarischen Bauern-Majoliken würden etwa diesem Zwecke entsprechen. — Ungemein groß ist die Zahl der Blumen, welche mittelst des eingehend beschriebenen Materiales und der Arbeits-Handgriffe oft der Natur täuschend ähnlich nachzuahmen sind. Ebenso mannigfaltig und künstlerisch lassen sich die Blumen ihrer Eigenart nach anordnen; unsere Vorlagen wollen nur als Proben der wechselreichen Gestaltung gelten und Anregung zu der lohnenden Arbeit geben, welcher die Natur selbst die Vorbilder und, auch für geschickte Hände, interessante und sogar schwierige Aufgaben stellt.

J. F.

Bezugsquellen: Braut- und Hochzeitstoilette: L. u. H. Laufer, Wien I, Giselastr. 4. — **Polterabend-Toilette und Négligé:** G. u. E. Spitzer, Wien, Kärnthnerring 12. — **Hüte:** Ch. Haala, Wien, Führichgasse 6. — **Webe-Arbeiten:** E. Wernicke, Berlin W, Zietenstr. 17. — **Ungarische Stickereien** (varrottas): A. E. Hoffarth, Dresden, Waisenhausstr. 16.

Redactions-Post.

Gertrud T. in Berlin. — Nein, mein Fräulein, eine Naturgeschichte der Berlinerin giebt es noch nicht. Die Species hat zu viele interessante Unterarten, die sich nicht leicht rubriciren lassen. Aber vielleicht genügt Ihnen bis auf weiteres eine zutreffende Schilderung der einzelnen Typen. Sie finden eine solche in dem humorvollen Buche von G. v. Beaulieu „Das weibliche Berlin", im Verlage von S. Fischer, Berlin. Geschmeichelt sind diese Einzelbildchen nicht immer, aber wahr und selbst kleine Makel liebevoll als Schönheitsfleckchen darstellend.

A. H. aus Konstantinopel. — Wenn es Ihnen um billige Classiker-Ausgaben zu thun ist, finden Sie das Gewünschte in Philipp Reclams Verlag in Leipzig. Goethe in 45 Bänden 18 Mk., Heine in 4 Bänden 6 Mk., H. v. Kleist in 2 Bänden 1,75 Mk., Lessing in 6 Bänden 5 Mk., Schiller in 12 Bänden 5,40 Mk. Das ist für etwa 36 Mk. eine ganze Hausbibliothek.

N. B. in Prag. — Das Streben nach gleichmäßiger körperlicher und geistiger Ausbildung unserer männlichen und weiblichen Jugend ist eine anerkennenswerthe Errungenschaft des letzten Jahrzehnts. Sie haben ganz Recht, wenn Sie beispielsweise den Turnunterricht in der Schule für durchaus unzulänglich halten. Schul- und Hauserziehung müssen sich nach beiden Richtungen hin ergänzen. Für die systematische Förderung der physischen Entwickelung Ihrer Kinder können wir Ihnen ein prächtiges Buch unseres langjährigen Mitarbeiters Dr. Fr. Dornblüth empfehlen. Die Gesundheitspflege der Schuljugend, für Eltern und Erzieher dargestellt, ist in der deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen. Die dort gegebenen Vorschriften werden Ihnen den rechten Weg zwischen Abhärtung und Verweichlichung weisen. Wenn es Ihnen schwer fällt, den rechten Ton für den Verkehr mit Kindern zu finden, die im Beginn der geistigen Entwickelung stehen, so werden Ihnen die zwölf Monate von Marie Müller, eine Sammlung von Märchen Gedichten und Liedern, Anregung und Anleitung geben. Das Buch ist im Verlage von Felix Vogel in Düsseldorf erschienen und verfolgt, von einer früheren Lehrerin des Kindergärtnerinnen-Seminars in Leipzig verfaßt, den Zweck, den Anschauungstrieb der Kleinen, ihrem Fassungsvermögen angemessen allmälig zu erweitern.

Abonnentin in Rostock. — Wenn Sie Ihr Interesse für die hauswirthschaftliche Ausbildung der confirmirten weiblichen Jugend bethätigen wollen, wenden Sie sich an das Amalienhaus, evangelische Mägdeschule und Mägdeherberge, Kinderhort und Damen-Hospiz in Berlin W, Motzstraße 11. Auf Ihren Wunsch werden Ihnen die Bedingungen für die Aufnahme als Probeschwester von dem Vorstande mitgetheilt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

MENZER's Griechische Weine!

sind sehr billig, sie sind anerkannt ganz vorzügliche ☛ Frühstücksweine, Tischweine, Dessert- und Krankenweine. ☚

Bitte verlangen Sie die Ausführliche **Preisliste** auch über **deutsche** u. **französiche Weine** von J. F. MENZER, Neckargemünd.

Unentbehrlich für jede Ausstattung:
HENEL's GARANTIE-LEINEN
in den Breiten von 80 bis 230 cm.

☛ Garantie für Haltbarkeit, beste Bleiche und rein Leinen. ☚

Unser mehr als hundertjähriger Ruf sichert jedem Käufer äusserste Solidität, unbedingte Reellität und Erfüllung der Garantie.

Unsere Garantie-Leinen sind nur aus edelstem, garngebleichtem Material, ohne jede Verfälschung, mit der grössten Sorgfalt und allen Erfahrungen der Neuzeit **nadelfertig** hergestellt und können jeder sachverständigen Hausfrau als das Preiswürdigste der Leinenfabrikation warm empfohlen werden.

Alle sich nicht im Gebrauch bewährenden Garantie-Leinen werden zurückgenommen und der volle Preis vergütet.

Proben- und Preis-Verzeichnisse bereitwilligst und franco.

Waaren im Betrage von **20** Mark an franco durch ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn, für das gesammte Ausland franco deutsche Landesgrenze.

Julius Henel vorm. C. Fuchs,
kaiserl., königl. und fürstl. Hoflieferant,
Gegründet 1780.
Breslau, am Rathhause 26.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts

☛

In allen besseren Colonialwaaren- und ähnlichen Handlungen ist das feinste Kaffeeverbesserungsmittel der Welt „**Hefer's Gerlé**" daher Kaffee-Gewürz in Portionsstücken" zu haben. Falls nicht erhältlich versendet 6 Cartons Gewürz franco per Post gegen Nachnahme von 3 Mark **Otto E. Hefer.** Hoflieferant in Radebeul-Dresden.

BLEICHSUCHT.
„Dreitheiliges Eisenmittel"
— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.
— Prospecte gratis. —
Sternapotheke, Münster i. W.

Unübertroffen! GAEDKE's CACAO Ueberall Käuflich!

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Perspectiv-Unterricht
praktisch und zweckentsprechend ertheilt ein verheirateter Maler in u. außer dem Hause Adr. unter **888 B.R.** an **Hasenstein & Vogler AG. Berlin SW.**

Badeeinrichtung für 44 Mark. Prospect gratis. **L. Weyl, Berlin 41.**

GLYCERIN ZAHNPASTA
Einmal angewendet, benützt man sie immer.
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Neu! Neu! Neu!
Export, en gros, en detail.
Vorgezeichnete Kreuzstichstickerei in großer Auswahl, **Altar-** und andere **Decken, Vorhänge, Läufer, Tablettes, Spindbänder, Schürzen** 2c. stets vorräthig.
Bernhard Höchstädter, alleiniger Fabrikant.
Berlin C.,
Rosenthalerstr. 41, Ecke Hackescher Markt.
Jede Kreuzstichstickerei wird vorgezeichnet.
Vorzugspreise für ganze Zimmereinrichtungen und Ausstattungen.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's **SAVON IXORA**
Die Seife der eleganten Welt.
GRAND PRIX PARIS 1889

MK MK MK MK
MAX KRAUSE, BERLIN SW.
Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Von ersthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

G. BOEHM'S BRILLANT SILBER-SEIFE

Bequemstes u. **BILLIGSTES Reinigungsmittel** für
Tischbestecke,
Tafelgeräthe 2c.
aus jeder Art von Metall Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren-, Seifen- u. Droguen-Handlungen
Gustav Boehm, Offenbach a. M.

CIGARES DE JOY gegen ASTHMA
und
BRONCHIAL-CATARRH.
Joy's Cigaretten geben sofortige Linderung bei Asthma, Atemnot, Bronchial-Husten und **Verschleimung, Kehlkopf-** und **Bronchial-Catarrh.** Erzielen **augenblickliche Besserung** der **heftigsten** asthmatischen Beschwerden und bewirken bei Anfällen während der Nacht **ruhigen Schlaf.** Empfohlen für Kinder, Damen, **überhaupt für jede Constitution.** Zu beziehen in Schachteln à M. 2.50 d. d. Apotheken, u. A. in **Berlin:** Kronen-Apotheke, Friedrich Str. 160; Viktoria-Apotheke, Friedrich Str. 19; **Frankfurt a. M.:** Engel-Apotheke; **Hamburg:** Rathaus-Apotheke, Rathausmarkt 6; **Königsberg i. Pr.:** Apotheker H. Kahle; **Leipzig:** Engel-Apotheke, Markt 12; **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl; **Prag** (Böhmen): Max Fanta's Einhorn-Apotheke; **Kreuzlingen** (Schweiz): Apotheker C. Richter.
Nur ächt mit Firma Wilcox & Co., 239 Oxford Str. London W.

Mellin's Nahrung

für Säuglinge, sowie Kinder **jeden Alters,** für **Kranke** und **Genesende.**
In mit Wasser verdünnter Kuhmilch, **bester Ersatz** für **Muttermilch.**
☛ **Gänzlich frei von Stärkemehl.** ☚
Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Roy Argyle Galloway,
10 Monat alt.

Brighton, 5 Clifton Place, 1. Februar 1891.

Werther Herr!
Ich habe das Vergnügen, Ihnen eine Photographie unseres Kleinen — Roy Argyle — im Alter von 10 Monaten zu übersenden. Er ist vollständig mit Ihrem Nahrungsmittel groß gezogen worden und ist von ausgezeichneter Gesundheit, welches Beweis von der wunderbaren Wirkung desselben ist.
Ihr aufrichtiger
Argyle Galloway.

Mellin's Nahrungs-Biscuits
ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend,
pro Blechdose 2.75 u. 5 Mark.
Schmackhaft, stärkend, nahrhaft, leicht verdaulich.
Besonders empfehlenswerth für Reise u. Sommeraufenthalt.

General-Depot: **J. C. F. Neumann & Sohn,**
Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Taubenstrasse 51/52 — Leipzigerstrasse 27/28.
Ausserdem zu haben in vielen Apotheken und Drogerien.
Die Herren **Ärzte, Direktoren** von **Kinder-Hospitälern, Kliniken** etc. bitten wir um Einforderung von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

Neu! Praktisch! Schöberl's Pat. 52403.

Patent-Reform-Kinderbett,
Laufschule, Badekasten u. Spielplatz zugleich, verstellbar d. einfaches Umklappen, erleichtert d. Gehenlernen in d. einzig zulässigen Art, wie es von d. berühmtesten Kinderärzten empfohlen u. im neuesten Werke des **Sanitätsrath Dr. Fürst „Das Kind und seine Pflege"** ganz besonders hervorgehoben wird. Badelaufschule auch allein zu haben. Außerdem empfehle **jede Art Kinderbettstellen** in 20 verschiedenen Sorten von 8 Mark an.
J. Schöberl, Hoflieferant, München,
Kanalstrasse 34 — Maximilianstrasse 40.
Ill. Preiscour. bei Bezeichn. d. Artikels frco.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg. Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislist. kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Endlich gefunden
ist ein vollkommener Ersatz für ächtes Fischbein.
Schmiegsam, elastisch, bricht nicht und kann den Stoff nie verletzen.
Probesendungen: 300 Stangen f. 15 Mk. (je 60 Stangen 20, 22, 24, 26, 28 Ctm. lang) (gleiches Quantum Fischbein kostet ca. 80 Mk.) gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.
Carl Goldstein,
Wiesbaden.
Special-Versandtgeschäft aller Gebrauchs- und Modeartikel für die Costume-Confection.
Nicht convenirende Waaren werden bereitwilligst retourgenommen und umgetauscht.

Glasey-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1806, 6 mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1885 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung". Ueberall vorräthig.

Fabrik- und Versandt-Geschäft von **B. Henle** in **Nürnberg**
versendet direkt franco die beliebten
Triumph-Wäsche-Mangeln
Wasch- und Wringmaschinen
zu billigsten Fabrikpreisen.
Illustr. Kataloge gratis und franco.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk.
5,50 11,— 16,50 M. pr. St. blau.
Handwagen, Karren u. s. w. bis 12 Ctr. Tragkraft.
Illust. Preislisten gratis! Fabrik für Wagen und Holzwaaren.

Ihre rühmlichst bekannten
WATERPROOFS für Damen-Staub- und Regen-Mäntel
versendet die seit 1820 bestehende Firma
PH. FINKENSTÄDT-BREUSING. Osnabrück.
— Proben franco. —

Seidenstoffe!
Solide Fabrikate
zu enorm billigen Preisen.
Seidenwaaren-Fabrik-Lager,
Berlin, Wallstrasse 3/4,
am Spittelmarkt.

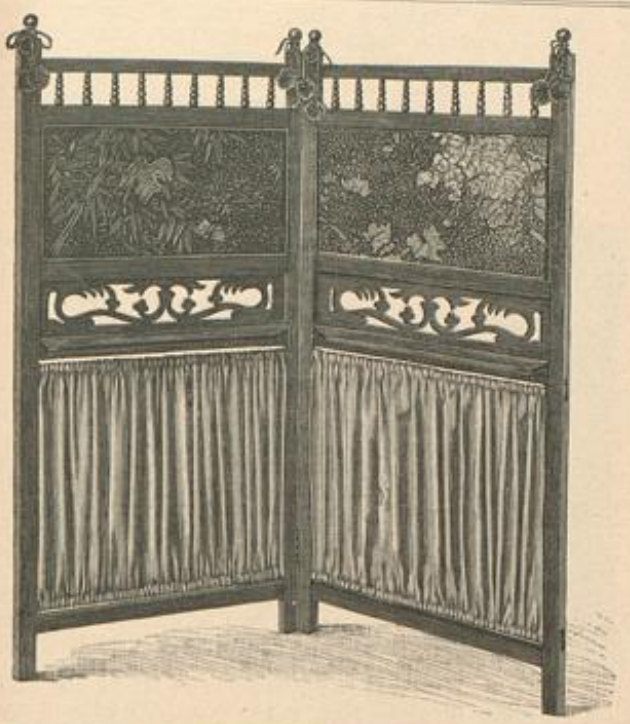
Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin
Jerusalemerstr. 42, I.
Versandgeschäft.
Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billigste Preise, größtes Lager.
Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. August 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 15.



Kunstgewerbliches.

Die Aetzarbeit auf Stein, Metall, Elfenbein u. s. w. ist den Leserinnen der Frauen-Zeitung wohlbekannt, ebenso ein neuerer Zweig derselben, das farbige Decoriren geätzter Metallplatten. Bei dieser Technik, welche vornehmlich das unscheinbare Zink anstatt der anderen kostspieligeren Metalle verwendet, treten die galvanischen Bäder hinzu, denen die Decorationen ihren wundervollen Farbenreiz verdanken. Lockt schon die einfache Aetzarbeit durch ihre künstlerische Wirkung und ihre Unverwüstlichkeit, um wie viel mehr die farbige Aetzarbeit, deren verschiedene Farbentöne, Gold und Silber eingeschlossen, dem Ornament zu kräftigerem, lebendigerem Ausdruck verhelfen. Eine eingehende Anleitung dieser wirkungsreichen Arbeit bringt das in unserem Verlage erscheinende Werkchen „Häusliche Kunst".

An dem dargestellten Kaminschirm zeigen die eingelegten Zink-Platten — je 40 cm lang, 21 cm hoch — auf braunem, patinirtem Grunde in japanischem Geschmack geordnete Zweige, die Stahl-, Kupfer- und Gold-Effecte in sich vereinigen. Eine leicht grünliche Tönung des Goldes dämpft die grellen Lichter und trägt zur harmonischen Stimmung der Farben wesentlich bei. Leider kann die verkleinert wiedergegebene Platte nur annähernd die volle Wirkung der Aetzarbeit zeigen. Das rahmenartige Gestell des Kaminschirmes — ohne die Füße je 86 cm hoch, 34 cm breit — ist altgrün lackirt und dem unteren Theile hell-theegrüne Seide eingespannt. Unterhalb des durchbrochenen, 9 cm hohen Holzstreifens befindet sich je ein Brettchen, das zur Aufnahme von Nippes dienen kann.

E. F.

Kaminschirm und geätzte, farbig decorirte Platte. Von Hildegard Lehnert.

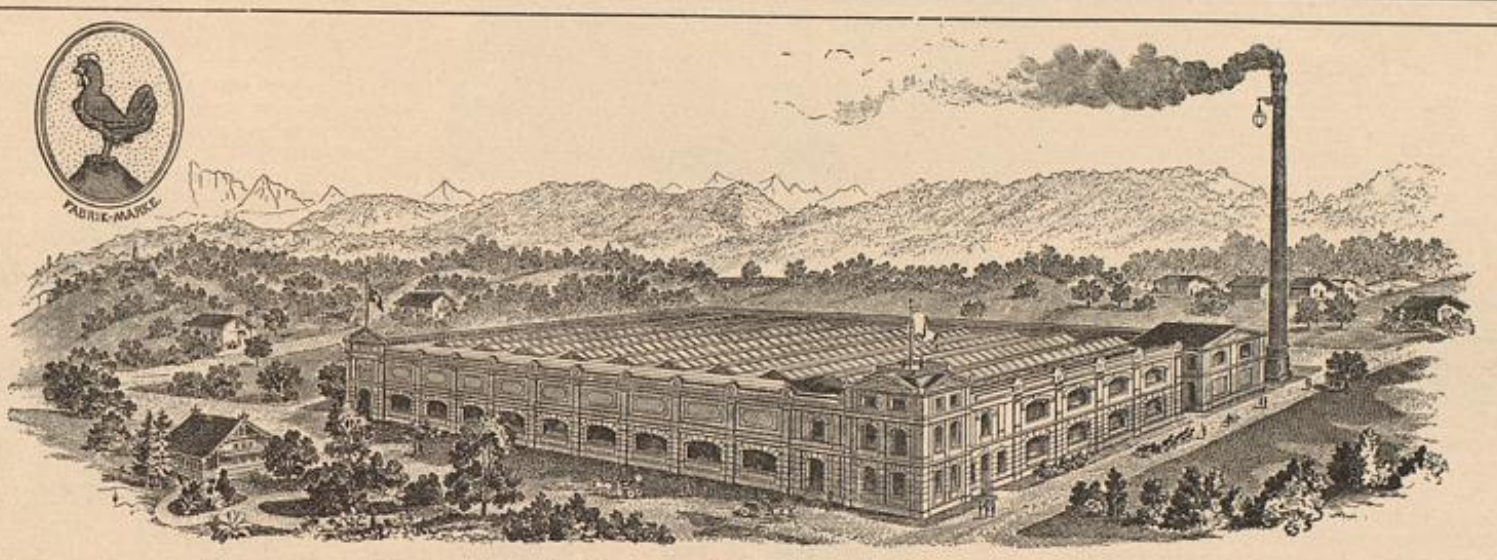
Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Das Gesammt-Comité zur Errichtung eines Denkmals für die Kaiserin Augusta hat beschlossen, einen beschränkten Wettbewerb auszuschreiben und fünf Künstler zur Einreichung von Entwürfen aufzufordern, bei denen als Hintergrund gärtnerische Anlagen in Aussicht zu nehmen sind. Die für die Errichtung des Denkmals verfügbaren Mittel belaufen sich bisher auf die Summe von 141 000 Mark. Schon früher lagen Skizzen vor, welche drei verschiedene Plätze in's Auge fassten: den Invaliden-Park, den dreieckigen Platz an der Kaiserin Augustastraße und den Opernplatz. Kaiser Wilhelm II. hat sich mehrfach mit dieser Angelegenheit beschäftigt und soll einem frei entworfenen Postament mit den Gestalten der Barmherzigkeit und des Glaubens zugestimmt haben, das auf der Spitze das Bild der Kaiserin tragen würde.

— Dem Frauen-Comité der Berliner „Bourgeoisie" zur Beschickung der Weltausstellung in Chicago ist eine Concurrenz erwachsen, die jedenfalls eine Lücke in der Vertretung deutscher Frauenarbeit jenseits des Oceans ausfüllen dürfte. Neuerdings ist die Frau des socialdemokratischen Reichstags-Abgeordneten Liebknecht von dem Chicagoer Frauen-Comité um ihre Mitwirkung angegangen worden. Frau Liebknecht soll eine Uebersicht geben von den „Emancipations-Bestrebungen der Arbeiterinnen". Die Dame hat sich darauf mit verschiedenen Frauen, welche in der Arbeiterinnen-Bewegung thätig sind, in Verbindung gesetzt, und bereits ist die unermüdliche Versammlungs-Rednerin Frau Ihrer damit beschäftigt, „durch Zusammenstellung der Satzungen von Fach- und Bildungs-Vereinen der Proletarierinnen einen Ueberblick über deren Emancipations-Bestrebungen zu schaffen."

Kreuzberg. — Die Verleihung der Rettungsmedaille an eine 68jährige Dame gehört gewiß zu den Seltenheiten. Die Badeverwalterin Bertha Gawanka hatte am 23. Juli v. J. ein junges Mädchen mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens gerettet. Für diese muthige That überreichte ihr der Landrath die Rettungsmedaille. Bemerkenswerth ist, daß die Frau kränklich ist und nicht schwimmen kann.

Dresden. — Der Rechenschafts-Bericht des Ersten Dresdener Frauenbildungs-Vereins über das Geschäftsjahr 1891—92 weist glänzende Resultate auf. Die Schulanstalten des Vereins — die Abendschule für minder bemittelte Mädchen, die Handelsschule für Frauen und Mädchen, die Tagesschule für Töchter der gebildeten Stände und das Seminar für die Ausbildung von Handarbeits-Lehrerinnen — wurden insgesammt von 443 Schülerinnen besucht, von denen 250 auf die Abendschule, die übrigen 193 auf die anderen drei Anstalten kommen. Die in der Abendschule bestehende Abtheilung für Buchführung mußte schon im ersten Halbjahre um des erhöhten Andranges von Theilnehmerinnen willen getheilt werden; auch für den Unterricht in der englischen Sprache meldeten sich zu Ostern und Michaelis so viele Schülerinnen, daß Parallel-Klassen eingerichtet werden mußten. Die Handelsschule erfuhr im vergangenen Schuljahre verschiedene Erweiterungen; die Dauer des Cursus wurde von 3—4 Monaten auf ein halbes Jahr ausgedehnt und zugleich ist noch Unterricht in Contor-Arbeiten hinzugefügt worden. Die beiden Curse des Jahres waren von 31 Schülerinnen besucht. Seit dem 25. April hat der Vorstand zwei neue Handarbeits-Lehrerinnen angestellt, welche aus der Anstalt des Frauenbildungs-Vereins selbst hervorgegangen sind. Die Abend-Unterhaltungen, die der Verein für die Winter-Halbjahre in Pausen von 4—6 Wochen eingeführt hat und in denen belehrende



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Foulard-Seide

Mk. 1.35 p. Met.

bis **Mk. 5.85** (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe von **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt gestreift, karrirt, gemustert ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Grenadines	„ „	**1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„ „	**1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„ „	**—.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„ „	**14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vorträge den Hauptinhalt bilden, während Musik und Declamation das Programm vervollständigen helfen, waren auch im vergangenen Winterhalbjahre zahlreich besucht und erfreuten sich lebhaften Beifalls. Die Bibliothek des Vereins zählt 479 Bände.

München. — Am 16.—19. October dieses Jahres findet hier die General-Versammlung des Weimarer Vereins „Frauenbildungs-Reform" statt, der sich in letzter Zeit bedeutender Erfolge auf dem Gebiete des weiblichen Studiums der Arzneiwissenschaft zu rühmen hatte. Ein Vorstandsmitglied, Frau Dr. Kerschbaumer, hatte kürzlich eine Audienz bei dem österreichischen Minister für Bosnien, Herrn von Kallay in Wien, der sich über die Thätigkeit der weiblichen Aerzte für die mohamedanische Frauenwelt besonders anerkennend aussprach. Da man sich in maßgebenden Kreisen in Baden sowie im preußischen Landtage den Bestrebungen des Vereins gegenüber durchaus entgegenkommend verhält, dürften die Vorzüge der durch Frauen ausgeübten ärztlichen Praxis auch der christlichen Frauenwelt Europas bald in ausgedehnterem Maße zu Gute kommen.

Weimar. — Zu der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares am 8. October dieses Jahres haben ihren Besuch angemeldet: Kaiser Wilhelm, der vielleicht auch die Kaiserin mitbringen wird, das sächsische und das württembergische Königspaar, die großherzoglich badischen Herrschaften, der Herzog von Oldenburg, Erbprinz und Erbprinzessin von Meiningen, Großfürst und Großfürstin Wladimir von Rußland, die Königinnen der Niederlande. Das Land bringt seine Huldigung am 7. in Form eines großen Festzuges dar, der von der Künstlerschaft unter Mitwirkung aller Vereine im Lande ausgeführt wird. Der Zug wird vier Abtheilungen umfassen. Die ersten drei, Wartburg-Zeit, Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, Karl Augusts und Goethes Zeit veranschaulichen Persönlichkeiten und Vorgänge der Vergangenheit: Wartburg-Begründung, Sängerkrieg, Reformation, Gründung der Universität Jena, Bernhard von Weimar, Wilhelm von Oranien, niederländische Kunst, die klassische Zeit der deutschen Literatur. Die Schlußabtheilung, die neue Zeit, zeigt Landwirthschaft und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Wien. — Die Fürstin Metternich wird demnächst ihre Memoiren herausgeben und damit der literarischen Tradition ihrer Familie treu bleiben. In diesen Erinnerungen der genialen Frau werden natürlich die letzten zehn Jahre des zweiten Kaiserreiches eine große Rolle spielen. Was ihnen an politischem Interesse fehlt, dürfte die Pikanterie des Inhalts und der Form ersetzen.

— Die vom „Verein für erweiterte Frauenbildung" gegründete Mädchen-Gymnasialschule, welche in sechs Jahren zur Maturitätsprüfung vorbereitet, wird am 10. October d. J. eröffnet. Eintretende Schülerinnen müssen bei der Anfangs October stattfindenden Aufnahmeprüfung das im Lehrplane für Mädchen-Bürgerschulen vorgeschriebene Wissen nachweisen. Das Schulgeld beträgt 15 Gulden per Monat; Schülerinnen aus der Provinz finden gänzliche Verpflegung und Ueberwachung für 50 Gulden monatlich in einem Wiener Pensionate. Anmeldungen und Vormerkungen werden im Bureau des Vereines, 1. Bezirk, Wipplingerstraße 8, täglich zwischen 3 bis 5 Uhr entgegengenommen.

Paris. — In der Pariser Rechtsschule sollte zum ersten Male eine Französin, Fräulein Jeanne Chauvin, ihre Doctorthese vortragen. Dieselbe handelte von den „Berufsarten, welche den Frauen zugänglich sind, und der geschichtlichen Evolution der wirthschaftlichen Stellung der Frau in der Gesellschaft." Um zwei Uhr sollte die Sitzung beginnen, aber der Saal war lange vorher gefüllt und auf dem Gange vor demselben, auf den Stufen der Treppe drängte sich eine ebenso neugierige als geräuschvolle Menge junger Leute. Als der Präsident der Prüfungs-Commission, Professor Budant, dem Pedell gebot, die Thüren zu schließen, erhob sich ein entsetzlicher Lärm, ein Knurren, Heulen und Poltern, daß es unmöglich war, die Feier abzuhalten. Nach längerem Warten mußte dieselbe auf einen anderen Tag verschoben werden. Als die Promotion endlich stattfand, übernahmen die Herren Professoren selbst, als Opponenten, die Rolle ihrer wenig tactvollen Schüler und suchten die Doctorandin durch ironische Fragen aus der Fassung zu bringen; da ihnen das nicht gelang, mußte die Promotion stattfinden.

Petersburg. — Zum Besten der russischen Abiturientinnen der höheren weiblichen Curse hat eine im vorigen Jahre im Auslande verstorbene Russin, Frau Tscherepowski, 10,000 Rubel hinterlassen, deren Zinsen als Mitgift für Abiturientinnen der genannten Curse verwandt werden sollen, falls die gelehrten Damen in den Stand der heiligen Ehe einzutreten gedenken. Zum ersten Male soll diese Unterstützung im Jahre 1894 ausgetheilt werden. Hie Emancipation, hie Ehe! — Ob die einjährigen Zinsen von 10,000 Rubel die Wahl erleichtern — wer weiß!

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Bunt bedruckte Cretonnestoffe sind von der Mode schon den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht worden. Bald galt es Möbelbezüge herzustellen, bald Draperien oder Decken, sogar Bettschirme und zierliche Kissen für die Reise. Dem Stoffe entnommene Arabesken und Blumen wurden anderen Geweben aufgelegt und mit allerlei Zierstichen in bunter Seide, Goldfaden u. s. w. ausgenäht. Diese Art des Ausnähens, selbst ohne Rücksicht auf die Musterung, aber nicht mit der Hand, sondern mit der Maschine und unter Anwendung von Goldfaden oder Krausgespinnst in allen Metalltönen, wählt die Mode augenblicklich zur Ausstattung von Besätzen aus bunter Cretonne. Man wendet meist eine vollständige Garnitur, Gürtel, Achselbänder, Stulpen, Rockstreifen u. dergl. an, welche für waschbare wie Wollstoffe bestimmt sind, doch kann beliebig der eine oder andere Theil fortbleiben. E. F.

rechte Vervollständigung des schlichten Kleides kurze gerundete Jackentheile und bis an die Ellbogen reichende halbweite Ueberärmel. Den Vordertheil garnirt außerdem zwischen den Jackentheilen ein volles Blusen-Chemiset aus hellfarbigem Krepp; in zarten Farben, mit wenig Gold gemischt, erscheint der Stehkragen und die Abschlußborten der Aermel gestickt. Aus leichtem Loden oder Tuch gefertigt, eignet sich der elegante Anzug für kühlere Tage am Seestrande. Eine andere Strand-Toilette zeigt das zweite Figürchen des Bildes. Hier ist das aus Bluse und Rock bestehende Kleid von gepunktetem Foulard durch Kurbelstickerei reich besetzt. Mieder, Aermeltheile und Rocksaum erscheinen mit origineller Stickerei, der sich für die Hauptlinien Sammetband gesellt. Ein schwarzer Ledergürtel, vorn gerade, hinten mit Schnebbe geschnitten, umschließt die Taille. G. B.

Wien. — Die Musik-Ausstellung ist eine wahre Fundgrube für das Toiletten-Studium, denn täglich bieten unsere eleganten Damen irgend eine Variation in Schnitt oder Ausstattung der in ihrer Grundform sonst übereinstimmenden Kleider. So war die weiße, durchweg in strohhalmbreite Fältchen abgenähte Batist-Toilette der Gräfin Mensdorf außerordentlich interessant durch eine merkwürdig geschickte Anordnung der breiten lila Band-Schärpe, welche zugleich ein an die Batist-Bluse angesetztes Faltenschößchen bildete. Auch Passe und Aermel-Stulpen waren von gleicher Seide; Jabot und Rock-Volant von Spitze, lila Band-Durchzug und kleine Rosetten als Abschluß. N. B.

Paris. — Noch immer zählt die kurze Jackentaille viele Freunde, obgleich ihre Form sich nicht wesentlich geändert hat. Meist trägt man sie von gleichem Stoff wie den Rock, manchmal auch abstechend in Farbe oder Gewebe, stets aber begleitet von einem Plastron oder einer Bluse aus Surah, die ein breiter Stoffgürtel abschließt. Auch hier ist beliebig die gleiche Farbe, doch in dunklerem Tone, oder eine andere zu wählen. Das glatt ausfallende Spitzenjabot verleiht dem Ganzen einen aparten Charakter. Toque oder kleiner runder Hut aus grobem Stroh sind hierzu am passendsten.

— Am elegantesten wirkt die Watteau-Falte doch stets im Verein mit der Prinzeßrobe, auch die kleine Schleppe ist für ihren guten Fall unentbehrlich; unsere Vorlage zeigt als promenadengerosa und weißgestreiftes Kostüm für ein junges Mädchen zeigt, hat schon eher Berechtigung, — die einfarbigen Theile: Beinkleid, Schoß und Garnitur werden dazu für vollere Figuren rosa, für schlanke weiß gewählt. Uebrigens erscheint die klassische Form des Badekostüms gerade in diesem Jahr auf der Höhe der Zeit, — ist sie doch nichts Anderes als die russische Bluse! Wenn somit die Form gegeben ist und die Garnitur auf wollene Tressen angewiesen bleibt, so muß die Mannigfaltigkeit sich auf Farbe und Musterung der Stoffe beschränken, die beide mit Berücksichtigung von Figur und Teint auszuwählen sind. Breite, schwarz und weiße Streifen wirken stets gut, um sie zu heben, eine rothe Schärpe. — Größere Verschiedenheit gestatten die Bademäntel; eine Form mit drei schmalen Kragen und Capuchon ist sehr zierlich, praktischer vielleicht die große Rotunde mit oder ohne Pelerine. Weniger geeignet für phantastische Veränderlichkeits-Gelüste erweist sich wieder die Kopfbedeckung, die ganz bestimmte Bedingungen zu erfüllen hat und nur zwischen der den Kopf fest umschließenden Kappe, dem zierlichen Häubchen, das allerdings die Haare nicht völlig bedeckt, und einer Art Hut, der mehr gegen die Sonne als das Wasser schützt, variirt. Dagegen ist als Stoff die unschöne, schwere Wachsleinewand verschwunden, an deren Stelle leichte, in hübschen Farbentönen vorhandene wasserdichte Gewebe treten. Manchmal wird dem Allen der Hut aus grobem Stroh vorgezogen, zum Kostüm passend mit Tresse garnirt; es kommt bei der Wahl einzig darauf an, ob die Badende sich mehr oder weniger dem nassen Element aussetzen gedenkt. Ebenso läßt sich für die Fußbekleidung kein bestimmter, unter allen Umständen passender Rath ertheilen, hier ist die Beschaffenheit des Strandes ausschlaggebend. Am leichtesten haben es die Kinder, deren zierliche Figürchen und rosige Glieder das Badekostüm nicht als nothwendiges, oft sehr gewagtes Uebel zu fürchten brauchen. Ein kurzes Höschen mit der unter einem kurzen flachen Volant angesetzten Taille aus gestreiftem Wollstoff genügt vollständig; schmale weiße Litze putzt das Ganze.

Das Badekostüm ist nun zwar ein sehr wichtiger Factor, aber die Sorge für die Tagestoilette daneben nicht kleiner. Daß der Aufenthalt an der See alle zarten, feinen Farbentöne wie Rosa, Hellblau, Lila ausschließt, ist bekannt; — Roth, Weiß, Ecrufarben und Marineblau sind fast die einzigen Farben, welchen die scharfe, salzhaltige Luft nicht schadet. Zur Reise und ev. für die kühleren Tage bleibt ein Kostüm aus Beigestoff immer das Geeignetste, für die Hitze Zephyr oder Leinen in Weiß und Roth oder Roth und Blau und daneben das sogenannte Complet Lawn-Tennis aus weißem oder gestreiftem Flanell. Die eigentliche kokette Eleganz kommt des Abends im Casino zu ihrem Recht, wo sie nachholen darf, was sie am Tage an Caprice versäumen mußte. Doch darf auch hier eine gewisse Grenze nicht überschritten werden, — die vornehme Frau vergißt nie, daß sie sich in einer mehr oder weniger vom Zufall bunt zusammengeführten Gesellschaft befindet, der gegenüber sie sich eine gewisse Reserve auferlegt, und sie findet es z. B. wenig angemessen, auf einer Réunion in einer Balltoilette zu erscheinen, wie sie dieselbe zu einer geladenen Gesellschaft ausschließlich ihrer Gesellschafts-Sphäre tragen würde. Ein gesticktes schwarzes Tüllkleid auf farbiger Seide und ein weißes Spitzenkleid mit halbhohem Ausschnitt und halblangen Aermeln genügt in den meisten Fällen. An Hüten sind der canotier, ein runder weißer Schutzhut aus Spitzen und eine kleine Capote hinreichend, um selbst in den elegantesten Modebädern durchaus chic zu erscheinen. Nicht zu vergessen ein langes Cape, aus hellgrauem Molleton oder Tuch, mit farbiger Seide gefüttert, das am Tage wie am Abend vortreffliche Dienste leistet. Dem Cape wird oft eine kürzere Pelerine oder ein Capuchon hinzugefügt.

B. d. G.

— Beim besten Willen kann die Mode den Badekostümen nicht viel anhaben. Wie sie es auch alljährlich versucht, auf diesem Gebiet ihr kokettes Spiel zu treiben, immer wieder kehrt verständige Zweckmäßigkeit zu den bewährten einfachen Formen zurück, die hier das einzig Richtige sind und bleiben. Ja, wenn das Badekostüm nicht naß würde! Dann wären die kleinen Volants, Rüschen und Puffen, womit die Mode in diesem Jahre dasselbe zu schmücken beabsichtigte, ganz willkommen, aber all diese Herrlichkeiten sind nicht nur unbequem während des Bades, sondern machen beim Verlassen des Wassers einen ganz trostlosen Eindruck. Ein angesetzter Schoß, wie ihn ein

— Die kühleren Abende und die kräftige Seeluft verlangen eine leichte, wärmende Hülle, für welche die schmiegsamen Plaids besonders geeignet sind; dieselben zeigen in diesem Jahre neue Farben- und Streifen-Combinationen, denen sich verschiedenartige Gewebe-Arten wirkungsvoll gesellen. Auf die Feuchtigkeit der Seeluft ist bei der Farbenwahl nicht minder Bedacht genommen, so daß man diesen störenden Einfluß nicht zu fürchten hat. E. A.

— Die herrschende Vorliebe für leuchtende Farben erstreckt sich bis auf die Strandschuhe und Stiefel, die in grellem Roth erscheinen, das durch schwarzen Lackleder-Besatz gedämpft wird. E. A.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

London. — Für die Kleinsten ist die Mode unermüdlich thätig, immer neue kleidsame Formen zu finden, die in ihrer Einfachheit dem kindlichen Alter angepaßt, oft nur durch den Stoff zu kostbar sind. Unsere Vorlage, welche an die Tracht zur Zeit Karls I. erinnert und einem Gemälde van Dycks entnommen zu sein scheint, besteht aus dunkel terracotta-farbener Surah und zeigt den langen eingereihten Rock an einem breiten Stoff-Gurt befestigt, der über ein Mieder aus weißer, goldgestickter Seide tritt; den eckigen Ausschnitt füllt ein Chemisét aus fein gefaltetem lachsfarbenen Batist. Batistrüschen treten aus dem weiten Bauschärmel hervor, der wenig über den Ellbogen reicht. F. A.

* * *

Wien. — Der Trousseau der Gräfin Herbert Bismarck. Mit der Herstellung der ebenso reichhaltigen als prächtigen Ausstattung der Comtesse Marguerite Hoyos, nunmehrigen Gräfin Bismarck, waren ausschließlich einige der hervorragendsten Wiener Firmen betraut worden. Wenn die Wiener Industrie auch an die Lösung großer Aufgaben gewöhnt ist, so lagen doch diesmal eigenartige Schwierigkeiten vor. Erstens mußte der ganze, reichhaltige Trousseau innerhalb drei Wochen hergestellt werden, was bei Toiletten allerdings gleichgültig ist; bei Wäsche jedoch, die, nebenbei bemerkt, ausschließlich mit der Hand genäht ist, und zwar durchwegs in Hohlsäumen und Durchbruch-Leisten, bei feinstem Leinenbatist und Leinwand von batistartiger Feinheit — fällt ein so kurzer Zeitraum schwer in's Gewicht. Eine Unzahl der auserlesensten Arbeiterinnen mußte aufgeboten werden, um diese Kunstwerke der Nadel zu schaffen. Man zählte immer zwölf Dutzend der feinsten Hemden, Beinkleider und Anstandsröcke, je drei Stück gleich gemacht und zwar immer je eine Garnitur übereinstimmend. Allen aber war eine gewisse Einfachheit und Gediegenheit gemeinsam, insbesondere kamen nur echte Valenciennes und feine Durchbruchstickerei, sowie Durchbruchsäumchen in Betracht; die Monogramme waren ziemlich klein. Nur an der farbigen Batistwäsche, die mit Languetten und untergesetzten echten schmalen Kanten, wie schmalem Bändchendurchzug äußerst discret ausgestattet war, wurde der Namenszug: Marguerite mit darüberstehender Krone angebracht, desgleichen an den farbigen Batisttüchern. Diese erschienen in der Minderzahl; dagegen waren, zwei Dutzend feine Gebrauchs-Taschentücher von weißem Batist mit Hohlsaum und kleinem gestickten Wappen abgerechnet, alle die übrigen vielen Dutzende glasartig durchscheinender Batisttücher, Stück für Stück an Garnitur und Namensstickerei verschieden, wie dies gegenwärtig bei eleganten Ausstattungen überhaupt die pièce de résistance ist, auf die man ganz besondere Sorgfalt verwendet. Wir können natürlich unter solchen Umständen auf Einzelheiten nicht eingehen, da jedes Stück ein eigenartiges Kunstwerk war; nur etwa ein Dutzend Tücher stimmte im Ganzen dadurch überein, daß man als Besatz nicht weiße, sondern schwarze schmale Cluny-Spitze verwendet hatte, mit ganz schmalem schwarzen Stickereistreifchen als Ansatz, aber hellem Monogramm; auch einige ganz leichtrosa Batisttücher waren derart ausgestattet. Man sah in der ganzen Wäsche keine andere farbige Ausstattung als rosa, hellblau und wenig lila, auch vielfach weißes Moiré-Band; in denselben zarten Farben waren die Surah-Négligé-Jacken und Schlafröcke gehalten. Eine der Schwierigkeiten der ganzen Ausstattung lag überhaupt darin, sie der zarten, blonden Erscheinung und dem feinen Geschmacke der Braut anzupassen, und in diesem richtigen Individualisiren, in diesem Fernbleiben vom einfachen Aneinanderreihen aller herrschenden Mode-Neuheiten bestand der rühmenswerthe Vorzug dieses Brautschatzes. Sehr gefielen uns Peignoirs aus waschechtem indischen Foulard mit bräunlichen Valenciennes-Spitzen und crèmefarbenem Moiré-Band als Besatz, ebenso bequem und elegant wie praktisch in der Form; ferner Anstandsröcke aus gekrepptem seidenen Unterkleiderstoff mit breitem Valenciennes-Volant, eng und doch äußerst elastisch den Körper umschließend. Die Nachthemden boten besonders hübsche, neue Formen; sie waren ausschließlich in Shirting und Baumwollenbatist gearbeitet, während im Uebrigen nur Leinen zur Verwendung kam; die Sommer-Nachthemden zeigten kleinen viereckigen Ausschnitt und Seitenschluß, besetzt mit sehr schönen Durchbrucheinsätzen, oder einen sehr discreten en cour-Ausschnitt. Von den stärkeren Nachthemden gefiel uns am besten die „Valerie-Façon", die Lieblingsform unserer Kaisertochter, ohne jeden Besatz außer breiten Säumen mit Hohlnaht und unterlegtem Seidenbande. Die Schlafröcke, die in übergroßer Anzahl vorhanden, bringen die reizendsten, abwechslungsreichen Formen mit äußerster Bequemlichkeit vereint zur Geltung, darunter ein saut de lit aus weißem Flanell-Musselin in breit übereinander zu schlagender Kapuzinerform. Aus Flanell-Musselin (Boliva) war die ganze Winterwäsche hergestellt, garnirt mit einfachem Languetten-Abschluß. — Im Allgemeinen ist ein Streben nach Einfachheit vorhanden, zumeist aber bei Tisch- und Bettwäsche, die in „hinreißender" Qualität, aber ganz ohne Besätze gefertigt war, kunstvoll gestickte Monogramme und Doppelwappen abgerechnet. Letzteres mustert auch fortlaufend das ganze Tischzeug, welches daher — als erst unlängst bestellt — noch ziemlich lange Zeit bis zur Fertigstellung brauchen wird.

Unter der großen Zahl der Toiletten befinden sich wahre Wunderwerke eines, bei aller Pracht, einfach-malerischen Geschmackes; den Hauptplatz nahmen zwei für den Gebrauch bei Hofe bestimmte Toiletten ein. Die eine derselben aus einem prächtigen Gewebe von perlmutterfarbig schillerndem Moiré mit leicht ombrirten, fast meterbreiten Streifen in lichtestem Corail und Grün, die Farben jedoch nur changirend angebracht, und zwar so, daß der Stoff im Ganzen crèmeweiß erschien und das Farbenspiel nur bei der Bewegung zur Geltung kam; kostbare Goldstickerei, in Relief mit Goldbändern ausgeführt, Points und beige Changeant-Sammet garniren diese Prachtrobe. Die zweite Toilette dagegen ist überaus jugendlich aus korallenrosa Sammet und Gaze, welche die Taille bildet, zusammengestellt; ein prächtig natürlicher, leuchtender Kirschenzweig belebt das Ganze.

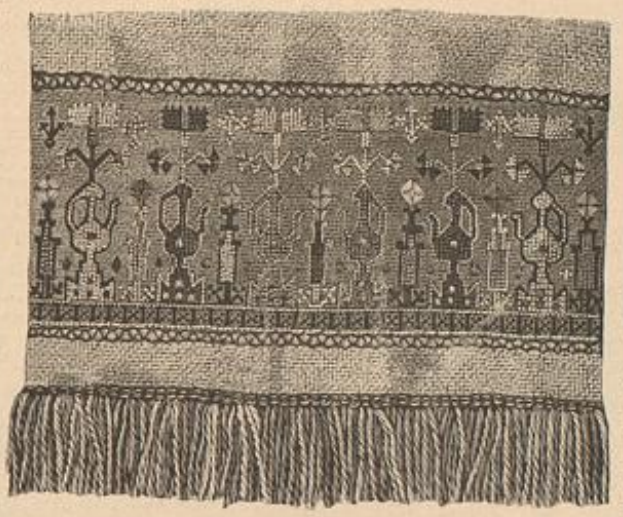
Ein seltenes Prachtstück war ein kleineres Camail-Mäntelchen aus grün-lila changirendem Moiré mit Stickerei in Metall-Bouillon in gleichen Farben und Gold, ein überaus zartes und reiches Kornährenmuster darstellend. Gebauschte lila Seidengaze fiel, eine doppelte Pelerine bildend, darüber und war mit einer Boa-Rüsche von lila Straußenfedern mit grünen Endspitzen, am Halse und vorne herab abgeschlossen; der Reiz des wechselnden, wogenden Farbenspieles an diesem Camail läßt sich schwer beschreiben. Ein zweites Camail von schwarzem Tüll zeigte Stickerei von Jet-Pailletten. Interessant war auch die Anordnung der unerläßlichen schwarzen Abendtoilette aus peau de soie, deren oberer Theil bis zu den Hüften jedoch aus schwarzem crêpe de Chine bestand, mit dem zweiten Stoff durch Stickerei in japanischen Börtchenmustern verbunden und mit Seiden-Marabouts garnirt; die Form der halb ausgeschnittenen Blusentaille mit halblangen Puffärmeln ist die denkbar einfachste. Zwei grobfädige russische Blusenkleider, eines mit antiken Goldborten-Besätzen und Medaillon-Stickereien, das andere mit Goldborten und lederfarbigem Tuchbesatz, waren ebenso originell als schön; ein weißes Seiden-musselin-Kleid erschien mit Strohgrelot-Borte garnirt, ein ganz einfaches schräggestreiftes Foulard-Kleid nur mit Stehplissé-Bluse in sehr fescher Form, ohne alle Garnitur. Schließlich müssen wir noch eines reizenden weißen Loden-Kostüms gedenken, mit kurzem Jäckchen und großen Directoire-Revers, auch ohne Garnitur, dazu eine lindengrüne Tuchweste mit Goldknöpfen und rosa Musselin-Jabot; die kurze, rundgeschnittene Westentaille fiel am Rücken wie ein Gürtel in leichte Querfältchen, das Ganze gefiel durch überaus reizende Einfachheit. — Den Roben waren entsprechende Hüte assortirt, unter denen zwei ganz gleiche, nur in der Farbenstellung verschiedene Lamballe-Hüte von Amour-Stroh, einer weiß mit Hellblau, der andere schwarz mit Gelb arrangirt, durch Originalität hervorragten; eine Echarpe mit plissirtem Volant aus Seidengaze legte sich um den niederen Hutkopf, und hochstehende Federn nebst einer Guipure-Spitzenschleife mit hochstehenden, drahtgesteiften Enden bildeten die Garnitur. Einige der unerläßlichen winzigen Capoten, welche auch die jüngsten verheiratheten Damen neuerdings nicht entbehren können, waren meist mit „Fühlern" aus den kostbaren, grünschillernden Federn des Sammet-Vogels und mit Reiherstutz garnirt. Einige der schönsten Brillanten ihres Besitzes pflegt gegenwärtig jede feine Dame zwischen den Federn und Blumen ihrer kleinen Capote auf schwankenden Spiralstielen zu befestigen, oder mit einer köstlich blitzenden Agraffe den Knoten einer Schleife des Hütchens niederzuhalten; sonst aber tritt das Bestreben zu Tage, möglichst wenig Schmuck anzubringen, besonders einen schönen Hals freizuhalten.

Diese schöne und kostbare Ausstattung hat jedenfalls vor mancher anderen den Vorzug voraus, daß seine Besitzerin sicher nicht ein Stück davon als schlecht gewählt und unkleidsam wird bei Seite legen müssen — wir empfehlen jeder Braut, in gleicher Weise für ihre Eigenart zu wählen, dadurch wird auch der einfachste Brautschatz erst zur wahren Kostbarkeit sich gestalten. Natalie Bruck.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 40. Orientalische Stickmuster. Persien, XVIII.—XIX. Jahrhundert. Die Ornamentik persischer Leinenstickerei gefällt sich in reichgegliederten Bäumchenformen, deren dichtgedrängte Muster in strenger Stilisirung vorzugsweise Thiere und Pflanzen, ja selbst Geräthschaften aufweisen. Als besondere Eigenheit derartiger Stickereien, von welchen die vorliegende Tafel drei charakteristische, unserer



Sammlung entnommene Borten, in Typen übertragen bringt, ist der farbig mitwirkende Grund, sowie die ungemein feine Ausführung mit bunter Seide hervorzuheben. Von letzteren Merkmalen läßt sich jedoch ohne Nachtheil für die Wirkung der Arbeit absehen; auch auf groben Cuba-Stoff, oder Wollcanevas übertragen, sind unsere Vorlagen in Kreuz- und Zopfstich, mit Stickbaumwolle, Leinengarn oder persischer Waschwolle herzustellen. Wie die Abbildung zeigt, schmückt den dunkelrothen Cuba-Stoff, welcher dem gelblichen Leinen der Servirtisch-Decke angefügt erscheint, in kräftiger Ausführung die Borte Nr. 2, deren Muster in der Mitte umschlägt.

Einfache bunte Passementerie-Franze in den Farben der Stickerei schließt unten den schmalen Leinenrand ab. Empfehlenswerth ist die Anwendung gehäkelter oder genähter Guimpe an Borte und Leinen, um das nur durch Anschnüren befestigte, dunkle Einsatzstück vor der Wäsche rasch und mühelos von der Decke lostrennen zu können.

J. F.

— Venetianische Filigran-Arbeiten haben von jeher einen großen Reiz ausgeübt durch die Zierlichkeit ihrer feinen Muster, deren Blumen und Blätter gleich Spitzen wirken. Seit langer Zeit hat man sich denn auch bemüht, diese interessante Arbeit den häuslichen Kunstfertigkeiten zuzugesellen, und schon mehrfach haben wir unsere Leserinnen die Ausführung mannigfacher Vorlagen in Gestalt von Kästchen, Schnallen, Blumensträußen, Schmetterlingen u. dergl. gelehrt. Der künstlerische, wirkungsvolle Schmuck läßt sich, mit eigener Hand gearbeitet, verhältnißmäßig wohlfeil herstellen und weicht stets von den hergebrachten Ausstattungen ab, selbst wenn er nicht so correct gearbeitet ist wie die Verzierung des dargestellten Pompadours. Dieser, aus schwarzem Plüsch, 18 cm hoch, 30 cm weit, gefertigt, ist oben mit einem sogenannten Revolver-Verschluß versehen, der sich dehnen läßt, und wird an doppelter starker Seidenschnur getragen. Das der vorderen Seite aufgelegte Ornament in Gold- und Silberdraht-Filigran mißt 15 cm Höhe ohne die goldenen, durchbrochenen Bällchen, welche den 3 cm langen freiliegenden Zacken eingehängt sind. Die Vertheilung von Silber- und Golddraht, welch letzterer in dem mittleren Blattornament vorwiegt, geht deutlich aus der kleinen Darstellung hervor. Durch die Verfertigerin, Fräulein Maria Hahn, Dresden-A. (siehe Bezugsquellen) sind nicht allein die verschiedensten Schmuck-Gegenstände, auch Kränze für Gold- und Silberbräute, zu beziehen, sondern auch das gesammte Material und naturgroße Muster zum Nacharbeiten. Eine Verzierung für einen Buchdeckel wird die technische Nummer vom 14. August bringen. E. F.

— Die Vorliebe für Spitzen, sowohl echte wie Imitationen, macht sich nicht allein bei den Toiletten, sondern auch auf dem Gebiet der Handarbeiten geltend. Mit Tüllgrund gewebte Spachtel-Stickerei erscheint neuerdings reich durch farbige Ausnäh-Arbeit verziert und in mannigfaltiger Weise zur Ausstattung von Decken aller Art angewendet, sowie als selbständige Decken. Die Musterung zeigt meist die Formen des beliebten Rococo-Genres, und die mit Filoselle-Seide ausgeführte Stickerei ist dementsprechend in zarten Farben, leicht mit Gold gemischt, gehalten. Ein farbiges Seidenfutter läßt die Musterung häufig noch besser zur Geltung gelangen. E. F.

Bezugsquellen: Besätze aus goldgestickter Cretonne: M. Levin C, Hausvogtei-Platz 1. — **Sommertoiletten:** J. Landauer W, Leipzigerstr. 19, Confections-Bazar von A. Rosenthal W, Jägerstr. 29—31. — **Badeanzüge:** J. Henel, vorm. Fuchs, Breslau, Am Rathhaus 26. — **Toiletten** aus dem Trousseau der Gräfin Hoyos: E. u. G. Spitzer, Wien I, Kärnthnerring 12. — L. u. H. Lauser, Wien I, Giselastr. 4. — **Hüte:** Cs. Haala, Wien, Führichgasse 6. — **Wäsche:** M. Jaegermayer, Wien, Kärnthnerstr. 38. — **Filigran-Arbeiten,** Material und Vorlagen: Marie Hahn, Dresden-A., Serrestr. 3.

Redactions-Post.

Abonnentin in Rostock. — Die Erhöhung unserer jährlichen Nummerzahl von vierundzwanzig auf sechsundzwanzig unter Fortfall der üblichen Druckpausen denken Sie sich sehr leicht durchführbar. Wenn Sie wüßten, wie sehr wir uns auf diese Pausen freuen, in denen wir uns vom Correcturen-Lesen erholen — durch Manuscripte-Lesen! Gönnen Sie doch den Autoren das Vergnügen einer nur so ermöglichten schnelleren Entscheidung über das Schicksal ihrer schriftstellerischen Erzeugnisse!

Abonnentin in einer Seestadt. — Einem Manne, der sich aus dem Handwerkerstande zur Wohlhabenheit heraufgearbeitet hat, in späteren Jahren zu einer gewissen Bildung verhelfen, ist keine leichte Aufgabe. Anstalten für diesen Zweck giebt es nicht. Am wirksamsten würde nach unserer Meinung anregender Privat-Unterricht durch einen seminaristisch gebildeten Elementar-Lehrer sein. Zeigen sich Neigungen für bestimmte Fächer des allgemeinen Wissens, so sind diese natürlich besonders zu berücksichtigen.

Frau M. H. in Memel. — Ihnen über Erwerb im Hause Rath zu ertheilen, sind wir außer Stande, da uns jeder Anhalt für Ihre Leistungsfähigkeit fehlt. Abschriften sind wenig lohnend und werden meist am Wohnsitz des Autors angefertigt, und auf dem Gebiet der Handarbeiten muß man sich bei der wachsenden Concurrenz, um durchzudringen, zunächst ein Special-Gebiet zu schaffen suchen, dessen Wahl eben von Ihren natürlichen Anlagen abhängt, die wir nicht kennen.

Martha G. in Berlin. — Wenn Sie sich über das Wesen der Elektricität und ihre Anwendung unterrichten wollen, empfehlen wir Ihnen das soeben im Verlage von A. Hartleben, Wien, erschienene Buch: Die Elektricität. Eine kurze und verständliche Darstellung der Grundgesetze, sowie der Anwendungen der Elektricität zur Kraftübertragung, Beleuchtung, Galvanoplastik, Telegraphie und Telephonie. Für Jedermann geschildert von Th. Schwartze, E. Japing und A. Wilke, bearbeitet von Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit 156 Abbildungen.

Eine Gegnerin der Tischreden in Karlsruhe. — Ein Mittel gegen langathmige Tischreden wissen wir leider nicht anzuführen, es müßte sich denn ein alter, längst vergessener Brauch wieder auffrischen lassen. Im Breisgau herrschte noch im vergangenen Jahrhundert bei Hochzeitsfesten die Sitte der Strohrede. Dem Brautzuge schritt derjenige Freund voran, welcher zum Ehrenamt des Strohredners ausersehen war, mit einem strohumflochtenen, wachsumgossenen Span in der Rechten; dann kamen zwei zu zwei die sechs nächsten männlichen Verwandten der Braut mit brennenden und mit Blumen bekränzten Fackeln, sodann die Braut mit der Brautmutter und der „Ehrenwächterin", endlich der Bräutigam allein, mit dem grünen Junggesellenkranz in der Hand, und die übrigen Gäste. Auf ein gegebenes Zeichen wurde im Festsaale der Span des Strohredners entzündet. Seine Ansprache durfte nur so lange dauern, als der Span brannte. Die längste Frist betrug eine Viertelstunde, da die Flamme an dem leichten Wachsüberzug nicht länger zu zehren hatte. Weitere Reden durften nicht gehalten werden.

B. N. in Wien. — Die Geschichte der Visiten-Karte ist noch nicht geschrieben, aber sie ist eine verhältnißmäßig junge. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb man seinen Namen mit Kreide an die Thüre der Abwesenden, denen der Besuch galt. In vornehmen Häusern zeichnete man sich in eine Liste des Portiers ein. Das Mitsichführen geschriebener und später gedruckter Karten ist ein praktischer Brauch, der auf einen Einfall zurückführbar, an mehreren Orten zugleich aufgekommen sein mag. Die Form der Visitenkarte ist der wechselnden Mode unterworfen, die zur Zeit die Bristol-Karte mit möglichst mikroskopischen Lettern bevorzugt.

Gertrud K. in Würzburg. — Der Werth der tadellosen Perle ist ungefähr dem des Diamanten gleich und dürfte im letzten Jahrzehnt eher gestiegen als gefallen sein. Der Schah von Persien besitzt eine solche, die von einem seiner Vorgänger am Ende des sechzehnten Jahrhunderts für 3,375,000 Francs von einem französischen Reisenden gekauft wurde. Die Prinzessin Yussupow hat eine Perle, die im Jahre 1620 durch Philipp IV. von Spanien für 80,000 Ducaten erworben wurde und heute auf 1,125,000 Francs geschätzt wird. Papst Leo XIII. fand in der Hinterlassenschaft seines Vorgängers eine Perle im Werth von 500,000 Francs, und das berühmte Collier der Kaiserin Friedrich, aus 32 Perlen bestehend, taxirt man auf 875,000 Francs.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blooker's holländ. Cacao

die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).

☛ **Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:**

In meinem Verlage erschien soeben u. ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Gedichte von **Carden de Sede**
Gott, Natur u. Menschenherz.
Preis eleg. brosch. M. 1.50; in Calic. geb. m. Oldschn. M. 2.50.
München. **Jos. Seyberth,** Verl.- u. Sort.-Buchh. u. Antiq.

Neue Vorlagen für
Brandmalerei.
Haus- und Küchengeräth. Von M. Laudien. 6 Bl. fol. 6 M.
Tische u. Stühle. Von M. Laudien. 6 Bl. gr. fol. 7 M. 50 Pf.
Blumen und Vögel. Von M. von Langen. 6 Bl. gr. fol. 6 M.
Gnomen. (Figuren u. Gruppen). Von C. Wiederhold. 6 Bl. kl. fol. 4 M. 50 Pf.
Verlag von
E. Haberland in Leipzig.

Praktischeste Schnittmusterwerke.
Für
Fleissige Hände
von Frl. **Ehninger** und **Lutz.**
I. Anleitung und Muster zur Herstellung von **Leib- und Bettwäsche.**
II. Anleitung u. Muster z. Herstellung von **Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1–5 J.**
III. Dasselbe **für Kinder von 6–12 Jahren.**
— Jeder Teil — in schöner Mappe mit 70—80 Mustern in natürl. Größe ausgeschn.
Zu beziehend. d. Verlagsbuchh. **R. Lutz, Stuttgart** (Hölderlinstr. 2) oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes.
Preis jeden Teiles M. 3.50, nach auswärts franco M. 3.80.

Bronzemalerei Farben, Materialien, Stoffe, Arbeitskasten, montirte und aufgez. Gegenstände. Preisliste und Anleitung frei.
VIETOR'sche Kunstanstalt, Wiesbaden.

Wer Filigran-Material gut und billig kaufen will, verlange Preisl. Bei Bestell. unentgeltl. gedr. Anleit. Prachtvolle Blumen-Arrangements, Hüte, Ball- u. Nippsachen. — Brautkränze. — Nur **Dresden, M. Hahn,** Serrestraße 3.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Unterricht in der Holzschnitzkunst ertheilt **Emmy Schmidt,** Teltower Str. 9, III.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 26 u. M. 31.
PATENT BRENNAPPARAT **Mk. 6,50.**
Gustav Fritzsche, Leipzig,
König. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.** **Illustr. Familienblatt,** bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas illustr. Geschichte d. Musik. Preis ½jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.**— Man abonniert bei je-d. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probo-Nummern gratis u. franko durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**
Neue Musik-Zeitung.

HOHENZOLLERN-GALERIE 9 Vorm. — 10 Ab. Lehrter Bahnhof
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890 —
1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.

Das neueste in
Verlobungs-Anzeigen,
Hochzeitseinladungen, Visiten- und Gratulationskarten
liefern in hocheiner Ausführung.
Hill & Klein, Barmen.
Muster stehen leihweise zur Verfügung.

Franz Schwarzlose's Haarfeind
ist das einzige und auf der Stelle absolut unfehlbar wirkende **unschädliche** Mittel, das alle überflüssigen und häßlichen Haare im Gesicht oder auf den Armen der Damen sofort schmerzlos entfernt.
Büchse 2 Mark.
Zu beziehen nur von
Franz Schwarzlose, Berlin, Leipzigerstr. 56 u. d. Colonn.

Seide. **Seiden-Foulards** und Seidenstoffe jeder Art v. **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meter versendet in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Sämmtliche **Lawn-Tennis** Utensilien
Crockets Crickets

Luftkegelspiele, Turngeräthe.
E. H. Schütze.
Kochstr. 35. **Berlin SW.** Kochstr. 35.
Illustr. Preislisten gratis.

Man verlange gegen vorherige Einsendung von 20 Pf. in Marken aller Länder illustr. Preisliste über Prachtfinken, sahme, sprechende Papageien, Affen, Gewölfe, sowie Möbel aus Geweihen. Grösste Auswahl zu Geschenken passend für Thier- und Naturalienliebhaber
H. Kumss, Weltversandtgeschäft.
Warmbrunn i. Schl.

Badeeinrichtung für 44 Mark. Prospect gratis. **L. Weyl,** Berlin 41.

Stickerei
Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei besorgt von Fräulein
J. Neureuther
v. d. Tannstr. 7
München.
Billige Preise. Prompte Versendung

PARFUMERIE
REGINA
Berühmtes Parfum
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Ersatz für Seife
Mand., Gurken, Rosen, Veilchen-Emulsionen
Bar- fümerie **Hort. de Goupy,** Berlin C. Sophienstr. 25
Spec. Haut-, Körper- und Schönheitspflege.

Glasey-Nachtlichte,
weltberühmt seit 1868, 6 mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1883 *„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung".*
Ueberall vorräthig.

Hemdentuch!!
Seit Jahren versende franco gegen Nachnahme eine ganz **vorzügl. Qual. Hemdentuch** in 30 m-Stücken à m 45 Pf. Durch den enormen Umsatz ist es mir jetzt möglich geworden, das m schon **mit 42 Pf.** zu verkauf.
Neulewin (Oderbr.). **W. Lorenz.**

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. von Keller, Berlin, W, Flottwellstraße 17, III.

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln
ertheilt Fräulein **Martiny, Berlin,** W, Steinmetz-Str. 21, I.

Unverfälschte Seidenstoffe.
Specialitäten in Schwarz, reinste Färbung, garantirt solid, **porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.**
J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**
also aus erster Hand in jedem Maaß zu beziehen Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten

Wichtig für Hausfrauen!
Zur Einmachezeit
empfiehlt sich als bestes und billigstes Versüssungsmittel die Anwendung von
Saccharin
(300 mal so süss wie Zucker).
Ausgezeichnet für Kompott, Obstmus, Fruchtsäfte etc., die, mit Saccharin versüsst, einen angenehmen, rein süssen Geschmack erhalten, sowie vorzüglich bekömmlich und haltbar sind.
Gebrauchs-Anweisungen und Proben durch
Fahlberg, List & Co.,
Saccharinfabrik
Salbke-Westerhüsen a. Elbe.

Sämtliches Material zu **Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc.** empfiehlt die Fabrik von **Josepha Theben, Heidelberg.** Handarbeitslehrerinnen und Wiederverkäufern Vorzugspreise. **Preisliste gratis.** Sortiment zum Erlernen nebst Anleitung franko gegen M. 1.20.

Edelweiss-Brochen,
hocheleganz aus Silber, versende franko gegen Einsendung von 1,25 M. per Stück, 6 Stück zu 6,50 M. franko.
August Kazmeier,
Ulm a. D.

BLEICHSUCHT.
„Dreitheiliges Eisenmittel"
— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.
— Prospecte gratis. —
Sternapotheke, Münster i. W.

Paris GESICHTSHAUT Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÄLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
J. N. LAHNER & Cie. 13 St-Louis, 13

ECHTE
No. 4711

Die Beste
EAU DE COLOGNE
vorräthig in den meisten feineren Parfümerie-Geschäften.
Man beachte auf jeder Flasche die
No. 4711

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Musterblätter
für
künstlerische Handarbeiten.

Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
III. Sammlung (25.—36. Blatt).

12 farbig ausgeführte Musterblätter. Klein Quart-Format. — In Mappe. Preis 3 Mark.
Preis einzelner Blätter, siehe nachstehendes Verzeichniß, 40 Pfennig.

25. Lederschnitt mit farbiger Bemalung. Moderne Arbeit.
26. Aufnäh-Arbeit. Spanien XVI. Jahrhundert.
27. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
28. Flechtenstich-Stickerei. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
29. Blumenstickerei. Moderne Arbeit.
30. Flachstickerei. Italien XVII. Jahrhundert.
31. Flach- und Plattstich-Stickerei. Moderne Arbeit.
32. Flechtenstich- und Flachstickerei. Spanien XVII. Jahrhundert.
33. Slavische Buntstickerei. XVII.—XVIII. Jahrhundert.
34. Südslavische Stickmuster. Bulgarien XVIII.—XIX. Jahrhundert.
35. Cretenser Stickerei. Griechenland XVIII. Jahrhundert.
36. Orientalische Stickmuster. Persien XVIII.—XIX. Jahrhundert.

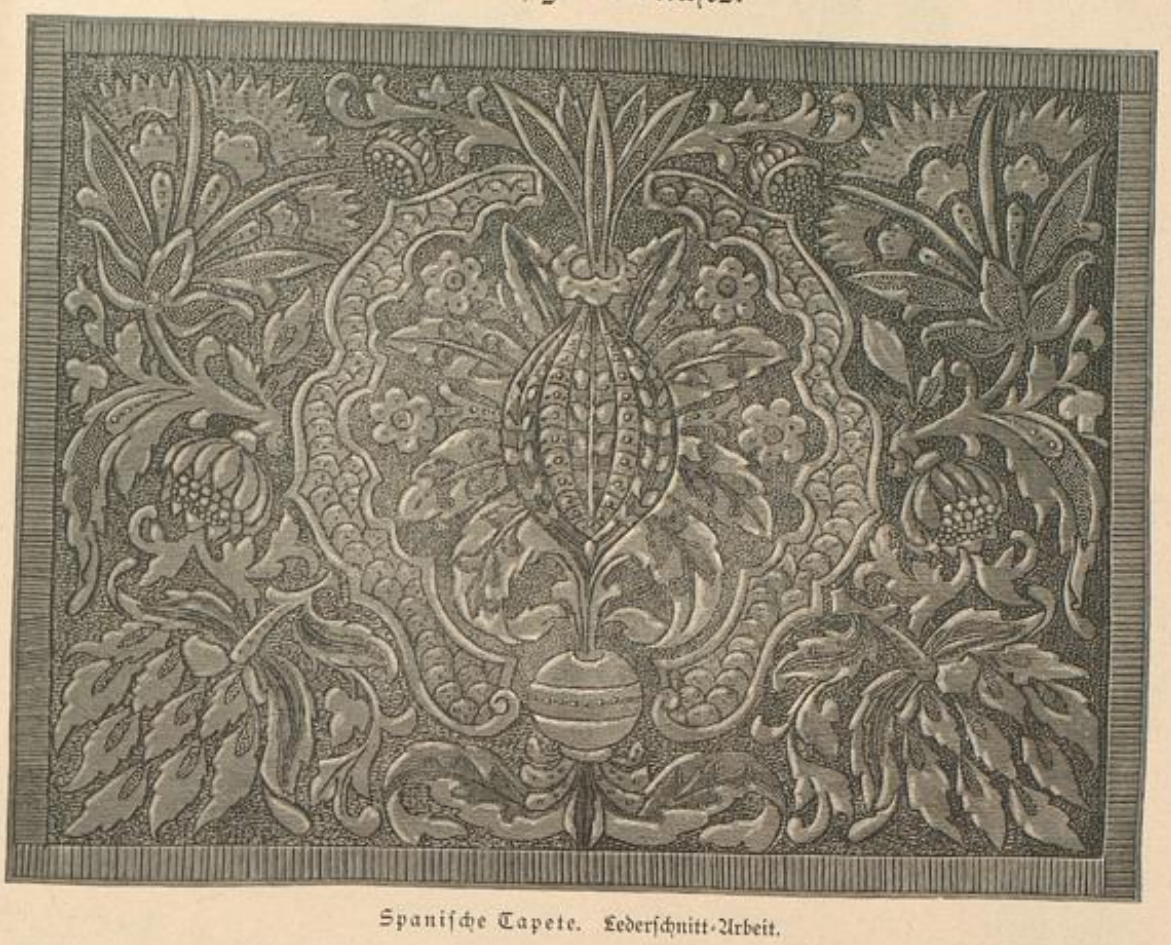
Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

14. August 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 16.

Kunstgewerbliches.



Spanische Tapete. Lederschnitt-Arbeit.

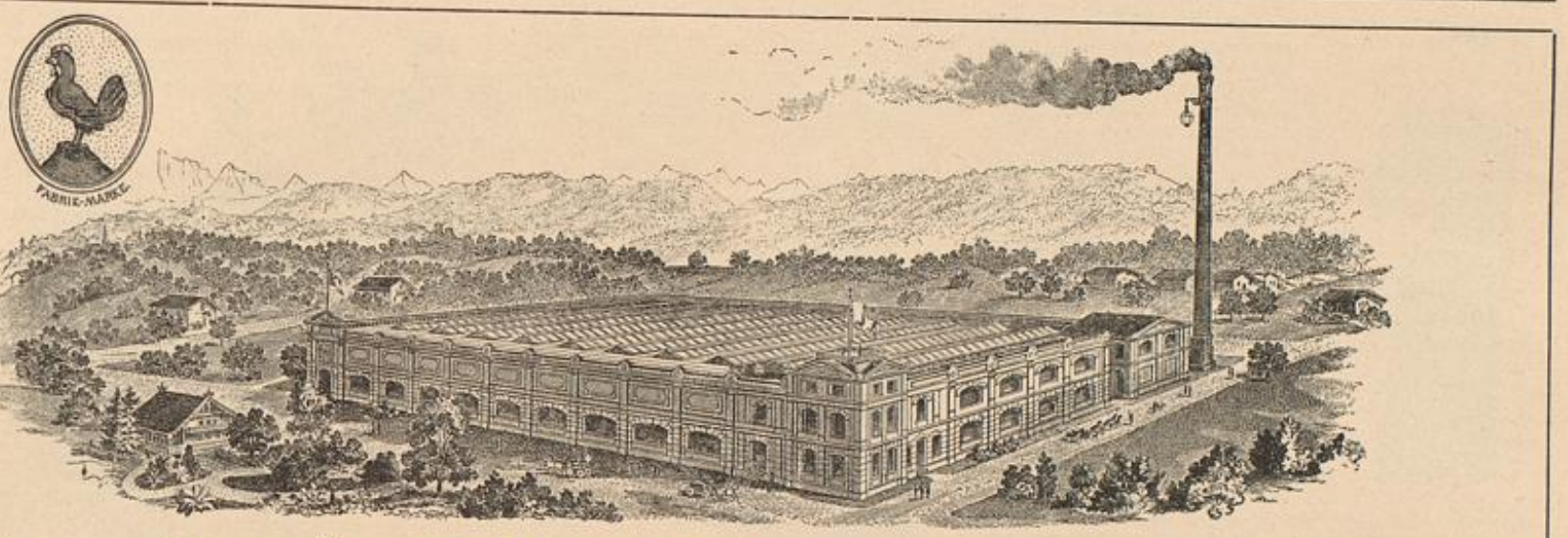
Mit Recht erfreuen sich die Lederschnitt-Arbeiten der allgemeinen Gunst, gleichviel ob es sich um irgend einen kleinen Gebrauchs-Gegenstand handelt, den der Dilettant verzieren kann, oder um Vorlagen, welche die geübte Hand des Künstlers beanspruchen. Bei dieser Technik dürfen wir von einer Kunst reden, denn neben der rein mechanischen Wiedergabe der Zeichnung und einer mehr oder weniger vollendeten Ausführung sind gewisse Einzelheiten vorhanden, die künstlerisches Verständniß verlangen, um die richtige Wirkung zu erzielen. Ganz besonders trifft dies zu bei einem Zweige des Lederschnittes, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, große Flächen zu decoriren, und hierzu die alten, vornehmlich spanischen Ledertapeten zu Vorbildern wählt. Ein Bossiren findet hier kaum statt, noch weniger ein Unterscheiden der Contouren; das Modelliren, soweit es zur Anwendung gelangt, beschränkt sich darauf, das Muster unmerklich über den Grund zu heben, während dieser kräftig mit der Punze bearbeitet wird. Auch innerhalb der Muster-Figuren wendet man die verschiedensten Punzen an oder eine an Kerbschnitt erinnernde Strichmanier, um möglichst Abwechslung und Ausdruck hervorzubringen. Farbe und Vergoldung treten noch hinzu, so dem Ganzen einen eigenartigen Reiz verleihend. Die dargestellte Wandfläche, welche neben den geschnittenen Contouren nur die Anwendung der verschiedensten Punzen zeigt, ist der 7. Lieferung des in unserem Verlage erscheinenden Werkchens „Häusliche Kunst“ entnommen, welches die eingehendste fachgemäße Anleitung zur Ausführung der verschiedenen Arten des Lederschnittes bietet.

E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Mit der jüngst im einundachtzigsten Lebensjahre verstorbenen Dichterin Auguste Kurs ist ein Stück fast vergessenen Berliner literarischen Frauenlebens zu Grabe getragen worden. Als Mitarbeiterin älterer Damen-Journale dürfte sie der jüngeren Generation kaum noch bekannt sein, und die regelmäßige Wiederkehr ihres Namens auf dem Theaterzettel ist in unserer schnell lebenden Zeit früh zur Mythe geworden. Bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. war sie der Prologe dichtende Hausgeist der kgl. Theater, deren patriotische Muse die Geburtstage unserer Hohenzollern verherrlichen half. Kaiser Wilhelm II. hat mit dieser Sitte bald nach seinem Regierungsantritt gebrochen; seitdem war auch Auguste Kurs, die früher namentlich in den Trowitzsch'schen Volkskalendern ein ebenso regelmäßiger, wie gern gesehener Gast gewesen, völlig von der Oeffentlichkeit zurückgetreten.

Frankfurt a. M. — Eine berühmte Liebesgeschichte, die vor 120 Jahren gelebt wurde, war auf der am 16. Juli eröffneten Werther-Ausstellung in Acten-Stücken und Reliquien veranschaulicht und lebendig gemacht. Am 25. Mai 1772 hatte sich Goethe, der junge Frankfurter Advocat, in die Matrikel des Reichskammer-Gerichtes zu Wetzlar eingeschrieben; am 9. Juli lernte er Charlotte Buff kennen; am 10. September verließ er blutenden Herzens die Geliebte; am 30. September endigte Karl Wilhelm Jerusalem sein unbefriedigtes Dasein durch einen „tödtlichen Schuß“, und im September 1774 erschien in Leipzig das Buch „Die Leiden des jungen Werther“. Die Ausstellung brachte in reicher Zahl Autographen, Bildnisse, Schattenrisse der Persönlichkeiten, die in Goethes Werther-Episode eine Rolle spielen. Daran schlossen sich Ansichten der Oertlichkeit, an die das Liebes-Idyll Goethe-Werthers im Sommer 1772 anknüpft. Den Beschluß machte die Dichtung selbst, die in den alten Ausgaben, Nachdrucken und Uebersetzungen vorlag, nebst einer nahezu vollständigen Sammlung von Wertheriaden, sowie einer interessanten Reihe von Illustrationen. Den Hauptstock der Ausstellung bildete ein Theil der reichen Autographen-Sammlung des



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Mösterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich** versendet gern Muster von seinen echten Seidenstoffen an Jedermann, und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und zollfrei in's Haus.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei
sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und **Unverstellbar**
Neu! Zusammenlegbare Neu!
Costümfiguren
sind zusammengelegt nur 12 cm hoch
Neu! Stoffbüsten
und **Rohrfiguren** mit **Stoffbüsten**
in neuester Form (lange Taillen).
Jedermann verlange den neuen Illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von
Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth**, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Clavier- u. Gesangstund. ertb. Lehrerin m. best. Ref. **Jindel**, 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

VIETOR'sche Kunstanstalt Wiesbaden.
Beste Bezugsquelle für **vorgez., angef.** und **fertige Handarbeiten jeder Art** und alle Materialien. **Zeichnungen** auf Stoffe. **Entwürfe und kunstgew. Arbeiten.**

HOHENZOLLERN-GALERIE **9 Vorm. — 10 Ab.** Lehrter Bahnhof
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. —
1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13. II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

BLEICHSUCHT.
„Dreitheiliges Eisenmittel“
— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend,
empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.
— Prospecte gratis. —
Sternapotheke, Münster i. W.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oberhofmeisters Freiherrn v. Donop zu Weimar, zu dem Ergänzungen aus dem Archive und der Bibliothek des freien deutschen Hochstifts hinzugetreten waren.

Wien. — Die goldene Salvator-Medaille ist soeben, zum dritten Male seit ihrem Bestehen, an eine Dame verliehen worden. Frau Hofräthin Aurelie Obermayer nahm diese Auszeichnung in feierlichem Act auf dem Rathhause aus den Händen des Vice-Oberbürgermeisters Dr. Richter entgegen, der ihrem Wirken auf dem Gebiete der Waisenpflege und anderer humanitärer Bestrebungen ehrende Worte der Anerkennung widmete.

London. — Das englische Hofmarschallamt ist wieder einmal in der peinlichen Lage gewesen, die Vorstellung einer Dame bei Hofe auf Grund nachträglich eingelaufener Recrimnationen für nichtig erklären zu müssen. Die Veröffentlichung dieser Annullirung erfolgte, wie gewöhnlich, in der „Gazette". Dabei ist der hohen Behörde das Unglück passirt, die betroffene Dame einfach als Lady Simpson zu bezeichnen, während drei hoffähige Personen dieses Namens existiren. Dadurch ist dem Scandal eine gewiß nicht beabsichtigte Ausdehnung gegeben. Der vorstellenden Dame ist das Recht, bei Hofe zu erscheinen, für zwei Jahre entzogen worden, zugleich aber hat man in Aussicht genommen, in ähnlichen Fällen die Hoffähigkeit überhaupt und für immer abzuerkennen.

— Der durch den Ausfall der Parlaments-Wahlen bedingte Wechsel des Ministeriums könnte im letzten Augenblick scheitern — an einer Etikette-Frage. Die Oberhof-Garderobière der Königin ist stets eine Herzogin. Ueber „Peers" und „Peeresses" gebietet die über die Majorität verfügende liberale Partei in genügender Anzahl, woher aber in aller Eile die fehlende Herzogin nehmen? Gladstone wird sich der Entscheidung der Frage kaum entziehen können, ob die Whigs das Staatsruder ergreifen können, ohne eine auf das Partei-Programm vereidigte herzogliche Oberhof-Garderobière.

Turin. — An der hiesigen Universität wurde dieser Tage ein Fräulein Ida Terracini zum Doctor der Mathematik promovirt. Es ist dies der erste Fall, daß sich eine Italienerin dem Studium der Mathematik widmete; dagegen sind weibliche Doctoren der Medicin und der Jurisprudenz in Italien durchaus keine Seltenheit.

Norfolk. (V. St.) — Hier wurde am 28. Juni in Gegenwart einer großen Zuschauermenge das neue für die Bundesmarine bestimmte Kriegsschiff „Texas" vom Stapel gelassen. Den Taufact vollzog Fräulein Magde Houston Williams von Texas. Sie ist die Enkelin des Generals Sam. Houston, des berühmten Texaners, der durch seinen Sieg über die Mexikaner Texas unabhängig machte. Die junge Dame ist überzeugte Temperenzlerin und setzte es durch, daß der Taufact von ihr nicht mit Wein, sondern mit Wasser vorgenommen werden durfte. Daß Spirituosen selbst in symbolischer Anwendung schädlich wirken, scheint zu den neuesten Glaubenssätzen der an sich gewiß berechtigten Mäßigkeits-Bewegung zu gehören.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Nicht jede moderne Kleiderform paßt für alle Stoffe, auch hier ist sorgfältige Prüfung geboten. Der so hochmoderne, breitgestreifte Stoff wird, wie die Abbildung zeigt, gern in möglichst großen Flächen verarbeitet. Die beiden sich vorn in ersichtlicher Weise überschneidenden Rockbahnen treten hinten in schräger Naht aneinander, dementsprechend sich hier die Streifen im Winkel treffen. In gleicher Weise wie vorn erscheint die Taille auch hinten arrangirt, wo der Schluß einzurichten ist. Sammetstreifen bilden den Stehkragen, den Gürtel und die noch nach hinten übergreifenden Patten auf Taille und Rock.

M. St.

— Der Verlust des gefüllten Portemonnaies ist ein sich nur zu oft begebender Fall, der gewiß schon manche unserer Leserinnen schmerzlich betroffen hat. Um sich dagegen zu schützen, empfehlen wir Allen, das betreffende Object an die Kette zu legen. Eine lange silberne oder stählerne Kette erhält zu diesem Zweck an einer Seite einen Ring, in welchen ein in kräftigem Leder ausgeführtes Knopfloch greift, an der anderen Seite einen Karabinerhaken. Nun läßt man sich vom Sattler in die Rückwand des Portemonnaies eine Metallöse schlagen, zum Eingreifen des Hakens, und befestigt die Kette mittelst des ledernen Knopfloches unsichtbar an einem unter dem Taillengurt angebrachten Knopfe. Nur muß die Kette lang genug sein, um das Portemonnaie bequem in der Tasche bewegen und handhaben zu können. Auch für Schlüssel ꝛc. findet diese Sicherheitskette häufig Verwendung. H. U.

— Neben den ziemlich langen, mehr oder weniger losen Paletots hat auch die etwas kürzere, anschließende Form ihre Berechtigung und viele Anhängerinnen. Sie erhält hauptsächlich da den Vorzug, wo es sich um zierliche Figuren und vor Allem um größere Eleganz handelt. Schwarzer Sammet, wie unsere Vorlage ihn zeigt, wirkt ebenso gediegen wie elegant, um so mehr, wenn ihn abgepaßte, passementerie-artige, schwarze Spitze reich garnirt. Um ihre abgepaßt gewebte Form recht klar darzustellen, ließen wir an dem einzelnen Paletot einen Aermel fehlen. Das für solche Paletots unentbehrliche seidene Futter wird häufig farbig gewählt. M. St.

Wien. — Mit Neugier und Interesse werden die vereinzelt auftauchenden Empire-Toiletten angestaunt, besonders wenn sie so echt sind, wie das der Pariserin Rejone, welche im Ausstellungstheater zu Gaste war. Ihr weißes Tuchkleid mit Queue-de-vison-Besatz und Stickerei in Gold und zartesten Farben hatte ein heliotrop Sammetmieder, von dem durch obere wie untere Verkürzung rein Nichts mehr übrig blieb, und das rückwärts durch eine einzige, abstehende schwarze Schleife geschlossen war. — Im zweiten Acte ihrer berühmtesten Rolle, in „ma cousine", trug sie ein höchst interessantes Paletot-Kleid aus schwarzem, mit Rosen gestreift broschirtem Brocat — die Streifen fast halbmeterbreit — mit vorne und rückwärts, bis zum breiten schwarzen Atlasbandgürtel hinauf gespal-

tenen Schößen; Jabot aus rosa Krepp und weißer Spitze, der Rock dagegen aus schwarzer Grenadine mit schwarzen Chantilly-Spitzen und Einsätzen, die rosa Atlas unterlegt; der große Hut in merkwürdiger Backschüsselform mit einem überhängenden weißen Spitzen-Volant. — Unzweifelhaft sehen wir in beiden Kostümen die Grundformen der Zukunftsmode; aber wir wollen denn doch noch ein bischen bei unserer lieben Gegenwart bleiben.

R. Br.

— Durch eigenartigste Eleganz fiel auf dem schon früher besprochenen Blumen-Corso auch das ombrirte Kreppkleid der Frau Bankier E. auf, in grün und altroth Wolle auf gelblichem Grunde so breit abschattirt gestreift, daß jede Farbe genau dreimal in der Rockweite wiederkehrte; dabei sah die Toilette keineswegs outrirt aus. Gelbliche Tüllspitze und lichtes, grün und rosa schillerndes Perlmutterband, letzteres auch zur langen Gürtelschleife, garnirten die Toilette sowie den aus eigenartig borstigen und zackigen Strohborten gebildeten Hut.

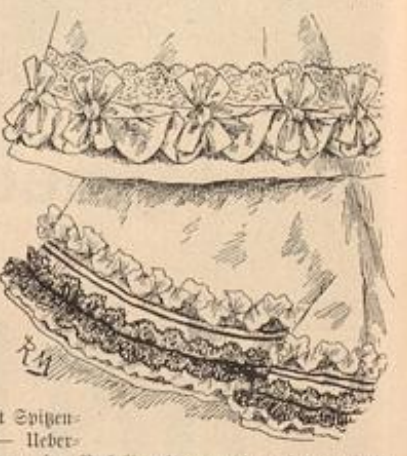
R. Br.

Paris. — Paris — d. h. nicht Paris als Stadt — sondern die „Pariser" weilen in Aix-les-Bains, in Trouville, Biarritz und allen jenen fashionablen Cur- und Bade-Orten, wo sie sich von der vergangenen Saison erholen und für die Strapazen einer neuen stärken. Und mit ihnen die Mode, die wir in getreuer Gesellschaft in ihren verschiedenen Hauptquartieren aufgesucht haben, um in diesem sommerlichen Carneval der Eleganz, des Chic und der Koketterie vielleicht doch noch das eine oder andere Neue zu entdecken. Und neu wird das Bekannte immer wieder durch die wechselnde Zusammenstellung

und die selbstschöpferische Phantasie unserer eleganten Frauen. So wirkte die einfache bekannte Form der Toilette der Comtesse R. überraschend reizvoll in der Ausführung aus hellblauem Seidenbatist mit weinrothem Sammetband. Die Prinzeß-Grundform aus Atlas war ausgeschnitten und nur durch eine Passe aus durchsichtigem blauen Tüll ergänzt. Daran schloß sich das lose Batistkleid, in der Taille durch doppelt umgelegtes Sammetband gehalten, dessen dunkeler Ton dieselbe besonders schlank erscheinen läßt. Zwei Tüll-Plissés am unteren Rand und mit blauer Seide und feinen Goldfäden gestickte Einsätze bilden die schlichte und doch reich wirkende Garnitur. Der Harmonie des Ganzen paßt sich ein gelber, mit blauen Federn garnirter Strohhut an. — Eine hervorragende Rolle spielt der Hut auch bei den Réunion- und Casino-Toiletten;

er soll dem Ganzen den Charakter des Zufälligen und einer gewissen Reserve wahren, erscheint aber in Wahrheit meist nur als originelle Pikanterie, — das Haar muß bedeckt bleiben, während Hals und Arme zum Theil unverhüllt sich zeigen! Foulard ist für die Toilette selbst das beliebteste Material; zu einem sehr reizenden Anzug aus weißem, mit farbigen Sträußchen übersätetem Foulard waren die halblangen Aermel aus glatter weißer Surah. Viel Anklang scheint die mächtige Brustschleife gefunden zu haben, welche auf dem grand prix zum ersten Mal gesehen wurde. Hier erschien das breite weiße Band auf der Rückennaht eingereiht befestigt, dann unter den Armen nach vorn genommen und auf der Brust zur Schleife geordnet; aus gleichem Band war der Gürtel. Den vorn und hinten spitzen Hals-Ausschnitt begleitete ein sehr originelles Schlußstück: eine breite Kette aus Perlen und farbigen Steinen, auf der Brust und im Rücken durch eine zierliche Schnalle gleicher Art befestigt. Der Ellbogenärmel ist für diese Art Toiletten ebenso selbstverständlich, wie der lange Aermel für die eigentliche Straßentoilette. — Für geladene Festlichkeiten auf dem Lande, auf Gütern oder wo immer gesellschaftliches Leben im Sommer sich zu entwickeln pflegt, gelten wieder andere Regeln, als für die mehr oder weniger öffentliche Geselligkeit. Die Toilette mag so einfach und leicht als möglich sein, aber der Ausschnitt ist Bedingung — nicht in der Weise der winterlichen Balltoilette allerdings, sondern mehr im Style Louis XIII., woran auch die kurzen Puffärmel und die Gürteltaille erinnern. Dabei sind sehr bunte Zusammenstellungen beliebt, die noch vor Kurzem kaum möglich gewesen wären.

Ein Kleid aus Batist mit großen eingestickten Blumen ist z. B. am Rand mit einem schmalen Puffe aus farbigem Sammet, gleichem Gürtel und Aermeln ausgestattet, — das ist außerordentlich kleidsam und doch im Grunde ungewöhnlich und kaum gerechtfertigt. Aber was fragt die Mode danach, wenn es wirksam und — neu ist. — Beinahe unvermeidlich ist auf dem modernen Aermel die Sammetpuffe, — der Mannigfaltigkeit des Aermel-Arrangements überhaupt vermag die gewissenhafteste Berichterstattung kaum zu folgen. Ein sehr reizendes neues Modell besteht aus Spitzen oder Stickerei auf Krepp oder Seide, oben abgeschlossen von einer Sammetpuffe, deren Farbe meist von der ganzen übrigen Toilette sich abhebt. Für einfachere Toiletten bestimmt ist eine Vorlage, die sich aus einer Puffe und einer Art Evanlette zusammensetzt. Die sehr weiten, gebauschten und gepufften Aermel sind besonders bequem für die Selbstanfertigung. Bedarf es doch keiner besonderen Geschicklichkeit, um die Garniturtheile nach der Abbildung auf dem glatten Futterärmel anzuordnen, — in diesem Falle Krepp mit Spitzeneinsatz und -Volant. — Ueberaus kunstvoll sind die neuesten Rock-Garnituren, die auf den glatten Röcken eine große Rolle spielen. Unsere großen Schneider-Künstler setzen einen Stolz darein, für jede einzelne Toilette eine neue Saum-Garnitur zu „componiren", die dem Genre des Anzugs angepaßt ist. Für ein wollenes Promenadenkleid z. B. waren einem breiten Schrägstreifen unten eine flache Rüsche, oben ein Rüschenköpfchen untergesetzt, während in der Mitte ein schmaler Stoffstreifen von kleinen Schleifen gehalten erschien. Auf einem eleganten seidenen Rocke bildete ein kraus aufgesetzter Spitzenvolant von Sammetpuffen nebst -Enden geraffte Festons über einem ganz schmalen Stoffvolant. Sehr reich wirkte auf dem Rock einer hellen Surah-Toilette ein eigenartig geordneter Krepp-Volant und darüber glatt aufgesetzte Spitze, dazwischen Bandspangen und Schleifen mit langen Schlupfen. Für den Schmuck eines farbigen Kaschmir-Kleides endlich empfiehlt sich eine Rüsche aus Fuß an Fuß gesetzter schwarzer Spitze, darüber zwei schmale Sammet-Bänder und eine Rüsche aus passender Seide.



B. d. G.

— Um auf den Titel einer eleganten Frau Anspruch zu haben,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

genügt es nicht, kostbare, stets den neuesten Moden entsprechende Toiletten zu besitzen, — sondern es gilt vor Allem, sie auch am rechten Orte und in der rechten Weise zu tragen zu verstehen. Wir sind uns wohl bewußt, oft Ausgesprochenes zu wiederholen, wenn wir immer wieder darauf hinweisen, daß in den Straßen einer großen Stadt vieles Achselzucken hervorruft, was auf dem Lande oder im Seebade als äußerst „chic“ und originell erscheint, aber der Augenschein lehrt täglich auf's Neue, wie häufig diese feinen Unterschiede ignorirt werden. Eine sehr helle, sehr kokette Sommer-Toilette sollte, wenn die Trägerin allein und zu Fuß ausgeht, stets unter einem leichten Staubmantel geborgen werden, deren es so reizende giebt, daß das Auge durchaus nicht dadurch beleidigt wird. Gestreifter Foulard und noch neuer, écrufarbener Batist, ungefüttert und mit sehr kleinen Perlmutterknöpfen geschlossen, bildet die zierlichsten Hüllen, sei es als langer loser Mantel oder als kürzeres Pelerinen-Mäntelchen. Dieselben dienen dann auch als Reisemäntel und sind an sehr heißen Tagen, ohne Taille darunter, die leichteste und praktischste Tracht für den Morgenspaziergang.

B. d. G.

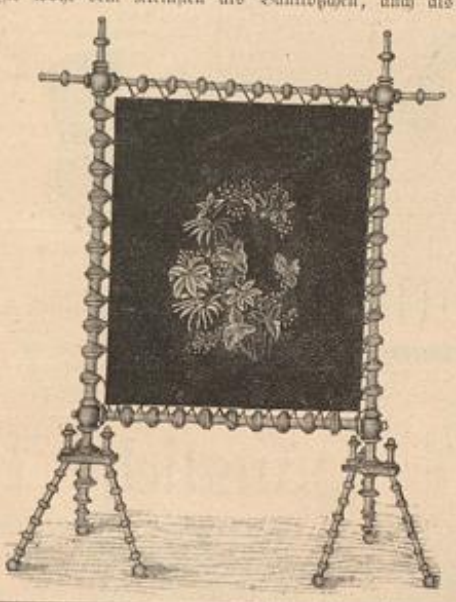
* * *

Vor etwa einem Jahrzehnt schien in der Fassung der Edelsteine wirklich einmal die edle Goldschmiedekunst zu ihrem Rechte kommen zu sollen. Heute sind wir glücklich wieder bei der bloßen Freude am Glanze und Schimmer angelangt. Das Modernste des Modernen ist ein möglichst großer Brillant, von schier unsichtbaren Metallfäden über der Handwurzel zusammengehalten, so daß er unmittelbar auf der Haut aufzuliegen scheint. Daß man das Ganze ein Arm—band nennt, ist eine jener Seltsamkeiten der Mode, mit denen man sich nun einmal ohne Logik und Aesthetik abfinden muß.

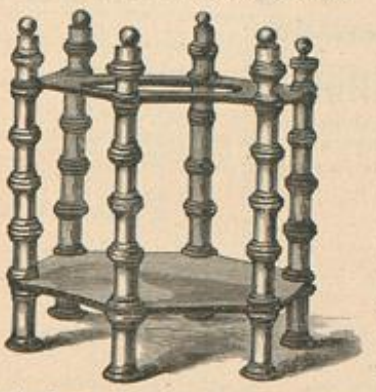
Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Wo im Haushalt viel mit der Nähmaschine gearbeitet wird, sammeln sich mit der Zeit eine größere Anzahl hölzerner Garnrollen, mit denen man wenig anzufangen weiß. Vorübergehend dienen sie wohl dem Kleinsten als Bauklötzchen, auch als Spielzeug für Schoßhund oder Kätzchen, aber von einer bestimmten Verwerthung ist nicht die Rede. Vor einiger Zeit regten wir zur Verwendung solcher Garnrollen an durch die Darstellung einer zierlichen Etagère; heute bringen wir zwei weitere Gegenstände aus gleichem Material.



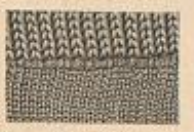
Mit vielem Geschick sind von der freundlichen Einsenderin Holzrollen verschiedener Größe in dem Ständer des kleinen Ofenschirmes vereinigt, während der Blumentopfständer aus gleichgroßen Garnrollen besteht. Dünne Eisen-, Draht- oder Holzstäbe, auf welche die Holzrollen geschoben werden, dienen als Halt und Verbindung; durchschnittene Garnrollen und Holzkugeln, welche man auf den Enden der Stäbe befestigt, ergeben die Knäufe und Füße. Die dreitheiligen Beine des Schirmes sind einem 10 Cent. breiten Brettchen, auf dem der obere Ständertheil ruht, eingeschraubt. Nach Vollendung des Rahmens wird derselbe bronzirt und hierauf die Stickerei eingespannt.



Der Blumentopf-Ständer ist gleichfalls bronzirt; derselbe verlangt außer den Garnrollen noch ein sechseckiges Brettchen — an der Vorlage von je 11 Cent. Seitenlänge, — dessen Ecken durchbohrt werden. Durch diese Löcher leitet man Eisen- oder Holzstäbe, reiht die Rollen darauf und befestigt auf dem oberen Ende der Stäbe die Holzkugeln. Nach Belieben kann man den Ständer noch mit einem Lambrequin ausstatten, wofür sich breite farbige Häkelspitzen trefflich eignen.

E. F.

— Wie manche unserer Leserinnen mag schon ihren Vorrath an feinen gewebten Strümpfen wehmüthig betrachtet haben; — wie frisch sind die Farben, wie gut ist der obere Theil des Strumpfes geblieben, doch ach, wie spinnwebartig dünn, wie fein durchlöchert erscheint der Fuß. Mit einem Seufzer wird constatirt: die Strümpfe sind nicht mehr zu tragen. Das Anweben der Strümpfe ist nun fast so kostspielig als der Preis von neuen und das Anstricken nicht möglich, da die Maschen zu fein sind. Was nun beginnen? Da ertheilt eine erfindungsreiche Freundin unseres Blattes allen sparsamen Leserinnen folgenden Rath: man schneide den Fuß dicht unter dem Hacken fort und trenne, wenn möglich, einige Touren auf, um einen gleichmäßigen Rand zu erhalten. Dieser wird schmal nach der Rückseite umgelegt und durch eine Reihe fester Häkelmaschen festgehalten. Doch erweist sich praktischer, vorher Masche für Masche mit feinen Saumstichen zu erfassen. Diese Häkeltour dient als Halt für die nun folgende Strickarbeit. Diese ist freilich stärker als der obere Theil des Strumpfes, wie die beigegebenen Darstellungen zeigen, aber derselbe wird wieder brauchbar und kann, wenn nicht im Schuh, so im Stiefel getragen werden. Die geringe Mühe ist also reichlich belohnt.



E. F.

Bezugsquellen: Kostüme: Confections-Bazar A. Rosenthal, W, Jägerstr. 29—31. — **Paletots:** J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19.

Redactions-Post.

Junge Mutter in Dresden. — Von der naturgemäßen Ernährung und Pflege des Kindes handelt ein Buch des berühmten, jüngst verstorbenen Wiener Physiologen Ernst Brücke: Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? Das Werkchen, bei Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, erschienen, ist werth, daß es ein deutsches Haus- und Familienbuch wird. Es enthält in meisterlicher Form Jegliches, was für Eltern und Erzieher Medicinisches und Hygienisches in Hinsicht auf Pflege des Kindes von den ersten Lebenstagen bis zur Reife zu wissen nothwendig ist. In dreizehn Hauptstücken behandelt Brücke: die Ernährung des Kindes an der Mutterbrust, die Ernährung des Säuglings durch eine Amme, die künstliche Ernährung desselben, die Pflege des Säuglings, die Ernährung mit gemischter Kost, Wohnung, Landaufenthalt, Abhärtung, Kleidung und Bett, Leibesübungen, Pflege einzelner Theile (Auge, Ohr, Haut u. a.), Behütung vor Vergiftungen und vor ansteckenden Krankheiten.

Verehrerin des Mirza Schaffy in Dresden. — Sie können Ihrer Verehrung für Friedrich Bodenstedt, den Sie seinem Denkmal nicht entgehen lassen wollen, in einfachster Form Ausdruck verleihen. In Wiesbaden ist eine Anzahl von Freunden des Dichters zusammengetreten, um ihm in seinem vieljährigen Wohnsitz ein Monument zu errichten. An der Spitze des geschäftsführenden Ausschusses steht Curdirector Ferdinand Heyl in Wiesbaden. Von dem Ergebniß der Sammlungen soll es abhängen, ob ein einfacher, würdiger Grabstein oder ob ein Denkmal, von Bildhauerhand geschaffen, sich erheben wird. Beiträge sind an das Bankhaus Marcus Berlé & Co. in Wiesbaden zu richten. Zu den Unterzeichnern des Aufrufs gehören u. A.: Regierungspräsident v. Tepper-Laski, Landesdirector Sartorius, Oberbürgermeister v. Ibell, der neue Ehrenbürger von Wiesbaden, Professor Fresenius, Emil Rittershaus, Richard Schmidt-Cabanis, Albert Träger, Robert Schweichel, Julius Rodenberg, Georg Ebers, Julius Wolff, Wilhelm Jordan, Johannes Proelß, Wilh. Lauser, Wilh. Goldbaum, Ritter v. Vincenti.

Anna M. in Karlsbad. — Die unter dem Namen Tiger-, Falken- und Katzenaugen vielfach verwendeten Steine sind krystallinische Quarz-Aggregate, die „en cabochon“ d. h. halbkugelig geschliffen werden. Das Tigerauge mit seiner holzbraunen Farbe, ein aus Südafrika stammender Stein, ist in Folge des massenhaften Angebotes in den letzten Jahren erheblich im Preise gesunken. Auch das aus Krokydolith, einem faserigen Mineral der Hornblende-Gruppe, bestehende Falkenauge, dessen Farbe graublau ist, steht mäßig im Preise. Höher wird das Katzenauge bezahlt, und zwar besonders das von den Malabaren stammende, welches bei hellgelber Farbe einen bläulich-weißen Schiller hat. Gegenüber diesem Katzenauge der Malabaren treten in Bezug auf Seltenheit und Schönheit das dunkelgrau-grüne von Ceylon und das heller gefärbte aus dem Fichtelgebirge etwas zurück. Einen Centralpunkt für den Großverkauf solcher Augen bildet Oberstein an der Nahe, wo auch ihr Schliff in bester Weise erfolgt.

Eine Nelkenfreundin in Weimar. — Leider sind wir in der Blumensprache nicht erfahren genug, um Ihnen über die Symbolik der Nelke Genaueres mittheilen zu können. Vielleicht genügen Ihnen einige Daten zur Geschichte Ihrer Lieblingsblume. Man darf annehmen, daß die Nelke von den aus den Kreuzzügen heimkehrenden Rittern nach Europa gebracht wurde. Ludwig IX. oder der Heilige lernte sie auf dem zweiten Kreuzzug gegen Tunis (im Jahre 1270) kennen. Dann war die Nelke die Lieblingsblume des großen Condé, des späteren Ludwig II. von Bourbon. Er liebte die Blume leidenschaftlich und gab für ihre Pflege besondere Vorschriften heraus; selbst als er in's Gefängniß geworfen wurde, war es seine einzige Freude, Nelken zu ziehen. Die rothe Nelke wurde die Parteiblume Aller, die dem Condé von Herzen zugethan waren. Das Haus der Bourbonen blieb dann der Nelke treu, und es war ein Zurückgreifen in Condés Zeit, wenn während der Revolution die Opfer der Guillotine rothe Nelken ansteckten, um ihre monarchische Ergebenheit und Todesverachtung darzuthun. Die hochrothe Farbe der Nelke wurde, in Erinnerung daran, im Jahre 1802 für das Band der Ehrenlegion gewählt. Noch heute ist die rothe Nelke in Paris Parteiblume. Als Zeichen der internationalen Socialdemokratie wird sie überall bei den Maifesten von den Arbeitern getragen. In England kam die Nelken-Cultur unter Königin Elisabeth auf, und bald wurde die Blume der Liebling der hohen Aristokratie. Man erzählt, daß für eine Nelke eine Guinee bezahlt wurde und daß die Herzogin von Devonshire bei einem Feste einen Nelkenkranz trug, der hundert Guineen kostete. Während die Anhänger Beaconsfields die Lieblingsblume desselben, die Schlüsselblume (Primrose) noch heute ehren und dessen Todestag (18. April) als Primrose-Day feiern, schmücken sich die Gladstoneaner mit Nelken. Wann die Nelke in Deutschland eingeführt worden und in Aufnahme gekommen ist, können wir Ihnen im Augenblick nicht mittheilen, werden aber Erkundigungen bei Fachmännern einzuziehen suchen.

Eine „Moderne“ in München. — Wir sollen der naturalistischen Richtung in der Literatur Rechnung tragen und unsere Spalten den Wahrheits-Strebern und Wirklichkeits-Fanatikern öffnen? Verzeihung, wenn wir die Erfüllung dieses Verlangens bis zu dem Zeitpunkt verschieben, wo wir es so herrlich weit gebracht haben, wie beispielsweise die Leiter des Baldwin-Theaters in San Francisco. Da wird in dem Drama „Paul Couver“ die Hinrichtung der Prinzessin von Lamballe mit einem Apparat dargestellt, der an Naturtreue nichts zu wünschen übrig läßt. Die Guillotine ist eine Nachbildung des Instrumentes, das im Washingtoner National-Museum aufbewahrt wird, und der Scharfrichter tritt in strenggeschichtlicher Tracht auf. Die Heldin des Stückes wird von ihm an den Haaren zur Guillotine geschleppt. Vor den Augen eines lärmenden Publicums auf der Bühne fällt das Messer anscheinend auf den Hals des angstvoll um Hilfe rufenden jungen Mädchens, und schließlich hält der Scharfrichter den Zuschauern einen blutüberströmten Frauenkopf entgegen, der einem in der New-Yorker Bibliothek befindlichen Portrait der Prinzessin Lamballe nachgebildet ist. Von dem dichterischen Gehalt des Dramas, das einen so durch und durch „echten“ Apparat erfordert, ist noch keine authentische Nachricht über den „großen See“ gedrungen, aber unsere „Naturalisten“ sehen der Botschaft mit gespannter Erwartung entgegen.

A. M. in Berlin. — Die an der Thiergartenstraße belegene Luisen-Insel, nach deren Alter und Entstehung Sie sich erkundigen, kann gegenwärtig auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken; sie gehörte zu den Anlagen, welche König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792 im südlichen Theile des Thiergartens herstellen ließ. Ihre Umgebung wurde wenige Jahre später der bevorzugte Lieblingsaufenthalt der preußischen Kronprinzessin Luise. Den sogenannten „Luisenstein“ auf der Insel ließen die Anwohner des Thiergartenviertels im Jahre 1809 auf Anregung des Geheimraths Wolff durch Johann Gottfried Schadow zur bleibenden Erinnerung an die Rückkehr der beliebten Fürstin nach mehr als dreijähriger Abwesenheit errichten; die an der Vorderseite des Postaments angebrachte, kaum noch lesbare Inschrift lautet: „Ihrer heimkehrenden Königin Luise die Bewohner des Thiergartens. Geweiht den 23. December 1809.“ Hierbei mag nicht unerwähnt bleiben, daß, wie eine Volkssage zu berichten weiß, nach dem Ableben der unvergeßlichen Königin Luise deren Herz neben dem schlichten Denkmal beigesetzt ward.

Fabrik- und Versandt-Geschäft
von **B. Henle** in **Nürnberg**
versendet direkt franco die beliebten
Triumph-Wäsche-Mangeln
Wasch- und Wringmaschinen
zu billigsten Fabrikpreisen.
Illustr. Kataloge gratis und franco.

Neue Vorlagen für
Brandmalerei.
Haus- und Küchengeräth. Von M. Laudien. 6 Bl. fol. 6 M.
Tische u. Stühle. Von M. Laudien. 6 Bl. gr. fol. 7 M. 50 Pf.
Blumen und Vögel. Von M. von Langen. 6 Bl. gr. fol. 6 M.
Gnomen. (Figuren u. Gruppen). Von C. Wiederhold. 6 Bl. kl. fol. 4 M. 50 Pf.
Verlag von
E. Haberland in Leipzig.

Franz Schwarzlose's
Haarfeind
ist das einzige und auf der Stelle absolut unfehlbar wirkende **unschädliche** Mittel, das alle überflüssigen und häßlichen Haare im Gesicht oder auf den Armen der Damen sofort schmerzlos entfernt.
Büchse 2 Mark.
Zu beziehen nur von
Franz Schwarzlose, Berlin,
Leipzigerstr. 56 u. d. Colonn.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche“ von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung ‚Styria‘ in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.
Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—).

V. E. & K.
Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**
also aus erster Hand in jedem Maaß zu beziehen Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Endlich gefunden
ist ein vollkommener Ersatz für ächtes Fischbein.
Schmiegsam, elastisch, bricht nicht und kann den Stoff nie verletzen.
Probesendungen: 300 Stangen f. 15 Mk. (je 60 Stangen 20, 22, 24, 26, 28 Ctm. lang) (gleiches Quant. Fischbein kostet ca. 80 Mk.) gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.
Carl Goldstein,
Wiesbaden.
Special-Versandtgeschäft aller Gebrauchs- und Modeartikel für die Costume-Confection.
Nicht convenirende Waaren werden bereitwilligst retourgenommen und umgetauscht.

Wichtig für Hausfrauen!
Zur Einmachezeit
empfiehlt sich als bestes und billigstes Versüssungsmittel die Anwendung von
Saccharin
(300 mal so süss wie Zucker).
Ausgezeichnet für Kompott, Obstmus, Fruchtsäfte etc., die, mit Saccharin versüsst, einen angenehmen, rein süssen Geschmack erhalten, sowie vorzüglich bekömmlich und haltbar sind.
Gebrauchs-Anweisungen und Proben durch
Fahlberg, List & Co.,
Saccharinfabrik
Salbke-Westerhüsen a. Elbe.

Seidenstoffe!

Solide Fabrikate
zu enorm billigen Preisen.
Seidenwaaren-Fabrik-Lager,
Berlin, Wallstrasse 3/4,
am Spittelmarkt.

EXCELSIOR
Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.
Excelsior-Unterkleidung
aus unserem echten Merino-Kammgarn, ist äusserst dauerhaft, wird nach jeder Wäsche weicher und geht nicht ein.
Zu haben in allen besseren Wirkwaarenhandlungen.

Unverfälschte Seidenstoffe.
Specialitäten in Schwarz, reinste Färbung, garantirt solid, **porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.**
J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20. M 25 u. M 31.
PATENT BRENNAPPARAT **Mk. 6, 50.**
Gustav Fritzsche, Leipzig,
König. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

G. BOEHM'S ·BRILLANT· SILBER-SEIFE
Bequemstes u. BILLIGSTES Reinigungsmittel für **Tischbestecke, Tafelgeräthe** 2c.
aus jeder Art von Metall Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren- Seifen- u Droguen-Handlungen
Gustav Boehm, Offenbach a. M.

Unübertroffen! **GAEDKE'S CACAO** Ueberall käuflich!

Edelweiss-Brochen,
hochelegant aus Silber, versende franko gegen Einsendung von 1,25 M. per Stück, 6 Stück zu 6,50 M. franko.
August Kazmeier,
Ulm a. D.

G. E. Höfgen
Dresden-N.,
Königsbrückerstrasse 75.
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. c. w.
Patent-
Kinderwagen
mit u. ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.
Eiserne Netz-Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen.
Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v 12—60 Mk.
Illustr. Preisbuch gratis u. frc.
Export. Engros. Detail.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.
gut beschlagen 25 50 100 Ko. Tragfähigk.
5,50 11,— 16,50 M. pr. St. blau.
Illustr. Preisliste gratis!
Fabrik für Wagen und Holzwaaren.
Man verlange Illustr. Preisliste.
Handwagen, Karren etc. bis 12 Ctr. Tragkraft.
Rundstäbe u. s. w.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg. Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen Illustrirte Preisliste kostenfr.
Kosch & Teichmann.
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Golden Hair Wash.
Neues Amerik. Haarbleichmittel, um schwarze u. dunkelbraune Haare lichtblond oder goldblond zu färben. Anwendung leicht, Erfolg garantirt. Nur echt zu beziehen à Doppelflasche M. 18.— einschl. Porto und Verpackung durch **J. H. Wolter** in **Potsdam-Neuendorf.**

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin
Jerusalemerstr. 49, I.
Versandgeschäft.
Grossartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billigste Preise, grösstes Lager.
Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Man verlange gegen vorherige Einsendung von 20 Pf. in Marken aller Länder Illustr. Preisliste über Prachtfinken, zahme, sprechende Papageien, Affen, Gewehre, sowie Möbel aus Geweihen. Grösste Auswahl zu Geschenken passend für Thier- und Naturalienliebhaber.
H. Kumss, Weltversandtgeschäft,
Warmbrunn i Schl.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modewelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW Wilhelmstraße 139 IV.

MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.
Papier-Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**

Neu! Neu! Neu!
Export, en gros, en detail.
Vorgezeichnete Kreuzstichstickerei in großer Auswahl, **Altar-** und andere **Decken, Vorhänge, Läufer, Tablettes, Spindbänder, Schürzen** 2c. stets vorräthig.
Bernhard Höchstädter, alleiniger Fabrikant.
Berlin C.,
Rosenthalerstr. 41, Ecke Hackescher Markt.
Jede Kreuzstichstickerei wird vorgezeichnet.
Vorzugspreise für ganze Zimmereinrichtungen und Ausstattungen.

Paris GESICHTSHAUT Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÆLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
LADEN 4 Lre 24 Rue Louis le Grand

---

1. Probekiste
12 grosse Flaschen
12 Sorten
19 Mark.
FRIEDR. CARL OTT
Griechische Weine
Würzburg.
Kiste frei
Packung frei
Preisbuch gratis u. franco.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Vollständiger Ersatz für Seife & Pudder
Mandel-Kleie
mit Veilchengeruch
Alleinige Erzeuger
A. Motsch & C. Wien.
Macht die Haut sammetweich und erhält den Teint jugendfrisch.

Blousen
in diversen Stoffen. Neuheiten, besonders in Seide.
Grösste Auswahl Berlins.
Zurückgesetzte zur Hälfte des Kostenpreises.
Seidenwaaren-Fabrik-Lager,
Berlin, Wallstrasse 3/4, am Spittelmarkt.

PARFUMERIE
PARIS-CAPRICE
Neue Erzeugung
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Seide.
Farbige Seidenstoffe von **85 Pf.** an bis Mk. 12.— per Meter, sowie weiße und schwarze neueste Genres; in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private.
Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Grossartigstes Musikwerk.
Polyphon Excelsior. Neu!
Stets bestrebt, dem Publikum das Neueste u. vor allen Dingen das Beste in mechan. Musikwerken zu bieten, mache ich auf das wirklich grossartige **„Polyphon“** aufmerksam, welches alle bisher in den Handel gebrachten Musikwerke bedeutend übertrifft, eine **herrliche Tonfülle** hat und so sehr **solid** gearbeitet ist, daß die **bei ähnlichen, bisher sehr beliebt gewesenen Musikwerken häufig nothwendige und kostspielige Reparatur fast ganz ausgeschlossen ist.**
Durch Auflegen runder Stahlblechnotenscheiben kann **jedes beliebige Musikstück** abgespielt werden. — Ich halte großes Lager des „Polyphon“ in verschiedenen Größen von 30—200 Mk. sowie viele Tausende von Notenscheiben.
Preislisten über alle Musik-Instrumente gratis u. franko. **A. Zuleger, Leipzig,** Königsplatz 4 part. u. 1. Etage.
Mein Reklager von Symphonions verkaufe zu angemessenen Preisen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Häusliche Kunst

Herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**

9 reich illustrirte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

In gemeinverständlicher Form und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, bringt die „Häusliche Kunst“ Anleitungen zu häuslichen Kunstfertigkeiten, welche den Laien in den Stand setzen, die zahlreichen Ausstattungs- und Gebrauchs-Gegenstände des Hauses selbst herzustellen bezw. zu decoriren. Die im Allgemeinen leichte Ausführbarkeit der Techniken, sowie ihre Verwendbarkeit und ihre künstlerische Wirkung sind erprobt; andere, neue, verdienen es mehr und mehr bekannt zu werden.

Von den zur Darstellung gelangenden Techniken seien genannt: Malereien für Fächer, Holz-Malerei, Brand-Malerei, Malerei auf Leder, Gobelin-Malerei, Prismatine-Bronze-Malerei, Kensington-Malerei, Porzellan-Malerei, Rauch-Malerei, Majolika-Malerei Email-Malerei, Grisaille-Glasmalerei, Email-Glasmalerei, Siegellack-Malerei, Bronzirte Siegellack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen, Wappen-Malerei, Malerei mit Lack- oder Email-Farben, Malerei mit Aluminium-Bronze, Decorative Malerei, auch in Verbindung mit Stickerei, Malerei Vernis Martin, Wismuth-Malerei, Lederschnitt-Arbeit, Lederritzen, Ital. Stiftvergoldung, Aetzen u. Graviren, Laubsägen in Metall, Bossiren, Nagel-Arbeit, Blumen-Mosaik, Modelliren, Kerbschnitt, Klein-Eisen-Arbeiten; Recepte 2c.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. September 1892. — XIX. Jahrgang. Heft 17.

Kunstgewerbliches.

Kamin im maurischen Stil. G. Seldis, Berlin.
Höhe 1,40 m, Breite 1,10 m. Preis 700 M.

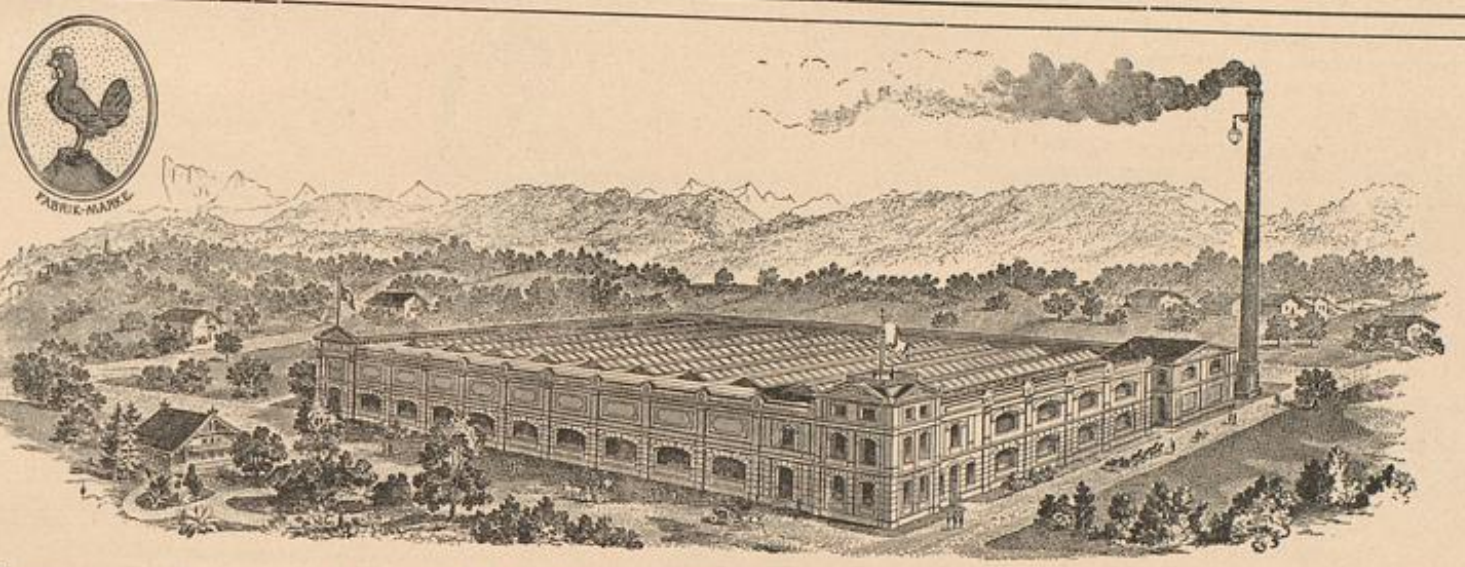
Das moderne Kunstgewerbe ist bestrebt, überkommene Formen den praktischen Zwecken unseres Geräths anzupassen und erreicht seine Absichten, wenn das Verständniß für den constructiven Aufbau vermittelnd eintritt. Die leichte Tektonik des maurischen Stils: die ornamentirten Säulchen mit spielend tragendem Knauf, der lebendig gegliederte Zackenbogen der Feuerung, der Fries mit der reich verschlungenen Mäander-Verzierung, das reizvoll nach dem Vorbilde des Stalaktiten-Gewölbes behandelte Gesims verleihen dem nebenstehend abgebildeten Kamin einen eigenartigen Charakter, der die Festigkeit des Geräths betont, ohne es in unbeweglicher Schwere erstarren zu lassen. Der Grundton des aus glasirten Kacheln hergestellten Körpers ist ein zartes Chamois, aus dem die Ornamente in leichter rother, blauer und gelber Färbung, durch Vergoldung gehoben, hervorleuchten. Der Behang der Feuerung besteht aus stumpfpolirtem Eisen mit bandartigen Kupferbeschlägen. Für Holz-, Kohlen- und Gasfeuerung oder auch für amerikanische Einsatzöfen eingerichtet, empfiehlt sich der Kamin vorzüglich für ein Rauchzimmer oder für einen orientalisch ausgestatteten Damen-Salon.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Der längere Aufenthalt der Prinzessin Friedrich Carl in Perugia hat der hohen Frau die Mitgliedschaft der dortigen Akademie der schönen Künste eingetragen. Nachdem sie telegraphisch die Erlaubniß des Kaisers zur Annahme dieser Auszeichnung eingeholt hatte, richtete sie an den Vorstand der Akademie ein Dankschreiben und empfing darauf den Präsidenten Professor Tiberi und den Secretär Grafen Alessandro Ansidei, um ihnen mündlich ihre Genugthuung über die ihr zu Theil gewordene Auszeichnung auszusprechen.

Breslau. — Zur Columbischen Welt-Ausstellung in Chicago 1893 beabsichtigt der Frauenbildungs-Verein in Breslau aus seiner Klasse für Kunststickerei ein vorbildliches Wahrzeichen für Jungfrauenbildungs-, Erwerbs- und andere Frauen-Vereine, in Gestalt und Form eines Banners, hervorgehen zu lassen. Für den besten Entwurf zu einem solchen Banner hat der Vorstand einen Preis von 75 Mark ausgesetzt. Zur Bewerbung zugelassen werden nur Damen. Der Entwurf ist ganz oder zum Theil auszuführen, mit genauer Angabe der zu verwendenden Stoffe, sowie der zur Anwendung kommenden Technik und ihres Materials. Für die Vorderseite sind Symbole des häuslichen, gewerblichen und Bildungslebens der Frau, sowie eine Devise in deutscher oder lateinischer Sprache in freie Wahl gestellt. Eventuell soll das Mittelstück als Wappen zu einem Stempel zu verwenden sein. Als Technik kann außer Gold- u. s. w. Stickerei verwendet werden: Nadelmalerei, Application, punto tirato, spanische Goldspitze und andere Kunststickarten. Die Rückseite trägt die Bezeichnung: Frauenbildungs-Verein. Breslau. 1893. Die Größe des Banners soll 72:90 Centimeter, ohne Behang, betragen und die Einsendung des Entwurfes muß bis zum 1. Oktober dieses Jahres erfolgen. Derselbe ist mit einem Motto zu versehen, das sich gleichfalls auf einem geschlossenen Couvert befindet, in dem die genaue Adresse der Einsenderin enthalten ist. Das Preisrichteramt liegt in den Händen der Herren Dr. Janisch, Director des Schlesischen Provinzial-Museums, Professor H. Kühn, Director der Kunstschule, und Frau Anna Simson, Vorsitzende des Frauenbildungs-Verein, sämmtlich in Breslau.

Weimar. — Die Frauenbewegung, die sich das maßvolle Ziel gesetzt hat, das weibliche Erwerbsgebiet möglichst zu erweitern und die dazu nöthigen Vorbedingungen zu schaffen, wird hier demnächst ein eigenes Organ erhalten. Die Weimarer Verlags-Anstalt läßt unter dem Titel „Das Jahrhundert der Frau" eine neue Wochenschrift erscheinen, die das Verständniß für die Segnungen besonnenen Fort-



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Foulard-Seide

— bedruckte — Mk. 1.35 p. Met.

bis **Mk. 5.85** (ca. 450 versch. Dessins u. Farben), sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe von **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karrirt, gemustert ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Grenadines	„	**„ 1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„	**„ 1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„	**„ —.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„	**„ 14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

HOHENZOLLERN-GALERIE 9 Vorm. — 10 Ab. Lehrter Bahnhof
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. —
1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.

Damen

welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von **Thee** der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hohestraße 92** wenden zu wollen.

Bronzemalerei Farben, Materialien, Stoffe, Arbeitskasten, montirte und aufgez. Gegenstände. Preisliste und Anleitung frei.
VIETOR'sche Kunstanstalt. Wiesbaden.

F. v. Bodenstedt u. R. v. Gottschall.

Solide **Knaben-Anzüge** u. **Paletots** in großer Auswahl.
Franz Baer u. Küter,
Franzöfischestr. 33 D, gegenüber dem Haupt-Telegraphen-Amt

Seidenstoffe! Solide Fabrikate zu enorm billigen Preisen.
Seidenwaaren-Fabrik-Lager,
Berlin, Wallstrasse 3/4,
am Spittelmarkt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schritts und für die Gefahren umstürzlerischer Phantastereien in weite Kreise unseres Volkes tragen helfen soll.

Ansbach. — Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich ist hier im Alter von 80 Jahren gestorben. Die geistvolle Frau war die Witwe des berühmten Archäologen Anselm Feuerbach zu Freiburg i. B. und Stiefmutter des Malers Anselm Feuerbach. Frau Henriette Feuerbach hat, nachdem ihr Gatte 1851 gestorben, dessen nachgelassene Schriften und Biographie veröffentlicht. Später sah sie ihre Lebensaufgabe darin, den künstlerischen Ruhm ihres Stiefsohnes zu fördern, und hat 1882 dessen hinterlassene Schrift „Ein Vermächtniß" herausgegeben. Aus der eigenen Feder der hochgebildeten Frau war inzwischen 1866 eine Schrift über Uz und Chronegk hervorgegangen.

London. — Die für die Weltausstellung in Chicago bestimmte Büste der Königin Victoria, an welcher die Prinzessin Louise, Marquise von Lorne, die letzten Monate gearbeitet hat, ist jetzt vollendet. Sie ist gegenwärtig im Boudoir der Königin im Schloß Osborne aufgestellt und findet wegen der sprechenden Aehnlichkeit der Züge viel Lob in der königlichen Familie. Die Prinzessin hat auch einige Gemälde für die Weltausstellung gemalt, welche nach Schluß derselben öffentlich zum Besten englischer Wohlthätigkeits-Anstalten versteigert werden sollen.

Petersburg. — Von den Gegnern der Frauen-Emancipation wurde mit besonderem Nachdruck der Einwand geltend gemacht, daß die Frauen schon darum einer höheren geistigen Entwickelung unfähig seien, weil das Hirn der Frauen viel weniger wiege, als das männliche Hirn. Der verstorbene Petersburger Professor Bischof, ein überzeugungstreuer Bekämpfer und Gegner der weiblichen Emancipation, war einer der eifrigsten Verfechter dieser These. Es gilt dabei als thatsächlich festgestellt, daß das weibliche Hirn durchschnittlich $1_{:250}$ Gramm wiegt, während das mittlere Gewicht des männlichen Hirns $1_{:350}$ Gramm beträgt. Nun hat sich das Schicksal einen schlechten Spaß mit dem verstorbenen Bischof erlaubt; nach seinem Tode wurde auch sein Gehirn gewogen, und es erwies sich, daß es nur — $1_{:245}$ Gramm wog!

Athen. — Im October feiert das griechische Königspaar das Fest seiner silbernen Hochzeit und zwar nach dem eigenen Willen des Königs Georg mit demselben Glanze und derselben Prachtentfaltung, die gelegentlich der Feier des Regierungs-Jubiläums des Königs und der Hochzeit des Kronprinzen Konstantin die Bewunderung der auswärtigen Gäste erregten. Man erwartet auch diesmal, da im October das Klima in Griechenland besonders mild und angenehm ist, einen großen Zufluß von Fremden, und die griechische Hauptstadt rüstet sich schon jetzt, die Gäste würdig zu empfangen. Nach dem Vorschlage des Stadtrathes Lenos wird im Museum der olympischen Kunstwerke eine locale Ausstellung eröffnet werden, die viel Interessantes bieten dürfte. An die zahlreichen Verwandten des griechischen Königspaares sind bereits Einladungen ergangen, den geplanten Festen durch ihre Gegenwart einen größeren Glanz zu verleihen. Man erwartet bestimmt das Eintreffen des Königs Christian von Dänemark, des Zaren und des Prinzen von Wales. Nach einem allerdings nicht verbürgten Gerüchte soll auch Kaiser Wilhelm sein Erscheinen zugesagt haben.

Chicago. — Als die Frauenbehörde der Chicagoer Weltausstellung im Herbste vorigen Jahres zusammentrat, wurde Mrs. Helen Barker beauftragt, eine Encyklopädie der Organisation der Frauen-Vereine der ganzen civilisirten Welt herauszugeben, um einen Ueberblick über den Antheil des weiblichen Geschlechts am wirthschaftlichen Leben der Völker, wie auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Wohlthätigkeit zu gewinnen. Gleichzeitig hat Frau Lina Morgenstern ein Werk: „Frauenarbeit und Frauenbestrebungen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts" in Angriff genommen und versendet behufs Beschaffung des Materials Fragebogen an die betheiligten Kreise. Die Organisation der beiden Unternehmungen, der officiellen amerikanischen und der privaten deutschen, ist völlig unabhängig von einander. Vielleicht wäre es ersprießlicher gewesen, wenn man sich mit dem statistischen Material gegenseitig unterstützt hätte.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Einen hervorragenden Sieg über all die mehr oder weniger phantastischen Formen unserer modernen Paletots trägt der einfache halblange Herrenpaletot davon, dessen Anfertigung die kunstgeübte Hand eines Schneiders verlangt. Tadelloser Sitz und sauberste Arbeit vereinigt sich an ihm mit schmuckloser äußerer Ausstattung. Kräftiger Double, Loden oder Tuch, in dunklen Tönen, erhalten, wie bei den Röcken der Herren, abgesteppter Atlasfutter, das sich den mit Oberstoff besetzten Rändern anschließt. Doppelseitige Knopflöcher und große Perlmutterknöpfe, innen durch kleinere gesichert, bieten genügende Haltbarkeit; sogar die kleine, innen angebrachte Brusttasche der Herrenröcke fehlt nicht, um Portemonnaie, Schlüssel ꝛc. zu bergen.

H. U.

— Für Strand- und Landaufenthalt als besonders gesundheitszuträglich empfohlen, geht uns aus München (siehe Bezugsquellen) eine neue Art von Fußbekleidung zu, die sich durch angenehmes Tragen schnell bei Kindern und Erwachsenen eingebürgert hat. Der stark sohlige, auf Wunsch auch mit Hacken angefertigte Sandalenschuh bildet eine bequeme luftige Bekleidung, da selbst das Oberleder fein durchlöchert ist; er zeigt eine nicht uneleganteForm, die sich vermittelst der Lederschnüre dem Fuße noch fester anschließt. Auf Grund eines eingesandten Fußumrisses verpflichtet sich die Firma, den Sandalenschuh genau passend herzustellen.

H. U.

— Nur selten ist es dem Pinsel vergönnt mitzuhelfen an dem großen Verschönerungswerk unserer modernen Toilette, an der sich Maschinen- und Handarbeit zur höchsten Vollkommenheit zu vereinigen suchen. Ein geeignetes Feld bietet sich in den breiten vorn schnebbenförmigen, hellen Ledergürteln, welche durch eine leichte Malerei ungemein gewinnen. Getrennt durch eine breite broncene Schnalle, schmücken die niederartigen Theile vorn kleine graciöse Sträußchen, zierliche Amoretten oder kleine drollige Sportbildchen, je nach Geschick und Talent ausgeführt. H. U.

Wien. — Die Musik- und Theater-Ausstellung hat diesen Sommer in Wien wahre Ausnahms-Zustände geschaffen. Während sich sonst um diese Jahreszeit Bekannte auf der Straße verwundert fragen, was sie denn eigentlich in Wien zu thun hätten, ist es in diesem Jahre durchaus comme il faut, an gewissen Tagen hier zu sein und die Ausstellung aufzusuchen, so oft dort irgend etwas los ist; denn ganz in der Stadt zu bleiben, den Sommer über — das darf man von dem Wiener der Jetztzeit nicht verlangen, dazu sind die Umgebungen unserer Stadt zu schön, das Hochgebirge zu verlockend nahe und der Hang zur Touristik oder doch zum selig beschaulichen Herumbummeln in den Thal-Wirthshäusern der Alpen, in göttlich bequemem Bergsteiger-Négligé, eine zu eingefleischte Sommer-Gewohnheit unserer lieben Mitbürger. Aber treffliche Bahnverbindungen und die fabelhaft billigen „Zonentarife" unserer Eisenbahnen ermöglichen eine kleine Rutschtour nach der Rotunde auch von fernher sehr leicht, und man ermangelt nicht, bei allen interessanten Veranlassungen davon Gebrauch zu machen. Unsere Aristokratie in erster Linie; der Protektor der Ausstellung, Erzherzog Karl Ludwig, der am Fuße der Rax und des Schneebergs im herrlichen Reichenau auf seinem Schlosse Wantholy wohnt, erscheint jeden Augenblick im Prater, ebenso sieht man seine Söhne und die anderen Erzherzöge dort oftmals zwischen den Promenirenden und auf der Estrade des französischen Restaurants, der „Millionärs-Stammkneipe", von deren Genüssen und — Preisen so merkwürdige Sagen gehen, daß Jeder sich's nachgerade zum besonderen Vergnügen rechnet, sich oben als Gast sehen lassen zu können. Immerhin ist dadurch ein etwas exclusiver und dabei äußerst gemüthlicher Winkel geschaffen worden, in dem sich insbesondere die Damen unserer hohen Aristokratie mit augenscheinlicher Wonne dem spießbürgerlichen Vergnügen hingeben, auch 'mal täglich ins Stamm-Wirthshaus gehen zu können. Mit einem Wort, die Ausstellung ist das Lieblingskind der Mode, sowie sie einer ihrer Ausgangspunkte ist, unberührt durch die Wandlungen der Hochsaison; man trifft dort nach wie vor seine Bekannten, oft Gott weiß, woher, an den bestimmten Corso-Tagen, soupirt in der Avenue oder in Altwien bei Stalehner, und geht so spät nach Hause, als nur glaublich ist. Kurzum, die Ausstellung ist außerordentlich gemüthlich und behaglich geworden, und Niemand mag sich ganz von der lieben Gewohnheit trennen. Dabei halten die Damen noch immer strenge auf gute Toilette, und insbesondere vor dem Thore des Ausstellungs-Theaters wartet ein ganz auserlesenes Damen-Publicum, zwanglos promenirend, auf den Beginn der Vorstellungen; bei dieser Gelegenheit bekommt man Toiletten zu sehen, die merkwürdig elegant zu nennen sind. Aus der Menge des Gesehenen heben wir nur ein paar Gestalten heraus. Da war z. B. ein ausnehmend interessantes Toilettenstück, ein vielfacher Pelerinen-Mantel aus schwarzem Seidentüll, mit Jet-Pailletten punktirt gestickt, der über einem lila schillernden Seidenkleide getragen wurde; dazu ein schwarzer Directoire-Hut mit orangefarbigem Strohkopf. — Ein außerordentlich gut gemachtes, ganz glattes Watteau-Princesse-Kleid aus schwarzblauem Sommertuch trug um den vollkommen promenade-gerechten, halbhohen Halsausschnitt einen sehr breiten, vollen Volant aus dunkel-ecrufarbiger, venetianischer Guipure-Stickerei, der vorn über den Taillenschluß herabreichte, und wurde durch eine kurze Doppel-Pelerine vervollständigt. Dazu einen interessanten runden Hut mit drei großen Distelköpfen in Roth, Gelb und Lila als Garnitur, und dem beliebten rahmfarbigen Spitzentüll-Schleier. — Zwei noch sehr jugendliche, fesche Mama's, die nichts destoweniger ihren erwachsenen Töchtern zu Ehren etwas seriösere Toiletten wählten, mögen als mustergültig für solche Fälle aufgeführt sein. Die Brünette, Frau v. Z., trug ein schwarz-rothchangeant Surahkleid mit grauem, phosphorescirenden Muster, Bretellen, Taillenschooß und Stulpärmel-Garnitur von schwarzseidner Guipure; Kragen, Gürtel und Rockbesatz aus schwarzem Atlasbande. Der Gürtel trug eine große viereckige Brillant-Schnalle, ebenso der bräunliche Manillahut (Altwiener); dieser überaus eigenartig schöne Hut zeigte sonst keine Garnitur als einen großen Panache der so lange nicht gesehenen, alterthümlich wirkenden, kostbaren Marabout-Federn in Schwarz; schwarzes Bindeband. — Die Blondine hatte ein licht und dunkelheliotrop ombrirt gestreiftes Atlaskleid angelegt, in dessen schmalgefaltetem, heliotrop Sammet-Gürtel eine lange Seidenkrepp-Schärpe in lichtem Mattlila unbeschreiblich leicht eingeknüpft hing; gleicher Krepp ergab das Jabot und den zweiten Aermelbausch. Dazu eine kleine Capote aus Netzgewebe von Goldfaden und Wachsperlen mit vier winzigen Straußfederchen, in Schleifenform gesteckt und den so allerliebsten Fühlhörnchen, nebst obligatem Halbschleier aus schwarzem Netztüll.

Ein äußerst fesches Kostüm war aus braunem Foulard, mit gelbrosa Nelken gemustert; Aermel und Kragen von lachsrother Surah mit grobfädigem Klöppelspitzen-Grund überlegt, in dem an Bettzeug üblichen Rädermuster. Sehr breites schwarzes Atlasband bildete den Gürtel und die mit Schmucknadeln befestigte mächtige Busenschleife, sehr schmale Bändchen ergaben die Rockrüschen. Originell war die Kleidertasche, die bei der herrschenden engen Rockform oft nicht unterzubringen ist; vom Stoff des Kleides in Form eines Pompadours (hier sagt man noch wie zu Großmutters Zeit: Ridicule) — erschien sie einfach mit schwarzem Atlasband um die Taille gebunden. Dazu noch die neue Pariser Sturzhutform, die in ihrer verblüffend einfachen, an die Waisenhaus-Mädchen-Hüte gemahnenden Façon und Garnirung einen desto pikanteren Contrast zur Trägerin zu bilden pflegt. — Ein pompös elegantes Kleid, das wir gelegentlich der interessanten Première des Ballets „die Donau-Nixe" zu sehen bekamen — das Ballet hat den Präsidenten der Ausstellung, Baron Bourgoing zum Verfasser — war aus schwarzer, gemusterter und mit rosa Blümchen gestickter Seidengaze über frischgrünem Seidenfutter gefertigt, wodurch sich prächtige Changeant-Effekte ergaben. Rosa Moiré bildete die Directoire-Revers und den Gürtel, dessen große Stehschleife die eckigen, spitzen Formen der Revers thunlichst wiederholte; lichtgrüne Gaze war für Aermel und Chemisette verwendet. Ein allerliebster flacher Hut aus lichtem Bast, mit Schmetterlings-Schleife aus drahtgesteiften rosa Gazeschlupfen und zwei rosa Kielfedern, der Schleifenknoten schwarzer Sammet, ebenso ein schmaler Streifen um den niedern Hutkopf, gefiel uns sehr gut dazu.

Nach diesen Stichproben allerneuesten Datums ist wohl der Beweis gebracht, daß von einer todten Saison in der Wiener Musik-Ausstellung keine Rede sein wird, dazu haben wir sie viel zu lieb und sind wir Wienerinnen viel zu stolz auf ihren wohlerworbenen Ruf.

Natalie Bruck.

Paris. — Das helle Tuchkleid spielt besonders auf dem Turf eine hervorragende Rolle. Sehr reizend wirkten auf einem ganz weichen Gewebe in zartem Altrosa schmale, in Gold und granatrother Chenille gestickte Bordüren als Garnitur des Rockes und Musterung der engen Aermel. Der kurze Ueberärmel ersetzt die Pelerine. Aus granatrothem Sammetband sind Gürtel und Schleife. Als die fast unerläßliche Vervollständigung dieser Toiletten erscheint die kleine Toque aus Stoff, hier geschmückt mit rothen und goldenen Beeren.

B. d. G.

— Der schöne Spätherbst läßt die Reise- und Wanderlust noch nicht zur Reise kommen, und wenn die Kostüme hierfür auch wenig Variationen zulassen, da das einmal als praktisch und zweckmäßig Erkannte höchstens durch noch Zweckmäßigeres ersetzt werden kann, so wird ein leichtes Anlehnen an die herrschende Mode doch immer ermöglicht. Sehr jugendlich chic wirkt zu einem Rock aus grauem Loden eine feuerrothe Flanellbluse mit schwarzen Revers, die sich über einem Chemiset aus getupften Foulard öffnen; der weiße Kragen nebst schmaler Cravatte, welcher letzteres vervollständigt, ist mittelst eines einzigen Knopfes zu befestigen. Nur vorn an beiden Seiten leicht geschrägt, darf der Rock hinten einer gewissen Stoff-Fülle nicht entbehren, denn ein zu knappes Anliegen auf den Hüften wirkt an derartigen Kostümen entschieden häßlich. Um den Schlitz in der hinteren Mitte zu vermeiden, empfiehlt es sich, den Schluß an der Seitennaht durch Knöpfvorrichtung zu vermitteln.

Ein Ledergürtel und ein kleiner, übereinstimmend mit dem Chemiset garnirter Hut vervollständigen das Kostüm.

Für Figuren, welchen die kurze, in den Rock tretende Bluse nicht vortheilhaft ist, empfiehlt sich die russische Blusenform aus einfarbigem dunklen Diagonale, mit dem schottischen Rock durch schottische Aermel-Puffen in Uebereinstimmung gebracht. Die marineblaue Bluse der Vorlage verzieren blau und gelbe Borten, sie öffnet sich über einem glatten Flanell-Latz, der seitwärts auf den weißen Kragen knöpft. Schottische Seide und zwei

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kurze Federn garniren den kleinen Filzhut.

Eine dritte, für ältere Damen geeignete Form ist das bekannte lange Mantelkleid, das am zweckmäßigsten ein kurzer seidener Rock ergänzt. An der sehr eleganten Vorlage aus beigefarbenem Cheviot erschien die doppelte Pelerine mit braunem Sammet besetzt, der auch Kragen und Gürtel bildet. — Die wenigsten Schwierigkeiten bietet das Knaben-Kostüm, dessen Grundform die braune Sammethose mit Gemsleder-Gamaschen und gestreiftem Flanellhemd bis über das Alter von 15 Jahren hinaus unverändert bleibt.

Nach Belieben wird dazu eine weiße Mütze oder ein Filzhut mit dem Nackenschützer aus weißem Leinen getragen.

— Wenn auch weite Kreise der tonangebenden Gesellschaft den Herbst und selbst die erste Hälfte des Winters Paris fern bleiben, so kehrt doch ein anderer beträchtlicher Theil zurück, und die Besuchstoilette tritt wieder in ihre Rechte. Als erste Neuheit dafür erscheint ein kurzes, ärmelloses Mäntelchen im Styl Henri II., dessen Vorder- und Rückentheile in höchst origineller Weise unter dem Arm unsichtbar mittelst Knöpfe und Knopflöcher verbunden werden. Ebenso eigenartig sind die auf glattem Futter vorn und hinten gebildeten Röhrenfalten und der enge Armausschnitt, der sich genau den Achseln der Taille anschließt, um deren bauschigen Sammet-Ärmeln vollen Spielraum zu lassen. Es ist, als wäre die neue Form mit besonderer Rücksicht auf diese Ärmel geschaffen, die augenblicklich fast jede Toilette charakterisiren, das Tragen eines weiteren Kleidungsstückes mit Ärmeln aber kaum gestatten. Das Mäntelchen ist meist aus demselben Stoff wie das Kleid gefertigt — zu maisgelbem Tuch war schmale Gold-Soutache als Besatz und kapuzinerfarbener Sammet als Aermel von sehr eleganter Wirkung. B. d. G.

* * *

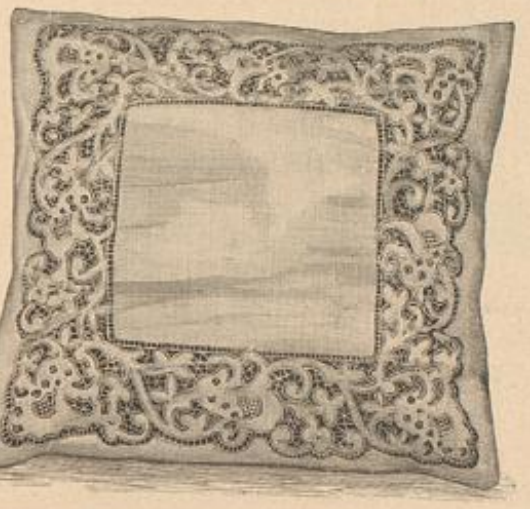
— Ob das jüngst in Berlin veranstaltete Mode- und Schaufrisiren der deutschen Perrückenmacher und Friseure die ersehnte deutsche Haartracht zu Stande bringen wird, erscheint mindestens zweifelhaft. Trotz aller historischen und Phantasie-Schöpfungen der an dem Preisbewerb theilnehmenden Herren behauptete der einfache griechische Charakter der Frisur seinen Platz. An Stelle der die Haarwellen und Flechten befestigenden Spangen wurden vielfach mit Gold belegte Kämmchen verwendet. Das Haar ließ, meist hochgehalten, den Nacken frei und schmiegte sich der natürlichen ovalen Kopfform an. Der anspruchsvolle Federschmuck hatte endgiltig dem einfachen Blumen-Arrangement weichen müssen, das sich in Gewinden, oder hier und da verstreut, durch die Haarfülle hinzog. Besonders unerkennenswerth war das Streben nach einer gewissen Einheitlichkeit der Decoration. So bildeten beispielsweise Kornblumen, Ähren und Veilchen ein bescheidenes Ensemble, das sich in der gleichartigen Garnitur der Robe und des Fächers harmonisch wiederholte. Im allgemeinen wurden für den Kopfschmuck die kleineren Blüthen bevorzugt, sodaß selbst das schlichte Vergißmeinnicht in zierlichem Gewinde zu seinem Rechte gelangte.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung Nr. 53. Aufnäh-Arbeit mit Spitzenbändchen auf Gardinen-Tüll. Dieser originellen, auf durchsichtigem Stoff ausgeführten Aufnäh-Arbeit für Fenstervorhänge und dergleichen, gelten unser heutiges Extra-Blatt, sowie mehrere Vorlagen der technischen Nummer. Auf eine nicht minder wirkungsvolle Anwendung der gleichen Technik, jedoch auf dichten Stoffgrund übertragen, möchten wir mit diesen Zeilen noch hinweisen. Panneaux von reicher Rococo-Zeichnung, mit Körbchen- und Blumengehängen aus Spitzenbändchen, einzeln verstreute oder ganze Schleifen-Arrangements ergeben, beispielsweise auf matt-heliotropfarbenen Seidenrips applicirt eine höchst vornehme, spitzenähnliche Decoration. — Wir sahen Fenster-Shawls, Portièren und Wandschirm eines Salons in der erwähnten Weise ausgeführt, und können die eigenartige, doch so einfache Technik unseren Leserinnen ganz besonders für diese Ausführung empfehlen. J. F.

— Die Vorzüge der Richelieu-Stickerei, Haltbarkeit und reiche Wirkung der spitzenartigen Muster, welche dieser Arbeit stets einen hervorragenden Platz unter den vielen Nadelarbeiten gesichert haben, lassen es erklärlich erscheinen, daß die Industrie sich derselben zur Ausführung mit der Maschine bemächtigt hat. Fehlt diesen tadellos hergestellten Stickereien auch der Reiz der Handarbeit, welchen Viele nicht entbehren mögen, so muß doch anerkannt werden, daß diese Art der Anfertigung zur Verbreitung der schönen Arbeit bedeutend beiträgt, da die Preise dementsprechend geringere sind. Unsere Vorlage, ein Kissenbezug, dessen Stickereifläche bei 14 cm Breite des Musters 61 cm im Quadrat beträgt, gehört zu einer Bett-Garnitur mit wundervoll gemusterter Decke, einem Meisterstück der Maschinenarbeit; zur Verwendung gelangten feinstes schlesisches Leinen und drellirtes Garn für die Verbindungsstäbe, die Spitzenstich-



Füllung und Languetten-Umrandung der Figuren. Die innere glatte Fläche des Kissenbezuges kann noch mit einer Chiffre verziert werden, deren Ausführung sich aber nicht allein auf Plattstich-Stickerei beschränken dürfte, sondern durch Anwendung von Durchbruch mit der Richelieu-Stickerei der Bordüre in Einklang zu bringen wäre. Die unseren Leserinnen bekannte Firma B. Jos. Sternfeld liefert neben der gestickten Bettwäsche auch Decken, Tischläufer u. s. w. jeder Größe in mehr oder minder reicher Ausstattung. E. F.

— Farbig verzierte Tischwäsche erhält bei kleinen Gesellschaften, sowie zum Kaffe und Thee, schon seit längerer Zeit den Vorzug vor dem rein weißen Damast-Gedeck, das bei größeren Festlichkeiten zur Geltung gelangt. Ganz bunt gehaltene Stickerei findet neuerdings eine Rivalin in der nur in einer Farbe ausgeführten Verzierung, die sich bei naturalistischer Zeichnung auf die Wiedergabe der Form beschränkt. Ungemein feine Wirkung zeichnet das dargestellte Tischtuch aus, über dessen glatte Fläche leichte Sträuße von Sternblumen und Ähren regellos gestreut erscheinen. Die mit lila abschattirter, waschechter Filoselle-Seide im Plattstich gearbeiteten Blumen dürften sich in der geschickten Anordnung ebenso zur Nachfertigung eignen, wie sich die Wahl der zarten Farbe in flax thread oder Kronenseide empfiehlt. Ein 6 cm breiter, mit Hohlnaht verzierter Saum schließt das Tischtuch ab. E. F.

Wien. Die hiesige k. k. höhere Fachschule für Kunststickerei, die seit dem Tode der Frau Emilie Bach unter der Leitung der Frau Therese Mirani steht, hat die im Herbste d. J. in Paris stattfindende Exposition des arts de la femme reich beschickt. Unter anderem gingen dahin ein Meßgewand, welches auf rothem Seidengrund in arabischer Stickerei mit Goldumrandung ausgeführt ist, und ein kostbares Pluviale mit prächtigster Goldstickerei auf Silberstoff und Sammet. Die Zeichnung des letzteren, nach einem Entwurfe von Professor Storck unter Leitung der Frau Am. v. St.-George gearbeitet, bildet in der Rundung des Chormantels reiches Blätter- und Rankenwerk von Lilien und Rosen, die, theils gestochen, theils gesprengt, mit Goldcantille und Perlen verziert sind. Über Relief-Unterlagen in Weißstickerei wurden die Stiele in Legearbeit hergestellt. Bewundernswerth ist es, daß trotz der Schwere des verwendeten Materiales und der Pracht der Ausführung die Stickerei keineswegs plump erscheint, und die Biegung der Blätter nicht verloren geht. Meisterhaft ausgeführte Nadelmalerei stellt die Madonna und zwei Englein in stilvollem Rahmen von schwerer Goldstickerei für die Kapuze des Pluviale dar. Ein Kunstwerk an sich ist der Pluviale-Stab. Er zeigt auf rothem Sammetgrunde fünf Medaillons, Engelgestalten mit Spruchbändern in Nadelmalerei, deren Verbindung wiederum kostbare Goldstickerei, aus den zur Borte vereinigten Ornament-Motiven des Mantels, bewerkstelligt. R. U.

Bezugsquellen: Paletots: A. Falk jun. Berlin W, Jägerstr. 23. — **Sandalenschuhe:** Hof-Schuhmacher Gottlieb Strobel, S. Groß's Nachfolger, München. — **Richelieu-Stickerei** (Decken, Kissenbezüge): B. B. Jos. Sternfeld, Bielefeld, Brettestr. 20. — **Farbig gestickte Tischwäsche:** F. B. Grünfeld, Berlin W, Leipzigerstr. 25. — **Material zur Aufnäh-Arbeit mit Spitzenbändchen:** Frl. H. Storbeck, SW, Wilhelmstr. 129.

Redactions-Post.

H. F. in Remscheid. — Jeder Wiener wird es Ihnen sagen: Es giebt nur eine Fürstin Metternich, die Veranstalterin der Theater- und Musik-Ausstellung, die unumschränkte Gebieterin im Bereiche des Chic, die keine andere neben sich duldet. Fürstin Pauline Clementine Walburga ist am 26. Februar 1836 als Tochter des Grafen Moriz Sándor von Slawnicza geboren und seit dem 13. Juni 1856 mit dem Fürsten Richard Metternich, dem Sohne des berühmten österreichischen Staatskanzlers, dem früheren Gesandten in Paris, vermählt. Der nie alt werdende Liebling der Wiener braucht das Bekanntwerden seines Taufscheins nicht zu fürchten.

Weltausstellung. Darmstadt. — Für eine Erleichterung des Besuches der Weltausstellung in Chicago werden bei Zeiten alle möglichen Anstalten getroffen. Carl Stangens Reisebureau wird von Anfang Mai nächsten Jahres ab alle 8, oder wenigstens alle 14 Tage Gesellschaftsreisen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Besuch von Chicago abgehen lassen. Die Reisen gehen zum Theil nur bis Chicago, zum Theil bis Colorado und bis Kalifornien, der Preis stellt sich auf 1500 bis 5000 Mark. Außerdem wird das Bureau auch für allein reisende Personen Einrichtungen in Bezug auf Eisenbahn- und Dampfschiff-Fahrscheine, Gasthöfe, Führung und Besichtigungen schaffen.

Praktischeste Schnittmusterwerke.

Für Fleissige Hände

von Frl. Ehninger und Lutz.

I. Anleitung und Muster zur Herstellung von Leib- und Bettwäsche.
II. Anleitung u. Muster z. Herstellung von Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1–5 J.
III. Dasselbe für Kinder von 6–12 Jahren.

— Jeder Teil — in schöner Mappe mit 70–80 Mustern in natürl. Größe ausgestellt.

Zu beziehen d. d. Verlagsbuchh. E. Lutz, Stuttgart (Hölderlinstr. 2) oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes.

Preis jeden Teiles M. 3.50, nach auswärts franco M. 3.80.

Hochinteressante, weltberühmte Handarbeit für Damen:

Meissner Smyrna-Knüpf-Arbeiten

Neue prachtvolle Muster.

Versand von nur vorzüglichem Material zur Anfertigung von Teppichen, Vorlegern, Tritt- u. Fensterbekleidungen, Läufern, Kameeltaschen, Möbelbezügen, Wandschonern, Kissen, Sesseln etc. Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung. Preisliste, Mustervorlagen franco.

Jede Arbeit wird gratis angefangen. F. Louis Beilich, Meissen. Teppich-Fabrik.

Schön u. Überraschend

sind die von uns verfertigten buntfarbigen Gnomen mit braunem Gewand, grauem, weissem oder rothem Bart, für Grotten, Bosquets u. s. w.

Es sind diese kleinen Erd- und Berg-Männchen so trefflich dargestellt, dass sie auf das Höchste überraschen und alt und jung dauernd Freude bereiten. Dieselben werden in 16 verschiedenen, höchst originellen Stellungen angefertigt. Preisliste mit Abbildungen, auch von Thierfiguren, Beeteinfassungen, Vasen u. s. w. versendet kostenfrei

Etruria Kunstgewerbl. Anstalt, Neuwedell (Preussen).

Unverfälschte Seidenstoffe.

Specialitäten in Schwarz, reinste Färbung, garantirt solid, porto- und zollfrei zu Fabrikpreisen.

J. Spinner, Jacob Zürrer's Nachfolger, Zürich.

Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.

Echte deutsche Vigogne

Merino, Mischung von feinster Wolle u. Baumwolle, ist dauerhaft und wäscht sich gut, bleibt weich und schön, ohne einzugehen.

Strickgarne. Zu haben in allen besseren Garnhandlungen.

Neu! Neu! Neu!

Export, en gros, en detail.

Vorgezeichnete Kreuzstichstickerei in großer Auswahl, Altar- und andere Decken, Vorhänge, Läufer, Tablettes, Spindbänder, Schürzen etc. stets vorräthig.

Bernhard Höchstädter, alleiniger Fabrikant.

Berlin C., Rosenthalerstr. 41, Ecke Hackescher Markt.

Jede Kreuzstichstickerei wird vorgezeichnet.

Vorzugspreise für ganze Zimmereinrichtungen und Ausstattungen.

In allen besseren Colonialwaaren- und ähnlichen Handlungen ist das feinste Kaffeeverbesserungsmittel der Welt „Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz“ in Portionsstückchen zu haben.

Falls nicht erhältlich versendet 6 Cartons Gewürz franco per Post gegen Nachnahme von 3 Mark Otto E. Weber, Hoflieferant in Radebeul-Dresden.

Schneider-Unterricht,

theoretisch wie praktisch, wird vom 1. October im

Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidicinstraße Nr. 39

ertheilt. Näheres zu erfahren durch Frl. Agnes Niemann, Directrice des Berl. Schnittmuster-Ateliers, staatlich geprüfte Handarbeits- und Industrie-Lehrerin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Cäsar und Minca

(noter. bekannt grösste Eur. Hunde-Züchtereien).
Prämiirt mit gold. u. silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen.
Zahna (Königreich Preussen)
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. Kaiserl. Hoh. d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen, Ihr. K. Hoh. Prinzess Albrecht v. Preussen, desgl. viel. Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offeriren ihre Specialit. in **Luxus- u. Wachhunden** v. grössten **Ulmer Dogg- u. Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen**, desgl.
zur bevorstehenden Jagdsaison
Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier u. Windhunde, fern dressirte, als auch rohe und junge Thiere unter weittragendster Garantie. **Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache fco. gratis.**
Eigene Permanente Hunde-Verkaufs Ausstellung von mehreren hundert Hunden (Bahnhof Wittenberg).

Paris GESICHTSHAUT Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÆLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
CADÈS & Cie 8 St-Denis, 16

Verlange „Crown
Lavender Salts"
eine Erfrischung für Schwache, ein köstlicher Luftreiniger, ein Luxus-Artikel f. Alle. Man hüte sich vor werthlosen Nachahmungen. Nur echt in Flaschen mit Kronen-Pfropfen u. der Firma
The Crown-Perfumery Co.
London, 177 New Bond Street. Alle besseren Parfümerie-Handlg. führen diese vorzügliche Specialität.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Lützowstr. 112.** **Marie Peiler.**

Das neueste in
Verlobungs-Anzeigen,
Hochzeitseinladungen, Visiten- und Gratulationskarten
liefern in hochfeiner Ausführung.
Hyll & Klein, Barmen.
Muster stehen leihweise zur Verfügung.

ECHTE
No. 4711

Die Beste
EAU DE COLOGNE
vorräthig in den meisten feineren Parfümerie-Geschäften.

Man beachte auf jeder Flasche die
No. 4711

Sämtliches Material zu
Filigran-Arbeiten, künstlichen Blumen etc.
empfiehlt die Fabrik von
Josepha Theben, Heidelberg.
Handarbeitslehrerinnen und Wiederverkäufern Vorzugspreise. **Preisliste gratis.** Sortiment zum Erlernen nebst Anleitung franko gegen M. 1.20.

Mondamin
alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maisproduct. Zu **Puddings, Sandtorten** etc. und zur Verdickung von **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich.

GLYCERIN
ZAHNPASTA
Einmal angewendet, benützt man sie immer.
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modewelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW Wilhelmstraße 139 IV.

Fabrik von sämmtlichen
Musik-Instrumenten
und
Musikwerken.
Haus I. Ranges.
Man verlange illustr. **Prachtcatalog** gratis u. franco.
H. Behrendt,
Import, Fabrik- und Export-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 160.

Hausfrauen, wenn Euch an der Gesundheit Eurer Kinder gelegen ist, so verlanget gratis per Postkarte die Beschreibung d. berühmten heizbaren Badestühle von L. Weyl, Berlin, Mauerstrasse 11.

Glasey-Nachtlichte,
schiedsrichterlich seit 1806, 6 mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung".
Ueberall vorräthig.

MK MK MK MK
MAX KRAUSE, BERLIN SW
Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private Vorräthig überall in Papier-Geschäften Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK MK

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln
ertheilt Fräulein **Martiny, Berlin,** W, Steinmetz-Str. 21, I.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Extra-Blätter
der
Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung.
(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

Nr. 2. Frivolitäten (Occhi). Mit 48 Abbildungen.
Nr. 4. Filet-Guipure 2. Auflage. Mit 96 Abbildungen.
Nr. 5. Filetstricken. — Genähte Guipure (de Cluny). Mit 68 Abbildungen.
Nr. 6. Spitzenarbeit. 2. Auflage. Mit 98 Abbildungen.
Nr. 8. Rahmen-Arbeit. Mit 54 Abbildungen.
Nr. 10. Weissstickerei. I. Abtheilung. Mit 110 Abbildungen.
Nr. 11. Spitzenklöppeln. Mit 78 Abbildungen.
Nr. 13, I. Knüpf-Arbeiten. I. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 90 Abbildungen.
Nr. 13, II. Knüpf-Arbeiten. II. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 84 Abbildungen.
Nr. 14. Venetian. Spitzen-Stickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 15. Plattstich-Stickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 16. Namen- und Monogramm-Stickerei. I. Mit 95 Abbildungen.
Nr. 17. Spitzen-Arbeit mit Bändchen. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 18. Litzen-Besätze. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 19. Namen- und Monogramm-Stickerei. II. Mit 80 Abbildungen.
Nr. 20 Häkelarbeit. Mit 5 Seiten Abbildungen.
Nr. 21. Aufnäh-Arbeit und leichte Stickerei. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 22. Kerbschnitt-Arbeiten. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 24. Stickerei mit Füllstichen. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 25. Neue Blumenstickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 26. Flachstickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 27. Lederschnitt-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 28. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 29. Häkelarbeiten und in Typen gesetzte Muster. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 30. Buntstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 31. Puppen- und Puppen-Garderobe. Mit 1½ Seiten Abbildungen und 2 Seiten Schnittmuster.
Nr. 32. Aus dem ABC der Holzbrandtechnik von Professor J. Capper I. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 33. Mossul-Stickerei Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 35. Goldstickerei. I. Anlegen oder Lege-Arbeit u. Cordeltechnik. Mit 61 Abbildungen.
Nr. 36. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 37. Blumenstickereien. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 38. Passementerie-Garnituren. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 39. Häkelarbeiten für Wollsachen. Mit 23 Abbildungen.
Nr. 40. Buntstickereien auf Fries. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 41. Leinenstickerei mit Füllstichen. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 42. Bunte Capisserie-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 43. Elfenbein-Stickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 44. Tambourir- oder Kettenstich-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 45. Schwedische Aufnäh-Arbeit mit Buntstickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 46. Decorative Stickereien für Kirche und Haus; Aufnäh-Arbeit 2c. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 47. Deckchen, doilies oder Eis-Servietchen. Mit 50 Abbildungen.
Nr. 48. Mittelalterliche Stickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 49. Ungarische Plattstickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 50. Japanische Blumengewinde und Blumengefäße von Julius Lessing I. Mit 22 Abbildungen.
Nr. 51. Stickereien mit Durchbrüchen und dichten Füllstichen auf Canevas (Colbert-Stickereien). Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 52. Blumengewinde und Blumengefäße II. Japanische Blumensträuße. Einzelne Blumen aus Seidenpapier. Mit 45 Abbildungen.

Preis je 50 Pfennig (30 Kreuzer), die Nummern 14 und ff. für Abonnentinnen der Modenwelt 25 Pfennig (15 Kreuzer).

In letzterem Falle muß die Bestellung unter Beifügung der Abonnements-Quittung bei uns direct franco, nicht durch eine Buchhandlung, erfolgen. Auch die andern Nummern können von uns direct bezogen werden, falls der Bezug durch eine Buchhandlung zu weitläufig ist.

Directen Bestellungen ist der Betrag beizufügen, wogegen franco expedirt wird.

Die Expedition der Modenwelt u. Ill. Frauen-Zeitung
Berlin W, Potsdamerstraße 38. — Wien I, Operngasse 3.

Kein Haarbrennen mehr
durch Professor Dr. Cavalotti's berühmte **Lockendrehessenz** (Seltener Erfolg! Innerhalb 1 Jahres über **20,000 Flaschen** versendet.
ärztlich empfohlenes Mittel **ohne Anwendung des Brenneisens, nur durch Bestreichen des Haares mit der Lockendrehessenz,** in 15 Minuten **die Haare haltbar wellenförmig zu kräuseln, od. in schönste Locken zu legen.** Haarwuchsfördernd. Gegen Kopfleiden schützend à Flasche (für Monate ausreichend) 4 M. gegen Einsend. des Betrages für ganz **Deutschland** zu beziehen nur allein d. d. Generaldepot
C. Oppenheim's neue Münchner Kindl Drogerie i. München; für Oesterreich-Ungarn: durch **N. H. Oppenheim's Wittwe,** Schwämmedepot, Lobenbergerstraße 1, **Wien.**

Lehrinstitut für Damenschneiderei.
Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei.
Einzelkurse 20 M., monatlich in Cirkeln 7 M. 50 Pf.
Frau Ida Ilgenstein, Berlin, Nettelbeckstraße 21, Quergebäude II.

Häkelgarn-Neuheit.
Zu haben in allen besseren Geschäften der
Garn- & Tapisserie-Branche.
Santuzza-Wolle.
Wollgarnfabrik Germania
Strübell & Co.
MEERANE in Sachsen.

Mellin's Nahrung

für Säuglinge, sowie Kinder **jeden Alters,** für **Kranke** und **Genesende.**
In mit Wasser verdünnter Kuhmilch, **bester Ersatz** für **Muttermilch.**
Gänzlich frei von Stärkemehl.
Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

M. Barber, 15 Monat alt.

Brixton Hill, SW., 4. März 1890.
Frau E. Barber schreibt: „Ich nehme mir das Vergnügen, Ihnen eine Photographie meiner kleinen Tochter, welche gänzlich mit Ihrem Nahrungsmittel ernährt worden, beizulegen."
E. Barber.

Mellin's Nahrungs-Biscuits
ca. 50% Mellin's Nahrung enthaltend,
pro Blechdose 2.75 u. 5 Mark.
Schmackhaft, stärkend, nahrhaft, leicht verdaulich.
Besonders empfehlenswerth für Reise und Sommeraufenthalt.

General-Depot: **J. C. F. Neumann & Sohn,**
Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Taubenstrasse 51/52 — Leipzigerstrasse 27/28.
Ausserdem zu haben in vielen Apotheken und Drogerien.
Die Herren **Ärzte, Direktoren** von **Kinder-Hospitälern, Kliniken** etc. bitten wir um Einforderung von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

11. September 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 18.

Neue Herren-Moden.

Dunkelfarbig carrirter und melirter Cheviot ist sowohl für den praktischen Jagdanzug wie für die bequeme Mütze verwendet. Die mit einem Gürtel versehene Bluse zeigt vorn und im Rücken zwei Tollfalten. Zur Ergänzung der kurzen Pluder-Hosen werden Leder-Gamaschen getragen. — Der aus glattem Molton oder Cheviot hergestellte Paletot fällt durch seine Länge auf. Breiter Kragen und Taschenklappen sind für die Mode charakteristisch. („Le Progrès", Paris.)

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Genossenschaft der Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth feiert am 27. September den Gedenktag ihres fünfzigjährigen Bestehens. Im Jahre 1842 vereinigten sich in Neisse vier Jungfrauen, um sich mit ihrer Person und ihrem Besitze ganz dem Dienste der Armen und Kranken zu weihen. Sie wollten dies jedoch nicht in Anstalten thun, welche diesen Zwecken dienen, sondern vielmehr denjenigen Verlassenen und Kranken ihre Dienste und auch ihre Mittel anbieten, die in eine Anstalt nicht aufgenommen werden können oder nicht aufgenommen werden wollen. Im Gegensatz zu der Hospital-Krankenpflege wollten sie die ambulante Krankenpflege in den eigenen Wohnungen der Kranken ausüben. An der Verwirklichung dieses edlen Vorhabens hielten sie auch dann fest, als eigenthümliche Gestaltungen der Verhältnisse dasselbe nicht nur bedrohten, sondern sogar als ganz unausführbar erscheinen ließen. Ihr so unscheinbar begonnenes und mit großen Opfern fortgesetztes Werk hatte unerwartete Erfolge. Aus dem kleinen Vereine ist eine kirchlich und staatlich anerkannte, blühende Genossenschaft geworden, die im Verlaufe der fünfzig Jahre ihres Bestehens im engeren Vaterlande und darüber hinaus durch die Errichtung einer ansehnlichen Anzahl von Stationen ihre Thätigkeit vervielfältigt hat. Die Schwestern haben auch da und dort die Leitung und Pflege in Kranken-, Siechen- und Waisenhäusern übernommen, neuerdings auch im Anschluß an ihr Mutterhaus zur praktischen Ausbildung der Schwestern ein eigenes Krankenhaus errichtet; bei vielen ihrer Niederlassungen üben sie die Leitung von Kleinkinder-Schulen als Nebenthätigkeit aus.

Potsdam. — Am 15. August starb hier im 67. Lebensjahre die verwittwete Frau Schulrath Sophie Alberti, geborene Mödinger, die sich unter dem Namen Sophie Verena als Roman-Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Ihr Erstlingswerk „Else" erregte besondere Beachtung, und von ihren späteren Romanen erlangte vornehmlich „Ueber Alles die Pflicht" und „Der Sohn des Südens" allgemeinen Beifall. Sophie Verena war auch als Uebersetzerin thätig und hat insbesondere den bekannten englischen Roman „John Halifax" den Deutschen zugänglich gemacht. Ihre Erzählungen „Lebende Blumen" und „Daheim und draußen," ihre letzte Weihnachtsgabe, haben vielen jungen Herzen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Paris. — Unter den hier weilenden Fremden erregt Mrs. May Wright Sewall besondere Aufmerksamkeit. Die vierzigjährige Dame mit den feinen, von schneeweißem Haar umrahmten Zügen und den distinguirten Umgangsformen ist über Berlin und Brüssel hierher gekommen, um die französischen Damen für die Beschickung des internationalen Frauen-Congresses in Chicago zu gewinnen. England hat sie nicht berührt, da sie die Frauen jenseits des Canals für genügend organisirt hält, um auch ohne Propaganda ihre Ziele zu erreichen.

Mrs. May Wright Sewall hat eine Phalanx von nicht weniger als zwei Millionen amerikanischer Frauen hinter sich, seitdem im Jahre 1888 dreizehn Vereine ihre General-Vertretung in dem „National-Rath der Frauen in den Vereinigten Staaten" gefunden haben. Der „Frauen-Mäßigkeits-Verein" zählt allein $1^1/_2$ Millionen, das „Rothe Kreuz" 100000, der „Weltfriedens-Verein" 50000 Mitglieder, während Frauen in vielen Clubs, wie in dem der „Ritter der Arbeit", zugelassen sind.

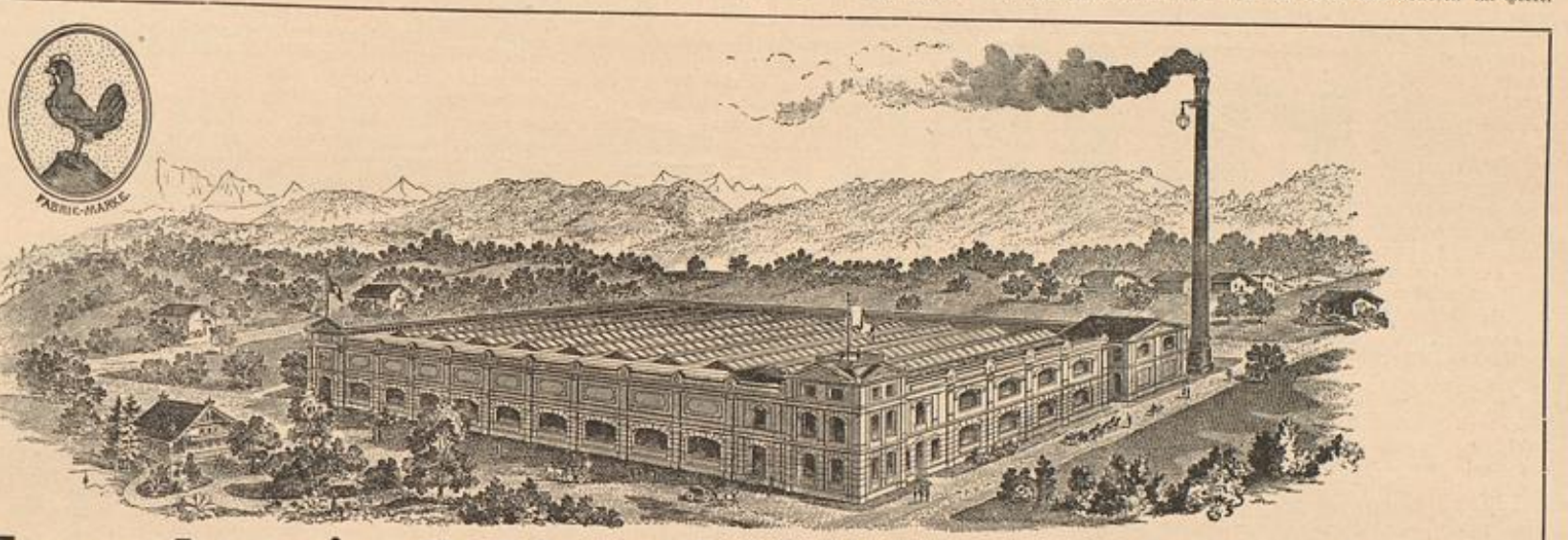
Die Bestrebungen der Frauen-Vereine in Amerika verdanken neben dieser festen Organisation ihren Erfolg hauptsächlich dem Umstande, daß überall Damen von tadellosem Ruf und fester gesellschaftlicher Position an der Spitze stehen. Von den 44 vereinigten Staaten hat Wyoming bereits seit 23 Jahren den Frauen das active und passive communale und legislative Wahlrecht eingeräumt, und eine große Anzahl von Gemeinden befindet sich außerordentlich wohl unter weiblichem Regiment. Auch in Kansas, das den Frauen zunächst das communale Wahlrecht zugestanden hat, finden sich mehrere Bürgermeisterinnen. In zwanzig anderen Staaten geben die Frauen in allen Fragen des öffentlichen Unterrichts ihr Votum ab und betheiligen sich an der Besetzung der Lehrstellen an höheren Schulen und Universitäten. Es giebt in Amerika allerdings nur 25 weibliche Advocaten, dagegen üben mehr als 10000 Frauen ärztliche Praxis aus.

Die Französinnen hegen für diese Resultate der Frauenbewegung in Amerika aufrichtige Bewunderung, können aber vor Allem ihre Freude darüber nicht unterdrücken, daß Mrs. May Wright Sewall nach ihrem eigenen Geständniß — alle ihre Toiletten aus Paris bezieht.

London. — Die berühmte Sängerin Zelia Trebelli, welche in dem französischen Seebade Etretat gestorben ist, wurde zu Paris von deutschen Eltern — der eigentliche Name der Künstlerin lautete Gilbert — am 12. November 1840 geboren. Im Jahre 1861 betrat Fräulein Gilbert unter dem Namen Trebelli in Madrid zum ersten Male die Bühne und gewann sofort die volle Gunst der Musikfreunde. 1863 verehelichte sich die Künstlerin mit dem Tenoristen Allessandro Bettini, der in den Jahren 1856 bis 1858 als Mitglied der italienischen Stagione im Wiener Hof-Opern-Theater gesungen hatte. In Berlin ist die Trebelli im Jahre 1862 „entdeckt" worden. Als Mitglied der Merelli'schen Operntruppe, die damals im Königlichen Opernhause gastirte, entzückte die junge, im Vollbesitz ihrer künstlerisch durchgebildeten Mittel stehende Sängerin ebenso durch ihre meisterhafte Technik, wie namentlich auch durch die mühelose Beherrschung ihres drei und eine halbe Octave umfassenden Organs.

Ihre größten Triumphe aber feierte die Künstlerin in England. Mit ihrem Gatten Bettini wechselte sie häufig die Rollen, ließ ihn den Siebel im „Faust" spielen und übernahm an seiner Stelle den Tamino in der „Zauberflöte". Auch der Almaviva im „Barbier" gehörte in ihr Repertoire.

Petersburg. — Im vorigen Jahre vermählte sich der Großfürst Michael Michailowitsch von Rußland, ohne zuvor die Genehmigung des Zaren, seines Vetters, einzuholen, in San Remo mit der Gräfin Sophie von Merenberg, einer Tochter des Prinzen Nicolaus von Nassau aus dessen Ehe mit einer Tochter des russischen Dichters Puschkin. Der Zar war empört über diese Verletzung seiner Autorität, er entzog dem Großfürsten die Apanage, die dieser bisher erhalten hatte, und nahm ihm alle Titel und Würden im Heere.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

versendet **direct** an **Private:**

Seidenstoffe

ab eigener Fabrik 75 Pfg. p. Met.

bis Mk. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, karrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	Mk. 1.85—18.65
Seiden-Foulards	„	„ 1.35— 5.85
Seiden-Grenadines	„	„ 1.35—11.60
Seiden-Bengalines	„	„ 1.95— 9.80
Seiden-Ballstoffe	„	„ —.75—18.65
Seiden-Bastkleider	„	„ 14.80—68.50

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

A. F. Zeller, Urach, Württemberg.
Leinwand
ist der gesundeste, reinlichste und zugleich eleganteste Stoff für Leib- und Bettwäsche.
Leinenwaaren aller Art
roh und gebleicht, glatt oder gemustert, am Stück, sowie meterweise, Tischzeug, Handtücher, Taschentücher, Frottirsachen u. s. w., desgleichen alle sonstigen im Haushalt benöthigten Webwaaren, Bettdrell, Decken, liefert in nur vorzüglichen Qualitäten und bittet Preisliste zu verlangen.
A. F. Zeller, Urach, Württemberg.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
5,50 11,— 16,50 M. pr. St. blau.
Illust. Preislisten gratis!
Handwagen, Karren u. s. w. bis 12 Ctr. Tragkraft
Fabrik für Wagen und Holzwaaren.

HOHENZOLLERN-GALERIE 9 Vorm. — 10 Ab. Lehrter Bahnhof
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. —
1 Mark. Sonntag 50 Pfennig. Kinder die Hälfte.

Hemdentuch!!
Seit Jahren versende franco gegen Nachnahme eine ganz **vorzügl. Qual. Hemdentuch** in 30 m-Stücken à m 45 Pf. Durch den enormen Umsatz ist es mir jetzt möglich geworden, das m schon **mit 42 Pf.** zu verkauf.
Neulewin (Oderbr.). **W. Lorenz.**

Häkelgarn-Neuheit.
Zu haben in allen besseren Geschäften der Garn- & Tapisserie-Branche.
Santuzza-Wolle.
Wollgarnfabrik Germania
Strübell & Co.
MEERANE in Sachsen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vor einiger Zeit verlautete, daß der Oheim der jungen Frau, der Großherzog von Luxemburg, sich anscheinend nicht ohne Erfolg bemühe, den Zaren versöhnlicher zu stimmen. Es scheint ihm dies wirklich gelungen, und er hat seitdem im Einverständniß mit dem Zaren der Gemahlin des Großfürsten Michael den Titel einer Gräfin von Torby verliehen, mit der Berechtigung, den Grafentitel der aus dieser Ehe zu erwartenden Nachkommenschaft zu vererben.

Rom. — Die Archäologie als Vermittlerin der Vereinigung eines nichts weniger als gleichaltrigen Paares — das ist ein Lustspiel-Stoff, der dadurch nichts an seiner Originalität verliert, daß der Schauplatz der Handlung — die Katakomben sind. Der fast fünfzigjährige Graf Paolo Campello, Witwer der Prinzessin Maria Bonaparte, ein bekannter passionirter Archäologe, als Politiker entschiedener Intransigent und gewesener Präsident der clericalen „Unione Romana", hat sich mit der achtzehnjährigen Tochter des liberalen Expräfecten und jetzigen Staatsrathes Guala vermählt. Das Paar hatte sich in den Katakomben von Sanct Calixt kennen gelernt, welche Graf Campello täglich besuchte und wo ihm als regelmäßige Besucherin ein klassisch schönes junges Mädchen in Begleitung ihrer Mutter auffiel, die dem distinguirten Fremden gegenüber in gelegentlichem Gespräche so treffende archäologische Bemerkungen fallen ließ, daß der Graf seiner Bewunderung kaum Herr werden konnte. Auch der berühmte Archäologe Professor Rossi, vom Grafen auf das junge Mädchen aufmerksam gemacht, staunte über das seltene Verständniß der jungen Dame. Graf Campello, von dem liebreizenden Wesen des Mädchens angezogen, wurde bald dessen Führer in der unterirdischen Wunderwelt, und in jenen düsteren, weltabgeschiedenen Räumen entstand in Beiden ein Gefühl innerer Sympathie und Zuneigung, das, alle Unterschiede des Alters und der politischen Meinungs-Verschiedenheit besiegend, den Herzens-Roman aus den Katakomben am Altare in Como zum Abschlusse brachte.

Shanghai. — Die Gräfin Li, die Gemahlin des Vicekönigs Ki-Yung-Tschang, ist in ihrem Palaste in Tientsin verschieden. Sie war eine der berühmtesten Frauen Chinas, und die Aufklärung und der Freisinn ihres Denkens haben viel dazu beigetragen, medicinischen Reformen in China zum Durchbruche zu verhelfen. Sie erbaute und unterhielt auf eigene Kosten ein großes Krankenhaus für Ausländer in Tientsin. Während ihrer Krankheit wurde sie von einem amerikanischen Frauenarzte und einem englischen Arzte behandelt. Ihr Einfluß in Staatsangelegenheiten war sehr groß, nicht bloß bei ihrem Gemahl, dem Vicekönig, sondern auch bei der ganzen kaiserlichen Familie.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Neben der Sorge für die Toilette und die mancherlei, den Comfort des Hauses erhöhenden Arrangements der Zimmer, sind es einzelne Möbel und deren Zubehör, denen sich das Interesse der eleganten Frau besonders zuwendet, darunter in erster Linie der Schreibtisch und nicht minder der Toilettentisch. Hierfür giebt es stets die reizendsten Nippes, welche unter dem Vorwande der Nützlichkeit Aufnahme finden, aber auch wirklich brauchbare Gegenstände, die in besonders lockender Gestalt erscheinen. Aus Silber gefertigt, theils gravirt, theils durchbrochen oder ciselirt, zeichnen sich die dargestellten durch zierliche Form und feine Arbeit aus. Die beiden Behälter für englisches Pflaster sind je 7 cm lang und 1—2 cm breit; der erste wirkt schildpattartig, während der zweite unter der durchbrochenen Oberfläche ein Lederstreifchen sehen läßt, in welchem die Pflaster liegen. Das dritte Modell, ein Filigran-Büchschen von 8 cm Länge, kann auch in der Tasche getragen werden; es umschließt eine kleinere, gleichfalls durchbrochene Hülle mit ein wenig in Parfüm getauchter Watte. Von hübscher Wirkung an dem 7 cm langen Papiermesser ist die Vereinigung von glänzendem und mattem Silber. Das zierliche Ding läßt sich auch als Buchzeichen verwenden. E. F.

— Das dem heutigen Heft beiliegende Colorit giebt unseren Leserinnen ein Bild von den eigenartigen Farben-Zusammenstellungen, welche unsere moderne Toilette charakterisiren. Grün und Blau gehört zu dem Eigenartigsten, aber auch Bevorzugtesten, was die Mode bietet, ebenso die für brünette Damen besonders kleidsame Anwendung von orangefarbenem Besatz zu beigefarbenem Grundstoff. H. U.

— So sehr ist die Bluse der Liebling der Mode, daß sie nun auch am Reitkleid sich versuchen darf, — freilich nicht in der Stadt und nicht in ihrer nächsten Nähe, wo einzig die englische Taille Anspruch auf Eleganz hat, aber auf dem Lande und vielleicht für die morgendlichen Uebungen in der Manège. Das Kostüm besteht alsdann aus dem bekannten Reitrock mit angesetztem Mieder, der Bluse aus Flanell oder Surah und einer zum Rock passenden Reitjoppe.

H. U.

Paris. — Die erste Herbstneuheit für Hüte sieht vorläufig den letzten Neuheiten der vorigen Saison noch überraschend ähnlich. Aber in ihrer Einfachheit besitzt die bekannte große Schleife mit den beiden Flügeln so viel „Stil", daß sie als „hors de concours" gelten darf. Als sehr reizvolle Umrahmung des Gesichtes erweist sich an dem runden, flachen Hute aus korallenrothem Sammet eine schwarze, schmelzgestickte Spitze. Auch die Phantasie-Flügel bestehen zum Theil aus Schmelz, zum Theil aus farbig schillernden kleinen Federchen.

— In der Ausstattung junger Frauen spielt das elegante Morgengewand eine große Rolle, — es ist gleichsam ein Attribut der neuen Würde, ein Privilegium der Frau von heute, dem jungen Mädchen von gestern gegenüber. Die kostbarsten Stoffe, die reichsten Zusammenstellungen sind hier erlaubt, und oft unterscheidet nur die Form ein derartig intimes Gewand von der gesellschaftlichen Staatstoilette. Für eine unserer elegantesten Aristokratinnen bestimmt ist ein durch die Farben-Combination sehr apartes Négligé: zartblauer crêpe de Chine über gestickter weißer Gaze, die vorn einen Chemiset-artigen Einsatz bildet, eingerahmt von granitrothen Sammetstreifen. Origineller Weise besteht das Gaze-Unterkleid aus Rock und blusenartiger Taille mit Gürtel aus rothem Sammet, worüber das vorn weit auseinander tretende blaue Ueberkleid als loses Prinzeßgewand fällt, an den vorderen Rändern von einem Geriesel breiter Spitzen abgeschlossen.

— Bei den großen Herbstjagden auf der fürstlichen Besitzung der Marquise d'U. soll das Reitkostüm getragen werden, das die kleine Skizze unserer für den Reit- und Jagdsport sich interessirenden Leserinnen zeigt. Für derartige Gelegenheiten darf der strenge Stil des Reitkleides phantastischer Laune weichen, und was im Bois von Paris als „mauvais genre" beanstandet würde, erscheint auf dem abgeschlossenen Terrain privater Besitzung nur apart und originell. So beleben das schwarze Kleid große Revers aus leuchtend rothem Tuche, zur Hälfte wieder bedeckt von Aufschlägen aus schwarzem Sammet, die über einem weißen Hemd mit steifer Brust breit zurücktreten.

— Eine erste Gelegenheit zu gesellschaftlicher Wiederbegegnung im Herbst pflegen Hochzeits-Festlichkeiten zu bieten, — die naturgemäße Folge der sommerlichen Campagne in Seebädern und Villegiaturen. Für diese Art von Festen hat sich ein ganz besonderes Toiletten-Genre herausgebildet, das sich auch in anderen Fällen als nützlich erweist. Es ist das hoch und ausgeschnitten zu tragende Kleid, — hoch für die Feierlichkeit in der Kirche und das Déjeuner, ausgeschnitten für den am Abend sich meist anschließenden Ball. An der Vorlage lassen sich die Passe aus Sammet wie die engen, gestickten Aermel entfernen, so daß zu einem mäßig tiefen Ausschnitt Puffärmel aus Sammet bleiben. Die interessante Zusammenstellung vereinigt meergrünen Satin Duchesse und gleichfarbige, durch Gold belebte Stickerei mit schwarzem Sammet. Besonders graziös ist das leicht eingereihte, in den breiten Gürtel tretende Taillen-Arrangement mit seinen sich kreuzenden dreieckigen Stickereitheilen, noch bemerkenswerther aber die kurze Schleppe. Die in all ihrer Vornehmheit doch sehr unbequeme lange Schleppe wird wieder ganz auf die ceremonielle große Toilette beschränkt.

— Der Regenmantel ist ein Kleidungsstück, wofür die Pariserin wenig Sympathie besitzt. Streng dem Zweck entsprechend in Form und Ausführung, kann er auf Eleganz keinen Anspruch erheben, ist er dagegen elegant, so kann er eben nicht mehr als Regenmantel gelten. Am beliebtesten ist die praktische Hülle noch bei der Jugend, die raffinirterer Toilettenkunst entrathen kann, weil ihr eben Alles steht. So fanden wir kürzlich eine unserer jüngsten Freundinnen sehr chic in einem ganz schlichten Regenmantel aus feinem englischen Beige-Stoff mit farbigem Surah-Futter, seitwärts geschlossen. Die dem glatten Stehkragen angefügte Pelerine schließt mit einem einzigen Knopf, während ein Ledergürtel die Weite in der Taille zusammenhält.

— La toilette de château ist eine Besonderheit Frankreichs, wo sich während der Herbstmonate — zur Zeit der großen Jagden — auf den Herrensitzen des alten und jungen Adels ein bewegtes gesellschaftliches Leben im großen Stile entwickelt. Die Toilette hat dabei zu den verschiedenen Tageszeiten einen verschiedenen, aber ganz bestimmten Charakter zu wahren, innerhalb desselben sie so capriciös und coquett als irgend möglich sein darf. Das Wichtigste von Allem ist die tägliche Diner-Toilette, wofür duftige gestickte Stoffe, wie Tüll und Gaze, über farbiger Seide verwendet werden. Neben dem bis jetzt nur vereinzelt auftauchenden Empire-Kostüm hält sich das im Rücken geschlossene Mieder-Prinzeßkleid mit faltiger Chemiset-Ergänzung auffallend lange in Gunst, — nur daß das Chemiset aus ganz duftigem Gewebe — glattem Tüll oder Spitzenstoff — ohne Futter gefertigt wird, so daß es durchsichtig bleibt. Auch die meist abstechenden puffigen Sammetärmel sind eine zu kleidsame Mode, als daß es einer anderen so bald gelingen dürfte, sie zu verdrängen.

— Unsere Leserinnen interessirt es vielleicht, einmal einige Pariser Neuheiten auf dem Gebiete der Möbel zu sehen, — auch hier ist die Mode ein mächtiger Factor, der bei der Einrichtung eines jungen Haushalts oft eine größere Rolle spielt, als Zweckmäßigkeit und vielleicht sogar guter Geschmack. Das Prinzip der Uebereinstimmung der Möbel ein und desselben Zimmers ist längst als schwerfällig und kleinstädtisch über Bord geworfen. Besonders die Stühle können so verschieden in Form und Ausstattung sein als nur möglich, — in diese anscheinend regellose Mannigfaltigkeit trotzdem doch eine Art von Harmonie zu bringen und gewisse, schwer zu formulirende Gesetze zu beobachten, ist das Geheimniß und die Kunst der Hausfrau! Nur für das Eßzimmer sind die um die Tafel bestimmten Stühle gleichartig; für sie ist die erste Bedingung Bequemlichkeit, auch sollen sie in Form und Ausstattung einen heiteren, freundlichen Eindruck machen. So sahen wir eine Garnitur von zwölf Stühlen aus gebeiztem, mit Gold eingelegten Birnbaumholze, die abwechselnd mit weißem, rosa, blauem und gelbem Tuche bezogen waren. Jeden Sitz schmückt ein in grüner Seide gestickter Laubkranz. Wo der Raum es gestattet, sind die bequemen schmalen Lehnsessel den gewöhnlichen Stühlen im Eßzimmer vorzuziehen. Die Originale haben ungefähr 60 cm Breite. Die Armlehnen sind glatt und gerundet, so daß weder Kleider noch Spitzen in Gefahr gerathen, daran hängen zu bleiben. Als Kaminstuhl für ein Herren- oder Schlafzimmer ist das Original zu der obenstehenden Abbildung bezeichnet. Das Gestell ist aus schwarz gebeiztem Holze und der Sitz aus hell rehfarbenem Filz mit Auflagen aus ganz schmalen Streifen braunen, rothen und schwarzen Leders verziert. Die Streifchen haben die Breite einer gewöhnlichen Litze. Für den Salon war ein gleiches Gestell mit Seide bezogen und mit seidener Franze an Stelle der wollenen garnirt.

Comtesse d. B.

* * *

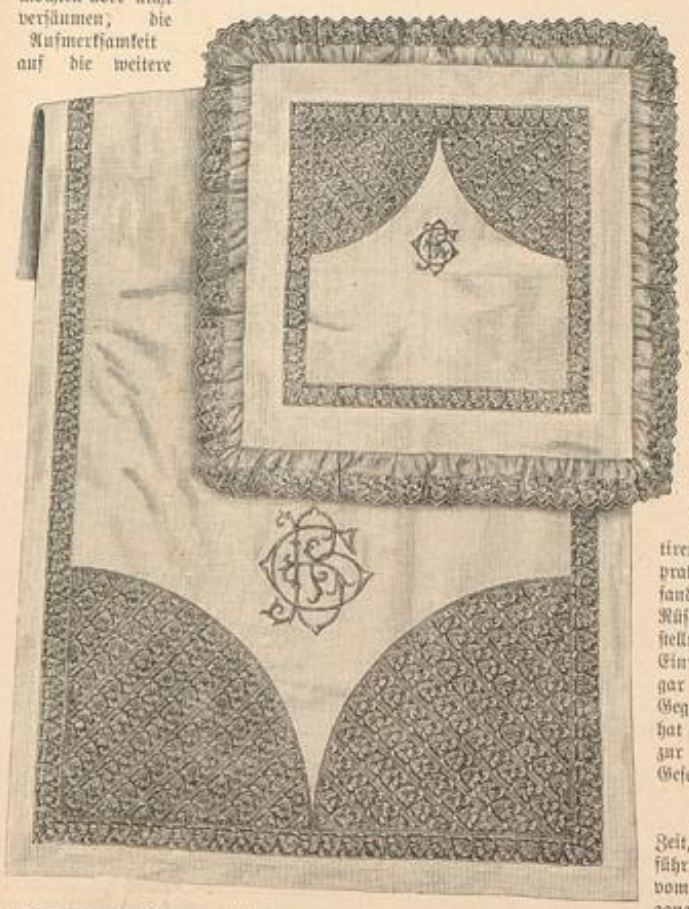
Wir sind heute in der Lage, unseren Leserinnen wenigstens die Namen der kommenden Mode-Farben verrathen zu können. Woher ein glänzendes „Paradies-Gelb" seinen Namen hat, wenn es nicht den Schwanzfedern des Paradies-Vogels entnommen ist, läßt sich schwer errathen, dagegen deutet das „Eminenz-Roth" auf entschieden hierarchischen Ursprung. Die drei neuen Schattirungen in Grau, „Silber-, Nickel- und Platina-Grau", können ihre mineralogische Herkunft nicht verleugnen. „Aloe-Grün" und „Sandel-Braun" gehören natürlich in das Pflanzenreich. „Königs-" und „Franz I.-Roth" kommen sicher von jenseits des Rheins und zeugen von den heimlichen monarchischen Regungen der Franzosen. Ob „Trianon", eine seltsam fade, an gequetschte Stachelbeeren erinnernde Farbe, eine spöttische Revanche bedeutet, welche die überzeugten Republikaner an die Adresse der Legitimisten richten, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, jedenfalls hat auch die Farben-Bezeichnung in der Mode ihre Etymologie, die mit der des sonstigen Sprachschatzes eine Haupteigenschaft theilt — die Unzuverlässigkeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Die unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich stehende „Ausstellung von Wohnungs-Einrichtungen und damit verwandter Gewerbe“ hat unsere Industrie zu eifrigster Arbeit angespornt, welche die erfreulichsten Resultate verzeichnen darf. Soweit es sich um die Möbel handelt, überlassen wir den Bericht einer anderen Feder, möchten aber nicht versäumen, die Aufmerksamkeit auf die weitere



Ausstattung der inneren Räume zu lenken und die Hausfrau auf ein Gebiet hinzuweisen, dem sie mindestens das gleiche Interesse entgegenbringen sollte, wie der Mode, nämlich der Wäsche. Wir finden Tisch- und Bettwäsche in reichster Auswahl, zierlich und wie zum Gebrauch fertig geordnet und zwar für jeden Geschmack und jede Börse berechnet. Zeichner und Stickerin sind mit einander einen Wettstreit eingegangen und dürfen sich in die allgemeine Anerkennung theilen. Bei der Bettwäsche ist es stets besonders schwierig, neue Formen in die Ausstattung zu bringen, zumal das Material nur zwischen Stickerei und Spitzen variirt. Unter verschiedenen Bett-Garnituren greifen wir eine heraus, welche den Vorzug einer eigenartigen Idee in der Verzierung zeigt, da dieselbe zwar im Einzelnen ein Ganzes bildet, aber erst durch die Vereinigung des Kissens und der Decke zur vollen Wirkung gelangt. Beide Bezüge aus feinstem Leinen, zeigen einen rahmenartigen Stickerei-Einsatz, dem sich an dem Decken-Bezuge unten, an dem des Kissens oben je zwei nach innen abgerundete Eckstücke aus gestickten Einsätzen anfügen. Ein der Fläche entsprechend großes Monogramm im Plattstich, tritt ein wenig in die Lücke zwischen den Ecken. Als äußere Umrahmung des Kissenbezuges dient ein Volant mit Stickerei-Ansatz, der mit den durch feinste Durchbruchstreifen verbundenen Einsätzen harmonirt.

E. F.

— Ein Arbeitsständer, wie der dargestellte, aus drei kreuzweise vereinigten Bambusstäben und einer japanischen Schale in Rohrgeflecht bestehend, ist zwar in der Grundform nicht ganz neu, aber so bequem zu transportiren und durch die angehängten japanischen Knäuelkörbchen so praktisch, daß er trotzdem Vielen willkommen sein möchte. Wir fanden das kleine Ding, das farbige Bandschleifen, eine zierliche Rüsche und passende Schnur ausstatten, gleichfalls auf der „Ausstellung für Wohnungs-Einrichtungen“, welche gar manchen hübschen Gegenstand aufzuweisen hat und geschickte Hände zur Nachfertigung des Gesehenen anregt.

E. F.

— In der kurzen Zeit, die seit ihrer Einführung (siehe die Nr. vom 1. October 90) vergangen, hat sich die Klopfarbeit oder das Bossiren in Metall viele Freunde erworben. Wer sich die Mühe giebt, alte Metall-Arbeiten zu prüfen, wird erstaunt sein über die vielen verwendbaren Motive. Eine gewisse Naivetät in den Formen, welche diese Zierathe zeigen, verdient besonders beachtet und bis zu einem gewissen Grade auch beibehalten zu werden, denn gerade in der Wiedergabe solcher einfachen Muster erweist sich die Klopfarbeit als äußerst wirkungsvoll. Den besten Beweis liefert die dargestellte kleine Truhe, deren Außenwände vollständig durch aufgelegte Metallplatten bedeckt sind. Willkürlich abgebrochen, gerade wie die Größe der Wände es verlangte, verliert die Musterung trotzdem nichts von ihrer Eigenart. Breite dunkle Lederstreifen, durch große Metallnägel befestigt, schließen die verzierten Platten ringsum ab und verleihen der Truhe ein alterthümliches Aussehen. Der kleine, innen mit buntem Papier ausgeschlagene Kasten mißt 26 cm Länge zu 18 cm Tiefe und 10 cm Höhe ohne den gewölbten 5 cm hohen Deckel. Außer der oben angegebenen Anleitung finden unsere Leserinnen noch eine andere Art der Klopfarbeit in dem Werkchen „Häusliche Kunst“, welches lieferungsweise in unserem Verlag erscheint.

E. F.

Bezugsquellen: Riechbüchschen, Papiermesser u. s. w. Hofjuwelier H. Werner, W, Friedrichstr. 173. — **Kostüme, Morgenröcke:** A. Lüders, W, Friedrichstr 66. — **Reit-Anzüge:** Jean Landauer, W, Leipzigerstr. 19 — **Bettwäsche:** F. B. Grünfeld, W, Leipzigerstr. 25.

Redactions-Post.

A. W. in Baden. — Ihr Vorschlag, dem Frauen-Erwerb das pharmazeutische Studium und die praktische Arznei-Bereitung zu erschließen, ist nicht neu, wie die jüngst in der Wiener Statthalterei und im dortigen Magistrat gepflogenen Berathungen bezeugen. In Nonnenklöstern, die sich die Krankenpflege zur Hauptaufgabe gemacht haben, beschäftigen sich schon längst die Ordensschwestern mit der Herstellung der Heilmittel. Da bei weltlichen Apotheken die Anforderungen an das Personal erheblich gestiegen sind, will man auch die Bedingungen für die Zulassung der Schwestern zu dem gleichen Beruf verschärfen. Auch die Kloster-Apotheken sollen künftig der staatlichen Beaufsichtigung unterliegen.

K. K. Puszta Visznek, Comitat Heves. — Ueber Beschäftigungs-Spiele für Augenleidende und Blinde unterrichten Sie sich am besten bei irgend einer der Wiener oder Berliner Blinden-Anstalten. Wir würden Ihnen eines der bekannten Geduldspiele empfehlen, wenn den Kranken, die Sie meinen, nicht das Haupterforderniß für solche Spiele abginge — die Geduld.

Miß Betty H. B. in Tabarz. — Als Ehehindernisse gelten nach dem deutschen Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 (§ 33) folgende Verwandtschafts-Grade: 1) Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie; 2) das Verhältniß zwischen voll- und halbbürtigen Geschwistern; 3) zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern jeden Grades. Ihr Interesse für das von Ihnen beobachtete Paar mag noch so groß sein, — „very, very — indeed“, wie Sie schreiben, aber auf deutschem Boden ist ihm nicht zu helfen.

J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

Fernsprech-Anschluss: Amt I. No. 1100. **Berlin SW, Leipzigerstr. 87.** Fernsprech-Anschluss: Amt I. No. 1100.

Eingang von Neuheiten in Kleiderstoffen jeder Art, sowie in Confection für Herbst und Winter.

Proben und Modebilder gratis und postfrei. Franco-Zusendung fester Aufträge von Mk. 20 an.

Michels & Cie.

Königl. nied. Hoflieferanten.

Berlin W., Leipziger Strasse 101/102.
Crefeld, Rheinstr. 86.

Specialgeschäft für Seidenstoffe.

Eingang von Neuheiten für die **Herbst- und Gesellschaftssaison.**

Schwarze Damaste	Mk. 2,95	— Mk. 12,—	p. Mtr.
Schwarze glatte Stoffe	Mk. 1,60	— Mk. 8,—	„ „
Farbige Damaste (Chang.)	Mk. 1,80	— Mk. 18,—	„ „
Farbige glatte Stoffe	Mk. 1,90	— Mk. 7,80	„ „
Gestreifte Seidenstoffe	Mk. 1,40	— Mk. 4,50	„ „
Ballseidenstoffe	Mk. 1,15	— Mk. 12,—	„ „
Sammete und Plüsche	Mk. 3,—	— Mk. 25,—	„ „
Weisse Seidenstoffe	Mk. 1,15	— Mk. 15.—	„ „

Unübertroffene Auswahl bei festen ausserordentlich billigen Preisen.
Proben nach auswärts portofrei.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Kür **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.**

Kein Haarbrennen mehr durch Professor Dr. Cavalotti's berühmte **Lockendrehessenz** (Seltener Erfolg! Innerhalb 1 Jahres über **20,000 Flaschen** versendet.) ärztlich empfohlenes Mittel **ohne Anwendung des Brenneisens, nur durch Bestreichen des Haares mit der Lockendrehessenz,** in 15 Minuten **die Haare haltbar wellenförmig zu kräuseln, od. in schönste Locken zu legen.** Haarwuchsfördernd. Gegen Kopfleiden schützend à Flasche (für Monate ausreichend) 4 M. gegen Einsend. des Betrages für ganz Deutschland zu beziehen nur allein d. d. Generaldepot **C. Oppenheim's neue Münchner Kindl Drogerie i. München;** für Oesterreich-Ungarn: durch **N. H. Oppenheim's Wittwe,** Schwämmedepot, Babenbergerstraße 1, Wien.

Meissner Smyrna-Knüpf-Arbeiten

In unerreicht prachtvoller Ausführung liefert fertige Smyrna-{ **Teppiche, Vorleger, Läufer, Wandschoner, Tritt-** und **Fensterbekleidungen, Bezüge f. Sopha, Fauteuilles, Chaiselongue, Sessel, Kissen** etc. Mustervorlagen zur Wahl franco. Preisliste gratis. Vertreter gesucht. **F. Louis Beilich, Meissen. Teppich-Fabrik.**

Versandgeschäft von Material zur Selbstherstellung von Knüpfarbeiten.

Bis Mitte October oder später, würde ein geb. Fräulein Stellung als **Lehrerin** für **Damenschneiderei** in einem Institute annehmen. Im Unterrichten nach bewährtem Systeme, sowie in praktischer Hinsicht sehr erfahren, kann Obige allen Ansprüchen genügen und ihr dieses Fach vollständig anvertraut werden. Näh. u. **C. B.** durch d. Exped. d. Illustr. Frauenztg.

Neueste Badeeinrichtung f. Familien in ½ Stunde 30° warm. **Preis Mark 38.** Zeichnung und Broschüre **gratis.** **L. Weyl,** Berlin 14.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Im

Berliner Tageblatt

beginnt zu Anfang des kommenden vierten Quartals

der neueste dreibändige Roman aus der Gegenwart

von

Friedrich Spielhagen

betitelt:

„Sonntagskind"

Friedrich Spielhagen.

Der Meister der deutschen Roman-Dichtung bietet in dieser jüngsten großen Schöpfung ein Werk von brennender Actualität und hinreißendem poetischen Zauber. Dort an der russischen Grenze, wo die adeligen Großgrundbesitzer das Dasein kleiner Souveräne führen, setzt die kräftig und spannend geführte Handlung ein. Die Gestalten springen plastisch aus dem glänzend detaillirten Milieu heraus und zwingen uns, mit ihnen zu leiden, mit ihnen zu jubeln. Jener verwirrende und doch unsagbar keusche Liebeszauber, der alle Werke Spielhagens auszeichnet, verklärt auch die Handlung dieses neuen Romans. Dabei lagert über der ganzen Darstellung der goldige Schimmer des Romantischen, der auch da noch nicht ganz weicht, wo die Vorgänge von den waldigen Grenzbezirken in die Hauptstadt verlegt werden. Spielhagen bewährt sich auch hier wieder als feinsinniger Kenner der Menschenseele und als interessanter Erzähler, der die höchste Spannung im Leser wachzurufen versteht. Im Ganzen kann man dies neue Werk als eine Dichtung von echter deutscher Art bezeichnen, groß gedacht, großartig durchgeführt, ein Weihgeschenk des Genius an die deutsche Nation.

Durch seinen reichen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden, gediegenen Inhalt sowie durch **rascheste** und zuverlässige Berichterstattung hat sich das **„Berliner Tageblatt"** die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Unter Mitarbeiterschaft hervorragender Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Theater, Musik, Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin, erscheinen regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons,

welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreise in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt"** die am **weitesten verbreitete**

große deutsche Zeitung

geworden; das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch **allen Anforderungen**, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maaße.

5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich beträgt das Abonnement auf das **täglich 2mal** in einer **Morgen-** und **Abend-**Ausgabe erscheinende

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit **Effecten-Verloosungsliste** nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, feuilletonistisches Beiblatt **„Der Zeitgeist"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** bei allen Postämtern des Deutschen Reiches.

Das **Berliner Tageblatt** besitzt die

weiteste Verbreitung aller deutschen Zeitungen

im In- und Auslande, so daß **Annoncen** in demselben von besonderer Wirksamkeit sein müssen.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung „Styria" in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.

Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—).

EXCELSIOR

Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.

Excelsior-Unterkleidung

aus unserem echten **Merino-Kammgarn**, ist äusserst dauerhaft, wird nach jeder Wäsche weicher und geht nicht ein.

Zu haben in allen besseren Wirkwaarenhandlungen.

Paris 1889. Gent 1889. **Preisgekrönt** Brüssel 1891. Wien 1891.

P. F. W. Barella's Universal-Magenpulver.

Proben gratis gegen Porto. Auskunft **unentgeltlich.**
In Schachteln à Mk. 2.50 u. Mk. 1.50.

Berlin SW., Friedrichstrasse 234. **P. F. W. Barella,** Mitgl. medic. Gesellschaften für Frankreich.

Wundwasser

für Damen, pr. Flasche 5 Mark.
Prospect für 15 Pfg. in verschl. Couvert franco, auch postlagernd.
Osk. Mühlradt in **Segeberg I**, Kiel.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Lützowstr. 112.** **Marie Peiler.**

Neu! Praktisch! **Schöberl's Pat. 52403.**

Patent-Reform-Kinderbett,
Laufschule, Babykasten u. Spielplatz zugleich, verstellbar d. einfaches Umklappen, erleichtert d. Gehenlernen in d. einzig zulässigen Art, wie es von d. berühmtesten Kinderärzten empfohlen u. im neuesten Werke des **Sanitätsrath Dr. Fürst „Das Kind und seine Pflege"** ganz besonders hervorgehoben wird. Babylaufschule auch allein zu haben. Außerdem empfehle **jede Art Kinderbettstellen** in 20 verschiedenen Sorten von 8 Mark an.
J. Schöberl, Hoflieferr., München,
Kanalstrasse 34 — Maximilianstrasse 45.
Ill. Preiscour. bei Bezeichn. d. Artikels frco.

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin
Jerusalemerstr. 42, I.
Versandgeschäft.
Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billigste Preise, größtes Lager.
Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Heizbarer Badestuhl

verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg. Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen Illustrirte Preisliste kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle. Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Fabrik von sämmtlichen **Musik-Instrumenten** und **Musikwerken.**
Haus I. Ranges.
Man verlange illustr. **Prachtcatalog** gratis u. franco.

H. Behrendt,
Import, Fabrik- und Export-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 160.

Paris — GESICHTSHAUT — Paris

— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —

DIE MILCH ANTÉPHÉLIQUE

mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÄLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.

Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.

L. N. Dennis & Co. — 18 St.-Dennis-Str.

PARFUMERIE REGINA

Berühmtes Parfum

GELLÉ Frères

PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln
erteilt Fräulein **Martiny, Berlin,** W, Steinmetz-Str. 21, I.

Unentbehrlich zur Damenschneiderei
sind die von mir erfundenen Rohrfiguren
Verstellbar und **Unverstellbar**
Neu! Zusammenlegbare Neu!

Costümfiguren

sind zusammengelegt nur 12 cm hoch

Neu! Stoffbüsten

und **Rohrfiguren** mit **Stoffbüsten** in neuester Form (lange Taillen).
Jedermann verlange den neuen Illustrirten Haupt-Katalog (umsonst und frei)
Rohrfiguren- und Büsten-Fabrik von **Carl Schmidt, Berlin O, Holzmarktstr. 4.**

„Wein muss das Nationalgetränk der deutschen Nation werden."
Fürst von Bismarck's Worte.

OSWALD NIER's

No. 47.

reine, ungegypste Weine

Seit 1876: 31 Centralgeschäfte und 700 Filialen in Deutschland!

Hauptgeschäft nebst grossen Weinstuben und Restaurants:
Berlin, Leipzigerstrasse 119/120.

Central-Geschäfte in Braunschweig, Breslau, Cassel, Danzig, Dresden, Halle a. S. Hannover, Kiel, Königsberg i. Pr., Leipzig, Magdeburg, Posen, Potsdam, Rostock, Stettin.

Preise pro 1 ganzes Liter:

No. 1	roth u. weiss	Mk. 1. —	No. 5	roth u. golddunkel	Mk. 2. —
„ 2	„ „	„ 1. —	„ 6	„ „ weiss	„ 2.60
„ 3	„ „	„ 1.20	„ 7	„ „ „	„ 2.60
„ 4	„ „	„ 1.60	„ 8	„ „ „	„ 3. —

Ausführl. Preis-Courant gratis und franko.

Eine fein ausgestattete Probekiste

(sich jederzeit als schönes, angenehmes Geschenk eignend) enthaltend 16 Viertelliter-Carafons (mit Patentverschluss) der obigen 8 Nummern je roth und weiss gebe ich als „Probe" für nur

Mark 10,50 alles inbegriffen und franco

jeder Bahnstation in Deutschland.

Das Kochgeschirr der Zukunft!!

Rein-Nickel-Kochgeschirre sind massiv aus garantirt reinem Nickel hergestellt.

Dieselben sind, was Dauerhaftigkeit anbelangt, unverwüstlich, da Nickel hart und zäh wie Stahl und die Geschirre ganz aus einem Stück gepresst sind. Selbst bei unvorsichtiger Behandlung können dieselben keinen Schaden leiden, auch wenn sie ganz trocken bis zur Gluth erhitzt werden. Nickel läuft an der Luft nicht an, **es braucht innen nicht verzinnt zu werden** und widersteht dennoch den verdünnten Säuren, wie solche in manchen Speisen vorkommen. Es besitzt **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften**, wie Kupfer und Messing, welche sehr leicht oxydiren und den überaus gefährlichen Grünspan absetzen.

Aus einem Stück gepresst.
Durchmesser 24 cm bis 36 cm.

Aus einem Stück gepresst.
Durchmesser 6 cm bis 40 cm.
Inhalt 1/8 Liter bis 43 Liter.

Aus einem Stück gepresst.
Durchmesser 12 cm. bis 36 cm.
Inhalt 1/2 Liter bis 15 Liter.

Das **Kochen in Rein-Nickel-Gefässen erfolgt rascher** als in Kupfer- oder emaillirten Geschirren.

Rein-Nickel-Kochgeschirre sind wegen ihrer Dauerhaftigkeit und weil **jede Reparatur ausgeschlossen** ist, billiger als Kupfer, emaillirte, eiserne etc. Geschirre.

Die **Reinigung ist die einfachste**, für gewöhnlich genügt Abwaschen, allenfalls unter Anwendung von etwas Kreide und Sand.

Seit circa 10 Jahren sind diese Kochgeschirre genügend erprobt. So sind z. B. mehrere **Kaiserl. österreichische Schlossküchen** nur mit meinem Rein-Nickel-Kochgeschirr ausgerüstet. Ebenso werden die Küchen einer Anzahl erster **Hôtels**, **Sanatorien** und **Krankenhäuser** schon seit lange nur mit Rein-Nickel kompletirt, weil diese vor allen die praktischsten, elegantesten und mit der Zeit die billigsten Kochgeschirre sind.

Alles hier Gesagte bezieht sich nur auf meine Rein-Nickel-Geschirre mit beistehender Schutzmarke und warne ich ganz ausdrücklich vor sogenannten Nickel-Geschirren, welche meistens nur vernickelte Eisen- oder Zinn-Geschirre sind. Solche Geschirre sind mit einer dünnen Nickelschicht überzogen, nach deren baldiger Ablösung unbrauchbar werden, während Rein-Nickel-Geschirr selbst im abgebrauchtesten Zustand, den effektiven Metallwerth nie verliert, und kaufe ich z. B. Geschirre mit meiner registr. Schutzmarke jederzeit im Umtausch mit Mk. 5,— per Kilo zurück.

BERNDORFER METALL — REIN NICKEL — PATENT — WAAREN-FABRIK

Meine Kochgeschirre sind in soliden Haus- und Küchenmagazinen erhältlich, nur bitte ich auf **meine Schutzmarke Rein-Nickel** zu achten.

BERNDORFER METALLWAAREN-FABRIK
ARTHUR KRUPP
Engros-Lager für Deutschland: BERLIN SW., Leipzigerstr. 43.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. October 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 19.

Bertha von Suttner.

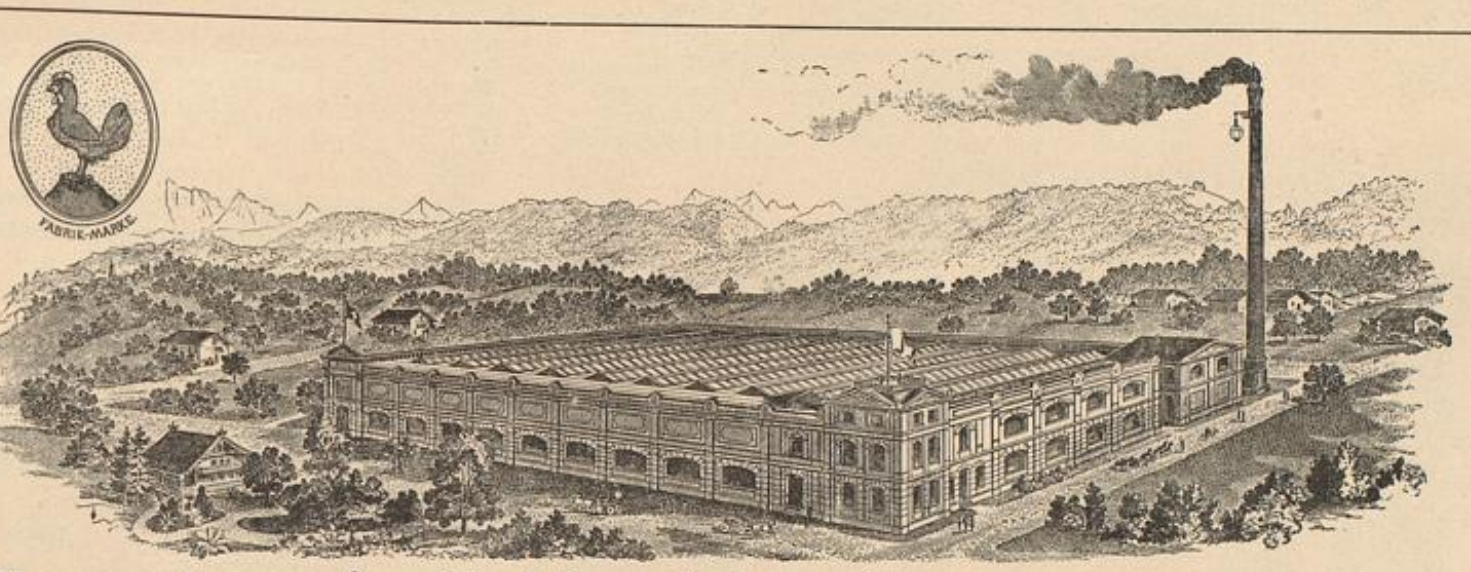
Es mag vielleicht ein Jahrzehnt vergangen sein, seitdem der Name von Suttner zuerst in der deutschen Literatur auftauchte, und zwar ziemlich gleichzeitig in zwei Vertretern. A. Gundaccar Freiherr von Suttner debutirte mit einem Roman und einer Anzahl von Novellen, in denen er die Halbcivilisation Kaukasiens mit lebendiger Farbe und aus der intimen Kenntniß des Landes heraus, die er sich während eines langjährigen Aufenthaltes in Tiflis angeeignet hatte, schilderte. Seine Gattin, Bertha Baronin von Suttner, geb. Gräfin Kinsky, behandelte in einer Anzahl von Romanen brennende Fragen des modernen gesellschaftlichen Lebens, des Erziehungs-Wesens und der socialen Entwickelung. Beiden hat es vom Beginn ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nicht an dem Interesse des lesenden Publicums gefehlt; es möchte schwer zu entscheiden sein, welcher von den beiden Gatten über die stärkere künstlerische Ader verfügt. Aber unsere Zeit ist eine Zeit des Ringens und Gährens, in welcher der Gedanke und die Tendenz von eindringlicherer Wirkung sind, als die Früchte rein künstlerischer Schaffensfreude. So ist es gekommen, daß der Name der Baronin Bertha von Suttner literarisch weit bekannter geworden ist, als der ihres Gatten, daß sich gegenwärtig um ihn sogar eine ganze Partei gruppirt, die Partei der Friedensfreunde. Der Roman „Die Waffen nieder!“ welchen Bertha von Sutter vor drei Jahren veröffentlichte, hat eine weitgehende Bewegung entfesselt, die nichts Geringeres erstrebt, als die Entwaffnung der Völker, die Schlichtung aller politischen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte und den ewigen Völkerfrieden. Ob die Bewegung ebenso tief wie weit geht, erscheint allerdings sehr fraglich. Man hat es bisher immer noch erlebt, wenn Jemand einen Stein in's Wasser warf, daß das Wasser Kreise zog, aber diese Kreise glätten sich recht bald wieder. Frau von Suttner kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihre Anhänger, so geräuschvoll sie zum Theil aufgetreten sind, sich sehr bald wieder zerstreuen werden. Vielleicht schneller noch, als der immerhin schöne Traum, der ein ewiger Völkerfriede ist, es verdient. Daran ist wohl Frau von Suttner selbst schuld, die in ihrem Roman die Kriegsfrage einseitiger behandelt, als selbst der Tendenz-Zweck eine Frage zu behandeln gestattet. Sie schildert die Greuel des Krieges, die Schrecken des Schlachtfeldes, die Opfer an Menschen und Gütern. Sie meint aber, daß diese Opfer um ein Nichts gebracht werden; sie weiß Nichts von den Mannestugenden, für die der Krieg die Probe bedeutet, für sie giebt es auch keinerlei Nothwendigkeit des Krieges. Sie nimmt den Menschen zahmer, als er ist, und raubt damit ihrem Roman selbst die Unterlage; denn wenn er so zahm wäre, wie sie ihn haben möchte, würde er niemals auf den Gedanken gekommen sein, daß er um irgend Etwas kämpfen könne, dürfe oder müsse. Wenn Frau von Suttner sich begnügt hätte, den Krieg als etwas Schreckliches zu schildern, würde sie ihrer Sache mehr genützt haben. Dadurch, daß sie ihn als Etwas schildert, das gleichzeitig unmenschlich und niemals nothwendig ist, erweckt sie sich Gegner bei allen Denen, denen die Ehre über das Leben und das Vaterland über Alles geht.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Frauen-Arbeit am Krankenbett hat stets berufene Vertreterinnen in unserer Geburts-Aristokratie gefunden. Die Gräfin Pückler-Limpurg, welche zwei Jahre lang als Pflegeschwester im Krankenhause zu Bagamoyo thätig war, ist nach Deutschland zurückgekehrt und verweilt in ihrem elterlichen Hause in Burg Fahrenbach bei Nürnberg, um sich von den überstandenen Anstrengungen und den Nachwehen mehrfacher Fieberanfälle zu erholen. Dieselbe hat sich um die Krankenpflege in Deutsch-Ostafrika in hervorragender Weise verdient gemacht und beabsichtigt, später auf das Feld ihrer bisherigen, ebenso aufopferungswilligen wie segensreichen Thätigkeit zurückzukehren.

Paris. — Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit der Franzosen, stets dasselbe Steckenpferd zu reiten. Die abnehmende Bevölkerungs-Ziffer bereitet ihnen empfindliche Schmerzen, sie hängt, wenn auch nur lose, mit der Revanche-Idee zusammen, und da kann man natürlich nicht oft genug auf sie zurückkommen. Einem kundigen Statistiker erscheint es in einer Zeit, wo man so vielfach die Frauen ermuthigt, sich die Beschäftigungen der Männer anzueignen, nicht unwichtig, hervorzuheben, welchen Einfluß diese Frauenarbeit auf die Sterblichkeit unter den Kindern ausübt. Nach den sorgfältigsten statistischen Aufzeichnungen der letzten zehn Jahre ist die Sterblichkeit der Kinder auf 195 vom Tausend zu schätzen, wenn die Mütter außerhalb des Hauses arbeiten; im anderen Falle dagegen auf 152 vom Tausend. Dieser Unterschied von 43 vom Tausend soll den Gesetzgebern begreiflich machen, daß der Platz der Frau am häuslichen Herde und nicht in den Werkstätten und Bureaux ist. Leider vergißt der kundige Statistiker den Factor der schlechten Ernährung bei den arbeitenden Klassen, deren Grund doch wohl mehr in der allgemeinen Nothlage, als in der Abwesenheit der Frau vom Hause zu suchen sein dürfte.

Rom. — Carmen Sylva findet in ihren dichterischen Bestrebungen eine gekrönte Concurrentin in der anmuthigen Königin von Italien, die sich in Gressoney eifrig mit der Niederschrift von Versen beschäftigt. Zurückhaltender mit ihrem Empfinden, als Carmen Sylva, pflegt die Königin Margherita nur heimliche Zwiesprach mit der Muse und versichert ihrer Umgebung, sie dichte ausschließlich zu ihrem eigenen Vergnügen, weil sich Gedanken und Eindrücke am besten in gebundener Rede festhalten lassen. Wenn sie bei dieser Anschauung beharrt, dürfte ihr manche Enttäuschung, wie sie die rumänische Fürstin erfahren, erspart bleiben.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Seidene Ballstoffe

und Masken-Atlasse 75 Pfg. p. Met.

bis **Mk. 4.65,** sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe v. **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	„ **1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	„ **1.35—11.65**
Seiden-Bengalines	„	„ **1.95— 9.80**
Seiden-Bastkleider	„	„ **14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

HOHENZOLLERN-GALERIE Lehrter Bahnhof 1 M. Sonnt. 50 Pf. — Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. — Geöffnet 9 Uhr bis Dunkelh. Sonnt. 9—9.

Damen

welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von **Thee** der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hohestraße 92** wenden zu wollen.

Glasen-Nachtlichte, unübertroffen seit 1836, 6mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung“. Ueberall vorräthig.

Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.

Echte deutsche Vigogne

Merino, Mischung von feinster Wolle u. Baumwolle, ist dauerhaft und wäscht sich gut, bleibt weich und schön, ohne einzugehen.

Strickgarne. **Zu haben in allen besseren Garnhandlungen.**

V. E. & K.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**

also aus erster Hand in jedem Maaß zu beziehen Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plusche jeder Art zu Fabrikpreisen

Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bologna. — Eine Enkelin Murats, die Gräfin Caroline Tattini, geborene Gräfin Pepoli, ist dieser Tage, 68 Jahre alt, gestorben. Gräfin Tattini war seit ihrer Jugend für die Idee der Einigung Italiens eifrig thätig gewesen. Aus ihrem Briefwechsel mit König Victor Emanuel, mit Cavour, d'Azeglio, Minghetti in der Zeit, als diese am Werke der Wiedergeburt Italiens arbeiteten, erhellt, wie sie durch ihre Verwandtschaft mit den Bonapartes, durch ihren Einfluß auf die Entschließungen Napoleons III. mehr zu der Befreiung Italiens beigetragen, als man in der Oeffentlichkeit wußte. Andererseits gehörte sie durch ihren Vater der Familie Pepoli an, welche einst die Feudal-Oberherrschaft über Bologna besaß, und eingedenk dessen beschützte und förderte die Verstorbene Künste und Wissenschaften ihrer Vaterstadt. Bei jeder Gelegenheit hielt sie die Ehre Bolognas aufrecht. Gelegentlich des achthundertjährigen Jubiläums der Universität verehrte sie dieser eine prachtvolle Fahne und organisirte ein Damen-Comité behufs würdigen Empfanges der gelehrten Gäste.

New-York. — Es ist einer amerikanischen Dame vorbehalten gewesen, im Verlauf des Streites um die Reform der weiblichen Kleidung den Nachweis zu führen, wie das „divided skirt" eigentlich ein uraltes Vorrecht der Damen ist. Auf Grund ernster archäologischer Studien ist es ihr gelungen, festzustellen, daß die Frauen Judas zuerst die langen wallenden Gewänder aufgaben und im Interesse der freieren Bewegung ein Kleidungsstück trugen, dessen Form der der „Unaussprechlichen" sehr nahe kam. Kaum hatte weibliche Findigkeit dieses glänzende Resultat erzielt, als die Männer in rücksichtsloser Selbstsucht sich seiner bemächtigten, die Frauen zwangen, zu den weiten, den ganzen Körper umschließenden Gewändern zurückzukehren, und sie so für jede Concurrenz auf dem Gebiete energischer Thätigkeit unfähig machten.

Uebrigens ist dieser amerikanischen Archäologin ein furchtbarer Gegner erwachsen in der Person eines Dr. John Mac Gregor, der die mögliche Rettung aus Lebensgefahr im Wasser für den Unterrock in's Treffen führt. Zwei Mal, auf dem Atlantischen Ocean und an den warmen Quellen Neu-Seelands, hat der Vielgereiste erlebt, daß eine Dame nur deshalb aus dem Wasser gezogen werden konnte, weil die sich in den Röcken verfangende Luft sie am Untersinken verhinderte. Lady Harberton und die übrigen Verfechterinnen der Kleider-Reform sind gewiß bereit, ihren Grundsätzen zu Liebe der etwaigen Gefahr des Ertrinkens zu trotzen, besonders da zwei Fälle wenig beweiskräftig sind.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Als Hauptbedingung für ein dem Zweck entsprechendes, dabei kleidsames, Grazie und Weiblichkeit wahrendes Jagd-Kostüm erscheint guter Sitz, einfache Machart und praktische Stoffwahl.

Letztere wird uns durch die reichen Erzeugnisse der modernen Industrie leicht genug gemacht, wenn wir nur bei der ersten Anschaffung dem Besten immer den Vorzug geben. Auch hier erweist sich das Theuerste stets als das Billigste; denn nur der beste Stoff ist im Stande, den Unbilden, welchen sich die Sportliebhaberin unvermeidlich aussetzt, Trotz zu bieten. In erster Reihe sind hier die herrlichen modernen Plaid-Stoffe zu nennen, welche in grünen und blauen großen Carreaux-Mustern gerade zur Jagd so geeignet erscheinen, ebenso die englischen fein gestreiften Velvets, der sogenannte Architekten-Sammet, der neuerdings changirend die eigenartigsten Farben vereinigt. Beide Stoffarten ergeben sowohl getrennt, als auch zusammen gearbeitet, die denkbar hübschesten Jagd-Kostüme. Wenig Anklang finden die weiten kurzen Pluderbeinkleider; passender ist jedenfalls der kurze, schlank den Körper umschließende Rock, der das Beinkleid verdeckt und den zierlichen Fuß mit hoher geknöpfter Tuch-Gamasche hervorblicken läßt. An den Rock schließt sich der breite Stoffgürtel, gleich ersteren mit Knöpfen und Knopflöchern seitlich geschlossen, so daß zum Ueberziehen kein weiterer Schlitz erforderlich ist. Zur Vervollständigung empfehlen wir die lose, an eine kleine runde Passe genähte Bluse, den hohen Stehkragen aus weißem Leinen und die wildledernen Stulphandschuhe. H. U.

— An Stelle der im Handel meist kostspieligen Besätze, wie z. B. Passementerien, mit eigener Handarbeit nicht minder hübsche Effecte zu erzielen, ist ein besonderer Stolz unserer Frauen und Töchter. So stellt sich neuerdings der Schnur-Passementerie die Häkel-Passementerie als sehr reizvolle Garnitur zur Seite, — ja häufig findet man letztere sogar in sehr glücklicher Weise mit Klöppelei vereinigt. Je nach dem Zweck, den sie erfüllen soll, stellt man die Häkelarbeit aus Cordonnet-Seide oder Häkelgarn her, über zierliche Metallringe, die sich oft zu den eigenartigsten Formen vereinigen. Neben den mannigfachen Borten, zierlichen Agraffen ꝛc. sind es Garniturtheile, wie Passen, Mieder ꝛc., welche als Schoßkinder der Mode gerade diese Arbeitsart begünstigen. Die schwere Schnur-Passementerie, welche heute gern mit spitzenähnlich durchbrochenen Feldern, im Muster der irischen Spitzen zusammengestellt wird, eignet sich am besten für Miedergürtel mit Achselbändern, während die Häkelei mit Vorliebe zierliche, vorn gespaltene Gürtel und hierzu passende Kragentheile bildet. Zu geklöppeltem Gurt ist die breitere Schlußverzierung aus gelblichem Garn gehäkelt und mit hellblauen- und Goldflittern besetzt; hellblaue Glasperlen bilden die leichten Gehänge. H. U.

— Mit dem Farbenreichthum des fallenden Laubes wetteifern die leuchtend rothen, lila, grünen und braunen Töne der modernen kleinen Herbst-Hütchen. Sammet gilt als Hauptmaterial zur Bekleidung der phantastischen Formen, worunter der runde tellerförmige Hut mit winzig kleiner Kopföffnung eine große Rolle spielt. Diese Oeffnung, welche nur von einem niedrigen Rand umgeben ist, füllt ein schwarzer Perlenkopf, dessen breiter Rand sich wirkungsvoll von dem rothen Sammet der Vorlage abhebt. Charakteristisch vor allen Dingen ist die sowohl vorn als auch seitlich auftretende „Mephisto"-Garnitur: zwei breite, von kleineren oder größeren Federn gebildete Phantasie-Flügel, aus deren Mitte Reiher, lange in Schlingen gebogene Schwanzfedern, oder schlankstielige Kopffedern mit Pfauenaugen ꝛc. hervornicken. H. U.

— Ehe die langen winterlichen Umhüllungen in ihrer dunklen Eintönigkeit für die Straßen-Toilette zur Herrschaft gelangen, erfreuen wir uns noch der zierlichsten kurzen Jäckchen- und Pelerinen-Formen, welche mit dem Rock harmonirend den Anzug promenadenmäßig vervollständigen. Im Haus ersetzt die meist in lebhaften Farben gehaltene Bluse auf's Wohlthuendste die früher stets bedingte feste Taille. Das vielgenannte „Figaro-" oder „Zuaven-Jäckchen" erhält nun einen höchst gefährlichen Nebenbuhler in dem losen Sackjäckchen, das — am Hals mit tiefem Ausschnitt — meist ganz lose und geöffnet getragen und gleich dem Rock aus glattem Gewebe, mit Borten, schönen Knöpfen, Sammet-Blenden ꝛc. ausgestattet wird. Vielfach harmonirt Gurt und Stehkragen der Bluse mit dem Bortenbesatz von Jäckchen und Rock, auch das Futter beider leuchtet gern in dem Seiden-Glanz der Bluse, wenn das auch zu den kleinen Luxus-Gewohnheiten gehört, die sich nicht jeder gestatten kann. H. U.

Paris. — Eine jener Grundregeln der Eleganz, die die Französin selbst der kleinbürgerlichen Kreise streng befolgt, besteht darin, nie die Straßen-Toilette im Hause zu tragen, sondern sie sofort nach dem Ausgang mit dem Hausanzug zu vertauschen. Dieser selbst theilt sich wieder in zwei bestimmte Kategorien: den eigentlichen Morgenrock, der nur bis zum Déjeuner gestattet ist und die robe d'intérieur, worin man Besuche empfängt ꝛc., für den Rest des Tages. Helle, heitere Farben, zierlichste Formen und koketteste Ausstattung sind charakteristisch für beide Arten, ohne jedoch besonderen Luxus zu bedingen, wie denn überhaupt die Französin durchaus nicht immer großer Mittel bedarf, um mit jenem Chic zu erscheinen, der als ihr besonderer Ruhm gilt. Einige Meter weißen Voile-Stoffes oder feiner heller Wolle, einige Band- und Spitzenenden, ein wenig Sammet — und mit Geschick und Geschmack entsteht ein reizendes Ganzes, das die Trägerin und damit das Haus selbst schmückt. Der Unterschied zwischen dem Morgenkleid und der Haus-Toilette liegt vor Allem darin, daß das eine ganz, oder fast ganz lose bleibt, während die andere die Taille zur Geltung bringt, — wenn nicht mit der Empire-Form andere Regeln maßgebend werden. Je nach der Ausführung darf das Empire-Kleid auf unserem Bildchen als Vorlage für einen Morgenrock, für eine Haus- oder selbst eine Gesellschafts-Toilette gelten. Der plissirte Vordertheil, wie der prinzeßförmig anschließende Rücken sind einer mit Spitze überlegten Passe aus Sammet unter gleichen Blenden angesetzt, deren orangefarbener Ton zu dem lila Surah sehr apart wirkt. Die Eleganz des Ganzen erhöht der breite Spitzen-Volant des weiten Bauschärmels. — Ausgesprochen den Charakter des Morgenrockes trägt das danebenstehende Figürchen in schwefelgelbem crêpe de Chine mit Band- und Schleifenschmuck aus schwarzem Sammet. Der Vordertheil bildet bis zur Taille — hier und am Halsausschnitt eingereiht — eine lose Bluse, während von dem Sammet-Gürtel abwärts ein Einsatz aus plissirtem gelben Surah von fächerförmigem Spitzengerieſel eingerahmt erscheint. Gleich breite Spitze bildet den Pelerinen-Kragen. Im Rücken fällt die Watteau-Falte in langer Schleppe aus. Die Gruppe rechts gilt verschiedenen Haus-Toiletten, deren erste aus weißem Seiden-Musselin auf rosa Faille von zartestem, duftigstem Reiz ist. Vorn wie im Rücken wird der leicht eingereihte Stoff durch einen aus zwei umeinander gewundenen Bändern gebildeten Gürtel gehalten. Besonders reich und graziös wirkt die Garnitur aus gesticktem Musselin, der, auf den Vordertheilen je unter einer Rosette faltig angesetzt und unter dem Arm fortgeführt, hinten auf die Schleppe fällt. Gleiche Stickerei bildet den glatten Aermeltheil, worüber der obere Bausch aus glattem Musselin auf Seidenfutter mit Band abgebunden erscheint. — Der Ausstattung einer sehr jugendlichen Braut entnommen wurde die folgende Vorlage aus lichtblauem Sammet mit granatrothem Surah. Das Neue und für die Mode Charakteristische daran ist die Verwendung gestickten Sammets, der hier den Gürtel und die Garnitur der Vordertheile bildet. Diese öffnen sich über einem Latz aus crêmefarbenem Krepp. Kurze griechische Sammetärmel, von rothen Blenden begrenzt, fallen über die durchsichtigen Spitzenärmel. An Stelle des Sammets kann selbstverständlich jeder feinere Wollstoff treten. — Des reiferen Alters gedenken wir mit dem letzten Figürchen. Hellgraue Seide bildet den Rock, dessen sehr reizvolle Garnitur aus einem weißen, gestickten Gaze-Volant besteht, worüber durch eine Puffe aus glatter Gaze altrosa Band geleitet ist. Das Ueberkleid aus gleichfarbigem Krepp tritt vorn von der Taille abwärts mit breiten Revers auseinander; die doppelte Rückenfalte ist in ganzer Länge festgenäht. Volants aus gestickter Gaze bereichern die drapirten, mit dem Rock übereinstimmenden Revers. Einsatz und enge Aermel aus dunkelgrauem Sammet sind, für den five o'clock-Empfang z. B., nach Belieben zu entfernen. — Und nun noch die jüngste Jugend, die, wenn sie im Salon erscheint, ebenfalls Toilette zu machen hat. Je einfacher die augenblicklich herrschenden Formen der Kindertracht sind, desto reicher und gediegener dürfen die zu verwendenden Stoffe sein, — z. B. altblauer Grosgrain, mit dessen rothen Tupfen der Sammet für Passe, Aermel- und Rockverzierung übereinstimmt. Für die jungen Gentlemen begünstigt die neueste Mode ganze Anzüge aus weißem Cheviot, oder, zu dem langen dunkelblauen Beinkleid mit helleren Besatzstreifen, eine Bluse aus weißem Seidenkrepp. B. d. G.

* * *

Sarah Bernhardt ist mehrere Tage in Paris gewesen, um bei Morin-Blossier ihre neuen Kostüme zu bestellen, die bestimmt sind, die fünf Welttheile nicht weniger in Erstaunen zu setzen, als ihre alten Rollen. Da Rolle und Kostüm sich gegenseitig ergänzen, verrathen wir Sarah Bernhardts Toiletten-Geheimnisse unter dramatischer Etikette.

Camelien-Dame: Garten-Kostüm aus Nymphea-Seide, mit saphir-blauem Sammet und rosa Seidenschleifen garnirt; die ganze Robe überrieselt von einem Blumenregen blauer Winden und Orchideen. — Theater-Robe im Empire-Stil aus strohfarbenem Satin mit Guirlanden aus kleinen Rosen zwischen Goldblättchen; die Taille auf der Brust horizontal gekraust, wie sie die Kaiserin Josephine zu tragen pflegte; der Ausschnitt und der Saum des Kleides von einer aus Rosenknospen ohne Blätter bestehenden Rüsche umzogen. Das ganze Kostüm ist nach einer Gravure des Baron Gérard gezeichnet. — Gesellschafts-Robe aus Peau de Soie mit Silbergrund, das Ganze mit Blumen übersät, unter denen die Sternblume vorherrscht; die Taille ist vorn mit Alençon-Spitzen garnirt; Schleifen auf den Schultern und lange Falte à la Watteau, bis auf den Rand der Schleppe herabfallend.

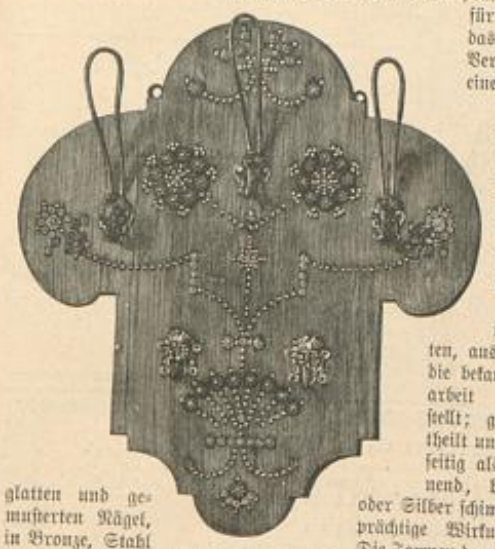
Feodora: Kostüm aus schwefelgelbem, silberdurchwebten Stoff, à la Récamier mit Garnitur aus flämischen Spitzen; Aermel mit Spitzen-Volants; der Saum der Robe mit Alpenveilchen garnirt; Gürtel aus türkisen-blauem Atlas. — Robe aus Sammet in Violett „Monsignor", mit aufgenähten Amethysten und Türkisen, am Halsausschnitt und am Kleidersaum Zobelbesatz; über den Vordertheil der Robe fällt ein mit Edelsteinen besetzter Streifen bis zur Erde herab. Aermel aus himmelblauem Changeant-Sammet mit Epaulettes und tscherkessischer Stickerei.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— In Schildform aus Tannenholz geschnitten, gebeizt und gewichst, bietet der Hut- und Mantelhalter sich als ein praktisches Möbel für den Vorplatz, das seine hübsche Verzierung zu einem Schmuckstück erhebt. Neben den Bronzehaltern für die Hüte und den kleineren Haken, sind es nur größere wie kleinere Ziernägel und Rosetten, aus denen sich die bekannte Nagelarbeit zusammenstellt; geschickt vertheilt und sich gegenseitig als Folie dienend, bringen die glatten und gemusterten Nägel, in Bronze, Stahl oder Silber schimmernd, gar prächtige Wirkung hervor. Die Formen der Ornamente, wie der verschiedenen Ziernägel lassen sich der Abbildung leicht entnehmen, die Größe der Holzfläche hängt von dem verfügbaren Raum ab. E. F.



Musterblätter für künstlerische Handarbeiten Nr. 41. Plattstich-Stickerei. Ungarn. XVIII. Jahrhundert. Abermals führen wir unseren Leserinnen eine Probe der originellen Leinenstickerei alt-ungarischer Haus-Industrie vor, deren Anwendung für Haus und Toilette wir oft schon in unserer technischen Nummer veranschaulicht haben. Im vollen Reize der eigenthümlichen Farbengebung erscheint die zierliche Bäumchenfigur, welche in Filosfosse- oder Filoselle-Seide ebenso wie in waschechter Baumwolle oder Leinengarn auszuführen und in bekannter Weise als Borte zum Schmuck von Decken, Portièren ꝛc. aneinander zu reihen ist. Die Bildung einer quadratischen Sternfigur zeigt Abb. 27 der heutigen technischen Nr. J. F.

— Die dritte Seite des Umschlages gilt einer auf lachsfarbenem Tuche ausgeführten, 63 cm im Quadrat messenden Decke, die einen reichgestickten Blätterkranz von herbstlichem wilden Weinlaub als Verzierung zeigt. Mit farbiger Mooswolle sind die dichtverschlungenen Ranken, deren zierliches Gewinde die kleine Ansicht veranschaulicht, in natürlichen Farben in leichtem, in einander greifenden Plattstich gearbeitet. Hierbei kommen je vier Töne Olive, Blaugrün und Roth für das Laub, für die Früchte einfarbig dunkelstes Blau zur Anwendung. Helles Grün dient zu den Schlingranken, Braun zu den Stielen. Tiefroth erscheinen an unserer Vorlage die vier Eckblätter; in hellerer Schattirung die inneren Mittelblätter. Bläulich-grün mit rothen Contouren markirt sich das den Eckblättern zunächst liegende, in Olivegrün das übrige Laub. Dunkelgrüne Stielstichlinien grenzen das bestickte Mittelfeld nach außen ab. Die Ausstattung vollendet rother Wollen-Atlas als Futter der hübschen Decke, deren Muster auch zur Verzierung von Kissen verwendbar ist.

J. F.

Bezugsquellen: Passementerien: S. Lewy, C, Handvoigtsplatz 23, H. Beermann, W, Friedrichstr. 193a. — **Hüte:** A. Ordenstein, W, Mohrenstr. 22/23. — **Kleiderriegel** mit Nagelarbeit, sowie Material: J. A. Pecht, Kunstgewerbliche Anstalt, Constanz. — **Muster-Vorzeichnungen:** E. Niemann, W, Steglitzerstr. 55.

Redactions-Post.

Frau M. K. in Münster. — Ihr Interesse für die verstorbene Schriftstellerin Emmy von Dincklage wird in nächster Zeit neue Nahrung erhalten. Bei Ferdinand Schöningh in Paderborn erscheint in einigen Wochen ihr poetischer Nachlaß, eine Sammlung stimmungsvoller Gedichte.

S. G. in Weimar. — Ein ganzes Arsenal von Waffen für den Kampf um das politische Recht der Frau finden Sie in einer soeben erschienenen englischen Broschüre: „The future Battle. Reply by Lady Bowyer to letter from the right Hon. W. E. Gladstone, M. P. on Female suffrage. London: Hatchards 187 Picadilly W.“ Da der Streit auf deutscher Erde in absehbarer Zeit nicht ausgefochten werden dürfte, stellen wir Ihnen das hier gebotene Kriegsgeräth ohne Bedenken zur Verfügung.

A. G. in Homburg. — Obwohl wir an dieser Stelle Toiletten-Fragen nicht zu erörtern pflegen, wollen wir eine Ausnahme machen, da es sich gleichzeitig um gesellschaftliche Interessen handelt. Das farblose Table d'hôte-Kostüm der Damen, wie Sie es dort, hauptsächlich von Engländerinnen getragen bemerkt haben, ist durchaus nichts Neues, es ist von London aus über den Canal gelangt: Schwarzes Tuchkleid mit hohem Kragen, Weste aus gebläumtem Brocat, elfenbein-farbene, geschmackvoll gefältelte Spitzen-Cravate und ebensolche Manschetten. Waren bisher nur Verwechselungen von männlichen Gästen mit Kellnern bei den Diners möglich — der Engländer erscheint bei der Table d'hôte in vornehmen Hotels vielfach im Frack — so drohen jetzt weitere, nicht weniger bedenkliche Complicationen. Warum von den an sich nicht besonders reizvollen Gasthofs-Tafeln das letzte Symbol der Fröhlichkeit verbannen, — die Farbe?

C. S. in Straßburg. — Ihre Klagen über den Geschichts-Unterricht in den höheren Töchterschulen sind gewiß gerechtfertigt. Aber den auf der Hand liegenden Uebelständen ist so lange nicht abzuhelfen, als man sich über die pädagogischen Ziele dieses Unterrichtes unklar ist. Das Wissen von der Vergangenheit soll das Verständniß der Gegenwart vermitteln. Nun handelt es sich bei der Geschichte der Völker vorwiegend um politische Ziele, die dem weiblichen Ideen-Kreise bisher absolut fern lagen. Daraus hat sich eine Auffassung der für junge Mädchen präparirten Geschichte ergeben, die aus dem Zusammenhange der Thatsachen einen Märchen- und Anekdoten-Cyclus herauslöst, der, romanhaft aufgeputzt, die Einbildungskraft reizt und das Denken unbeschäftigt läßt. Noch schlimmer ist es natürlich, wenn die chronologische Tabelle das Gedächtniß beschwert und zu jener einseitigen Hypertrophie führt, die den Verstand unentwickelt läßt. Der weibliche Geschichts-Unterricht wird erst dann ein zielbewußter werden können, wenn er unter dem Gesichtspunkte eines besseren Verständnisses für die politischen Verhältnisse der Gegenwart ertheilt wird und sich von der in den Knabenschulen und Gymnasien befolgten Methode, die übrigens auch Manches zu wünschen übrig läßt, principiell nicht mehr unterscheidet.

= Soeben erschien der erste Band von =

MEYERS KLEINES KONVERSATIONS-LEXIKON

Fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

2400 Lexikon-Seiten mit 78,000 Artikeln und vielen hundert Abbildungen, Karten, Chromotafeln u. a.

3 Bände in Halbfranz geb. zu je 8 Mk. = 4 Fl. 80 Kr. oder auch 66 Lieferungen zu je 30 Pf. = 18 Kr.

Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig u. Wien.

Praktischeste Schnittmusterwerke.

Für Fleissige Hände

von Frl. Ehninger und Lutz.

I. Anleitung und Muster zur Herstellung von Leib- und Bettwäsche.

II. Anleitung u. Muster z. Herstellung von Wäsche u. Kleidung für Kinder v. 1–5 J.

III. Dasselbe für Kinder von 6–12 Jahren.

— Jeder Teil — in schöner Mappe mit 70–80 Mustern in natürl. Grösse ausgereicht.

Zu beziehen d. d. Verlagsbuchh. R. Lutz, Stuttgart (Hölderlinstr. 2) oder durch jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes.

Preis jeden Teiles M. 3.50, nach auswärts franco M. 3.80.

Michels & Cie.

Königl. nied. Hoflieferanten.

Berlin W., Leipziger Strasse 101/102.

Crefeld, Rheinstr. 86.

Specialgeschäft für Seidenstoffe.

Eingang von Neuheiten für die Herbst- und Gesellschaftssaison.

Schwarze Damaste	Mk. 2,95 — Mk. 12,—	p. Mtr.
Schwarze glatte Stoffe	Mk. 1,60 — Mk. 8,—	„ „
Farbige Damaste (Chang.)	Mk. 1,80 — Mk. 18,—	„ „
Farbige glatte Stoffe	Mk. 1,90 — Mk. 7,80	„ „
Gestreifte Seidenstoffe	Mk. 1,40 — Mk. 4,50	„ „
Ballseidenstoffe	Mk. 1,15 — Mk. 12,—	„ „
Sammete und Plüsche	Mk. 3,— — Mk. 25,—	„ „
Weisse Seidenstoffe	Mk. 1,15 — Mk. 15.—	„ „

Unübertroffene Auswahl bei festen ausserordentlich billigen Preisen.

Proben nach auswärts portofrei.

In allen besseren Colonialwaaren- und ähnlichen Handlungen ist das feinste Kaffeeverbesserungsmittel der Welt „Weber's Cardobader Kaffee-Gewürz in Portionsstücken“ zu haben. Falls nicht erhältlich verlange 6 Cartons Gewürz franco per Post gegen Nachnahme von 3 Mark **Otto E. Weber**, Hoflieferant in Radebeul-Dresden.

Unterricht in Kunsthandarbeit und im Klöppeln

ertheilt Fräulein **Martiny, Berlin**, W, Potsdamerstr. 122 c.

Cäsar und Minca

(notor. bekannt grösste Eur. Hunde-Züchtereien). *Prämiirt mit gold. u. silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen.*

Zahna (Königreich Preussen)

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. Kaiserl. Hoh. d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoh. Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen, Ihr. K. Hoh. Prinzess Albrecht v. Preussen, desgl. viel. Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offeriren ihre Specialit. in **Luxus- u. Wachhunden** v. grössten **Ulmer Dogg- u. Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen**, desgl. **zur bevorstehenden Jagdsaison** Forsteh-, Jagd-, Dachs- Bracken u. Windhunde, ferm dressirte, als auch rohe und junge Thiere unter weittragendster Garantie. **Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache fco. gratis.** *Eigene Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden (Bahnhof Wittenberg).*

Unübertroffen! GAEDKE'S CACAO Ueberall Käuflich!

Pretiosa Caramellen

Kosmet.-diät. Genußmittel gegen Magerkeit von **L. Pietsch, Dresden-Blasewitz 8**, Polenzstraße 44. Versandgeschäft u. Laboratorium bewirken spezifisch u. sicher Entwicklung u. für spätere Lebensjahre Konservirung voller Form u. Schönheit d. Büste. p. Carton 10 M. Geg. Betragsendg. auch postl. unt. Chiff. in 2 Doppelbriefen.

Prospekt gegen 10 Pf. Porto. Diskret. ges.

Wundwasser

für Damen, pr. Flasche 5 Mark. Prospect für 15 Pfg. in verschl. Couvert franco, auch postlagernd. **Osk. Mühlradt in Segeberg 1**, Kiel.

Neu! Neu! Neu!

Export, en gros, en detail.

Vorgezeichnete Kreuzstichstickerei in großer Auswahl, Altar- und andere Decken, Vorhänge, Läufer, Tablettes, Spindbänder, Schürzen ꝛc. stets vorräthig.

Bernhard Höchstädter, alleiniger Fabrikant. Berlin C., Rosenthalerstr. 41, Ecke Hackescher Markt.

Jede Kreuzstichstickerei wird vorgezeichnet.

Vorzugspreise für ganze Zimmereinrichtungen und Ausstattungen.

Material und Vorlagen zur Knopfnagelarbeit

I. A. Pecht, Konstanz

1 Arbeitskasten 10 Mark. Illustrirter Katalog grat. und franco.

MK MK MK MK

MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.

Papier - Ausstattungen

bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**

MK MK MK MK

Hollins Merino Strickgarn

ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

ASTHMA & CATARRH

geheilt durch die Cigaretten oder das Pulver ESPIC

Beklemmung, Husten, Schnupfen, Nervenschmerz.

PARIS. EN GROS-VERKAUF: J. ESPIC, 20, Rue St-Lazare

In allen Apotheken in Frankreich. 2 Fr. die Büchse. — Man verlange die Unterschrift J. ESPIC.

In allen gross. Apoth. Deutschlands.

Kein Haarbrennen mehr

durch Professor Dr. Cavalotti's berühmte Lockendrehessenz (Seltener Erfolg: Innerhalb 1 Jahres über 20,000 Flaschen versendet.)

ärztlich empfohlenes Mittel ohne Anwendung des Brenneisens, nur durch Bestreichen des Haares mit der Lockendrehessenz, in 15 Minuten die Haare haltbar wellenförmig zu kräuseln, od. in schönste Locken zu legen. Haarwuchsfördernd. Gegen Kopfleiden schützend à Flasche (für Monate ausreichend) 4 M. gegen Einsend. des Betrages für ganz Deutschland zu beziehen nur allein d. d. Generaldepot

C. Oppenheim's neue Münchner Kindl Drogerie i. München; für Oesterreich-Ungarn: durch N. H. Oppenheim's Wittwe, Schwämmedepot, Ladenbergergasse 1, Wien.

Dermatolstreupulver

von

Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning in Höchst a. M.

Bewährtes Mittel bei **Verletzungen aller Art**, sowie bei **nässenden Hautaffectionen:** Aufreibungen, Nässenden Stellen, Wundsein der Frauen und Kinder, Wolf etc. Vorzüglich als **Fussstreupulver.**

Zu haben in allen Apotheken in Schachteln von 45 Pfg. an.

GUSTAV CORDS. BERLIN W.

Leipziger Strasse 36.

GRÖSSTES SPECIAL-GESCHÄFT DEUTSCHLANDS

Wollene seidene

Moderne Damenkleiderstoffe

und baumwoll. Stoffe

Proben-Versand nach Auswärts. Angabe der Art und des Zwecks der gewünscht. Stoffe erbeten.

Proben und alle Aufträge franco.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

MENZER'S Camarite,

Herber griechischer Rothwein mit **reichem Tanningehalt,** wird als **Magenwein** und gegen **Diarrhöen** von **ärztlichen Autoritäten sehr empfohlen.** (Deutsche Zeitschrift für practische Medizin vom 28. April 1878.) Abgelagert Preis per Flasche **Mk. 1.50.** Unter 12 Flaschen werden nicht abgegeben.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** auch über **deutsche** und **französische Weine** von **J. F. MENZER, Neckargemünd.**

Das neueste in
Verlobungs-Anzeigen,
Hochzeitseinladungen, Visiten- und Gratulationskarten
liefern in hochfeiner Ausführung.
Hyll & Klein, Barmen.
Muster stehen leihweise zur Verfügung.

Endlich gefunden
ist ein vollkommener Ersatz für ächtes Fischbein.
Schmiegsam, elastisch, bricht nicht und kann den Stoff nie verletzen.
Probesendungen: 300 Stangen f. 15 Mk. (je 60 Stangen 20, 22, 24, 26, 28 Ctm. lang) (gleiches Quant. Fischbein kostet ca. 80 Mk.) gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.
Carl Goldstein,
Wiesbaden.
Special-Versandtgeschäft aller Gebrauchs- und Modeartikel für die Costume-Confection.
Nicht convenirende Waaren werden bereitwilligst retourgenommen und umgetauscht.

Blumenzwiebeln,
Hyacinthen, Tulpen, Crocus, Narcissen, Begonien, Lilien etc. etc.
ohne Kosten **direct** aus Holland.
Export über die ganze Welt.

J. D. Zocher & Voorhelm Schneevoogt
Blumenzwiebeln-Züchter
Sassenheim bei **Haarlem** (Holland).
Versandt franco Fracht und Zoll.
Elite Hyacinthen-Collectionen enthaltend 12 Stück in 12 **Prachtsorten** für Zimmerflor **frei ins Haus à Rm. 4.50** gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.
Höchst passend für Geschenke.
Illustrirte Preisverzeichnisse (48 Seiten) für Liebhaber, über alle Arten von Blumenzwiebeln, **mit ausführlichen Kultur-Anweisungen,** gratis und franco.

Neueste Badeeinrichtung f. Familien in 1/2 Stunde 30° warm. Preis Mark 38. Zeichnung und Broschüre gratis.
L. Weyl, Berlin 14.

Verlangen Sie von Ihrem Lieferanten
das Feinste was es gibt:
Loth's Royal Mostrich
scharf od. mild, 70 ₰ excl. Glas. 7 Gläser frco. unt. Nachn. v. ℳ 6,30. Für 7 frco. zurückgesandte Gl. werden ℳ 1.90 vergütet.
Loth's preisgekrönter Delicatess-Senf,
(grosse goldene Medaille Köln 1889.)
Porzellan-Menagen à 40 ₰ excl.; Gratisprämie: 40 ächte, hochfein decorirte Tafel-Service à 77 St. Bild liegt jeder Menage bei. 8 Menagen frco. unt. Nachn. v. ℳ 6,00. Für 8 frco. zurückgesandte Menagen werden ℳ 2,80 vergütet bei
alleiniger höchster Preis grosse goldene Medaille Internationale Ausstellung für Nahrungsmittel Köln 1889
goldene Medaille, Gewerbe-Ausstellung Teplitz-Aussig Anerkennungs-Diplom Weltausstellung Wien 1873
Ernst Loth & Co.
etablirt seit 1842
Halberstadt.

G. E. Höfgen
Dresden-N.,
Königsbrückerstrasse 75,
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.
Patent-
Kinderwagen
mit u. ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.

Eiserne Netz-Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren Ausserordentl. praet. und elegant in verschiedenen Grössen.
Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. **Preise v. 12—60 Mk.**
Illustr. Preisbuch gratis u. frc.

Export. Engros. Detail.

Julius Heuel vorm. C. Fuchs
k. u. k. Hoflieferant,
Breslau.
LINOLEUM
Echtes bestes Fabrikat.
Meter
Glatt ca. 3mm stark 2,50
„ 4 „ „ 2,85
Gemustert „ 4 „ „ 3.30
Proben frei.
Ganze Rollen wesentlich billiger!

Verlange „Crown **Lavender Salts"**
eine Erfrischung für Schwache, ein köstlicher Luftreiniger, ein Luxus-Artikel f. Alle. Man hüte sich vor werthlosen Nachahmungen. Nur echt in Flaschen mit Kronen-Pfropfen u. der Firma
The Crown-Perfumery Co.
London, 177 New Bond Street. Alle besseren Parfümerie-Handlg. führen diese vorzügliche Specialität.

PARFUMERIE
PARIS-CAPRICE
Neue Erzeugung
GELLÉ Frères
PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Blendendweisse und gesunde Zähne
erlangt u. erhält man durch den Gebrauch von:
BOEHM'S ZAHN-PASTA
zu haben in den meisten
Parfumerie- und Droguenhandlungen
Fabrikant:
Gustav Boehm Offenbach a. M.

Franz Schwarzlose's **Haar-Feind**
entfernt alle hässlichen Gesichts- u. Armhaare d. Damen sicher, sofort u. **unschädlich.** Dose 2 M. nur in Berlin bei obiger Firma Leipziger Str. 56 neben den Colonnaden.

A. F. Zeller, Urach, Württemberg.
Leinwand
ist der gesundeste, reinlichste und zugleich eleganteste Stoff für Leib- und Bettwäsche.
Leinenwaaren aller Art
roh und gebleicht, glatt oder gemustert, am Stück, sowie meterweise, Tischzeug, Handtücher, Taschentücher, Frottirsachen u. s. w., desgleichen alle sonstigen im Haushalt benöthigten Webwaaren, Bettdrell, Decken, liefert in nur vorzüglichen Qualitäten und bittet Preisliste zu verlangen.
A. F. Zeller, Urach, Württemberg.

Tausende
treuer Kunden bezeugen:
Poetko's Apfelwein ist der Beste
Versand in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 ₰ p Liter. 11mal prämiirt.
Garantirter Natursaft prachtvollster Qualität. Export-Apfelwein-Kelterei
Ferd. Poetko, Guben 18
Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Fabrik von sämmtlichen
Musik-Instrumenten und **Musikwerken.**
Haus I. Ranges.
Man verlange illustr. **Prachtcatalog** gratis u. franco.
H. Behrendt,
Import, Fabrik- und Export-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 160.

In meiner soliden
Familien-Pension
finden zum **October** Damen gutes Unterkommen, auch würde ein schulpflicht. Mädchen oder Knabe zum October freundliche u. gewissenhafte Pension finden. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres
Frau **J. Voigt, Berlin**
SO., Melchior-Str. 45 II, SO.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Okt. ab **Tüfzowstr. 112. Marie Peiler.**

Schneider-Unterricht,
theoretisch wie praktisch, wird vom **1. October** ab im
Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidicinstraße Nr. 39
ertheilt.
Agnes Niemann,
Directrice und staatlich geprüfte Handarbeits- und Industrie-Lehrerin.

Seide.
Farbige Seidenstoffe von **85 Pf.** an bis Mk. 12.— per Meter, sowie weiße und schwarze neueste Genres; in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private.
Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Horn & Frank's
Kunst-Arbeiten
Schutzmarke. Schutzmarke.
als Liebhaberei wie zum Erwerb.
Von Jedermann, selbst von Kindern, ohne Vorkenntnisse sofort zu erlernen.
Neu! **Plasta-Arbeit** *Neu!*
Zur Herstellung plastischer Blumen, Früchte, Figuren, Verzierungen u. dergl.
Email-Malerei
Nachahmung echter Email-Arbeit auf Thon-, Holz-, Gips-, Metall- u. anderen Zier-Gegenständen.
Illustrirte Preisbücher kostenlos zu Diensten.
Horn & Frank, Berlin NO., Gollnow-Strasse 11a.

Stickerei
Neue Originalmodelle werden entworfen, und wird das Vorzeichnen u. Einrichten jeder Art von Stickerei besorgt von Fräulein
J. Neureuther
v. d. Tannstr. 7
München.
Billige Preise. Prompte Versendung.

Marianne Grimmert Nachf.
Berlin SW., Lindenstraße 20 III empfiehlt sich **zur Behandlung Fußleidender.**

Hemdentuch!!
Seit Jahren versende franco gegen Nachnahme eine ganz **vorzügl. Qual. Hemdentuch** in 30 m-Stücken à m 45 Pf. Durch den enormen Umsatz ist es mir jetzt möglich geworden, das m schon **mit 42 Pf.** zu verkauf.
Neulewin (Oderbr.). **W. Lorenz.**

Für Hausfrauen!
Wollene Lumpen und Wolle werden zu haltbaren Hauskleidern, Unterrock u. Läuferstoff, Teppich, Schlaf- und Pferdedecken umgearbeitet. Muster franco.
Otto Schrot, Ballenstedt a/H.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. von Keller, Berlin, W, Flottwellstraße 17, III.

Paris GESICHTSHAUT Paris
— LAIT ANTÉPHÉLIQUE —
DIE MILCH ANTEPHELIQUE
mit oder ohne Wasser beseitigt
SOMMERSPROSSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KÄLTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
LAURENS & Cie
Bd. St-Denis, 15

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Häusliche Kunst

Herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**

9 reich illustrirte Lieferungen zu je 16 Seiten à 50 Pf.
Jede Lieferung ist auch einzeln zu haben.

In gemeinverständlicher Form und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, bringt die „Häusliche Kunst" Anleitungen zu häuslichen Kunstfertigkeiten, welche den Laien in den Stand setzen, die zahlreichen Ausstattungs- und Gebrauchs-Gegenstände des Hauses selbst herzustellen bezw. zu decoriren. Die im Allgemeinen leichte Ausführbarkeit der Techniken, sowie ihre Verwendbarkeit und ihre künstlerische Wirkung sind erprobt; andere, neue, verdienen es mehr und mehr bekannt zu werden.

Von den zur Darstellung gelangenden Techniken seien genannt: Malereien für Fächer, Holz-Malerei, Brand-Malerei, Malerei auf Leder, Gobelin-Malerei, Prismatine-Bronze-Malerei, Kensington-Malerei, Porzellan-Malerei, Rauch-Malerei, Majolika-Malerei Email-Malerei, Grisaille-Glasmalerei, Email-Glasmalerei, Siegellack-Malerei, Bronzirte Siegellack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auflagen, Wappen-Malerei, Malerei mit Lack- oder Email-Farben, Malerei mit Aluminium-Bronze, Decorative Malerei, auch in Verbindung mit Stickerei, Malerei Vernis Martin, Wismuth-Malerei, Lederschnitt-Arbeit, Lederritzen, Ital. Stiftvergoldung, Aetzen u. Graviren, Laubsägen in Metall, Bossiren, Nagel-Arbeit, Blumen-Mosaik, Modelliren, Kerbschnitt, Klein-Eisen-Arbeiten; Recepte 2c.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

16. October 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 20.

Fenster. Entwurf von Hildegard Lehnert. Glas-Aetzung.

Glas-Aetzung. Imitation.

Von Fritz Menter.

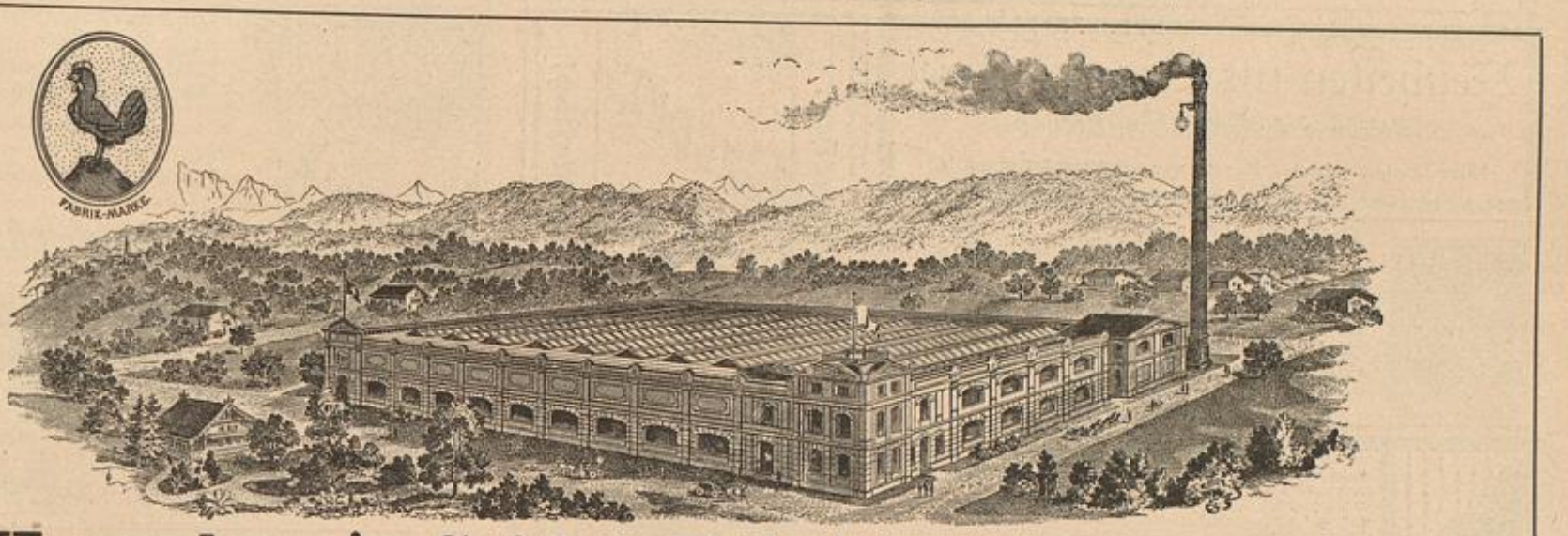
Außerordentlich verlockend sind die reichen Wirkungen der Glas-Aetzung; dieselbe entzieht sich jedoch jeder Dilettanten-Hand, da das Aetzmittel ein überaus scharfes Gift ist. Als sehr glücklicher Gedanke darf daher die Imitation begrüßt werden, welche, jeder fremden Hülfe entrathend, mit Leichtigkeit herzustellen und widerstandsfähig genug ist, um ungefährdet Wasser und Seife Trotz zu bieten. Jede Bleistiftzeichnung, Holzschnitte wie Kupferstiche dienen als willkommene Vorlagen. Pinsel, Reißfeder, Zirkel und Lineal bilden das Handwerkszeug; chinesische Tusche, Damarlack und Terpentin treten an die Stelle des gefährlichen Aetzmittels. Die auf einer Seite matt geschliffene Glasplatte wird mit dieser nach oben auf die Vorlage gelegt, um das Muster auszuführen. Da jeder Strich auf dem matten Grunde haftet, ist Correctheit beim Nachziehen der Linien erforderlich, wie sicheres Befestigen der Vorlagen, eine mit Wachs oder Gummilösung erreichbare Vorsichtsmaßregel. Die durchscheinenden Musterfiguren werden auf der Platte nachgezogen, indem man den Linien mit blaß angeriebener Tusche und Feder folgt. Nach Entfernung der Vorlage spült man die Glasplatte rasch mit reinem Wasser ab und läßt sie trocknen. Auf dunkle Unterlage gelegt, wodurch die Zeichnung kräftiger hervortritt, beginnt nun die Arbeit mit Pinsel und Transparent-Mittel — Damarlack, dem wenige Tropfen Terpentin beigemischt werden. Wie zuvor mit der Tusche, so zieht man jetzt die Linien mit einer in die Flüssigkeit getauchten weichen Feder nach, die man bei großen Flächen durch einen Pinsel ersetzt.

Durch das Nachziehen der Musterlinien mit dem Transparent-Mittel lösen diese, durchsichtig geworden, sich von dem Mattgrunde ab. Wünscht man auch den außerhalb der Zeichnung liegenden Grund durchsichtig, so muß derselbe gleich im Anschluß an die Muster-Contouren, so lange diese noch feucht sind, übermalt werden. Mehrmaliges Uebergehen einer Stelle ist ausgeschlossen, doch giebt es ein einfaches Mittel, um alle Fehler gründlich zu verbessern. Benzin löst das Transparent-Mittel auf und stellt die Platte, wie sie ursprünglich war, wieder her.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Berliner Mädchen-Fortbildungsschulen haben sich in den letzten Jahren in recht erfreulicher Weise entwickelt. Während im Winterhalbjahr 1888/89 erst drei städtische und fünf von Vereinen und Curatorien geleitete Anstalten mit 2125 Schülerinnen vorhanden waren, bestanden im Vorjahre fünf städtische und sechs private Anstalten mit zusammen 2856 Schülerinnen. Innerhalb eines Jahres hat sich der Schülerinnen-Bestand auf nahezu 4000 (3807) vermehrt. Die weiblichen Handarbeiten (Maschine-Nähen, Schneidern, Wäsche-Zuschneiden, Plätten, Putzmachen, Kunst-Handarbeit u. s. w.) nehmen weitaus den größten Raum ein. Daneben steht der Unterricht im Deutschen, Rechnen, Französischen, Englischen, in der Handels-Correspondenz und in der Buchführung. Die Fortbildungs-Schulen werden weniger von Arbeiter-Töchtern und Fabrik-Arbeiterinnen besucht, als von jungen Mädchen, die in den Familien bleiben. Der Wunsch, mit diesen Anstalten tiefer in die weniger bemittelten Volksklassen hineinzuwirken, wird von allen Betheiligten empfunden. Erfreulicherweise ist das Interesse für die Mädchenbildung zur Zeit in Bürgerkreisen ein reges. Am 1. October wurde in der Alten Jakobstraße eine neue private Mädchen-Fortbildungsschule eröffnet, und der Bezirksverein vor dem Halleschen Thore steht gleichfalls in Berathung wegen Errichtung einer solchen. Der starke Besuch der bestehenden Anstalten giebt die Gewähr, daß neu errichtete Schulen sich bald füllen werden. Mit Hülfe sachkundiger Frauen dürfte es auch gelingen, einen Gegenstand in die Schulen zu bringen, der bisher darin fehlt, die eigentliche Hauswirthschaft. Die Versuche, die der Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend mit der Ertheilung von Kochunterricht gemacht hat, sind so ausgefallen, daß andere Anstalten sich zur Nachfolge ermuthigt fühlen dürften.

— Von dem, unter dem Protectorat der Prinzessin Friedrich Carl stehenden Central-Comité der deutschen Frauen-Abtheilung für die Weltausstellung in Chicago ist Fräulein Anna Morsch, Musik-Schriftstellerin, Directorin eines hiesigen Musik-Instituts, mit der Bearbeitung der Musik-Abtheilung betraut. Sie hat von ungefähr 120 unserer lebenden deutschen Tonkünstlerinnen die Biographien gesammelt, um sie in einem Buche herauszugeben. Die Photographien dieser in dem Werke vertretenen Künstlerinnen werden in einem Pracht-Album vereinigt werden.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

versendet **direct** an **Private:**

Seidenstoffe

ab eigener Fabrik 75 Pfg. p. Met.

bis Mk. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, karrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	„ **1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	„ **1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„	„ **1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„	„ **—.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„	„ **14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M 1.20 ½ K° an aufwärts

Der im Oktober beginnende neue Jahrgang der **Deutschen**

Roman-Zeitung,

geleitet von Otto von Leixner,
Verlag von **OTTO JANKE** in **BERLIN.**

veröffentlicht folgende Romane:

Heinrich Guise, von **Karl Berkow.** — **Ein Revolutionär,** von **O. Mora.** — **Erkämpft,** von **Agnes Harder.** — **Kein Erbarmen,** von **E. v. Wald-Zedtwitz.** — **Auf der großen Landstraße,** von **H. Schobert.** — **Idealismus,** von **Emma Linck.** — **Die beiden Rittmeister,** von **Wusso Graf v. Bredow.** **Ein Unglücksheld,** von **Paul Maria Lacroma** ꝛc.

Preis pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4) nur 3½ M. bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Charlottenburg. — Am 29. October begeht das Wilhelms-Stift in Charlottenburg den fünfundzwanzigsten Jahrestag seines Bestehens. Mit besonderer Dankbarkeit werden die hülfsbedürftigen Frauen und Jungfrauen, denen sich hier für ihren Lebensabend ein Asyl geöffnet, der Stifterin der Anstalt, Fräulein Helene Jensen, gedenken. Sie hatte sich die Begründung eines solchen Feierabend-Hauses zur Lebensaufgabe gemacht und hat sie mit seltener Aufopferung bis zu ihrem Tode, am 5. Juli 1884, erfüllt. Hundertunddreißig Damen finden zur Zeit in vier Häusern Wohnung, Heizung, ärztliche Behandlung und im Todesfalle ein angemessenes Begräbniß.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — In der Form Vorbildern aus der Empire-Zeit entlehnt zu fein und doch in der Ausführung den modernen Charakter bewahrt zu haben, ist der Vorzug der dargestellten Balltoilette.

Auf reizvollste Weise bringt sie einen der zarten, duftig wie Spinnengewebe wirkenden Gazestoffe zur Geltung, der, schlicht herabfallend, das sich eng anschmiegende seidene Prinzeß-Unterkleid graziös verhüllt. Die Mannigfaltigkeit der zu ähnlichen Arrangements sich eignenden duftigen Gewebe ist größer denn je; — Seidentüll mit reihenweis aufgenähten Flittern, in Streifen gewebte und mit Gold- oder Silberfäden durchschossene Seidengaze, auch die wohlfeilere, halbseidene Gaze mit zierlich gesticktem Plein bieten reiche Auswahl in goldgelben, lichtblauen, rothlila und lachsfarbenen Tönen, denen sich neuerdings noch schwarze, buntfarbig gemusterte Seidengaze oder Krepp gesellt. Volle, laublose Rosen, Blüthe an Blüthe gereiht, sollen der hervorragendste Schmuck namentlich für die im Empire-Geschmack gehaltenen Toiletten werden und als Blumenrüschen Röcke und Taillen umsäumen. H. U.

Wien. — Mit dem Schlagwort „Empire" hat die Mode einerseits eine ziemlich weitgehende, anderseits sehr präcise Bezeichnung für die mehr und mehr Fuß fassenden Formen mit kurzer Taille und lose anschließendem Rock gefunden. Um die jener Zeit angehörende Tracht unverändert tragen zu können, müssen der vollendeten Gestalt sich Grazie und Jugend gesellen; durch kleine Abweichungen, die den Charakter des Gewandes wahren, ihm aber doch ein mehr individuelles Gepräge verleihen, dürften sich die einfachen Formen dagegen auch allgemeinere Verbreitung sichern. Hier ist es eine Stickerei- oder Spitzenpasse, die zwischen einstigen und modernen Linien vermittelt, dort sind es lange weite Aermel, an die spanischen erinnernd, welche sich dem mächtigen kurzen Bauschärmel anschließen. Auch der Ausschnitt erhält eine ebenso kleidsame wie einfache, das gekreuzte Busentuch ersetzende Volant-Garnitur aus Gaze oder Batist. Letztere, am unteren Rande languettirt und mit Säumchen ausgestattet, zeigt am oberen Rande schmale Spitzenbändchen, die mittelst hindurch geleiteter Seidenbändchen eingereiht werden. Bei der Promenaden-Toilette wagen sich die Empire-Formen nur vereinzelt hervor und zwar unterstützt durch schöne Stoffe, welche sich besonders in der Verbindung von Sammet und Tuch gefallen. Die schmale Stoffrüsche am Rande des Rockes wird auch auf das Mantelkleid übertragen und vereinigt gewöhnlich beide Gewebe. E. F.

Paris. — Die Theilung der Arbeit — das System der „Specialitäten" — ist so weit gediehen, daß eine Modistin sich anerkanntermaßen nur mit der kleinen Capote, eine andere nur mit dem runden Hut befaßt. Dann wieder giebt es „Ateliers", die ihren Ehrgeiz darin suchen, ausschließlich Excentrisches, Ungewöhnliches, noch nicht Dagewesenes zu schaffen — der Mode gleichsam vorauszueilen, und endlich Solche, in denen unter kunstfertigen Fingern nur duftige Gebilde aus Tüll und Spitzen entstehen!

In einem solchen Atelier sahen wir als Theater-Neuheit die mit schwarzem Sammet bekleidete Empire-Form mit einem Rand aus in Gold und Schwarz gestickten weißen Spitzen. Dazu hochstehende goldgelbe Federn mit schwarzen Spitzen.

Für den winterlichen Straßenhut steht Filz immer wieder in erster Reihe, — je heller, desto eleganter. Um eine kleine weiße Empire-Form mit schmalem hohen, viereckigen Kopf legt sich eine heliotrop-farbene Sammetblende, vorn unter einer Schnalle zusammentretend und von einem Tuff Federn überragt. Um die Federköpfe in der hochstehenden graziösen Form fest zu halten, werden sie gleich Blumen auf feinen Draht gezogen. Bemerkenswerth sind die breiten, unter dem Kinn geschlossenen Bindebänder, die man auch zu dunklen Hüten mit Vorliebe hell wählt.

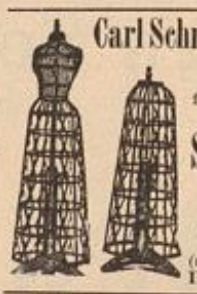
— Nachdem die Empire-Mode, an deren Durchführung noch vor Kurzem Niemand glauben wollte, immer zuversichtlicher auftritt, verzichten auch die halblangen Mäntel auf jeden Anschluß in der Taille, so daß hierin, wie in den Falten der Vorder- und Rückentheile das Charakteristische der Wintermode zu suchen sein wird. Als elegante Besuchs-Toilette für eine junge Frau gedacht, ist die Vorlage aus dunkel beigefarbener, stark gerippter Seide mit Aermeln aus gleichfarbigem Velvet und reicher Chenille-Stickerei ausgestattet. Die hochstehenden Epaulettes aus Seide erscheinen mit Sammet gefüttert und von gestickten Patten gehalten. Aus Chenille-Schlupfen besteht der kleine Kragen. B. d. G.

Neuheiten für Brandmalerei
Werner & Schumann, Berlin.
Illustr. Preisliste gratis. Reparaturen von Brennstiften gratis.

Heinrich Peters, Leipzig
Bahnhofstrasse 10 am neuen Theater
Pianoforte-Fabrik, sowie aller Arten Musikwerke, Symphonions, Polyphons, Aristons, Herophons, Victorias, Manopans, Phönix, Drehpianos, mechanische Klaviere, Spieldosen, selbstspielende und zum drehen, worauf tausende von Musikstücken durch bloßes Auflegen beliebter Notenstücke gespielt werden können. Polyphons mit Automat, sowie Pianofortes von à Mk. 230 bis 800 unter 10jähriger Garantie.
NB. Preislisten über alle Instrumente gratis und franko.

Unübertroffen! GAEDKE's CACAO Ueberall käuflich!

Wer
Stickt, malt, schnitzt, brennt, modellirt,
Wer Lederplastik, Kerbschnitt treibt, wer fotografirt,
Wer sich für häusliche Kunst interessirt,
der verlange von seiner Buchhandlung oder von der Verlagshandlung R. Oldenbourg, München
eine Gratis-Probenummer der
Liebhaberkünste.



Carl Schmidt, Berlin O., Holzmarktstr. 4.
Stoffbüsten neuester Form für Kostüme, Paletots u. Mäntel.
Spezialität:
Stoffbüsten für jede Körperform.
Rohrfiguren, verstellbar und unverstellbar.
Zusammenlegbare Kostümfiguren (sind zusammengelegt nur 12 cm hoch).
Illustrirter Katalog (umsonst u. postfrei).

Nähmaschinen-Lampe
Neu! Sensationelle Erfindung! Neu!

Eingetragene No. 289.

Von Autoritäten als das Vollkommenste und Praktischste anerkannt!
Bedeutendste Leuchtkraft.
Grösster Augenschutz!
Die eigenartige und kunstvolle Construction des Lampenschirms bezw. Reflectors lässt das volle Licht genau auf die Arbeit fallen!
Die Lampe ruht auf einem beweglichen Arm, wodurch dieselbe nach jeder Richtung hin gestellt werden kann.
Atteste von Augen-Aerzten und Anerkennungsschreiben von Fach-Vereinen etc. liegen vor.
Preis 4 Mark!
Zu beziehen durch alle besseren Lampengeschäfte und durch den allein. Fabrikanten
Adolf Lippmann,
Berlin, Prinzessinnenstr. 28.

Vorgezeichnete Handarbeiten
in neuen künstlerischen Ausführungen
sowie grosse
Neuheiten für Kreuzstich-Stickereien
" " vorgezeichnete Kreuzstich-Stickereien
" " Flachstich-Stickereien
" " Bulgaren-Stickereien
" " Schnurarbeiten
" " Schwedische Flechtstich-Stickereien
empfehlen wir als unsere „Specialität" in einer Reichhaltigkeit, wie sie kein zweites Geschäft in Deutschland zu bieten vermag.
Man verlange unsere Haupt-Preisliste von Handarbeiten mit über 1400 Abbildungen umsonst und frei.
Francke & Co., Gnadenfrei No. 240.
in Schlesien.
Tapisserie-Manufaktur.

Landsberg a. d. W., den 8. Oktober 1891.
Mit großer Freude habe ich Ihren so herrlich ausgestatteten Katalog betrachtet, ist doch in ihm eine herrliche Fülle geschmackvollster Muster enthalten, zu deren Fertigstellung jedem weiblichen Wesen das Herz im Leibe lachen muß.
Ganz ergebenst
Sch . . . . ., Zeichenlehrer.

Paris, den 11. Januar 1892.
Geehrter Herr! Ebenso freue ich mich, daß ich ihnen meinen Katalog beilege, er ist mir eine wahre Fundgrube, ich habe ihn auch schon einer Freundin in Wien empfohlen, seien Sie versichert, geehrter Herr, daß ich eine sehr große Propaganda für Sie machen werde, u. s. w.
Hochachtungsvoll
J . . . . . 3 . . .

Stanislau (Oesterreich), den 3. April 1892.
Geehrter Herr! Danke bestens für die Zusendung Ihrer Preisliste, welche mich mit ihrer Reichhaltigkeit in der That überraschte, u. s. w.
Mit Hochachtung
Frl. T . . . . R . . . . . .

Kleinere Preisliste enthält nicht neun Zehntel in jeder oder derselben Illustrirten, sondern gerade die Hälfte. Ich bitte um Ihre gefällige Adresse, damit ich Ihnen meine Preisliste zusenden kann.
Ich bin Ihr ergebener
Sch . . . . .

— In der Hut-Mode macht sich eine rückläufige Bewegung geltend, die bis in die Zeit der Königin Elisabeth zurückgreift. Das Neueste ist ein Stuart-Capote-Hütchen aus schwarzem Sammet mit eben solcher Krempe; vorn haubenartig, läuft es in eine Schnebbe mit kleinem Federtuff aus. — Ein Elisabeth-Hut besteht aus einem runden Falten-Gekräusel aus grünem Sammet, dessen Rand mit grünen Steinen besetzt ist, während die Schnebbe der Vorderseite durch einen schwarzen Federtuff cachirt wird.

Handarbeiten.

— Unter dem Namen Santuzza-Wolle wurde von der Wollgarn-Fabrik Germania eine eigenartig wirkende, für Häkelarbeit besonders geeignete Wolle eingeführt, welche durch alle großen Tapisserie-Geschäfte zu beziehen ist. (Siehe Bezugsquellen.) Die Wolle vereinigt einen Faden Zephyrwolle mit einem, sich in losen Windungen um diesen legenden, spiralförmig gewebten Baumwollfaden von seidenartigem Glanze. Beim Verarbeiten tritt in der Musterung bald der glatte, bald der krause Faden mehr hervor, und selbst der einfachste Häkelstich erhält dadurch ein reiches Aussehen; außerdem wirkt trotz der gleichen Farbe beider Fäden noch die Schattirung, da der glatte Zephyr-Faden sich stets etwas heller markirt, als die Baumwolle. Mit Santuzza-Wolle gehäkelte Pelerinen, Shawls und größere Jacken für Kinder, sind ebenso leicht wie warm. Die uns vorliegenden Musterproben zeigen ein mattes Rosa, fast Fleischfarben, Hellblau, feines Gelb und Hellgrau. E. F.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 54. Aufnäh-Arbeiten auf gemustertem Grunde. — Mit der kleinen Darstellung einer Billard-Decke möchten wir nochmals die mannigfache Verwendbarkeit der im genannten Extra-Blatt enthaltenen Vorlagen auch zum Schmuck unserer modernen Wohnungs-Ausstattung betonen. Die weitläufige Musterung der wirkungsvollen Aufnäh-Arbeit, Abb. 4, mit ihren graziösen Linien und Schnörkeln eignet sich vortrefflich für eine so umfangreiche Decke, wie sie ein Billard oder ein großer Flügel verlangen. Glatte Plüschstreifen, welche an der kleinen Ansicht der Stickerei, Abb. 1, zur Geltung kommen, dürften auch für die große Decke den passendsten Abschluß bilden. Kräftige Seidenschnur und reiche Quasten an den vier Ecken vollenden die Ausstattung. Als Futter verdient Seide den Vorzug, — rathsam erscheint es jedoch, zwischen Futter und Oberstoff kräftiges Leinen einzufügen. H. L.

Bezugsquellen: Gesellschafts-Toiletten: J. Landauer, W., Leipzigerstr. 19. — **Santuzza-Wolle:** E. Heinze, W., Friedrichstr. 189. — **Muster-Vorzeichnungen:** Frl. E. Niemann, W., Steglitzerstr. 55. — **Ballstoffe:** G. Henneberg, Zürich, Schweiz.

Redactions-Post.

Maria L. — Fräulein Joh. Helfer (Berlin, Potsdamerstr. 66, Gartenhaus) übernimmt nicht allein alle Arbeiten in Brand und Oelmalerei sowie Lederschnitt u. s. w., sondern ertheilt auch Unterricht in den verschiedensten Kunst-Handarbeiten.

Frau von C. in Dresden. — Ihre Beobachtung, daß Nippes-Sachen in Porzellan wieder modern zu werden beginnen, ist durchaus begründet. Die Thatsache hängt offenbar mit dem Aufkommen des Rococo und mit der Wiedereinführung der niedlichen japanischen Etagèren zusammen. Die Fabrikation ist eine sehr complicirte. Nachdem das Figürchen die Form verlassen hat, werden die Gußnähte entfernt und die Flächen abgeschliffen. Es wird an der Luft getrocknet, um alsdann in die zweite Etage des Brennofens zu wandern und dort einem leichten Brande, dem sogenannten „Verglühen", unterworfen zu werden. Verläßt es den Ofen, so wird ihm ein Bad von Glasurbrei, einem Gemenge von reinem Quarzsand, Kaolin nebst Zusatz von Gyps und gebrannten, fein gemahlenen Porzellan-Scherben gegeben. Nach Verdunstung des Wassers wird das Figürchen von dem aufgetrockneten Glasurbrei wie von einer Kreideschicht umhüllt. Und nun beginnt das eigentliche Brennen. In eine Kapsel von Chamotte-Masse fein säuberlich eingeschlossen, wandert das Püppchen in den Ofen, um dort allmählich einer Weißgluthhitze von 1800 Grad Celsius, dem sogenannten Gut- oder Scharffeuer, ausgesetzt zu werden. Die Glasur ist wie Glas geschmolzen und mit dem Kern eine innige Verbindung eingegangen, so daß das Püppchen, glänzend wie Perlmutter, den Ofen und die Chamotte-Kapsel verlassen kann.

Demnächst erscheint: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 8. Inhalt: **Aetzen und Gravíren** auf Metall, Stein und Elfenbein. Von Elisabeth Schmidt-Pecht. (Schluß.) — **Geätzte und farbig decorirte Metallplatten.** Von Hildegard Lehnert. — **Glas-Aetzung. Imitation.** Von Fritz Menter. — **Bossiren oder Klopfarbeit in Metall.** Von E. A. Frank. — **Treiben und Ciseliren.** Von H. von der Gröben. — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

= *Soeben beginnt zu erscheinen* =
in zweiter, gänzlich neubearbeiteter Auflage:

BREHMS

Volks- und Schulausgabe
von Richard Schmidtlein.

TIERLEBEN

Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.
52 Liefg. zu je 50 Pf. = 3 Halbfranzbde. zu je 10 Mk.
Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das Kochbuch „Die süddeutsche Küche" von Katharina Prato ist schon in 135.000 Exemplaren verbreitet; es findet auch in Nord-Deutschland steigende Nachfrage. Die 1892 erschienene 22. Auflage enthält mehr als 3000 Kochrecepte. Zu beziehen von der Verlagshandlung ‚Styria' in Graz oder durch jede Buchhandlung Deutschlands.

Preis fein gebunden 5 Mark (fl. 3.—).

Neu!
Weibliche Aerzte.
Von S. Binder.
M. 1.20.
G. J. Göschen, Stuttgart.
Durch jede Buchhandlung.

● **Waschmittel für zartesten Teint.** ●
Gurken-Emulsion à Fl. 4 Mk.,
Rosen-Emulsion „ „ 6 „
Veilchen-Emulsion „ „ 6 „
Parfümerie **Hort. de Goupy**, Berlin C. Sophienstr. 25

G. E. Höfgen
Dresden-N.,
Königsbrückerstrasse 75.
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzbettstellen u. s. w.
Patent-**Kinderwagen**
mit u. ohne Gummibekleidung, das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.

Eiserne Netz-Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen.
Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v. 12—60 Mk.
Illustr. Preisbuch gratis u. frc.

Export. Engros. Detail.

Michels & Cie.
Königl. nied. Hoflieferanten.
Berlin W., Leipziger Strasse 101/102.
Crefeld, Rheinstr. 86.
Specialgeschäft für Seidenstoffe.
Eingang von Neuheiten für die
Herbst- und Gesellschaftssaison.

Schwarze Damaste	Mk. 2,95 — Mk. 12,—	p. Mtr.
Schwarze glatte Stoffe	Mk. 1,60 — Mk. 8,—	„ „
Farbige Damaste (Chang.)	Mk. 1,80 — Mk. 18,—	„ „
Farbige glatte Stoffe	Mk. 1,90 — Mk. 7,80	„ „
Gestreifte Seidenstoffe	Mk. 1,40 — Mk. 4,50	„ „
Ballseidenstoffe	Mk. 1,15 — Mk. 12,—	„ „
Sammete und Plüsche	Mk. 3,— — Mk. 25,—	„ „
Weisse Seidenstoffe	Mk. 1,15 — Mk. 15.—	„ „

Unübertroffene Auswahl bei festen ausserordentlich billigen Preisen.
Proben nach auswärts portofrei.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**
Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich **Klavierstücke** u. **Lieder,** sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas **illustr. Geschichte d. Musik.** Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.—** Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. **Probe-Nummern gratis u. franko** durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**

Neue Musik-Zeitung.

Goldene Medaille
London 1891.

Schmücke Dein Heim
mit Diaphanien.
Ein prachtvoller Fensterschmuck für öffentliche wie private Gebäude, Kirchen, Schulen, Villen, Wohnhäuser, Hôtels, Treppenhäuser etc.
Reizende Gelegenheitsgeschenke für Jedermann.
Ausser einer grossen Auswahl herrlicher Allegorien, Genrebilder, Landschaften und vieler anderer Sujets sind soeben **neu erschienen:**
Gastein-Interlaken, Schloss Tirol-Hasselburg, Heidelberg-Wartburg, Salzburg-Berchtesgaden.
Unsern Haupt-Katalog mit ca. 500 Illustrationen

Goldene Medaille
Leipzig 1892.

über fertige Hängebilder und Scheiben zum Einsetzen versenden wir gegen Einsendung von 1 Mark, den **Prachtkatalog in Buntdruck,** die Muster unserer Diaphanien zeigend, geg. 2 M. Rückvergütg. bei Aufträgen von 20 M. **Franko-Versand innerhalb ganz Deutschland bei Aufträgen von 50 M. an.**

Werkstatt für kunstvolle Fensterdecorationen.

Grimme & Hempel, Leipzig.

Werkstatt für kunstvolle Fensterdecorationen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ca. 70 neue Muster

in

Barock- und Blumen-Geschmack

für

Smyrna-Knüpfarbeiten

in saubersten Buntdruck ausgeführt, stehen **gegen baldige Rücksendung** gern **zur Ansicht** zu Diensten.

Auf jeder Vorlage ist die Größe in Centimeter, sowie der genaue Preis für das Musterblatt, den Canevas, das Material in bester Tunesischer Wolle, Schneidehotz, Häkelnadel, sowie für $^1/_4$ angefangen vorgemerkt. — Den Musterblättern liegen außerdem 3 **Farbenkarten** mit 37 Farben der besten Tunesischen Wolle **zur Ansicht** bei.

Francke & Co., Gnadenfrei, Schlesien

Abtheilung für Tapisserie-Manufaktur.

Fabrik- und Versandt-Geschäft

von **B. Henle** in **Nürnberg**

versendet direkt franco die beliebten

Triumph-Wäsche-Mangeln

Wasch- und Wringmaschinen

zu billigsten Fabrikpreisen.

Illustr. Kataloge gratis und franco.

Gesundheits-Apfelwein

garantirt reiner vergohrener Aepfelsaft ohne den anderwärts üblichen Wasser-Zusatz krystallklar & von prachtvoller Qualität

Vielfach Preisgekrönt

35 L aufwärts à 30 ₰ p. Ltr.

Ferd. Poetko, Guben 18

Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille für „Besten Apfelwein."

Leinwand

ist der gesundeste, reinlichste und zugleich eleganteste Stoff für Leib- und Bettwäsche.

Leinenwaaren aller Art

roh und gebleicht, glatt oder gemustert, am Stück, sowie meterweise, Tischzeug, Handtücher, Taschentücher, Frottirsachen u. s. w., desgleichen alle sonstigen im Haushalt benöthigten Webwaaren, Bettdrell, Decken, liefert in nur vorzüglichen Qualitäten und bittet Preisliste zu verlangen.

A. F. Zeller, Urach, Württemberg.

Neueste Badeeinrichtung f. Familien in $^1/_2$ Stunde 30° warm. Preis Mark 38. Zeichnung und Broschüre **gratis.**

L. Weyl, Berlin 14.

---

1. Probekiste

12 grosse Flaschen 12 Sorten

19 Mark

Griechische Weine

Würzburg.

Kiste frei

Packung frei

Preisbuch gratis & franco.

Musteraufzeichnen ohne Pinsel

m. flüssig. od. Puderfarbe, direct haftend a. jed. Stoff, Sammet, Tuch, Fries, Leinen etc. Apparate v. 3 M. a. Illustr. Prosp. grat.

W. HEIDENHAIN, Berlin,

Alexandrinenstrasse 24.

HOHENZOLLERN-GALERIE Lehrter Bahnhof

1 M. Sonnt. 50 Pf.

— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. —

Geöffnet 9 Uhr bis Dunkelh. Sonnt. 9—9.

H. Schilling, Berlin W.,

Königin-Augustastr. 19.

Specialität in

Rohrfiguren.

Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Fabrik von sämmtlichen

Musik-Instrumenten

und

Musikwerken.

Haus I. Ranges.

Man verlange illustr. **Prachtcatalog** gratis u. franco.

H. Behrendt,

Import, Fabrik- und Export-Geschäft

Berlin W., Friedrichstr. 160.

Man verlange

The Crown Perfumery's

extra stark concentrirte Parfüms:

Weltberühmte

Crab Apple Blossoms

Parma-Veilchen

Weisser Flieder

Orchidea

Lotus-Blüthen.

Berühmt wegen ihres köstlichen Wohlgeruchs. Zu haben in allen grossen Parfümerie-Geschäften und in **London, 177 New Bond Street.**

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Damen-Mieder (Corsets)

M. WEISS, WIEN.

Preis der Mieder: 10, 12, 14, 16 fl. und höher. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimeter anzugeben: 1. Ganzen Umfang von Brust u. Rücken, unter den Armen genommen. 2. Umfang der Taille. 3. Umfang d. Hüften. 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. **Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.**

Richters Geduldspiele: Quälgeist,

Kreuzspiel, Kreisrätsel, Kopfzerbrecher, Puthagoras usw. sind noch unterhaltender wie früher, weil die **neuen Hefte** auch Aufgaben für **Doppelspiele** enthalten. Nur echt mit der Marke **Anker.** Preis 50 Pf. das Stück. — — — — — — — — — —

Tausend und abertausend Eltern haben den hohen erzieherischen Wert der berühmten

Anker-Steinbaukasten

lobend anerkannt; es giebt kein besseres und geistig anregenderes Spiel für Kinder und Erwachsene! Sie sind das **beste** und auf die Dauer **billigste Weihnachtsgeschenk** für kleine und große Kinder. Näheres darüber und über die Geduldspiele findet man in dem illustrirten Buche: **Des Kindes liebstes Spiel.** Dies kleine Buch sollten sich alle Eltern, die ein wirklich gediegenes Geschenk für ihre Kinder auswählen wollen, eiligst von der unterzeichneten Firma kommen lassen; die Zusendung erfolgt gratis und franko.

Alle Steinbaukasten **ohne** die Fabrikmarke **Anker** sind gewöhnliche und als Ergänzung wertlose Nachahmungen, darum verlange man stets und nehme

nur Richters Anker-Steinbaukasten,

die nach wie vor unerreicht dastehen und zum Preise von 1 bis 5 Mark und höher **in allen feineren Spielwaren-Handlungen vorrätig sind.**

F. Ad. Richter & Cie., k. u. k. Hoflieferanten.

Rudolstadt, Thüringen; Wien, I. Ribelungengasse 4; Olten, Schweiz; Rotterdam, Jonkerfransstraat 42; Bruxelles-Nord, Rue St. Lazare 39; London E. C., 44 Jewin-Street; New-York, 17 Warren-Street. 1275

In allen besseren Colonialwaaren- und ähnlichen Handlungen ist das kleine Küchenverbesserungsmittel der Welt „Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz" in Partienstücken zu haben.

Falls nicht erhältlich versende 6 Carlsb. Gewürz franco per Post gegen Nachnahme von 3 Mark **Otto J. Weber,** Hoflieferant in Radebeul-Dresden.

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren

und praktische Geschenke

direkt aus **NÜRNBERG** zu beziehen.

Vollständig & reich illustr. **Preisbuch** mit über 7000 Nummern bitte gratis und franco zu verlangen.

Carl Quehl, kgl. bayr. Hoflieferant, **Nürnberg.**

besteht seit 1852. besteht seit 1852.

Erstes & renommirtestes Geschäft. Sehenswerthe Verkaufslokale.

Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

Framilet Nürnberg 1849 & 1852

Marianne Grimmert Nachf.

Berlin SW., Lindenstraße 20 III

empfiehlt sich **zur Behandlung Fußleidender.**

GLYCERIN

ZAHNPASTA

Einmal angewendet, benützt man sie immer.

GELLÉ Frères

PARIS 6, Avenue de l'Opéra PARIS

Hollins Merino Strickgarn

ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

Blumenzwiebeln,

Hyacinthen, Tulpen, Crocus, Narcissen, Begonien, Lilien etc. etc.

ohne Kosten **direct** aus Holland. Export über die ganze Welt.

J. D. Zocher & Voorhelm Schneevoogt

Blumenzwiebeln-Züchter

Sassenheim bei **Haarlem** (Holland).

Versandt franco Fracht und Zoll.

Elite Hyacinthen-Collectionen enthaltend 12 Stück in 12 **Prachtsorten** für Zimmerflor **frei ins Haus à Rm. 4.50** gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Höchst passend für Geschenke.

Illustrirte Preisverzeichnisse (48 Seiten) für Liebhaber, über alle Arten von Blumenzwiebeln, **mit ausführlichen Kultur-Anweisungen,** gratis und franco.

G. BOEHM'S BRILLANT SILBER-SEIFE

Bequemstes u. **Billigstes Reinigungsmittel** für

Tischbestecke, Tafelgeräthe 2c.

aus jeder Art von Metall

Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die **feinste** Versilberung anzugreifen.

Zu haben in den meisten Silberwaaren-Seifen- u. Droguen-Handlungen

Gustav Boehm, Offenbach a. M.

Modern und billig

Wollene und seidene Marabout-besätze Meter von 40 Pf. an. Buntgestickte russische Borduren im feinsten Geschmack Meter von 80 Pf. an. Seidene Tüll- und Spachtelspitzen jeder Art und Breite (Specialität) Meter von 35 Pf. an bis 30 Mark. Spitzen-Jacken, Passementerie-Jacken, Perl-Jacken von 15 M. an. Gürtel, Mieder und Passen aus Passementerie oder Perlen. Federbesätze, Sammetbänder, Seidene Bänder, Knöpfe, Agraffen.

Am Montag

jeder Woche Ausverkauf v. Resten.

Katalog

mit Abbildungen sämmtlicher Artikel gratis und franco.

Siegbert Levy

Berlin C., Jerusalemerstrasse 23 Eingang Hausvoigteiplatz.

Mellin's Nahrung

für Säuglinge, sowie Kinder **jeden Alters,** für **Kranke** und **Genesende.**

In mit Wasser verdünnter Kuhmilch, **bester Ersatz** für **Muttermilch.**

Gänzlich frei von Stärkemehl.

Preis pro Glasflasche 2 Mark und 3 Mark.

Helgoland, 1. October 1891.

Herrn G. Mellin! — Gestatten Sie mir Ihnen eine Photographie meines Töchterchens, $4^1/_2$ Monat alt, zu überreichen. Vierzehn Tage nach der Geburt versuchten wir Ihre Nahrung, da das Kind durch fortdauernde Unruhe uns andeutete, dass die Muttermilch nicht genüge. Eine günstige Wendung trat bereits am ersten Tage ein und wird die Kleine jetzt allgemein als ein ausnergewöhnlich kräftiges und lebhaftes Kind anerkannt. Mehrere meiner Freunde hier haben denselben wunderbaren Erfolg.

Mit dankbarer Hochachtung.

G. Friederichs.

Mellin's Nahrungs-Biscuits

ca. 50 % Mellin's Nahrung enthaltend, pro Blechdose 2.75 und 5 Mark.

Schmackhaft, stärkend, nahrhaft, leicht verdaulich.

Besonders empfehlenswerth für Reise und Sommeraufenthalt.

General-Depot: **J. C. F. Neumann & Sohn,**

Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Taubenstrasse 51/52 — Leipzigerstrasse 27/28.

Ausserdem zu haben in vielen Apotheken und Drogerien.

Die Herren **Ärzte, Direktoren** von **Kinder-Hospitälern, Kliniken** etc. bitten wir um Einforderung von kostenfreien Proben nebst Analysen und Gebrauchsanweisungen.

---

von 32 Mark an

Anfertigung in jeder Grösse.

Soeben erschienen: Neues illustrirtes Preisbuch 82 Seiten, Versand gratis!

Patent-Stahlspringfeder-Matratzen,

anerkannt die besten der Welt!

Bettstellen, Bettschränke, Polster etc.

Westphal & Reinhold, Berlin

Fabrik SO. Wassergasse 30, Magazin W. Leipzigerstr. 90

● Wo keine Niederlagen, directer Versand ab Berlin. ●

von 32 Mark an

Anfertigung in jeder Grösse.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

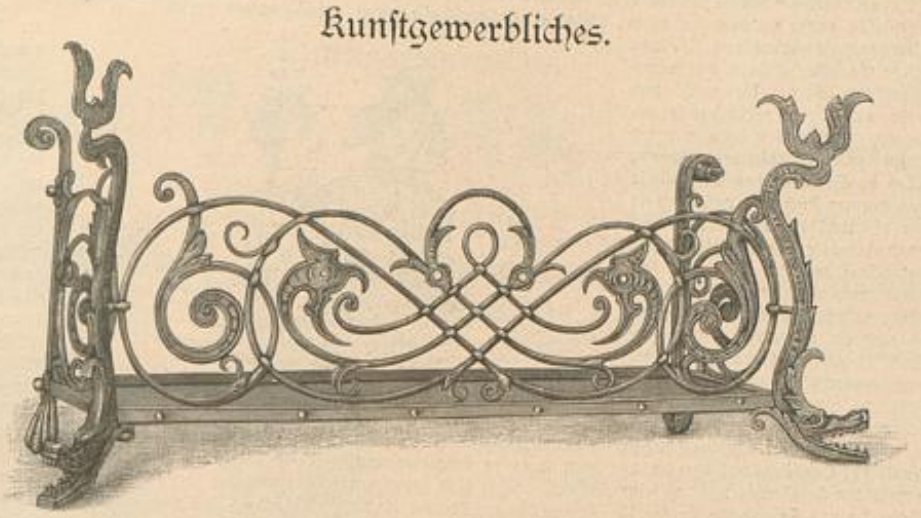
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. November 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 21.

Kunstgewerbliches.

Der nebenstehend abgebildete Kamin-Vorsetzer, ein Meisterstück der Kunstschlosserei, zeigt die phantastischen Formen des Uebergangs-Stils, der spätgothische Verzierungen mit der Linienführung der Früh-Renaissance vereinigt. Das eigentliche Gitter, aus verschlungenen, in ihren Ausläufern flach gehämmerten Eisenstäben gebildet, wird an den Ecken von in Eisen geschnittenen, fein ciselirten Schlangen-Figuren flankirt, deren Köpfe an die Ausgüsse gothischer Dachtraufen erinnern.



Kamin-Vorsetzer aus Schmiedeeisen. Ferd. Paul Krüger, Berlin.
Preis 165 M.

Aus der Frauenwelt.

Wien. — Am 10. October wurde das vom „Verein für erweiterte Frauen-Bildung" errichtete Mädchen-Gymnasium eröffnet. Es stellt sich die Aufgabe, begabten Mädchen den Zugang zum Universitäts-Studium zu ermöglichen. Als Aufnahme-Bedingungen gelten die erreichte Schulmündigkeit, das Zeugniß über die dritte Klasse einer Mädchen-Bürgerschule und die Aufnahme-Prüfung. Das Mädchen-Gymnasium umfaßt sechs Jahrgänge und besteht aus vier Klassen des Ober-Gymnasiums, denen ein Vorbildungs-Curs vorausgeht, während das letzte Jahr völlig der Repetition gewidmet ist. Für die zweite bis fünfte Klasse ist in allen Gegenständen der Lehr-Plan des Knaben-Gymnasiums bis in's Einzelne bestimmend. Man hofft, im ersten Jahre die Formenlehre der lateinischen Sprache im zweiten die Syntax durchnehmen, im dritten schon zu der Lectüre Cäsar's, im vierten zu Livius, im fünften zu Cicero, im sechsten zu Tacitus und Horaz vorschreiten zu können. Das Griechische wird im zweiten Jahre begonnen, im vierten Ilias, Herodot und Xenophon, im fünften die Odyssee und Demosthenes, im sechsten Plato und Sophokles übersetzt und erklärt.

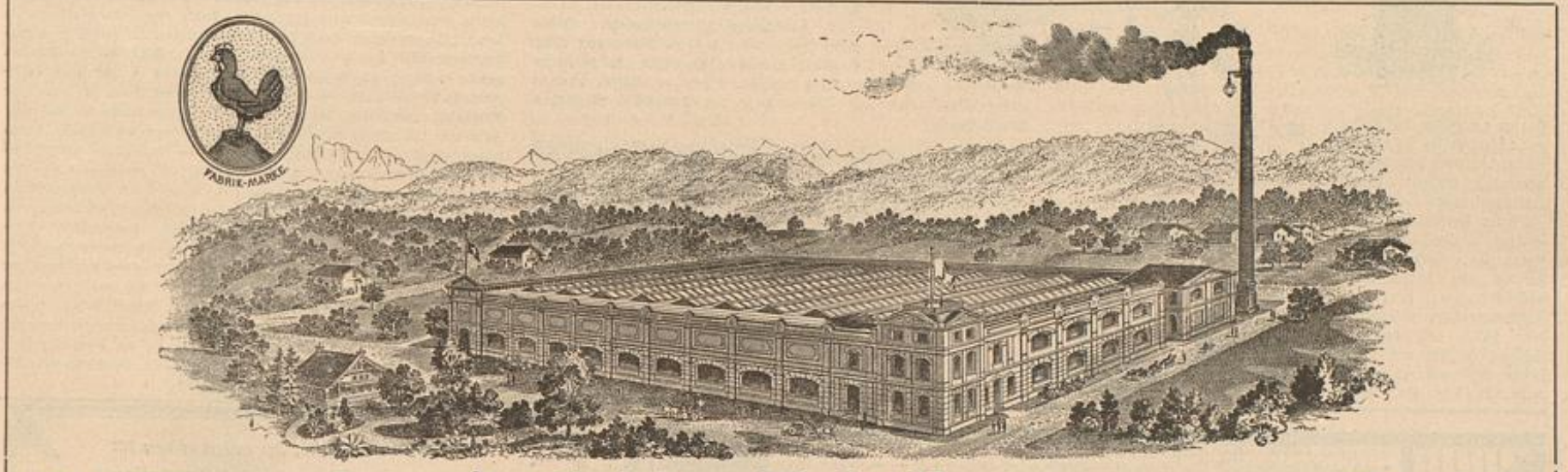
Budapest. — Eine der verdienstvollsten Schriftstellerinnen Ungarns, die auch als Pädagogin einen Ruf genießende Therese Karacs, ist in Békés im Alter von 84 Jahren gestorben. Therese Karacs wurde am 18. April 1808 in Pest als Tochter des Kupferstechers Franz Karacs und der pädagogischen Schriftstellerin Eva Takacs geboren. Die Neigung zur Schriftstellerei erwachte früh in ihr, und sie war noch sehr jung, als ihre erste Erzählung in der Zeitschrift „Rajzolatok" erschien. Seitdem suchte sie die belletristischen Blätter oft mit ihren Arbeiten auf, bis sie im Jahre 1846 als dirigirende Lehrerin an die in Miskolcz errichtete höhere Mädchenschule berufen wurde. Erst als sie in den Ruhestand trat, begann sie wieder zu schreiben. Sie veröffentlichte Erinnerungen an Benedikt Virág, Andreas Fáy, Döbrentei, Stefan Horváth u. a. Im Jahre 1887 gab sie unter dem Titel „A régi színészetről" eine Schilderung der Anfänge ungarischer Schauspielkunst heraus.

Paris. — In den französischen Seebädern haben Damen der französischen Aristokratie im Verein mit Engländerinnen Frauen-Casinos gegründet, die sich eines außerordentlichen Zuspruchs und Erfolges zu erfreuen hatten. Die vornehmste Gesellschaft vereinigte der aus bescheidenen Anfängen hervorgegangene, aber allmälig zu großer Blüthe gelangte Frauen-Club im Seebade Dinard; an der Spitze des Unternehmens standen distinguirte Damen wie die Gräfin Hatzfeldt, die Herzogin von Cars, die Marquise von Choiseul, die Gräfin von Anglemont, Lady Dunze und die Gräfin von Fitz-James, außerdem verschiedene Millionärs-Gattinnen aus Nord-Amerika und aus Spanisch-Amerika.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Selten verstand es eine Mode, schwere und leichte Stoffe so graziös zu vereinigen, wie die heutige. Herrliche changirende Sammete, prächtige Damassées und schwere Ripsarten bilden glatte, nur am Rocksaum garnirte Röcke und den breiten, vorwiegend geschweiften Empire-Gürtel, aus dem die duftige Blusen-Taille aus Gaze oder Krepp hervortritt. Besteht die Taille dagegen ebenfalls aus schwerem Stoff, so ist sie wenigstens von jäckchenartigen Besätzen, Achselgarnituren und meist bauschigen Puffärmeln aus duftigem Stoff begleitet. Das der heutigen Nummer beiliegende Colorit, welches unser Bildchen ergänzt, giebt Anregung zu den verschiedensten Farben- und Stoff-Zusammenstellungen. H. U.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

versendet **direct** an **Private:**

Seidene Ballstoffe

und Masken-Atlasse 75 Pfg. p. Met.

bis **Mk. 4.65,** sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe v. **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	**„ 1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	**„ 1.35—11.65**
Seiden-Bengalines	„	**„ 1.95— 9.80**
Seiden-Bastkleider	„	**„ 14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M. 1.20 ½ K° an aufwärts.

Ein junges Mädchen, 25 Jahr alt, gesund, in der Führung eines gut-bürgerlichen Haushaltes durchaus erfahren u. mit allen Handarbeiten vertraut, sucht zu sofort oder später Stellung als **Stütze der Hausfrau.** Gefl. Anerbietungen unter **F. P. 2** d. d. Expedition d. Bl. erbeten.

Solide **Knaben-Anzüge** u. **Paletots** in großer Auswahl. **Franz Baer u. Küter,** Franzöſischestr. 33 D, gegenüber dem Haupt-Telegraphen-Amt.

Damen

welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von **Thee** der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hohestraße 92** wenden zu wollen.

Filz-Hüte f. Damen, f. Kinder garnirt zu anerkannt **billigen Preisen** empfiehlt die **Stroh- und Filzhut-Fabrik** von **W. A. Peschke,** Lützowstr. 30.

F. Holz-, Terracotta-, Metall-, Gaze-ꝛc. Malartik., Platin-Brandapparate, Kerbschnitz-Art. Ill. Preisl. gr. u. fr. **G. A. Noll, Halle a/S.**

V.E.&K.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**

also aus erster Hand in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Sammte und Plüsche jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Fast scheint es, als fände die Mode im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts ein gewisses Vergnügen darin, das, was sie im Laufe dieser hundert Jahre allmälig geschaffen und selbst wieder verworfen, noch einmal Revue passiren zu lassen. Kaum fängt das Auge an, sich einigermaßen an die uns fremd anmuthenden Formen des Empire und Directoire zu gewöhnen, so erscheint im großen Kaleidoskop der Mode ein neues Bild mit der Unterschrift 1830. Das bedeutet den faltenreichen Rock, den von den Schultern abfallenden mächtigen Keulenärmel und den breitkrempigen Hut auf zierlichen Scheitelpuffen, — jene schlicht gediegene, dem bürgerlichen Charakter jener Jahre entsprechende Tracht. Vielleicht daß sie sich in unserer Zeit der Gegensätze und Compromisse derart mit dem Empire-Kostüm in die Herrschaft theilt, daß dieses für den Salon, jenes für die Straße maßgebend wird. T. G.

Wien. — Die lohnendste Ausbeute findet die Toiletten-Studien obliegende Frauenwelt augenblicklich bei den letzten Rennen, den ersten Theater-Premièren und Bazaren. Wie pikant größte Einfachheit wirken kann, bewies vor kurzem in der Freudenau ein schlichtes, aber tadellos gemachtes blaues Serge-Kleid mit Blusen-Taille, deren große Directoire-Revers aus weißem Tuch rückwärts in einen bis zum halben Rücken reichenden Matrosenkragen übergingen. Stehkragen und glattes Plastron aus weißem Tuch, desgleichen schmaler Faltengürtel und Passepoil am Rockrande. Dazu ein flacher, breitrandiger Matrosenhut aus blauem Filz mit glattem weißen Bande und blauem Tüllschleier. Eine elegante Theater-Toilette für weniger tiefe Trauer war aus schwarzer Surah und Tüll mit linsengroßen geschliffenen Perlen gepunktet. Aus gleichen Perlen gestickte Borten verzierten die Passe und umgaben die Taille als Gürtel mit vorn lang herabhängenden Enden; dichte Schlingenfranzen aus geschliffenen Perlen als Rockabschluß. Das überaus eigenartige, flache Barett-Hütchen mit hohem Tuff aus winzigen, ganz zusammengerollten Straußfedern hüllte ein schwarzer Schleier in Art und Musterung des modernen rahmgelben Brüsseler ein. Das einzige Helle an der Erscheinung bildete ein großer Hirschkäfer aus Brillanten und Perlen, der an der rechten Brustseite befestigt war. Ein sehr elegantes Mantelkleid mit einem Federbesatz ganz neuer Art wurde von einer Dame getragen, deren distinguirte Erscheinung außerdem bewies, wie durch ein schmales Bindeband auch das jugendliche runde Hütchen mit großer schwarzer Spitzenschleife jedem Alter angepaßt werden kann. Die boaartige Garnitur bestand aus echten Marabout-Federn, die mehr und mehr auf die Tagesordnung gelangen, unterbrochen durch einzelne Rosen aus geschnittenen Federn, Alles in Schwarz; das Mantelkleid aus grauem Tuch war außerdem an den Rückennähten und am Aermel durch schwarze, blattförmige Knötchenstickerei verziert und ließ sich, durch zurückgeschlagene Theile, auch völlig schließen; diesmal aber zeigte es noch ein Unterkleid aus leichter Seide in gleichem Grau, mit carrirtem schwarzen Spitzenstoff überlegt. Jetgürtel mit halbmeterlanger Rieselfranze. N. B.

Paris. — „Le grand monde" weilt immer noch fern von Paris auf Schlössern und Burgen und denkt in diesen sonnenwarmen, strahlenden Herbsttagen noch an keine Rückkehr. Man läßt inzwischen Schneider und Schneiderinnen für die künftige Winter-Toilette sorgen und schaffen und begnügt sich so lange als möglich mit Pelerine und Jäckchen als zierlicher Vervollständigung eleganter Kostüme. Schottisch ist noch immer eine note dominante, besonders für den Rock, den an der Vorlage eine Taille aus hellgrünem Sammet — doppelreihig geknöpft — vervollständigt. Dazu bildet dunklerer grüner Sammet die Aermel, weißer crêpe de Chine ein Chemisett und endlich weißes Tuch und der schottische Stoff die doppelte Pelerine. Die untere weiße Pelerine schließt ein zierliches, weiß und grün gemischtes Rüschchen ab. — Einen besonders aparten Geschmack verräth die zweite Toilette aus grauem Tuch mit Silberborten. Das mit seinen faltigen Revers und hohen Schlitzen sehr graziöse Jäckchen tritt über einem Chemisett aus geraniumrosa Seide auseinander, vervollständigt durch einen breiten Silbergürtel und einen steifen hohen Leinenkragen nebst schmaler schwarzer Cravate. B. d. G.

* * *

Der Brautschleier der Prinzessin Margarethe von Preußen, deren Vermählung mit dem Landgrafen Friedrich von Hessen im Anfang des Januar nächsten Jahres stattfindet, wird in einer Spitzen-Manufactur in Hirschberg angefertigt. Er ist aus fünfhundert einzelnen Theilen von der Größe eines Handtellers zusammengesetzt. Jeder dieser Theile wird mit der Nadel von einer einzelnen Arbeiterin hergestellt, die zu seiner Vollendung etwa zehn Tage braucht. Der zu diesen Points d'aiguilles verwendete Zwirn wird mit 500—600 Mark das Pfund bezahlt.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Wer kennt nicht den Struwwelpeter und seine Genossen, welche neben allen neuen Kindermärchen ihren Platz behaupten? Mutter oder Tante wird zweifellos den Struwwelpeter-Spielteppich willkommen heißen, zumal derselbe nicht allein fertig käuflich ist, sondern leicht selbst zusammengestellt werden kann. Unser Modell aus grauem Filz, in 138 cm Quadrat, ist mit 8 cm breitem rothen Rande abgeschlossen; die gruppenweise geordneten Figuren aus gelbem, rothem, blauem, rosa u. s. w. Filz erscheinen mit dichten Stichen auf dem Grunde befestigt und mit Stielstichen in Wolle ausgenäht. Da die Figuren fortirt zu beziehen sind, lassen sich die Geschichten des Buches in beliebiger Weise vereinen. Die naive Zeichnung der Figuren ist in den Filzauflagen gewahrt. Wir sehen den bis zum Zwirnsfaden hinschwindenden Suppen-Kaspar und das in Flammen aufgehende Paulinchen mit ihren beiden Katzen Minz und Maunz, die drohend und warnend ihre Pfoten heben; daneben den bösen Friederich, sowie den heiligen Nicolas mit den drei Buben und den pechkohlrabenschwarzen Mohren — nicht zu vergessen das Tintenfaß, in welches die schlimmen Buben getaucht werden! E. F.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 42. Aufnäh-Arbeit und Plattstickerei. Deutschland (Rheinisch) Anfang XVII. Jahrhundert (1625). Mit dem heutigen Hefte bringen wir unseren Leserinnen als farbige Tafel die Ergänzung zu der Borte des alten Antependiums, welchem die Abb. 2—3 des vorigen Extra-Blattes, Nr. 54, und die Abb. 20—21 der technischen Nummer vom 16. October d. J. galten. Das naturgroße Stück der bunten Beilage giebt Anhalt für den Farbenreiz der prächtigen alten Stickerei, bei der an dem Behange selbst noch weitere Zwischenfarben in Resedagrün, Blauroth, Modefarben und Heliotrop in den verschiedensten Stoffen und wechselnder Vertheilung hinzutreten. J. F.

Bezugsquellen: Gesellschafts-Toiletten: J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19. Ch. Drecoll, Wien, Tuchlauben 11. — **Seidenstoffe:** J. A. Heese, SW, Leipzigerstr. 87; G. Henneberg, Zürich, Schweiz. — **Prinzess-Struwwelpeter-Spielteppiche:** M. Steiff, Giengen a. d. Brenz. (Filzspielwaaren-Fabrik.)

Redactions-Post.

Baronin von N. in F. — Eine Zusammenstellung der Hefte der Illustrirten Frauen-Zeitung durch den Buchbinder in der Art, daß sich Unterhaltungsblatt und Modentheil ohne weiteres trennen lassen, ist leider unmöglich. Uebrigens haben wir durch eigene Versuche festgestellt, daß man diese Trennung bei einiger Vorsicht ohne Beschädigung des Heftes auch selbst vornehmen kann.

Frl. S. G. in M. — Ueber den allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Verein können wir Ihnen nur die anerkennendsten Mittheilungen machen. Er ist aus dem Bedürfniß eines engeren Zusammenschlusses der deutschen Lehrerinnen, sowie der bereits bestehenden localen Lehrerinnen-Vereine entstanden. Seine Begründung erfolgte im Jahre 1890 auf einer durch Frl. Auguste Schmidt (die jetzige Ehren-Präsidentin des Vereins), Frau Marie Loeper-Houselle und Fräulein Helene Lange zu diesem Zweck nach Friedrichroda in Thüringen einberufenen Versammlung. Er zählte bei der Begründung fünfundachtzig Mitglieder. Am Schluß des zweiten Vereins-Jahres betrug die Gesammt-Zahl seiner Mitglieder etwa 4,300. Erste Vorsitzende ist Fräulein Helene Lange, Berlin W, Schöneberger Ufer 35. — Die Ziele des Vereins sind sowohl ideeller als praktischer Natur. Er will einerseits den Wirkungskreis der Lehrerinnen erweitern und ihnen einen größeren Einfluß auf die Erziehung und Bildung der Jugend unseres Volkes, insbesondere der heranwachsenden Mädchen sichern. Andererseits ist der Verein bemüht, seinen Mitgliedern durch seine Stellenvermittelung zu dienen, die über ganz Deutschland verzweigt ist, England und Frankreich umfaßt, und durch Lehrerinnen oder Frauen, die sich aus Interesse an der Sache der Lehrerinnen unentgeltlich in ihren Dienst stellen, geleitet wird. Gesuche um Stellen, wie um Lehrerinnen und Erzieherinnen sind entweder an die nächstliegende Agentur oder an die Central-Leitung (Adresse: Frl. Ida von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffendorferstr. 17) zu richten. Alles Nähere ergeben die Prospecte.

Stanislau (Oesterreich), den 3. April 1892.

Geehrter Herr!

Danke bestens für die Zusendung Ihrer Preisliste, welche mich mit **ihrer Reichhaltigkeit in der That überrascht,** u. s. w.

Mit Hochachtung

Frl. J. . . . . K. . . . . .

Paris, den 11. Januar 1892.

Geehrter Herr!

Ebenso freue ich mich, daß ich Ihnen **eine wahre Fundgrube,** ich habe ihn auch schon einer Freundin in Wien empfohlen, seien Sie versichert, geehrter Herr, daß ich eine sehr große Propaganda für Sie machen werde, u. s. w.

Hochachtungsvoll

J. . . . J. . .

Landsberg a. d. W., den 8. Oktober 1891.

Mit großer Freude habe ich Ihren so herrlich ausgestatteten Katalog betrachtet, ist doch in ihm **eine herrliche Fülle geschmackvollster Muster enthalten,** zu deren Fertigstellung jedem weiblichen Wesen das Herz im Leibe lachen muß.

Ganz ergebenst

Sch. . . . ., Zeichenlehrer.

Vorgezeichnete Handarbeiten

in neuen künstlerischen Ausführungen

sowie grosse

Neuheiten für Kreuzstich-Stickereien

„ „ vorgezeichnete Kreuzstich-Stickereien

„ „ Flachstich-Stickereien

„ „ Bulgaren-Stickereien

„ „ Schnurarbeiten

„ „ Schwedische Flechtstich-Stickereien

empfehlen wir als unsere **„Specialität"** in einer Reichhaltigkeit, wie sie kein zweites Geschäft in Deutschland zu bieten vermag.

Man verlange unsere Haupt-Preisliste von Handarbeiten mit über 1400 Abbildungen umsonst und frei.

Francke & Co., Gnadenfrei No. 240.

in Schlesien.

Tapisserie-Manufaktur.

Unsere Preisliste enthält nicht nur jeden Artikel in zwei oder drei verschiedenen Illustrirt, sondern **bietet in jedem einzelnen Genre eine reiche Auswahl.** Gerade wir erhalten Neuheiten in 56 verschiedenen Illustrirt, Arten und Größen, Elfenbeinstoffen, Schiffe- faden in 30, Stahlperlen in 16, Goldperlenschlingen, Kreuzstichgage in 11, Stramingstoffen in 28, Stickmaschinen in 32, Häkelmaschinen, Schiffe- faden in 30, Stahlperlen in 16, Goldperlenschlingen, Kreuzstichgage in 11, Stramingstoffen in 28, Stickmaschinen in 32, Häkelmaschinen, Schiffe- faden in 3, 3, Goldperlenschlingen, Kreuzstichgage in 11, Stramingstoffen in 28, Stickmaschinen in 32, Häkelmaschinen, Schiffe- faden in 30, Stahlperlen in 16, Goldperlenschlingen, Kreuzstichgage in 10, Stiften, Stickmuster- Kataloge vorhanden. — Wir glauben daher annehmen zu dürfen, daß jede Dame in unserer Preisliste eine sehr willkommene Gratis-Beilage finden wird, zumal auch die Preise äußerst niedrig gestellt sind.

= *Soeben beginnt zu erscheinen* =

in zweiter, gänzlich neubearbeiteter Auflage:

BREHMS

Volks- und Schulausgabe

von Richard Schmidtlein.

TIERLEBEN

Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.

52 Liefg. zu je 50 Pf. = 3 Halbfranzbde. zu je 10 Mk.

Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

SCHERING's MALZEXTRAKT

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Athmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten 2c. Fl. 75 Pf. u. M. 1,50, 6 Fl. M. 4,— u. 8,—, 12 Fl. M. 7,50 u. 15.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmuth (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden.

Malz-Extrakt mit Kalk. Dieses Präparat wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannter englischen Krankheit)** gegeben und unterstützt wesentlich d. **Knochenbildungen** bei Kindern. Preis für beide Präparate: Fl. M. 1,— u. 2,—; 6 Fl. M. 5,25 u. 10,50; 12 Flaschen M. 10,— und 20,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

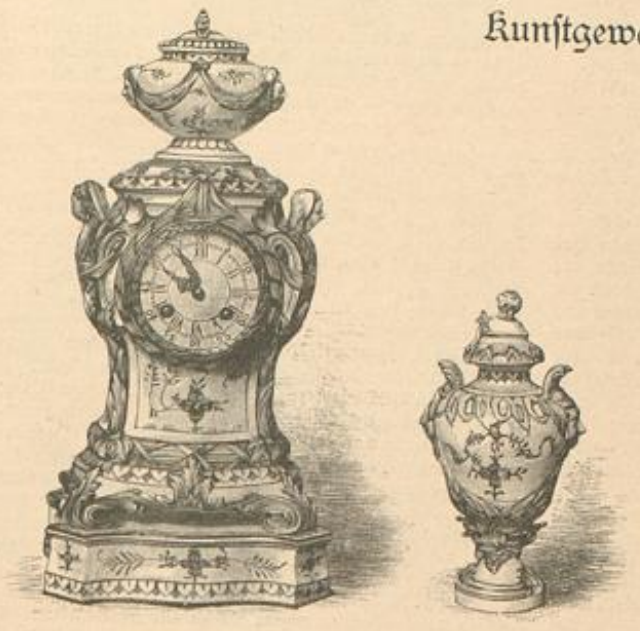
— Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Droguenhandlungen. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

13. November 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 22.

Kunstgewerbliches.



Uhr und Vase. Königl. Porzellan-Manufactur, Berlin.
Preis: (Uhr und zwei Vasen) 172 M.

Uhr und Vasen sind in jenem Uebergangs-Stil gearbeitet, der die leichten Bildungen des Rococo dem Rahmen einer strengeren, in sich geschlossenen Formengebung anpaßt. Die Engels-Gestalten an den Ecken der Uhr — besonders die Köpfe — zeigen noch ganz den Charakter des Stiles Ludwigs XV, während die mäßig geschwungenen Umrisse des Geräth-Körpers und der Füße auf den seines Nachfolgers hinweisen. Die kobaltblau unter der Glasur gemalten Ornamente lehnen sich an japanische Vorbilder an. Die beiden Masken unter den Henkeln der Vase zeigen im Profil den leise carikirten Ausdruck, der den letzten Zeiten des Rococo eigenthümlich ist.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Im Cultus-Ministerium wird seit einiger Zeit der Reform des höheren Mädchen-Schulwesens besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und man bereitet bestimmte Anträge für die Landes-Vertretung vor. Einen der wichtigsten Punkte der Reform-Frage bildet die Entscheidung darüber, in wieweit zukünftig der Unterricht an höheren Mädchenschulen vorzugsweise in die Hände von Lehrerinnen, statt in die von Lehrern zu legen sei. Es hat den Anschein, als sei man an zuständiger Stelle der Erweiterung des Rechtes der Lehrerinnen, an höheren Mädchenschulen zu unterrichten, durchaus nicht abgeneigt.

— Der im Mai nach englischem Vorbild begründete „Frauenverein Octavia Hill", der eine bessere Gestaltung der Wohnungs-Verhältnisse der unbemittelten Bevölkerungs-Klassen herbeizuführen strebt, hat seine Thätigkeit energisch aufgenommen. Die Damen des Vereins unterziehen sich der Aufgabe, in den gemeinnützigen Gesellschaften und Privaten gehörigen Häusern die Miethen einzuziehen und den dadurch hergestellten fortgesetzten Verkehr mit den Miethern zu benutzen, um ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen. Dieses System ist versuchsweise seit Mai 1891 bei den am Görlitzer Bahnhof belegenen sechs Häusern des Vereins zur Verbesserung der kleinen Wohnungen in Berlin eingeführt und hat sich dort bewährt. Der Verein hat ferner den in der Eisenbahnstraße Nr. 38 bestehenden Volks-Kindergarten übernommen und läßt ihn durch eine Special-Commission, die aus dem bisherigen Vorstand der Anstalt gebildet ist, verwalten.

— Die Erfolge der Berliner Künstlerinnen in der Bildniß-Malerei waren bisher durch den Umstand getrübt, daß die gute Durchführung der Köpfe mit der unvollkommenen Behandlung des übrigen Körpers nicht recht im Einklang stand. In Anerkennung dieses Mangels hat die Malerin Fräulein Bernhardi nach Pariser Vorbildern einen Act-Saal für Damen eröffnet. Da Professor Hugo Vogel für die Ertheilung des Unterrichts gewonnen ist, dürfte an der Erreichung günstiger Ergebnisse nicht zu zweifeln sein.

Schmiedeberg. — Die schlesischen Spitzenschulen im Riesengebirge, welche hier durch die Damen Maria Hoppe und Bertha Weinhold geleitet werden, bereiten ihre Vertretung in der Frauen-Abtheilung der Chicagoer Welt-Ausstellung vor. Die Kaiserin Friedrich hat dem Comité die Spitzen zur Verfügung gestellt, die ihr von den Damen Schlesiens zur silbernen Hochzeit geschenkt worden waren. Ein Taschentuch und ein Fächer mit dem Königlichen Wappen repräsentiren einen besonderen Kunstwerth.

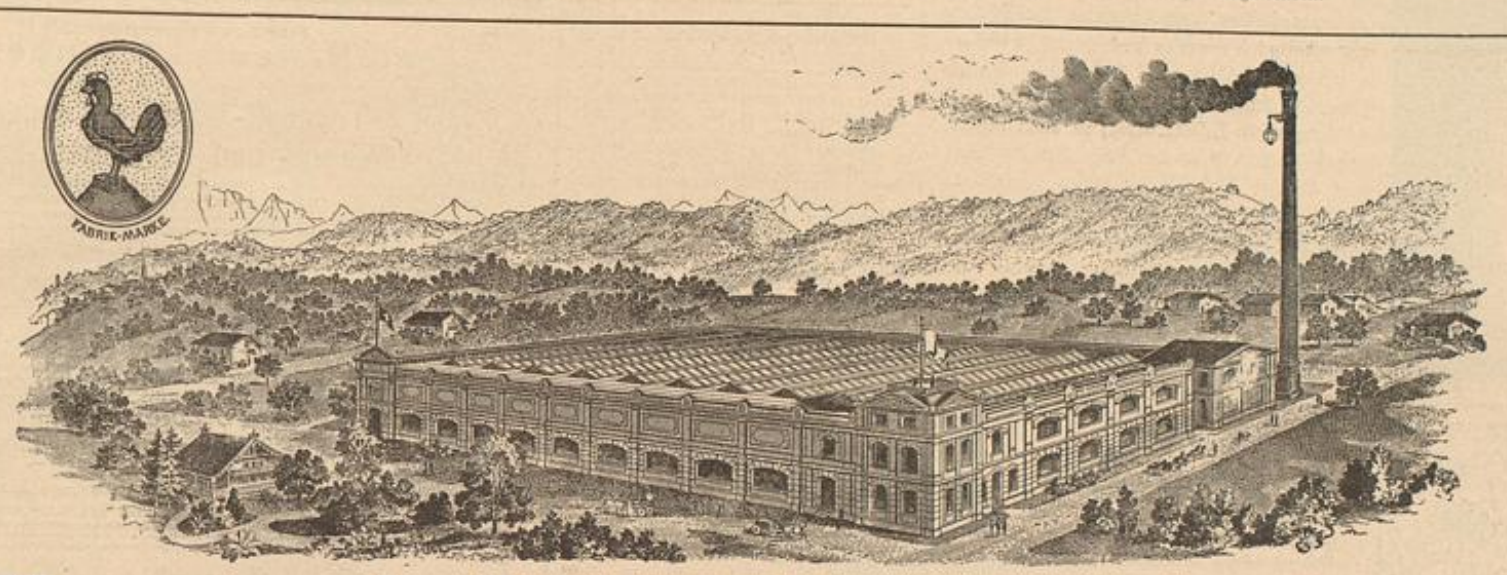
Coburg. — Hier ging am 22. October mit großem Erfolge die neueste Dichtung der Königin von Rumänien, das vieractige Trauerspiel „Meister Manole" in Scene. Die Dichtung behandelt die Geschichte des Baumeisters Manole, der, nach einer rumänischen Ballade, dem Zorn der Geister, die seinem Kirchenbau feindlich waren, das erste menschliche Wesen zu opfern gelobt, das herankommen würde, und nun gezwungen ist, seine eigene Frau einmauern zu lassen, die als Erste naht. Der Herzog von Coburg sandte unmittelbar nach der ersten Aufführung ein Glückwunsch-Telegramm an die Königin, das diese sofort dankend erwiederte.

Brüssel. — Die Königin der Belgier beschäftigt sich bekanntlich in ihren Mußestunden mit musikalischer Composition. Da die hohe Frau besonders gern und viel improvisirt, läßt sie bisweilen ihr Gedächtniß im Stich, so daß sie nicht immer im Stande ist, sich aller Einzelheiten der gefundenen Tonfolgen zu entsinnen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat sie in den Musik-Salons der verschiedenen Schlösser Phonographen aufstellen lassen, die ihre musikalischen Eingebungen festhalten.

— Soeben ist es einem jungen Mädchen von zweiundzwanzig Jahren gelungen, an der Brüsseler Universität den ersten weiblichen Doctorhut zu erringen. Fräulein Margarethe Gombart ist eine hervorragende Sprachkennerin. Sie discutirte mit dem Hellenisten Willems die Texte Pindars und Theokrits und hielt einen glänzenden Vortrag über das altgriechische Theater. Die belgische Liga für Frauenrechte sandte der jungen Doctorin einen prachtvollen Blumenstrauß in Begleitung eines schmeichelhaften Schreibens, in welchem es unter Anderem heißt: „Indem Sie mit der größten Auszeichnung das Diplom eines Doctors der Philosophie erworben haben, bewiesen Sie die Wahrheit einer uns theueren Idee, derjenigen nämlich, daß die Frau mit den glänzendsten Fähigkeiten zur Theilnahme am geistigen und wissenschaftlichen Leben begabt ist und daß sie hierbei die Integrität ihrer natürlichen Eigenschaften, ihrer Anmuth und ihrer Delicatesse, zu bewahren vermag."

London. — An der London School of medicine for women studiren augenblicklich 107 Medicinerinnen, darunter auch ein Hindu-Mädchen. Als Bedingung für die Zulassung ist für die Studentinnen, die das achtzehnte Lebensjahr vollendet haben müssen, das gleiche Examen, wie bei ihren männlichen Collegen erforderlich. Die Docenten sind zum größten Theil Männer; doch werden einzelne Fächer, wie innere Medicin, Gynäkologie, gerichtliche Medicin und demonstrative Anatomie, von Frauen gelesen, die auch das Decanat, Secretariat u. s. w. übernommen haben. Die ärztlichen Stellen im Royal free Hospital, in welchem die Schule ihren Sitz hat, sind an Männer vergeben. Sonst sind in London den Studentinnen nur je ein Hospital für Kinder-, Augen-, Fieber-, Zahn- und Hüft-Krankheiten — man specialisirt in England noch viel mehr als auf dem Continent — geöffnet, abgesehen von den Entbindungs-Anstalten, die ihnen zumeist zugänglich sind. Außerdem besteht noch zur besonderen Ausbildung für den Dienst in Kranken-Anstalten das New Hospital for women, an welchem nur Aerztinnen wirken, und zwar besonders solche, die später nach Indien gehen und sich eine vorbereitende Hospital-Schulung erwerben wollen. Die Zahl der in England approbirten Aerztinnen ist in den letzten Jahren stetig gestiegen; 1889 waren zweiundsiebzig, 1890 siebenundachtzig und 1891 schon hundertunddreizehn in das medicinische Register eingetragen. Von diesen hatten sich dreißig in London, neunzehn in den Provinzen und drei in Edinburg niedergelassen. Die Mehrzahl von ihnen, besonders in London, ist an Kranken-Häusern angestellt, zumeist in Frauen- und Kinder-Kliniken. In London und Manchester hat auch die Post für ihre weiblichen Beamten eine Aerztin angenommen. Sechsundzwanzig sind nach Indien, drei nach China gegangen, fast ausnahmslos im Missions-Dienste der englischen oder schottischen Kirche.

Petersburg. — Das russische, unweit Pskow belegene Dorf Doroshkino steht seit einiger Zeit unter weiblicher Leitung. Die Frau erfüllt die Pflichten des Gemeinde-Aeltesten in so musterhafter Weise, daß man nicht das Geringste an ihrem amtlichen Thun auszusetzen hat. Die Sache erklärt sich folgendermaßen: der Mann dieser Frau, der erwählte Gemeinde-Aelteste von Doroshkino, ist auf auswärtigen Erwerb angewiesen, der ihn oft für längere Zeit vom Dorfe fern hält. Da er nun, von einem Unternehmen heimkehrend, regelmäßig fand, daß seine Ehehälfte mittlerweile vorgekommene Gemeindesachen unvergleichlich glänzender erledigt hatte, als ihm das je selbst gelungen war, so dehnte er seine auswärtigen Geschäfte immer weiter aus, die Sorge um das Gemeinde-Wohl seinem resoluten Weibe überlassend. Die Gemeinde hat gegen dieses Arrangement durchaus Nichts einzuwenden.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

versendet **direct** an **Private:**

Seidenstoffe

ab eigener Fabrik 75 Pfg. p. Met.

bis Mk. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, karrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	„ **1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	„ **1.35— 11.60**
Seiden-Bengalines	„	„ **1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„	„ **—.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„	„ **14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Neapel. — Hier starb eine der glänzendsten Vertreterinnen skandinavischer Novellistik, Anna Charlotte Leffler, Herzogin von Cajanello. Am 6. October 1849 als Tochter eines Rectors an der Stockholmer Katharinen-Schule geboren, debutirte sie im Alter von zwanzig Jahren mit zwei Novellen, die Aufsehen erregten, aber keinen nachhaltigen Erfolg hatten. 1872 verheirathete sie sich mit dem Richter Edgren, suchte jedoch bald, da ihre Ehe keine glückliche war, in erneuter schriftstellerischer Thätigkeit eine Lebensaufgabe. Sie wandte sich der Bühnen-Dichtung zu, ohne mit drei, im Laufe von fünf Jahren verfaßten Dramen so recht durchdringen zu können. Erst als sie mit dem 1880 aufgeführten Drama „Elfvan", das die Schicksale eines temperamentvollen Naturkindes schildert, ein Stück ihres eigenen innersten Wesens dichterisch zu gestalten wagte, fand sie vollen und ungetheilten Beifall, der sich den Tendenz-Dramen „Wahre Frauen" und „Wie man wohlthut" gegenüber zu begeisterter Anerkennung steigerte. „Wahre Frauen", ihre tiefste dramatische Arbeit, bildet einen Widerspruch gegen die Auffassung, daß die Frau die Unterthanin des Mannes, und Weiblichkeit und Güte mit Schwachheit gleichbedeutend seien. „Wie man wohlthut" behandelt in ergreifender Weise die Arbeiterfrage. Ihre größten Erfolge erzielte Frau Edgren als Novellistin. Schon in der ersten Sammlung ihrer Novellen „Aus dem Leben" zeigte sie bemerkenswerthe Beobachtungsgabe und glänzendes Erzähler-Talent, und die später erscheinenden Bände erwiesen sie als die bedeutendste und gesundeste Kraft der modernen schwedischen Literatur, neben August Strindberg, dem gleich strebenden Genossen. Auf die Höhe des Schaffens führte die Dichterin auch auf belletristischem Gebiet erst die Darstellung des Selbsterlebten. Im Jahre 1890 trat der Wendepunkt im Leben der Frau Edgren ein, sie ließ sich von ihrem ersten Manne scheiden und heirathete den Herzog von Cajanello, Professor der Mathematik in Neapel. In den größeren Romanen „Eine Sommergeschichte" und „Weiblichkeit und Erotik" hat sie die inneren und äußeren Kämpfe, die diesem Schicksalswechsel vorangingen, verwerthet und, aus dem eigenen Empfinden schöpfend, ergreifende Seelengemälde entrollt. In der letzten Zeit ihres Lebens beschäftigte sie sich mit der Abfassung der Biographie einer der interessantesten Frauen aller Zeiten. Die glänzende Vertreterin weiblicher wissenschaftlicher Bestrebungen, die Professorin der Mathematik, Sonja Kowalewski, war ihr eng befreundet gewesen. Die beiden Frauen hatten sich gegenseitig versprochen, die Überlebende solle den Lebenslauf der zuerst Verstorbenen darstellen. Die Herzogin von Cajanello hatte sich der ihr zugefallenen traurigen Pflicht mit Eifer unterzogen. Kurz vor ihrem Tode vollendete sie die Biographie ihrer Freundin, die zu Weihnachten im Buchhandel erscheinen wird. Die belletristischen Arbeiten der Herzogin von Cajanello sind vielfach in guten Übersetzungen in deutschen Journalen veröffentlicht worden und dann, da eine literarische Convention nicht bestand, auch in Buchform nachgedruckt worden.

Tokio. — Die japanische Presse klagt über den Verfall der guten Sitten, welcher bei den jungen Mädchen eingetreten ist, die nach der westlichen Methode erzogen werden. Das moderne japanische Mädchen benimmt sich fast wie ein Mann. Am schlimmsten ist es mit denjenigen Mädchen bestellt, welche die Töchter-Schulen Tokios besucht haben. In Japan bisher gänzlich unbekannte Sitten haben sich bei den jungen Damen eingeschlichen. Sie wohnen allein in einem Miethshause, gehen nach Eintritt der Dunkelheit allein spazieren, trinken sake und spielen Karten zusammen in Theehäusern. „Was für eine Art Mütter sollen diese Mädchen geben?" fragt ein japanisches Blatt. „Einige führen zwar zur Entschuldigung an, daß sich Japan in einem Uebergangsstadium befinde und daß Alles in das richtige Geleise kommen werde, sobald die Sitten in allen Beziehungen westlich geworden sind. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Es ist zu bedauern, daß die Schulen, die nach europäischer Art eingerichtet sind, ihre Zöglinge einen neuen Sitten-Codex lehren, wo ihre Aufgabe doch so unendlich leichter gewesen wäre, wenn sie sich an die ausgezeichneten Vorschriften der weiblichen Etiquette, welche in jedem japanischen Hause gelten, gehalten hätten. Was das Benehmen der Frauen angeht, so kann uns der Westen Nichts lehren, im Gegentheil könnten die Europäer viel von japanischen Damen lernen." Es ist um die Verpflanzung einer unter bestimmten historischen Voraussetzungen entstandenen Cultur eine eigenartige Sache. „Europäisch eingerichtete Schulen" werden, wenn sie ihren Charakter wahren wollen, kaum andere als europäische Anstands- und Sitten-Vorschriften lehren können. Wenn sich die Japanerin von Dem, was wir „weiblich" nennen zunächst das Unweiblichste aneignet, so ist es eine natürliche Reaction gegen ihre bisherige Stellung im häuslichen und öffentlichen Leben.

Reactions-Post.

Frau A. K. in Düsseldorf. — Wenn Sie sich über die Grundzüge unseres Staatslebens in populärer Form unterrichten wollen — und wir halten dieses Streben selbst bei einer Frau für ein durchaus anerkennenswerthes — so empfehlen wir Ihnen die „Bürgerkunde" von Dr. C. Viereck. Hannover, Hahn, 1892. Das Heftchen ist als Anhang zu Dr. Joseph Becks „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Unterrichts-Anstalten" erschienen, ist aber von der Verlagshandlung für wenige Pfennige auch einzeln zu beziehen.

Frau H. N. in Weimar. — Ueber die Begründung der klassischen Zeit Weimars finden Sie in einem soeben erschienenen Buche von F. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Berlin, F. Fontane, erschöpfende Auskunft. Dem lesenswerthen Buche ist ein Anhang beigefügt, der den Briefwechsel der Fürstin mit Friedrich dem Großen enthält.

Fräulein Margarethe H. in Wien. — Ob sich das Verständniß für bildende Kunst „erlernen" läßt, erscheint uns mindestens zweifelhaft. Jedenfalls ist als Vorbedingung ein angeborenes „Kunstempfinden" nöthig. Von dem Lesen größerer ästhetischer Compendien, wie die von F. Fischer und M. Carriere veröffentlichten, möchten wir dringend abrathen. Sie zwingen dem kritiklosen Leser eine unfreie Urtheils-Bildung auf, statt das selbständige Entstehen einer solchen zu fördern. Dagegen sind Bücher wie Lessings „Laokoon" oder Feuerbachs „Apollo von Belvedere" in ihrer an die Anschauung eines bestimmten Kunstwerks gebundenen Form wohl geeignet, das Verständniß für das Schöne in der Kunst zu erziehen und zu bilden.

Frau L. N. in Riga. — Obgleich die Etymologie sonst nicht zu unseren Special-Studien gehört, können wir Ihnen über die Ableitung des Wortes „Rutsche" als Bezeichnung für eine Fußbank, genügende Auskunft geben. Ein kleiner Schemel heißt im Lateinischen **kutica**, dieses Wort ist in süddeutsche Wortbildungen als Hutsche übergegangen und hat sich in Norddeutschland zur Rutsche verhärtet.

Interessant für diejenigen, welche etwas auf Sauberkeit beim Essen geben, ist eine neue Erfindung, die ganz kürzlich gemacht worden ist. Bekanntlich trocknet Mostrich in den gebräuchlichen Senfgefäßen schnell ein; appetitlich ist es dann gerade nicht, wenn diese angetrocknete Mostrichkruste von dem Dienstmädchen mit irgend Etwas abgewischt wird; und doch wird das überall und täglich gemacht. Dabei geht auch viel Mostrich verloren und der Mostrich an sich verliert an Schärfe und Aroma. Diesem Uebelstande begegnet der neuerfundene Senfborn — so genannt weil er in Form eines Porzellanbrunnens gefertigt wird — der sehr bald auf den gedeckten Tischen aller denkenden Hausfrauen zu finden sein wird. Bei dem Senfborn ist der Mostrich vollständig abgeschlossen, bleibt also stets frisch und aromatisch. Der Gebrauch ist sehr einfach: Will man eine Portion Mostrich heraushaben, so drückt man wie bei einem gewöhnlichen Brunnen auf den Schwengel und der Mostrich kommt auf den Teller. Jeder Druck auf den Schwengel giebt eine abgemessene Portion Mostrich.

Dabei ist dieser Senfborn überaus elegant, daß er an sich schon eine reizende Zierde jedes gedeckten Tisches abgiebt. Es ist, wie die nebenstehende Figur zeigt, ein zierlicher Brunnen, der aus Porzellan, bez. porzellanartigem Steingute hergestellt ist.

Man kann den Senfborn in Zwiebelmuster, weiß oder crême bekommen. Weiß und crême läßt sich zu jedem Tafelservice passend bemalen.

Der Preis eines Senfborns ist im Verhältniß zu seiner soliden und eleganten Ausführung sehr niedrig: 3 Mark in Deutschland, 2 Gulden in Oesterreich-Ungarn. Salz- und Pfeffer-Eimerchen passend zum Senfborn: 50 Pfennige (40 Kreuzer in Oesterr.-Ung.) in allen besseren Haushalt- und Porzellan-Geschäften der Welt. Nach Orten, wo nicht zu haben, liefern die Fabrikanten Lingner & Kraft in Dresden, an Jedermann direkt franco einen Senfborn in Zwiebelmuster, weiß oder crême incl. Kiste für Mk. 3,75 und nach Oesterr.-Ungarn franco und zollfrei dasselbe für 2½ Gulden. Der Betrag ist vorher einzusenden oder wird nachgenommen.

Lehrinstitut für Damenschneiderei.
Wäsche-, Maschinennähen und Kunststickerei.
Einzelkurse 20 M., monatlich in Cirkeln 7 M. 50 Pf.
Frau Ida Ilgenstein, Berlin, Nettelbeckstraße 21, Quergebäude II.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer Katalog, für 1892/93 ist soeben erschienen. Derselbe hat an Uebersichtlichkeit sowie an Vornehmheit der Ausstattung wesentlich gewonnen und enthält eine durch viele Illustrationen geschmückte Uebersicht über unsere Reproductionen nach Gemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhaltes; Genrebilder, Jagd- Sportbilder, Landschaften und Seestücke. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig (für's Inland), von 80 Pfennig (für's Ausland) in Briefmarken franko zugesendet.
Photographische Gesellschaft Berlin.

HOHENZOLLERN-GALERIE Lehrter Bahnhof
1 M. Sonnt. 50 Pf.
— Gr. histor. Rundgemälde 1640—1890. —
Geöffnet 9 Uhr bis Dunkelh. Sonnt. 9—9.

Nebenverdienst.
Gebildete Damen, welche in feinen Familien verkehren, finden Gelegenheit zu einer lukrativen Nebeneinnahme durch den Verkauf von Luxusartikeln, die in jedem besseren Hause das ganze Jahr hindurch gekauft werden. Bei Einsendung genügender Referenzen stehen Musterkollektionen zu Diensten. Gefl. Adr. unter **B. H. K.** erbeten an die Exped. d. Blattes.

Victor'sche Kunstgewerbe- und Frauenarbeits-Schule Wiesbaden
bietet beste Gelegenheit zur Ausbildung als:
Handarbeitslehrerin für Volksschulen,
Handarbeitslehrerin für mittlere und höhere Schulen,
Fachlehrerin für praktische Handarbeiten: Wäscheanfertigung, Kleidermachen usw.
Fachlehrerin für Kunsthandarbeit: Kunststickerei, Spitzenarbeiten usw.
Fachlehrerin für kunstgewerbliche Techniken: Dekorative Malerei, Schnitzerei, Lederschnitt.
Kunststickerin.
Malerin für dekorative Arbeiten.
Zeichnerin für Stickerei- 2c. Muster.
Zuschneiderin. Directrice für Wäsche und für Konfektion usw.
Pension. Prospekte und Jahresberichte kostenfrei. 14jähriges Bestehen Zahlreiche Erfolge. Nähere Auskunft bereitwilligst durch die Vorsteherin Frl. **Julie Victor** oder den Direktor **Moritz Victor.**

Neue Häkel- und Macramé-Vorlagen
von **Sophie Reinle,** (Selbstverlag)
prämiirt auf d. Ausstell. zu Schweidnitz 1892.
Serie I 2 Hefte je 19/18 Bl. à 60 Pf. = M. 1.20
„ II 2 „ „ 24 „ „ 80 „ = „ 1.60
„ III 1 „ „ 15 Bl. (Macramé) = „ —.80
„ IV 1 „ „ 12 „ = „ 1.—
Jede Serie ist einzeln fco. zu beziehen g. Einsend. d. Betrags d. Frau **Sophie Reinle, Stockach** in Baden, sowie durch jede Buchhandlung, Stickerei-Geschäfte.
Die Sammlung enthält reichste Auswahl: **Spitzen, Zwischensätze, Borten für Wäsche u. Kleiderverzierung, Gardinen u. Rouleaux; Vierecke, Stern- u. Streifenmuster** für Decken usw. Klare Zeichnung, ausführliche Beschreibung.
Vorräthig in **Berlin:** i. Stickerei-Geschäft **B. Höchstädter,** Rosenthalerstr. 41.

Flotte Verkäuferin
die im Ausschnitt feiner **Fleisch- u. Wurstwaaren** bewandert ist u. etwas Hausarbeit m. übernimmt, wird für ein feines Delicatessen-Geschäft z. 1. Jan. 1893 zu engagiren gesucht. Selbstgeschriebene Offerten mit Angabe des Alters, bisher. Thätigkeit, Gehaltsansprüche, Zeugnißabschriften u. Photographie, welche franco zurückgesandt wird, unt. H. c. 08538 an **Haasenstein & Vogler A.-G., Hamburg.**

Michels & Cie.
Königl. nied. Hoflieferanten.
Berlin W., Leipziger Strasse 101/102.
Crefeld, Rheinstr. 86.
Specialgeschäft für Seidenstoffe.
Eingang von Neuheiten für die
Herbst- und Gesellschaftssaison.

Schwarze Damaste	**Mk. 2,95 — Mk. 12,—**	**p. Mtr.**
Schwarze glatte Stoffe	**Mk. 1,60 — Mk. 8,—**	„ „
Farbige Damaste (Chang.)	**Mk. 1,80 — Mk. 18,—**	„ „
Farbige glatte Stoffe	**Mk. 1,90 — Mk. 7,80**	„ „
Gestreifte Seidenstoffe	**Mk. 1,40 — Mk. 4,50**	„ „
Ballseidenstoffe	**Mk. 1,15 — Mk. 12,—**	„ „
Sammete und Plüsche	**Mk. 3,— — Mk. 25,—**	„ „
Weisse Seidenstoffe	**Mk. 1,15 — Mk. 15.—**	„ „

Unübertroffene Auswahl bei festen ausserordentlich billigen Preisen.
Proben nach auswärts portofrei.

Fabrik- und Versandt-Geschäft
von **B. Henle** in **Nürnberg**
versendet direkt franco die beliebten
Triumph-Wäsche-Mangeln
Wasch- und Wringmaschinen
zu billigsten Fabrikpreisen.
Illustr. Kataloge gratis und franco.

Seide. **Seiden-Bengalines,** Foulards, Grenadines etc.
in den neuesten Genres von **85 Pf.** bis Mk. 12.— per Meter versendet in einzelnen Roben porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen an Jedermann. Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

EXCELSIOR **Wagner & Söhne, Naunhof i. Sachsen.**
Excelsior-Unterkleidung
aus unserem echten **Merino-Kammgarn,** ist äusserst dauerhaft, wird nach jeder Wäsche weicher und geht nicht ein.
Zu haben in allen besseren Wirkwaarenhandlungen.

Ein trautes Heim
schafft sich Jeder durch unsern prachtvollen Fensterschmuck.

MODERNE GLASMALEREI
DIAPHANIEN.
Schönste Zierde
für Wohnungen, Villen, Kapellen, Hôtels, Treppenhäuser u. s. w
Specialität:
Fenstervorsetzer u. Hängebilder.
Ausserordentlich aparte
Gelegenheits-Geschenke.
Illustr. Prospect gratis und franco.
Kunstgewerbliche Anstalt
VOGLER & KACHHOLZ
Wandsbek (Holst.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

13. November 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 22.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die Kleidsamkeit des Hutes mit breit aufgeschlagenem vorderen Rande, welcher vorzüglich in den Rahmen der sogenannten Zukunfts-Toilette 1890 paßt, begründet das plötzliche Auftauchen der bekannten zierlichen Capote- oder der großen Rembrandt-Form aus weichem, jegliche Gestaltung willig sich fügendem Filz. Zunächst erscheint hierzu die Innen-Garnitur aus breit gelegten oder hochstehenden Bandschlupfen, deren Knoten eine blitzende Schnalle umfaßt. Sehr graziös wirken zur Vervollständigung der Garnitur kleine Straußfedern, welche über den Rand nicken. H. U.

— Wie schwer ist es, auf dem Gebiete der Mode ein Gesetz zu geben, und wie viel schwerer noch, sich darnach zu richten! Wir konnten mit Recht behaupten, daß der breite Miedergürtel und das kokette spanische Jäckchen nur der Jugend als Schmuck vorbehalten seien, und da überraschen uns plötzlich die gleichen Formen, nur in anderem, gediegenem und dunkelfarbigem Material, an dem seriösen Kleide der älteren Frau. Und wie hübsch wirkt nicht an dem schweren Moiré-Pétin-Kleide der Dame in mittleren Jahren der kurze, jackenartige Besatz aus jet- und stahlgestickten Borten mit Grelotfranzen-Abschluß und der breite, aus Band gebildete Miedergürtel, mit dem die festonartige Randgarnitur des Rockes harmonirt. In gleicher Weise bildet das abstechende, mit kurzen engen Aermeln versehene und mit Spitzen-Revers ausgestattete Jäckchen eine reizvolle Vervollständigung der Toilette aus gemustertem Stoff. Besonders chic wirkt die breite Rückenfalte, welche, mit dem Rock im Zusammenhang geschnitten, bis unter das Jäckchen tritt. Glattes Tuch eint sich mit Vorliebe ombrirten und carrirten Stoffen, die die diesjährige Wintermode endgültig beherrschen. Als wir die schottische Musterung im Frühjahr an dieser Stelle zuerst als viel bestaunte Versuchs-Mode erwähnten, ließ sich nicht voraussehen, daß sie zu solcher Popularität gelangen würde. Nun begegnen wir ihr, in Sammet und Wollrips, in den eigenartigsten Farben-Verbindungen, — z. B. tiefes Kornblau mit lichtem oder dunklem Grün, begleitet von andersfarbigen, strohhalmbreiten Seidenstreifen — als kurze Gürtel-Taille, Bluse oder halblange russische Casaque zu glattem Rock, wie umgekehrt als Rock, Latz- und Aermeltheil zu einfarbiger Taille. Während bis jetzt das Carreau dabei meist schräg genommen erschien, wird es neuerdings mit Vorliebe gerade verwendet. — Der winzig kleinen, hochmodernen Capote mit Elsaß-Schleife, buntbesticktem Goldtüll, einer vollen Rose als Knoten und zierlicher Feder-Aigrette, ist Koketterie nicht abzusprechen, aber ein Theaterhütchen kann darin ja kaum zu viel thun.

Die Empire-Tracht allein möchten wir vorläufig nur der Jugend empfehlen. Für hohe Kleider ist das charakteristische Merkmal die abstechende Passe, der das meist glatte Seidengewand rings herum unter dem Arm angereiht erscheint. Alte, in sich gemusterte Seidenstoffe muthen uns wie aus Großmütterchens Truhe stammend an und stimmen mit ihren fast verschossenen Tönen außerordentlich fein zu den prächtigen Changeant-Sammets der Jetztzeit. Wieder ist es die Jackenform, wenn auch hier fast zu einem Brustgürtel verschmälert, welche sich dem schlichten Empire-Kleid gesellt. Die mächtigen kurzen Bauschärmel begleiten weite, ausfallende Manschetten und Epaulettes aus Spitzen. H. U.

Wien. — Das Gastspiel der Sarah Bernhardt beweist uns neuerdings, wie sehr diese merkwürdige Frau noch immer die Mode beherrscht. Sämmtliche Toiletten lassen sich auf die Grundform zurückführen, daß sie schwach decolletirt, mit kurzen oder verkürzten Aermeln, rückwärts anschließend und in der Rückenmitte unsichtbar geschlossen sind, vorn dagegen vollkommen frei herabfallen, in der Taille nur leicht durch irgend welche lose Gürtel und Agraffen gehalten. So erscheint eine Toilette aus gelbem Atlas-Brokat, welche die Künstlerin als Frou-Frou trägt, Farbe in Farbe mit großem Nelken- und Palmblatt-Muster damascirt, ganz in rückwärts geschlossener Prinzeß-Form; darüber fällt am Vordertheil eine gerade, sehr faltige lose Bahn aus gelbem, feinpunctirtem Seidentüll, mit gelbem Sammetband gegürtet, das etwas seitwärts unter einer runden Brillant-Agraffe schließt. Breite, bräunlichweiße Mechelner Spitzen bilden die graziös drapirten Aermel und den spitzen Volant am Halsausschnitt. Im Rücken öffnet sich die Taille über Spitzen-Gefältel in zwei abstehenden, mit gelbem Atlas gefütterten Revers, welche im Taillenschluß wieder unter einer Brillant-Spange zusammen treten. Auf diese Weise wird gegenwärtig Schmuck angebracht — sonst kein Armband, noch Halskette, noch Ohr-Bontons. Ungemein pompös und von herrlichster Farbenwirkung ist eine andere Toilette aus dem dritten Act. Ueber ein ganz lichtrosa Satin-Duchesse-Kleid fällt ein gleichfarbiges Krepptüll-Kleid, das mit Vergißmeinnicht-Sträußchen und Goldblättchen gestickt ist, sehr faltig herab. Breite, in Hellblau und Gold gehaltene Blumen-Stickerei am Rocksaume, Taillen-Volant aus ungesticktem rosa Krepptüll, Volant-Bauschärmel aus kupferbraunem Sammet. Ebenso ist die ganz frei überfallende Schleppe gefüttert, welche, wie die Rückentheile, aus Atlas von hellster Lachsfarbe besteht und durchwegs mit verschiedenfarbiger Renaissance-Stickerei in edelstem Muster überstickt ist. Gürtel aus buntgesticktem Goldband.

— Bei der Besichtigung einer eleganten Ausstattung fiel uns besonders die Vervollständigung jeder Toilette durch ein übereinstimmendes Confections-Stück auf, meistens Pelerinen-Paletot oder -Cape, — die Pelerine dann abknöpfbar zum selbständigen Tragen eingerichtet, Kleid und Mantel stets mit demselben hellfarbigen Seiden-Stoffe gefüttert. Als Beispiel mag eine Visiten-Toilette dienen aus pflaumenblauer Bengaline mit dunklem Nerzbesatz, die Taille mit lilarosa Sammet und einem Jäckchen-Mieder aus den einzeln applicirten Figuren einer Klöppel-Spitze garnirt. Das Pelerinen-Cape aus gleichem Stoff ist mit lilarosa Satin superbe, über Daunen-Federn abgesteppt, gefüttert. Gleiches Rock- und Taillen-Futter, eben solche Innen-Garnitur. In ähnlicher Weise sind alle Promenaden-, Eislauf- und Wagen-Kleider ausgestattet.

Natalie Bruck.

Paris. — Unsere Schauspielerinnen lösen spielend das Problem, zwei Göttinnen zugleich mit gleichem Eifer zu dienen: der Kunst und der Mode. Und auch das weibliche Pariser Publicum ist längst gewöhnt, im Theater seine Aufmerksamkeit mehr oder weniger gewissenhaft zwischen die künstlerische Leistung und die Toiletten der Heldinnen des Stückes zu vertheilen. Man war nun zu Beginn der Theater-Saison ganz besonders begierig, wie die tonangebenden Künstlerinnen sich zu der großen Frage der kurzen oder langen Taille verhalten würden. Und siehe da — mit raffinirter Geschicklichkeit haben sie es verstanden, die Originalität des kurzen Taillen-Arrangements mit der Grazie der natürlichen Körperlinie zu vereinen, — vorn setzt der Rock in Brusthöhe an und fällt in weichen Falten bis zum Saume nieder, seitlich dagegen und im Rücken markirt sich so schlank und zierlich ausgearbeitet denn je die lange Taillen-Form. An dem Prinzeß-Kleid aus grünspanfarbenem Kaschmir war auch die Watteau-Falte beibehalten, wie man sich denn überhaupt durchaus nicht ängstlich an die „echten" Vorbilder bindet. So gehört z. B. die Aermelform viel mehr der Restauration an als dem Empire, und das Figaro-Jäckchen aus Spitzen, das mit seinem gürtelartigen Abschluß aus Sammet die kurze Taille imitirt, ist, wie unsere Leserinnen wissen, eine Phantasie neuesten Ursprungs. — Bleibt der gewöhnliche Taillenschnitt beibehalten, so muß er wenigstens knapp im Taillenschluß abschneiden, — eine Form, die allerdings der correcten Ausführung besondere Schwierigkeiten bietet. In Uebereinstimmung mit den Applicationen auf dem modefarbenen Sammetrock war die Taille aus rehbraunem Sammet. Die große Pelerine aus Guipurespitze befestigte ein Revers-Kragen aus Zobel, der wieder mit dem Saumstreifen des Rockes harmonirte. B. d. G.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

— Neben den überaus decorativ wirkenden, über Drahtgestellen gearbeiteten Schirmen aus Papier oder Stoff für große Stand- oder Tischlampen, sind duftige Lampen-Schleier aus leichter Seide, Gaze oder Tüll noch immer beliebt, da sie der Nadel gestatten, die Verzierung zu übernehmen. Lose Stiche, auch leichter Plattstich mit farbiger Filoselle-Seide ausgeführt, hin und wieder durch feine Metallfäden bereichert, sind am geeignetsten für die Stickerei, die feine graziöse Blumen- und Rankenmuster bevorzugt. Unter vielen Vorlagen wählen wir eine besonders einfach herzustellende; dieselbe erfordert einen 45 cm im Geviert großen Theil feuerrother Surah, über dessen mit goldgelber Seide languettirtem Rande Vergißmeinnicht-Zweige — blau mit gelben Ranken — eine Bordüre bilden: die gleiche Verzierung wiederholt sich um den 7 cm großen kreisförmigen Ausschnitt in der Mitte des Schleiers. E. F.

— Zierliche Neuheiten zum Schmuck der Tafel dürfen darauf rechnen, willkommene Aufnahme zu finden, wenn sie mit eigner Hand anzufertigen sind und kein schwer zu beschaffendes Material verlangen. Diesen Bedingungen entsprechen die von einer Freundin unseres Blattes eingesandten Tisch- und Menu-Karten aus — Hobelspänen! Zur Ausstattung können Zeichenfeder und chinesische Tusche oder Pinsel und Aquarell-Farben herangezogen werden, ganz nach Gefallen und Können, wie auch dem Zweck entsprechend, welchem die Karten dienen sollen. Eine reiche Auswahl höchst decorativer Motive bieten japanische Bilderbücher, wie auch chinesische Porzellane, Lackarbeiten u. s. w. Bei Festlichkeiten, mit bestimmt ausgesprochenem Charakter, z. B. einem Krebsessen, einem Jagdfrühstück, einem Polterabend u. s. w. dürften die Ornamente hierauf besonders Rücksicht nehmen. E. F.

— Die schwedischen Stickereien erfreuen sich so allgemeiner Gunst, daß jeder Hinweis auf eine weitere Verwendbarkeit derselben willkommen sein wird. So bietet sich neuerdings in dem außergewöhnlich groben wollenen Arda-Canevas ein Grund, der jede Füllung überflüssig macht, und auf dem selbst kleinere Muster sich schon derartig vergrößern, daß sie sich zur Ausstattung von Teppichen, Bettvorlagen, Fensterdecken, Fußkissen und dergleichen eignen. E. F.

Bezugsquellen: Hüte: P. Leuchtmann, W, Leipzigerstr. 83. — **Gesellschafts-Toiletten:** J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19. — **Lampenschleier:** M. Levin, C, Hausvoigtei-Platz 1.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Besonders preiswerthe Gelegenheits-Angebote

der Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei von

F. V. GRÜNFELD, LANDESHUT in Schl.,

Kgl. Kommissionsrath, Kgl. Preussischer, Kgl. Bayerischer, Kgl. Rumänischer und Grossherzogl. Mecklenburgischer Hoflieferant.

Weisse Drellhandtücher, Rein Leinen in versch. Streifen — Marke 178 W
Grösse 42/110 Cm., das Dutzend . . . . . **Mk. 4.50**

Weisse Jacquard-Handtücher, Marke **EH**
Reinleinen, in 4 verschiedenen Mustern.
Grösse 48/125 Cm., das Dutzend . . . . . **Mk. 6.50**

Einzelne Jacquard-Tischtücher, weissgarnig Reinleinen, kräftige Hausmacher Güte, Blumenmuster.
Grösse 130/130 Cm., das Stück . . . . . **Mk. 1.75**
Grösse 130/170 Cm., das Stück . . . . . **Mk. 2.20**

Einzelne Damast-Tischtücher, gebleicht Reinleinen — Marke **M**
in feinfädig geschmackvollen Blumen- u. Arabesken-Mustern.
Grösse 130/135 Cm., das Stück **Mk. 3.00**
Grösse 130/170 Cm., das Stück **Mk. 3.60**
Grösse 160/170 Cm., das Stück **Mk. 4.50**

Weisse Frühstücks-Mundtücher, Marke **K**
Rein-Leinen, mit Franzen in verschiedenen Jacquard- und Damast-Mustern.
Grösse 28/28 Cm., das Dutzend . . . **nur Mk. 2.40**
Grösse 32/32 Cm., das Dutzend . . . . **nur Mk. 3.00**

Buntfarbige Kaffee-, bezw. Garten-Decken, No. 2787
auf beiden Seiten verwendbar, in verschiedenen Farbenstellung., ohne Franzen, Grösse 120/140 Cm., Preis für das Stück . . . . . **nur Mk. 3.00**

Buntfarbige Tischdecken, mit geknüpften Franzen — Nr. 1876
a) crême roth-blau, b) crême olivroth, elegantes Stilmuster. Grösse 138/138 Cm., das Stück **nur Mk. 4.20**

Rein Leinen Creas, weissgarnig (ungeklärt), mittelfeinfädig. — Marke **LL**
Breite 83 Cm. Preis für das Stück v. 33 1/3 Met. **nur Mk. 21.00**
(d. h. das Meter **nur 63 Pf.**)

Geklärt Hausleinen, Vollweiss mittelstarkfädige Bettlaken-Leinen, — Mark **LC**
gute Waare. Breite 160 Cm., das Meter **nur Mk. 1.60**

Baumwollen Stuhl-Creas feinfädig, für jede Art Leibwäsche — Marke **BF**
Breite 83 Cm., das Meter **nur 45 Pf.**.
das Stück von 20 Meter . . . . . **nur Mk. 8.50**

Farbig karrirt Bett-Bezug-Stoff. Marke **O**
Breite 83 Cm., in blauweiss, rothweiss, röthblau karrirten Mustern, das Meter 40 Pf.,
18 Meter für 2 Oberbetten und 4 Kopfkissen **nur Mk. 7.20**

Weisse reinleinene Taschentücher, Nr. 80
feinfädig, vorzügliche Güte, Grösse 49 Cm., für Damen und Herren, gesäumt, das Dutzend **nur Mk. 6.00**

Weisse reinleinene Taschentücher Marke **LW**
mit farbig eingewebten, waschechten Borden, Grösse 46 Cm., für Damen und Herren, gesäumt,
das Dutzend . . . . . **nur Mk. 3.50**

Bisher unerreicht! Jahresabsatz über 10,000 Dutzend.
Weisse reinleinene Monogramm Taschentücher
mit 4 Cm. hohen, handgestickten Monogrammen.
Vorräthig in allen Buchstaben-Zusammenstellungen, feinfädig, Grösse 49 Cm., für Damen und Herren.
Mk. 10,50. Das Dutzend nur Mk. 10,50.

Eigenes Verkaufshaus **Berlin W. Leipzigerstr. 25.** Verkauf zu gleichen Preisen.

Hemd „Bertha" ohne Besatz.

Preise für Hemd „Bertha"
Ohne Besatz
Länge 112 cm, Ausschnitt 90 cm
a) Aus Madapolame No. 78.
Das Stück Mk. 1,50
„ 1/2 Dtzd. „ 8,70
b) Aus Stuhltuch No. 80
Das Stück Mk. 1,80
„ 1/2 Dtzd. „ 10,50
c) Aus Els. Haustuch No. 47.
Das Stück Mk. 2,40
„ 1/2 Dtzd. „ 14,10
d) Aus gew. Hausleinen EF.
Das Stück Mk. 3,90
„ 1/2 Dtzd. „ 22,80

Hemd „Sara"

Preise für Hemd „Sara" Mit weissem Stickereibesatz zu gleichen Preisen.
Besatz: blau, rothe oder blaurothe Stickerei.
Länge 115 cm Ausschnitt 96 cm
a) Aus Stuhltuch No. 81.
Das Stück Mk. 3,90
„ 1/2 Dtzd. „ 22,80
b) Aus Renforcé No. 49.
Das Stück Mk. 4,20
„ 1/2 Dtzd. „ 24,60
c) Aus bestem Linon No. 55.
Das Stück Mk. 4,50
„ 1/2 Dtzd. „ 26,40
d) Aus geklärt. Leinen NO.
Das Stück Mk. 6,20
„ 1/2 Dtzd. „ 36,—

Haupt-Preisliste für Aussteuer mit über 1400 Abbildungen umsonst und frei.

Francke & Co., Weberei u. Versandhaus, Gnadenfrei, Schles.

Filz-Hüte f. Damen, f. Kinder garnirt zu anerkannt billigen Preisen empfiehlt die Stroh- und Filzhut-Fabrik von **W. A. Peschke,** Lützowstr. 30.

! Kein Lockenbrennen mehr !
als 1 Mal wöchentl. (toupiren 1 Mal vierteljährl.) bei Anwend. von **Capillaricin;** natürl. Lockenform bleibt b. feucht. Wetter, Transpir. etc. — Flacon für lange Zeit reichend, franco M. 2.75; drei Fl. M. 6.50. Wiederverkäufer Rabatt.

Tausende treuer Kunden bezeugen:
Poetko's Apfelwein ist der Beste
Versand in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 ₰ p. Liter. 11mal prämiirt. Garantirter Naturwein prachtvollster Qualität. Export-Apfelwein-Kelterei
Ferd. Poetko, Guben, 18
Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Julius Henel vorm. C. Fuchs
k. u. k. Hoflieferant,
Breslau.
LINOLEUM
Echtes bestes Fabrikat.
□ Meter
Glatt ca. 3mm stark 2,50
„ 4 „ „ 2,85
Gemustert „ 4 „ „ 3.30
Proben frei.
Ganze Rollen wesentlich billiger!

Wollene Lumpen!
jeder Art gestrickt oder gewebt auch neue Wolle werden zu Haustleiderstoffen, Unterrockstoffen, Herrenstoffen, Teppich, Läuferstoffen, Schlaf- und Pferdedecken umgearbeitet und billigst berechnet. Muster gratis u. franko durch **F. Tugendheim, Cracau** b. Magdeburg.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modewelt und Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW Wilhelmstraße 39 IV.

Damen
welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von **Thee** der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **Köln, Hohestraße 92** wenden zu wollen.

Clavier- u. Gesangstund. ertheilt Lehrerin m. best. Ref. Jindel, 41a Potsdamer Str. II, Berlin W.

ASTHMA & CATARRH
geheilt durch die Cigaretten oder das Pulver **ESPIC**
Beklemmung, Husten, Schnupfen, Nervenschmerz.
PARIS. EN GROS-VERKAUF:
J. ESPIC, 20, Rue St-Lazare
In allen Apotheken in Frankreich
2 Fr. die Dose. — Man verlange die Unterschrift J. ESPIC
In allen gross. Apoth. Deutschlands

Unterricht in der Holzschnitzkunst ertheilt **Emmy Schmidt,** Teltower Str. 9, III.

Nº. 4711
Angenehmstes u. wirksamstes Mittel zur Erfrischung u. Reinigung der Zimmerluft.

EAU DE COLOGNE
(Blau-Gold-Etiquette)
von
Ferd. Mülhens, Köln.
Anerkannt als die
Beste Marke.
Vorräthig in fast allen feineren Parfümerie-Geschäften.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Jugendbrunnen.

Alte Reime mit neuen Bildern
von
Fedor Flinzer.
In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.
Preis: 4 Mark.

Inhalt:

1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will singen,
2. Eio popeio, was raschelt im Stroh?
3. Fünf Engel haben gesungen.
4. D' Engeli han's Bedd gemacht.
5. Abc, das Käychen lief in'n Schnee.
6. Tanz, Kindchen, tanz.
7. Vögel, die nicht singen.
8. Der ist ins Wasser gefallen.
9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten.
10. Schnecke, Schnecke, schniere.
11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Hühner?
12. Hinter mei'm Gartenzaun.
13. Maikäfer flieg.
14. Pfeifel, willst du nicht gerathen.
15. Pudel, Pudel, heiß mich nicht.
16. Putthöneken, Putthöneken, wat deist in
17. Ein Huhn und ein Hahn. [unsen Hoff.
18. Es ging eine Zieg' am Weg hinaus.
19. Grüß dich Gott, mein lieb's Negerl.
20. Steht die Alte im Walde.
21. Fuchs, du hast die Gans gestohlen.
22. Hora, horei! mein Käh' sind alle nei.
23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal.
24. Herr Demerech.

Friedrich
Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von **Ludwig Ziemssen.**
Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke allzufrüh entrissenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.**

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.
Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38 — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. December 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 23.

Aus der Frauenwelt.

Stuttgart. — In der Königin-Witwe Olga Nikolajewna hat Deutschland eine seiner edelsten Fürstinnen verloren. Im Aeußeren ihrem durch seine klassische Schönheit berühmten Vater, dem Zaren Nikolaus, ähnlich, erinnerte sie in ihrer stets hülfsbereiten Herzensgüte an ihre Großmutter mütterlicher Seite, an die unvergeßliche Königin Luise von Preußen. In den schweren Kriegsjahren 1866 und 1870 bis 71 bewährte sie eine nimmer ermüdende Thätigkeit für die Kranken und Verwundeten, und als ihr königlicher Gatte eine Auszeichnung für Solche stiftete, die in der Zeit der Noth aufopfernde Nächstenliebe gezeigt, durfte er den neuen Orden mit Recht Olga-Orden nennen. Auch für Kunst und Wissenschaft war bei der verstorbenen Königin stets reges Interesse zu finden. Es ist bezeichnend für ihre ernste Geistesrichtung, daß sie einst äußerte: „Wenn ich mir einen Beruf hätte wählen müssen, wäre ich Erzieherin geworden." Wie sehr ihr die Erziehung der weiblichen Jugend am Herzen lag, bezeugte sie durch die Begründung und stete Beaufsichtigung des Olga-Stiftes, einer höheren Töchterschule, an der die ersten Lehrkräfte des Landes wirkten. Die Olga-Krippe in Stuttgart, das Haus der Barmherzigkeit in Wildberg, die Fundirung der Karl-Olga-Stiftung für Töchter verdienter Beamter mit 180,000 Mk., das Ehrenzeichen für verdiente Dienstboten und viele andere Bethätigungen gleichen Wohlwollens für Hoch und Niedrig haben der verstorbenen Königin in den Herzen ihrer Unterthanen ein immerwährendes dankbares Andenken gesichert. Ein stark ausgeprägtes Legitimitäts-Gefühl hatte die Königin von ihrem Vater geerbt. Als sie im Jahre 1867 die Weltausstellung in Paris besuchte, zog sie es vor, während ihres ganzen Aufenthaltes das Incognito zu wahren, nur um einer Begrüßung der Kaiserin Eugenie überhoben zu sein. Nach dem Tode ihres Gatten wurde sie nach wie vor wie eine regierende Fürstin geehrt und residirte im königlichen Schloß zu Stuttgart.

London. — Die Königin Victoria ist schon mehrfach als Schriftstellerin in die Oeffentlichkeit getreten. Vor einiger Zeit debütirte sie als journalistische Mitarbeiterin des „Strand Magazine" mit einem Artikel über die Puppen, mit denen sie in ihrer Kinderzeit gespielt. Es waren Figurinen, die sie selbst mit den Nationaltrachten der verschiedenen Völker bekleidet hatte. Der kleine Artikel der fürstlichen Mitarbeiterin ließ den Absatz der betreffenden Nummer auf 340,000 Exemplare steigen. Seit einiger Zeit beschäftigt sich die Königin eifrig mit der Landessprache ihrer indischen Unterthanen und gedenkt, in demselben Magazin einige Uebersetzungen in das Hindustanische zu veröffentlichen. Sie hat dazu einen Brief an den Schah von Persien und ihre Danksagung an die Nation für das beim Tode des Herzogs von Clarence bezeugte Beileid ausersehen.

— Die Herzogin von Teck eröffnete hier ein Asyl für die Sterbenden, welches den deutschen Namen „Friedenheim" trägt. Die eigentliche Gründerin ist eine Miß Davidson. Ihre Mithelfer sind die Leute von Mildmay-Park im Norden Londons, wo die großen Evangelisations-Versammlungen abgehalten werden. Miß Davidson hat, als sie das Heim gründete, aus eigenen Mitteln zehn Betten gestiftet. In dem neuen Heim, welches neben der Swiß Cottage in Hampstead steht, können vierzig Kranke, an deren Erhaltung die Aerzte verzweifeln, aufgenommen werden.

Bukarest. — Die Neigung der Königin von Rumänien hat sich nach ihrer Trennung von Fräulein Helena Vacarescu ihrer neuen Hofdame, der Baronesß von Bülow, zugewendet. Die junge Dame hat sich in Deutschland durch eine Reihe von Novellen bekannt gemacht, die meist der Tendenz dienten, für die Colonisation Afrikas Interesse zu erwecken. Ihre Vorliebe für den „Schwarzen Erdtheil" suchte übrigens nicht allein literarische Bethätigung, sondern äußerte sich auch praktisch in der Organisation des deutschen Hospitals in Zanzibar, für das sie die Fonds theils aus eigenen Mitteln, theils durch Sammlungen aufbrachte.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die auf der Sommerreise erprobte Kleidsamkeit des Tiroler Filzhütchens bestimmte wohl Viele, nach der Rückkehr in die Stadt der praktischen Tracht treu zu bleiben, und so mag es gekommen sein, daß sich die einfachen, fast schmucklosen Formen mit einem Mal zum winterlichen Mode-Hut für junge Mädchen erhoben sehen. Dafür müssen sie sich freilich manche Variation gefallen lassen, so daß der eigentliche Charakter oft kaum mehr zu erkennen ist. An Stelle des bekannten Spielhahnstutzes treten z. B. ein paar kurze Straußfedern oder eine beliebige Phantasie-Feder, an Stelle der einfach um den Kopf geschlungenen Seidenschnur ein Band, Tuch- oder Leder-Streifen auf dunkelblauen, braunen, schwarzen, sandfarbenen, weißen, hochrothen und grünen Hütchen. Die hauptsächlichsten Formen zeigen einen flachen, spitzen oder eingedrückten breiten Kopf — sogar, statt in der Mitte, vorn und hinten eingedrückt! — und die leicht umgelegte, mit Band eingefaßte Krempe. Der Tuchstreifen ist in der Farbe meist abstechend, wie Weiß zu grauem Filz, Gelb zu grünem Filz ꝛc. H. U.

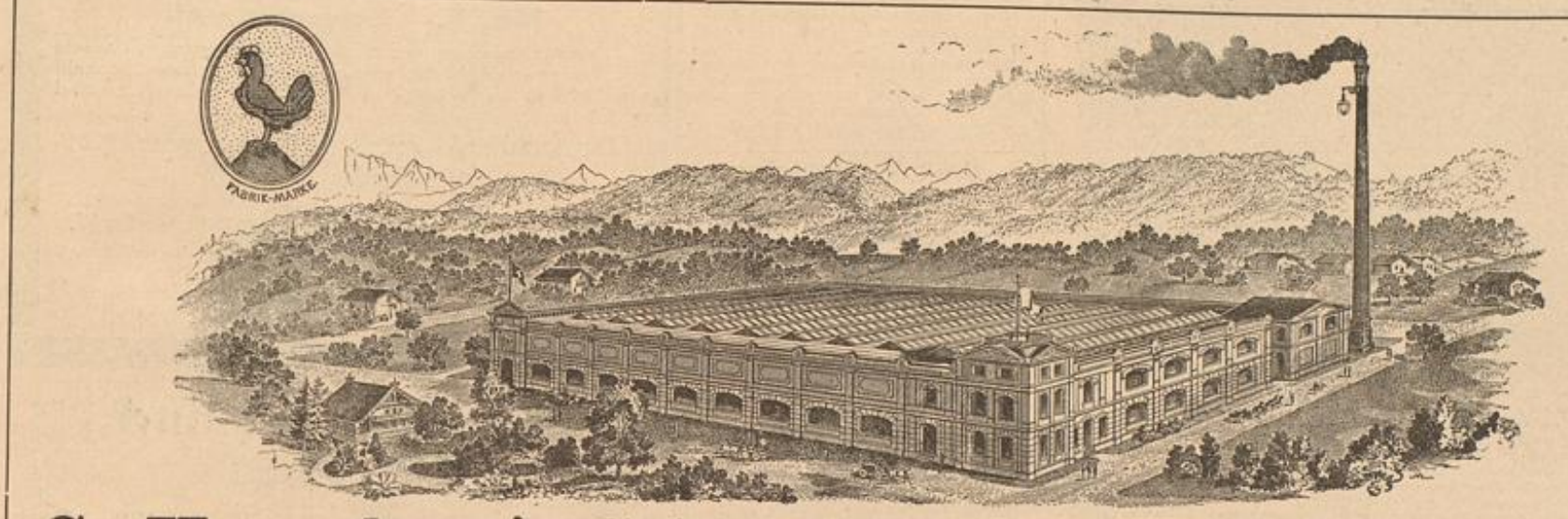
— Unsere geschickten jungen Damen, die sich durch Herstellung der beliebten Decorations-Blumen aus Papier eine gewisse Fertigkeit in dieser dankbaren Kunst erworben haben, dürfen es wagen, sich auch ihren Ballschmuck aus Stoff mit eigener Hand zu schaffen. Die entzückende Wirkung in Form und Farbe einer stolzen la France-Rose, vermag der Stift nicht ganz wiederzugeben, aber er läßt doch erkennen, wie nahe die duftigen Gebilde — es liegt uns noch eine prächtige Mohn-Garnitur vor — den besten französischen Fabrikaten kommen. Gern ist die Verfertigerin bereit, Unterricht in ihrer Kunst zu ertheilen oder Bestellungen auszuführen. (Siehe Bezugsquellen.) A. F.

— Die Theater- und Concert-Saison läßt die Vorzüge der kurzen Jäckchen auf's Neue hervortreten. Ganz selbständig herzustellen, kann das gleiche Jäckchen verschiedene einfache Haus- oder Promenaden-Kleider vervollständigen und bereichern, oder hellen, duftigen Toiletten einen etwas seriöseren Charakter verleihen. Zu der Vorlage aus geblümtem hellen Foulard mit gestickten Borten erschien das Jäckchen aus türkisblauem Sammet mit schmalem stahlgestickten Rändchen. Neben Sammet, dem beliebtesten und vornehmsten Material, steht gleich berechtigt Tuch oder Fries, die meist in der Farbe scharf abstechend — leuchtend roth, schwefelgelb oder schwarz — gewählt und von der Kurbelmaschine mit Metallfäden reich verziert werden. Besonders elegant ist Kurbelstickerei über Goldstoff auf den billigen, buntbedruckten Cretonnes — auch der Verbindung von Klöppelei mit Häkelarbeit bietet sich hier eine dankbare Aufgabe, die durch das Ausnähen mit Metallfäden noch erhöhten Reiz erhält.

T. G.

Paris. — Immer complicirter und verwirrter werden die Stil-Begriffe in Bezug auf die Toilette, — man weiß oft kaum mehr zu unterscheiden zwischen historischem „Kostüm" und moderner Tracht. Directoire, Empire, Restauration, — eine Epoche sucht die andere zu verdrängen, oder sich doch daneben zu behaupten, sucht den eigenen Vorzügen noch die der anderen zu gesellen. So entlehnt eine in ihrer Schlichtheit entzückend jugendliche Toilette dem Empire die lose Vorderbahn und der Restauration den nach unten sich stark erweiternden Rock, während ein ganz moderner Geschmack dem Kleide aus grauem Velvet eine Passe aus Crêpe de Chine und das zierliche Figaro-Jäckchen mit hochstehenden Revers aus Spitzen hinzufügt. Schmale Pelzstreifen — es muß ja nicht gerade der kostbare Zobel der Vorlage sein — bilden in Verbindung mit glatt aufgelegter Spitze die Garnitur auf dem Rock. Spitzen und Pelz! Eine sehr paradoxe Zusammenstellung, aber vielleicht liegt gerade in diesem Contrast der eigenartige, unendlich vornehme Reiz des Ganzen.

B. d. G.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

versendet **direct** an **Private:**

Seidene Ballstoffe

und Masken-Atlasse 75 Pfg. p. Met.

bis **Mk. 4.65,** sowie **schwarze, weiße** und **farbige** Seidenstoffe v. **75 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	„ **1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	„ **1.35—11.65**
Seiden-Bengalines	„	„ **1.95— 9.80**
Seiden-Bastkleider	„	„ **14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich

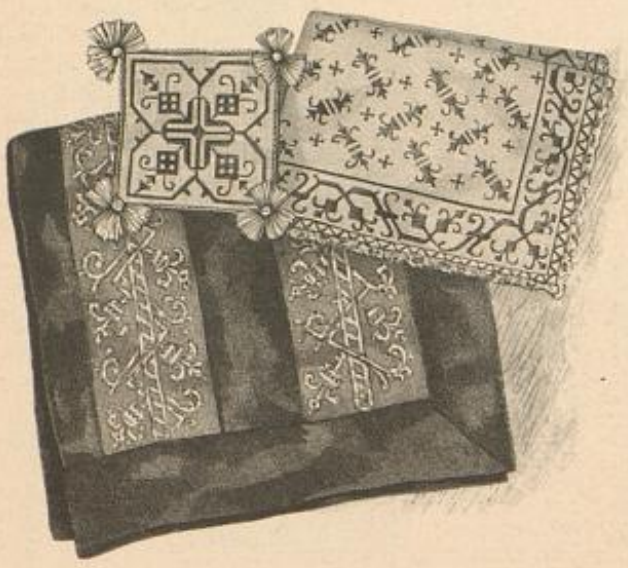
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung Nr. 55. Muster für Leinenstickerei, Filet, ꝛc. Entwickelung und



Ausgestaltung eines einfachen Motives. Mit der im heutigen Extra-Blatte gegebenen Anleitung, eine einfach Ornament-Form durch mannigfaltige Zusammensetzungen zu Mustern verschiedenster Art zu gestalten, haben wir unseren Leserinnen auch eine Reihe von Vorlagen geboten, die in reichem Wechsel von Material und Ausführung sich zur Verzierung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände vorzüglich eignen. Als Beispiel der vielfachen Verwendbarkeit zeigt obenstehende Abbildung mehrere Decken, welche nach den vorliegenden Mustern ausgeführt sind. Flach- und Strichstich-Stickerei stellt die Verzierung des in den Ecken mit eingehängten Quästchen versehenen Eisdeckchens (nach Abb. 18) her. Die Eckbordüre, Abb. 23 mit dem Grundmuster, Abb. 19, beliebig in Kreuz- oder Zopfstich gearbeitet, bildet den Schmuck eines länglichen, auch als Kissenbezug verwendbaren Deckchens. Für größere Tisch- oder Fensterdecken empfiehlt es sich, die Bordüre Abb. 7 u. 29 mit bunter Seide auf farbigen Filet-Canevas zu sticken; dem Streifen-Arrangement dient dunkler Plüsch als Untergrund wie als Umrahmung. J. F.

— Die bekannten, zu Decken aller Art verwendeten Congreß-Canevasstreifen mit durchbrochenen Abschluß- und Theilungs-Linien verschiedenster Breite erfahren neuerdings eine Bereicherung durch Randborten, welche anstatt des einfachen Gewebes Musterungen zeigen, die sich einfarbig oder bunt von golddurchschossenem Grunde abheben. Für die verzierende Nadelarbeit bleibt nur die Mitte des Streifens frei, die eine im Kreuz- oder Gobelinstich auszuführende Stickerei einnimmt. Je nach ihrer Bestimmung, wie z. B. als Tischläufer, erhalten die vollendeten Streifen eine Begrenzung durch gehäkelte oder geklöppelte, in ihrer Breite variirende Spitzen. Zu größeren Decken vereinigt man auch mehrere Canevasdurch farbige Stoffstreifen; hier begnügt man sich aber nicht mit einem gestickten Verbindungsbörtchen, sondern deckt die Naht durch überhäkelte Pappformen verschiedenster Gestalt. In der mit kräftigem drellirten Garn auszuführenden Häkelarbeit vereinigen sich die Farben der Stickerei und der gewebten Randstreifen; noch reicher wirkt diese aufgelegte Verzierung durch Hinzunahme von Goldfaden. E. F.

— An dem zierlichen Windschirm finden Malerei und Stickerei vereint Gelegenheit, sich gegenseitig in der Wirkung zu unterstützen. Die graziösen Figürchen lassen sich bis auf Gesicht und Hände, für welche der Pinsel zu Hülfe kommt, mit der Nadel herstellen, wobei das verschiedenste Stickmaterial, wie Filoselle-, Flock- und Nähseide, Chenille, Goldfaden u. s. w. zur Verwendung gelangen kann; nicht ausgeschlossen ist die Aufnäharbeit, welche kleine Restchen schöner alter Seidenstoffe geschickt den Gewändern anzupassen sucht. Als Grundstoff dient Seide oder getöntes Leinen, doch darf dasselbe nicht körnig sein, weil die Gesichter darunter leiden würden.

Je nach Belieben faßt man den Holzrahmen des Schirmchens mit Plüsch, Tuch oder Wollrips ein; kleine Goldnägelchen übernehmen die Befestigung. E. F.

Bezugsquellen: Tiroler-Hüte: P. Leuchtmann, SW, Leipzigerstr. 83; H. Manasse, W, Friedrichstr. 79a. — **Ballblumen:** Frl. Lukas Berlin, W, Bendlerstr. 17. — **Congreß-Canevasstreifen:** Kühl & Roescke W, Leipzigerstr. 57.

(Fortsetzung der Handarbeiten siehe zweites Beiblatt.)

Redactions-Post.

L. v. P. Schloß H. — Florentinische Steintische werden aus Steineinlagen in farbige oder gefärbte Steinplatten hergestellt. Auch Edelsteine und Halbedelsteine werden zu diesen Einlagen verwendet. Es ist sehr wohl möglich, daß der Fond des von Ihnen beschriebenen Tisches aus dem jetzt allerdings seltenen orientalischen Alabaster besteht. Ein endgültiges Urtheil würde sich nur auf genauere Angaben oder auf eine Reproduction des Tisches stützen können. Vielleicht lassen Sie die Platte einmal photographiren und senden uns einen Abzug der Aufnahme. Wir sind dann bereit, Ihnen sachgemäße Auskunft über Technik und Herkunft des Geräthes zu geben.

M. L. in Graz. — In der guten englischen Gesellschaft giebt es bei Tische eigentlich keine Rangordnung. Die Hausfrau sitzt am oberen, der Hausherr am unteren Ende der Tafel. Als bevorzugte Plätze gelten dann höchstens noch die Mittelplätze der Langseiten. Das scheint uns das Naturgemäße zu sein, wenigstens in einer consolidirten Gesellschaft, deren Mitglieder sich innerhalb ihres geschlossenen Kreises als vollkommen gleich berechtigt fühlen. Durchaus kleinstädtisch ist jedenfalls die von einem oberen Platze ausgehende, nach Rangstufen abwärtsgehende Placirung der Tischgäste.

G. H. in Berlin. — Wenn Sie Ihre Beanlagung für Portrait- und Genre-Malerei über das dilettantische Durchschnittsmaß hinaus ausbilden wollen und den Unterricht bei einer Dame vorziehen, so bietet sich gerade jetzt die günstigste Gelegenheit. Die bekannte Malerin Dora Hitz verlegt ihren Wohnsitz von Paris nach Berlin und eröffnet am 1. December d. J. in der Hardenbergstraße 24, dem Stadtbahnhof Zoologischer Garten gegenüber, ein Unterrichts-Atelier für Damen.

Maria von Z. in Linz. — Es wäre eine wahrhaft verdienstvolle Aufgabe, auch die deutschen Damen für eine Agitation gegen den Massenmord der Vögel für Modezwecke zu gewinnen. Wir sind in der Lage, Ihnen einige geradezu erschreckende Daten über den gegen die kleinen gefiederten Sänger geführten Vertilgungskrieg mitzutheilen: Ein einzelner Händler in Paris empfing nach der Zeitschrift „l'Illustration“ im vergangenen Jahre 40 000 Vögel aus Afrika und einer seiner Kollegen in London erhielt vor einiger Zeit eine Sendung von 6000 Paradiesvögeln, von 360 000 Vögeln verschiedener Art aus Ostindien und von nicht weniger als 400 000 Kolibris! Bei einem anderen Händler wurden im Jahre 1889 sogar mehr als zwei Millionen auserlesene Vogelbälge verkauft!! Man erzählt, daß in Long-Island, einem kleinen Orte in der Nähe von New-York, ein Handelsverein innerhalb vier Monaten mehr als 70 000 Vogelbälge lieferte und daß ebendaselbst ein Kürschnergeschäft jährlich gegen 700 000 Vogelbälge verarbeitete. Doch wir brauchen nicht so weit zu gehen. Auch in gewissen Gegenden Frankreichs hat die Vertilgung der kleinen Vögel solch eine Höhe erreicht, daß die öffentliche Meinung anfängt, sich mit der Sach zu beschäftigen. Dabei darf man nicht vergessen, daß die größte Zahl dieser Vögel, die man dem „Putze“ der Damen zum Opfer bringt, sich von Insekten ernährt, daß also die Landwirthschaft ihrer fleißigsten und nützlichsten Bundesgenossen beraubt sein wird.

D. R. Patent a.

Prächtiges Festgeschenk für 3 Mark:

Neu!

Lingner & Kraft's **Senfborn** (Mostrich-Brunnen.)

Dreizende Zierde jedes gedeckten Tisches.

Der Mostrich (Senf) ist gegen Eintrocknen (grosse Ersparniss), Staub und gegen unappetitliche Behandlung vollständig geschützt, bleibt also stets frisch, scharf und aromatisch. — Ein Druck auf den Schwengel giebt eine abgemessene Portion Mostrich. — Der Senfborn ist überraschend elegant ausgestattet (Rein-Aluminium-Beschlag etc.), also ein prachtvolles Weihnachtsgeschenk für Jedermann.

Der Senfborn in weiss, crême oder Zwiebelmuster, kostet **3 Mark** in allen besseren Haushalt- und Porzellangeschäften. Weiss und crême lässt man sich zu jedem Tafelservice passend bemalen. Nach Orten, wo nicht zu haben, liefern wir direct **franco** 1 Senfborn incl. Kiste für M. 3,75 **franco** und **zollfrei** nach Oesterreich-Ungarn für 2½ Gulden (Vorher-Einsendung od. Nachnahme).

Lingner & Kraft, Dresden.

Specialität: **Farbiger ◆ Schwanenbesatz** zu Ballcostumen in allen Nüancen à Mtr. v. M. 1,50 an versendet gegen Nachn. **Knauthleeberg**, Stat. Knauthain, **Ferd. Stoye.**

Hochelegante Sammelmappen, (Pat.-Selbstbinder) f. Ill. Frauen-Zeitung à 4 M., **Musikmustenmappen** (4.50 und 5 M.), **Familien-Urkunden-Mappen** (3.75 u. 4.25 M.) Prosp. grat. **Baldwin Oehme**, Berl. mech. pat. Scripturenbinder. **Leipzig, Rev. 33, Fried.-Aug.-Str. 10.**

Seide. Schwarze Seidenstoffe von **85 Pf.** an bis Mk. 12.— per Meter, sowie weiße und farbige neueste Genres; in einzelnen Roben zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko. Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Präm. Amsterdam, Hannover, Leipzig.

Kux, Deutsche Küche.

Best. Kochb. d. Neuz. Eleg. gb. 4 Mk. **Verl. v. Jul. Bagel, Mülheim Ruhr.**

Für Kunstfreunde.

Unser neuer Katalog, für 1892/93 ist soeben erschienen. Derselbe hat an Uebersichtlichkeit sowie an Vornehmheit der Ausstattung wesentlich gewonnen und enthält eine durch viele Illustrationen geschmückte Uebersicht über unsere Reproductionen nach Gemälden alter u. moderner Meister religiösen, patriotischen, historischen und mythologischen Inhaltes; Genrebilder, Jagd- Sportbilder, Landschaften und Seestücke. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig (für's Inland), von 80 Pfennig (für's Ausland) in Briefmarken franko zugesendet.

Photographische Gesellschaft Berlin.

Boll's Musikalischer Haus- u. Familienkalender für 1893.

ist erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen oder direct vom Verleger **R. Boll, Berlin**, Mittelstrasse 29, bei Einsendung von **1.20 Mk. bresch.** und **1.70 Mk. gebunden** zu haben. **Künstlerisch illustrirt**, gediegene textliche und musikalische Beiträge **erster Autoren und Componisten.**

Ein hochinteressantes Buch! Für jede denkende Frau von höchster Bedeutung!

Das Weib und ihre Stellung zur Religion und Kirche am Ende des 19. Jahrhunderts von **Helen Hamilton Gardener.** Preis 3 Mark. **Leipzig, Schaumburg-Fleischer's Verlag.** Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

B. Richter's Verlag in **Chemnitz.**

Als **geeignete Festgeschenke** empfehle ich die in meinem Verlage erschienenen

Romane von **Anny Wothe,**

und zwar:

Suse. Gebunden 5 M.
Das Haus am Rhein. Geb. 4 M.
Im Klosterhof. Geb. 4 M. 50 Pf.
Das Märchenschloß. Geb. 5 M.

ferner:

Der Candidat. Novelle von Dr. **M. Caros.** Gebunden 3 M.
Nirwâna. Zeitroman von **Marie L. F. Mohr.** Gebunden 5 M.
Kinder des Dorfes. Roman von **M. Temmel.** 2 Bände. Geb. in 1 Bd. 6 M.

Die Bücher, durchgängig auf's feinste ausgestattet, sind eine Zierde für jeden Weihnachtstisch.

Deutsche Seidenstoffe

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Erzeugnisse, aber durch bedeutende Zollersparnisse **wesentlich billiger**; nach dem neuen deutschen Zollgesetz kostet jedes Kilo Seidenstoff

Mk. 6.— Eingangszoll.

Wir versenden gerne Proben unserer schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe, welche in unübertroffener Auswahl von **Mk. 1.15** bis **Mk. 18.— à Meter** vorräthig sind, postfrei an Jedermann.

Deutschlands grösstes Specialgeschäft für Seidenstoffe.

Crefeld. **Michels & Cie.,** Berlin W, Equitablepalast.

Königlich niederländ. Hoflieferanten.
Lieferanten des Waarenhauses für Armee und Marine.
Lieferanten des Waarenhauses für deutsche Beamte.

Nur Neuheiten. **Christbaumschmuck.** Nur Neuheiten.

Reizende diesjährige Neuheiten in **Glas, Cametta** und den so sehr beliebten, feinen künstlerisch ausgeführten **Pappsächelchen,** (imitirt. Filigran) empfehle in **Sortimentskistchen** je nach Feinheit zu

5.—, 10.—, 20.—, 25.—, 30.—, 40.—, 50.— bis **100.— Mark.**

Versandt nach außerhalb gegen Nachnahme franco unter Garantie nur bester Waare.

Bruno Grahl, Fernsprech-Anschluß Amt I Nr. 692.
Berlin C, Roß-Straße Nr. 17.

Gleichzeitig empfehle **Engel** von reinem Wachs von 25 Pf. — 30 M. das Stück. Sowie meine ebenso eleganten wie unverwüstlichen, wirklich praktischen **Messing. Einschraubeleuchter** per Dtz. M. **3.50**, dieselben polirt M. **4.50**.

Die Weihnachtsausstellung steht den geehrten Herrschaften von Ende November zur Besichtigung, auch ohne Einkauf frei.

Hochinteressante, weltberühmte Handarbeit für Damen:

Meissner Smyrna-Knüpf-Arbeiten

Neue prachtvolle Muster. Versand von **nur vorzüglichem** Material zur Anfertigung von **Teppichen, Vorlegern, Tritt- u. Fensterbekleidungen, Läufern, Kameeltaschen, Möbelbezügen, Wandschonern, Kissen, Sesseln** etc. Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung. Preisliste, Mustervorlagen franco.

Jede Arbeit wird gratis angefangen. **F. Louis Beilich, Meissen.** Teppich-Fabrik.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. December 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 23.

Bilderrahmen mit Malerei.

Bilderrahmen mit Malerei.

Weihnachts-Arbeiten.

Von Marie Kirschner.

Weihnachten ist vor der Thür, und Jedes von uns fühlt wohl den lebhaften Wunsch, Verwandten und Freunden um diese fröhliche Zeit eine Freude zu bereiten. Wem neben dem guten Willen eine wohlgefüllte Börse zur Verfügung steht, dem ist es natürlich ein Leichtes, diesen Wunsch zu befriedigen, — wer aber mit bescheidenen Mitteln zu rechnen hat, der wird sowohl Kopf als Hände anstrengen müssen, um damit — recht weit zu reichen.

Sind die Hände geschickt und ist der Kopf erfindungsfroh und phantasiereich, so wird übrigens das Herstellen unserer Geschenke an und für sich zu einer großen Freude. Am leichtesten haben es natürlich Jene, denen ein kleines, sei es auch noch so bescheidenes Talent zur Handhabung von Pinsel und Farben eigen ist. Das gewöhnlichste Holzbrett — vom Tischler mit Ausschnitten für die betreffenden Bilder versehen — mit englischen oder deutschen Emailfarben in kräftigem Ton grundirt, darauf flott hingeworfen ein paar Gräser und Zweige im japanischen Geschmack, und wir haben einen originellen Photographie-Rahmen geschaffen, der je nach seiner Größe zum Schmuck der Wand oder zum Aufstellen dient. Form des Rahmens und Anordnung der Bilder lassen sich mannigfach variiren, je nach der Zahl der Photographien, die man vereinigen will, — wo eine so stolze Reihe junger Sprossen eines Stammes vorgeführt werden soll, wie die unseres Kaiserhauses, muß der Rahmen im Ganzen wohl 92 cm lang und 34 cm breit sein. Die Höhe der Ausschnitte für die Bilder in Cabinet-Format beträgt 17 cm, so daß oben und unten je $8^1/_2$ cm bleiben; zwischen den 11 breiten Ausschnitten beträgt die Entfernung je 2 cm. Gräser und Zweige heben sich in grünem Bronce-Ton wirkungsvoll von dem leuchtend rothen Grunde ab. — Noch reicher, doch in derselben Ausführung, erscheint der Rahmen für das kaiserliche Elternpaar mit Ranken mohnähnlicher Blüthen geschmückt. Die ganze Höhe mißt 34 zu 42 cm Breite; um die Bilder bleibt auch hier ein $8^1/_2$ cm breiter Rand. Bemerkt sei noch, daß die Bronze-Farben mit schwarzer Oelfarbe zu mischen, die Schatten mit reiner schwarzer Farbe zu malen sind.

Will man nun aber auf jede fremde Hülfe verzichten und mit noch einfacheren Mitteln arbeiten, so kann auch hierfür Rath geschafft werden. Ich setze voraus, daß meine kleinen Freundinnen im Besitz eines Brenn-Apparates, eines Tuschkastens, einiger Seiden- und Bänder-Reste und eines Capitals von 5 Mark sind und dies alles nutzbringend in Ueberraschungen für den Weihnachtstisch anlegen wollen.

Da wählen wir also zunächst eine sehr schöne Schafhaut, besenchten dieselbe auf der Kehrseite und spannen sie auf einem möglichst großen Brett sorgfältig aus. Dann schneiden wir aus dem besten Stück einen Streifen von 20 cm Breite zu 60 cm Länge und theilen diesen wieder durch Biegen in drei ungleich große Felder. Nachdem hierauf die einzelnen Felder mit Blumen in farbiger Brandmalerei verziert worden, — einfache Töne in leuchtenden Farben — nehmen wir in einer starken Nadel ein Strähnchen stärkste Cordonnet-Seide, übereinstimmend mit der Farbe der gemalten Blumen, umrändern den Streifen mit regelmäßigen Languetten und fügen ihn mit überwendlichen Stichen so aufeinander, daß sich eine Tasche nebst Klappe bildet. Den Henkel ergiebt 1 m langes farbiges Band, dessen Enden, unter die Klappe geleitet, durch Einschnitte im oberen Rande der Tasche wieder nach außen treten, um hier zur Schleife gebunden zu werden. Fügen wir nun noch zwei kleine Schlußvorrichtungen aus Nickel hinzu, so haben wir die hübsche, in der Ecke unten rechts dargestellte Arbeitstasche.

Neben unserem langen Streifen schneiden wir nun einige andere von bescheidneren Dimensionen, — z. B. für ein Portefeuille ein längliches Viereck von 24 zu 16 cm, über das der Brennstift einen Kiefernzweig zaubert, vom Pinsel nur mit leichten grünen Tönen unterstützt. Als Futter wird ein Stückchen leichter grüner Seide, das freilich beinahe 70 cm lang sein muß, derartig zusammengebrochen, daß die beiden doppelt gelegten Enden Taschen bilden, dann der Innenseite des Ledertheils sorgfältig aufgeheftet und schließlich ringsum festgesteppt.

Weiter giebt es eine kleine Wandtasche, die auch am Toiletten- oder Arbeitstisch aufgehängt werden kann. Dieselbe erfordert zwei Lederstücke. Das eine hat bei einer Höhe von $12^1/_2$ cm oben 20 und unten 15 cm Breite; das zweite ist bei gleichen Breitenverhältnissen nur $15^1/_2$ cm hoch. Wenn diese beiden Theile an drei Seiten aufeinander gesteppt werden, so steht das kürzere Stück Leder in Folge der rascheren Verbreiterung genügend ab, um eine Tasche zu bilden. Zwei daumenbreite Riemchen von 20 cm Länge werden, wie ersichtlich, befestigt und gekreuzt; ein auf der Rückseite des Kreuzungspunktes festgenähter, mit Leder überzogener Ring dient zum Aufhängen des Täschchens. Riemen und Außenwand sind mit hübscher Brandmalerei zu schmücken. Unser Modell zeigt zierliche Distelzweige, ein besonders dankbares Motiv für solche Verwendung.

Das Näh-Nécessaire besteht wiederum aus einem Viereck, diesmal von 30 zu $11^1/_2$ cm. Beide Enden werden $6^1/_2$ cm breit umgebogen, um die inneren Täschchen zu bilden. Diesen sind zwei Lederstückchen aufzusteppen, von denen das eine zum Aufbewahren der Nadeln, das andere zum Befestigen der Schere dient. Das Ganze wird mit Seide gefüttert, sämmtliche Ränder sind mit Steppnaht befestigt; Heckenrosen, gebrannt und gemalt, bilden den äußeren Schmuck.

Aus den kleineren Stücken läßt sich ein Cigaretten-Täschchen einfachster und bequemster Construction herstellen. Es besteht aus zwei länglichen Vierecken, von denen das eine bei $9^1/_2$ cm Höhe $15^1/_2$ cm Länge, das andere bei derselben Höhe 17 cm Länge mißt. An jedem Theil werden die Querränder und ein Längsrand mit der Maschine aufeinander gesteppt, wodurch zwei Täschchen entstehen, die genau in einander passen. Das Größere ist mit Brandmalerei verziert.

Für das Scheren-Etui zum Anhängen an den Gürtel dürfen die beiden Lederstücke unten nicht zu schmal geschnitten werden; der Fingerhut muß verkehrt darin Platz finden, so daß die Scherenspitze in seiner Höhlung sicher geborgen ist. Die abgesteppten Riemchen sind an einem Schlüsselhaken zu befestigen.

Nun bleiben uns noch die kleinen Abschnitzel, auf denen wir so hübsch unsere Weihnachts- und Neujahrs-Wünsche anbringen können, ohne daß denselben das übliche klägliche Ende im Papierkorb droht.

Der englische Wunsch

„A Merry Xmas (Christmas)
A Happy New Year."

ziert ein praktisches Visitenkarten-Täschchen, und unser Uhr-Täschchen kann Chiffre oder Spruch in seiner Rococo-Umrahmung bergen. Erwähnen wir noch einen kleinen Taschen-Kalender, so hoffen wir, nicht zu Viel versprochen zu haben, wenn aus einer Schafhaut eine ganze Weihnachts-Bescherung gezaubert werden sollte.

Bezugsquellen: Leder (kleine Stücke): Kelp & Meiners, Berlin W, Leipzigerstr. 10. — **Leder** (ganze Felle): R. C. Voit & Cie., Berlin C, Kurstr. 2. — **Lack- oder Email-Farben:** Horn & Frank, Berlin NO, Gollnowstr. 11a. — **Farbige Mal-Tinten:** G. Bormann Nachfolger, Berlin C, Brüderstr. 39.

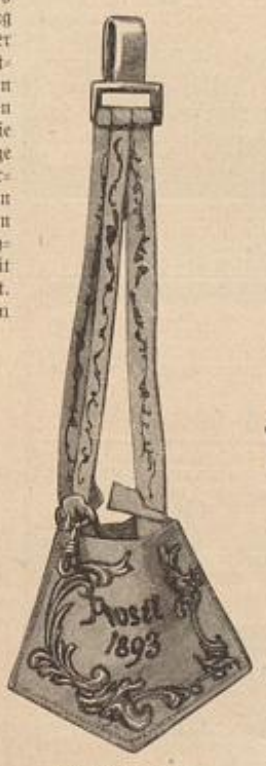
Visitenkarten-Tasche.

Cigaretten-Tasche.

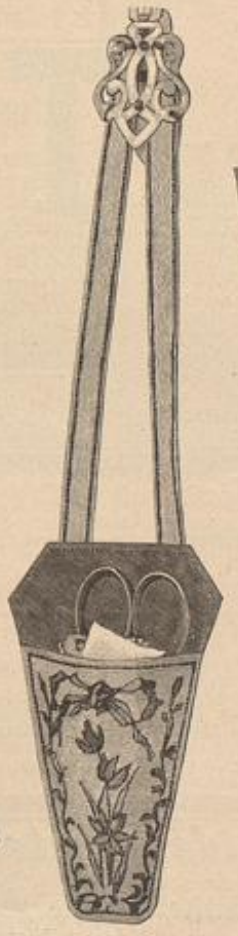
Wandtasche.

Arbeitstasche.

Näh-Nécessaire.



Uhrtäschchen.



Scheren-Etui.

Taschen-Kalender.

Portefeuille.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hervorragende Neuheiten
in
Wollgardinen

Größe eines Shawls ca. 120×350 cm.

Grosse Proben stehen, gegen baldgefällige freie Rücksendung, portofrei zu Diensten.

Muster-Kollektion W. G. 1. enthält Proben der Wollgardinen in den Preislagen von 8 ℳ bis 20 ℳ das Paar (= 2 Shawls).

Muster-Kollektion W. G. 2. enthält Proben der Wollgardinen in den Preislagen v. 22,50 ℳ bis 34 ℳ das Paar (= 2 Shawls).

Muster-Kollektion W. G. 3. enthält die Proben von Wollgardinen, Schneiderzeug und sonstigen Möbel- und Vorhangstoffen.

Francke & Co., Gnadenfrei, Schlesien.
Weberei und Versandhaus.

Epoche machende Neuheit!

Petroleum-Hängelampen
mit Patent-Federzug ohne Gegengewicht.

Die Hängelampen mit Patent-Federzug sind durch das Fortfallen des eisernen Gegengewichts viel sicherer und gefahrloser als das bisherige System.

Die Hängelampen mit Patent-Federzug passen für hohe und niedrige Zimmer und lassen sich bedeutend länger ausziehen.

Für Solidität und Haltbarkeit wird jede Garantie geleistet.

Zu beziehen durch jede bessere Lampenhandlung.

Ehrich & Graetz,
Petroleum-Lampenfabrik,
Berlin SO., Lausitzerstrasse 31.

Neu!
Woll-Leinen-Stoff.
„Zwei Pol"
siehe: Heft 19 d. Illustr. Frauen-Ztg. No 23, 24 u. 31.
FRITZ BEUTTER Stuttgart.

Wellenbadschaukel.
(Deutsches Reichs-Patent.)

(Sensationell.) Mit wenig Wasser gefüllt durch Anziehen der Füße bewegt, stürzt der herrliche Wellenschlag über den Körper (keine Zimmernässe.) Apparat ist verwendbar zu **Voll-, Wellen-, Kinder-** und **Sitzbad**, ist klein und handlich, wiegt 20 Kilo, dabei bequem und haltbar, als praktisch von circa 5000 Familien angekauft. Großartige Anerkennungen, prämiirt. Preis 40 M., interessanter Prospekt gratis.

C. Dittmann, Berlin O., Holzmarkt-Straße 34a. **Fabrik aller Arten Bade-Apparate.**

CORPULENZ
Fettsucht, Asthma, werden radikal geheilt durch
Marienbader Entfettungspillen.
(Nicht zu verwechs. m. d. v. K. Ministerium verbotenen sog. Reduktionsmitteln.) Keine Diät. Erfolg, normal. Körperformen. Schachtel 2,50 Mk.

Zu haben in den meisten Apotheken. Hauptdepôt: **Engel-Apotheke** in **Frankfurt a. M.**

Solide
Knaben-Anzüge
u. **Paletots** in großer Auswahl.
Franz Baer u. Köter,
Französischestr. 33 D,
gegenüber dem Haupt-Telegraphen-Amt

Musteraufzeichnen ohne Pinsel m. flüssig. od. Puderfarbe dir. haftend a. jed. Stoff Sammet, Tuch, Fries. Leinen etc. Apparate v. 3 M. a. Illustr. Prosp. grat.
W. HEIDENHAIN, Berlin, Alexandrinenstrasse 24.

Unterricht in Oel- u. Aquarell-Malerei ertheilt Lina D'Heureuse, Steinmetzstr. 8.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen. Ed. Pinaud DÉPOSÉ
PARIS 1889
GRAND PRIX

Die Aechten
Wilh. Fleischmann'schen
Offenbacher Pfeffernüsse
sowie
Brenten u. Bethmännchen
feinste Gebäcke zu Wein empfiehlt
die **Erste Frankfurter Brentenfabrik** *Heinrich Kurtz, Frankfurt a/M.*

In meinem Atelier **Blücherstr. 5** III l. werden
Kunststickereien jeder Art
auf's beste ausgeführt, angefangen u. aufgezeichnet. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei Unterricht ertheilt. **E. von Rüdgisch.**

Billigste Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.

Beste, echte Farben!

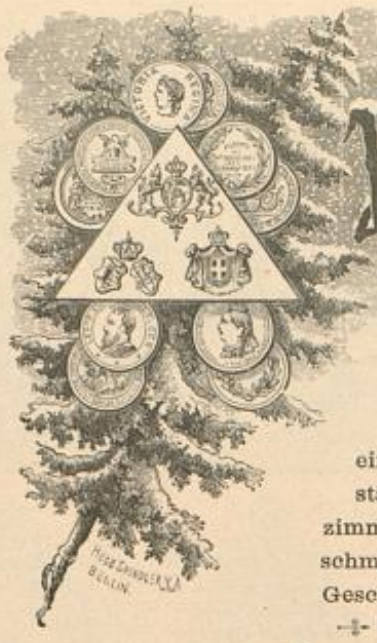
Linoleum,

Bestes Fabrikat.	□ Mtr.
Gemustert secunda	1 80 ℳ
Glatt 2½ mm stark	2,50 ℳ
Glatt 3½ mm stark	2,65 ℳ
Gemustert 3½ mm stark	3,30 ℳ
Granit mit durchgehendem Muster, tritt sich nie ab	4,38 ℳ

Julius Henel vorm C. Fuchs,
Hoflieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 26.

Passe Rollen wesentlich billiger.

Qualitäts-Proben und Muster franco.



Was soll ich schenken?

ist eine Frage, die sich Jeder vorlegt beim Herannahen des Weihnachts-Festes und deren Erledigung oft sehr viel Kopfzerbrechen macht.

Unser neuester, reich illustrirter Katalog enthält eine grosse Anzahl wirklich praktischer Gegenstände für den Schreibtisch, Privat-Bureau, Herrenzimmer und Reise, welche sich durch ihre geschmackvolle, solide und sorgfältige Ausführung zu Geschenken vorzüglich eignen.

Der Katalog wird franco und gratis versandt.

Aug. Zeiss & Co.,
Leipzigerstr. 107. **BERLIN W.,** Leipzigerstr. 107.

Inhaber: **Aug. Zeiss,** Kgl. Bayr. Hoflieferant, Hoflieferant Sr. Maj. d. Königs von Italien, Kgl. Rumänischer Hoflieferant, Grossherzgl. Sächs. Hoflieferant u. Hoflieferant Ihrer Hoheit der Herzogin zu Anhalt-Bernburg.

Fabrikation patentirter Neuheiten und Artikel der Schreibwaaren-Branche.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrich
Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von **Ludwig Ziemssen.**

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. v. Winterhalter u. m. A.

Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke leider allzufrüh entrissenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des verewigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaiser Friedrich", eine äußerst sorgsame Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

! Kein Lockenbrennen mehr !

als 1 Mal wöchentl. (toupiren 1 Mal vierteljährl.) bei Anwend. von **Capillaricin;** natürl. Lockenform bleibt b. feucht. Wetter, Transpir. etc. — Flacon für lange Zeit reichend, **franco** M. 2.75; drei Fl. M. 6.50. Wiederverkäufer Rabatt.

Filigran-Specialgeschäft Dresden, Serrestrasse 2.

Patent. **Waschmaschine** „Badenia"
auch als Tisch verwendbar
14 mal preisgekrönt,
empfiehlt das General-Debit **Michael Jaeger, Darmstadt.** Prosp. grat. u. franc.

Leinwand
ist der gesundeste, reinlichste und zugleich eleganteste Stoff für Leib- und Bettwäsche.

Leinenwaaren aller Art
roh und gebleicht, glatt oder gemustert, am Stück, sowie meterweise, Tischzeug, Handtücher, Taschentücher, Frottirsachen u. s. w., desgleichen alle sonstigen im Haushalt benöthigten Webwaaren, Bettdrell, Decken, liefert in nur vorzüglichen Qualitäten und bittet Preisliste zu verlangen.

A. F. Zeller, Urach, Württemberg.

Directer Import
Thee
Neueste Ernte.

Souchong kräftiges Aroma pr. Pfd. 2,60.
Ceylon Mischung vorzüglich pr. Pfd. 2.80.
Peeco Mischung hochfein pr. Pfd. 3,—
franco Postsendung von 3 Pfd. gegen Nachnahme.
Jean E. Leonhardt.
Bad Homburg.

Haar-Feind
von Franz Schwarzlose
entfernt alle häßlichen Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und **unschädlich.** Dose **2** Mark. **Berlin, Leipzigerstr. 56,** Colonnaden.

Junge fette Gänse, gerupft, 7—9 Pfd. schwer, vers. täglich frisch geschlachtet per Pfd. 50 Pf., **Enten** 60 Pf. per Pfd. ab hier.
E. Lauck, Tilsit (Ostpr.).

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW Wilhelmstraße 39 IV.

Eine Freude erregende und praktische Weihnachtsgabe
von bleibendem Wert für jedes junge Mädchen oder angehende Jungfrau ist das soeben erschienene **Musterkochbuch für die nord- und süddeutsche Küche** von Frau verw. Oberstabs- und Regimentsarzt **A. Breithaupt:**

„Die deutsche Frau in Küche und Keller"

in hochfeinem, stilvollen Einband. Preis 4 M. — Die Verfasserin hat hiermit ein Werk geschaffen, welches eine jede Lernende in **allen** ihr vorkommenden, Küche und Keller betreffenden Fragen **gründlich zu belehren** geeignet und auch bei wissenden Hausfrauen dauernd einer freundlichen Aufnahme sich sichern wird.

Der Verfasserin wurde noch vor dem Erscheinen die hohe Ehre zu teil, daß das Buch für die unter dem Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin **Friedrich Karl** von Preußen stehende **„Deutsche Frauenabteilung der Weltausstellung in Chicago 1893"** angenommen u. noch mit zur Ausstellung gelangt. — Prospekt umsonst. —

Vorrätig oder zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen und von **B. Richter's Verlag** in **Chemnitz** i. S.

Schneider-Unterricht,
theoretisch wie praktisch, wird vom **1. October** ab im
Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidicinstraße Nr. 39
ertheilt.
Agnes Niemann,
Directrice und staatlich geprüfte Handarbeits- und Industrie-Lehrerin.

Ein Schmuck

für Küche und Tafel sind die hocheleganten, unverwüstlichen nickelplattirten und
Rein-Nickel-
Geschirre.
Kein Platzen! Kein Durchbrennen! Kein Putzen!
Détail-Niederlage der
Rein-Nickel-
Küchen- und Tafelgeschirre des **Westfälischen Nickel-Walzwerks.**
Heinrich Körner,
Nickelwaaren-Specialgeschäft
Berlin SW., Markgrafenstr. 71.
Illustrirtes Musterbuch gratis und franco nur an Private.
Weihnachtsaufträge von außerhalb umgehend erbeten.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

11. December 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 24.

Aus der Frauenwelt.

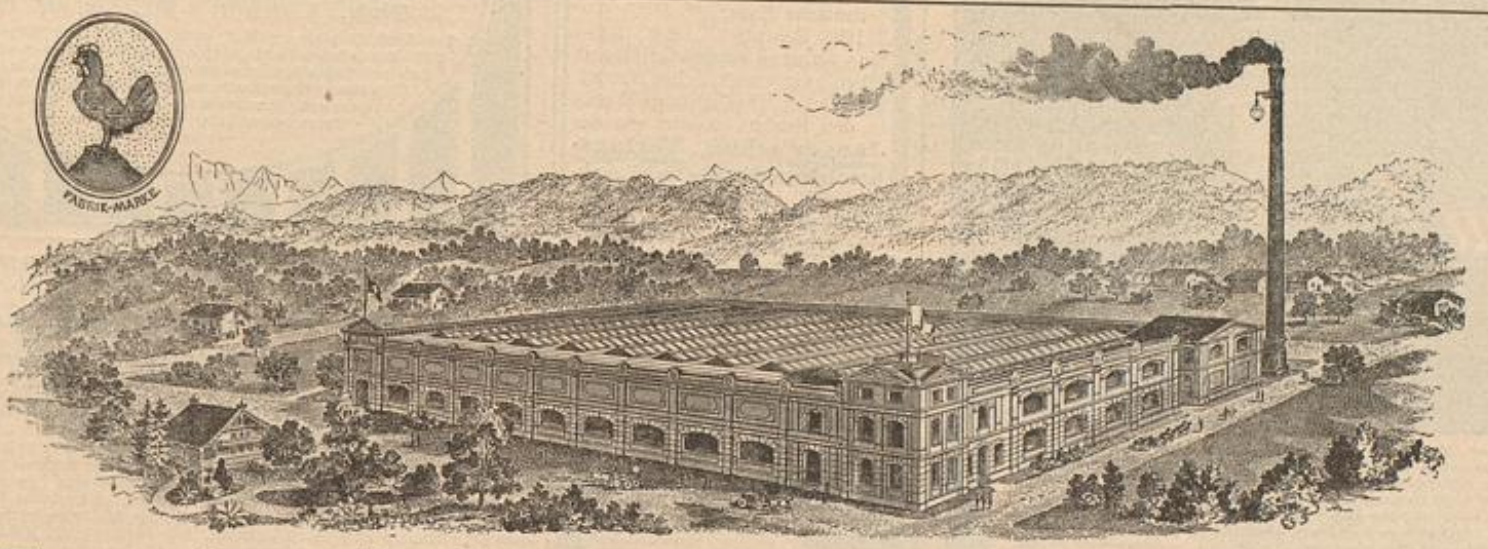
Berlin. — Am Geburtstage der Kaiserin Friedrich wurde hier das in der Nähe des Friedrichshain-Krankenhauses erbaute Pflegerinnen-Haus der Victoria-Schwestern feierlich eingeweiht. Das Victoria-Haus für Krankenpflegerinnen ist eine der segensreichsten Schöpfungen der Mutter unseres Kaisers. Mädchen aus den höheren Ständen ist hier ein Thätigkeitsgebiet eröffnet, das edler, opferwilliger und entsagender Menschenliebe die Bahn öffnet und vornehmlich in der Krankenhaus-, aber auch in der Privatpflege den Kranken wie den Aerzten eine Hülfe geschaffen hat, deren unschätzbarer Werth zwar längst erkannt, aber in weiten Kreisen noch lange nicht genug gewürdigt ist. Vor einem Jahrzehnt begann Fräulein Fuhrmann, die jetzige Oberin des Victoria-Hauses, mit acht Krankenpflegerinnen. Jetzt, nach zehn Jahren, sind hundertundvierundsechzig ausgebildete Schwestern thätig, denen noch vierundzwanzig hinzu getreten sind, die am Geburtstage der Kaiserin nach bestandener Prüfung die Abzeichen ihres Berufes — ein silbernes Kreuz — erhalten haben. Vier Schwestern, darunter eine junge Griechin, bestanden im Cholera-Lazareth zu Hamburg, als die Seuche auf dem Höhepunkt angelangt war und in einem Pavillon in einer Nacht vierzig Kranke starben, glänzend die Feuerprobe.

Göttingen. — Hier soll zu Ostern 1893 ein dem Victoria-Lyceum in Berlin nachgebildetes Lehrinstitut in's Leben treten, das sich zunächst die Aufgabe stellt, tüchtigen Lehrerinnen die Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher Fortbildung zu bieten. Von hervorragenden Gelehrten wird Geschichte der Philosophie, Psychologie, Kirchengeschichte, Neuere Geschichte, Geographie, Neuhochdeutsche Grammatik, deutsche Literatur, Französisch und Englisch gelehrt werden. Die Betheiligung an den Cursen ist jeder für höhere Mädchenschulen geprüften, bereits im Amte geübten, tüchtigen Lehrerin gestattet; aber sie soll auch solchen Frauen, welche eine andere gleichwerthige Bildung nachweisen können, erlaubt werden. Meldungen sind möglichst bis zum 1. Januar 1893 an Fräulein Prentzel in Göttingen, Angerstraße 1, zu richten, welche weitere Auskunft — auch über die Art der Vorbildung — gern ertheilt. Das Honorar beträgt für wöchentlich acht Stunden nach freier Wahl halbjährlich fünfzig Mark; das Hören weiterer Vorträge wird nach dem Maßstabe von fünfzehn Mark für zwei Stunden im Semester berechnet.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Paris. — In aller Stille hat der deutsche Weihnachtsbaum seinen Einzug in Frankreich gehalten. Mit seinem schimmernden Lichterzauber, seinem Märchenduft, seiner Alt und Jung bestrickenden Poesie hat er sich die Herzen erobert, und mit jedem Jahre werden der Häuser und Familien mehr, wo am „heiligen Abend" strahlende Kinderaugen den wunderbaren Baum zum ersten Male schauen. Und man thut ihm große Ehre an, man macht Toilette, — nicht nur die jungen Damen, auch die kleinen Mädchen und Knaben erscheinen in festlichen Gewändern. Die jungen Herren sind ja mit ihrer Kostümirung, wo es sich nicht um alltägliche Zweckmäßigkeit handelt, längst nicht mehr an dunkle Farben und schwere Stoffe gebunden; dem achtjährigen Sohn des Hauses steht die russische Bluse aus hellblauem Kaschmir auch ganz vorzüglich, und für die Würde sorgen schwarze Sammethöschen und schwarze Strümpfe in zierlichen Lackschuhen. Bei den kleinen Mädchen hat sich das englische lose Hängerkleid so bewährt, daß es mit großer Vorliebe getragen wird. Natürlich thun es diese jüngsten Damen auch nicht mehr ohne Puff-Aermel aus Sammet, die dann zu weißem Krepp in einem zarten Farbenton gewählt werden; damit stimmt die Rock-Garnitur überein, und für die schmale Passe um den Ausschnitt findet sich ein Stückchen kräftiger Spitze oder reichgewirkte Borte. An einem anderen Kleidchen aus rosa Voile bildet granatrother Sammet die Aermel, dazu doppelte Epaulettes aus rosa Seide und ein perlengestricktes Besatzbörtchen. Immer kleidsam für das überschlanke Alter bleibt der hohe Rock-Volant; die duftige Zusammenstellung von ganz mattblauer Gaze mit blauer Seide vervollständigen Matrosen-Kragen und Gürtel aus schwarzem Sammet nebst schmalem Sammetband als Garnitur. Ein schottisches Kleid darf nicht fehlen, wenn ein Bild der augenblicklichen Mode — sei es für große oder kleine Leute — gegeben werden soll. Hier bildet den festlichen Schmuck des einfachen Kleidchens ein Chemisett aus gesticktem Musselin. Merkwürdiger Weise kann das kleine Fräulein bis zu fünfzehn Jahren sich mehr Luxus gestatten, als später die erwachsene junge Dame; ihr schreibt die französische Mode zu allen Zeiten eine gewisse Einfachheit vor, und das ist vielleicht einer ihrer feinsten und wohlberechnetsten Züge. Von all den herrlichen Seidenstoffen kommen hier nur Bengaline, Surah und glatte Faille in Betracht, — vor Allem Bengaline. An einer Toilette aus diesem weichen, wenig glanzreichen Gewebe in zartem Bläulich-Grau bildet crèmefarbene Tüllspitze Epaulettes und eine seitliche Rock-Garnitur, dunkelgrauer Sammet Faltengürtel, Kragen und Schulter-Garnitur. Dunkler Besatz auf hellem Stoff gilt noch immer als besonders elegant. So tritt in einer anderen Toilette zu glattem und gesticktem ecrufarbenen Musselin dunkelbraune Surah für die faltigen Taillentheile und die engen Aermel. Durch einen ganz schmalen Goldgürtel wird die absichtlich nüchterne Farbenstellung in sehr feiner Weise gehoben. An einem ähnlichen Arrangement erscheinen vorderer Latztheil und Rücken-Einsatz der Taille, gleich dem Aermelpuff und dem Rock, aus glattem Voile, die Taillentheile selbst, der Aermel-Volant und



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

versendet **direct** an **Private:**

Seidenstoffe

ab eigener Fabrik 75 Pfg. p. Met.

bis Mk. 18.65, schwarze, weiße und farbige — glatt, gestreift, karrirt und gemustert (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.85—18.65**
Seiden-Foulards	„	**„ 1.35— 5.85**
Seiden-Grenadines	„	**„ 1.35—11.60**
Seiden-Bengalines	„	**„ 1.95— 9.80**
Seiden-Ballstoffe	„	**„ —.75—18.65**
Seiden-Bastkleider	„	**„ 14.80—68.50**

ꝛc. ꝛc.

porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

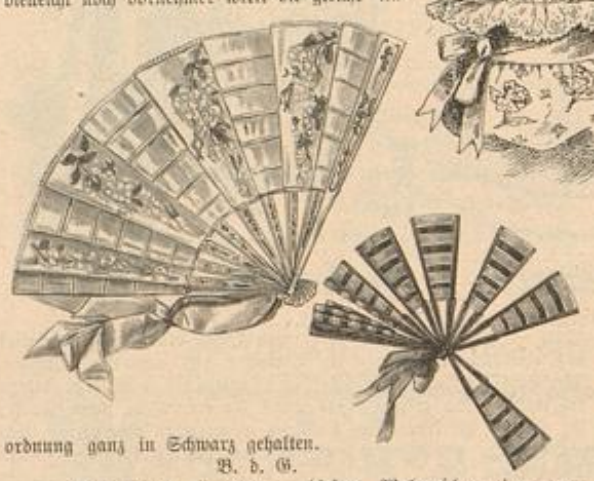
Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Rock-Garnitur aus besticktem Stoff mit schmalem Marabout-Abschluß. An der augenblicklichen großen Vorliebe der Mode für Sammet, natürlich den allerneuesten changirenden Geweben, nimmt auch die Jugend Theil, doch hat sie sich mit Rock oder Taille aus Sammet zu begnügen. Hier vervollständigt einen Rock aus fein gestreiftem, in Roth und Rosa changirendem Sammet eine krause Blusen-Taille aus elfenbeinfarbenem Crêpe de Chine mit graziösem Bandgürtel. B. d. G.

— Sehr geschickt war an der reichen Ball-Toilette einer jungen Frau durch die Garnitur die Wirkung der kurzen Empire-Taille hervorgebracht, während für das eigentliche Prinzeß-Kleid aus damascirtem gelben Atlas die gewöhnliche lange Taillen-Form beibehalten war. Darüber fiel, dieselbe leicht verhüllend, ein Tablier aus mit Goldflittern gesticktem Tüll von der Brusthöhe bis zu dem breiten gelben Federnbesatz herab. Eine sich kreuzende Draperie aus gelbem Sammet und eine Art schmaler Miedergürtel vervollständigten das Arrangement, zu dem eine faltige Epaulette-Garnitur aus türkisblauem Sammet noch besonders originell wirkte. Die kurzen Puffärmel selbst harmonirten mit der Taillen-Garnitur aus Sammet. Nicht weniger reizvoll und vielleicht noch vornehmer wirkt die gleiche Anordnung ganz in Schwarz gehalten. B. d. G.



— Der kleinen Capote — diesem Wahrzeichen der vornehmen Pariserin — ist ein ernster Rivale erstanden in der halb dem Empire, halb der Restauration angehörenden Schutenform. Man kann sich für ein jugendliches Köpfchen kaum einen koketteren, für ein nicht mehr ganz junges Gesicht kaum einen vortheilhafteren Rahmen denken, als die breite, leicht gebogene Krempe, die, zu dunklem Sammet für den Hut, hellerer Atlas füttert und umgekehrt Dunkel zu Hell. Zwei Rosetten bilden im Inneren einen besonders zierlichen Schmuck. Das schmal aufsteigende kleine Köpfchen überragen die bekannten Zwillingsfedern. B. d. G.

Berlin. — Die Mode begnügt sich nicht damit, die Toilette im Großen, den Schnitt unserer Kleider, die Formen unserer Hüte zu bestimmen, sie zieht auch all die hundert Kleinigkeiten, die im äußeren Leben der Frau eine Rolle spielen — und sei es die kleinste — in das von ihr beherrschte Gebiet. So gehört zur Theater-Toilette nicht nur die elegante Robe, der kokette Hut, das modegerechte Sortie, sondern neben dem Fächer und der Bonbonnière das Opernglas, dessen Behälter sich immer mehr zu einem kleinen Luxus-Gegenstand ausbildet. Reste kostbarer alter Stoffe: Damast und Brocat, kurze Spitzen-Enden, finden hier herrliche Verwendung, oder man ruft die Kunstfertigkeit der Nadel zu Hülfe und schmückt z. B. hellen Atlas mit dunklen Sammet-Applicationen. T. G.

— „Wollen Sie, bitte, meinen Fächer einen Augenblick halten?" — „Mit Vergnügen." — Es ist ein reizendes, duftiges Ding, zur Toilette der jugendlichen Besitzerin passend, ganz aus schmalen rosa und weißen Bändern über einem zierlichen, in Rosa und Silber bemalten Holzgestell. Der ob seiner Mission erfreute Tänzer beeilt sich, den Fächer behufs eingehender Bewunderung ganz zu öffnen, und erschrickt nicht wenig, denselben nach allen Richtungen in einzelne Theile zerflattern zu sehen. Wie war das nur möglich? eben noch in tadelloser Frische und nun, bei der behutsamsten Berührung, ganz und gar in Stücke! — Das Unglück ist aber nicht so schlimm, als es aussieht. Ein Handgriff — das Schließen des Fächers und Oeffnen nach der anderen Seite hin — genügt, um ihn wieder heil und ganz erstehen zu lassen. Der geheimnißvolle Vorgang beruht auf der Einrichtung mit doppelten Stäben, die sich entweder in einander schieben, und so die Verbindung herstellen, oder aus einander fallen. Dasselbe Manöver läßt sich mit einem Fächer ausführen, an welchem aus farbigem Band gebildete Felder mit solchen aus bemalter Gaze abwechseln. T. G.

Wien. — Die Zeiten, wo Frau Eleonore Duse die Camelien-Dame in einem einzigen weißen Kleid gespielt haben soll, sind vorüber. Sie trägt nicht ein, sondern fünf weiße Kleider, und zwar lauter Toiletten ersten Ranges, ebenso viele wundervolle Mäntel, meistens aus weißem Pelz, in denen sie einen noch nicht gesehenen Luxus entfaltet, und nicht einen einzigen Edelstein. Diese Art gesucht eigenartiger, reicher Einfachheit wirkt überraschend. Besonders schön ist das Schlaf- und Sterbe-Kleid im letzten Akte, aus schwerem weißen Tuch mit weißem Eisfuchs-Besatz, und darüber ein gleicher dreifacher Pelerinen-Mantel, — eben ein wirkliches Kranken-Kleid, weit und faltig und unendlich malerisch, wie alle Toiletten dieser ungewöhnlichen Künstlerin. Hervorzuheben ist noch das reizvolle Empire-Kleid im zweiten Akte aus weichem weißen Wollenkrepp, mit im Rücken quergefalteter, weißer Sammet-Taille, die vorn sich zu einem Empire-Gürtel mit großer Brustschleife verkürzt, weißen Sammet-Puffärmeln und einer Ausschnitt- und Epaulette-Draperie aus breiter, bräunlich getönter Spitze; dieselbe bildet auch den vorn hochgehobenen Aermel-Volant. In einer zweiten ihrer zumeist berühmten Rollen, der Clotilde in „Fernande", trägt die Künstlerin je nach der vorherrschenden Stimmung jedes Aktes nur schwarz oder weiß, mit hie und da ein ganz klein wenig farbigem Besatz, z. B. geld auf einem schwarzen Hütchen. Sie ist eben die vollendetste Stimmungs-Malerin auch in ihrer Toilette. In „Nora" sahen wir sie im zweiten Akt in einem ganz aparten Kleid aus dunkelgelbgrünem Tuch mit Besatz aus weißen, mit Gold und bunten Steinchen gestickten Tuchborten und dunklem Nerz, der Rock in Empire-Form handbreit über dem Taillen-Schluß ansetzend; dazu eine kurze Taille mit äußerst breiten Puffärmeln in braun-grün changirendem, geripptem Plüsch; vorderer Stehkragen

D. R. Patent. a.

Prächtiges Festgeschenk für 3 Mark:

Lingner & Kraft's

Senfborn

{Mostrich-Brunnen.}

Neu!

Dreizende Zierde jedes gedeckten Tisches.

Der Mostrich (Senf) ist gegen Eintrocknen (grosse Ersparniss), Staub und gegen unappetitliche Behandlung vollständig geschützt, bleibt also stets frisch, scharf und aromatisch. — Ein Druck auf den Schwengel giebt eine abgemessene Portion Mostrich. — Der Senfborn ist überraschend elegant ausgestattet (Rein-Aluminium-Beschlag etc.), also ein prachtvolles Weihnachtsgeschenk für Jedermann.

Der Senfborn in weiss, crème oder Zwiebelmuster, kostet **3 Mark** in allen besseren Haushalt- und Porzellangeschäften. Weiss und crème lässt man sich zu jedem Tafelservice passend bemalen. Nach Orten, wo nicht zu haben, liefern wir direct **franco** 1 Senfborn incl. Kiste für M. 3,75 **franco** und **zollfrei** nach Oesterreich-Ungarn für 2½ Gulden (Vorher-Einsendung od. Nachnahme).

Lingner & Kraft, Dresden.

Was thut Frau Helene,

die sparsame Hausfrau, geb. M. 1.50
die praktische Hausfrau, „ „ 1.20
Kartoffelküche . broch. „ —.80
Rührig's Kochbuch fürs deutsche Haus,
1093 Recepte . . geb. „ 2.—
Man verlange **ausdrücklich nur diese** ganz vorzüglichen, unentbehrlichen Haushaltungs-Werke in den Buchh. od. dir. von der **Jaeger'schen Verlagsbuchhandlung** in Frankfurt a/M. gegen Einsendung des Betrages.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Comödie!

Neuester Roman von

Nataly von Eschstruth.

2 Bände. 8. Geheftet 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Das Werk ist dazu angethan, gleich wie alle seine Vorgänger, das Publikum in hohem Grade zu interessiren! Wahre Begebenheiten aus Hof- und hohen Finanzkreisen erhalten den Leser in dauernder Spannung und werden dafür Sorge tragen, daß auch dieses elegant und geistvoll geschriebene Werk die allgemeine Anerkennung findet, welche es verdient.

Die richtige und billige Ernährung.

Kochbuch u. Haushaltungslehre

für den sparsamen Haushalt von **Otilie Palfy.**

II. verbesserte Auflage. 336 Seiten m. col. Tafel eleg. gebd. 2 Mk., cart. m. Leinenrücken 1.50 Mk. Als „praktisch" bewährt und empfohlen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger

Leipzig. Bernhard Franke.

Ein schönes Weihnachtsgeschenk für Frauen und Mädchen!

Im Verlage **Trowitzsch & Sohn** in Frankfurt a. d. Oder ist erschienen:

Unsere Blumen am Fenster.

Anweisung zur Zimmerblumenzucht und Pflege

von **Robert Betten,**

Redakteur am praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau.

Mit 102 Abbildungen. In Prachtband 4 Mark.

Ein Zimmer ohne Blumen ist wie ein Mensch ohne Gemüt: kalt läßt es uns, ob es sich um das tägliche Wohnzimmer oder den festlich geschmückten Salon handelt. Die Bilder an den Wänden sollen dem Raume die Weite geben: der Verstand will nicht, daß seinem geistigen Auge durch die Kahlheit der Wände dauernd eine Grenze gesetzt wird. Durch die Blumen am Fenster aber will das Menschenherz an die weite Welt erinnert werden, an das ewige Werden und Vergehen, das Lebtose soll dem Zimmer genommen werden, auch wenn draußen alles schläft und ruht. Und es ist so leicht, Zimmerblumen zu pflegen und an ihnen seine herzliche Freude zu haben! Herr Betten giebt aus reichster Erfahrung, die er sich in seiner Stellung erworben, eine klare Anleitung besonders auch über die Auswahl der Blumen und Pflanzen. Fräulein Therese Laudien hat — fast das letzte Werk der inzwischen verstorbenen, genialen Künstlerin — das Werk mit über 100 sinnigen Bildern geschmückt. Die Verlagsbuchhandlung aber war bemüht, durch einen möglichst geringen Preis — 4 Mark — bei schöner Ausstattung — auch der Einband ist von Fräulein Laudien entworfen — dem Buche die weiteste Verbreitung unter deutschen Frauen und Mädchen zu geben.

Verlag von Carl Habel in Berlin SW. (48.) 33 Wilhelmstr.

Das **ABC der Küche**

von **Hedwig Heyl,** geb. Crüsemann.

Dritte Auflage.

Geh. in Orig.-Leinen 9 Mark.

In jed. Buchhandl. vorräthig.

ROWLAND'S ARTIKEL

für Haar, Teint und Zähne sind die besten.

MACASSAR OIL stärkt den Wuchs der Haare u. verhindert das Ausfallen derselben; auch in Goldfarbe zu haben.

KALYDOR verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, Röthe und Sprödigkeit; als unschädlich garantirt.

ODONTO, ein Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne weiss, bewahrt dieselben und verhindert deren Hohlwerden.

Man verlange bei **allen besseren Droguisten** und **Parfümeuren** die Artikel von **Rowland, 20 Hatton Garden**, London.

MK MK MK MK

MAX KRAUSE, BERLIN SW.

Papier-Ausstattungen

bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Marke!

MK MK MK MK

Vorzügliches Geschenk für Damen.

Erich und Elsa

von **Johannes Voelting.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung von M. 4.— vom Verlage **R. Karstens, Hamburg**, Pelzerstraße 7.

Nächst der alten Pinakothek.

Albert Seckstein, München, Gabelsbergerstr. 22.

empfiehlt sein reichhaltigst assortirtes Lager aller erdenklichen

Mal- und Zeichnenutensilien

in deutschen, französischen und englischen Fabrikaten, sowie in **Gegenständen aller Art** zum **Bemalen** u. **Brennen, Brennapparaten, Mal-, Zeichnen-** u. **Brandvorlagen** 2c.

Illustrirte Preislisten kosten- und portofrei.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und kurzes Chemisett aus lila-rosa changirendem Sammet mit Pelzbesatz; enge Aermel und Brustlatz aus Tuch. H. B.

— Eine ebenso reizende als werthvolle Mode-Neuheit sind kleine vergoldete oder goldene Löffel mit mannigfach geformten Griffen, vom einfachen Silberoxyd und Email bis zur kostbarsten Ausführung mit echten Steinen, immer aber in eigenartigster künstlerischer Form. Von diesen Löffeln legt man sich nun Sammlungen an, indem man sie nach und nach als Reise-Erinnerung heimbringt, — von jeder Stadt einen Löffel mit entsprechendem Wahrzeichen, dem Ort und Datum eingravirt wird, oder, noch besser, man erhält sie als Geschenke für Wetten, Vielliebchen u. dergl. In letzterem Falle wird die Chiffre des Gebers oder eine Devise in die Höhlung des Löffelchens gravirt, nebst dem Datum. Ist dann das halbe oder ganze Dutzend voll, so besitzt man nicht nur eine Serie von persönlichen Erinnerungen, sondern auch den reizendsten Tafel-Schmuck zum Gebrauch für Mocca, Eis u. dergl. N. B.

— Die neuesten Portebonheurs bestehen aus verbogenen Hufnägeln von blankem Schmiedeeisen mit Feingoldköpfen. Aus diesen „Glücksbringern", die von sonst ganz vernünftigen Leuten sorgfältig aufgehoben zu werden pflegen, formen sich nun kurze Uhrketten, Armbänder, Broschen, Ohrringe und Jabot-Nadeln, für welche der Nagel so getheilt ist, daß er durch den Stoff gesteckt erscheint. Das direkte Gegentheil dieser Art „Schmuck", der an die Pfahldauzeit erinnert, sind die überaus zarten, mit Feston-Gehängen verzierten feinen goldenen Hals-Kettchen, an denen sehr kleine Perlen oder bunte Steinchen hängend befestigt sind, und die sowohl am bloßen Halse als über Taillen mit glattem Stehkragen reizend wirken. N. B.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Weihnachts-Arbeiten.

Seit langen Wochen haben die technischen Nummern Rath und Hülfe geboten, um durch schöne, praktische, mit der Nadel auszuführende Arbeiten allen Wünschen gerecht zu werden, die Groß und Klein am Christfest erfüllt zu sehen hofft. Nun sollen an dieser Stelle noch ganz besonders Pinsel und Stift zu der frohen Aufgabe herangezogen werden. Von Künstlerhand geschaffen, verlangen freilich die verlockenden Dinge auch künstlerisches Verständniß und Gewandtheit, wenn sie vom Reiz der Vorlagen nicht zu viel einbüßen sollen. —

Wie stets um die Weihnachtszeit, so hat auch diesmal die Industrie hübsche Neuheiten geschaffen, welche nur noch einer letzten Verzierung mit dem Pinsel harren. Da sind zur Wand-Decoration zunächst Platten aus feuervergoldeter Pappe, sowohl eckig wie in Schild- oder Palettenform, mit Schleifen aus schwerem Ripsband ausgestattet, auch wohl neben den gemalten Blumen noch mit getrockneten oder künstlichen Blüthen geschmückt, ferner Kasten jeglicher Art und Form, bestimmt, wie die Vorlage, zur Aufnahme von Taschentüchern oder für Handschuhe, Fächer, Schmuck, Briefe. Von der goldigen Deckelfläche des 19 cm im Quadrat großen, 3 cm tiefen Kastens heben sich Chrysanthemen in Weiß, Gelb und Rothbraun ab. Die Innenflächen zeigen ein warmes Braun mit feinen Goldpunkten, wie die japanischen Lackwaren. Gleiche Blüthen schmücken auch die Rückwand eines zierlichen Ständers, der auf dem Tisch, wie an der Wand seinen Platz erhalten kann. Das zur Aufnahme von Rippes, kleinen Büchern u. s. w. bestimmte, 32 cm lange, 9 cm breite Brett und die Seitenwände verbinden kleine Scharniere mit der 21 cm hohen, geschweiften Rückwand, so daß sich das Ganze flach legen und auf Reisen leicht mitführen läßt.

Jedwedes Arbeitsmaterial, in hübscher Gestalt geboten regt die Lust zum Schaffen an, und deshalb werden Dintenfaß wie Papierkasten, jedes in seiner Art, Freunde finden. Im Kerbschnitt auszuführen, sind die Randverzierung der nur 6 cm im Durchmesser betragenden Birnbaumplatte, in deren Mitte das runde Krystallglas eingelassen wird, sowie der kegelförmige Deckel, rasch vollendet; die kleine Gabe bietet die beste Gelegenheit, zum ersten Male Proben der erlernten Schnitzkunst abzulegen. Eine Cigarrenkiste, ein wohl in jedem Hause leicht zu beschaffendes Material, bildet den reich mit Brandmalerei ausgestatteten Kasten, der z. B. zur Aufnahme von Papier und Couverts dienen kann. Die Vorlage, 21 cm lang, 13 cm tief und $5^1/_2$ cm hoch, erscheint innen mit dunkelrothem Atlas bekleidet, nachdem zuvor der jeder Cigarrenkiste anhaftende Tabakgeruch durch Abbrennen von etwas hineingegossenem Spiritus entfernt worden. Auf dem Deckel erscheint der Grund des ausgesparten Musters kräftig genarbt gebrannt. Ausführliche Anleitung für Holzbrand geben die Lieferungen 1 und 2 der „Häuslichen Kunst."

Der bereits in der vorigen Nummer gegebenen Auswahl von Gegenständen aus Leder schließt sich ein Lederbezug für zierliche Feldflaschen an. Seine Herstellung ist fast mühelos zu nennen; zwei, der Form der Flasche entsprechende, nur um 1 cm kleinere Stücke Waschleder werden am Außenrande mit Einschnitten versehen, und durch diese hat man, nachdem die Flasche zwischen die Ledertheile geschoben, $^1/_2$ cm breites farbiges Atlasband kreuzweise zu leiten, um es am Halse zu Schleifen zu vereinigen. Ein mit Aquarell-Farben gemalter Blumenstrauß kann dann die eine, Monogramm oder Widmung die andere Seitenfläche schmücken.

Von ganz anderer Art, auch in den Ansprüchen, welche seine Decoration an künstlerisches Können stellt, ist das Wandbrett aus Bambus, das zu 70 cm Länge 48 und 32 cm Breite mißt. Auf versilberten Metallflächen, deren mattschimmernder Grund als Folie dient, sind zarte Apfelblüthen in Oelfarbe gemalt — nur der fächer-

(Fortsetzung s. zweites Beiblatt.)

Werthvollstes Festgeschenk für jede Mutter!

6000 Exemplare in 3 Monaten abgesetzt.

Soeben erschien im Verlage von **Wilhelm Braumüller, Wien** und **Leipzig** in vierter Auflage:

Wie behütet man

Leben u. Gesundheit seiner Kinder?

Von weil. Hofrath Professor **Dr. Ernst von Brücke.**

Preis 5 M., eleg. geb. 6 M. 50 Pf.

. . . . . „Ernst Brücke war eine Leuchte der medicinischen Wissenschaft und war somit mehr als irgend ein anderer befähigt, aus den vielen Errungenschaften der Neuzeit das herauszugreifen, was wirklich gut ist, und so bietet er auch in seinem volksthümlichen Buche den Eltern und Erziehern wirklich das Beste!" . . . (Gartenlaube, 1892, Nr. 12.)

. . . . Wir haben Brücke's letzte Arbeit geradezu als ein Naturevangelium zu bezeichnen" . . . . „Es ist ein Buch, das nicht besprochen und gepriesen, sondern von jedem gewissenhaften Familienvater, jeder sorglichen Hausmutter, ja von allen gelesen und beherzigt werden muss, die als Pädagogen, als Erzieher und Beschützer unserer kleinen Leute die Pflicht haben, darauf zu achten, dass uns in den Bürgern der Zukunft ein wehrhaftes, durch Verzärtelung nicht verweichlichtes, durch übertriebene Abhärtung nicht vorzeitig verbrauchtes Geschlecht heranwächst. Für die Jungen eine Heilslehre des Leibes, kann Brücke's Schrift, richtig gelesen, verstanden, und auf andere Gebiete übertragen, für die Alten eine Schule geistiger und sittlicher Zucht werden." („Vom Fels zum Meer", Stuttgart, 1892, 9. Heft).

Soeben erschien:

Fürst,

Die häusliche Krankenpflege.

Mit besonderer Berücksichtigung des Kindes.

Mit 11 Vollbildern nach Originalphotographieen und 30 Textbildern.

Preis elegant gebunden M. 5.—.

Ein Haus- und Familienbuch ersten Ranges, gleichvorzüglich nach Form und Inhalt.

Für jede Hausfrau unentbehrlich!

C. L. Hirschfeld, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Acad. Lehr-Anstalt für **Damenschneiderei.**
Vorzügl. Unterricht in **Maßnehmen, Zuschneiden** und **Anfertigung** v. **Kleidern** und **Damen-Confection.**
Berlin S.W., Kommandantenstr. 3/4.
Reinh. Jacob. Elise Jacob geb. Böttcher.
Empfohlen d. Ihre Durchlaucht d. Prinzeß Elisabeth zu Bentheim.
Ausführliche Prospecte gratis u. franco.

Musteraufzeichnen ohne Pinsel m. flüssig. od. Puderfarbe dir. haftend a. jed. Stoff Sammet, Tuch, Fries. Leinen etc. Apparate v. 3 M. a. Illustr. Prosp. grat.
W. HEIDENHAIN, Berlin, Alexandrinenstrasse 24.

Allerlesenste reich illustrierte Litterarische Weihnachts-Geschenke für Jung und Alt.

Heldenlieder für das Deutsche Haus:

Nibelungenlied.
Nach den besten Quellen bearbeitet von **Emil Engelmann.**
Mit 6 Lichtdruckbildern und 20 Textillustrationen.
Dritte Auflage.
Einfach geb. M. 6.— Eleg. geb. M. 7.—

Frithiofs-Sage.
Nach den Quellen bearbeitet von **Emil Engelmann.**
Mit 6 Lichtdruckbildern und vielen Text-Illustrationen.
Einfach geb. M. 6.— Eleg. geb. M. 7.—

Gudrunlied.
Nach den besten Quellen bearbeitet von **Emil Engelmann.**
Mit 6 Lichtdruckbildern und vielen Illustrationen im Text.
Zweite Auflage.
Einfach geb. M. 6.— Eleg. geb. M. 7.—

Parzival
nach den Liedern des Wolfram von Eschenbach und des Chr. von Hoie, bearbeitet von **Emil Engelmann.**
Mit 6 Lichtdruckbildern, 2 Farbendrucktafeln und vielen Illustrationen im Text.
Einfach geb. M. 6.— Eleg. geb. M. 7.—

Jedes Heldenlied vier herrlichen Lieder ist auch M. 1.— zu haben.

Germanias Recken-Born
Sagen und Sagen für das Deutsche Haus bearbeitet von **Emil Engelmann.**
I. Bd. Einfach geb. M. 7.— Eleg. geb. M. 8.—
II. Bd. Einfach geb. M. 7.— Eleg. geb. M. 8.—

Homers Odissee
In freier Umdichtung für das Deutsche Haus von **Emil Engelmann.**
Mit über 100 Illustrationen.
Einfach geb. M. 7.— Eleg. geb. M. 8.—

Neuestes Werk
des durch seine bisherigen Lieder so bekannten und allgemein beliebten schwäbischen Dichters
Emil Engelmann:
Die Pfingstfahrt
Empfiehlt sich als diesjähriges Weihnachts-Geschenk. | Einfacher Sang aus dem Schwarzwald in sechs Abenteuern. Elegant gebunden mit Titelbild in Heliogravure 3.50. | besonders für Damen.

Denkmäler der Kunst. Mit ca. 1400 Darstellungen und Textband.
Sechste Auflage. | Vierte Auflage.
Klassiker-Ausgabe. 205 Tafeln darunter Tin Farbendruck. In Originalband M. 46.
Pracht-Ausgabe. 185 Tafeln in Stahlstich, 1 in Farbendruck und 11 in Photolithographie. In drei Theilen à Abtheilung Prachtband M. 20.

Moritz von Schwind's Deutsche Märchen:
Die schöne Melusine. Die sieben Raben.
11 Lichtdruckbilder in eleganter Mappe mit Text M. 20.

Goldene Bibel. 100 Lichtdruckbilder gross Folio.
Altes Testament. Neues Testament.
Evangel. Ausgabe. Kathol. Ausgabe.
Jeder Theil eleg. geb. in Leinwand M. 50, in Saffian M. 62.50.
Neues Testament: Billige Ausgabe, eleg. geb. M. 20.—

Geschichte der deutschen Kunst
von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart
von **Wilh. Lübke.** Mit 615 Illustrationen.
In Leinwand geb. M. 22. In Halbfranzbd. M. 24.—

Bilder-Atlas zur Weltgeschichte.
Nach Originalwerken alter und neuer Zeit.
146 Tafeln mit über 5000 Darstellungen.
Gezeichnet und herausgegeben von Professor Dr. C. Weisser
mit Text von Dr. H. Merz.
In Original-Prachtband M. 30.

Schillers Gedichte. Neue elegante Ausgaben:
Mit 20 Original-Illustrationen. Elegant geb. M. 1.—
Ohne Illustrationen. Elegant gebd. M. 2.—

Grundriß der Kunstgeschichte,
von **Wilh. Lübke.** 11. Auflage.
Mit 200 Illustrationen. Elegant gebd. M. 18.—
Französische Ausgabe: Essai d'histoire de l'art. Gebunden M. 20.

Geschichte des Barokstiles, des Rococo und des Klassicismus von Cornel Gurlitt.
In Italien. Mit 217 Illustration. Eleg. geb. M. 20.—
In Belgien, Holland, Frankreich, England. Mit 164 Illustrationen. Eleg. geb. M. 19.—
In Deutschland. Mit 164 Illustrationen. Eleg. geb. M. 19.—

Verlag von Paul Neff und Ebner und Seubert (Paul Neff) in Stuttgart. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13. II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kux, Deutsche Küche.
Präm. Amsterdam, Hannover, Leipzig.
Best. Kochb. d. Neuz. Eleg. geb. 3 Mk.
Vert. v. Jul. Bagel, Mülheim Ruhr.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg. Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Douchapparate, Closets.

Prospekt gratis u. franko.
Nur allein **J. C. Eckardt**
in **Stuttgart**
fabrizirt den
weltbekannten pat.
Christbaum-Untersatz
mit Musiku. Mechanik.
welcher den Baum mit feierlicher Musik selbstthätig in langsam drehende Bewegung versetzt.
Preise bedeut. reduz.
Tragkraft: 1 Centner.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Meine Damen!

Bitte, verlangen Sie die neueste ill. Preisliste unserer **Handschuh-Fabrikate**; wir versenden **Glacé-, Dänische u. seidene Handschuhe** in bester Qualität direct an Private und geben bei Aufträgen v. über 20 Mark einen **eleganten Handschuhhalter gratis.**

Erich Kurgas & Co., Handschuhfabrik **Dresden-A.**

Berlin S. **Dr. Graf & Co.**, Brandenburgstr. 23.

Boroglycerin best. Cosmeticum, Winter sowohl wie Sommer.
Boroglycerin verschönt den Teint, auf Toilettentisch unentbehrlich.
Boroglycerin für Wunden, Quetschungen, Brandwunden 2c.
Boroglycerin i. höchsten u. allerhöchsten Kreisen eingef. u. beliebt.
Boroglycerin in eleg. ausgestatt. Zinntuben à M. 1 u. M. 0.50.
Boroglycerin in allen Apotheken und bess. Droguengeschäften.

Nur echt mit Schutzmarke, Namenszug und umwickelter Gebrauchsanweisung.

Man fordere **Dr. Graf's Boroglycerin.**

Hollins Merino Strickgarn

ist das Beste für Sommer- wie Winterstrümpfe.

ASTHMA & CATARRH

geheilt durch die Cigaretten oder das Pulver **ESPIC**

Beklemmung, Husten, Schnupfen, Nervenschmerz.

PARIS. EN GROS-VERKAUF: **J. ESPIC, 20, Rue St-Lazare**

In allen Apotheken in Frankreich. 2 Fr. die Büchse. — Man verlange die Unterschrift J. ESPIC in allen gross. Apoth. Deutschlands.

Für Weihnachten.

Directer Import **Thee** Neueste Ernte.

Souchong kräftiges Aroma pr. Pfd. 2,60.
Ceylon Mischung vorzüglich pr. Pfd. 2.80.
Pecco Mischung hochfein pr. Pfd. 3,—
franco Postsendung von 3 Pfd. gegen Nachnahme.
Jean E. Leonhardt.
Bad Homburg.

Weihnachts-Kistchen

enthaltend: **Specialitäten „Schwäbischer Weihnachts-Gebäcke"** in jeder gewünschten Grösse und Zusammenstellung versendet
Conditorei **Laura Stahl,**
Stuttgart.

Einziges Etablissement, das in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Damen-Mieder (Corsets)

M. WEISS, WIEN.

Preis der Mieder: 10, 12, 14, 16 fl. und höher. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimeter anzugeben: 1. Ganzen Umfang von Brust u. Rücken, unter den Armen genommen. 2. Umfang der Taille. 3. Umfang d. Hüften. 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen. **Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.**

Für Festgeschenke!

J. F. MENZER

Ritter des Königl. Griech. Erlöser-Ordens.

NECKARGEMÜND,

gegründet 1. Mai 1840.

Transitkellereien in Neckargemünd.

Deutsche und französische **Weine** in reicher Auswahl.

Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss M. 18.—	Marke **D.** in 12 Sort., herb, Claret u. süss M. 19.—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss » 18.60	Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss » 12.—
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss » 20.40	Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss » 12.—

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und roth M. 20.—
Im Fass (nicht unter 20 Liter).
Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. der Liter an.
Rothe deutsche Tischweine von 80 Pf. der Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen.

Billigste Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.

Linoleum,

Bestes Fabrikat.

	□ Mtr.
Gemustert secunda	1.80 ℳ
Glatt 2½ mm stark	2,50 ℳ
Glatt 3½ mm stark	2,85 ℳ
Gemustert 3½ mm stark	3,30 ℳ
Granit mit durchgehendem Muster, tritt sich nie ab	4,38 ℳ

Julius Henel vorm C. Fuchs,
Hoflieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 26.

Qualitäts-Proben und Muster franco.

Dessins stellen wesentlich mit ihrer Basis, echten Fabrikat.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher **Cacao.**
in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Garant. Echte **Schwarzwälder** Regulateure, Stand-, Kukuk-, Musik-

Uhren

Stück v. M. 3.— bis M. 1600.—
Reichh. Katalog grat.

Carl Zanger,
Freiberg i/S.

ab Fabrik — ohne Concurrenz.

Richters Anker-Steinbaukasten

sind und bleiben das beste und billigste Geschenk für Kinder. Das billigste deshalb, weil deren farbige Steine fast unverwüstlich sind, sodaß die Kinder jahrelang damit spielen können. Tausend und abertausend Eltern haben den hohen erzieherischen Wert dieser einzig in ihrer Art dastehenden Steinbaukasten lobend anerkannt; es giebt kein besseres und geistig anregenderes Spiel für Kinder und Erwachsene.

Herr Graf Ingelheim in Geisenheim schreibt: „Ihre Anker-Steinbaukasten sind wirklich ein ganz reizendes Spielzeug, die Lieblingsunterhaltung meines 5½jährigen Söhnchens; und da es sich nun schon zwei Jahre mit Nr. 10 beschäftigt, soll es jetzt einen größeren Kasten bekommen. Infolge mehrfacher Empfehlung an Bekannte kann ich Ihnen heute folgende Bestellung machen" usw.

Herr H. Ryssel, Reallehrer in Hannover, schreibt: „In der Festesfreude setze ich mich hin, um Ihnen von dem Entzücken zu berichten, das die Fortsetzung des Anker-Steinbaukastens bei meinem Sohne hervorgerufen hat. Derselbe, jetzt im 16. Jahre, sieht das Geschenk als das beste an. Ich selbst beschäftige mich gleichfalls in meinen Mußestunden mit dem Kasten, um allerlei neue Bauprojekte auszudenken."

Herr Lehmann, kgl. Postkassierer in Graudenz schreibt: „Mein sechsjähriger Junge, dem ich einen Anker-Steinbaukasten zu Weihnachten gekauft habe, ist davon ganz entzückt; er baut den ganzen Tag und will von keinem andern Spielzeug mehr etwas wissen. Der Kasten ist aber auch in der That reizend, und empfehle ich denselben wo ich kann."

Herr Regierungsrat Breitenbach in Altona schreibt: „. . . . Bei den ungezählten Anerkennungen, die Ihren Anker-Steinbaukasten zuteil geworden sind, werden Sie keinen Wert auf gleichartige Äußerungen zu legen brauchen. Und doch kann ich nicht umhin, auf Grund mehrjähriger Erfahrungen, die ich bei der Thätigkeit meiner Kinder mit diesem ebenso formvollendeten wie sinnreichen Werke gemacht habe, auszusprechen, daß Sie in hohem Maße „Bildner der Jugend" sind."

Erbaut mit einem Anker-Steinbaukasten.

Richters Anker-Steinbaukasten

sind die einzigen der Welt,

mit denen so große und stilgerechte Bauten, wie die hierneben abgebildete griechische Kirche, ausgeführt werden können.

Sie sind die einzigen Baukasten,

die planmäßig bis zu dieser Größe ergänzt werden können, und die somit jedes Jahr wertvoller und unterhaltender werden. Die jedem echten Kasten beiliegenden Vorlagen sind in ihrer Art wahre Kunstwerke, die veredelnd auf den Geist der Kinder einwirken.

Herr Sektionsvorsteher E. Beck in Hamburg bemerkt in seinem Schreiben: „. . . . Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich den Ruhm ihrer Anker-Steinbaukasten verkünden; die sind ja längst allseitig als das großartigste und belehrendste Unterhaltungsmittel allgemein anerkannt worden.

Neulich hatte ich auch Gelegenheit, eine Nachahmung ihres Steinbaukastens zu sehen; ich kann Ihnen aber nur bestätigen, daß ein solcher Kasten in keiner Weise den Ihrigen gleichkommt, auch nicht annähernd. Ich empfehle deshalb allen Eltern auf das dringendste, sich nicht durch die vielleicht etwas billiger einzukaufenden Nachahmungen bestechen zu lassen, sondern nur die echten Anker-Steinbaukasten zu nehmen."

Wer sich für 50 Pfg.

die langen Winterabende in angenehm fesselnder Weise vertreiben will, dem sei die Anschaffung der Richterschen Geduldsspiele.

Kreuzzerbrecher, Quälgeist, Kopfzerbrecher, Kreisrätsel, Pythagoras

empfohlen; sie kosten 50 Pf. das Stück. Da die neuen Hefte auch Aufgaben für Doppelspiele enthalten, so sind sie noch unterhaltender als früher, sodaß deren Anschaffung auch denen empfohlen werden kann, die schon eines dieser Spiele besitzen. Jedes Spiel bietet neue Anregung und angenehmen Zeitvertreib. **Minderwertiger Nachahmungen** wegen sehe man beim Einkauf der Geduldsspiele nach der Fabrikmarke **Anker.**

Weitere Zeugnisse und ausführliche Mitteilungen über jeden einzelnen Kasten und über die Geduldsspiele findet man in der **neuen illustrierten Preisliste**, die sich alle Eltern eiligst von der unterzeichneten Firma kommen lassen sollten, um rechtzeitig ein wirklich gediegenes **Weihnachtsgeschenk** für ihre Kinder wählen und bestellen zu können — Alle Steinbaukasten **ohne** die Marke **Anker** sind gewöhnliche und als Ergänzung wertlose Nachahmungen; darum verlange man stets und nehme

nur Richters Anker-Steinbaukasten,

die nach wie vor unerreicht dastehen und **die einzigen sind, die planmäßig ergänzt werden können.** Die echten Anker-Steinbaukasten sind zum Preise von 50 Pf. bis 5 Mk. und höher

in allen feineren Spielwaren-Handlungen der Welt vorrätig.

F. Ad. Richter & Cie., k. u. k. Hoflieferanten,

Rudolstadt (Thüringen); Nürnberg, Untere Braustraße 13; Wien, I. Nibelungengasse 4; Olten (Schweiz); Rotterdam, Jonkersfransstraat 42; Bruxelles-Nord, Rue St. Lazare 39; Reims, 54 Rue Buirette; New-York, 17 Warren-Street; London E.C., 44 Jewin-Street.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

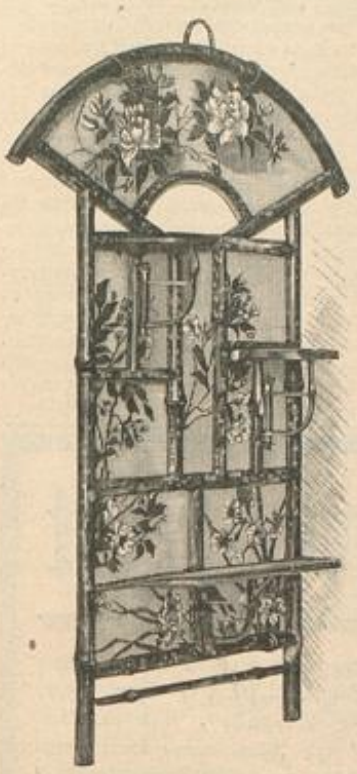
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

11. December 1892. — XIX. Jahrgang, Heft 24.

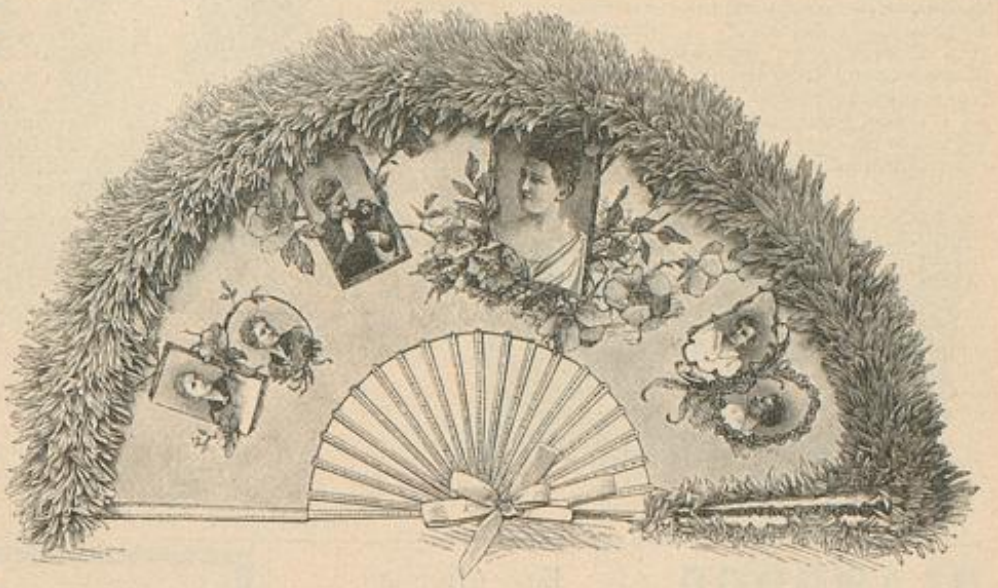
förmige Aufsatz zeigt weiße Rosen mit braunem Laub. Kleine bewegliche Platten, die auf Bambusstützen ruhen, sollen Statuetten tragen, — das Ganze so dem elegantesten Salon zur Zierde gereichend.

Diesen Anspruch können die mit Brennstift und Pinsel verzierten Spanschachteln freilich nicht erheben; sie wollen der ordnungsliebenden Hausfrau als hübsche Behälter für Kleinigkeiten mancherlei Art dienen und sind mit einem Plätzchen in der Nähe des Arbeitstisches zufrieden. In Tyroler Bauernmanier decorirt, können sowohl der „Satz" von vier kleineren Schachteln, wie auch einzelne größere Schachteln erworben werden, von denen sich eine, mit ihrem Deckel durch moosfarbene Atlasbänder verbunden, als Etagère präsentirt. Unser der Brandmalerei gewidmetes Extrablatt 32 bietet viele verwendbare Motive für diese rasch fördernde, heiter wirkende Ausstattung.



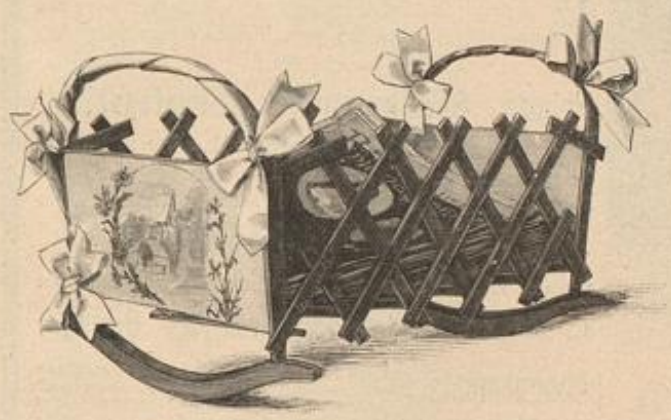
Ist es schon interessant, zu sehen, wie einfache Schachteln sich unter geschickten Händen zu zierlichem Geräth umwandeln, so erweckt es fast Bewunderung, wenn aus einer mit Malerei geschmückten Puppenwiege ein Journal-Behälter geworden. Zusammenschiebbar, wie das seiner wirklichen Bestimmung belassene Puppenbettchen am Schluß dieser Zeilen, sind Kopf- und Fußplatten der schlichten Holzwiege mit farbigem Bilde geschmückt und reich mit zweifarbigen Bandschleifen ausgestattet.

Als Familien-Album präsentirt sich der Photographie-Ständer in Fächerform aus



weißem Carton, welcher die Bilder einer Person in verschiedenen Altersstufen oder aller Glieder eines Hauses aufnimmt und ihnen als Rahmen fein gemalte Blumenzweige bietet, die in sinniger Weise dem Alter der dargestellten Personen angepaßt erscheinen. Den oberen Rand des Fächers säumt eine volle, leicht und luftig wie eine Feder-Rüsche wirkende Guirlande dicht aneinandergereihter Schneeballen aus Papier. An die Stelle der leicht getönten Schneeballen können natürlich auch farbige Blüthen treten; besonders geeignet sind die verschiedenen Arten des Chrysanthemum, sowie blätterlose Rosen. Die Anfertigung der Papierblumen lehrten wir in den Nrn. vom 14. December 90 (Astern), 14. Juni 91 (Waldrebe) und 13. December 91 (Heckenrosen), worauf wir noch besonders verweisen möchten. Nach der Zahl der zu vereinigenden Bilder wird sich auch die Größe des Fächerständers richten, der an der Vorlage 65 cm Breite zu 35 cm Höhe mißt; ein auf der Rückseite befestigter doppelter Drahtstab verleiht demselben den nöthigen Halt.

Soll Jeder auf dem Weihnachtstisch eine Gabe finden, so dürfen vor Allem die Kleinen nicht vergessen werden, die an diesem Tage meist die Hauptrolle spielen. Das Puppenbettchen ist unseren Leserinnen bekannt, da bereits die Nr. vom 14. December 90 Abbildung und eingehende Anleitung zur Herstellung bot. Stäbe und Platten verzierten Brennstift und Farbe in flotter Bauernmanier, doch genügt schon der Stift, der in kräftigen Linien jedes beliebige Muster ausführt. Sehr hübsch wirkt die in bunter Seiden-Mosaik gearbeitete Bettdecke, welche Püppchen-Mama sorglich über ihr Kindchen breitet.



Höchst possirlich erscheinen die allen Kindern bekannten, als Spielzeug sicher willkommenen Elefanten, die sich auf der Wippe schaukeln. Thiere aus Tuch oder Barchend herzustellen lehrten wir mehrfach zur Weihnachtszeit, (Elefanten in der Nr. vom 8. December 79), möchten aber bemerken, daß die Filzthiere für ein Geringes käuflich sind, sodaß man nur die Mühe hat, sie auf einer beliebig großen Wippe zu befestigen und dieser selbst durch eine gehäkelte Verzierung zu freundlichem Aussehen zu verhelfen. E. F.

— In der Imitation von Lederauflagen durch Oelmalerei bieten die Abb. 23 und 24 der heutigen technischen Nummer eine neue reizvolle Arbeit, welche zu den interessantesten Variationen Anregung giebt. Ganz vorzüglich geeignet für diese Art der Ausführung sind die bekannten Smyrna-Muster, die sich jeder Zimmer-Einrichtung harmonisch einfügen. Mit Hülfe des Eckspiegels lassen sich die einzelnen Figuren beliebig als Plein wie als fortlaufende Borten umgestalten, und die wirkungsvolle Farbengebung, welche die warmen, schönen Töne einfach neben einander stellt, dürfte auch einer wenig kunstgeübten Hand leicht gelingen. Je nach dem gewählten Grundstoff wird der Farbenauftrag verschieden sein und hierdurch wiederum eine abweichende Wirkung hervorbringen. Fries und Tuch verlangen die Oelfarbe kräftig und opak aufgetragen und die Contouren der Musterfiguren scharf markirt, entweder, wie bei der oben erwähnten Decke, durch lose Stiche mit starker Wolle, oder mittelst abstechender Umrisse in Oel- oder Bronzefarbe; jedenfalls muß die Wirkung von Auflagen gewahrt und unterstützt werden. Anders ist die Ausführung auf Leinen oder Seide, da hier der einfarbige Stoff nur den Charakter des gemustert gewebten erhalten soll, auf welchem diese Musterung mit Pinsel oder Faden noch durch leichte Contourirung schärfer sich hervorheben läßt. Hier ist ein lasirender Farbenauftrag erforderlich, welcher die Textur des Gewebes nicht deckt, sondern ihr Mitwirken gestattet. Wie vielseitig die Anwendung dieser Arbeit sein kann, ist aus dem Gesagten zu entnehmen; darf sie doch überall dort eintreten, wo auf gemusterten Stoffen Ausnäharbeit oder die Aufnäharbeit statthaft sein würde, und da bietet sich ein gar reiches Arbeitsfeld an Decken aller Art, Vorhängen, Kissen, Sachets u. dergl. mehr. E. F.

— Bestimmt, die Wohnräume mit einem feinen, ganz leisen Wohlgeruch zu erfüllen, sind zierliche Sachet-Säckchen aus verschiedenfarbiger Seide, die harmonirende Bänder von ungleicher Länge büschelweise vereinigen. Die Farbe der Seide deutet die Blume an, deren Wohlgeruch das Säckchen ausströmt. Zur Verzierung wird die Blüthe selbst mit Nadel oder Pinsel — auch Beide vereint — auf der Seide ausgeführt. Wo sich durch feine Nuancirung, Farbe in Farbe, eine harmonische Wirkung nicht erreichen läßt, muß auf die naturgetreue Wiedergabe der Blüthen verzichtet werden. E. F.

Schmücke Dein Heim
mit Diaphanien.

Ein prachtvoller Fensterschmuck für Kirchen, Schulen, Villen, Wohnhäuser, Hotels, Treppenhäuser etc.

Reizende Geschenke für Jedermann.

Als **Hängebilder** zum sofortigen Versand in allen Grössen und Ausstattungen sind vorräthig: **Allegorien, Genrebilder, Landschaften, Blumen- und Fruchtstücke, Porträts, Ritter, Wappenschilder etc.**

Unsern Hauptkatalog mit Probebild und ca. 500 Illustrationen

über' fertige Hangebilder und Scheiben zum Einsetzen versenden wir gegen Einsendung von 1 M., den Prachtkatalog in Buntdruck gegen 2 M. — Rückvergütung bei Aufträgen von 20 M. an.

Franco-Versand innerhalb ganz Deutschland bei Aufträgen von 50 M. an.

Musterlager u. Detailverkauf für Berlin, Ecke Friedrich- u. Leipziger Str. (Equitable-Gebäude).

Grimme & Hempel, Leipzig.

Niederlage u. Detailverkauf für Hamburg, Gerhof-Strasse Nr. 1.

Feine Harzer
!Kanarien-Vögel!
mit den seltensten Touren zu Mk. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiskourant
H. Katermann,
Clausthal, Oberharz.
NB. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

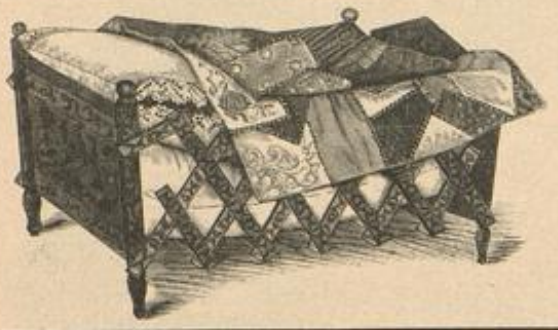
Schneider-Unterricht,
theoretisch wie praktisch, wird vom **1. October** ab im
Berl. Schnittmuster-Atelier, Fidicinstraße Nr. 39
ertheilt.
Agnes Niemann,
Directrice und staatlich geprüfte Handarbeits- und Industrie-Lehrerin.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW Wilhelmstraße 59 IV.

Bitte, eine Frage!
besitzen Sie die kleine Schrift: **Chemie der Hausfrau?** Inhalt: Conservir. d. Nahrungsmittel, Erkenn. v. Verfälsch., bewährte Recepte f. Toilette, Wäsche, Küche u. Garten, vollst. Anleit. z. Bereit. v. Wein, Likör aus Obst etc. **Nur 75 Pfennige franco.** — Verfasser: **F. R. Müller,** Chemiker, **Cöln a. Rh.**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bezugsquellen: Perler-Fächer: M. Lewin, C, Hausvoigtei-Platz 1. — **Ständer, Kasten, Platten u. s. w. aus feuervergoldeter Pappe:** H. Schlittermann, C, Stallschreiberstr. 46. — **Holzgegenstände zum Brennen und Bemalen, Puppenwiege:** O. Fromke, W, Lützowstr. 59; — **Spanschachteln** (gebrannt und unverziert): J. A. Pecht, Kunstgewerbliche Anstalt, Constanz. — **Gegenstände aus Bambus mit Holz- und Metallplatten:** Schmidt & Cie., S, Dresdenerstr. 81. — **Spielzeug:** G. Soehlke, SW, Markgrafenstr. 58. — **Malereien** übernehmen die Damen: Frl. E. von Beaulieu, Steglitz, Wrangelstr. 10 (Kasten, Ständer); Frl. C. Lobedan, W, Hafenplatz 5 (Flasche, Wandbrett); Frau E. Schmidt-Pecht, Constanz (Schachteln). — **Schnitzarbeiten** (fertig, angefangen, wie auch Material): Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a.



Soeben erschien: **Häusliche Kunst.**

Lieferung 8. Inhalt: **Aetzen und Graviren auf Metall, Stein und Elfenbein.** Von Elisabeth Schmidt-Pecht. (Schluß). — **Aetzarbeit mit galvanischer Färbung.** Von Hildegard Lehnert. — **Glas-Aetzung. Imitation.** Von Franz Menter. — **Laubsäge-Arbeit in Metall.** Von Elisabeth Mente. — **Bossiren oder Klopfarbeit in Metall.** Von Clara Hartenstein. — **Treiben und Ciseliren.** Von Hedwig von der Groeben. — Preis 50 Pfg. Jede Lieferung ist einzeln zu haben.

Redactions-Post.

Frau Fanny F. in Linz. — Die möglichst gleichmäßige Entwickelung der geistigen Eigenschaften eines begabten Knaben ist sicher das Streben einer jeden Mutter, wie überhaupt jeder Erziehung. Wenn wir nun auch keine fanatischen Anhänger des sogenannten spielend en Lernens sind, so sollte man doch auch im Spiel niemals jenes ernste Ziel aus dem Auge lassen. Am folgerichtigsten durchgeführt finden Sie die hierauf hinzielenden Grundsätze in dem Fröbelschen System, das zunächst das Anschauungsvermögen auszubilden und dann allmälig zur Combination der gewonnenen Vorstellungen überzuführen sucht. Hat Ihr Sohn mit seinen neun Jahren die erste Stufe dieser Erziehungs-Methode überschritten, so ist er allerdings über das naive, nur die Phantasie in Anspruch nehmende Spielen hinaus. Er muß eben anfangen zu combiniren. Wenn Sie ihn allmälig darauf hinleiten wollen, werden Sie ihm am besten dies oder jenes der nach Fröbelschem System von F. Ad. Richter & Co. in Rudolstadt hergestellten Geduld- und Gedankenspiele unter den Weihnachtsbaum legen. Seiner von Ihnen hervorgehobenen Neigung, zu bauen und zu construiren, dürften die üblichen Holzbaukasten allerdings nicht mehr genügen. Versuchen Sie es einmal mit den Richterschen Anker-Baukasten, die wirkliches Steinmaterial in Miniatur-Format enthalten und zugleich stufenweise Anleitung zum Bauen geben. Sie finden sie unsres Wissens in jeder größeren Spielwaaren-Handlung.

ZLATOROG.

Eine Alpensage
von
Rudolf Baumbach.
39. Tausend.
Illustrirte Ausgabe mit
grosser Schrift.

Neuer prachtvoller Einband.
M. 4.—.

Dieses kleine Prachtwerk eignet sich durch Gediegenheit seines Inhalts, Schönheit der Ausstattung und sehr billigen Preis in erster Linie als Geschenk für die vornehme Gesellschaft.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Filz-Hüte f. Damen, f. Kinder garnirt zu anerkannt **billigen Preisen** empfiehlt die **Stroh- und Filzhut-Fabrik** von **W. A. Peschke,** Lützowstr. 30.

Patent. **Waschmaschine „Badenia“** auch als Tisch verwendbar 14mal preisgekrönt, empfiehlt das General-Debit **Michael Jaeger, Darmstadt.** Prosp. grat. u. franc.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums
Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Marianne Grimmert Nachf.
Berlin SW., Lindenstraße 20 III empfiehlt sich **zur Behandlung Fußleidender.**

Nützlichstes Weihnachtsgeschenk
für Herren und Damen.

„Factotum“ Stiefel-Anzieher und Auszieher, womit man die engsten Stiefel **bequem anzieht, ohne sich zu bücken.**
I. für Zugstiefel hell polirt . . . . . **2,50 M.**
II. f. Zugstiefel nussbaum polirt . . **3,00 „**
III. f. Schaft- u. Zugstiefel . . . . **5,50 „**
D. R.-Patent 58629. **franco** jeder Poststation bei Voreinsend. od. 20 Pf. Zuschl. p. Nachn.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin, Markgrafen-Str. 20 Ecke Koch-Str.

Kinderwagenbazar Max Brinner, Berlin
Jerusalemerstr. 42, I. Versandgeschäft. Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat u. billigste Preise, größtes Lager. Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Junge fette Gänse, gerupft, 7—9 Pfd. schwer, vers. täglich frisch geschlachtet per Pfd. 50 Pf., **Enten** 60 Pf. per Pfd. ab hier. **E. Laack, Tilsit** (Ostpr.).

Unterricht in Oel- u. Aquarell-Malerei ertheilt Lina D'Heureuse, Steinmetzstr. 8.

Berliner Tageblatt

und **Handels-Zeitung** nebst seinen **4 werthvollen Beiblättern:** illustr. Witzblatt **„ULK“,** illustr. belletr. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“,** feuilleton. Beiblatt: **„Der Zeitgeist“** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft.“**

Durch seinen reichen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden, gediegenen Inhalt sowie durch **rascheste** und zuverlässige Berichterstattung hat sich das **„Berliner Tageblatt“** die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Unter Mitarbeiterschaft gediegener Fachschriftsteller auf allen Hauptgebieten, als Theater, Musik, Litteratur, Kunst, Naturwissenschaften, Heilkunde 2c. erscheinen regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons,

welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreise in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt“** die am **weitesten verbreitete**

große deutsche Zeitung.

Das „Berliner Tageblatt“ entspricht aber auch **den strengsten Anforderungen,** welche man an ein solches Organ zu stellen berechtigt ist, in vollem Maaße.

Das tägliche Feuilleton bringt Original-Romane der hervorragendsten Autoren; so erscheint gegenwärtig das neueste Werk

Friedr. Spielhagen's: „Sonntagskind“

dessen Abdruck im Januar beendet wird. Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bis zum Quartalswechsel bereits erschienenen Theil dieses hochbedeutenden Werkes

kostenfrei nachgeliefert.

Hierauf erscheint eine höchst spannende Erzählung von

L. Habicht: Das Testament des Herzogs.

Probe-Nummern mit allen Separat-Beiblättern versendet franko auf Wunsch die **Expedition d. „Berliner Tageblattes“, Berlin SW.**

Abonnements auf das **täglich 2mal** in einer Morgen- und Abendausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt“ nehmen alle Postanstalten des Deutschen Reiches für **5 Mark 25 Pf. vierteljährlich** entgegen; ebenso alle Postämter der dem Weltpost-Verein zugehörigen Staaten unter üblichem Postaufschlag.

Es werden zu kaufen gesucht:

ältere Moden-Zeitungen (bis 1850);
ältere Zeitschriften mit Modenbildern;
Almanache, Kalender und Taschenbücher mit Modenkupfern;
alte Bücher mit Holzschnitten und Kupferstichen, sofern diese für die Tracht der Zeit Interesse bieten;
ältere Modell-, Stick- und Spitzenmuster-Bücher;
alte Holzschnitte und Kupferstiche mit schönen und interessanten Trachten-Darstellungen.

Anerbietungen mit Preis-Angabe sind zu richten an die

Expedition der Illustrirten Frauen-Zeitung.

Mostrich-Büchse

bewahrt dem Senf seine Schärfe und Aroma, schützt ihn vor Staub, Vertrocknen und Luft und bildet eine reizende Tischzierde.

Gefertigt aus **Meissner Porzellan** kostet sie **1 M. 75 Pf.** in **weiss, 2 M. 25 Pf.** in **Zwiebelmuster, 3 Mark** in **feiner Blumenmalerei.**

Zu haben in allen besseren Haushalt- und Porzellan-Geschäften. Wo nicht, liefern direct zu obigen Preisen, zuzüglich Porto und Verpackung gegen Nachnahme, die alleinigen Fabrikanten

Weickert & Co., Dresden.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.
Dr. Klencke,
Der Frauenarzt.
Lehrbuch
für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstkenntnis der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen, wie zur rationellen Selbstbeteiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände.
3. neu durchgearbeitete Auflage.
Preis eleg. geb. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. 70 Pf.
Dieses Buch des rühmlichst bekannten Verfassers ist wissenschaftlich wie populär behandelt und kann allen Frauen ohne Bedenken in die Hand gegeben werden.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hemdentuch!!
Seit Jahren versende franco gegen Nachnahme eine ganz **vorzügl. Qual. Hemdentuch** in 30 m-Stücken à m 45 Pf. Durch den enormen Umsatz ist es mir jetzt möglich geworden, das m schon **mit 42 Pf.** zu verkauf.
Neulewin (Oderbr.). **W. Lorenz.**

Man verlange
The Crown Perfumery's
extra stark concentrirte Parfüms:
Weltberühmte
Crab Apple Blossoms
Parma-Veilchen
Weisser Flieder
Orchidea
Lotus-Blüthen.
Berühmt wegen ihres köstlichen Wohlgeruchs. Zu haben in allen grossen Parfümerie-Geschäften und in **London, 177 New Bond Street.**

In meiner soliden
Familien-Pension
finden **zum Januar** Damen gutes Unterkommen, auch würde ein schulpflicht. Mädchen oder Knabe zum Januar freundliche u. gewissenhafte Pension finden. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres
Frau **J. Voigt, Berlin** SO. Melchior-Str. 45 II, SO.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. von Keller, Berlin, W, Flottwellstraße 17, III.

Fabrik von sämmtlichen
Musik-Instrumenten und **Musikwerken.**
Haus I. Ranges.
Man verlange illustr. **Prachtcatalog** gratis u. franco.
H. Behrendt,
Import, Fabrik- und Export-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 160.

Ich ertheile Unterricht im Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich v. 1. Oct. ab **Lützowstr. 112.** **Marie Peiler.**

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., **Oranienstr. 158.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf